Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst

Frankfurter Verein für Geschichte und Landeskunde

Ger 32.3.3

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR

FRANKFURTS GESCHICHTE

UND

KUNST.

Dritte Folge.

Herausgegeben

von dem

Vereine für Geschichte und Alterthumskunde

zu

Frankfurt am Main.

Vierter Band.

Mit sieben Lichtdrucktafeln.

FRANKFURT a. M.
K. TH. VÖLCKERS VERLAG.
1893.

Digitized by Google

Ger 32.3.3

HARVARD COLLEGE LIBRARY
DEC 6 1905
HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

Druckerei von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. **Dr. H. Grotefend,** »Der Prorektore und das Frankfurter Gymnasium am Ende des vorigen Jahrhunderts . . . 1

II. **E. Mentzel,** Schillers Jugenddramen zum ersten Male auf der Frankfurter Bühne. II. Die Verschwörung des Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos 64

III. **Dr. K. Schellhass,** Eine Kaiserreise im Jahre 1473 . . . 161

IV. Professor **Dr. G. Wolff,** Die römischen Ziegeleien von Nied bei Höchst a. M. und ihre Stempel 212

V. **F. Quilling,** Die in Höchst, Nied und Umgebung gefundenen antiken Münzen 347

VI. **Kleinere Mittheilungen.**

1. **Dr. R. Jung,** Die Anfänge der Porzellan-Fabrikation in Frankfurt a. M. 367

2. **E. Mentzel,** Lessings »Minna von Barnhelm« und »Freigeist« auf der Frankfurter Bühne in den Jahren 1767 und 1768 375

3. **Dr. E. Cohn,** Zur Erinnerung an Dr. med. Wilhelm Stricker 385

Geschäftliche Mittheilungen.

I. Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1891 III

II. Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1891 XVI

III. Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1892 XIX

IV. Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1892 XXVIII

Digitized by Google

I.

„Der Prorector“ und das Frankfurter Gymnasium am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Von

Archivrath Dr. **H. Grotefend** zu Schwerin i. M.

Der Frankfurter Dialect hat reiche litterarische Blüthen getrieben, unter allen aber nimmt die wohlbekannte Schulcomödie »der Prorector« unbestritten den ersten Platz ein. Von den bisher durch den Druck bekannt gewordenen Proben Frankfurter Mundart ist der Prorector die ältes te,[1] denn das Stück entstammt, darüber kann kein Zweifel obwalten, dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Ich werde mit dieser unbestimmten Zeitangabe das Kopfschütteln mancher Leser hervorrufen; die einen werden mir den Druck aus dem Jahre 1794 vorhalten, die anderen werden wegen der Lebhaftigkeit der Darstellung die Gleichzeitigkeit der Abfassung behaupten, also das Jahr 1793 als Entstehungsjahr verlangen. Allein meine Darlegung, hoffe ich, wird sie überzeugen, dass beide Gründe nicht so ganz beweisend für 1793 oder 1794 sind, dass aber die wirkliche Entstehungszeit allerdings nicht gar weit von diesen Jahren abgelegen haben kann.

Der Prorector ist (abgesehen von einem in den letzten Jahren erschienenen Neudruck) zweimal im Druck erschienen. Die ältere Ausgabe trägt die Worte »Frankfurt 1794« als Orts- und Jahresangabe, die »Zweite mit einer Vignette und einigen Zugaben vermehrte Ausgabe« ist 1839 bei Carl Körner zu Frankfurt a. M. erschienen. Es ist die allgemeine Annahme, dass J. W. Sauerwein, der Verfasser von »der Gräff, wie er leibt und lebt« und zahlreicher anderer, meist bei Carl Körner verlegter Frankfurter Lokalstücke, der Veranstalter dieser letzten Ausgabe gewesen ist, von welcher der erwähnte Neudruck nur ein einfacher Abdruck ist. Herr F. Rittweger schreibt mir hierzu: »Die Ansicht, dass Sauerwein der Herausgeber der Ausgabe von 1839 ist, mag wohl erst weit später entstanden sein; in

[1] Die im Sachsenhäuser Dialect geschriebenen Stücke Seyfrieds sind auch meines Wissens nie gedruckt worden. S. Archiv, 3. Folge, III, 275.

Digitized by Google

meiner Jugendzeit hatte man nie davon gehört. Körner ist als Verleger der Sauerwein'schen Stücke wohl auf die Idee gekommen, den Prorector durch Neuherausgabe dem »Gräff« zur Seite zu stellen; daher lag die Annahme nahe, diese Ausgabe auf Sauerwein zurückzuführen.« In beiden Drucken wird das Stück als »Ein Lustspiel in zwei Aufzügen« bezeichnet.

Anders war es in einer Handschrift, die sich neben dem Drucke von 1839 in der Bibliothek meines sel. Vaters befand, und die er — seiner Erzählung nach — in seinen Secundanerjahren in Frankfurt 1820 in mehreren Freiviertelstunden nach dem Dictat eines älteren Schülers niedergeschrieben hatte. Sie erfreut sich durchweg eines weitaus besseren Textes als der ältere Druck, in manchen Punkten sogar besserer Lesarten als der Druck von 1839. Auf dem Titel der Handschrift meines Vaters wird das Stück als Lustspiel in vier Aufzügen bezeichnet, trotzdem aber ist — ebenso wie die Drucke — auch diese Abschrift des Stückes nur in zwei Aufzüge abgetheilt, deren erster aus drei Auftritten besteht, während der zweite nur die Ueberschrift »Erster Auftritt«, doch keine weitere Theilung im Verlauf des Textes aufweist. Es sind mir seitdem noch zwei weitere Handschriften bekannt geworden, die inhaltlich bis auf Kleinigkeiten mit der meines Vaters übereinstimmen und die beide gleichfalls auf dem Titel den Zusatz führen: »Comödie in vier Aufzügen«. Die eine dieser Abschriften (aus der freiherrlich von Bethmann'schen Bibliothek) übertrifft die meines Vaters an Alter, scheint ihr aber an Entstehungsart gleich zu sein, sie trägt nämlich den Vermerk »22/1—28/1 1810 Fft a. M.«, ist also augenscheinlich in den Tagen vom 22. bis 28. Januar 1810, vermuthlich auch in den Freiviertelstunden, angefertigt worden. Die andere Handschrift zeigt einige Hörfehler und Lücken, die augenscheinlich auch auf deren Ursprung durch Dictiren hinweisen; sie stammt aus dem Besitze des Justizraths Euler und trägt keine Bezeichnung ihrer Entstehungszeit, die nach der Handschrift aber sicher noch ins erste Drittel dieses Jahrhunderts zu setzen ist. Diesen drei Handschriften gegenüber steht nur eine, die der Hand nach aus der nämlichen Zeit stammt, die aber die Bezeichnung als »Ein Lustspiel in zwei Aufzügen« führt. Geschrieben ist sie von Gewitthe, wie ein Schlussschnörkel den Namen wiedergiebt. Auf dem Titelblatt ist der Name mit Tinte überfahren, so dass man daraus die Richtigkeit der Lesung des Namens am Schluss nur vermuthungsweise bestätigen kann. Ich fand sie gelegentlich der Räumung eines Actenbodens des Stadtgerichts unter den Criminalasservaten und Corporibus delicti. Wie sie dorthin ge-

Digitized by Google

kommen, verrieth keine Spur.[1] Sie stimmt am meisten mit dem ältesten Druck überein, enthält auch die meisten von dessen sinnstörenden Fehlern, bietet aber an manchen Stellen textlich mehr als diese, so dass sie sich als keine einfache Abschrift vom Druck genugsam kennzeichnet. Am Ende ist ihr, wie auch den anderen genannten Handschriften das s. g. »Fragment aus einer theologischen Stunde« angefügt.[2]

Der Umstand, dass die zwei nachweislich ältesten dieser Handschriften, die von 1810 und die von 1820 stammende, beide dem Stücke vier Aufzüge zuschreiben, lässt darauf schliessen, dass die ältere Ueberlieferung noch eine Ahnung von einer Eintheilung des Stückes in vier Abschnitte hatte, während die jüngere nach dem Befunde des Inhaltes das »vier« auf dem Titel in »zwei« schlimmbesserte.

Dieser Schluss führt dann zu dem weitern, dass der erste Druck mit der Jahreszahl 1794 nicht gut aus diesem Jahre stammen kann, da auch er nur zwei Aufzüge nennt. Unterstützt wird dieser weitere Schluss dadurch, dass die Lesarten dieses Druckes zum Theil derartige sind, dass sie eine gänzliche Unbekanntschaft mit damals allgemein bekannten Personen und Verhältnissen verrathen.[3] Dass es nicht Druckfehler sind, geht daraus hervor, dass sie auch in der Gewitthe'schen Handschrift sich finden, die doch schon durch das angehängte »Fragment« und auch sonst sich selbständig vom ersten Drucke zeigt. Es sind eben allmählich eingetretene Verschlechterungen des Textes, die bei der Art der Ueberlieferung durch Dictat nicht zu verwundern sind.

---

[1] Dass sie durch Brinckmann, der später Pedell des peinlichen Verhöramts war, in diese Räume gekommen ist, darf wohl kaum angenommen werden.

[2] Die Euler'sche Handschrift hat es nicht, weil sie überhaupt nicht ganz vollendet ist, sondern mitten im Satze abbricht.

[3] »ins Conventium« statt »ins Conventum«, wie man mit dem Accusativ von Conventus sagte. Conventus wurde wie auch Chorus im Volksmunde als Neutrum behandelt: das Convent, das Chor. »Bahro« statt Bahrdt (der bekannte Theologe, dessen hinterlassene Schrift »Resultate« noch im Staatsristretto vom 16. April 1793 angezeigt wird). — Dann aber der Irrthum: »Ich war in der bayrische Krönung dort«, wodurch das Folgende mit der »Kich« auf Hochheim sich bezieht, während bei der Lesart der älteren Handschriften: »Ich wahs in der bairische Krönung do sinn viel Wein hieher gebrocht worn, do hat ahch die Küch in der Krönung« etc. die Weinlieferung der städtischen Weinberge zu Hochheim für die Krönung und die Ochsenküche richtig zu erkennen sind. Auch die Veränderung des nicht mehr verstandenen Jobwächter (der alten Bezeichnung der Frankfurter Nachtwächter von ihrem Zuruf Job beim Stundenwechsel) in »Thornwächter« ist dem älteren Drucke und der Gewitthe'schen Handschrift gemeinsam.

Digitized by Google

Hinzu kommt noch ein weiterer Grund für eine spätere Entstehungszeit des Druckes mit der Zahl 1794: die verwendeten Lettern weisen nicht auf das Jahr 1794, sondern auf die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts; wenigstens sind es die gleichen deutschen wie lateinischen Typen, wie die, mit denen z. B. Friedlebens Lehrbuch der Chronologie in Frankfurt bei Sauerländer 1827 gedruckt wurde, nur dass die Typen des Prorector abgenutzter erscheinen, so dass man sie fast für ausrangirt halten möchte. Vielleicht dass sie einer Winkeldruckerei oder vielleicht der Privatdruckerei eines wohlhabenden Schülers entstammten, die mit derartigen ausrangirten Schriften grösserer Druckereien wohl können versehen worden sein. Dass der ältere Druck von dem Verfasser selber ausgegangen sei, ist völlig ausgeschlossen; ausser den angeführten Verschlechterungen durch unverstandene Namen und Verhältnisse, sind gar zu viele sinnstörende Fehler darin enthalten, die nur durch flüchtiges Niederschreiben nach vielleicht auch schlechtem Dictat oder durch Abschriftnahme von einer schlechten Abschrift entstanden sein können.[1]

Neben all diesen bisher behandelten Textes-Ueberlieferungen steht nun eine Handschrift, die ich bei der Uebernahme der Handschriften des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde ins Stadtarchiv im Besitze desselben vorfand, ohne dass ich erforschen konnte, woher sie stammt. Auch ein auf den Aussendeckel mit Blei geschriebener Name »Huthmacher«[2] führte nicht weiter. Sie ist betitelt: »Die Prorectoriade. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen. Der Schauplatz ist in Secunda an einem Mittwoch Vormittags im Jahre 1792.«

---

[1] S. 6: »Ey was do dappern (statt geheere) jo Primaner hin«. Die ganz verderbte Stelle S. 9: »dess so a schwarz Seel, die nor — wolle, immer trachte dorch ihr eiserliches Betrage, welches gleich dem Gesetze (statt Gefässe) is, so auswendig gleich (statt rein) und inwennig voller Unrecht (statt Unrath) sinn«, wo dann noch zum Schluss das Verbum »zu verführn« fehlt. S. 9: »sein unschullig Weis« (statt ungeschliffe). S. 11: »kan Abwechslung (fehlt: der Zeit) gemacht hätt«. S. 12: »Betracht nor« (statt mer). S. 15: »singe (statt fange) das Lied an«. S. 15: »Es derf mer kahner« (fehlt: fort); »Un (statt An) anzelne Geschepfe«. S. 16: »Person ze geniesse« (statt zugewiese). S. 22: »jetz geb ener« (statt nur). S. 23: »ä Heer von Mensche« (statt Hoor). S. 27: »do sinn mer als (statt mehr als ahnmol) die Calefactere«; Wo (statt Wie noch) die Kirch gestanne hot«. S. 30: die ganz verderbte Stelle »mit so e poor — annere instruire« (statt die losse sich immer von so e poor annere — inspirire. S. 35: »de Mittwoch« (statt. den Mittag, was die Handschriften von 1810 und 1820 haben).

[2] Johann Georg Huthmacher trat 1830 als Stipendiat der niederländischen Gemeinde in die Quarta des Gymnasiums ein. Es könnte dieser aber doch nur ein späterer Besitzer der Handschrift gewesen sein.

Digitized by Google

Also auch sie verspricht vier Aufzüge, hält aber auch dieses Versprechen. Es sind in ihr nicht nur eine Anzahl Scenen bedeutend erweitert, sondern es schieben sich ganz neue Scenen dazwischen, auch das s. g. »Fragment einer theologischen Stunde« wird als letzter Auftritt des ersten Aufzuges eingeschoben, es tritt sogar eine in der kürzeren Form überhaupt nicht vorkommende Person, ein Junker von Holzhausen, handelnd auf. Ueberall, wo Abweichungen vorhanden sind, zeigen dieselben durch die Art, wie sie sich in den Sinn des Stückes eingliedern, und wie dieser erst durch sie einen logischen und verständlichen Zusammenhang erhält, dass wir in dieser volleren Fassung der ursprünglichen Arbeit des Dichters gegenüber stehen, und dass die kürzere, bis jetzt allein bekannte Fassung nur eine Verschlechterung derselben nach Inhalt und Form war.

Die Hand, welche die Niederschrift auf 64 Seiten klein Octav ausgeführt hat, stammt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Zuerst glaubte ich daher die Hand des Friedrich Karl Ludwig Textor darin erblicken zu sollen, allein die Vergleichung mit dessen Schriftzügen aus den verschiedensten Lebensaltern zeigte eine durchgehende Verschiedenheit des Schriftcharakters, dagegen ebenso deutlich die Gleichheit der Schulung. Der Anstrich der grossen L, B, H, besonders wenn diese Buchstaben an solenneren Stellen stehen, ein eigenartiger rechtsschräger Grundstrich als oberer Anstrich des P, die Verzierung des D in der Handschrift mittelst eines Verticalhaarstrichs durch den unteren Querzug, der bei Textor in gleich überflüssiger Weise sich bei dem B vorfindet — alle diese Zeichen und noch andere, kleinere, kaum zu beschreibende Uebereinstimmungen lassen darauf schliessen, dass die Besitzer beider Hände demselben Schreibmeister ihren Schreibunterricht verdankten. Auch die Orthographie (k statt ck, z statt tz), die Vertauschung von ß und s lässt die Handschrift auf das Ende des vorigen Jahrhunderts als Zeit der Niederschrift schliessen.

Umsomehr muss es auffallen, dass diese älteste, der Entstehungszeit am nächsten fallende Handschrift als Zeitpunkt der Handlung des Stückes 1792 angiebt, während alle anderen Handschriften, wie auch die Drucke, 1793 als Zeit der Handlung aufweisen. Letzteres muss aber richtig sein,[1] und 1792 ist als ein Fehler zu bezeichnen.

---

[1] Dass nur 1793 und nicht im Sommer 1792 das Stück spielen kann, lässt sich schon dadurch zwingend nachweisen, dass noch im October 1792 Johann Gerlach Guldener die Tertia besuchte. (Progressions-Einladung.)

Für das Jahr 1793 sprechen die Beziehungen auf die Belagerung von Mainz, wie sie im zweiten Auftritt des zweiten Aufzuges, und namentlich im dritten Auftritt des dritten Aufzuges enthalten sind. Die Ereignisse dieser Belagerung haben durch Goethes Aufzeichnungen weite Verbreitung gefunden, und ich kann sie als allgemein bekannt voraussetzen

Wenn der im vierten Auftritt des dritten Aufzuges gemeldete Ruin der Hochheimer Weinstöcke nicht allein auf die Belagerung zurück geführt werden muss, was an sich erklärlich genug wäre, und auch durch gleichzeitige Nachrichten verbürgt wird,[1] so ist dessen Erwähnung gerade ein für das Jahr 1793 charakteristischer Zug Das Staatsristretto meldet nämlich aus Frankfurt vom 3 Juni 1793. »Durch die seit einigen Tagen bei uns sich eingestellte rauhe und kalte Witterung hat der Weinstock nebst den Küchengewächsen in hiesigen Gegenden durch die Nachtfröste starken Schaden gelitten.« Der Zeit nach würde dieser Umstand gut passen Denn das Johanneum (24. Juni) soll, den Worten des Stückes nach (2. Auftritt des 4. Aufzugs), nahe vor der Thür sein, die Messkataloge sind bereits ausgegeben, was nach dem Staatsristretto vom 4. Juni 1793 nächster Tage zu erwarten war.

Was aber ist die im 4. Auftritt des 4. Aufzugs als dies solemnis erwähnte »Uffart«? Ist es Himmelfahrt, die der Volksmund früherer Jahrhunderte allerdings mit dem Namen Uffart, Auffahrt bezeichnete?[2] Dann wäre der Mittwoch, an welchem das Stück spielte, der 8. Mai, und die Kälte noch nicht eingetreten, auch die Kataloge noch nicht ausgegeben. Nach den Schulgesetzen war Himmelfahrt allerdings nicht als Feiertag anzusehen, wird wenigstens unter den Ferien nicht genannt. Oder haben wir etwa unter Uffart eine der feierlichen Auffahrten zu verstehen, die in jenen Zeiten des steifen Ceremoniells so oft, namentlich bei den Krönungen das Ergötzen der Frankfurter Jugend bildeten? Eine solche fand 1793 nachweislich nur in der Mitte des Mai statt, als der Schöffenrath bei dem kaiserlichen Gesandten Grafen Schlick vorfuhr, um zur Geburt des kaiserlichen Thronfolgers, Erzherzogs Ferdinand, zu gratuliren. Mag die Uffahrt nun das eine oder das andere bedeuten (und ich möchte dem ersteren

---

[1] . erblickt man die herrlichen Weinberge bei Hochheim öde (Staatsristretto Nr. 131 vom 3. Aug. 1793).

[2] So 1527 und 1529 bei Scheffers Kremcher, Quellen zur Frankf. Gesch. II, 282, 285, 1470 bei Bernhard Rorbach ebd I, 160, 1,52 in Baur, hess. Urk. V, 353

den Vorzug geben), in beiden Fällen müssen wir das Nichtübereinstimmen der Zeitumstände, also ein Zusammenschieben mehrerer Mittwochen in eine Handlung constatiren.

Hinzu kommt noch eine anscheinende Reminiscenz aus dem Jahre 1792, dem Krönungsjahre. Bei der Erwähnung der Ochsenküche von der bayrischen Krönung (4. Auftritt des 3. Aufzugs) heisst es: sie habe da gestanden, »wo alleweil die Hutt steht«. Wir wissen nichts davon, dass die Ochsenküche des Jahres 1792 nicht preisgegeben, sondern bis zum nächsten Jahre stehen geblieben sein sollte.

Eine derartige zeitliche Zusammenschiebung und Einmengung der Zeit nach nicht dahingehöriger Züge spricht nicht für die Annahme einer völlig gleichzeitigen Bearbeitung.

Andererseits verlangt aber auch die Lebhaftigkeit der dargestellten Scenen eine Herstellung unter dem noch frischen Eindrucke derselben. Wir werden also nicht irre gehen, wenn wir die Abfassung nur wenige Jahre später legen als die Vorkommnisse selbst, und wenn wir die uns überkommene vollständige Handschrift als eine der ersten Niederschriften (vermutlich nach dem Dictat des Autors) ansehen.

Auf Dictat weisen einige Fehler derselben. Die Handschrift hat im vierten Auftritt des ersten Aufzugs »So schwache Seele« statt »dass so schwarze Seele« und im dritten Auftritt des dritten Aufzugs: »doch am Tisch« statt »dort am Tisch«. Ebenso den gleich im Schreiben verbesserten Fehler im ersten Auftritt des zweiten Aufzugs »führe« statt »füttere«.

Dass es aber eine Niederschrift nach dem Dictat des Autors war, dafür spricht namentlich eine Stelle, wo eine begonnene Wendung gestrichen und eine andere an ihre Stelle gesetzt wird. Es heisst im vierten Auftritt des vierten Aufzugs: »dass sein Sohnge [so erum lief ohne sein Erlabniss], des zu mer gange is, ihm sagte, es war kahn Class'«. Die eingeklammerten Worte sind gestrichen, offenbar noch während des Dictats als eine Verbesserung des Verfassers, der eine andere Wendung vorzog. In demselben Auftritt sind denn auch die Worte »de Mittag« gestrichen. Dieses kann gleichfalls als eine Verbesserung des Dictirenden angesehen werden, dem einfiel oder von dem Schreibenden eingeworfen wurde, dass Mittwoch Nachmittags ja keine Schule sei. Vielleicht aber ist die Streichung erst eine spätere Willkür des Schreibenden gewesen, da die Worte sich auch in den Handschriften von 1810 und 1820 finden, in den Drucken dagegen, dem oben gesagten Einwurf nachgebend, in »den Mittwoch« geschlimmbessert sind. Auch die Gewitthe'sche Handschrift corrigirt

gleich im Schreiben Mittach in das dahintergeschriebene Mittwoch. Weshalb Schott vom Mittwoch just bis zum folgenden Mittwoch das Mitbringen der Kreide verschieben will, ist nicht einzusehen Viel erklärlicher ist, dass er, ohne darüber nachzudenken, dass es gerade Mittwoch war, den Nachmittag als nächste — vermeintliche — Gelegenheit nannte Als Correctur will ich noch anführen (doch nur der Vollständigkeit halber ohne irgend eine Folgerung daran zu knüpfen), dass im letzten Auftritt in der Handschrift stand »arabische Grammatike geschriebe hob«, wofür durch Ueberschreiben »corrigirt hob« eingesetzt ist.

Das s. g Fragment einer theologischen Stunde scheint, seitdem es nicht mehr als Bestandtheil des Ganzen, sondern als selbständiges Stück überliefert wurde, einige Zusätze erhalten zu haben, die gegen den Wortlaut der ältesten Handschrift in den Text aufzunehmen ich Bedenken getragen habe. Ich sehe vielmehr in ihnen Reminiscenzen aus dem sonstigen Inhalte des Stückes, die in einem selbständig stehenden Stücke ganz gut angebracht waren, in das Ganze eingefügt, jedoch nur als störende Wiederholungen empfunden werden würden. Ich habe sie in Fussnoten unter dem Texte wiedergegeben.

Das Stück aus dem Jahre 1791 ist uns nur durch den Abdruck von 1839 erhalten. Eine Handschrift davon existirt meines Wissens nicht mehr.

Die Orthographie der Stücke betreffend habe ich mich bei beiden möglichst an die Vorlagen gehalten. Bei der Prorectoriade weicht dieselbe bedeutend von der der Drucke ab. Im Druck ist mehr im Dialect wiedergegeben, während bei der ältesten Handschrift eine bei dem niederdeutschen Dialecte »Missingsch« genannte, Mischung mit Hochdeutsch sich zeigt. Ich halte diese Mischung gerade für sehr charakteristisch und daher für einen Vorzug des älteren Textes. Der Prorector spricht hier ganze Sätze des ruhigen Docirens in nahezu reinem Hochdeutsch; jemehr er aber in Eifer geräth und jemehr er von dem eigentlichen Lernstoffe abschweift, und sich strafend oder ermahnend an die einzelnen Schüler wendet, destomehr Spuren des Dialects zeigen sich in seiner Rede.

Es hat Zeiten gegeben, wo die phonetische Bezeichnung eines Dialects sehr complicirt gewesen ist und zahlreiche Unterscheidungszeichen das bessere Verständniss des geschriebenen Lautes vermitteln sollten. Heutzutage ist man davon völlig zurück und wieder zu dem alten einfacheren Gebrauch gekommen, in der richtigen Ueberzeugung, dass sich kein Dialect bloss nach dem Lesen sprechen lässt, dass aber, wenn der Sprechende genau den Ton des geschriebenen

Wortes aus der Praxis kennt, eine derartige complicirte Bezeichnung wiederum unnöthig ist. So ist denn bei der Handschrift der Prorectoriade das einzige von der gewöhnlichen Geltung abweichende Zeichen das Nasale (für et stehende) a, das durch ah, manchmal, an schärfer betonten, emphatischen Stellen äh wiedergegeben ist und das ich der Gleichmässigkeit wegen auch bei dem Fragmente von 1791 zur Durchführung gebracht habe. Sonst habe ich dessen abweichende, stärker mundartliche Weise völlig so gelassen. Sie findet ihren Grund wie bei den Drucken und den späteren Handschriften des Prorectors in der mündlichen Ueberlieferung der langen Jahrzehnte.

Lassen wir nun den Abdruck der Stücke selbst folgen.

Die Prorectoriade.

Ein Lustspiel in vier Aufzügen.

Der Schauplatz ist in Secunda an einem Montag Vormittag

im Jahre 1793.

Personen

Prorector [Scherbius]	Kemmeter
Textor	Müller, Catechator
Kissewetter	Stark
Fresenius	Schott
Mohr	Stellwag
Bischoff	Brinkmann
Roessing	Carist
Dahmer	v. Holzhausen
Müller [dives]	Behrends
Rodaug	Falk
Bayer	Jonas
Lattich	Guldner

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Der Prorector tritt wegen großer Pflichtbeflissenheit sehr eilfertig in die Stube, scheint aber wegen häuslicher Angelegenheiten sehr mürrisch zu seyn.)

Prorector. Marschirst de gleich vom Fenster, wie viel mol hob ich's net schon gesagt, ewek ze bleibe. Ich notir mer aber all die Niederträchtige, die in allem ihr Pflicht so verkenne. Allewel gehn die Herrn Parrer ins Convent und alle Rathsherrn vorbey. – Wer hott denn die Tisch wieder so verstellt?

Textor. A, der Herr Conrector wil's so habe.

Prorector. Hältste's Maul, seh, ich sog's zum letztemol, du bist ahch ahner von dene, ich bemerk mers.

Textor. A, von welche bin ich?

Prorector. Loß nor, gestern is widder bey em Grose von der geredd worn, wenn ich nor dem boshafft Herr hätt schildern wolle. – Aber ich notir mer alles.

Textor. No ja, als notirt. Es kann mer doch niemand etwas schlechtes beweise.

Zweyter Auftritt.

Prorector. Geh e mol ahner her, do hot widder so a verruchter Bub den Schank verstopt.

Textor. Ha, ha, ha.

Prorector. Do kann mer so recht die boshaffte Gemüther kenne lerne, wann se sich über so etwas frahe könne.

Kissewetter. Wann ich a Messer hatt, do wollt ich's heraus bringe. Lehn mer ahner ahns.

Textor. Ach do lehn ich kan' Messer, des kann mer verbroche gehe und kahner bezohlts.

Prorector. Da nemm des Höltzi.

Kissewetter. Ach lauter gekaut Papier.

Prorector. Loß nor. Die Strofgerichte bleibt doch niemals bey so em Satanskrecht aus, der nor der Sünde fröhnt un alle gute Ordnung zu zerstöre sucht.

Textor. Do hab ich alich mein Tappe, no, was thut's.

Prorector. Sich, Textor, ich sog der's, wenn de noch a Maul ufthust, so host de zwah Hieb.

Dritter Auftritt.

Prorector. Sucht des Lied un singt andächtig.

Mohr. Wer singt dann vor?

Müller. Ach ich, Herr Prorector, ich kann die Melodie.

Prorector. Ey is widder kah ahner von den nixwerdige Chor do. No so sing er.

(Müller singt, aber total falsch.)

Prorector. Halt schweiste, des is jo gor nix nuz.

Textor. Ha, ha, ha.

Prorector. So kahn Spötter der Religion hob ich niemols gesehn.

Textor. Worum hin ich a Spötter?

Prorector. A, worum lachste?

Textor. A des geht so narrig.

Müller. No, Herr Prorector, es soll jez besser gehe.

Prorector. Schweiste oder ich werff der des Buch an Kopp. Sing er e mol Bayer.

Prorector *(während dem Gesang)*. Müller willst de net so lang aushalte. Textor was plauderste unter dem Gesang. Sez dich gleich wek, do gehöre nor die Primaner hin. Textor hörste net?

Textor. Ach sehe se Herr Prorector, do is gor e Druckfehler im Gesangbuch.

Prorector. Halt dein Maul. No bet jezt.

Textor. Ich will bete.

Prorector. Bleibste, du sollst net bete, denn es is doch nor Heucheley. Behrends bet er emol hübsch langsam un andächtig.

Textor. No Behrends, dich hott der Ferst der Finsterniß noch net beritte.

Vierter Auftritt.

(Es wird gebetet und ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen. Der Prorector streicht sich ein Paar mal das Maul, speyt mit grosem Geräusch aus und fangt das vorgelesene Kapitel folgendermasen zu erklären an.)

Prorector. Zu alle Zeite hott der Ferst der Finsterniß, um sei Reich zu vermehre, den Saamen des Unkrauts unner des göttliche Wort zu streue gesucht, welches mer net nor hier in diesem Kapitel höre, sondern auch leider! noch häufig

unter uns bemerke, daß der Satan durch so à Paar Spötter der Religion, die weder an Gott, Sünde, Tod, Teufel un Hölle glabe, unner diejenige, die noch en Funke von Frömmigkeit habe, sein schändliches Werk auszurichte bemüht is. Was habe aber die, so dem Satan fröhne, vor en Lohn? Nix anderst, als daß sie dereinst wie die Böke von den Schaafen abgesondert werde, un schon häufig mer die Straafgerichte Gottes über se komme. Ich hob ahch ahn gekennt, der mit mer in die Class is gange, der ahch durch Lesung schändlicher Bücher so in den Abgrund des Verderbens gerathe is, daß er ahch weder an Gott, Sünde, Tod, Teufel un Hölle geglabt, aber die Straafgerichte bliebe ahch net aus, ihn muste endlich, ob er gleich von ener grose Familie abstammte, un die stupendeste Reichthümer besaß, ihn muste endlich, so zu sagen, die Laus bey lebendigem Leib verzehre. Ja lach nor Textor, du host noch net ausgelebt, wer wahs wie — — Mer hot Exempel, daß Grose durch ihr ausschweifendes Leben in den tiefsten Abgrund des Verderbens gerathe sinn. Dernoch läfe se erum, elend, jämmerlich, nakend un blos, un daß Klahne, die des göttliche Wort hochgeschäzt hobe, aus dem Stahb un Marast zu den gröste Ehrestelle erhobe worn sinn. Und des hahst wirklich schon den Grund zum Gebäude des Unglüks gelegt, wenn mer so abscheuliche Bücher liest, un hauptsächlich den Bahrdt höher schazt als die Bibel.

Mer wolle nu jezt sehe:

1. Was eigentlich die Versuchung is?
2. Die Mittel, Zeit un Gelegenheit, die der Satan braucht, diese Versuchung ins Werk zu setze?
3. Wie heldenmüthig sich unser Heiland aus dieser Versuchung gezogen?

Versuchung is eigentlich des, wann jemand en Mensch durch List vom Gute zum Bose abzubringe sucht, um en dodurch uf die Prob zu stelle.

So machte es ahch der Satan. Er suchte durch die gröste Intriguen seinen Herrn zu Fall zu bringe, welches auch noch häuffig bey uns geschieht, [daß, so schwarze Seele, die nur Bibel un Gesetze übern Haufe werffe wolle, immer trachte, durch ihr äuserliches frommes Betragen, welches gleich de Gefäse ist, die auswendig rein, inwendig aber voller Unrath sind, zu verführen, die haben aber ihren Lohn dahin.

Zum zweyten braucht der Satan solche — — Marschirst de gleich enaus un frist draus dem Kirsche, willste gleich die Kern ufese, Kemmeter. Wie des net aussieht, mer sieht doch gleich, wo so à Kersche-Sau sizt, anstatt daß se des göttlich Wort anhöre, opfere se lieber dem Satan durch ihr Fresse. Ich will mersche aber all notire.

Textor. No jezt sinn mer schon widder gestört worn.

Prorector. Wann mer just in der beste Andacht is, so muß immer so à verruchter Bub, der so recht von der Satansbrut ist, alle gute Ordnung zu zerstorn suche, aber lof mich nor von em Grose gefragt wärn, so will ich der schonn dem Tippche ufdeke, un gerad so ähnt sein ungeschliffe Wesen anführe.

Textor. Herr Prorector es schlagt 8 Uhr.

Prorector *(sieht auf die Uhr)*. Nach meiner Uhr is's noch net ganz acht. Do mer ober äniol in unsrer Materie gestört sinn, so woll mer die uf die anner Präces verschiebe un jezt noch etwas weniges über die indifferente Handlunge der Mensche spreche, worüber mer allbereits in der gestrige Präces ahch durch so en Satansknecht gestört worn sinn.

Fünfter Auftritt

Prorector. Giebts indifferente Handlunge?

Stellwag. Nein.

Prorector. Was sinn dann indifferente Handlunge? Des sinn solche, die weder gut noch bös sind, aber so giebts käh. Alle Handlunge sinn entweder gut oder bös. Uf die gute folgt a Belohnung un uf die böse ä Bestraafung. Alle Handlunge sinn also gut oder bös. Böse Handlunge sinn solche, wann ähner ähm die Fenster einschmeist. Es sinn mer jezt vor zwah Ga de Scheibe eingeschmisse worn. Halb wahs ich se schon, aber ich hob ezt Wacht ausgestellt. Ähm wärn bald die Bahn enzwah geworffe worn. Der is gelafe, un mein Sohn hot em en Stahn nochgeworffe un hätt em bald getroffe. Hätt ern nor getroffe, so hätt ich en uf die Habtwach setze losse. Ich hab mit alle Nachbersleut jezt abgeredt un wann er widder kammt, do werd er von alle Seite überfalle. Des zeigt oder e gottlos Seel an. Es is ähner hier, der wahs dervon. Do seh' ich ahch a Paar, die drüber lachen, des is oder ahch ä Zähche von em schändliche Gemüth, wann mer sich über so ebbes freue kann. Des kann jo em jedwede passiren, daß so e teuflisch Seel (denn kah rechtschaffener un honetter Mensch übt so ä Schandthat aus) ähni net gut is un ähm die Fenster einwerfft. Es is mer ahch schon e paar mol geschielt worn, wann emol ähner erwischt werd, so schreib' er sichs selbst zu, wann er ins Armehaus kammt. Aber die treffe doch immer die Straafgerichte, wie mer alleweil ä Paar Exempel habe, do ahch so ä Paar Verruchte, die sich in alle Wollüste herumgewälzt habe, uf ämol gestürzt sinn. Jezt komme se un bettele aber do läst mersche ahch stehe. Was nennt mer dann ä Straafgericht?

Stellwag. Ich wahs net.

Prorector. Wahs kahner? Ahch die Primaner net? So will ichs euch sage. Straafgericht nennt mer desjenige Böse, des uf ä gottlos Handlung folgt, un des ähner sich selbst zuzuschreibe hott. Des is wos ganz anners als Unglük, denn zu Unglük kann mer nix. Was ist dann Belohnung?

Jonas. Eine Fertigkeit, die —

Prorector. Wie dumm! Eine Fertigkeit sagt mer nor von ener Tugend. Wenn so ä Roz-Nas ä Wort hört, dem sein Werth se gor net erkennt, so schwäzt ses überall aus. Belohnung is desjenige Güte, was uf e gute Handlung folgt. Nixnutziger Bub, was plauderste?

Falk. A, Herr Prorector, es hähst, heut käme Kaiserliche.

Prorector. Halt's Maul Bub oder ich schlag der uf's Ohr.

Falk. Oh ja, des will ich ä mol sehe!

Prorector. Was grunzste. Sey still un ordentlich. Mer wolle jezt wieder zurükgehe uf die indifferente Handlunge. Es giebt kahn.[1] Alle Handlunge stimme entweder mit dem Rathschluß Gottes überein, oder sie sinn wider Gott. Die erste sinn gute, die leste teuflische. Mer die Scheibe einzuwerffe is e teuflisch Handlung. Solt ähner ebbes davon wisse, so is sein Schuldigkeit, es dem Herrn Rector oder mir anzuzeige, un ich werd en gewiß bey er anneren Gelegenheit wedder diene, wie ich gestern wieder zwah ä Station verschafft hob.[2] Was blatterste Bub, geb' Achtung, daß de was lernst. Vor des Geblätter giebt der ähner ämol kahn 2 Heller. Lern was davor. No, was habe mer alleweil gehatt?

Guldner. Vom Fenster einwerfe.

Alle. Ha, ha, ha.

---

[1] Wenn gleich ä Paar Rotznäser mahne, es gäb erer, so ist es doch net wahr. *(Einschub der späteren Handschriften und des Drucks von 1839)*

[2] Die sich treu an ehrlich gegen ihren Lehrer aufgeführt habe (zu Stellwag.) *(Einschub der späteren Handschriften und des Drucks von 1839).*

Prorector. Wie dumm! Ich hätt doch die Primaner vor männlicher gehalte, als daß se über so en niederträchtige Bub lache thäte. [1] No jezt, wo warn mer?

Brinkmann. An de indifferente Handlange.

Prorector. Du host Recht. Gut, Brinkmann, fahr nor so fort, so kann noch was aus der wärn. Daraus seh ich doch, daß de Acht gebe host. Da host Gabe, wend se nor ahch an. Wenn ich seh, daß de fleißig bist, so will ich der gewiß ahch helffe. Werste aber so nixnutzig, wie annere, so werd nix draus. [2] No, so weit, es is noch 1 Minut uf 8 Uhr — Bleibt alle sitze, es derff mer kahner enaus. Die Primaner bleibe hübbe, der Herr Rector hatts gesagt. Mer habe jezt die Theologie. Textor nemm die Bibel, aber blätter net, als biß de ufschlage must.

Rodaug und Lattig. Herr Prorector, mer müsse zum Chor, mer wolle heut en Krahs singe.

Prorector. No so laft hin — Wo habt er dann euer Schabraken, do lafe se hin, wie die Betteljunge. *(Die sämmtlichen Chorschüler treten ab.)*

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Prorector. Mer habe heut von der göttliche Vorsehung, die mer schon altherents etwas durchgegange habe, nu jez sinn mer am 69. §. Mohr les er e mol. Mer könne gleich de folgende §, weil er klahn is, derzu nemme. *(Mohr liest, aber ein wenig zu schnell.)* Was is des vor e Geschmatter? Les er doch langsam — Ich wahs net, ihr habt gar kahn Gefühl bey der göttliche Wahrheit. *(Mohr liest immer schneller fort.)* Schwei still Jung. Les da Müller. *(Müller liest, übergeht aber etliche Zeilen, worüber ihn der Prorector wieder derb anputzt, darauf die vorgelesenen §§ folgendermaßen erklärt.)*

Prorector. Mer dörfe nor in das Reich der Natur gehe, so finde mer die gröste un evidenteste Spuren der Vorsehung. Mer wolle nur erst e mol in die Schöpfung zurückgehe. Wann Gott kahn Abwechslung der Zeit gemacht hätt', mer müste entweder vor lauter Käte verfriere oder vor beständiger Hitz verschmochte. Betrachte mer aber des Thierreich, do könne mer net genug was erstaune, und mer müsse mit David ausrufe: »Gros sind die Werke des Herrn!« Worum läßt Gott net zu, daß sich manche Arte von Thiere so vermehr'n als andere? z. B. der Löb, der Tüger, die Hyenne, die in Frankreich so viele Schade angerichtet hot — ich glab, es war ahch emol ahn die Meß hier zu sehn — oder ahch die Rahbvögel von dene wisse mer durch die Naturforscher, daß se sich net so sehr vermehre, als unsere Schwein, Rindvieh und sunst zahm Vieh, Leder-Vieh an dergl. A Löb werfft z. B. nor ahn Junges un so ahch annere. Aber a Sau, die zum menschliche Lebe dient, bekommt häufige Ferkel, welche theils gros gezoge, theils schon jung zur Delicatesse der Mensche diene.

Textor. A mam, Herr Prorector, vor was sinn denn nor die Rahbvögel, Klapperschlange un Eydexe erschaffe? Die bringe jo mehr Schadde als Nutze

---

[1] Der nor der Sünd fröhnt unn sein Lehrer zu verläumde sucht. Aber all die em glaabe, sinn entweder ahnfälige Leut odder nixwerdige Bube. *(Einschub der späteren Handschriften und des Druckes von 1839, der allerdings den ersten Satz nicht hat.)*

[2] *Statt* »so — draus« *haben die späteren Handschriften* so sey versichert, ich helf der net unn redt kahn Wörtche vor dich unn schüler der boshaft Wäls, wann ich gefrogt wer! *Der Druck von 1839 weicht völlig ab.*

Prorector. Wos vor e narrichter Kerl hot ihm dann des ufgebrennt? Des sinn dumme Leut, die des soge. E gewisser Grose hot emol uf seim Gut alle Raabe un Spatze eweg schiese losse, weil se ihm noch seiner Einsicht geschadet habe. Was wor aber dernoch? Feldratte, Gäuiskewern, Frösche un Ungeziffer aller Art kam mit Heereskrafft un überschwemmte sein Land so, dass er mit groser Muh wieder Raabe uf sein Gut zog, die in korzer Zeit wieder alles reinigte. Drum is es ahch e gros Sünd', wann Mensche so unbarmherzig mit de Schwalbe umgehe, un se uf dem Mahn vor ihr Plasir herunterschiese. Ich hob ahch e poor von dene nixwerdige Frevler kenne lerne.

Textor. No, do hot ahch wiedder ahner sein Tappe, den ich gut kenne.

Prorector. Wos des net e ahnfälliger Mensch is, alles will er gleich muthmaase. Ich kenn ahch a Poor, die nur immer alles bey annere Leut verdrehe, um ihre Lehrer zu verläumde. Ober dene wars besser, wann e Muhlstahn an ihrem Hals hing, un se in die Tiefe des Meeres geworffe wärn.

Textor. Ha, ha, ha, das war rahr!

Prorector. Mer wolle nu jez uf die Erhaltung sehe, wie weißlich des alles eingerichtet is: Etz, mer findt Krauter, Dorn un Distel — do glabe mer, des wär vor nix, aber des hot all sein Nutze. Denn wieviel Vögel lebe davon, un so geht's ahch met dem Ungeziffer, do sehe mer manch Thier mit Verachtung an un trete es met Füse, aber wüste mer immer, zu wos es gebraucht werd, so thäte mers net. Mer habe jo Exempel, daß von Manche z. B. den Keller-Ese die köstlichste Arzeneye verfertigt wärn. Segt e mol an, wann die Mensche all die Thiere erhalte sollte, die Gott erschaffe hot, ey des wärn se net im Stand. Mer hobe jo Exempel genug, un es is ganz deutlich, daß der König von Engeland mit seine stupendeste Reichthümer net im Stand is, des Reich der Spatze ahn Tag zu füttere, viel weniger so viele Milliarden von Thiern die mer fast gar net e mol alle kenne un die doch lebe. *(Etliche Choristen kommen vom Chorsingen zurück.)*

Zweyter Auftritt.

Prorector. Ihr mögt ahch schön gemauenzt hobe — Ihr seyd schund wieder do.

Brinkmann. Ey mer sinn wieder fortgeschikt worde, es worn unserer zu wenig.

Prorector. Des is gor kahn Wunner, wenn ihr wie die Sau geloffe kummt, wanns euch gefällt. Do sinn die Leut kahn Narre, daß se ihr Geld vor Nix un wieder Nix ausgebe solle. Ich wahs zu meiner Zeit, do gings ganz anners. Aber dernoch sinn so e Poor lüderliche Prafecte ins Bred kumme, des wor dem Chor sein Verderbe, die lage den ganzen Tag uf der Bierbank oder bey de Menscher, un dernochend liefe se vor Schuld un Ungeduld, weil se des Chor genug geschuppt hobe, unner die Soldate. Es habe mich verschiedene Grose ersucht, dass die Schuler doch ahch Krahs bey ihre Häuser singe sollte. Ich thats ahch, aber die Leut worns bald überdrüssig. Do kame se wie die Bettelbube, finge des Lied an, un wenn se ahn Verss gesunge hatte, liefe se widder fort. Jez mag ich aber niks mehr sage, denn es is doch kahn Dank in dene nixwürdige Kerl gewest.

Brinkmann. Ach, Herr Prorector, heut late fünf Spieß-Gerte.

Prorector. Hälst de des Maul, Jung. Wer hot dich drum gefrogt? Es derff mer kahner fort, wann er kahn Zettel von seine Eltern hott. Mer wolle nun ferner uf die tägliche unmittelbare Erhaltung der ganzen Welt und alles, wos darinnen is, komme. Betrachte mer des Firmament, des schon so viele tausend Jahre gemacht is, es bleibt immer noch in der schönste Ordnung. Die Beobachtung über dasselbe is e recht schön Studium, aber es werd heutiges Tags net mehr recht bezahlt, un kost doch viel Geld, denn es muß ahner sein ganz Lebens-Zeit

dran wende. An einzelne Geschöpfe sehn mer ferner ahch noch täglich die Vorsehung, wie sie dafür sorgt un wacht, es mag ahch noch so unbedeutend seyn.

Mohr schlag emol uf Matheus am 10. Kapitel Vers 29. *(Mohr liest den Vers vor.)*[1]

Prorector. Hier is des Wort Sperling Synecdochice genommen, nehmlich Synecdoche specierum animalium pro omnibus animalium generibus. Denn hier werd nor von dem Sperling geredet, un alle Gattunge von Thiere muß mer darunner verstehe. Wann mer nu betrachte — *(Rössing lacht auf einmal laut auf)* Ey Bub, wos lachst de? Glabst de denn, daß de bey deine muthwillige nixnutzige Bube wärst! Aber wort, ich merk mer alles, un kriegt ihr hier net euere Straafe, so habt er doch euern Lohn dahin.

Textor. Oh, Herr Prorector, mer muß denke, es ist die liebe Jugend, die soll jo froh un lustig schon noch der Bibel sey.

Prorector. O du ahnfälliger Kerl, du Kameele-Verschlucker un Mücken-Säuger — Halts Maul oder ich schlage der in die Staffel, dass der die Zähn wakele. Gestern habe ahch widder so e paar verruchte Satansknecht, die durch ihre Intrigue der Welt zu schade suche, ihr teuflisch Gemüth an mir gekühlt. Ich Lobs schon vorhin gesagt.

Textor. Ach was des ebe a schöner Phrasis war, ich glab net, deß mer se so gut in Kirschii lexico latino-germanico findt.

Prorector. *(Ohn' daß er darauf zu achten scheint.)* Es sinn mer, wie gesagt, vor zwah Gulde Scheibe eingeworffe worn, un wer mer etwas anzeige kann, dem sein Nohme bleibt verschwiege un kriet noch zwan Carlin mit Gelegenheit durch mich von ahner Person zugewisse.

Textor. Ah die warn schon mit zu nemme.

Prorector. Ich hab just Gesellschaft bey mer gehobt, do konnt ich dene Bösewichter net gleich nachschike, aber jemand is en doch nochgelofte, un do wor ahner der hott en Hund bey sich gehat, wann der war erwischt worn, den hatt er uf dem Platz erstoche. Sie solle mer nor noch e mol komme. Jez habe ich obe un inne Wach ausgestellt.

Textor. Vigilantibus jura sunt scripta.

Prorector. *(Ohne sich dadurch unterbrechen zu lassen.)* Ich habs ahch em Grose erzählt, der sagt mer, ich solls dem junge Herrn Burgermaster anzeige, dann des wär e Stöhrung gegen die allgemeine Securitat un mein Person. Ich mag's aber net thun. Do mist ich ahch noch zu dene zwah Gulde vielleicht zwöl Batze gebe, daß es in die Zeitung thät gesezt wärn. Ich hab aber schon soviel herausgebracht, so werd' ich gewiß des ahch noch herausbringe, un is es net, so kriee se doch emol ihrn Lohn, wenn ihr Gewisse uf dem Richterstuhl sizt und spricht, du bist e Mann des Tods. Dernoch war'n se schonn an mich denke. — No jez, wo warn mer?

Textor. Ja des walts der liebe Gott un seine Engelein!

Prorector. Immer muß doch der böse Geist so e Satans-Seel besetze, die uns stört. No gut, lacht nor als fort, folgt hübsch dem nixnutzige Jung, der den Anfang gemacht hot, wie die Affe noch. Daran erkennt mer recht euer teuflisch Gemüth. Aber ich merk mer se alle, un will se schon davor büse losse.

Textor. Herr Prorector, es schlagt neun Uhr.

---

[1] Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner auf die Erden ohne euren Vater.

Prorector. Halts Maul Jobwächter Es is net wohr, mer hobe noch zwah Minute.

Textor Wie des noch der Schnur geht.

Prorector Ey Jung, wann ders net gefällt, so scher dich enaus. Ich beobacht mein Zeit, die davor von em Hochlöbliche Consistorio bestimmt is. *(Er fährt fort in seinem Unterricht.)* Wie weislich un unvergleichlich hat Gott net alles eingericht, wann er sorgt für die ganze Welt noch immer, er giebt jedem Thier, un sogar dem klahnsten Wörmche, seine Speise un hot gleichsam en Instinct in die Thierercher gelegt, daß se gleich ihr Nahrung suche. Mer wolle nor ähn Beyspiel von de Fliehe anführe. Do wisse mer jo, wann e so ä Gaul uf dem Weg sein Aeppel fallen läst, so komme jo die Fliehe schaarenweiß von alle Dorffschaffte un besetze gleichsam mit Heereskrafft diesen Appel, wie e Festung un minire'n so, wie die Franzose jezt Mähnz. Do glabe als die Leut, sie wärn druff gewachse Des is aber net wohr Su auch met de Frösch, wanns geregent hot, un die klahne Frösch hoppe uf dem Land erum, do sage se, es hot Frösch geregent. Des kummt aber doher, weil's jezt feucht is, do kumme die Frösch, die wege der grose Hiz wie todt dagelege hobe, wieder ervor un erquike sich. Wenn mer nu weiter geh' un betrachte erst de Mensche. Do könne mer uns net genug verwundern Wer e mol Gelegenheit hott in ä Anatomie zu gehe, der kann des alles recht betrachte. Mer wolle nor emol des Ahg nehme, wie vortrefflich des gemacht is. Wenn mer nu kahn Ahgebraune hätte, so thät uns jo aller Drek enein falle Mer hot Exempel, daß Leut sinn ins Feld gange, un ä Spatz oder ä Schwalb hott aus der Luft ihr Exkremente falle losse. Ey, die Leut sinn jo uf dem Platz um ihr Ahg komme. Ueberlege mer, wann der Mensch sein Berzel aber dem Maul hätt oder unner der Nahs. Ey so thät's jo immer beständig stinke, oder thät alles in das Maul hiney lafe Odder wann des Ahg am Fuhs uf der grose Zeh' wär, so müste mer jo vor Stahb un Morast blind un schäll wärn. Mer wolle nu noch sehn — Alleweil schlägts 9.

Textor Wos des net uf den Schlag geht, des hahst Ordnung?

Prorector Du host dich nix drum zu bekümmere So is mers von em Hochlöbliche Consistorio vorgeschriebe, un wann ders net gefällt, so geh hin un beschwer dich. So naseweise Kerl müsse immer was wisse Die Primaner könne jezt fortgehe. Es derff mer kahner enaus, bleibt sitze un nennt euren Julium Caesarem. Ich will noch emol erinnern, sollt ahner wos von de Scheibe wisse, so sag er mer's, sein Nohme will ich verschweye.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt

(Mohr und Rösing haben sich indessen verabredet, auf den Paradenplatz zu gehen und die Soldaten Spießruthen laufen zu sehen.)

Mohr Herr Prorector ich muß um 9 Uhr nach Hauß.

Prorector Hoste Erlabnuß von deinahm?

Mohr Ja Herr Prorector

Prorector No geh nor hin.

(Mohr geht weg und indem er Rösing ansieht, lacht er und winkt mit der Hand ihm bald nachzufolgen.)

Prorector *(der das Lachen bemerkt hat)*. Mei, wahste was Bischoff, geh'mer amol zum Herr Mohr, un mach mein Empfehlung, an der junge Mohr wär weggegange, ob's mit ihrer Bewilligung geschehe wär Do steke lauter Fisch derhinner.

Rössing. Herr Prorector, derff ich emol enaus?

Prorector. Nix, du bist ahch ahner von dene Vögel.

Rössing. Seh' emol, wann mer nu enaus muß.

Prorector. So wahrt, biß der Bischoff wieder do is.

Rössing No des is mer ahch recht, aber bleib ahch net so lang, Bischoff

Bischoff *(fortgehend)* Nah, ich komm gleich widder

Rössing. Des will ich der gerothe habe, Bengel, sonst schlag ich dich krumm un lahm.

Bischoff *(unter der Thür)* Och ja! mer fercht sich.

Prorector Wos host de mit dem Bischoff, ich glab' gor, de drohst em.

Rössing. Och worum net gor, do ist mer der viel zu ahnfällig

(Dahmer kommt erst nach 9 Uhr in die Classe.)

Zweyter Auftritt.

Prorector. Ah, Dahmer, wo kömmste her? Ich wahs net, die Leut nemme sich soviel eraus. Ich muss do seyn, wie mer's von em Hochlöbliche Consistorio vorgeschriebe is, un so e Jung will was appartes habe.

Dahmer Se könne nach Hauß schike, ob's net wohr is, daß ich dehahm hob zu thun gehobt

Prorector. Do kennt ich jedem Hundsjung noch en apparte Bediente halte Kumm, wanns Zeit is.

Dahmer *(der unter der Zeit Rössing von der Execution auf dem Parade-Platz unterrichtet hat, geht mit dem Prorector auf die Seite und sagt zu ihm)* Herr Prorector es is widder scharmanter Kalk af dem Kirche-Platz.

Prorector So, ooh, wähst de wos, Männche, geh hin un hohl a Paar Stük un trag se gleich in mein Hauß, aber bring recht grose un der schön weiß is. Wann de widder zurükkummst, so hohl mer ahch die Nachricht un breng mer se her. *(Dahmer geht fort.)*

Prorector Ext schlagt af. Ich loß ausserordentlich fortfaure un wers net hott, der kriegt drey Hieb. Weist emol, hobt er denn all euer Bücher *(Rössing will seines Nachbars Buch demselben aus der Hand reissen.)*

Prorector Wo ist dein Buch?

Rössing. Meins werd eingebunne.

Prorector. Worum wilste dann dem Brinkmann sein Buch wegnehme?

Rössing. Ah no, weil ich kahns hob, un doch pflichtbeflisse sey will

Prorector Halt's Maul. Ich glab, du willst ahch noch über dein Lehrer spotte? Marschir dich gleich jetz an den Tisch selt af die melancholisch Bank ganz allah un hör zu.

Rössing *(indem er hingeht)*. Des kann mer jo all ahns sey wo ich sitze.

Prorector Mein, wahs kahner, wo die Münz is. Ich brauch soviel Heller. Hohl ahner vor 15 Kr

Alle. Ach, ich will hohle.

Prorector Nix do, hohl er Bayer

Bayer. Ja, Herr Prorector.

(Bischoff kommt zurück, in demselben Moment läuft auch Rössing zur Thür hinaus.)

Textor Ach, e Deserteur

Prorector. Halts Maul Jung, er hott vorhin Erlabniß erhalte. No wie siehts aus, Bischoff?

Bischoff E schö Compliment vom Herr Mohr, un er wüst kahn Wort von Erlabniß, die er sem Sohn gegebe hätt.

Prorector No hab ich's net gesagt. Aber wart Lügebrut, kimmst de mer nor zurük. *(Bischoff geht an seinen Platz.)*

Prorector Mein, ich glab die Catalog von der Oster Mess sinn erauskumme. Bischoff geh' er doch gleich in die Buchläde un loß er sich a Paar gebe. *(Bischoff geht wieder weg.)*

Prorector No habt der's jezt all? Textor fang an.

Textor Es klobt, Herr Prorector.

Prorector Seh' e mol wer's is.

Textor Dominus Prorector — *(Prorector geht vor die Thür)*

Dritter Auftritt.

(Unter der Abwesenheit des Prorectors singen die Schüler Bekränzt mit Laub etc Der Prorector tritt darauf schnell ein.)

Prorector. Mei, was worn das vor teufliche Junge, die so en Lärm verführt habe. Ich geh' gewiß net ohnnöthig enaus un ferch mich manchmal mein Wasser abzuschlage, un wann ahm ahner von de Herrn College ruft, so macht er so en teuflische Lärm. Den Rätelsführer, den Vorsinger, hob ich an seiner Stimm gekennt Aber es komme Zeite, wo se wolle geholfe habe, aber do läst mer se abch im Drek steke. *(Es wird an der Thür geklopft, Kissewetter macht auf.)*

Kissewetter. Herr Prorector, es is e Studiosus Theologiae draus, der will met en redde.

Prorector Halts Maul un jag en fort, des is so ä Landstreicher So Kerl, wenn se ihr Vermöge uf die schändlichste Art verpraßt habe, dernoch lafe die Tagdieb erum an bettle.

Textor No soll ich jezt anfange?

Prorector No fang an. Sich, ez geb nur auf das Subject un Prädicat Achtung, un construir ordentlich.

Textor Ah, wer kann denn das so nach dem Wort übersetze

Prorector No wann du uf deim narrichte Kopp bleibe willst, so thu es Do sein so Kerl hier, die von der Neuerungssucht ufgeblose sinn an mähne, wann se widderkäme, do hätte se die Weisheit mit Löffel gefresse un könne manchmal net mensa declinire. Wer werd sich aber nach dene Miken-Säuger un Kameelen-Verschlinker richte. Ich hob' schon so viele Förste an Grose informirt, un so ahner glabt schund, das er die Weisheit selbst wär, un im Grund versteht er doch nix

(Bischoff kommt zurück und gibt dem Prorector einen ganzen Pak Catalogs.)

Textor No, des habs ich Fourragt.

Prorector. Du ahnfälliger Jung, es is am beste, man gibt der gor kahn Antwort mehr Ah, was plauderste Stellwag? Ich wahs net, ihr Leut habt gor kahn Gefühl bey dene schöne heydnische Wahrheite. Bischoff fahr fort. No wie lang mechste, sequens, sequens, sequens.

Schott. Ach was des schiest

Prorector Halt e bissi in, mer wolle ä Fenster ufmache, so stark hotts noch niemols geschosse.

Stellwag Mähnz soll über sey

Prorector. Ah, du narrichter Kerl, wer hott dich denn des weiß gemacht?

Stellwag. Gestern sinn 7 Deserteurs komme, die habe gesagt, sie hätte nix mehr als Wein an Brod.

Prorector. Ja, die wärn schon die Fässer leere.

Kemmeter Die Nacht sinn 12 Häuser abgebrennt Es hatt mer alich aaner gesagt, mer hätt brennende Menschehohr in der Luft herumfliehe sehe.

Prorector O halts Maul Jung, un schwäz mer so kahn ahnfällig Zeug

Kemmeter. A no, wos is, ich hobs von em Grose gehört.

Prorector Halts Maul, Bub, met wem redste? Wen hoste vor der? Mähnste ich wär dem Narr, daß de so Zeug schwäze willst?

(Er will ihm eine Ohrfeige geben, welche dieser aber ausparirt und ihn mit der Faust auf den Bauch schlägt, und darauf aus der Stube läuft.)

Prorector No lost den nor gehn Ich will en schond kriee. Decurio geh er emol Fedder un Dinte. Ich will em gleich zwa NB mache un des geb' ich gerod ufs Consistorium. No Textor, jez fahr fort. Seht wann er euch präparirt, do müst er die Landkart nebe euch lege un do die Provinze uffsuche. Ezt wo leyt des, wie hahst alleweil des. Des is Langedok. Des leyt dort in der Ek. Un hier Isle de France, dort am Katheder Dauphiné un selt Orleans un Lyon, un dort am Tisch Franche Comté. Hältste des Maul, Stellwag. Sich, heut hätt ich wieder Gelegenheit gehatt, bey em Grose dein ungeschliffenes Wese anzuführe. Ezt thu mer noch e Maul uf, so hoste zwah Hieb.

Vierter Auftritt.

(Kemmeter stürmt zur Thür herein und alle schreyen.) Ach do is der Kemmeter.

Prorector. Halt's Maul. Komm er her, Kemmeter, un setz er sich neber mich un sey er hübsch still. Wär er jez do gewese, alleweil hobe mer alle Provinze von Frankreich durchgegange, do hätt er was profitire könne. No schlag er gleich sein Cäsar uff, mer sinn am 4. Capitel.

(Calefactor Müller, welcher krank war, kömmt heute zum erstenmal in die Classe.)

Prorector No, biste ahch widder do? Wo hoste dann gestoke die Zeit?

Müller Ich wor krank, Herr Prorector.

Stellwag No Müller, sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht ein Aergeres wiederfahre.

Prorector O! halts Maul, naseweser Jung, muste ahch dein 3 Heller dazugebe. *(Stark kommt herein und bringt dem Prorector einen Blumen-Strauß.)*

Prorector. Ah, die sinn schö, sinn die aus seim Gorte? Ich bin ihm obligirt, obligirt, Männche

Alle. Ach Herr Prorector, ich will se hahm trage.

Prorector Nix do, Brummann, trog er se emol hahm, aber komm er gleich wieder und seh er net die Wachtparat ufziehe [un strenz mer kahn]. Mei, ruf er mer ahch emol de Rodaug her, do muss mer immer Thürhüter in der Kerch sey. Worum kommt dann der net in die Kerch?

Textor. Ah! wer werd dann ahch in die Kerch gehn, do siehts jo aus wie in em Schweinstall, do obe

Prorector Sich er, Textor, wann ich net noch Regard hätt in einiger Absicht, des ich em emol allahn soge will, so hätt ich's schun längst dem Hochlöbliche Consistorio angezeigt, aber ich sogs em zum lezte Mol.

(Rodaug kommt zur Thür herein.)

Rodaug. Was befehle se Herr Prorector?

Prorector Sich er, er wahs, dass Zeite komme, wo mer ihm nuzze kann. Worum wor er dann am Sonntag nit in der Kerch? Do halte die klahne Jung en Spektokel; mer muß der Thürhüter sey, an jedem die Thür uffmache

Rodaug. Ja, Herr Prorector, ich wär gern eneingegange oder ich hob ai der Claß seyn müsse wenn vielleicht wos zu singe wär, un der Müller hot des Faulfieber gehott

Prorector. Ach, der hott des ganz Johr des Faulfieber gehott. Halt er ,ez hübsch Ordnung. *(Alle fangen an zu lachen.)*

Prorector. A ihr Bube, derff mer dann kahn geschcid Wort mit em Mensche redde? Müst er dann gleich so en teuflische Lärm halte? Fresenius geh' er uff de Katheder un mach er alle e NB

Stellwag. Es is 10 Uhr

Prorector. A willste gleich dein alte Rumpelkaste enemthu. Wenn so e narrichter Kerl so ahn Uehrche hott, do muß er de ganze Tag mit spiele

Stellwag. Sie hobe mer sche jo net bezohlt.

Prorector. Fahr fort Kissewetter.

Kissewetter. Siquidem —

Prorector. No was hähst des? Worum präparirst de dich net. Siquidem? — Sintemal. Alldieweil —

Textor. Des is jo zu altdeutsch, so sägt mer jo jez gor net mehr.

Prorector. Mai. wos willste, wilst du des Commando führe? Ich wahs net, die Leut nemme sich so viel eraus. Des Wort finde mer heutzutage noch in de beste Schriftsteller. So e Jung mähnt, wann er's in seine ahnsälige Romane net lese thut, so wär's nix nuz.

Stark. Herr Prorector gestern war ich in Hochheim. Do sinn alle Weinstök rumirt.

Prorector. Ja, des hab ich gehört. Des is Jammerschadd. Do hobe die köstlichste Wein gewochse. Ich wahs in der Bayrische Krönung, do sinn viele Wein hiener gebracht worn, do hot ahch die Küch in der Krönung an dem nämliche Platz gestanne, wo allewel die Hütt steht. Do sinn mehr als ahnmol die Kalfacter hingelafe un hobe sich vor ahn Kreuzer de köstlichste Safft gehohlt, un die Hütt ist dernoch Preiß gegebe worn, do hobe die Kalfacter des alt Eise abgemacht, do hott ahner mehr als 50 fl. davor kriet. Jez ist es aber nix meir. Ja seht wie die Kerch noch gestanne hott, do hobe die Calfacter ahch Geld verdient. Do sinn alle Rathsherrn, doctores juris et medicinae un Honoratiores uf den Studente-Lettner kumme, an wanns Meß oder Neujohr wor, do hobe sich die Calfacter an die Thür gestellt un hobe von jedem ebbes in die Hand gedrukt kriet. Selbigmol hott sich so ahner noch 500 fl. spare könne.

Textor. Ja selbigs mol, do warns noch Zeitel. Alleweil schlägts 10 Uhr.

Prorector. Sich, unser alter Jobwächter versieht doch recht sein Amt.

Textor. Jo darmr muss mer Accuratesse habe. Ordnung hat Gott heb.

Prorector. Bleibt jezt all still sitze. Es derff mer kahner enaus. Es fehle noch viele, die nor en Ahgeblick enaus sollte, un jez schon über e Stund fehle. Die sinn gewiß zu de Spißgerthe un uf die Wachparat, aber ich merk mer sche all.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Rössing stürmt ganz erhizt zur Thür herein und läßt sie bis hinten wieder offen stehn.)

Prorector. Rössing, wo bleibt er so lang? Er hott gewiß ahch die Spieß-Gerte besucht? He?

Rössing. Ich wor ahch net bey de Spieß-Gerte.

Prorector. Ey mer sieht ders jo an, daß de weit her gerennt kommst.

Rössing. Ah, do is die hoch Trepp schuld, do werd's ahm immer heiß, bis mer ruf kommt.

Prorector *(der jezt erst bemerkt daß die Thür offen geblieben ist)* Oh Jung, willste gleich die Thür zumache.

Rössing. Ich hob' se net uffgemacht.

Prorector Wos Jung! Jezt mächste se gleich de Angeblis zu, odder de knest zwah Hieb.

Rössing. Ich mach se ahch net zu.

Prorector Decurio hohl er mer emol en Stok *(Decurio bringt ihm einen)*.

Rössing. Des will ich emol sehn. Ich hob die Thür net ufgemacht, so kann ich se ahch net zumache. Ich bin jo net Decurio.

Prorector Ey Jung, wer soll se dann ufgemacht?

Rössing Ich wahs net.

Textor Ey Herr Prorector, es kann jo ahner von dene wüthende See-Orkane geweht hobe. Ah. mer hobe jo Exempel, daß ä solcher ganze Heeresflotte caput gemacht hott, warum soll denn der so e ahnfällig Thür net ufberste könne.

Prorector *(haut dem Textor über die Schulter)* Halts Maul, ahnfälliger Jung Ueberall muß dein ahnfällig Gewäsch angebracht wärn, wanns ahch gleich wie ä Faust uf's Ahg past

Rössing Ach wos e schöner Vergleich

Prorector Ich glab, de spottst ahch noch, Jung? Müller, Calfacter, mach er emol die Thür ezt zu *(Müller thut es)* So, jezt sinn mer allahn, mer muß sich schame, wanns jemand hört. *(Gebt auf Rössing zu un giebt ihm zwey Hiebe.)* Da Jung, des is vor dem satanisch Kekheit.

Rössing. Des is kahn Kunst, ahn ze schlage, der sich net wehre kann. Aber es hott mer doch net weh gethan.

Prorector *(in Wuth)* Sich Jung *(ganz gelassen)* doch ich will mich nor mässige —

Textor Massigung hat Gott lieb.

Prorector *(ohne auf Textor zu achten, fährt gegen Rössing fort)* Sich Jung, du hattst widder Schläg verdient, aber ich seal', die helfe für dein teufliſche Muthwille alle nix, denn dein Lähdwese über die verdiente Bestrafung zeigt sich net emol, wie bey annere ungе Leut, die noch ä Gefühl hobe, in em Thräne-Guß.

Rössing. Ja, do werd mer ahch noch flenne, wann mer nix gethan hat

Prorector Schrey nor als fort Aber ich wahs e Mittel, dich ze zähme Do iß ä gewiß Hauß, wo ich heut noch vorbey geh', do wär ich dein scho Uffführung schuldern and de werst schon dein Lohn dahin kriee.

Rössing. Och ja!

Prorector Hältste des Maul! *(schweigt einige Zeit, dann fährt er gelassen gegen Rössing fort.)* Sich er, Männche, er hott kahn falsch Herz, an der Satan hott biß jezt noch net sein Wohnung in em afgeschlage Wend er doch die gute Gabe, die em der Herr verliehe hott, gut an, un hüt er sich vor so ä Paar teufliſche Seele, die en in ihr Complott gezoge habe. Die hetze'n uf, un bey sellem saranische Leichtsinn un eingefleischte Muthwille is es dann kah Wunner, wann des ins Oehl gegossene Feuer gleich lichterloh brennt.

Textor No, der hott emol a Strafspredigt gehalte kriet, die war rar

Zweyter Auftritt

(Müller tritt herein, ihm sieht eine Tabakspfeiffe aus dem Sak.)

Prorector A, geh emol her, Müller, wos gukt der dann do aus dem Sak?

Müller. Ah, wos werd mer erausguke?

Prorector Gehste gleich her *(er nimmt ihm die Pfeiffe aus dem Sack und legt sie in seinen Schrank)*

Prorector Biste ahch ahner von dene Bierlempler Do hobe mer a Paar hie, die müsse immer die Nuddel im Maul hobe. Die Peiff will ich dem Herr Rector gebe.

Müller Mir net so, die Peiff gehört meim Vater, ich soll wos dran mache losse.

Prorector. Do hoste se dießmal widder, aber loß mer se aus der Claß wek.

Textor. Ah, was thut dann des, wann mer à bißl Tubak rahcht, do vergehn ahm jo die Grille.

Prorector Du must immer dem drey Heller derzugebe. Du bist ahch ahner von de feine.

(von Holzhausen, Dahmer, Rössing und Kissewetter haben unter der Zeit ein Stuck Diehl los gearbeitet.)

von Holzhausen *(kommt mit einem Diehlstück auf den Prorector los)* Ach, Herr Prorector, do hob ich unner meiner Bank en Diehl gefunne, soll ich en enaustrage?

Prorector. Männche, Männche! Er hott mer do hinne bey dem Muthwille gesesse! Ich glab', ich glab' — Sich er, Junker, er is so a brav Männche, stell er jezt den Diehl an'n Obe un sez er sich bey mich hieher *(er fast ihn bey der Hand und zieht ihn neben sich auf die Bank nieder)*

Textor Net wohr, Herr Prorector, mer hobe bald Johanneum?

Prorector. Halts Maul, was wahs ich.

Kissewetter Peto veniam exeundi, statim redibo.

Prorector. No wist er wos, geht lieber all enonner, aber kommt mer gleich widder. Alleweil is es gerod 10 Minute über 10 Uhr, wer mer in 5 Minute net widder kommt, den notir ich uff. *(Alle laufen fort, der Prorector geht nach.)*

Dritter Auftritt.

(Der Prorector kommt wieder herein, dann ein Schüler nach dem andern.)

Kemmeter. Drunne hott ahner des Genik gebroche.

Prorector Sich, ey wie wor dann deß

Schott. Alleweil hott ahner den Hals abgesterzt

Prorector. Halts Maul, ich hob's gehört.

Kissewetter Drunne iß ahner vom Gerüst gefalle un hott des Rükkreuz gebroche.

Prorector Schwey still, narrichter Kerl, ich hobs schon lang gehört.

Christ. Herr Prorector a Seckbächer Jung hots Bahn gebroche.

Brinkmann. Ach, es is net wohr, er hott Hals un Bahn gebroche, mer kann en jo met Besem zusammenkehrn.

Rössing. Ach Herr Prorector, drunne hott sich e Mann de Kopp ganz zesammestörzt. Alleweil kehre se die Stöberche Hernschaal zesamme.

Alle. Ach es is net wohr, er hott sich nor e Biehmohl gefalle.

Prorector Halts Maul, ihr Junge, jezt sag ichs euch. Wos is des vor à abnfällig Geschwäz. Es is übel genug, do is wos zu lache dabey, wer wahs wies euch morge geht. Mer hot jo Exempel, daß Leut in der Stubb, uff gleicher Erd Hals un Bahn gebroche habe, do kann jo des leicht geschehe sey

Vierter Auftritt.

Kemmeter Dominus Prorector, habe mer heut kahn Variation?

Prorector Vor was soll ich mer die Müh gebe, wann ders doch net macht. Do sinn so à Paar dumme Kerl, die von der Neuerungssucht ufgeblose

sind, die losse sich immer von so ä Paar annere, die ä Passion gege mich habe, weil ich en net geholfe hob, inspire, daß se immer des Conträre thun. Ich wil aber doch ahn an die Tafel schreibe losse, aber nor vor die Rechtschaffene. Kemmeter geh er emol her, un schreib er ämol äh uff.

Kemmeter. Wo iß dann Kreide?

Fresenius. Ah, sie is all!

Prorector. Ich wahs net, wo die Kreide all hin kimmt. Mer hobe jo vor ä ganz halb Johr kahft.

Schott. No, ich will den Mittag widder mitbringe.

Rössing. No, do mächst de dich ahch verdient um die Claß.

Prorector. Do hob ich noch à bißi, schreib er emol Kemmeter. Mult. discipul. granam non retulerunt.

Textor. No des past jezt recht uff die jetzige Zeit.

Prorector. Halts Maul, Jung, sonst zeig ich der den Weg.

Kemmeter. Gelte se Herr Prorector, morge habe mer kahn Claß, weil dies solennis is?

Textor. Ach ja, morgen is Uffart.

Prorector. Nix do, ich wahs wie's geht. Es hott sich ahch emol ä Groser drüber uffgehalte, daß sein Söhnge, des zu mer gange is, ihm sagte, es wär kahn Claß. Ich hob en ober davor gezw'kt, denn er hott mer emol drey Stunn allah do sitze un den Julium Caesarem übersetze müsse, da hott ers empfunde.

Textor. Des war rar, denn alle gute Gebräuch sinn durch so än ahnfähige Jung abgebracht worn.

Fünfter und letzter Auftritt.

Stellwag. Pulsat (*Rodaug steht vor der Thür und schreyt hinein.* Es brennt!)

Prorector. Lahft, lahft, lahft. Wo iß es?

(Decurio Textor läst den Schrank offenstehen, wo unter der Abwesenheit der Schüler der Prorector die ganze Dintebouteille ausgeleert hat.)

Kissewetter *(und noch einige andere)*. Es iß auß, es hott nor im Schornstahn gebrennt.

Textor *(und etliche andere kommen nach und nach der Stube hinein – ein jeder schreit)*. Es iß auß.

Prorector. Mer lernt doch bey jeder Gelegenheit die schaddefroh kenne, die ordentlich ihr Plaisir an so em Unglük habe könne. No schreibt jezt fort.

Kemmeter. Des is jo lauter Satz in dem Dintefass, do kann ich net met schreibe.

Prorector. Wo ist dann der Decurio? Textor geb er dem emol Dinte.

Textor. Obstupesco! Ach Herr Prorector, all unser Dinte iß fort, unser Pflichtbeflissenheit werd uns so schlecht belohnt.

Stellwag. Des muß doch so ä rechter Satansknecht gewese sey —

Textor. Wann ich nor den schlechte Kerl herausbringe könnt.

Prorector. Halt nor des Maul. Worum giebt der Decurio net besser Acht uff sein Sache.

Kemmeter. Den solt mer wie en Kirche-Räuber bestrofe.

Textor. In meine Ahge is des ä schlechter Kerl, er mag ahch sey, wer er will.

Prorector. No jezt iß es ze spät, daß ich euch des Exercitium dictire. Mer wolle lieber die Frankfurter Grammatik noch ä wenig durchgehe.

Textor. Des is jo e alter Schinke.

Prorector. O du ahnfälliger Jung. Wann du die Grammatik kenntst, do wärst de geborge.

Textor O, do habe mer noch viel bessere.

Prorector Ja des mähnt ihr nor Do gehe se her un schreibe die ganz ab un hänge nor ä neu Mäntelche drüber Dernoch hänst's, der hott ä Grammatik geschriebe. Do wolle ahch manche den Danz verachte, un ich wahs, wie ich noch syrische un arabische Grammatike corrigirt hab, daß des mehrst aus dem Danz gestohle war

Textor Ach die Classe sinn aus.

Prorector Wart! ich will emol uff die Uhr sehn. Wanns Zeit iß, do iß gut. Ja es iß recht — Bleibt all uff eueren Plätzen biß gebeht iß Stark beht emol. — Hait ein - do spielt widder so ä dummer Jung mit dem Buch — Noh, jetzt geht — Wer mer morge früh net präcis do is, den schreib ich als absens uff. *(Alle Schüler gehen fort, der Prorector nach.)*

Ende.

Das Weissen des Secunda-Zimmers

oder

Schilderung eines Winter-Freitag-Vormittags im Jahre 1791.

(Der Prorector stellt sich pünktlich acht Uhr in Secunda ein und trifft von Schülern an Bayer, Rodaug, Mohr und Kissewetter.)

Prorector Brav ihr Männercher, daß ihr euch recht pflichtbeflissen schun eingestellt habt Daran kann mer recht sehen, wer auf Ordnung hält. Jetz setzt euch norz ganz vorn hin uf die erst Bank wer nachkimmt, der mog anschliessen.

(Textor kommt.)

Prorector. Textor! schließ er an

Textor Dos loß ich bleiwe, do is mein Platz nett. Ich gehör uf zwaite Bank.

Prorector. Textor! halt er hübsch uf Ordnung und schließ er an die annern an.

Textor Do sitz ich obber nie. Doch weil's Ihne ein Gefalle is, so will ich mich hin setze.

Rodaug. Herr Prorector! was habben mer dann heut dererst?

Prorector. Das zeigt von ahner grossen Liddrlichkeit bei em, daß er dos net emol wahß un geht doch schun über Johr und Tog noch Secunda.

Rodaug. Mer hatte ewe gestern e Gasseleich' un do bin ich etwos spot hahmkomme. Do kann ich mich net mehr recht besinne.

Prorector No, nennt jetzt euern Julium Caesarem vor wir stehe im sechste Buch, am 21 Kapitel. No, Bayer, fang er an. — *(Rössing kommt.)*

Rössing. Worum is dann der Tisch so närrig schrä geste lt?

Prorector Do host de dich nix drum zu bekümmern, des geschieht dannt ich euch all recht überseen kann, dann du bist ahch ahner von de feine No halt norz Ordnung un schließ an.

(Mohr übersetzt im Cäsar qui diutissime impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem' welche am längsten unmündig geblieben sind, tragen bei den Ihrigen das größte Lob davon.)

Kissewetter. Wos will dann der Cäsar domit soge?

Prorector. Dos will er soge. Je länger ahner bei de alte Deutsche Junggesell gebliwe is, desto mehr hawe se uf en gehalte. *(Dahmer kommt.)*

Dahmer. Ach, Herr Prorector! wos giebts nett so scheene weisse Kalch uf em Kerche-Platz, sehn Se, do habb ich e Stück mitgebrocht —

Bayer. Jo, wahrlich Herr Prorector! so kahn scheener Kalch is mer noch nett vorkomme. Wann Se's erlaliwe so will ich die rothe Flecke do oben an der Deck, die die ganz Klass verschanne, dermit eraus mache. Dehahm habb ich e Dippe do lösch ich den Kalch drinn, dann kahf ich mer en Benzel beim Berschte binner Kalb in der Neu-Gass — (awer versteht sich von selbst, Herr Prorector! des Geld dervor gewwe Se mer aus dem Fiscus) un überfahr dermit die Flecke wobei ich dann doch, ohne in Cäsar zu gucke, alles so anhöre kann, als wenn ich enein gucke deht.

Prorector. Jo, Bayer! do hott er recht. Mach' ers so, dann macht er sich ahch um die Klass verdient.

Bayer. Awer, Herr Prorector! um die rothen Flecke erauszubringe, muß ich mich dort hinne uf den Disch stelle un den Kalch im Dippe lösche.

Prorector. Des thu er norz Bayer!

(Alle Schüler lächeln und flüstern verstohlen wegen des possierlichen Aussehens des Bayer indem dieser mit einem vor die Hosen gesteckten Taschentuche, und einem alten verlegenen Topfe und Pinsel in den Händen auftritt. Als aber der Topf unter einem knallähnlichen Getöß plötzlich zerspringt und dessen ganzer Inhalt auf dem Boden von Secunda sich verbreitet, da bricht ein schallendes Gelächter unter den Schülern aus.)

Prorector. Ich hätt' doch mehr Männlichkeit von den Secundanern erwartet als daß sie iwer so ebbes lachen thäten. Awer, Bayer! was fange mer jetzt an, do hähßt's warhaftig aqua haeret, die Ochse stehe am Berg.

Bayer. Mir net so, Herr Prorector! Es hott gor nix zu sage, wisse Se was, do mer doch emol angefange die Klass zu weisse, so wolle mer ganz Secunda anbeusele, es geht in ahm hin un dadurch kimmt ahch der Kalch von der Erd weg.

Prorector. Jo, do hat er Recht, mach' er jetzt norz fort —

Bayer. Herr Prorector! jetzt bin ich da inne fertig, ich muß nun vorne hin un die annern ehinner gehe, damit ich fertig weren kann. Sehe Se es mecht sich recht hibsch.

Prorector. Recht, Männche.

Kissewetter. Awer, Herr Prorector! wer kann do ehinner gehe der Disch is putschtröppelnaß, do verderbt mer Bicher un Klähder.

Mohr. Mer setze uns nett dahin.

Prorector. No, wißt er was, Männercher! tragt den Disch uf den Vorblazz, do is e alter Lumpe, macht den drunne an der Pump naß un wischt dermit den Disch ab, awer macht kahn so arge Spektakel wegen de Herrn Kollege.

(Unter dem lärmendsten Jubel tragen die Schüler den Tisch aus Secunda auf den Vorplatz, verrichten das Angewiesene und bringen ihn eben so lärmend nach Secunda zurück. Auf dem Vorplatze trifft mit ihnen zusammen der Primaner Feuerbach.)

Feuerbach. Pron Deum et hominum fidem! was treibt ihr denn da?

Rodaug. Auf Geheiß des Prorectors haben wir Secunda geweißt, drum sieht der Tisch so aus.

Feuerbach. Ach, so was Dummes werdet ihr mir doch nicht aufheften wollen.

Textor. Ich schwöre dir den kraftvollsten Eid beim Styx, dass die Sache richtig ist.

Feuerbach. Da ich ohnedieß nach Prima gehe, so muß ich, pour rarité du fait, augenblicklich die Sache dem Herrn Rector melden *(geht ab)*

Rector Purrmann *(mit vollem Ungestüm ohne anzuklopfen in Secunda eintretend, zum Prorector)* E, Herr Prorector! ich höre, daß Sie durch die Secundaner die Klasse weissen lassen, statt dessen können sie aber doch wahrlich etwas Zweckmäßigeres treiben. Das ist kein Geschäft für Secundaner

Prorector Ja, sie hawe sich von selbst derzu erbotte.

Rector Pah! Possen, wenn so etwas nöthig sein sollte, zeigt man es auf dem Bau-Amte an, das ohne Anstand das Nöthige besorgen wird. *(Geht ausserst unzufrieden ab.)*

Prorector *(nach Entfernung des Rectors)*. Do kann mer recht sehe, wie stets Undank der Welt Lohn is. Wir mache uns verdient um die Klass, daß mer sehe mit unserm Fahsch an Brut gleichsam widder in gute Stand stelle, ohne Bau Amt odder Rechenei ebbes zuzumuthe un dodervor — — — — — — — Aber loßt norz, die Strof-Gerichte Gottes bleibe doch net aus bei so Satansknechte, die norz der Sünde fröhne.

Bayer Herr Prorector! es is gleich elf, ich muß n de Mathematik zum Herr Lambert, mit dem Weisse der Klass bin ich ganz fertig, jetzt misse Se norz sorge dass bis de Mittag drei Uhr alles trocke is, weil der Herr Rector wegen des Terenz gerade um die Zeit herher kimmt.

Prorector Ja, Männche, do host de freilich recht. Geh norz hin, weil de fort maßt. *(Zu den andern Schülern)* Awer, ihr Leutcher! wie fange mer's an, dass der Herr Rector den Mittag nix mehr von unserm Weisse spurt.

Textor Herr Prorector! die ganze Klass is alss Näss, die Deck, die Seitewänd, ja sogar die Erd, daher s mein Gedanke, do heut kahn französch Stunn is von elf bis zwölf, so muß der Kalfaktor Rodaug noch e Klötzi in Owe lege, damit alles gehörig trockent, nernach muß der Decurio Dahmer, wegen dem Dunst, alle Wachholler-Körner, die norz im Schrank sin, hergewe un en Rahg mache, daß mer sich selbst net sieht, un dann die Fenster öffne, daß alles herauszieht – so werd sich der Herr Rector gewiß net beschwere könne.

Prorector Du host Recht, ehrlicher Textor! Do kann mer die Rechtschaffene kenne lerne, die es treu un redlich mit ihrem Lehrer mähne. No, Rodaug' leg' er noch e Klötzi an un Dahmer, mach er's so, wie's gesogt worn is, mit de Wachhollerkörner

Rodaug und Dahmer Ja, Herr Prorector

Prorector No, ihr Leut ich verlaß mich drui, daß ihr hübsch Ordnung halte werdt. *(Geht ab.)*

Wer war nun der Verfasser dieser Stücke? Der Volksmund bezeichnete stets die nach der Titelfigur am meisten hervortretende Person, den Secundaner F. K. L. Textor, als Verfasser, und wir können auch den Beweis dafür antreten, nach den Worten des bekannten Operntextes Und er ist der Vater, er sagt' es ja selbst. Der Zeuge für diesen Beweis ist kein geringerer als Textors treuer Schüler, der treffliche Meister des Frankfurter Dialectes Friedrich Stoltze. Wenn die Prorectorade nicht schon durch ihr Alter einen

Anspruch auf Beachtung hätte, nicht schon durch ihre unübertreffliche Komik das Interesse des Lesenden gewönne, so würde der Umstand dem Stücke stets in der Frankfurter Literatur einen hervorragenden Platz verschaffen, dass es der Ausgangspunkt geworden ist für Stoltzes dichterisches Schaffen.

Emil Neubürger sagt in seinem Aufsatz über Friedrich Stoltze, der in dem Buche »Aus der alten Reichsstadt Frankfurt« (Frankfurt 1889) enthalten ist, S. 152 von Stoltze:

»Auf die Dialectdichtung kam er durch seinen Lehrer, Professor Textor, den Verfasser des »Prorector«, des ältesten Frankfurter Lokalstückes. Als dieser wahrnahm, wie sehr sich sein Schüler seines Werkes freute, und wie eifrig er sich im Dialecte übte, unterrichtete er ihn im Frankfurter Idiom, schrieb ihm eigens ein Wörterbuch und eine kleine Grammatik und führte ihn so eifrigst in Geist und Wesen der Sprache der geliebten Vaterstadt ein.«

Friedrich Karl Ludwig Textor war am 13 November 1775 zu Frankfurt geboren als Sohn des Schöffen Dr. jur. utr Johann Jost Textor, des Bruders der Frau Rath Goethe[1], und dessen Gattin Maria Magdalena Möller Am 28. April 1784 wurde er in die Sexta des Gymnasiums aufgenommen und hat dieselbe noch im Sommer 1786 besucht, da bei der damaligen Herbst-Progression die Ehre der Declamation ihm als Sextaner zu Theil wurde Auch sein weiteres Aufsteigen im Gymnasium muss nicht ganz regelmässig gewesen sein. Seit dem Herbst 1791 war er in Secunda, wo er noch 1793 im Sommer sich befand, und in welcher Klasse ihn am 19. Sept. 1792 der Tod seines Vaters traf. Dass er einmal zeitweise von der Schule weg war und später wieder eintrat, lässt sich aus den entsprechenden Worten des Stückes schliessen. Wann er die Schule definitiv verlassen hat und auf welche Hochschule er sich zuerst gewendet hat, lässt sich nicht angeben Im Herbst 1797 ward er zu Tübingen (vielleicht im ersten Semester stehend) immatrikulirt. Im Mai 1800 machte er dort seinen juristischen Doctor und habilitirte sich gleich als Privatdocent. Im Jahre 1805 verheirathete er sich mit einer

[1] Die Vetterschaft scheint von Goethes Seite nicht sehr gepflegt worden zu sein, die einzige Beziehung bieten die Worte Goethes aus einem Briefe an Rath Schlosser in Frankfurt vom Jahre 1811 dar des Herrn Professor Textor in Tübingen werde ich nicht ermangeln, gehörigen Orts zu gedenken (Frese, Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlasse, Stuttgart, 1877, S. 41). Eine Folge für den in bedrängte Lage gerathenen Textor hat dieser gute Vorsatz Goethes anscheinend nicht gehabt.

Tübinger Kaufmannstochter Sophie Friederike Gess, die ihn mit zwei Söhnen und einer Tochter beschenkte, im Jahre 1815 aber bei einer unglücklichen Entbindung das Leben einbüsste. Bald nach seiner Verheirathung bewarb er sich ohne Erfolg um eine ausserordentliche Professur. Die Fakultät sprach sich gegen seine Ernennung aus, da er noch nichts geschrieben, sich auch im »praktischen Fache« noch nicht geübt habe, wenn auch seine Vorlesungen nicht ohne Beifall geblieben seien (Düntzer, Das Geschlecht Textor, Grenzboten 1888. II, 278 ff nach Mittheilungen aus Tübingen). So wenig wir dem Einwand der Fakultät bei den damaligen verknöcherten Universitätsverhältnissen einen gerechten Vorwurf gegen Textor entnehmen können, so sehr spricht der Beifall, den seine Vorlesungen nach diesem Zeugnisse fanden, für seine Leistungen: er glaubte seiner Wissenschaft besser zu dienen, wenn er sie in lebendigem Vortrage den Zuhörern nahe brachte, als wenn er die damals schon übergrosse Zahl der Compendien um weitere Exemplare vermehrte. Bis 1813 war Textor in Tübingen geblieben, aber die Privatdocentenwürde und die später doch erlangte ausserordentliche Professur hatte, bei dem Rückgange den die Universität während der langen Kriegsperiode nahm, die Zubusse seiner ganzen elterlichen Erbschaft gefordert, und als Textor am 5 Jul. 1813 den Eid als Advocatus ordinarius in seiner Vaterstadt leistete, sah er sich lediglich auf seinen Verdienst als solcher angewiesen. Wenn auch unter normalen Verhältnissen bei haushälterischer Einschränkung derselbe ausreichend gewesen wäre, die Familie zu ernähren, so ging bei der grossen Zerrüttung des Wohlstandes der gesammten Bürgerschaft durch die lange Kriegszeit kaum die Hälfte der ausstehenden Gebührenforderungen ein, und Textor verstand es nicht im mindesten, seine Ausgaben den Einnahmen anzupassen, ja er brachte es sogar nie dazu, über seine ausstehenden Forderungen Buch zu führen, und das raschere Eingehen derselben energisch zu betreiben. So sah er sich denn im Jahre 1816, als durch den Tod seiner Frau sein häusliches Glück zur Ruine gegangen war, auch zugleich dem völligen wirtschaftlichen Ruin gegenüber. Der erkannte Concurs bedeutete auch die Aufgabe seiner advocatorischen Praxis.

Doch geistig ungebrochen ging er aus der wirthschaftlichen Niederlage hervor. Durch »Unterrichts-Ertheilung in deutscher, römischer und griechischer Sprache und den damit in Berührung stehenden Fächern« hatte er sich, wie er selber sagt, bald »seine wiewohl kärgliche, doch sichere Existenz gegründet«, die ihn in den Stand setzte, für sich und seine bescheidenen Bedürfnisse zu sorgen, während die

Sorge für die Kinder durch seine Verwandten, namentlich seine Schwester, ihm abgenommen wurde.

Ich muss mir versagen, Einzelheiten aus dem Leben des geistig bedeutenden, aber durch seine herben Schicksale eigenartig und sonderbar gewordenen Mannes anzuführen. Seine geistigen Interessen in den letzten Lebensjahren hatten ihn ebenso weit von der Juristerei wie von der Lokaldichtung abgezogen: er ertheilte in den alten Sprachen, in der Geschichte und Geographie Privatunterricht und er arbeitete zuletzt an einer Weltgeschichte, die unvollendet blieb und für die er vergebens einen Verleger gesucht hatte (Duntzer a. a. O., nach Mittheilungen aus der Familie), die gewaltigen politischen Umwälzungen, in die seine Jünglings- und Mannesjahre gefallen waren, die herben Schicksale, die er selbst an sich erfahren hatte, mochten ihn zu der seinem Studiengang und seinem praktischen Berufe so wenig entsprechenden Arbeit angeregt haben. Wir haben es in dem Dichter Textor nur mit seiner Jugendentwicklung zu thun, und in dieser zeigt er sich ganz als typisches Bild eines genialen Schlingels, wie es so oft unter dem Einflusse einer laxen häuslichen Zucht gegenüber einer überpedantischen und vor lauter Buchstabengelehrsamkeit zum Sterben langweiligen Unterrichtsmethode sich darbietet. Der frühe Tod des Vaters war Textors Verderben. Es fehlte die starke Hand, an der er sich aus seiner jugendlichen Unbedachtsamkeit emporhelfen konnte zu einer geordneten bürgerlichen Thätigkeit. Sein reiches väterliches Erbe ermöglichte ihm, seinen genialen Neigungen nachzugehen, ohne auf den Erfolg seiner Leistungen bedacht zu sein, bis es zu spät war, und er in langen, entsagungsvollen Jahren es bussen musste, dass er in einem kurzen Zeitraume äusserlichen Wohlseins und auch wohl innerlicher Befriedigung mehr durch Versäumniss als durch Handeln sein Lebensglück aufs Spiel gesetzt hatte. Professor Textor starb am 31. December 1851 als Pfründner der Brönnerschen Stiftung im Senckenberg'schen Bürgerspital.

So viel über den Autor. Wie haben wir uns aber die Entstehung der beiden verschiedenen Redactionen seines Werks zu denken? Wie wir schon sahen, war die ursprüngliche Abfassung zwar nicht direct gleichzeitig anzunehmen, aber wir dürfen sie uns auch nicht viel später als die Ereignisse denken. Nach allem gehört daher das Stück noch Textors Schülerjahren an, als das Interesse an den durchlebten Scenen noch ein reges war und noch keinerlei Rücksichten den übermüthigen Jüngling fesselten. Dieser frühen Abfassungszeit entspricht auch, wie schon hervorgehoben wurde, die Handschrift der Prorectoriade, die den unverstümmelten Text darbietet. Schon

nach wenig über 10 Jahren dagegen, im Jahre 1810, finden wir bereits den verstümmelten Text als gang und gäbe. Der Autor, der während der Zeit in Tübingen lebte, hat sicher nicht selbst die Hand an sein Stück gelegt, hat sich wohl überhaupt in jenen Jahren um diese Jugendarbeit nicht bekümmert. Also wird wohl ein anderer die Verstümmelung vorgenommen haben, und zwar können wir den Thäter in Frankfurts Schülerkreisen selber suchen. Nicht dass ich auf irgend eine bestimmte Persönlichkeit Verdacht hätte! Ich schliesse es nur aus der Art der Verstümmelung. Von den Schülern, »die in allem ihr Pflicht so verkennen«, sind nämlich bei der Verstümmelung Rössing und v. Holzhausen gut weggekommen. Es sind alle Scenen und Redensarten gestrichen, die ein unangenehmes Licht auf jenen werfen könnten, von letzterem ist die einzige Scene, in der er auftritt, ebenfalls ausgelassen, da sie nicht zu seinen Gunsten sprechen konnte. Cui bono? Nun ich glaube zur grösseren Sicherheit der damaligen Verbreiter des Stücks, der Primaner und Secundaner des Frankfurter Gymnasiums, die für den Fall der Abfassung mit der verbotenen Waare, der Sache in etwas die Spitze abbrechen wollten. Denn Rössing sowohl wie v. Holzhausen waren inzwischen angesehene Leute geworden, deren Amt und gesellschaftliche Stellung vielleicht zu einer schärferen Ahndung im Falle der Abfassung geführt haben würde Auf Stark war diese Rücksicht nicht so zu nehmen, ebenso nicht auf Fresenius und Behrends, denn diese erschienen durch das Stück nicht so compromittirt wie jene beiden.

Wegen der anderen im Stücke erwähnten Schüler brauchte man keine so grosse Rücksicht zu nehmen.

Kissewetter, Anton, Sohn des Hutmachers Joh. Conr. K., war, obwohl ein Jahr jünger, an demselben Tage mit Textor in die Sexta des Gymnasiums aufgenommen, und hat das Gymnasium ganz durchgemacht Er starb bereits 1806 als Advokat

Fresenius, Jacob Heinrich Samuel, Sohn des Pfarrers F. zu Homburg (Bruder des späteren Pfarrers Remigius F. zu Frankfurt), geboren den 17. Oct. 1780. Ostern 1787 in das Gymnasium aufgenommen und Herbst 1789 noch in Quinta, Ostern 1792 noch in Tertia. 1797 wird er wie Textor in Tübingen als Stud. jur. immatrikulirt, am 4 Nov. 1801 leistete er den Eid als Advocatus ordinarius zu Frankfurt. Starb 1864.

Mohr, Johann Jacob Christian Benjamin, trat im Herbst 1784, sechsjährig, in Sexta ein, er war drei Jahre jünger als Textor, trat aber viel als Sprecher bei den Progressionen auf, so Ostern 1786 als Sextaner, Ostern 1787 als Quintaner, Herbst 1789 als Quartaner,

Ostern 1791 als Tertianer, Ostern 1792 als Secundaner. Sein Vater war der Schneidermeister Johann Balthasar Mohr. Er wurde Buchhändler in Heidelberg und starb dort 1854.

Bischoff, Achill Adam, gleichen Alters mit Textor und zu gleicher Zeit in die Sexta eingetreten, Sohn des Küsters Jeremias B., Mitglied des Chors und noch im Jahre 1800, also im 25 Lebensjahre, Calefactor des grossen Chors, brachte es endlich zum Glöckner-Adjunkt an der Katharinenkirche und Pedell der Kirchenbuchs-Expedition.

Rössing, Joh. Georg, Sohn des Procurator Johann Nikolaus Alexander R., über zwei Jahr jünger als Textor, aber doch schon ein Jahr früher ins Gymnasium getreten, allerdings um es wieder zu verlassen und erst in Secunda 1790 wieder einzutreten. Seit 1799 Advocat wurde er 1816 Senator. Er starb 1820.

Dahmer, Ludwig, auch schon seit Ostern 1783 in der Schule, Sohn des gleichnamigen Kaufmanns; wurde wie dieser Leinwandhändler.

Müller, in mehreren Handschriften als »adives« bezeichnet, vielleicht Johann Friedrich, Sohn des Peter Clemens M., der als Kaufmann Schöff geworden war. Johann Friedr. wurde 1785 als sechsjährig in Sexta, dann noch einmal Ende 1787 in Quinta aufgenommen, er wurde Kaufmann und führte unter der noch jetzt bestehenden Firma Joh. F. Müller & Co. eine bekannte Weinhandlung [1] Er starb 1861.

Rodaug, Wilhelm Carl, Sohn des Schulmeisters von Peterweil, am 28. Oct. 1790 in Secunda aufgenommen, etwas älter als Textor. 1793 war er schon in Prima. Als Calefactor gehörte er dem Chor an. Was aus ihm geworden, ist unbekannt

Bayer, Johann Reinhard (oder Reinhold), Sohn des deutschen Schulmeisters Philipp Heinrich B. Ostern 1787 in Quarta im Alter von 12 Jahren aufgenommen, also älter als Textor, sass er schon Herbst 1790 in Secunda, worin er bis Herbst 1793 aushielt. Im Jahre 1821 erscheint er als Notar, dann als Actuar des Graduirten-Collegs und Secretair des Zeichnungsinstituts.

Lattich, Johann Jacob, trat, selbst schon 10 Jahr alt, mit seinem älteren Bruder Johann Philipp ins Chor und damit in die Sexta des Gymnasiums ein; beide so arm, dass sie sich weder Röcke noch Mäntel anschaffen konnten. Von letzterem hört man nicht viel,

---

[1] In Betracht könnte noch kommen Nicolaus Müller, am 5. Mai 1787 achtjährig in Quinta aufgenommen, Sohn des Kaufmanns Friedr. Wilh. M. Er lebte später in Reinsdorf und starb schon 1809 daselbst

Johann Jacob wurde Schuhflicker und als Sauerwasserhändler zum Bürger eingeschrieben.

Kemmeter, Heinrich Christian, Sohn des Friedrich Mathias K., Pastors in Mittelsinn, nach Frankfurt gekommen durch seinen Oheim, der als deutscher Schulmeister hier thätig war. Er war erst zu Ostern 1791, 17 Jahre alt, in Secunda aufgenommen. 1801 zum Accessisten in der Gerichts-Canzlei ernannt, starb er bereits 1809, verarmt und verkommen, im Bürgerspital.

Müller, Johann Heinrich, der Calefactor des Stöckes, Sohn des Schulmeisters aus Heddernheim, seit Ostern 1791 Schüler der Tertia. Was aus ihm geworden, weiss ich nicht. Der gleichnamige Lehrer an der Masterschule (seit 1814; † 1845) war 1787 zu Medenbach geboren, kann also unser M. nicht sein.

Starck, Ferdinand Maximilian, Sohn des Advocaten Dr. Joh. Martin St., seit Ostern 1785 in Sexta, drei Jahre jünger als Textor, starb 1857 als Senator (seit 1816) und Syndicus.

Schott, Johann Christian, Sohn des Papierhändlers Joh. Rudolf Sch. in der Fahrgasse, seit Ostern 1786 in Sexta. Seit 1798 Advocat, verstarb er schon im Jahre 1812.

Stellwag, Christian Gottlieb, Sohn des Notars Friedrich Joh. Lorenz St., seit Herbst 1785 in Sexta, zwei Jahre jünger als Textor, auch häufig als Sprecher bei Progressionen thätig, so Herbst 1786 als Sextaner, Ostern 1789 als Quintaner, Ostern 1791 als Tertianer, und nochmals Ostern 1792 als Tertianer. Er wurde Notar, ertränkte sich aber im Jahre 1817.

Brinckmann, Johann Jacob, Chorist, seit Ostern 1785 in Sexta, Sohn des Hutmachers Johann Georg B., zwei Jahre jünger als Textor. Er brachte es zum Appellations-Gerichtsdiener und Pedell des peinlichen Verhöramts und Erheber der Wittwen- und Waisenkasse.

Christ, Johann Theobald, Sohn des Johann Balthasar Chr., geb. 1777, trat er Ostern 1785 in das Chor und die Sexta ein. 1795 war er noch in Prima. 1797 bittet er als Chorpräfect, dem Cantor Bismann, für den er nun schon seit einem Jahre thatsächlich vikarire, als Adjunct zur Seite gesetzt zu werden. Was daraus geworden, weiss ich nicht. Christ studirte dann Medicin und promovirte 1802, das von ihm gegründete Christ'sche Kinderspital in der Theobaldstrasse bewahrt der Nachwelt treu den Namen des verdienten Arztes. Er starb 1841.

Von Holzhausen, Friedrich Adolf, Sohn des 1793 verstorbenen Carl Justinian Johann Heinrich Ludwig v. H., Ostern 1783

sechsjährig in die Sexta aufgenommen. Im Jahre 1811 wurde er durch einen Unglücksfall auf der Jagd erschossen

Behrends, Johann Conrad, Sohn des Dr. med und Arztes Johann Adolf B. Etwa gleichaltrig mit Textor, wurde er im selben Jahre mit ihm in Tübingen als Stud. jur. immatrikulirt. Am 31. Juli 1800 schwur er als Advocat. Seit 1824 gehörte er dem Senat, vorübergehend auch dem Stadtgerichte an. Starb 1843.

Falck, Johann Georg, Sohn des Kaufmanns Heinrich Martin F Er wurde Ostern 1787 erst in Sexta aufgenommen, hat daher die Schule sehr rasch durchlaufen Er wurde Kaufmann, dann (1834) bürgerlicher Gegenschreiber-Vicar.

Jonas, Johann Philipp, Sohn des Chirurgen Abraham Justus Gerhard J., Chorist, Ostern 1787 in Quinta aufgenommen, starb vor 1810 als gemeiner Soldat.

Guldener, Johann Gerlach, Sohn des Kammmachers Joh. Hector (oder Stephan?) G Geb. 4. Oct. 1777 und Ostern 1788 in Quinta aufgenommen, Chorist, im October 1792 noch in Tertia, October 1795 noch in Secunda, Ostern 1797 noch in Prima Ostern 1798 bezog er die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren. Seit 1804 gehörte er als Dr. phil. dem Lehrercollegium der Musterschule als Hilfslehrer, seit 1810 als Lehrer an Starb 1836

In dem Bruchstück kommt nur eine Person vor, die wir nicht in der Prorectorade finden, der damalige Primaner Feuerbach. Es ist Paul Anselm, der, einen Tag jünger als Textor, durch seine Herbst 1784 nach Quinta erfolgende Aufnahme demselben gleich um eine Classe vorgekommen war. Feuerbachs rechtlicher Sinn, der den späteren Criminalisten in so hohem Grade auszeichnete, zeigt sich auch in dem kleinen, im Fragmente geschilderten Zuge. Auch sein Angedenken lebt in der Feuerbachstrasse in Frankfurt weiter.

Die Hauptperson des Stückes, der Prorector, befand sich zur Zeit, als die älteste datirte Handschrift niedergeschrieben wurde, schon geraume Zeit nicht mehr unter den Lebenden Er hatte bereits im Jahre 1804 im Alter von 75 Jahren 9 Monaten 27 Tagen das Zeitliche gesegnet.

Johann Jacob Gottlieb Scherbius wurde am 28. Dec. 1728 zu Frankfurt getauft Er war der Sohn eines geborenen Türken, »welcher vormals Pery Scherbi geheissen, Rescheb Scherbi eines türkischen aus Palotta in Nieder-Ungarn geburtigen Aga Sohn, so Anno 1684 zwischen besagtem Palotta und Griechisch-Weissenburg (Belgrad) von einem kaiserlichen Officier Herrn Pancratio v. Matter nach seinem dabei niedergesäbelten Vater gefangen, darauf 1) nacher

Wien, 2) nacher Nürnberg und 3) nacher Altdorf gebracht und 1690, 18. Juni von dem dasigen Herrn Gustav Georg Zeltnern, Pastorn, im sechsten Jahre seines Alters laut dessen Attestats getauft worden.«[1] Im Jahre 1726 wurde Georg Gottlieb als Buch- und Kupferdrucker-Gesell zum Beisassen aufgenommen und bald darauf vermählte er sich mit der Tochter eines gewesenen Hessen-Casselischen Fähnrichs, Anna Elisabeth Alss.[2] Der nach anderthalbjähriger Ehe ihnen geschenkte Sohn genoss den Unterricht des hiesigen Gymnasiums als Chorschüler und ersparte sich durch seine Einkünfte als Präfect des kleinen Chors und durch Privatinformationen als Exemter so viel, dass er nicht nur als treuer Sohn seinen durch Altersschwäche am Verdienst behinderten Vater hatte unterstützen können, sondern dass er auch Ostern 1751 bei seinem Abgange zur Universität Jena, wo er Theologie studiren wollte, noch ein Sümmchen übrig hatte, um die Kosten des Studiums davon zu bestreiten. Wir empfinden es nur als eine gerechte Belohnung der Sparsamkeit und des löblichen Eifers des angehenden Studio, dass auf sein Ansuchen der Rath dieses Sümmchen durch ein Viaticum von 20 Gulden erhöhte. Hatte sein Gymnasialstudium, wohl vornehmlich durch die Theilnahme am Chor und die Privatinformationen, lange d. h. bis zu seinem vollendeten 22. Jahre gedauert, so war auch wohl aus ähnlichen Ursachen sein Studium ein anhaltenderes, als es heutzutage durchschnittlich bei Theologen vorkommt. Erst zu Ostern 1756, also nach vollen fünf Jahren, bittet Scherbius noch als Studiosus Theologiae bei dem Consistorium um die Zulassung zur Probepredigt in der Nicolaikirche, wo just eine Vacanz entstanden war. Die Zulassung wurde ihm auch praevio examine consueto zugestanden, und die Prüfung fand am 24. Mai durch die Pfarrer Tresenius, Starck und Schmidt statt. Deren Zeugniss zufolge hat er »auf die in philologicis et theologicis gethane Fragen fertige Antworten gegeben, dergestalten, dass er auf das allerbeste bestanden und sich zum Predigen sehr würdig bezeigete.« Trotzdem aber vermochte der Candidat einen praktischen Erfolg mit seiner Predigt nicht zu erzielen. Er sah sich daher einstweilen auf die mühsame und kummervolle Existenz als Privatinformator angewiesen, zeigte sich indessen bei dieser Thätigkeit anscheinend als ein guter Schulmann. So konnte denn im März 1758 das Consistorium ihn auf seine Meldung hin zum Praeceptor tertiae classis vor-

---

[1] Copulationsbuch, 1726, Juli 17.

[2] In der Genitivform Assen genannt.

schlagen, da er »sowohl in Hebraicis, Graecis, der Philosophie und Latinität geschickt« als auch »gleichsam zu einem Schulmann geboren« erscheine. Am 6. April 1758 pflichtete der Senat dem Vorschlage des Consistoriums bei. Doch kaum sah er sich im Amte, als sein Streben gleich höher hinauf ging. Der zum Lehrer der Secunda berufene auswärtige Gelehrte leistete diesem Rufe nicht Folge. In einer wohlgezierten lateinischen Eingabe bewarb sich daher Scherbius sofort um die zweite Classe und — erhielt sie.

Im Jahre darauf starb Conrector Keck und sofort meldete sich in einer fast noch kühner aufgebauten lateinischen Eingabe Scherbius darum, die vacante Stelle einstweilen verwalten zu dürfen (ut mea officia in munere quod vacat administrando vobis, viri excellentissimi, eo quo decet observantiae cultu deferam, procurationemque instituendae litterarum studiosae iuventutis ad altiora promotae infimis precibus expetam). Dieses Mal aber waren dem jungen Manne, der durch sein bisheriges Glück allzu kühn geworden war, die Väter der Stadt denn doch nicht zu Willen. Rector und Prorector theilten sich vielmehr in den Unterricht des Verstorbenen und empfingen auch die dafür bewilligte Remuneration. Zur Stelle des Conrectors wurde aber cum spe succedendi in rectoratum Johann Georg Purmann berufen.

Die folgenden Jahre brachten für Scherbius' äussere Stellung keine Aenderung. Er hatte sich am 14. August 1758 durch Vermählung mit Jungfrau Anna Catharina Elisabeth, Herrn Caspar Collenbergs, teutschen Schulmeisters allhier Tochter, einen eigenen Hausstand gegründet, doch sollte er nur bis zum 7. Dec. 1765 seiner jungen Gattin sich zu erfreuen haben. Am 18. August 1766 schloss er denn zum zweiten Male den Ehebund mit Catharina Elisabeth, Herrn Johann Bachmanns, Burger Capitains und Mitglieds eines löblichen 51er Collegs, Tochter, die, bei ihrer Vermählung bereits im 24. Jahre stehend, bis zum 19. Nov. 1800 sein Leben theilte. Die diesen Ehen entsprossene Nachkommenschaft übergehe ich hier als für den Gegenstand völlig unerheblich.

Nur über den in dem Stücke selbst erwähnten Sohn will ich bemerken, dass hierunter vermuthlich ein noch auf der Schule befindlicher Sohn verstanden werden muss, der im Jahre 1792 von Secunda nach Prima überging.

Eines Vorkommnisses aber aus den sechziger Jahren muss ich vor Allem Erwähnung thun, da sich gelegentlich seiner in den Acten Bemerkungen finden, die über Scherbius' Wirken an der Schule, sowie über den mannigfachen Aerger, der sich mit dem Schulamte für ihn verband, Aufschlüsse gewähren. Vor Allem erfahren wir aus dem

Vorfalle, dass schon damals der Respect der Schüler vor Scherbius nicht gar gross gewesen zu sein scheint, und dass sein eigenes Verhalten zum grossten Theil an dieser Thatsache schuld war durch übermässige, oft unbegründete Härte in den Strafmitteln an unpassender Stelle, anstatt einer gleichmässigen, gerechten, doch das Gefühl der Schüler nicht verletzenden Strenge.

Es ist der bereits von Kriegk erwähnte Vorfall des Fenstereinwerfens, den ich meine, der hier aber etwas eingehender geschildert werden muss, als Kriegk es (Kulturbilder 139) gethan hat, schon wegen des Analogons, das sich in dem Stücke aus den neunziger Jahren dafür findet. Scherbius klagt am 25 März 1763 dem Consistorium

»Da ein hochlöbliches Consistorium nach dem am 23. März a. c. von mir geschehenen mündlichen Vortrag von der zügellosen Dreistigkeit einiger Schüler des löblichen Gymnasii, mir den Befehl zu ertheilen geruhet, selbsten einen schriftlichen Aufsatz von diesem Vorgang zu überliefern: so habe solchem Befehl zu gebührender Folge die wahre Beschaffenheit dieser verabscheuungswürdigen That in möglichster Kürze vorzutragen ohnermangeln sollen.

Es war am 21 dieses, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, da ich eben meinen gewöhnlichen Geschäfften abwartete, dass einige undanckbare Schüler, deren Namen sich in der einem hochlöblichen Consistorio übergebenen schriftlichen Anzeige des in dieser Bosheit mit befangenen Johann Christoph Stoes befinden, nach schon verschiedenen vorhergegangenen Versuchen ihres ruchlosen Vorhabens auf eine die allgemeine Ruhe und Sicherheit stöhrende Weise sich erfrechten, mit Steinen, davon die 3 grösten nebst oben gedachter Anzeige auf ein hochlöbliches Consistorium gebracht worden, nach meinen Fenstern zu werffen, und mich dadurch in den grösten Schrecken zu versetzen So wenig ich auch die Wiederholung eines solchen Frevels vermuthete, so gewiss muste selbige zu meiner abermaligen grossen Bestürzung und Schaden an meinen Fenstern erfahren.

Um die Urheber eines so verhassten Unterfangens zu entdecken, begab ich mich durch die Hofthür auf die Gasse[1] und hatte das Glück den vorerwähnten Johann Christoph Stoes in meine Gewalt zu bekommen. Der auf dem Weg der Bosheit ergriffene folgte mir alsobald in meine Behausung, wo er den ganzen Verlauf der Sache auf eben die Weise erzehlte, wie solches einem hochlöblichen Con-

[1] Baue Handgasse

sistorio von dessen eigener Hand geschrieben übergeben worden. Hierbey habe nicht unbemerkt lassen wollen, dass der Staugen,[1] welcher gleichfalls einem hochlöblichen Consistorio überreichet worden, eben demjenigen Clemens Apt zugehöre, der nach Aussage des Johann Christoph Stoes den grösten Stein nach meinen Fenstern geworffen haben soll. Wie denn derselbe zu einer andern Zeit nicht nur während des Gottesdienstes an die Thür der 3. Class des Herrn Willemers einen Galgen geschnitten, sondern auch durch verschiedene verläumderische Reden andere junge Leute von Besuchung meiner Classe boshaffter Weise abzuhalten bemühet gewesen.

Ebensowenig kann ich die unbesonnene und von der vorigen unterschiedene Aufführung einiger Primaner, namentlich Fenner, Klem und Marr des Jüngern, welche durch Bohrung der Löcher in die gemeinschaftliche Thür und andere Unanständigkeiten die Andacht im Gebet und die Aufmerksamkeit beym Lehren und Lernen öffter gestöhret, mit Stillschweigen übergehen. Es ist dieses Uebel bey ihnen bisher leyder zu einer solchen Gewohnheit worden, dass so offt ich die gemachte Oeffnungen, um allem daraus erwachsendem Uebel vorzubeugen, zumachen lassen, selbige gleichwohl Gelegenheit gefunden, ihr muthwilliges Betragen zu wiederholen. Wie wenig bey so gestalten Sachen der wahre Endzweck meines Amts, wenn diese Uebel nebst der schädlichen Wurzel nicht ausgerottet werden, erreicht werden konne, überlasse der erleuchten Einsicht meiner Hochgebietenden Herren. Gleich wie Hochderoselben bekannte Gerechtigkeits-Liebe mich um so weniger einige Weitläufftigkeit besorgen lässt, als die Sache durch eigenes Geständniss ausser allen Zweiffel gesetzet ist, der ich übrigens Gott anflehe, dass er Deroselben, der Kirchen und Schulen so hochschätzbare Gesundheit erhalten wolle und mit der unverletzlichsten und tiefsten Ehrfurcht verharre

Euer Wohl- und Hochedelgebohrene, Hochwürdig und Hochehrwürdigen, wie auch Hochedeln und Hochgelahrten sonders Grossgünstigen Hochgebietenden Herrn

unterthäniger Diener,
Johann Jacob Gottlieb Schierbius,
Secundae Classis Collega.«

Das Consistorium trat selbstverständlich in sofortige Untersuchung der Sache ein. Enthielt doch schon diese blosse Eingabe des Lehrers

---

[1] Stauchen, Manschette.

so viele Beweise dafür, dass seine Autorität einer Stärkung von hochobrigkeitlicher Seite dringend bedurfte, sollte nicht alle Disciplin verloren gehen

Die Verhöre der Schüler fördern allerhand Klagepunkte gegen Scherbius zu Tage. Stoes, der Hauptzeuge, sagt »Diesem Marr habe Scherbius, solange er seine Classe frequentirt, allen Tort angethan, und dieses habe ihn zur Revanche bewogen, wie denn überhaupt Herr Scherbius bey dem geringsten Versehen sogleich drohete, dass er dem fehlenden einen Stein stossen wolle« Ein anderer Complice, der vormals mit Stoes darüber berathen hatte, ob nicht gelegentlich eine mit Pulver gefüllte Granate in den Ofen der Secunda geworfen werden sollte, hatte als Grund zu diesem geplanten Unfug angegeben, »dass ihnen Herr Scherbius so scharffe Predigten hielte«

Wegen des Locherbohrens in die Thür nach Prima sagte Stoes, es sei angefangen »sobald Herr Scherbius in secundam gekommen sei«.

Klein gibt als Grund des beabsichtigten Fenstereinwerfens an, »die vielen Kindereyen, so Herr Scherbius in Secunda getrieben und dann, weil er bei dem geringsten Versehen sogleich gedrohet, einen Stein zu stossen« Die Kindereien erklärte er dann auf Befragen durch »das den ganzen Tag angedauert habende Certiren, ferner dass Herr Scherbius vor etliche in der Thür zwischen Prima und Secunda befindliche kleine Löcher einen Vorhang hangen lassen«

Scherbius selber, »zu mehrerer Aufheiterung der obschwebenden Untersuchung« vor das Consistorium geladen, sagt auf die Frage, »ob er bei dem geringsten Versehen oder Vergehen seiner Schüler drohe, dass er ihnen einen Stein stossen wolle« »die Fehler des Verstandes habe er sehr oft pardonniret, weil er aber auch bei verschiedenen grose Malice wahrgenommen und Warnungen nichts helffen wollen, habe er sich endlich genöthigt gesehen zu drohen, dass er die Sache höhern Orts anzeigen wurde Den terminum vom Stein stossen habe er niemals gebraucht«. Ueber Klein und Marr befragt sagt er »Er habe gegen keinen Menschen einen Hass, er könne aber nicht leugnen, dass, da sich diese beyde Schüler jederzeit sehr boshaft aufgeführt, er freylich auch genothigt gewesen, sie öffters zu bestrafen« Ueber das Certiren sagt er »Habe es zwar einstmalen gethan um das Plaudern zu verhüten, weilen er aber gesehen, dass es nichts geholffen und sie noch hartnäckiger worden, habe er es wieder eingestellt«

Diese Aeusserungen lassen nicht auf eine geordnete Disciplin, vor allem nicht auf eine gleichmässige und gerechte Behandlung der Schüler, die erste Grundlage einer guten Zucht, schliessen.

Die Remedur, die hochlöbliches Consistorium eintreten liess, bestand für die ergriffenen Uebelthäter in einem Verweis und 4, 3 und 2 Wochen gefänglicher Haft auf der Hauptwache bei Wasser und Brod; der Haupträdelsführer hatte sich aus dem Staube gemacht.

Was die Strafen nutzten, das sehen wir aus einem nach wenig Wochen vom Consistorium niedergeschriebenen Visitationsprotokoll Das Löcherbohren in die Thür zwischen Prima und Secunda hatte trotz des davorgehängten Vorhangs nicht nachgelassen, es fanden sich wieder neue Löcher an ungeschützten Stellen, und Herr Scherbius klagte auch darüber, dass zwei der Missethäter nach ausgestandenem Gefängniss seine Preces gar nicht oder doch nur sehr selten besuchten, einer derselben aber im Vorbeigehen »den Hut mit der grösten Effronterie sitzen lasse«. Man verwies ihnen das mit der Erinnerung, »dem Herrn Scherbius ja nicht sein Amt schwer zu machen oder aber zu gewärtigen, dass seine Autorität von Seiten des Consistorii durch fernere ihnen ohnbeliebige Mittel werde unterstutzet werden«. Was würden wir heutzutage von einem Lehrer halten, der in solcher Weise von den höchsten Behörden in der ihm zustehenden Autorität künstlich erhalten werden muss?

Was die bei allen Gelegenheiten hervorbrechende Härte betrifft, so beruhte sie entschieden auf einem angeborenen Misstrauen, das auch der Collega quintae Classis Willemer bezeugt, indem er schreibt: »Was Herrn Collegam Scherbius anlangt, so ist er voller Vorurtheile und trauet ausser dem Herrn Zinck, mit welchem er wahrscheinlich zum Nachtheil meiner, der III., und der VI. Classe in nexu steht, Niemand.«

Es stammt diese Aeusserung aus einem längeren Gutachten Willemers, und will ich es auch, bei der nicht ganz sinceren Art dieses Mannes, seine Sachen zu vertreten, nur betreffs des bezeugten Misstrauens heranziehen, denn über den behaupteten Nexus sagt der College Zinck, Willemers hauptsächlichster Gegner,: »Sobald Herr Willemer in quintam kommen war, so ersuchte er mich, ich möchte mit ihm gute Freundschaft halten, und wenn ich dieses thäte, so könnten wir unsere beyde Classen in gutem Stand erhalten, die andern aber, besonders den Herrn Scherbius, welcher damals in Tertia war, drucken Als ich aber mit dergleichen ordnungswidriger Bedingung diese Freundschaft nicht eingehen wollte, so drohete er mir alsbald, dass er es sodann mit dem Herrn Scherbius halten, und mich drücken würde, dass ich es empfinden würde. — Den Herrn Scherbius hat er auf gleiche Art um seine Freundschaft angesprochen, wie derselbe nicht läugnen wird, welcher aber eben so wenig als ich

in seine Freundschaft mit gedachter Bedingung sich hat einlassen wollen, soviel mir davon bewusst ist.«

Das können wir aus diesem Geständniss entnehmen: Wenn auch Scherbius oft ungerechtfertigtes Misstrauen gegen Collegen wie gegen seine Schüler gehegt haben mag, eine unmoralische Handlung war ihm nicht zuzutrauen Diese Ueberzeugung schöpfen wir auch aus seinen eigenen Worten vom Jahre 1764, als das Consistorium von ihm und allen anderen Collegen ein Gutachten forderte über die Mängel des Gymnasiums und deren Abhülfe. Seine edle Auffassung des Schulberufs — weswegen ihn das Consistorium früher einen geborenen Schulmann genannt haben mochte — erhellt daraus, aber in sachlicher Hinsicht und nicht minder in formeller und stylistischer erscheint das Gutachten geradezu als eine kostbar possirliche Antwort auf des Consistoriums Frage, durchaus nicht auf der Höhe ihrer Zeit stehend. Sie lautet:

»Ein hochlöbliches Consistorium haben sich schon um das hiesige Gymnasium, dessen blühenden Wohlstand Hochdieselben durch die Beförderung der besten Mittel zu erhalten suchen, so sehr verdient gemacht, dass Jedermann, der Verdienst schätzet, sich für verbunden achtet, Hochdenenselben dafür den schuldigsten Dank zu widmen. Und ich verehre noch in dankbarstem Gedächtniss und preise die edelste Art der Bemühungen, die Hochdieselben in Absicht meiner bei dem letzten Fenster-Vorfall anzuwenden geruhet, der ihr Haupt erhebenden Bosheit durch eine gemässe Züchtigung Schranken zu setzen, und dadurch Ruhe und Ordnung zu bewürken

Anitzt aber zeiget sich auch noch Hochderoweise Sorgfalt in ihrem völligen Glanz in der gnädigen Aufmerksamkeit auf die anderweitige Mängel, wodurch der Flor und Wachsthum des Gymnasii gehemmet wird. Da Hochdieselbe nun eine nahere Nachricht einzuziehen Hochgeneigst bemühet sind und dahero auch einem jeden Collegen von den Mängeln die gehörige Eroffnung zu thun aufgetragen, so habe mich veranlasset befunden auf dero gnädigsten Befehl folgendes kurzlich einzusenden, dabei ich mich denn für diesmal bloss dahin einschränke, dass ich nach dem Begriff, den ich jetzo davon habe, mich äussern werde. Ich bemerke hierbey zum Voraus, dass der Verfall unseres Gymnasii bey weitem nicht so gross, und die Anzahl der frequentirenden Jugend nicht so gering, als es in der Stadt zu unserem Nachtheil hin und wieder verbreitet worden ist; es sey denn, dass man die zwo untersten Classen ausnimmt, welche fast zu allen Zeiten die zahlreichsten gewesen, die aber jetzo nicht so frequent mehr seyn sollen.

Was nun die Ursachen, welche überhaupt den grösern Zuwachs der Schüler unseres Gymnasii würklich hindert, anbetrift, so kann ich nicht die zuverlässigste davon anführen. Soviel aber lässt sich vermuthen, dass eben die Clagen mögen bey uns gegründet seyn, welche andere hohe Schulen berühmter Städte und Academien, welche die Gymnasia als ihre Quellen anzusehen haben, seitdem das Kriegsfeuer ausgebrochen ist, im Munde führen

Zu diesem vergesellschaftet sich noch, welches nicht wenig beyträgt, und das nach meiner geringen Einsicht nicht leicht als durch die Zeit, die alles ändert, kann geändert werden, die frühzeitige und häufige Erlernung der französischen Sprache, welche als der Grund aller zeitlichen Wohlfart mit Hintenansetzung der übrigen nöthigen Wissenschaften heutzutag angesehen zu werden pfleget. Da nun die Bemühung, dieselbe zu erlangen, anizo sehr hoch gestiegen, so darf es niemand wundern, dass Platze der Classe, die sonsten wurden besetzet worden seyn, leer sind

So kan auch sehr viel zur Verminderung der sonstigen zufälligen grossen Anzahl Gymnasiasten beigetragen haben, die unzehlige Andichtungen, derer man sich pflichtvergessen bedienet, unser Amt und guten Namen ohne Unterscheid zu beflecken. Ob nun gleich die vielfältige Verläumdungen, die ausgesäet worden, auf einen schlechten Grund gebauet sind, so hat es doch die Würkung, dass Eltern ihre Kinder in das Gymnasium zu schicken Bedenken tragen.

So viel von der Sache des Gymnasii, ich mache daraus den Schluss, da dieses Ursachen sind, die ausser uns sich befinden, dass ein jedweder unter uns selbst sich mit Anstrengung aller Kräfte zu beeifern habe, die ihm anvertraute Jugend als eine Sache Gottes anzusehen, ihr nach allem Vermögen vorzustehen, so viel an einem jedweden ist, eine wahre Eintracht und ungeheuchelte Liebe blicken lasse, so wird alsdann der Segen des Höchsten nicht aussenbleiben und das Gymnasium im besten Flor blühen

Noch eins kann ich, ehe ich schliesse, nicht übergehen, nemlich den Allerhöchsten für Hochderselben Leben und seegensvollem Wohlergehens anzuflehen wegen des vaterlichen Augenmerks, so Hochdieselben auf unser Gymnasium gerichtet, das vielen Städten und Orten die brauchbarste Leute, deren Tugend und Geschicklichkeit nie einen Ausfall gelitten, gegeben hat. Ich aber füge diese eintzige unterthänige Bitte noch hinzu, dass Hochdieselbe dero mir unschätzbaren Gnade noch ferner beybehalten mögen, als wie ich in allerschuldigster Ehrerbietung versichere, alle meine

Kräfte zum Vortheil der mir anvertrauten Jugend anzuwenden und zu verharren

Euer Wohl- und Hochedelgeboren
unterthäniger Diener etc «

Kann wohl dem Consistorium, dem es um sachliche Vorschläge zu thun war, wie dem verfallenden Gymnasium aufzuhelfen sei, mit der Einreichung derartiger Gutachten irgend gedient gewesen sein?

Die Vorschläge der anderen Collegen des Gymnasiums, besonders auch des Conrectors Purmann ermöglichten die neue Gymnasialordnung von 1765, der bald 1766 die Emeritirung Albrechts und seine Ersetzung durch Purmann folgte Scherbius erhielt bei dieser Gelegenheit den Titel des Prorectors, ohne in die damit sonst verbunden gewesenen Gehaltsbezüge einzurücken, da einstweilen Rector Albrechts Pension die Möglichkeit hierzu benahm. Erst nach Albrechts Tode gelang es Scherbius, und auch nur durch eine eigene Eingabe, in den wirklichen Genuss des Gehalts als Prorector zu kommen. Es bedeutete das eine Steigerung seines festen Gehalts von 400 Gulden auf 600 Gulden. In dieser Stellung verblieb er nun, bis er im Jahre 1798 um seine Emeritirung einkam. Die Eingabe, worin er diesen Antrag stellte, ist uns nicht mehr erhalten, wir kennen nur die Gründe, die er dafür angeführt hatte: »Er habe bereits das 70ste Jahr erreicht, auch schon 41 Jahr sein Amt treu und redlich verwaltet, die Last der Jahre und das damit verknüpfte Unvermögen des Geistes und der körperlichen Kräfte drückten ihn sehr, so dass er seinem Amte nicht mehr mit der gehörigen ehemaligen Lebhaftigkeit und erforderlichen Thätigkeit vorzustehen vermöchte. Alle diese mit einem so hohen Alter verbundenen körperlichen Leiden hätten bei ihm schon seit mehreren Jahren Abgang der Vermögenskräfte, Mangel des Gedächtnisses, Schwäche der Augen u. s. w. bewirkt, welche ihn zur Erfüllung seiner obhabenden schweren Amtspflichten ganz unfähig machten «

Das Gesuch wurde genehmigt, ja, wie man anzunehmen berechtigt ist, gerne genehmigt Hufnagels Begutachtung desselben liest sich geradezu wie ein unausgesprochenes, Gott sei Dank. Er sagt u. A. »Erhält also der gegenwärtige Herr Prorector Scherbius, was ihm so sehr zu gönnen ist, auf seine Bitte die hochobrigkeitliche Entlassung von seinem Amte, so hat er allerdings noch das Verdienst, gerade zu dem Zeitpunkte eine der bedeutendsten Gymnasiumsstellen niederzulegen, wo sie wieder unvergleichlich wird besetzt werden können,« und weiter »da nun zu aller Zeit, und jetzt vorzüglich

von dem guten Zustande des Gymnasiums so viel abhängt, gerade die beiden Ordnungen des jedesmaligen Prorectors und des dritten Lehrers die entscheidendsten für Jünglinge sind, und eben jetzt beide mit Männern besetzt werden können, welche Schul-Eifer, Schul-Kenntnisse, Schul-Erfahrungen und Schul-Verdienste — worunter das einer guten Disciplin vorzüglich zu schätzen ist — in so vorzüglichem Grade besitzen, so bin ich überzeugt, dass unsere verehrliche Obrigkeit und Bürgerschaft den Augenblick segnet, wo bei dem grösseren Aufwande, selbst im drückendsten Zeitpunkte, doch ein alter Lehrer beruhigt, und das beste des ganzen Gymnasiums, wie es nicht zu jeder Zeit geschehen kann, aufs wirksamste befördert wird.«

Ich denke, man braucht hier kaum zwischen den Zeilen zu lesen. Textors Werk hatte vielleicht schon das seinige gethan, um die Disciplinlosigkeit des Unterrichts offen vor Augen zu stellen.

Noch einmal wandte sich der Scheidende an das Consistorium, um seinen Dank auszusprechen für die ihm gewährte Entlassung.

»Euerer Hochwohl und Wohlgebornen Hoch- und Hoch-Ehrwürden haben meine gehorsamste Bitte um Versetzung in den Ruhestand nicht unerhört gelassen, sondern derselben die günstigste und wirksamste Richtung zu geben und meine Wünsche durch Hochdero vielvermögende Verwendung zu unterstützen huldreichst geruhet. Diese gnädige Entschliessung, welche Hochdieselben in Hinsicht meiner Person zu fassen grossgunstigst beliebet haben, war für mich von so kraftvollem und erwunschtem Nachdrucke, dass nicht nur der Gegenstand meiner Besorgniss gehoben, sondern mein Anliegen mit dem glücklichsten Erfolge einer gnädigen Willfahrung auch von Seiten eines Hochedlen und Hochweisen Raths bekrönet wurde. Hochdenselben habe ich es diesemnach zu verdanken, dass mein Gesuch auch bey dieser hohen Behörde seinem ganzen Umfange nach nicht unerhöret geblieben und alles dieses konnte nicht anders als die sussesten Empfindungen einer völligen Zufriedenheit und des ungeheuchelten und unbegränzten Dankes bey mir erwecken. Ja ich würde gewiss meinem nicht unempfindlichen Herzen alle Beruhigung versagen, wenn ich die volleste Gefühle der reinsten Dankverpflichtung bei dieser Gelegenheit zu unterdrücken vermöchte. Es sey mir daher vergonnet, für die unbezweifelte Merkmale Hochdero Gnädigen Gesinnungen, die ich ihrem ganzen Gehalte nach so innig empfinde, anjetzt Eueren Hochwohl- und Wohlgebornen Hoch- und Hoch-Ehrwurden meine reinste und feurigste Dankbegierde an den Tag zu legen und den gefühltesten, wärmsten Dank andurch abzustatten.

In dieser aufrichtigsten Gesinnung werde ich nie aufhören meine redliche Wünsche zu dem Allerhöchsten für Hoch- und Wohlderoselben respective Hochansehnliche Häuser dauerhafte und beglückteste Erhaltung zu schicken und den Allmächtigen anzuflehen, dass er Hochdieselben in seinen heiligen Schutz nehmen und unter dem Schirme und Fittigen der allwaltenden Vorsehung gnädiglich behüten wolle. Der ich bis an das Ende meiner Tage in unbebeschränkter tiefster Ehrfurcht verharre

Euer Hochwohl- und Wohlgebornen, Hoch- und
Hoch-Ehrwurden treu gehorsamster
Johann Jacob Gottlieb Scherbius
Prorector Gymnasii emeritus.«

Sechs Jahre konnte der Prorector, wie es Hufnagel ihm gewünscht hatte, »frey von öffentlichen Geschäften der Ruhe geniessen«, dann ging er am 24. October 1804 zur ewigen Ruhe ein.

Seine Silhouette, die den Druck von 1839 zierte, will ich hier wiederholen, anstatt der zwei Zeilen aus dem Stück jedoch die Unterschrift aus der Eingabe des Jahres 1771, die ich oben erwähnte, darunter setzen.

Jo. Jac. Gottl. Scherbius
Gymnasii Prorector.

Dem Lehrer, wie den Schülern, denen ich die voraufgegangenen Zeilen widmete, bin ich es in gleichem Masse schuldig, über das Gymnasium zu Frankfurt zur Zeit der geschilderten Vorgänge, über seine Einrichtungen, Lehrplan, Lehrart und Schulzucht, soweit sie nicht schon Berücksichtigung gefunden haben, kurz zu berichten. Gar manches, was uns in den Stücken als im höchsten Grade auffällig, ja als geradezu beleidigend entgegentritt, findet seine entschuldigende Erklärung in den damals herrschenden Schulverhältnissen, was wir als Missbräuche anzusehen geneigt sind, erschien jener Zeit als ein Fortschritt gegenüber noch üblerem früheren Gebrauche.

Ich lege dieser Darlegung zumeist die schon erwähnte Gymnasialordnung von 1765 zu Grunde, füge aber an geeigneter Stelle gleich die bis 1793 eingetretenen Veränderungen und Nachträge, sowie auch einige in den Archivacten enthaltene Urtheile von Zeitgenossen über die damaligen Zustände ein.

Eigenen Urtheils kann ich mich um so eher enthalten, als es mir ja einerseits zumeist nur auf eine Erklärung der in dem Stücke berührten factischen und rechtlichen Verhältnisse der Schule ankommt,[1] und als andererseits bereits Kriegk in seinem Aufsatz in den deutschen Kulturbildern. »Goethes Lehrer, der Rector Albrecht«, das Gymnasialwesen Frankfurts im vorigen Jahrhundert einer kritischen Betrachtung unterzogen hat, auf die hinzuweisen ich mehrfach Gelegenheit haben werde.

Das Schullokal der damaligen Zeit kann ich ebenfalls als bekannt voraussetzen. Das Neujahrsblatt des Vereins für das Jahr 1870 belehrt uns zur Genüge darüber, dass es die Klostergebäude, namentlich aber der Kreuzgang des ehemaligen Barfüsserklosters waren, in denen sich das Gymnasium, wie auch ein Theil der Lehrerwohnungen befand, und dass an der Stelle derselben jetzt das alte Börsengebäude steht, während die 1833 vollendete Paulskirche die Stelle der 1786 abgerissenen und seitdem im langsamen Neubau begriffenen Barfüsserkirche einnimmt.

Das Gymnasium bestand zur Zeit der Handlung der beiden Stücke aus sechs Classen, von Sexta bis Prima, wie heute noch; nur mit dem Unterschiede, dass Sexta, Secunda und Prima zweijährige, Quinta, Quarta und Tertia anderthalbjährige Curse hatten. Von der Aushaltung dieser Zeit konnte aber »der grosse Fleiss eines

[1] Dass ich nicht bei allen Einzelheiten auf das Stück verwiesen habe, wird man mir, denke ich, Dank wissen, da die Darstellung darunter nur gelitten haben würde.

Schülers, oder von den Eltern oder Vormündern vorgebrachte und triftig befundene Gründe« entbinden. Ebenso aber konnten auch die Unfleissigen über die festgesetzte Zeit in den einzelnen Classen sitzen bleiben, oder auch gar in eine niedrigere Classe zurückversetzt werden, was die Consistorialordnung allerdings als eine öffentliche Beschimpfung bezeichnete.

Nach dem zweijährigen Besuche der Prima kam dann noch ein einjähriger, oft aber auch zweijähriger Besuch der Schule als Exemtus hinzu. Solche Exemten besuchten nur für gewisse Fächer, namentlich die Sprachen und Religion, die Prima und erhielten daneben in eigenen Stunden Unterricht in Rhetorik, Philosophischer Propädeutik, Literaturgeschichte sowie Griechischen und Romischen Alterthümern. Die Schulordnung schreibt vor, dass niemand eximirt werden »solle, »der nicht im Stande wäre, das nöthige von bekannten Sachen mit ziemlichem Latein vorzubringen und ohne langen Bedacht und merklichen Anstos herauszureden, auch sine vitiis et a latinitate abhorrentibus phrasibus, Germanismis et Soloecismis ex tempore zu schreiben«, allein 1782 stellt der Senior Mosche den damaligen Exemten das Zeugniss aus, dass die meisten unter ihnen soweit zurück seien, »dass sie kaum einen leichten lateinischen Autorem lesen und exponiren können«

Das war der allerdings klagliche Erfolg eines 10 bis 11jährigen Gymnasialstudiums. Dass es sich später nicht gebessert hatte, zeigt ein Gutachten des Consistorialraths Pfarrer Zeitmann aus dem Jahre 1798, in dem er u. A sagt

»Man ordne und unterscheide nur die Schüler nicht nach ihrem Verlangen, sondern nach ihrer Fähigkeit. Man setze nicht einen jeden in eine Classe, in welche er will, man entferne grosse und erwachsene Leute, die noch nicht declinıren können, und zum Studiren ganz untauglich sind, von dem Gymnasio, und verweise sie an deutsche Schullehrer, anstatt man sie zum Verderben des Gymnasii, sogleich, weil solche Idioten gross und erwachsen sind und es begehren, in Primam oder Secundam setzet, und durch sie jüngere, fleissigere und dem Studiren gewidmete Schüler aufhält und ärgert — so werden gar bald viele Unordnungen wegfallen und das ἔργον des Gymnasii bestehen und erhalten bleiben.«

Mit der hier getadelten falschen Setzung der Schüler hatte es folgende Bewandniss.

Der Eintritt in die Schule geschah der Regel nach in Sexta, gefordert wurde in dem Falle weiter nichts als die Kenntniss des Deutschlesens und die Anfangsgründe des Schreibens. Schuler, die

in andere Classen aufgenommen werden wollten, meldeten sich zu dieser an und unterlagen keiner besonderen Aufnahmeprüfung, sondern nur »der pflichtmässigen und unparthei schen Beurtheilung des Rectors« Was man aber von dieser höheren Orts zu halten sich berechtigt glaubte, das erhellt aus den Bestimmungen der Schulordnung von 1765 über die Aufnahme der armen Schüler, die auch der Beurtheilung des Rectors überlassen war »jedoch, wann die übrige Präceptores, insonderheit Conrector und Prorector, verspüreten, dass hierinnen einem oder dem andern Schüler, vielleicht gar aus unerlaubten Ursachen, z. B. wegen hiemit gänzlich verbotener Geschenke, zum Nachtheil anderer favorisirt würde, sollen sie solches unserm Consistorio anzuzeigen schuldig sein, das dann die nöthige billigmässige Vorkehrungen zu machen wissen wird.« Es liefen nun auch — das kann nicht Wunder nehmen — bei der Aufnahme der Schüler mancherlei Ungerechtfertigkeiten unter Zumeist verliess sich der Rector zu sehr auf die bei der Anmeldung gemachten Angaben, die oftmals an den von der Anmeldung seitens der Eltern vorher verständigten Classenlehrern lebhafte Unterstützung fanden, und denen, auch im Falle der nicht vorhergegangenen Verständigung, die Classenlehrer um so weniger widersprachen, als ihnen ja das Schulgeld der ihre Classe besuchenden Schüler zufloss, und der Zuwachs eines neuen Zahlers ihnen darum nur wünschenswerth sein konnte Oder aber, und dieser Fall trat nach den Acten oft genug ein, der Rector hegte eine Parteilichkeit gegen einen der Lehrer, begünstigte dagegen einen anderen, und wies aus diesem Grunde den eintretenden Schüler einer höheren Classe zu, als er mit Recht nach seinen Kenntnissen hätte beanspruchen können Rief nun der Neid des benachtheiligten oder sich benachtheiligt glaubenden Collegen nicht einen Protest gegen den Entscheid des Rectors an das Consistorium hervor (und dieser unterblieb meist wegen der in praxi geringen Aussicht auf Erfolg), so hatte es bei der Zutheilung des Neueintretenden zu der für ihn vielleicht völlig unpassenden Classe sein Bewenden. Sass ein solcher Schüler dann länger darin als die gesetzliche Zeit, oder bedurfte er, um mitzukommen, der privaten Nachhülfe, so war ja beides wiederum nur der Vortheil des bevorzugten Classenlehrers.

Dass dieses Unwesen aber nicht an der Persönlichkeit des Rectors oder der Lehrer liege, dass vielmehr der Grund des Uebels in dem mangelhaften Besoldungswesen der Lehrer zu suchen sei, hatte schon im Jahre 1770 vorausschauend der Consistorialе Siegner erkannt, indem er in einem Gutachten sagte, dass die passende Auswahl zu den Studien geeigneter Schüler »so lange ein frommer Wunsch bleiben

wird, so lange die Docenten von der Vielheit der Schüler ihren Unterhalt haben«, d. h. so lange das Schulgeld der Schüler einer Classe und die sonst von ihnen zu ziehenden Nebeneinnahmen den Hauptbestandtheil des Gehaltes des auf diese Classe angewiesenen Lehrers bildete. Und dieses war zu den Zeiten unserer Stücke, und selbst jahrelang nachher noch immer so, und hatten sich daher die von Kriegk in seinem Aufsatze über Rector Albrecht (S. 141) geschilderten Missstände trotz eines Verbesserungsversuchs der Schulordnung von 1765 noch immer nicht gebessert. Die neue Schulordnung hatte nämlich das promoviren per saltum, wie man es benannte, das Ueberspringen einer Classe durch längeres Sitzenbleiben in einer tieferen ein Ende bereitet. Doch war die Zutheilung Neueintretender noch immer in die Hand des Rectors gelegt, und so wusste denn auch gar bald die Findigkeit Sitzengebliebener, die sich vorwärts schieben wollten, oder derer, die gerne einen bestimmten Lehrer vermeiden wollten, eine Hinterthür zu finden, durch die sie das Verbot der Schulordnung umgehen konnten.

Ein Schüler, der gern eine Classe überspringen wollte, ging ab, nahm Privatunterricht, sehr oft bei dem Lehrer, dessen Classe er verlassen, und der ihm zu diesem Schritte gerathen hatte, und brachte es gar rasch so weit, dass er sich zu dem gewünschten höheren Coetus aufs Neue beim Rector melden konnte, wobei dann das Zeugniss des Privatinformators, namentlich wenn dieser ein College des Gymnasii war, und die Fürsprache der Eltern, die in diesem Falle meist wohlhabenden und angesehenen Familien angehörten, der Meldung den nöthigen Nachdruck verliehen. So hatte es nach den Inscriptionsregistern Rossing gemacht, der im Jahre 1783 in Sexta, im Jahre 1790 dann wieder in Secunda eingetreten war, und auch Textor scheint nach des Prorectors Worten einmal abgegangen und wiedergekommen zu sein.

Das feste Gehalt der Gymnasiallehrer betrug damals in den drei obersten Stellen 600 Gulden, in den mittleren 400 Gulden, in den unteren 200 Gulden, daneben hatten der Rector und Conrector eine Dienstwohnung, alle aber Accidentien an Holz, Korn und Salz in gradatim abgemessenen Portionen

Das Schulgeld betrug halbjährlich in den Unterklassen 3 Gulden, für Chorschüler 1 Gulden, in Secunda und Prima 5 Gulden, für Chorschüler 2 Gulden Die Exemten zahlten halbjährlich 2 Gulden, die dem Rector zu Gute kamen. Von jedem vollen Schulgeld von 3 und 5 Gulden musste der empfangende Lehrer halbjährlich 1 Gulden an die Rechnei abliefern, das Schulgeld der Choristen verblieb ihm

ganz. Die Privatinformation, sowohl im Hause, als auch classenweise in der Schule, sowie der zu Messzeiten während der Ferien ertheilte Unterricht war eine den Lehrern garantirte Nebeneinnahme, jedoch sollten sie den ärmeren Schülern ein geringeres Honorar abfordern.

Der Unterricht im Französischen, Englischen und der Mathematik wurde ebenfalls besonders honorirt.

Zur Beschaffung von Tinte, Kreide und anderen kleinen Schulutensilien wurde durch halbjährliche Zahlungen der Schüler, die nach und nach sich auf halbjährlich je 18 und 24 Kreuzer für Unter- und Oberclassen fixirte, eine Classenkasse, der fiscus classis gebildet.

Ein jedes Halbjahr brachte sodann noch eine weitere Gelegenheit zu Einnahmen für den Lehrer, die allerdings stets als eine freiwillige bezeichnet wird, die aber schon durch die Aufnahme in die Schulgesetze und in die Bestallungen der Lehrer bei der Aufzählung der ihnen zustehenden Emolumente dieser Freiwilligkeit in erheblicher Weise wieder entkleidet wird, so dass die Freiwilligkeit nur noch in der nach den Vermögensumständen höheren Bemessung der gespendeten Geschenke sich äussern konnte. Es heisst darüber in den Schulgesetzen: »Obwohl wir auch das Neujahr und sogenannte Johanneum bei seitherigen theuren Zeiten gänzlich zu verbieten Bedenken tragen, vielmehr hoffen, dass selbige die Präceptores zu mehrerem Fleisse zu ermuntern nicht undienlich seien, so muss doch alles dieses derer Schüler Eltern und Vormündern freien Willen ausgesetzet bleiben, und ein armer Schüler, wann er nichts dergleichen geben kann, hierüber nicht übel angesehen, oder anders als seine Mitschüler gehalten, oder geringerer Fleiss als an einen von wohlhabenderen oder vornehmeren Eltern herkommenden an ihn gewendet werden.« Diese Geschenke kamen den Lehrern zu, die mit ihren Einnahmen auf die betreffenden Classen angewiesen waren. Noch 1805 werden sie in der vom Gymnasium gedruckt ausgegebenen »Nachricht über die zu entrichtenden Gebühren und freiwilligen Geschenke der Schüler des hiesigen Gymnasiums« als freiwillige Geschenke aufgeführt, zugleich auch empfehlend hinzugesetzt, »diejenigen, welche dem Unterricht in der französischen und englischen Sprache oder dem Zeichenunterrichte beiwohnen, können sich zu jenen Zeiten gegen die Lehrer dieser Lehrgegenstände dankbar beweisen.« Diese drei Gegenstände sind alle drei erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in dem Gymnasium eingeführt, von der französischen Sprache steht als Einführungsjahr 1784 fest, von der englischen schweigen die Acten bis 1788 ganz, das Zeichnen und die damit verbundene Geometrie lehrte seit 1787 Herr Lambert.

Alle drei Disciplinen aber standen bis zu diesem Jahrhundert noch ausserhalb des eigentlichen Lectionsplans, der an regelmässigen wöchentlichen Stunden nur 26 umfasste und zwar täglich Vormittags von 8 bis 11 Uhr, Nachmittags (mit Ausnahme der Mittwoche und Samstage) von 2 bis 4 Uhr

Im Sommer traten dann noch von halb acht bis acht Uhr die s. g Preces hinzu, »worinnen mit einem Gebet der Anfang gemacht, hierauf ein Capitel aus der Bibel gelesen und zum Nutzen derer Schüler, sowie es sich vor ihre Umstände schicket, angewendet werden soll« Hierzu kommen je zwei und zwei Classen (im vorhegenden Falle Prima und Secunda) zusammen.

Sonntags war für die Schüler der vier oberen Classen, unter wechselsweiser Aufsicht eines Lehrers, der Gottesdienst Vor- wie Nachmittags obligatorisch. Sie hatten so lange die Barfüsserkirche stand — den s. g Studentenlectner zu besuchen Derselbe war für die Schüler der Gelehrten-Schule, sowie auch »andere Gelehrte und Studiosos« bestimmt und hatten die als Calefactores des Gymnasiums angestellten Schüler die Verpflichtung, »beide sich bei Zeiten vor der Thür einzufinden und ausser der studirenden Jugend und denen, so mit Recht Studenten und Literati können genennet werden, niemandem, es wären dann hohe Standes- oder andere fremde Personen von Distinction, die Thüre zu eroffnen« Der Abbruch der Kirche hatte in die Regelmässigkeit des Kirchenbesuchs wohl eine grosse Lücke gerissen, immerhin aber war die Controlpflicht, wie man aus des Prorectors Rede an den Calefactor und Primaner Rodaug sieht, bestehen geblieben

Der Beginn des halbjährigen Unterrichts war auf Samstag in der dritten Messwoche festgesetzt, der eigentliche Unterricht begann aber erst Montags darauf. Den Schluss des Halbjahrs bildeten die in der Woche vor der Geleitswoche abgehaltenen Examina, die durch ihre Oeffentlichkeit einen Beweis von dem Fortschreiten der Schüler liefern sollten Was sie in Wirklichkeit bedeuteten, lässt uns schon die Schul-Ordnung von 1765 erkennen, da sie dem Consistorium zur Pflicht macht, »wohl zuzusehen, dass die an die Schüler gethane Fragen und die vorgenommene Lectiones nicht abgezählet oder gar in die in Händen habende Bücher geleget, oder auch sie lange Zeit auf den Tag des Examinis vorbereitet werden«, und da sie ebenso vorschreibt, dass auch die Examensexercitien nicht von dem Ordinarius, sondern von dem Rector selber und zwar bis zur Fertigstellung beaufsichtigt werden sollten Dass dieses in der Praxis doch nicht ausgeführt wurde, zeigen mehrfache consistoriale

Ermahnungen an das Lehrercollegium, diesen Vorschriften genau nachzuleben. Der Consistorialrath Senior Dr Mosche sagt geradezu in einem Gutachten über die Schul-Ordnung im Jahre 1782, dass das Vorbereiten auf die Examina zwar verboten sei, »dass dies aber bishero demungeachtet von manchen Praeceptoribus alle Zeit geschehe.«

Dem Beginne des halbjährigen Unterrichts ging am Donnerstag der letzten Messwoche die Progression voraus. »Und weilen bei der Progression gemeiniglich ein grosser Zuspruch von Zuhörern, so sollen vor andern solchen Schülern teutsche und lateinische Orationes gegeben werden, die eine gute Aussprache haben und von denen Zuhörern verstanden werden können, dabei dann die Praeceptores um so unpartheuscher verfahren, und geringe Schüler denen vornehmen um so mehr gleichhalten werden, als vor diese Orationes etwas zu fordern verboten ist, folglich alles auf derer Eltern und Vormünderen Willkür ankommt, auch um des Geldes willen niemand eine Rede zu halten gezwungen werden soll.« So sagt die Schul-Ordnung. Wie aber reimt es sich damit, dass noch bis in dieses Jahrhundert hinein zu den regelmässigen Accidentien der Lehrer, auf die sie neben ihrem Gehalte bei der Anstellung angewiesen wurden, ausser dem Didactrum (Schulgeld), dem Neujahr, dem Johanneum und dem Messclassenhonorar auch die Einnahme für Anfertigung der Orationes im Anstellungsdecret aufgezählt wurde? Dass dabei das Zunglein der Wagschale doch stets auf die Seite des Wohlhabendern sich senkte, wenn es bei dem Lehrer um Abwägung der grössern Befähigung zum Redeactus sich handelte, ist bei den damaligen Zuständen einleuchtend, ebenso begreiflich auch der Stolz eines Consistorialrathes und Pfarrers, der, selbst aus dem Chor hervorgegangen, in einem Gutachten 1798 mit Ruhm hervorhebt, dass er ausser Neujahr und Johanneum auch für seine zu haltende Rede aus seinen Choreinkünften ein Geschenk gegeben habe. Er wird eben wohl nur dieser Opferwilligkeit die Zulassung zur Rede verdankt haben.

Von den Lehrgegenständen, denen die Schulordnung ausser dem ausführlichen Stundenplane noch 24 Paragraphen und Rector Purmann 1772 ein vollständiges Herbstprogramm widmet, will ich nur das zum Verständniss der damaligen Zustände unbedingt Nothwendige wiedergeben.

»Die Hauptabsicht«, dies wird mehrfach ausgesprochen, »ist auf Erlernung der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache gerichtet, damit, wann man auf Universitäten kommet, die Fertigkeit

in bemeldeten Sprachen allschon erlanget sein und die kostbare Zeit mit deren ohnehin gemeiniglich allzuspäten und unthunlichen Erlernung nicht zugebracht, und die übrigen höheren und wichtigeren Wissenschaften darüber versäumet werden mögen.« Die nicht zum Studium bestimmten Schüler des Gymnasii sollen während der auf Griechisch und Hebräisch verwendeten Zeit anderweitig beschäftigt werden. Sie besuchten nach dem 1784 eingereichten Typus lectionum solange die geographischen und historischen Lectionen der Exemten.

In der Theologie ist, der Schul-Ordnung nach, nicht auf grosse Weitläufigkeit und viele Dictate, sondern auf den Begriff und Zusammenhang der vorzutragenden Wahrheiten das Augenmerk zu richten. Nach dem Lectionsplane von 1774 wurde dem Unterricht in den Oberclassen Schöpperlins populärer Religionsbegriff für evangelische Schulen und Gymnasien zu Grunde gelegt. Die erste Auflage dieses Buchs war 1771 zu Nördlingen erschienen, im Jahre 1774 erblickte eine zweite Auflage das Licht. Erstere kenne ich aus der Schwenner Regierungsbibliothek, letztere besitzt die Stuttgarter Kgl. öffentliche Bibliothek. In der ersten Auflage lauten die §§ 69 und 70, der 5. und 6. § des dritten Artikels, »Von der göttlichen Vorsehung, die über den Menschen waltet«, folgendermassen:

»§ 69. Hat nun der Mensch von Gott die Fortdauer seiner Lebenskraft und seine ganze Wirksamkeit, hat der Mensch von Gott die Lebensmittel, so ist Gott nicht allein sein Schöpfer sondern auch sein Erhalter. Aber seine Erhaltung ist an den Gebrauch dieser natürlichen Mittel gewiesen.

§ 70. Alle lebendigen Wesen haben der göttlichen Erhaltung ihre Wirksamkeit zu danken. Gott wuste von Ewigkeit vorher, wie jedes in seiner Art würken würde. Es geschieht demnach in der Welt nichts, was Gott nicht beschlossen hätte, geschehen zu lassen. Das heisst Gott regiert die Welt, und in der Erhaltung und Regierung der Welt besteht die göttliche Vorsehung. Lasset uns die göttliche Regierung näher kennen lernen.«

Die in den Preces behandelten indifferenten Handlungen sind nicht in der ersten Auflage erwähnt. § 21 lautet: »Thut der Mensch den Willen Gottes, so ist er gut und so beschaffen, als er beschaffen sein soll, das heisst rechtschaffen.« Und weiter § 22: »Die Fertigkeit in der Erfüllung des göttlichen Willens heisst Tugend und die Fertigkeit in der Uebertretung desselben macht das Laster aus.« Beide Paragraphen sind nicht ohne Einfluss auf des Prorectors Gedankengang bei der Behandlung der indifferenten Handlungen gewesen.

Anstatt der Bibel, die man aus thörichter Prüderie den Schülern nicht in die Hand geben wollte, waren für jede Classe einige Exemplare von Seilers Auszug aus der Bibel beschafft, die zum Vorlesen und gelegentlichen Nachschlagen benutzt wurden. Auch war ein eigenes Schulgesangbuch mit Gebeten gedruckt und jedem Schüler ein Exemplar gratis zugetheilt worden.

Ueber dem Lateinischen, das, wie wir sahen, die Hauptsprache bildete, sollte nach der Schulordnung das Deutsche nicht vergessen werden, auf dessen »Rein- und Zierlichkeit mit Ernst zu dringen ist.« Auch soll in allen Classen auf »eine insonderheit heut zu Tage sehr beliebte saubere Hand im Schreiben« gesehen werden, »als wodurch gar mancher in der Welt sein Brod reichlich findet.« Dass es aber mit dem Deutschen in Wirklichkeit nicht so eingehalten wurde, wie es die Schulordnung und noch darüber hinaus der Schulplan des Rectors von 1772 in Aussicht stellt, kann man aus den bitteren Klagen des Consistorialrath Ettling entnehmen, der im Jahre 1773 sagt: »Es ist zu bedauern dass in unserm Gymnasio 10 bis 11 Jahre mit Erlernung des Latein und ein elend bischen Griechisch und Hebräisch verschwendet, an die Teutsche Sprache aber gar nicht gedacht wird. Es sind doch wirklich einige unter denen Präceptoren — denn von allen kann man es sicherlich nicht behaupten — welche unserer Muttersprache mächtig sind. Diesen wäre aufzugeben, die Jugend der 3 oder 4 oberen Classen in dem teutschen Styl besonders dem Briefschreiben zu unterrichten.« Etwas besser war es nun freilich geworden, allein wenn man die Eingaben und Gutachten der Gymnasiallehrer auch aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts liest, und wir dürfen die des Prorectors durchaus nicht ausnehmen, so sieht man, dass für diese Herren die Classiker unseres deutschen Stils allerdings bis dahin noch umsonst ihre Meisterwerke geschrieben hatten.

Der geschichtliche Unterricht sollte nach der Schulordnung den Schülern »die allgemeinsten Begriffe der Historie und die allermerkwürdigsten Begebenheiten« lehren »damit sie hernach auf Universitäten, und bei weiterer Fortsetzung ihrer Studien, wie sie sich alles, was sie von Begebenheiten lesen und hören, zu Nutze machen sollen, wissen mögen.« Der Rector Purmann entwickelte in dem Programm von 1772 den Plan noch genauer. Danach beginnt der Geschichtsunterricht in Quarta mit Biographien und Schilderungen der hauptsächlichsten Umwälzungen im Erzählungston. In Tertia zeigt man den Schülern »den Hauptzusammenhang der Begebenheiten, man formirt die Haupt-Epochen und sucht sie den Kindern

durch allerhand Kunstgriffe leicht zu machen. Nunmehr lernen sie, wohin sie die vorhin gehörten grossen Begebenheiten stellen sollen Es ist ihnen z. B. von Alexander, Hannibal verschiedenes erzählt worden, jetzo hören sie, dass sich die Geschichte des ersten hundert Jahre vor den letzten zugetragen habe. Die Zeitrechnung, die sonst so wild aussieht, macht man ihnen durch die Anordnung grosser Begebenheiten leicht.« Dieser Grundriss wird in den folgenden Classen immermehr erweitert, auch die wichtigsten Begebenheiten der Kirchengeschichte eingefügt Die römische Geschichte in der alten Zeit und die deutsche Kaiserhistorie in der mittleren und neueren Geschichte ist der Grundstock, woran sich die gleichlaufende Geschichte angliedern muss. Die neueste Geschichte seit 1650 wird nur den Exemten vorgetragen. Geographie wird nur in Verbindung mit der Geschichte tractirt und zwar als eine Verbindung der physischen Geographie mit der politischen, sowohl älterer als moderner Zeit. »Durch diese Verbindung der alten und neuen Geographie«, sagt Purmann, »wird der Verstand der Autoren, welche die Schüler lesen, ungemein erleichtert.«

Zur Einführung der Schüler in die neueste Geschichte und Geographie, zugleich um sie mit den Werken der Kunst und den neuesten Erfindungen bekannt zu machen, wurde am Samstag in der letzten Stunde des Vormittagsunterrichts von dem Lehrer der Tertia mit den Exemten und den Schülern der drei oberen Classen, also bis zur Tertia einschliesslich hinunter, eine politische Zeitung gelesen und kunstgerecht durchgenommen Das sollte dann neben dem Nutzen für die neueste Geschichte auch auf die Philosophie und Literargeschichte, die classischen Alterthümer u. s. w. vorbereiten, mit denen die Exemten, wie schon oben gesagt, das Gebäude ihrer classischen Bildung krönten.

Der damalige Collega tertiae classis Schiller war um so geeigneter zu diesem Amte, als er zuerst langjähriger Mitarbeiter am Journal, seit dem Jahre 1772 aber Eigenthümer und geistiger Leiter der von ihm neubegründeten Zeitung »Staats-Ristretto« war.

Französisch wurde im Gymnasium, wie ich schon erwähnte, erst seit dem Jahre 1784 gelehrt, und zwar zuerst nur facultativ und in beschränkter Stundenzahl. Es mag den eingefleischten Lateinern schwer genug angekommen sein, sich zu der Concession an den Zeitgeist zu bequemen. Noch 1772 sagte Purmann abweisend: »Es waren Zeiten, wo man glaubte, dass man kein nützliches Mitglied der Republik sein könnte, wenn man nicht alles Küchengeschirr in lateinischer Sprache benennen könnte, heut zu Tage wird sie

grossentheils verachtet, im Gegentheil glaubt man, dass man kein vernünftiger Mensch sein könne, wenn man nicht sein plait-il Monsieur bei aller Gelegenheit könnte hören lassen. Allein Freunde nicht der flatterhaften, sondern der wahren Gelehrsamkeit sind von der Unentbehrlichkeit der lateinischen Sprache überzeugt, und der galanten Mode ungeachtet fahren wir fort, allen Fleiss auf den Unterricht in dieser Sprache zu wenden. Wir sind uberzeugt, dass der bessere Theil des Publici auf unserer Seite sein werde.«

Zwolf Jahre darauf musste man sich aber von dem Gegentheil uberzeugt haben, denn die Einführung des Französischen wird dann von demselben Rector Purmann beantragt. Als ein nicht unwesentlicher Grund zur Einführung desselben erscheint allerdings der Umstand, dass alle französischen Sprachmeister der Zeit katholischen oder reformirten Glaubens waren, und man durch eine Ueberlassung des französischen Unterrichts an diese Privat-Sprachmeister, wie sie die Schulordnung vorsah, eine Gefährdung der reinen lutherischen Lehre befürchten musste. Was hätte das Consistorium nicht gethan, und ein Hochedler Rath nicht bewilligt, wenn ihnen dieses Schreckgespenst gezeigt wurde. Der Unterricht wurde dem Cand. theol. J. J Römer übertragen, der s. Z. das französische Stipendium genossen hatte, das gestiftet war, um Theologen Augsburgischer Confession Französisch lernen zu lassen, damit sie als Prediger den früher noch französisch redenden eingewanderten Niederlandern A. C. predigen könnten. Die französische Predigt war aber schon geraume Zeit abgestellt. In die Bresche, die durch Einführung dieser modernen Sprache in die wahre Gelehrsamkeit gelegt war, drang dann auch Englisch und Mathematik ein, aber sie waren beide noch mehr als jene die Stiefkinder der Anstalt.

Ueber die Lehrart ist zwar in den mehrfach genannten gedruckten Quellen der 60er und 70er Jahre mancherlei gesagt worden, die vielfachen Berichte Purmanns und die darüber sprechenden Gutachten der Consistorialen aus den 80er Jahren beweisen aber, dass gerade in diesem Punkte inzwischen manche Wandlung sich vollzogen hatte. Die Expectorationen des Prorectors lassen darauf schliessen, dass die neue Ordnung der Dinge nicht ganz seine Billigung hatte, wie er denn überhaupt als treuer Sohn der alten mit der modernen Gelehrsamkeit sich auf gespanntem Fusse befand. Doch das Detail dieser Veränderungen gehört nicht in diese Schilderung der Gymnasialverhältnisse im Allgemeinen. Nur ein Punkt mag erwähnt werden, der in dem Stücke mehrfach erwähnt wird, die Schulbücherfrage, namentlich die Frage der lateinischen Grammatik.

Schon 1769 sagt Purmann, dass die s. g. Frankfurter Grammatik, die fast seit den Tagen der Reformation im Gymnasium im Gebrauch gewesen war, und die auch der Berichtende nicht unter die schlechtesten zählt, seit einiger Zeit von der Langischen verdrängt sei, »ohne dass,« wie Purmann eingesteht, »ich von jemanden habe erfahren können, ob es auf höhere Verordnung oder allein auf Gutbefinden der Collegen des Gymnasii geschehen.«

Die besondere Einrichtung der Frankfurter Grammatik, dass sie durch Zeichen jeder Classe ihr Pensum an Regeln, Formen und Worten zuweist, lasst sie aber, nach Purmanns Ansicht, gerade sehr geeignet erscheinen, in den lateinischen Unterricht durch die verschiedenen Classen eine Harmonie zu bringen, die bei der Langischen Grammatik bei der Willkür der sie handhabenden Lehrer sehr zum Schaden des Unterrichts nicht zu erreichen sei

Die Frankfurter Grammatik war aber schon vor Purmanns Eintritt in das Collegium, auf Antrag des Consistoriums, bei dem der Consistorialrath Heinold den Vorschlag gemacht hatte, weil sie zu schwer und zu weitläufig sei, durch Senatsbeschluss vom 6. April 1758 abgeschafft und statt dessen die Langische eingeführt. Indess die Einführung des neuen Buchs scheint nicht so glatt gegangen zu sein, da auch Rector Albrecht wegen des Kostenpunkts für die Schüler sich für eine allmähliche, facultative Einführung desselben aussprach. Purmanns Betrebungen gegen sie scheinen auch nicht von sofortigen Folgen gewesen zu sein, denn noch in dem Programm von 1772 zeigt sich der Eindringling im Besitze seiner Herrschaft, trotzdem Consistorialrath Grisebach schon einige Jahre zuvor die Grammatik seines Schwagers Rambach in Giessen, der bald darauf an das Frankfurter Gymnasium berufen wurde, als praktischer empfohlen hatte. Schon lange aber plante Purmann selber ein Schulbuch für die Unterclassen, das deutsche und lateinische Grammatik (letztere auffallender Weise nach der Ordnung der Langischen Grammatik), Leseübungen und Uebersetzungsstücke enthalten sollte, welchem Inhalte sich dann nach einer weiteren Erklärung von 1784 Religionslehre, Griechische Grammatik und Chrestomathie, Geschichte und Geographie, Poetik und Oratorik für die Oberclassen und ein mathematisch-physisches Handbuch anschliessen sollte, sodass das Buch nach diesem — etwas abenteuerlichen Plane für 6 Gulden alles liefern sollte, was als Lernstoff aus Büchern für die ganze Anstalt vorgesehen war

Der Senat hatte den Plan gebilligt, und Purmann mit der Ausarbeitung beauftragt, der seinerseits wieder einige der jüngeren

Gymnasialcollegen zur Bearbeitung einzelner Abtheilungen des weitschichtigen Werkes heranzog. Wie weit das Unternehmen gedieh, geht aus den Acten nicht hervor. Noch 1800 war die Bearbeitung im vollen Gange und in Quarta Purmanns Vorber[eitung?] als Lehrgegenstand im Stundenplane angegeben.

In der Hebräischen Sprache hatte die Danz'sche Grammatik Jahrzehnte lang die Alleinherrschaft. Doch schon 1758 machte der Consistorialrath Pfarrer Heinold den Vorschlag, den allzuschweren Danz erst in Prima zu gebrauchen und in Secunda für den Anfang des hebräischen Unterrichts »eine der neuesten Grammatiken, die nach dem Danz eingerichtet sind«, zu tractiren. Mit dieser die Anfangsgründe enthaltenden Grammatik scheint dann öfters gewechselt zu sein.

Der der Schulordnung von 1765 beigegebene Typus lectionum war bereits bei dem Neudruck mit der Consistorialordnung im Jahre 1774 durch einen neuen inzwischen eingeführten ersetzt worden. Die Einführung des Französischen als Lehrgegenstand machte im Jahre 1784 die Feststellung eines neuen Lectionsplans nothwendig, der dann in den Hauptfächern bis zum Jahre 1800 in Gültigkeit blieb. Danach gestaltete sich der Unterricht in den beiden oberen Classen an dem hier hauptsächlich interessirenden Wochentage, dem Mittwoch, so, dass nach den für Prima und Secunda gemeinsamen um 7½ Uhr beginnenden Preces von 8 bis 9 die Primaner mit den Exemten vereint bei dem Rector Theologie hatten, die Secundaner bei dem Prorector denselben Unterrichtsgegenstand. Von 9 bis 10 Uhr hatte die Secunda Cäsarlectüre beim Prorector, von 10 bis 11 Uhr war ebenfalls beim Prorector Exercitium syntacticum, also ein deutsch dictirtes Extemporale für die Uebung der lateinischen Syntax angesetzt. Als noch in Secunda nach dem früheren Lehrplane eigene Stunden für lateinische Grammatik festgesetzt waren, war mit ihnen auch pflichtgemäss die Variation verbunden, die auf dem Stundenplane von 1747 mit dem volleren Titel variatio sententiae alicuius bezeichnet wird. Es war also eine freie poetische Leistung in lateinischen Hexametern und Pentametern, der ein bestimmter Spruch zu Grunde gelegt wurde, den der grammatikalischen Form, dem Ausdrucke, ja auch dem Sinne nach zu ändern, die Aufgabe war. Mit der Abschaffung der Grammatikstunde 1774 scheint die Variation, mehr aus Liebhaberei der Lehrer, als aus Zwang, an den Stellvertreter der Grammatikstunde, das Exercitium syntacticum sich angeschlossen zu haben, als dessen Appendix wir sie in dem Stücke auftreten sehen. Wie eine solche Variation ausgeführt wurde, mag uns ein

Beispiel zeigen, das sich hinter der Handschrift des Stückes vom Jahre 1810 findet, die in der Freiherrlich von Bethmann'schen Bibliothek aufbewahrt wird. Dass es sich hierbei um einen schlechten Witz, eine Verhöhnung vermuthlich des Prorectors handelt, ist nach dem Inhalt der Verse und nach dem Orte der Auffindung anzunehmen. Die Worte lauten:[1]

In toto mundo lex, ars, Mars cuncta gubernant.
Certa mihi lex ars, sit quoque lex mihi Mars,
In bello mihi sit Mars lex, in pace sit ars lex.
Quid rides Germane? tibi si displicet ars haec,
Esto mihi Mars, lex ars mihi, lex in hi Mars.
Difficiles lectu mihi Mars facit improbas herbas

Nach Schluss des Classenunterrichts war dann für diejenigen Schüler, die nicht Privatlectionen in dieser Sprache hatten oder gehabt hatten, der Unterricht in der französischen Sprache, der mit Prima und Tertia gemeinschaftlich im grossen Auditorium stattfand.

Der Freitag Vormittag war bei den Secundanern ganz den classischen Studien gewidmet, in der ersten Stunde wurde Cäsar tractirt, seitdem im Jahre 1784 der bis dahin obligatorische Freitags-Wochengottesdienst für die Schüler abgeschafft war, dann folgte die griechische Chrestomatie, den Beschluss machte die Lectüre des Lälius. Alle drei Stunden gab der Prorector. Am Nachmittag fand zuerst eine französische Stunde gemeinsam mit Prima und Tertia statt, erst um 3 Uhr hatten sich die Secundaner wieder in ihrer Classe einzufinden, wo der Rector den Terenz erklärte.

Aus den Bestimmungen der Schulordnung über Schulzucht interessiren hier nur einige wenige, zu denen wir Anklänge in den vorliegenden Stücken finden. Sie werden uns zum Theil kund thun, dass man scharfe Bestimmungen für sehr geboten erachtete, um die Disciplin aufrecht zu erhalten, zum Theil in Hinsichten, die man heutzutage gar nicht mehr in Schulgesetzen zu finden gewohnt ist. So wird feierlich festgesetzt, dass die Schüler »ihre Praeceptores bei ihren Eltern, Verwandten, Freunden oder andern Leuten nicht verleumden und dadurch zu allerlei Verdrüsslichkeiten Gelegenheit geben« sollen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung, und »Anmerkung

[1] Wobei ich nur den Versuch mache, durch Einschiebung der beiden sit im dritten und des tibi im vierten Verse, sowie Aenderung des vides in rides den Hexameter heraus zu bekommen. Es sind nun je zwei Hexameter mit einem Pentameter in der Mitte.

und Angebung der abwesenden, zu spät kommenden, plaudernden, lärmenden oder sonst strafwürdigen« Schüler sollen aus den Schülern von Woche zu Woche abwechselnd Decuriones erwählt werden. Die Strafen sollen mit vernünftigen Vorstellungen und vituperationibus beginnen, dann kann zu körperlicher Züchtigung geschritten werden, wobei in Prima und Secunda »nicht die Ruthe, sondern blos der Bacul zu gebrauchen.« Hilft das nicht, so soll die Anzeige bei dem Consistorium erfolgen, und von hier aus »offentliche Züchtigung, Setzung in das Armenhaus zu harter Arbeit, öffentliche Abbitte oder gar Stossung aus dem Chor oder dem Gymnasio« verfügt werden. Bei »Fehlern aus Schwäche der Gaben des Verstandes« soll es nicht so genau genommen werden, desto schärfer soll eingeschritten werden, »wenn entweder Unfleiss oder besonders Bosheit zum Grunde liegt.«

Aber auch die Lehrer erhalten in der Schulordnung Vorschriften, die mit den heutigen Standesbegriffen derselben nur schwer zu vereinbaren wären, die aber erklärlicher sind, wenn wir den sonst bereits geschilderten Zustand der Anstalt ins Auge fassen. Sie sollen die ersten und letzten in ihrer Classe sein, nicht ohne Noth sich heraus rufen und nicht über den Glockenschlag durch unnöthige Zeitungs-Gespräche sich aufhalten lassen. Ihre Stunden sollen sie »völlig ohne Abgang oder andere vorgenommene Geschäfte, Gespräche, Lesen oder dergleichen Hinderung« allein mit Lehren zubringen.

Beim Strafen der Schüler sollen sie die zu nichts dienenden Anzüglichkeiten auf die Schüler selbst oder ihre Eltern und Anverwandte, die Beilegung von Unnamen oder auf lange Jahre verächtlich machendes Beschimpfen der Schüler vermeiden. Ihre Collegen sollen sie in Ehren halten, einander nicht die Schüler abspannen, zum Sitzenbleiben bereden oder verhalsstarrigen, wie das trotzdem, wie wir sahen, noch immer Gegenstand der Beschwerde der einzelnen Lehrer gegen Collegen, ja gegen den Rector selber gewesen ist. Der Rector erhält dagegen seinerseits noch den besonderen Befehl, »mit den Praeceptoribus es stets redlich zu meinen, sie nicht beneiden, anfeinden, verachten oder austragen« zu wollen.

Die Ursache aber dieser scharfen Bestimmungen der Schulzucht ist nicht sowohl in dem Zeitgeist oder in der grösseren Angst vor Ausschreitungen der studirenden Jugend zu suchen, sondern vornehmlich in der eigenthümlichen Zusammensetzung der Schüler des Gymnasii, davon unheilsame Spuren bereits in den voraufgehenden Darlegungen sich bemerklich gemacht haben. Den Schülern wohlhabender Eltern, oder wie sie noch 1787 vom Consistorium geradezu officiell bezeichnet werden, den Divites, die das volle Schulgeld be-

zahlten, traten die Pauperes, die armen Schüler, zur Seite Ursprünglich sollte die Aufnahme von solchen nur eine Unterstützung fähiger, aber bedürftiger Bürgerkinder sein, um sie des sonst ihnen unerschwinglichen Gymnasialunterrichts theilhaftig zu machen. Die Bildung eines Singechors aus diesen Pauperes hatte dann den weiteren löblichen Nebenzweck, ihnen schon als Schülern Gelegenheit zu geben, durch eigenen Verdienst sich für das spätere Universitätsstudium ein Sümmchen zu ersparen Namentlich gelang das denjenigen, die zu den vielumworbenen Stellen der Präfecten und Calefactoren des grossen und kleinen Chors erwählt wurden, welche letztere gegen die Verpflichtung, Winters die Classenzimmer zu heizen, freie Wohnung im Gymnasium und sonst noch namhafte Einkünfte hatten, während jenen für ihre stellvertretende Leitung des Chors ein Löwenantheil von dessen Einnahmen zufiel. Allein das »Chor« — das Wort ist stets Neutrum in jener Zeit — wurde gar bald das Verderben der einzelnen ihm angehörigen Knaben, wie der ganzen Schule, deren Ruf durch die Zuchtlosigkeit der Choristen arg geschädigt wurde. Wie gross muss schon die Rohheit derselben zur Zeit des Erlasses der Schulordnung (1765) gewesen sein, wenn die »Leges, die armen Schüler betreffend« gleich mit den Worten beginnen müssen: »Nachdem unter den Pauperibus allerlei gottlos- und ärgerliches Leben verspurt worden, dass sie die Almosen nicht, wie sichs gebührt, angewendet, sondern üppiglich und schändlich verschwendet haben«, wenn ferner die Pauperes bei ihrer Annahme unter anderen Stücken auch geloben müssen, »unsern Bürgern mit üppigem Wandel, Besuchung der Wein-, Bier-, Caffee- und Tabacks-Häuser oder Umgang mit Weibsleuten, nächtlichem Herumlaufen, Spielen, eitler Kleidung und Degentragen kein Aergerniss zu geben.«

Es liess sich aber in der That den Acten nach keine Rohheit erdenken, namentlich in der durch das Gelübde angezeigten Richtung, die nicht durch die Choristen ausgeübt wurde, ja zu welcher — nach Befund der angestellten Untersuchungen — sie nicht die Sonne der angesehenen Familien zu verführen gewusst hätten. Kriegk hat in seinem Aufsatze über Rector Albrecht aus dessen Zeit manches Beispiel der Ungebühr angeführt. Später war es nicht besser bestellt. Mehrfach werden Untersuchungen wegen der Wirthshaus-Excesse der Choristen geführt, meist wegen des gewohnheitsmässigen Besuchs der verrufenen Wirthshäuser Bornheims, Schlägereien der Choristen mit Sachsenhäusern und Bockenheimern, auch mit Soldaten der Frankfurter Garnison werden uns von den Acten berichtet; zwei ältere Chorschüler machten den Versuch zu den holländischen Soldaten zu

entlaufen, wurden aber wieder zur Stelle gebracht, von einem andern ist die gelungene Anwerbung actenmässig festzustellen Betrügereien bei dem Einsammlen der von der Bürgerschaft freiwillig gespendeten Gaben für den regelmässigen Currendengesang gehörten zur Tagesordnung, zu mehreren Malen musste wegen Diebstahls von Schuleigenthum, von Büchern aus den Buchhändlermagazinen im Barfüsserkreuzgange, ja von Sachen aus dem Besitze der selbst armen Calefactoren, die ihnen von Kameraden aus ihren Stübchen genommen waren, gegen Choristen eingeschritten werden Meist waren es die älteren, zu Präfecten und Calefactoren beförderten Choristen, die den Unfug anstifteten und die Hand zur Verführung boten.

Schon 1766 klagte der Cantor Bismann »Die Präfecten fehlten bei den Singstunden, steckten im Calefactorstübchen oder liefen sonst herum« 1775 sagt Rector Purmann von den abgehenden Präfecten, es sei ihm lieb, »dass man einmal einen neuen Boden legen kann, damit nicht ein Saame der Liederlichkeit zurückbleibt, denn sie sind alle vier keinen Schuss Pulver werth. N. ist noch der erträglichste, die andern sind weder in die Classe noch bei das Chor gekommen, desto häufiger waren sie in den Bierhäusern.« 1778 heisst es von den Choristen, deren einer Präfect wieder eine Unthat verübt hat und dem Verweise des Rectors frechen Trotz entgegensetzt: »ein solcher Trotz verdient um so viel mehr eine Ahndung, da er bei einem ohnedies rohen Haufen junger Leute leicht noch schlimmere Folgen haben könnte.« Da wundert es uns nicht mehr, dass 1768 der Consistorialrath Pfarrer Grisebach geradezu sagt, dass mancher Vater »aus Furcht, sein Sohn werde verführet oder lerne unanständige Sitten, ihn nicht in das Gymnasium schickt.« Auch Goethes Vater hegte diese Abneigung vor dem Gymnasium und wollte seinen Sohn lieber durch Privatlehrer unterrichten lassen und selber unterrichten, statt ihn der öffentlichen Schule anzuvertrauen Doch sollte auch die Abschliessung den jungen Goethe nicht vor der Berührung mit den durch die Chorschüler angesteckten Kreisen der auf dem Gymnasium vorgebildeten jungen Leute schützen.

Die Chorschüler waren je nach ihrer musikalischen Befähigung in zwei Abtheilungen, das grosse Chor und das kleine Chor, getheilt, beide vereint bildeten das Leichenchor. Jenes nahm nur an der Vocalmusik in der Kirche und den vollen Gassenleichen theil, an dem Currendesingen (Kreissingen) aber nur auf besonderes Verlangen und gegen besondere Zahlung. Bei dem Singen vor dem Sterbehause bei Beerdigungen (dem s. g. Ortsingen, weil es am Ort und nicht bei dem Leichenzuge im Gehen geschah) stellte sich das Chor im

Kreise auf, die Präfecten, soviele ihrer aus dem Sterbehause Flor, Handschuhe und Citronen gereicht bekamen, stellten sich zum Cantor in die Mitte des Kreises, die übrigen Präfecten halfen den Kreis verstärken, da es dem Sterbehause nicht zum Ansehn gereichte, wenn Präfecten ohne Flor und Handschuhe im Kreise standen. Hatte der Cantor eine Abhaltung oder musste das Chor wegen des zeitlichen Zusammenfallens mehrerer Beerdigungen sich theilen, so versah einer der Präfecten des Cantors Stelle. Bei der Begleitung der Leichen zum Kirchhofe (den s. g. Gassenleichen) dispensirte sich der Cantor seines Alters wegen gar gerne von der Mitwirkung, ebenso bei den s. g. Nebenleichen (wo nur auf dem Kirchhofe gesungen wurde), bei dem Currendesingen, oder wie es meist hiess, dem Kreissingen war der Cantor nie gegenwärtig. Pfarrer Zeitmann entwirft im Jahre 1798 von dem Benehmen des Chors dabei folgende drastische Beschreibung, die in manchen Zügen sich durch das Stück bestätigt findet. Danach lief das Chor herum als »ein Haufen gross und kleiner Schüler mit zerfetzten lumpigen Kleidern, ohne Mäntel, die doch sonsten die zerrissenen Röcke bedeckten, von einem grossen s. g. Präfecten, der aber auch nur zum Zeichen, dass er der Anführer dieses Singhaufens sei, einen blauen Lappen über die Achsel hangend hat, angeführt. Sie schreien, aber ohne alle Melodie, in den Tag hinein und haben nicht einmal ein Gesangbuch bei sich, sondern werden durch Vorsagung eines, des zweckmässigen Lesens noch unerfahrenen Schülers regiert.« »Wer sollte an solchen Unordnungen Vergnügen und Wohlgefallen finden, und solchen Missstand durch milde Beiträge unterstützen? Wer sollte ein solches Geplärr von unartigen Gassenbuben an seinem Hause erdulden, oder wem sollte es zur Aufmunterung und Trost gereichen?«

Die Leichenzüge fanden meist in den Frühstunden des Vormittags statt, ihnen schloss sich das Kreissingen an, so dass die Choristen manchesmal nicht einer der Vormittagsstunden beiwohnen konnten, oder aber mitten aus den Stunden fortgingen, um ihren Chorverpflichtungen zu genügen. Dass dieses für den Unterricht sehr vom Uebel war, da die Versäumniss meist gerade die schlechter veranlagten Schüler traf, ist einleuchtend.

Wir können dreist behaupten, dass mit der gründlichen Veränderung des Chors, die die Uebelstände beseitigte, ohne den Vortheil des Gesang-Unterrichts der Schule zu nehmen, der wichtigste Schritt zu der Verbesserung des Gymnasiums geschah, dass erst seitdem von einer Zunahme der Anstalt an äusserem Wachsthum und Tüchtigkeit der Leistungen die Rede sein kann, und dafür kann die Stadt dem

Senior Hufnagel, der mit Ernst und Eifer auf dieser Aenderung bestand und sie endlich durchsetzte, im Interesse ihrer studirenden Jugend nicht dankbar genug sein. Diese Verbesserung des Gymnasiums und die bald darauf eintretende Neu-Ordnung des Volksschulwesens unter der Initiative Anton Kirchners sind die Grundlagen gewesen, auf denen der stolze Bau des Frankfurter Schulwesens der Jetztzeit aufgerichtet werden konnte.

II.

Schillers Jugenddramen zum ersten Male auf der Frankfurter Bühne.

Nebst Beiträgen zur Frankfurter Theater- und Musikgeschichte von 1784 bis 1788.

Von **E. Mentzel.**

2. Die Verschwörung des Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos.

Während die Kur-Kölnische Hofschauspieler-Gesellschaft in der Ostermesse 1783 in Frankfurt spielte, erschien bei Schwan in Mannheim Schillers republikanisches Trauerspiel »Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.« Bald nach diesem literarischen Ereigniss reiste die Truppe von hier fort, um gleich darauf an dem Hofe des Kurfürsten von Köln in Bonn ihre Vorstellungen zu beginnen. Hatte sich Director Grossmann merkwürdigerweise den Räubern gegenüber bisher ablehnend verhalten, so bewies er alsbald nach dem Erscheinen des neuen Stückes, dass er nicht nur Schillers Bedeutung als dramatischer Dichter voll anerkannte, sondern auch sogar eine Ehre darein setzte, dessen zweitem Werke zur lebensvollen Gestaltung zu verhelfen. Diese That muss Grossmann um so höher angeschlagen werden, weil der Mannheimer Intendant von Dalberg den Fiesko als untauglich für das Theater erklärt hatte, und auch andere Bühnenkenner der Ansicht waren, dass dies Trauerspiel nicht lebensfähig sei und nach den Räubern einen Rückschritt bedeute.

Bereits im Juni wurden die Rollen zum Fiesko ausgetheilt, ein Beweis dafür, dass Grossmann gleich nach dem Erscheinen des Trauerspiels an die Vorarbeiten zu dessen erster Aufführung ging. An die Besetzung des Stückes in Bonn knüpft sich nun ein Vorfall, der hier erwähnt werden muss, weil er sich als offenbarer Widerstand gegen die Darstellung einer Schiller'schen Frauenrolle kennzeichnet und der Kur-Kölnischen Gesellschaft einen Liebling des Frankfurter Publikums raubte.

Madame Frau erhielt bei der Vertheilung der Rollen zum Fiesko die Gräfin Julia Imperiali. Obwohl der Künstlerin, wie sie selbst eingestand, diese Aufgabe zukam, hatte sie doch schon einige Zeit

vorher über die Besetzung des Trauerspiels in der Garderobe geäussert, dass sie die Gräfin unter keinen Umständen spielen würde Ohne den Grund ihrer Weigerung mitzutheilen, gab Madame Fiala die Rolle denn auch sofort wieder zurück. Darauf wurde ihr dieselbe nochmals von »höherer Hand«, demnach von dem Kurfürsten Maximilian oder dessen Vertreter, zugeschickt, aber die Künstlerin erklärte, eher die Kur-Kölnische Gesellschaft verlassen als die Partie übernehmen zu wollen. Trotz dieser Aeusserung versuchte man es dennoch, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, allein alle Bitten und Vorstellungen blieben erfolglos. Madame Fiala bestand lieber auf ihrem eigensinnigen Kopfe, »als dass sie wissen lassen wollte, sie sey zur Annehmung dieser Rolle befehligt worden.« Ihre schriftlich eingereichte Entlassung wurde zwar »wegen des gegebenen ärgerlichen Beispiels« von Director Grossmann angenommen, doch sollte die Künstlerin erst noch abwarten, was – »um sie zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten« — höheren Orts verfügt werden würde. Obwohl dieser Hinweis deutlich verrieth, wie ungern man sie gehen sah, verliess Madame Fiala dennoch Bonn, ohne die Entscheidung des Kurfürsten abzuwarten. Dadurch verscherzte sie sich muthwillig dessen Gnade und die Gunst seiner hohen Noblesse, denen sie unzählige Wohlthaten zu verdanken hatte.«[1]

Der Berichterstatter dieses Vorfalls erkennt an, dass die Kur-Kölnische-Gesellschaft an Madame Fiala eine sehr gute Schauspielerin verlor, überlässt es aber Theaterfreunden zu beurtheilen, ob die Ursache zu einem solchen Schritt wichtig genug war. Nachdem er am Ende des Berichtes dann der Künstlerin noch gewünscht hat, dass sie ihr Verhalten nie bereuen möge, erinnert er an die Folgen, welche dieser Eigensinn allenfalls in Zukunft für sie haben könne und schliesst mit der etwas boshaften Anspielung, »da wir doch nicht immer jung bleiben, wenn wir es schon seyn wollen.«

Warum verliess nun Madame Fiala lieber eine Künstler-Gesellschaft, mit der sie seit Jahren eng verwachsen war, als dass sie die Rolle der Julia Imperali spielte? War ihre Weigerung nur ein Vorwand oder empörte sich ihr künstlerisches Gewissen gegen die Wiedergabe einer Frauengestalt, die sich in der Leidenschaft bis an die äusserste Grenze der Sittlichkeit wagt und dafür von dem Liebling der genuesischen Damen in wenig ritterlicher Weise vor seiner Gemahlin gedemüthigt wird? Falls diese Annahme zutrifft, wie sich

[1] Theater-Journal für Deutschland 1784. XXII Stück. S. 77 f.

aus den Umständen ziemlich sicher schliessen lässt, so war wohl Madame Fiala die erste, aber nicht die letzte Bühnenkünstlerin, die sich gegen die Uebernahme dieser Rolle sträubte. Der Tadel des Theaters hat von jeher die stark karikirte Gestalt der Julia getroffen, deren ganzes Verhalten nur zu sehr verräth, daß sie in Wirklichkeit ganz undenkbar und einzig als Folie für den Helden geschaffen worden ist. Schon Iffland äusserte in seinem Gutachten [1] über das auch in der zweiten Bearbeitung vom Mannheimer Theater zurückgewiesene Trauerspiel, die Gräfin Julia sei gemein, wo sie stolz sein solle.

Ob nun der Widerwille gegen die Rolle oder sonst noch ein unaufgeklärtes Motiv Madame Fiala zu ihrem mindestens taktlosen und statutenwidrigen Benehmen anspornte, mag dahingestellt bleiben. Gewiss gereichte es dem Stücke des jungen Dichters nicht zum Vortheil, dass eine Künstlerin wie die Fiala die Rolle der Imperiali nicht spielte. Diese wurde nun der Demoiselle Vollmar übertragen, die keineswegs so bedeutend war wie ihre Kollegin und auch deren glänzende äussere Mittel nicht besass. Aber die Aufführung in Bonn scheiterte wenigstens nicht an dem Starrsinne der Fiala, sie wurde von Grossmann durchgesetzt und fand am 20. Juli 1783 statt.[2] Mademoiselle Josephi debütirte in dem republikanischen Trauerspiel als Leonore, Fiskos Gemahlin, und Herr Ehrhard als Gianettino Doria.

Wenn man das gerade in jener Zeit an seltsamen Verkettungen so reiche Leben Schillers überblickt, so wird man es auch als eine eigenthümliche Fügung ansehen müssen, dass er sein stilles Asyl in Bauerbach bei der Familie von Wolzogen an demselben Tage verliess, an dem sein Schmerzenskind, der Fiesko, in Bonn zur ersten Aufführung gelangte. War es doch dies Trauerspiel, das ihn von dort weg und nach Mannheim trieb, wo er trotz aller Enttäuschungen gerade wegen seines zweiten Werkes mit Dalberg in neue Verbindung treten wollte.[3]

Am 25. Juli kehrte Grossmann mit der Kur-Kölnischen Gesellschaft von Bonn nach Frankfurt zurück; den 26. Juli Abends und den 27. Morgens weilte der junge Dichter auf der Durchreise in Frankfurt. Obwohl uns jeder Anhalt dafür fehlt, auch Schillers erhaltene Briefe aus jener Zeit keinen Aufschluss geben, können wir

[1] Martersteig, Protokolle des Mannheimer Theaters, S. 88 ff. — Minor, Schiller, II. Band S. 27.

[2] Theater-Journal für 1784, XXII. Stück, S. 77 ff.

[3] Schillers Leben von Caroline von Wolzogen, S. 63.

uns doch der Meinung nicht entschlagen, dass er während des Vormittags, den er hier zubrachte, mit irgend einem Mitgliede der Kur-Kölnischen-Gesellschaft zusammen gekommen ist. Von seinem Gönner Schwan in Mannheim, an den Direktor Grossmann ja über den Erfolg der Bonner Aufführung des Fiesko berichtet hatte, war Schiller sicher über deren Verlauf und die Abreise der Schauspieler nach Frankfurt in Kenntniss gesetzt worden. Allein, wenn man auch hiervon absieht, so erscheint es dennoch zweifelhaft, dass Schiller, dem die Bonner Première seines Werkes doch nicht unbekannt geblieben sein konnte, die Gelegenheit versäumt haben sollte, von einem der Mitwirkenden etwas Näheres über dieselbe zu erfahren. Vielleicht traf der junge Dichter, wenn auch nicht mit Direktor Grossmann selbst, so doch mit H. W. Seyfried (über Seyfried siehe den ersten Theil dieses Aufsatzes im »Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst« III. F. III. Folge) oder dem Darsteller des Fiesko, dem Schauspieler Schmidt, zusammen, welcher letztere mit Schwan befreundet war.

Wie Schiller gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt an Frau v. Wolzogen schrieb, hatte er vor, wegen seines kranken Geldbeutels noch in der Nacht nach Mannheim zu reisen, aber er blieb doch den nächsten Vormittag in dem theuren Frankfurt.[1] Seinem späteren Schwager Hofrath Reinwald in Meiningen, von dem er nicht mehr mündlich Abschied nehmen konnte, gibt er dann als Grund seiner plötzlichen Abreise von Bauerbach ausser geschäftlichen Angelegenheiten auch die Begegnung mit einem Onkel in Frankfurt an.[2] Ohne gerade annehmen zu wollen, dass dieser Verwandte nur eine vorgeschobene Persönlichkeit ist, erscheint es uns ziemlich sicher, dass Schiller hauptsächlich etwas länger in Frankfurt blieb, um über die Bonner Aufführung des Fiesko fachmännische Auskunft zu erhalten. Gerade damals hatte ja das Urtheil einer bühnenkundigen Persönlichkeit den grössten Werth für den jungen Dichter, weil er im Begriff stand, wieder mit Dalberg anzuknüpfen und die von diesem für nöthig erachteten Veränderungen an seinem republikanischen Trauerspiel vorzunehmen. Leider ist eine wichtige Quelle für die Frankfurter Bühnengeschichte jener Zeit, der Briefwechsel Heinrich Wilhelm Seyfrieds, wie es scheint, nicht auf unsere Tage gekommen. Sonst würden wir sicher in der Lage sein, für unsere

[1] Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen, S. 64.

[2] Minor, Schiller II. Th., S. 110.

Vermuthungen den Beweis bringen und noch mehr Berührungspunkte zwischen dem jungen Schiller und der Frankfurter Bühne feststellen zu können

Falls dieser auf der Durchreise nach Mannheim wirklich eine Persönlichkeit vom hiesigen Theater gesprochen hat, so werden ihm gegenüber wohl mündlich dieselben Bedenken geltend gemacht worden sein, die Grossmann dem Buchhändler Schwan über die theatralischen Mängel des Fiesko schriftlich mittheilte.[1] Der bühnenkundige Mann schreibt am 26. August 1783 von Frankfurt aus: »Wenn der liebe feurige Mann nur mehr Rücksicht auf Theater-Konvenienz nehmen und besonders vom Maschinisten nicht schier unmögliche Dinge verlangen wollte Ein Schlosshof mit Mauern und Gitterwerk und Nacht und illuminirter Saal mit einer Spanischen Wand in einem Nu und dergleichen Verwandlungen mehr, gehen sonst nie ohne Unordnung und gewaltiges Geräusch ab, wie sehr das dem Dialog und der Handlung schadet, hab ich bei der Vorstellung des Fiesko gesehen. Ich hab auf dem Hoftheater zu Bonn gethan was Menschenhände thun können, und doch haperte es hier und stockte es da.

Plümicke in Berlin bietet Veränderungen zum Behufe der Theater an, ich wünschte, dass Schiller sich dazu entschlösse, besonders einige Geräuschvolle Auftritte abänderte. Von bester Wirkung waren die Scenen zwischen Vater Verrina und Bertha und Burgogn, dem Maler und Fiesko; die Erzählung der Fabel aus dem Thierreich Die herrliche Scene zwischen Leonore und Fiesco that die Wirkung auf der Bühne nicht, die sie beim Lesen that.

Gerne möchte ich den Fiesko hier bald bei dem Zusammenlauf von Menschen geben; möchte sich Herr Schiller schon entschlossen haben oder gleich entschliessen, einige theaterrechte Veränderungen vorzunehmen, mir solche durch Ihre gütige Besorgung recht bald zukommen zu lassen, weil nächste Woche schon die Geleitswoche ist« [2]

Wie gut es Grossmann mit Schiller meinte, welchen Werth er auf den Fiesko legte, geht aus diesem Briefe klar hervor. Und, was für uns das Wichtigste ist, der hiesige Theaterdirektor verwirft nicht wie Dalberg das Stück in seiner jetzigen Gestalt, sondern er verlangt nur ein Anpassen desselben an die damalige Technik der Bühne Obwohl das neue Frankfurter Komödienhaus mit allen Hülfsmitteln des Dekorationswesens ausgerüstet war, reichten die-

[1] Urlich Briefe an Schiller, S. 6—8 — Minor, Schiller II. Th. S. 199

[2] Die Messe begann 1783 am 8. und endigte am 29. September

selben doch nicht hin, um ohne die grössten Schwierigkeiten einen erleuchteten Schlosshof schnell in einen illuminirten Saal umzuwandeln. Welche Vervollkommnungen das Theater seit jener Zeit gerade in maschineller und dekorativer Hinsicht erfuhr, beweisen die technischen Ausstellungen Grossmanns. Der hiesige Theaterdirektor klagt ja auch nur über Schillers ungewöhnliche Anforderungen, weil er fürchtet, durch die geräuschvollen Scenenwechsel den Eindruck der herrlichen Dichtung zu schädigen. Unbeeinflusst von dem abfälligen Urtheil der Mannheimer Bühne über Fiesko, gedenkt er das Stück sogar während der Herbstmesse hier aufzuführen und verlangt nur schnell einige »theaterrechte Veränderungen«.

Ohne Zweifel hat Schwan den jungen Dichter über Grossmanns Wünsche unterrichtet, aber Schiller war nicht im Stande dieselben zu erfüllen. Als er von Bauerbach abreiste, hatte er sich selbst vorgenommen, gleich nach seiner Ankunft in Mannheim den Fiesko für die dortige Bühne umzuarbeiten, allein heftige Fieberanfälle hinderten ihn an der Ausführung dieses Vorhabens. Während des heissen Sommers 1783 kränkelte Schiller an einer Seuche, die viele Bewohner Mannheims daniederwarf und zum Theil auch hinwegraffte. Diese nicht gerade lebensgefährliche Krankheit griff ihn doppelt an, weil er sich durch seinen Aufenthalt in Bauerbach an die kräftige Luft der Thüringer Berge gewöhnt hatte und das durch allerlei gesundheitswidrige Verhältnisse zu jener Zeit höchst schädliche Mannheimer Klima schlecht vertrug. Ausserdem brachte der junge Dichter seinen Körper durch die damals übliche, aber entschieden verkehrte Behandlung des Fiebers mit Chinarinde immer mehr herunter. Obwohl er vom 1. September 1783 in Mannheim als Theaterdichter angestellt war, fühlte er sich doch zu allen Arbeiten und Geschäften unfähig. Erst Mitte Dezember kam er in die Lage, sein Versprechen zu lösen und dem Intendanten von Dalberg den umgearbeiteten Fiesko zu überreichen.[1] Von Mitte Oktober bis über die erste Hälfte des November hinaus hatte Schiller trotz seines leidenden Zustandes alle Kraft an die Lösung dieser Aufgabe gesetzt, vorher unternahm er noch halb krank in Gemeinschaft mit einem Freunde[2] eine Reise nach Speyer zu Frau von La Roche. Um dieselbe Zeit bringt Grossmann, wiewohl Schiller die gewünschten

---

[1] Minor, Schiller II. Th. S. 197.

[2] Es war M. Christmann aus Ludwigsburg, seit 1784 Pfarrer in Heutingsheim. Siehe Urlich, Briefe an Schiller, S. 10.

Abänderungen nicht gemacht hatte, gleich nach der Herbstmesse »Die Verschwörung des Fiesko von Genua« auf die Frankfurter Bühne. Da das Trauerspiel in seiner ersten Fassung fast unmögliche Leistungen von dem Maschinisten verlangte, liegt die Frage nahe, warum wohl Grossmann die Bühnenbearbeitung des Stückes nicht abwartete und dasselbe nochmals in seiner alten Form in Frankfurt in Scene gehen liess. Wollte er das hiesige Publikum ungeachtet aller Schwierigkeiten, welche die Aufführung bot, mit dem neuen Werke des Verfassers der Räuber bekannt machen, oder hatte ihn dieser vielleicht selbst um die Wiederholung des Stückes gebeten? Bei dem zweifelhaften Erfolg desselben in Bonn, den vielen Unkosten und technischen Hindernissen ist, nachdem nun gar die Messe vorbei war, eine geschäftliche Spekulation Grossmanns vollständig ausgeschlossen, wohl aber liegt die Vermuthung nahe, dass er »dem lieben feurigen Manne« aus eigenem Antriebe die Gelegenheit verschaffte, sich zu überzeugen, wo es in dem Trauerspiele »noch stockte und haperte.« Merkwürdig wäre es jedenfalls, wenn Schiller es versäumt hätte, sich bei dieser Frankfurter Aufführung von den angegebenen Mangeln seines Stückes selbst zu überzeugen. Gerade damals musste ja ein selbstgewonnener Eindruck den grössten Werth für ihn haben, weil er durch die verschiedenen Meinungen der Theaterleute über Fiesko in einen qualvollen Widerstreit mit sich selbst gerathen war. Da er es möglich machte, trotz seines angegriffenen Zustandes Frau von La Roche in Speyer zu besuchen, sollte man mit einiger Sicherheit annehmen, dass er in einer so wichtigen Angelegenheit auch eine Reise nach Frankfurt nicht gescheut haben würde

Und wenn es vielleicht, wie wir glauben, in Schillers Absicht lag, diese Reise in Mannheim geheim zu halten, so hatte er ja gar nicht einmal nöthig, von Speyer wieder nach dort zurückzukehren. Er konnte von Oggersheim aus Frankfurt mit der Strassburger Post verhältnissmässig schnell erreichen. Vielleicht werden mit der Zeit noch Quellen erschlossen, die den Beweis bringen, dass Schiller in der That der ersten Aufführung seines republikanischen Trauerspiels in Frankfurt beiwohnte Wir sind überzeugt davon und rechnen zu den Geschäften, die nach seinem Briefe an Frau von Wolzogen vom 1. November 1783 ausserhalb Mannheims im Oktober seiner warteten,[1] auch eine Reise nach Frankfurt. Möglicherweise befand

[1] Schillers Leben von Caroline v Wolzogen, S. 73.

sich der junge Dichter, unerkannt vom hiesigen Publikum, unter den Zuschauern wie früher in Mannheim bei der Première der Räuber, die über sein Schicksal entschied. Ob Schiller den Theaterdirektor Grossmann damals oder erst im Frühjahr 1784 näher kennen lernte, lässt sich aus Mangel an Belegen schwer entscheiden. Ein Brief des jungen Dichters vom 8. Februar 1784, der an einer anderen Stelle Wiedergabe finden wird, deutet zwar an, dass Schiller erst zu jener Zeit mit Grossmann in Verbindung trat, allein Ton und Inhalt des Schreibens machen den Eindruck, als ob die beiden Männer bereits schon früher in irgend einem Verkehr zusammen gestanden hätten. Wahrscheinlich war derselbe bis zum Frühling 1784 ein rein formeller und gestaltete sich erst von diesem Zeitpunkte an zu herzlicheren Beziehungen aus. Wie dem nun auch sei, die auch in den hiesigen Zeitungen angekündigte Vorstellung von des Dichters zweiter Tragödie fand im Herbste 1783 gerade im neu erbauten Komödienhause statt, als es jährig wurde, dass der flüchtige Regimentsmedikus Schiller mit seinem treuen Freunde Streicher in dem Gasthofe in Sachsenhausen als Doktor Ritter ein bescheidenes Unterkommen fand. Fast möchte man es für einen Ausgleich des Geschicks halten, dass Frankfurt, wo Schiller in jenen Tagen der Prüfung durch Dalbergs abweisendes Verhalten um Fieskos willen solch bittere Enttäuschung erlebte, dies Stück in seiner ursprünglichen Gestalt bald nach seiner Drucklegung in für die damalige Zeit glänzender Weise in Scene gehen liess.

Der Zettel zu dieser Vorstellung, die schon allein durch die Raumverhältnisse und neuen dekorativen Hülfsmittel der hiesigen Bühne sich viel grossartiger gestaltete als die Bonner Première des Fiesko, ist ein Plakat in Gross Quart-Format und hat folgenden buchstabengetreu wiedergegebenen Inhalt:

* * *

Mit gnädigster Bewilligung
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats
der Kaiserl.- Freyen Reichs- Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn
wird heute Mittwoch den 8. Oktober 1783
von der Grossmännischen Schauspielergesellschaft
aufgeführt werden

Die Verschwörung des Fiesko von Genua
Ein republikanisches Trauerspiel, in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller,
Verfasser der Räuber

Personen.

Andreas Doria, Doge von Genua	Herr Stegmann.
Gianettino Doria, sein Neffe, Prätendent	Herr Erhard.
Fiesko, Graf von Lavagna, Haupt der Verschwörung	Herr Schmidt.
Verrina, verschworener Republikaner	Herr Dengel
Bourgognino, Verschworener	Herr Steiger
Kalkagno, Verschworener	Herr Stoll
Sacco, Verschworener	Herr Hülsner
Lomellino, Gianettinos Vertrauter	Herr Nuth.
Zenturione, Zibo, Asserato — Missvergnügte	Herr Pleisner / Herr Diezel. / Herr Ehrling
Romano, Maler	Herr Lekow
Muley Hassan, Mohr von Tunis	Herr Bösenberg.
Teutsche der Herzoglichen Leibwache	Herr Josephi. / Herr Brandt.
Drey aufrührerische Bürger	Herr Lobenstein. / Herr Widemann. / Herr Stengel.
Leonore, Fieskos Gemahlin	Demois. Josephi.
Julia, Gräfinn Wittwe Imperiali	Demois. Wolmar
Bertha, Verrinas Tochter	Madame Huber
Rosa, Arabella — Leonorens Kammermädchen	Madame Korn. / Madame Brandt
Schildwachen	Herr Huber / Herr Cassini
Nobili.	
Bürger	
Teutsche	
Soldaten	
Bediente	
Diebe	

Drey und Vierzigste Vorstellung im Abonnement

Das Stück ist Abends am Eingange für 12 Batzen zu haben

Wegen Länge des Stücks nicht sowohl, dem man keinen Auftritt, ohne dem Publikum etwas Schönes zu entziehen, nehmen kann, als wegen den vielfältigen Verwandlungen, ist

heute der Anfang mit dem Glockenschlag halb 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 10 Batzen.

In der Gallerie 20 Kreuzer. Auf dem letzten Platz 12 Kreuzer

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche bey mir im Komödienhause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig seyn

Grossmann.

Welchen Erfolg diese Vorstellung in Frankfurt erzielte, können wir leider nicht feststellen, weil nirgends ein Bericht über dieselbe

aufzufinden war. Da aber Grossmann die Bühnenbearbeitung des Fiesko mit Ungeduld erwartete, muss man annehmen, dass auch diese Aufführung des Stückes mit zu grossen scenischen Schwierigkeiten verbunden gewesen ist. Vor einem zahlreichen und bunt zusammengesetzten Publikum ist sie jedenfalls gegeben worden. Abgesehen von den hiesigen Besuchern des Theaters waren gewiss viele Fremde und manche Verehrer Schillers aus der Nähe im hiesigen Theater, um sich das neue Werk des Verfassers der Räuber anzusehen. Frau Rath Goethe, die grosse Theaterfreundin, hat sicher dieser Vorstellung des Fiesko beigewohnt und wohl auch über deren Verlauf an den Sohn nach Weimar berichtet. Das Schreiben, in dem diese Nachrichten standen, gehörte zweifellos zu den Briefen, die Frau Rath im ersten Jahrzehnt ihrer Wittwenschaft (1782—92) an den Sohn richtete und die von Goethe selbst im Sommer 1792 vernichtet wurden.[1]

Bei der ersten Aufführung des Fiesko in Frankfurt waren die männlichen Hauptrollen jedenfalls sehr gut besetzt, besonders fanden der Held des Stückes, sowie Verrina und der Mohr in den Herren Schmidt, Dengel und Bösenberg treffliche Vertreter. In Bonn hatte Grossmann selbst den Maler Romano gespielt, hier gab er diese Rolle wahrscheinlich nur ab, um die Regie desto besser führen zu können Ohne Zweifel war alles geschehen, um den Vorschriften des Dichters gerecht zu werden und die Schönheiten seines Stückes zu voller Wirkung zu bringen. Dass Grossmann den Fiesko für ein hervorragendes Bühnenstück hielt, beweist auch der ungewöhnlich frühe Anfang der Vorstellung und der Vermerk auf dem Zettel, man könne von dem langen Stück keinen Auftritt fortlassen, ohne dem Publikum etwas Schönes zu entziehen. Da die Frankfurter Theaterzettel aus jener Zeit keinerlei Andeutungen über den Inhalt der aufzuführenden Stücke mehr bringen, erscheint ein solcher Hinweis als etwas Ungewöhnliches.

Wenige Tage nach der Première der Tragödie in Frankfurt erliess Schiller in Mannheim am 12. Oktober 1783 folgende Anzeige: »Unüberwindliche Schwierigkeiten, die sich bei der Aufführung des Fiesko gezeigt haben, veranlassen mich, die zweite Hand an dieses Schauspiel zu legen, um ihm eine mehr theatralische Gestalt zu geben. Ich ersuche also jedwede Schauspielergesellschaft, die meinen

---

[1] Goethes Mutter. Von Dr. K. Heinemann, S. 166, Leipzig 1891, Verlag von Artur Seemann.

Fiesko zu geben gesonnen ist, sich an niemand als unmittelbar an mich selbst zu wenden, und denselben nach keiner anderen Veränderung als nach der meinigen zu spielen, welche in wenigen Monaten im Manuscript zu haben sein wird.[1]

Diese Anzeige wurde jedenfalls durch die bei der Frankfurter Vorstellung gewonnenen Eindrücke veranlasst und dient zugleich als Abwehr gegen einen gewissen C. M. Plümicke in Berlin, der Schillers Räuber bereits für die Bühne willkürlich zurechtgestutzt hatte und eben dabei war, auch den Fiesko in eine wirksamere theatralische Form zu bringen. In dieser Plümickeschen Bearbeitung wurde das Stück in Wien und Berlin am Anfang des Jahres 1784 gegeben,[2] während Grossmann am Montag, 26. April 1784 Schillers eigene neue Fassung, die am 11. Januar desselben Jahres zuerst in Mannheim aufgeführt wurde, in Scene gehen liess. Bereits am 8. Februar hatte der junge Dichter dem hiesigen Theaterdirektor das Stück von Mannheim aus mit dem folgenden und bereits früher erwähnten Brief zugeschickt:

Endlich bin ich im Stande, mein Versprechen zu halten und Ihnen den neugeformten Fiesko zu schicken, den Sie mein werthester Herr mit der Geduld eines Märtyrers haben abwarten müssen. Möchte er Ihre Wünsche erfüllen und der Aufmerksamkeit würdig seyn, die Sie durch Ueberwindung der ungeheuersten Schwierigkeiten seinem erstgeborenen Bruder zu meinem grössten Erstaunen haben widerfahren lassen! Jene Schwierigkeiten sollen wie ich hoffe in dieser neuen Darstellung gehoben seyn, ob aber ein Produkt der Begeisterung durch Theater-Convenienz und kritisches Flicken und beschneiden auf der einen Seite nicht wieder verliere, was es allenfalls auf der anderen Seite mochte gewonnen haben, kann niemand besser entscheiden, als der Mann, der als Dichter und Schauspieler und Schauspieldirektor alle Gränzen der theatralischen Welt umgangen haben muss. Darüber vortrefflicher Mann werde ich mir Ihre ausdrückliche ungeheuchelte Meinung erbitten, und Sie erwerben sich kein geringes Verdienst um mich, wenn Sie mir mit der Offenherzigkeit des Künstlers gegen den Künstler gestehen, wo der Neue Fiesko gegen den Alten im Rückstand geblieben ist.

Unterdessen freue ich mich dieses Anlasses, der mich mit einem Manne in Verbindung bringt, dem ich schon seit so lange meine vollkommenste Achtung weihe, und welcher mit doppelter Wirksamkeit und doppeltem Glück mit mir die nämliche Bahn geht. Welcher Gewinn für mich, wenn ich mich mit Vertrauen und Bruderliebe an Sie anschliessen und Ihre reife Kenntniss der Bühne bei meinen künftigen Arbeiten zu Rathe ziehen kann. Ich werde Sie also gewiss fest halten und mein Freund müssen Sie werden, das ist ausgemacht!

Herr Rennschub (Regisseur der Mannheimer Bühne) sagte mir, dass man Ende der Fastenzeit das Vergnügen haben werde, Sie hier in Mannheim zu sehen. Lassen Sie sich ja nicht von diesem Vorhaben abhalten, Sie finden hier, was ein

---

[1] »Die Räuber«, »Fiesko« von Schiller, hrsg. von Boxberger S. XLVI.

[2] Minor, Schiller II. B. S. 209.

Mann wie Sie zuerst wünschen muss, Kenner und Patrioten Ihrer Kunst und einen Freund, der Sie mit Ungeduld erwartet.

P S

Gegenwärtig druckt Schwan ein neues Trauerspiel von mir, Louise Millerin, das in 4—5 Wochen die Presse verlassen kann. Ich darf hoffen, dass es der deutschen Bühne keine unwillkommene Acquisition seyn werde, weil es durch die Einfachheit der Vorstellung, den wenigen Aufwand von Maschinerie und Statisten und durch die leichte Fasslichkeit des Plans für die Direktion bequemer und für das Publikum geniessbarer ist als die Räuber und Fiesko.[1]

Aus diesem schmeichelhaften Schreiben Schillers an Grossmann geht deutlich genug hervor, wie hoch er demselben die äusserst schwierige Aufführung des ersten Fiesko anrechnete und welchen Werth er auf die Verbindung mit dem Frankfurter Theater legte. Augenscheinlich ergriff der junge Dichter die Gelegenheit mit Freuden, um seinem hiesigen Förderer und Gönner eine Huldigung darzubringen. Dass er dabei Grossmanns Thätigkeit als Bühnenschriftsteller absichtlich überschätzte, war nicht allein ein Akt der Höflichkeit, sondern auch ein kluger Schachzug von Schiller, der sich die Gunst eines in der Theaterwelt höchst angesehenen und einflussreichen Mannes auch ferner erhalten und von dessen Fachkenntnissen Nutzen ziehen wollte. Wie spätere Briefe Schillers an Grossmann bezeugen, schlossen die beiden auch Freundschaft miteinander, ist der Fiesko wirklich der Vermittler näherer Beziehungen zwischen den Männern geworden.

Obgleich das mit Spannung erwartete umgearbeitete Stück bereits im Februar 1784 in Grossmanns Hände kam, schob dieser die Neueinstudirung desselben doch für einige Zeit hinaus. Es geschah dies sowohl des Dichters wegen als aus Rücksicht für das hiesige Publikum, das in dem eisig kalten Winter 83 - 84 und der durch den jähen Witterungsumschlag darauf folgenden Ueberschwemmungszeit das Theater nur wenig besuchte. Erst in der zweiten Hälfte des April begannen sich die leeren Räume des Komödienhauses neu zu füllen, erwachte in Frankfurt wieder der Sinn für theatralische und musikalische Genüsse. Ende April 1784 begleitete Schiller die Schauspieler Iffland und Beil von Mannheim auf einer Gastspielreise nach Frankfurt und wohnte zweifellos der Aufführung des umgearbeiteten Fiesko am 26. April 1784 bei. Am 5. Mai

[1] »Lausitzisches Magazin«, 59. B. S. 282 (Deutsches Bühnenleben im vorigen Jahrhundert. Kultur und Literaturgeschichtliches aus Kestners Handschriften-Archiv

berichtet dann der junge Dichter an Reinwald »Das Mannheimer Publikum verstand den Fiesko nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fliesst kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal (ein Irrthum oder eine Uebertreibung Schillers) innerhalb drey Wochen gefordert, auch zu Frankfurt fand man Gefallen daran.[1] Die letzte Mittheilung bezieht sich wohl nicht allein auf die Vorstellung des umgearbeiteten Fiesko am 26 April 1784, sondern auch auf die frühere, nach der gedruckten Fassung gegebene Première des Stückes im Oktober 1783. Wenn irgendwo, so musste man doch in der alten freien Reichsstadt Frankfurt das rechte Verständniss für ein derartiges Trauerspiel besitzen. Den Frankfurtern war ja republikanische Freiheit kein Schall ohne Bedeutung, kein leerer Name Seit alten Zeiten fühlten sie sich wohl in ihrer stolzen Unabhängigkeit und verstanden es von jeher trefflich, ihre Freiheit zu behaupten und den Druck mächtiger Herrn, wenn auch gerade nicht durch heroische Thaten, so doch durch Klugheit und Vorsicht von sich abzuwehren Findet sich deshalb auch in der Geschichte Frankfurts kein Gegenbild zu dem mit cäsarischer Grosse ausgestatteten Fiesko, so berichtet sie doch von den leidenschaftlichen Kämpfen des Bürgerthums gegen das übermächtige Patriziat, von anderen umgestaltenden Aufständen und Bewegungen, in denen um die höchsten Güter, »um Herrschaft und um Freiheit« ward gerungen. Eine stahlfeste Gestalt wie der Republikaner Verrina, der die Souveränität des Volkes für das Höchste hält, wurde sicher hier in ihrer historischen Wahrheit begriffen und auch gewürdigt Bei einem Publikum mit freiheitlichen Erinnerungen wie das Frankfurter, durfte Grossmann deshalb auch auf volles Verständniss für ein solches Werk rechnen. Und wenn wir die Anschauungen tonangebender Kreise jener Zeit in Betracht ziehen, so finden wir sicheren Halt für die Annahme, dass hier die erste Form des Fiesko jedenfalls mehr Anklang fand wie die spätere Bearbeitung des Stückes. In Frankfurt, wo jedes Vergehen gegen die Staatsordnung stets streng geahndet worden war, musste man einen Fiesko besser verstehen, der sein Vergehen im Tode sühnt als einen solchen, der nach gefährlichen Gelüsten sein Herz bezwingt und glücklich im Kreise der Mitbürger weiterlebt. Das Trauerspiel ist denn auch in seiner alten Form später wieder hier gegeben worden, während man in den

[1] Schillers Leben und Werke. Von E. Palleske S. 288.

meisten deutschen Theatern noch den umgearbeiteten Fiesko aufführte.

Noch einmal zu jener Vorstellung des Stückes am 26. April 1784 zurückkehrend, bemerken wir, dass die Besetzung der männlichen Hauptrollen fast dieselbe geblieben ist wie in der Frankfurter Première des Fiesko im Oktober 1783. Nur Herr Stegmann übernahm diesmal den Verrina, und Herr Nuth spielte dessen frühere Rolle, den Andreas Doria. Ausserdem gab Direktor Grossmann an Stelle des abgegangenen Lekow den Maler Romano. Die drei ersten Frauenrollen waren diesmal in ganz anderen Händen. Die geistvolle Madame Albrecht stellte Leonore, Fieskos Gemahlin, dar, Madame Stegmann spielte die Gräfin Imperiali und Demoiselle Flittner-Grossmann (Stieftochter des Direktors, spätere Madame Unzelmann) die Bertha. Unstreitig überragten die drei Künstlerinnen die früheren Vertreterinnen dieser Rollen ganz bedeutend. Ein Jahr später bei der Aufführung des Fiesko am 2. April 1785 hatte Madame Albrecht die Grossmännische Truppe wieder verlassen. An ihre Stelle kehrte Madame Fiala zurück, die sich aber noch immer nicht entschloss, die Gräfin zu spielen, sondern die Leonore darstellte. Das Programm zu dieser Vorstellung findet sich in dem unter Beilage I angefügten Verzeichniss von Fiesko-Aufführungen, die zu verschiedenen Zeiten auf der Frankfurter Bühne stattfanden. Der Zettel weist ausser Herrn Unzelmann als Gianettino Doria wenigstens in den Hauptpartien wieder dasselbe Personal auf. Den Helden des Trauerspiels gab bis 1786 regelmässig Herr Schmidt, ein Darsteller voll feurigen Empfindens, der auch eine ritterlich schöne Aeusserlichkeit besass. Nach dem Urtheil kunstverständiger Zeitgenossen gelang es Schmidt, den Gedanken der Dichter warmes Leben einzuhauchen und besonders heroische Gestalten mit blendenden Vorzügen und verhängnissvollen Leidenschaften wirksam zu verkörpern. Schmidts Darstellungstalent war damals jung wie Schillers Muse. Beide begegneten sich in dem Drange nach schwungvollem Ausdruck von Idee und Empfindung und in der begeisterten Hingabe an die Durchführung künstlerischer Ideale.

Ob dem Zettel zur Première des umgearbeiteten Fiesko auf der hiesigen Bühne (26. April 1784) auch eine »Erinnerung an das Publikum«[1] angefügt war wie bei der ersten Aufführung des Werkes in

[1] Die Erinnerung an das Publikum findet sich bei Boxberger »Die Räuber«, »Fiesko«, von Fr. v. Schiller. S. XLVI.

Mannheim (11. Januar 1784) wissen wir nicht, bezweifeln es aber Seit der Eröffnung des städtischen Komödienhauses war es, wenigstens bei der Grossmännischen Truppe, nicht mehr Sitte, derartige Abhandlungen über die moralischen und ethischen Motive eines Stückes auf die Zettel zu drucken. Diese unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den Theaterprogrammen früherer Bühnenepochen, dass sie kein »Avertissement«, das heisst keinen Abriss von dem Inhalt des darzustellenden Stückes oder sonstige Winke für das Publikum mehr bringen. Immerhin liesse sich die Möglichkeit für die Beigabe der »Erinnerung an das Publikum« zum betreffenden Theaterzettel daraus schliessen, dass Grossmann vielleicht bei Schiller eine Ausnahme gemacht hätte, um die Frankfurter mit dessen höchst geistvoll mitgetheilten ästhetischen Absichten in Bezug auf diese neue Form des Fiesko bekannt zu machen.

Die zeitgenössische Kritik hat sich kalt gegen Schillers republikanisches Trauerspiel verhalten und es weit unter die Räuber gestellt. Es ist hier nicht der Ort, darauf weiter einzugehen, wir verweisen in dieser Beziehung auf die neueren Publikationen über den Dichter, besonders auf Weltrichs und Minors Schillerbiographien und auf Brauns Buch »Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen«. Nur einer Rezension des Fiesko müssen wir hier gedenken, weil sie sich in dem für Frankfurts Theatergeschichte höchst wichtigen »Tagebuch der Mainzer Schaubühne« befindet. Diese Kritik[1] schliesst sich nicht an eine Aufführung des Stückes auf der hiesigen oder der Mainzer Bühne an, sie ist vielmehr eine freie ästhetische Abhandlung und stammt aus der Feder des bereits im ersten Theile dieses Aufsatzes oft erwähnten Mainzer Präzeptors Aloysius Wilhelm Schreiber. Derselbe war ein grosser Bewunderer Schillers, er wusste an dessen Werken immer die kühnen genialen Züge herauszufinden, ohne deshalb die vorhandenen Mängel und Schwächen zu übersehen. Auch die erwähnte Rezension Schreibers über Fiesko zeugt wieder für dessen auf tiefe Einsicht gegründeten Enthusiasmus für den jungen Dichter. Zweifellos nimmt dieselbe unter den Beurtheilungen, die in den ersten Jahren nach dem Erscheinen des Stückes erschienen, einen hervorragenden Rang ein, weil Schiller in ihr als durch und durch dramatischer Geist aufgefasst und der heroische Wille als quellender Mittelpunkt der Handlung betrachtet wird. Auch für die Schauspieler,

[1] Tagebuch der Mainzer Schaubühne 1788, VIII. Stück, S. 113—119. — Auch bei Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen, I. B. S. 226—230.

besonders für den Darsteller des Fiesko, enthält diese Kritik beachtenswerthe Winke. Da Schreibers Abhandlung bereits in Brauns verdienstvollem Werke erschien, verzichten wir hier auf deren Wiedergabe.

Wenn man auch der Ansicht der Zeitgenossen Schillers beipflichten muss, dass Fiesko die volle dramatische Grösse seines gewaltigen Erstlings »Die Räuber« nicht erreicht, so kann doch keineswegs bestritten werden, dass das republikanische Trauerspiel als die Offenbarung eines genialen Geistes, als ein aus lebhafter theatralischer Anschauung hervorgegangenes Werk zu betrachten ist. Um Fiesko richtig zu beurtheilen, muss man ihn in Vergleich bringen mit anderen sogenannten Geschichtsdramen, die damals die deutsche Bühne beherrschten. Wie ein stolzer Baum aus dem Unterholz, so ragt Schillers Fiesko aus der Menge formloser und abenteuerlicher Schauspiele und lärmender Ritterdramen, in denen der oppositionelle Geist der Sturm- und Drangperiode unter dem Banner der Natur die feudale Weltanschauung und Philisterhaftigkeit der damaligen Gesellschaft bekämpfte. Alle diesen wilden überschwänglichen Stücke haben für unsere Zeit nur noch literaturhistorischen Werth, während Schillers Jugenddramen, die doch in demselben Boden wurzeln, heute noch die Gemüther ergreifen wie damals. »Die Räuber« und »Die Verschwörung des Fiesko zu Genua« sind unter dem Zwang und Druck äusserer Verhältnisse entstanden, ein Grundton durchklingt beide, beide schmückt auch der unvergängliche Reiz feuriger Jugendfrische. Karl Moor kämpft für individuelle Freiheit, Fiesko ist eine Verherrlichung des republikanischen Gedankens. Was eine leidenschaftlich bewegte Zeit in dunklem Drange durchbebte, brachten diese beiden Gestalten und ihre Gegenspieler in flammenden Worten zum Ausdruck.

Die Bühnenschicksale beider Werke sind sehr verschieden. Während die Räuber ihrem Schöpfer grossen Ruhm eintrugen, hat Schillers um Fieskos willen viel gelitten. Unser Theater kann deshalb stolz auf die Thatsache sein, dass Fiesko in seiner ursprünglichen Form gerade zu einer Zeit hier in Scene ging, als der Widerstreit der Meinungen über das Trauerspiel kurz zuvor in schroffster Weise entbrannt und Schiller ganz kleinmüthig geworden war. Um so höher darf Grossmanns Verhalten gegen diesen geschätzt werden, weil dem kranken Dichter in seiner inneren und äusseren Nothlage nichts mehr zu gönnen war, als eine freundliche Aufmunterung, wie sie ihm durch die hiesige Aufführung seines republikanischen Trauerspiels zu Theil wurde. Inzwischen hatte Schiller ja unter seelischen Stürmen ein neues Trauerspiel »Luise Millerin«, später »Kabale und

Liebe« genannt, vollendet, von dessen Erfolg nach der lauen Aufnahme des Fiesko ungemein viel für ihn abhing.

Bevor wir über die Première von Schillers drittem Werke auf unserer Bühne berichten können, haben wir noch einen Rückblick auf das theatralische Leben vom Beginne des Jahres 1784 zu thun. Die Grossmännische Gesellschaft spielte um diese Zeit abwechselnd in Mainz und Frankfurt und kündigte als erste hiesige Vorstellung im neuen Jahre das Trauerspiel »Alzire« von Voltaire an. Aber die Kälte war in diesen Tagen so streng, dass die Darsteller nicht von Mainz herüberkommen konnten, und der Beginn des Schauspiels verschoben werden musste. Erst am 6. Januar 1784 fand dann die angezeigte Aufführung von »Alzire« im neuen Komödienhause statt.[1] Da es nach einem gelinderen Tag wieder grimmig kalt geworden war, suchte Direktor Grossmann dem Publikum dennoch den Besuch des Theaters dadurch zu ermöglichen, dass er eine Anzahl Personen anstellte, die für festen Verschluss der Thüren im Komödienhause zu sorgen hatten. Es wurde in diesem Winter jede Woche einmal gespielt, die nächste Vorstellung hätte also Dienstag, 13. Januar stattfinden müssen. Allein dieselbe fiel aus, weil ein starker Schneefall die Wege unfahrbar machte. Am 20. Januar ging dann das neue hier noch nicht aufgeführte Lustspiel »Der Fähndrich« von Schröder und das Ballett »Das spröde Mädchen oder die verzauberte Rose« in Scene. Bei der Anzeige zu dieser Vorstellung wird ausdrücklich bemerkt, dass man, um die Kälte erträglich zu machen, alles aufbieten, auch einige Zimmer im neuen Komödienhause heizen wolle, in denen sich das Publikum zwischen den Akten erwärmen könne. Die Ankündigung des Schauspiels »Der Einsiedler« von d'Arien, das am 27. Januar gegeben wurde, enthält diesen Zusatz nicht, dagegen wurde die Vorstellung des Singspiels »Claudine von Villabella« von Goethe mit Musik von Becké wegen unerträglicher Kälte vom 3. bis zum 10. Februar verschoben.

Am 12. Februar dieses Monats schreibt Frau Rath Goethe an Fritz von Stein: »Hier giebt's nicht viel Neues das interessant wäre, wir haben diesen Winter nur alle Dienstage Schauspiel. Die Schauspieler sind in Mainz und Schnee und Eis machen die Wege überaus schlimm.[2]

---

[1] Die Nachrichten über die Vorstellungen im Januar und Februar 1784 sind dem »Frankfurter Staats-Ristretto« vom 6. 19. 20. 26. Januar und 2. Februar dieses Jahres entnommen.

[2] Briefwechsel von Frau Rath Goethe, hrsg. von Robert Keil, S. 202—203.

Am Dienstag, 17 Februar wurde das Trauerspiel »Oda oder die Frau von zwei Männern« von Babo zum erstenmale gegeben, nach dieser Vorstellung wird die hiesige Bühne für 2 Monate geschlossen. Während dieser Zeit hätten die Bewohner Frankfurts sicher auch wenig Sinn für den Besuch des Theaters gehabt. Naturereignisse bedenklichster Art nahmen nämlich das öffentliche Interesse ganz in Anspruch. Wie bereits früher erwähnt wurde, trat nach der grimmigen Kälte und dem starken Schneefall plötzlich ein Witterungsumschlag ein, der nicht allein Frankfurt, sondern auch die ganze Umgegend in eine noch schlimmere Nothlage versetzte als der unerhört strenge Winter. Am 26. Februar verkündeten Kanonenschüsse der hiesigen Bürgerschaft das Aufbrechen des Maines. Bereits am 27. und 28. desselben Monats standen der Weckmarkt, die Saal-, die Bender- und Buchgasse, sowie Theile von Sachsenhausen unter Wasser. Bis über die Mitte des Römerberges hinaus stieg dasselbe; die beiden Blockhäuser an der alten Brücke wurden zertrümmert, diese selbst und die Mühle stark beschädigt. Wie das »Frankfurter Staats-Ristretto« am 2. März 1784 (Nr 36) berichtet, wussten sich die ältesten Leute eines derartigen Wasserstandes nicht zu erinnern; er war mehr denn zwei Fuss höher als die grosse Fluth im Jahre 1764. Ebenso wie hier in Frankfurt sah es auch in der Umgegend aus. Hunderte von Menschen waren obdachlos und ohne Lebensmittel. Es war eine Zeit der höchsten Aufregung und Angst, während welcher man eher an alles andere als an theatralisches Vergnügen denken konnte.[1]

Frau Rath Goethe schildert die Ueberschwemmung in Frankfurt und die bei derselben getroffenen Sicherheitsmassregeln in einem Briefe an Fritz von Stein vom 22. März 1784[2] und in einer humoristisch gefärbten poetischen Abhandlung vom 1. März, welche letztere an das Weimarische Hoffräulein Louise von Göchhausen gerichtet ist. Anfangs und Mitte dieses Monats herrschte gelindes Wetter, allein gegen Ende desselben war es wieder »dicker Winter.« Wie Frau Rath schreibt, konnte kein Mensch wegen heftigem Wind und starkem Schneefall das Haus verlassen.[3] Doch bald wurde es wieder milder,

[1] Ueber die Ueberschwemmung im Februar 1784 siehe die Nummern der Frankfurter Oberpostamtszeitung, des Frankfurter Journal und des Frankfurter Staats-Ristretto vom Februar und März 1784. Auch Leben in Frankfurt, Auszüge aus den Frag- und Anzeigungs-Nachrichten von M. Belli-Gontard. B VII.

[2] Briefwechsel von Frau Rath, hrsg. von Robert Keil, S. 213–214.

[3] Ebd., S. 215.

der Frühling kam mit Macht und mit ihm kehrte die Lust an Vergnügungen aller Art bei den Frankfurtern zurück. Bereits am 17. März 1784 wurde im weissen Hirsch im grossen Hirschgraben ein kleiner Luftballon »frey in die Luft gelassen,«[1] ein Vorgang, der viele Leute hier in grosse Aufregung versetzte. Auch Goethes Mutter wohnte dem Aufstieg des Ballons bei und berichtet, dass dies recht spasshaft anzusehen gewesen sei.[2] Die Luftfahrten kamen damals in Mode, Fürsten und Herren waren bei dem Aufsteigen der Ballons zugegen und unterstützten die staunenerregenden Versuche auf alle mögliche Weise. Selbst die Bühne bemächtigte sich des beliebten Sports und suchte ihn zu Stoffen für Lustspiele und Ballets zu verwenden. Als der berühmte Luftschiffer Blanchard am 3. Oktober 1785 von der Bornheimer Heide aus seine grosse Luftreise im Beisein vieler vornehmen Herrschaften und einer unabsehbaren Menschenmenge unternahm, wurde er am anderen Tage nach seiner Rückkehr im neuen Komödienhause durch eine für jene Zeit ganz grossartige Huldigung, die auf seine kühne Fahrt Bezug nahm, gefeiert. Keine fürstliche Persönlichkeit, kein Dichter oder Komponist ist wohl seit der Eröffnung der neuen Bühne so im hiesigen Schauspielhause verherrlicht worden wie 1785 der allgemein vergötterte Blanchard.[3]

Mit dem Beginne des Jahres 1784 hatte Grossmann die Direktion in Bonn seiner Frau überlassen, weil er damals zu der Leitung des Frankfurter Theaters auch noch diejenige der Mainzer Bühne übernahm. Frau Grossmann, früher verehlichte Hüttner, starb jedoch schon 1784 im 33. Lebensjahre.[4]

Direktor Grossmann spielte ausser hier und in Mainz den Sommer über im Bade Pyrmont, in Kassel, Düsseldorf und anderen Städten. Grossmanns künstlerische Thätigkeit in Frankfurt seit der Eröffnung des neuen Komödienhauses bis zu seinem Abgange von hier nach Hannover, Ende Juli 1786, ist sowohl der Glanzpunkt in seiner eignen Laufbahn als eins der wichtigsten Kapitel der Frankfurter Theatergeschichte. Wir halten es deshalb jetzt für geboten, einige Nachrichten über den Mann zu bringen, der, wie der Mannheimer Intendant von Dalberg den Räubern, Schillers republikanischem

---

[1] Leben in Frankfurt. Von M. Beli-Gontard, B. VII, S. 44.

[2] Briefwechsel von Frau Rath, hrsg. von Robert Keil, S. 213.

[3] Berichte über die Feier bringen die hiesigen Blätter und der Theater-Kalender auf das Jahr 1786, S. 255 ff.

[4] Karoline Grossmann, eine biographische Skizze von Kapellmeister Ch. N. Neefe, Göttingen 1785. Auch Theaterkalender auf das Jahr 1785, S. 192.

Trauerspiele »Die Verschwörung des Fiesko zu Genua« und seinem dritten Stück »Kabale und Liebe« den Weg auf die deutsche Bühne bereiten sollte

Gustav Friedrich Wilhelm Grossmann[1] war 1746 (nach Anderen 1744) zu Berlin geboren. Als Sohn eines mittellosen Privatschulhalters stand er von Jugend auf unter dem Einfluss drückender Verhältnisse. Um seine intellektuellen Anlagen und Neigungen zur Geltung zu bringen, hatte er ähnliche Hemmnisse und Schwierigkeiten zu überwinden wie Friedrich Schiller. Nach abgelegtem gutem Examen betrat Grossmann die juristische Laufbahn. Er erhielt die Stellung eines Legationssekretairs in Danzig, wurde sogar mit diplomatischen Missionen betraut und erwarb sich die Anerkennung als eines pflichttreuen und gewissenhaften Beamten. Während seiner Wirksamkeit als preussischer Legationssekretair schloss Grossmann eine Menge einflussreicher Verbindungen, die ihn später ungemein fördern sollten. Im Jahre 1769 brachte ihn seine Stellung auch in Berlin mit Lessing in Berührung. Dieser trug sich gerade damals mit reformatorischen Gedanken für die Begründung eines deutschen Nationaltheaters und übte auf Grossmanns Leben einen umgestaltenden Einfluss aus. Lessing erkannte nicht nur das schöpferische Talent und die künstlerische Bildung des jungen Mannes, er sah auch in ihm ein brauchbares Werkzeug zur Hebung der deutschen Bühne und forderte ihn auf zum Theater zu gehen. Diese Mahnung muss mit Grossmanns eignen Wunschen übereingestimmt haben; denn 1774 wurde er Mitglied der berühmten Seylerschen Truppe, bei der er zum ersten-

[1] Zu der Darstellung von Grossmanns Lebensgang und dramaturgischer Thätigkeit wurden folgende Quellen benutzt Deutsches Bühnenleben im vorigen Jahrhundert von A Sohr in Lausitzisches Magazin, 59. Bd S. 267 ff Archiv für Literaturgeschichte III. B., S. 109 ff und S. 277 ff Götz, Geliebte Schatten, S 23. Minor, Schiller, II. Bd. 217 ff. Devrient, Geschichte der Schauspielkunst, S 100 ff Frau Rath, Briefwechsel, hrsg. v R. Keil. S. 233. Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz, von J Peth. S. 64 ff. Theater-Journal, hrsg. von Reichhard, 1777—1783. Theaterkalender von 1776—1797 Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers, Urlich Briefe an Schiller Jordans Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten II. B., S. 257—263 und VI. B., S. 249 ff. Allg. Deutsche Biographie Das erste Städtische Theater zu Frankfurt a. M., von Dr. A. H E. von Oven. Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, für das Jahr 1872, S. 30 ff Geschichte der Schauspielkunst zu Frankfurt a. M., von E. Mentzel. Einschlägige Akten des Frankfurter Stadtarchivs. Goethes Mutter von Dr K. Hennemann. S. 168 ff. Behnken Geschichte des Bremischen Theaters, S. 45—47 Lynker, Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel

male als Marinelli in »Emilia Galotti« auftrat. Im Jahr 1778 berief ihn der kunstsinnige Kurfürst Friedrich Maximilian zur Leitung seines Hoftheaters nach Bonn. Von hier aus unternahm er mit der Kur-Kölnischen Gesellschaft Gastspielfahrten nach Frankfurt a. M. und anderen Städten. Als es sich um die Wahl einer Truppe bei Eröffnung der ständigen Bühne handelte, engagirte der Pächter des hiesigen neuen Komödienhauses, der Fürstl. Waldeckschе Hofrath Tabor, mit Genehmigung der Stadt die unter Grossmanns Leitung stehende Kur-Kölnische Gesellschaft, deren Leistungen hier schon bekannt und allgemein geschätzt waren.

In Frankfurt stand Direktor Grossmann im Verkehr mit der besten Gesellschaft. Schon als Mitglied der Seylerschen Truppe, die im Sommer 1777 hier spielte, wurde er im Hause der Frau Rath Goethe eingeführt, zu der er in der Folge in ein herzliches Freundschaftsverhältnis trat. Wenn nach Schluss der Messen die Seylersche und später die Grossmännische Gesellschaft Frankfurt verliessen, unterhielt Frau Rath in der Zwischenzeit mit dem Freunde einen Briefwechsel, der für die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine der wichtigsten Quellen zur Frankfurter Theatergeschichte bildet. Freilich darf bei Benutzung derselben nie ausser Acht gelassen werden, dass Frau Rath für Grossmann voreingenommen und gegen andere hier auftretende Wanderprinzipale, z. B. gegen Böhm, sehr ungerecht war. Frau Rath Goethe konnte als die ächte Mutter ihres grossen Sohnes wohl die Schönheiten der Dichtungen und darstellerischen Leistungen nachempfinden, aber ihr Urtheil über die verschiedenen Truppen ist nicht objektiv und unparteiisch genug und wurzelt ganz in persönlichem Empfinden. Da sie Grossmann und seinen Schauspielern all ihr Wohlwollen zugewandt hatte, hielt sie mit weiblicher Vorliebe jeden anderen Theaterdirektor, der hier spielte, für einen Stümper und unberechtigten Rivalen ihres Lieblings. Wie der Briefwechsel zwischen Frau Rath und Grossmann bezeugt, blieb sie diesem bis zu seinem Tode 1796 eine zuverlässige Freundin. Sie hob ihm ein Kind aus der Taufe, suchte ihm zu nützen, wann und wo es ging, und gab ihm in familiären Angelegenheiten, z. B. bei seiner zweiten Heirath mit Demois. Schroot, ihren treuen ungeschminkten Rath.

Grossmann zeichnete sich unter den meisten damaligen Theaterprinzipalen durch seine umfassende literarische Bildung und seine weltmännisch feinen Manieren aus. Im gesellschaftlichen Verkehr war er schlagfertig, geistreich und witzig und von bestechender Liebenswürdigkeit. Als Bühnenleiter genoss Grossmann bedeutendes

Ansehen; man merkte seiner gewissenhaften Geschäftsführung an, dass er in die ernste Schule des preussischen Beamtenthums gegangen war. Bei seinem Personal hielt er streng auf Ordnung und gute Sitte und ertheilte bei Uebertretungen der Statuten sogar öffentliche Rügen. Ungemein viel that Grossmann für die soziale Hebung des Schauspielerstandes; sein Hauptziel war die Errichtung einer allgemeinen deutschen Versicherungsanstalt für invalide Bühnenkünstler, ein Plan, der erst in diesem Jahrhundert in der deutschen Bühnengenossenschaft in erweiterter Form seine Verwirklichung fand. Nur wenige Truppen schützten im vorigen Jahrhundert ihre Mitglieder in Krankheitsfällen oder sonstigen Nothlagen vor vollständigem Verarmen. Zu den Gesellschaften, die bereits 1780 eine eigene Krankenkasse besassen, gehörte ausser der Grossmännischen auch die Truppe Johannes Böhms.

Grossmann zeigte sich daneben auch als ein fruchtbarer dramatischer Dichter. Seine Werke gehören zwar nicht zum eisernen Bestande der deutschen Literatur, aber sie nahmen im Repertoir jener Zeit einen ebenso grossen Raum ein wie die Stücke der heutigen Modeschriftsteller. Von Grossmanns Dramen führen wir die nachfolgenden an, die sämmtlich in Frankfurt mit grossem Beifall gegeben wurden, bemerken jedoch, dass diese nach den Theater-Kalendern gemachte Aufstellung auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt.

»Die Feuersbrunst,« Schauspiel 1773.

»Wilhelmine von Blondheim,« Schauspiel in 5 Aufzügen 1775.

»Henriette oder sie ist schon verheirathet,« Lustspiel in 5 Aufzügen 1779.

»Melide oder der erste Schuffer,« Schauspiel mit Gesang in 2 Aufzügen 1779. (Die Musik von Neefe.)

»Die Ehestandskandidaten,« Lustspiel in 3 Aufzügen 1780.

»Was vermag ein Mädchen nicht,« Schauspiel mit Gesang in 1 Aufzug, Musik von Neefe, 1780.

»Nicht mehr als sechs Schüsseln,« Schauspiel in 5 Aufzügen, 1779 oder 1780.

»Adelheid von Veltheim,« Schauspiel mit Gesang in 5 Aufzügen, Musik von Neefe, 1782.

»Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig,« Schauspiel in 3 Akten 1783.

Ausser diesen Dramen lieferte Grossmann noch eine Anzahl Uebersetzungen und Bearbeitungen französischer, englischer und italienischer Theaterstücke. Wir erwähnen davon nur »Die Komödie der Irrungen« von Shakespeare und das Lustspiel »Der Barbier von Sevilla« von Beaumarchais. Grossmanns bedeutende Sprachkenntniss machte es ihm sogar möglich, Lessings »Minna von Barnhelm« ins Französische zu übertragen.

Wie die meisten Schauspielerarbeiten streben auch die Stücke Grossmanns weniger danach, die Literatur zu bereichern als die darstellende Kunst zu fördern. Er suchte lebenswahre, wenn auch keineswegs ausgeführte Gestalten zu zeichnen und verliess sich dabei auf die ausgleichende Erfindungskraft der Darsteller. Die genaue Kenntniss der verschiedensten Gesellschaftskreise und des Volkes befähigte Grossmann, naturwahr zu schildern und eine Anzahl neuer Figuren auf die Bühne zu bringen. Daneben verstand er es, anziehende Situationen zu schaffen und einen witzigen pointirten Dialog zu schreiben, der trotz der naturalistischen Richtung des bürgerlichen Schauspiels bei dem damaligen Publikum sehr beliebt war. Das beste Schauspiel Grossmanns »Nicht mehr als sechs Schusseln,« das auch Frau Rath Goethe so gut gefiel, wurde noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankfurt mit vielem Beifall aufgeführt Das Stück beschäftigt sich mit dem beliebten Bühnenthema der achtziger Jahre des vorigen Säkulums der Ehe zwischen zwei Gatten aus verschiedenen Gesellschaftsklassen In gewissem Sinne ist Grossmann also ein Vorläufer Schillers, der das beliebte Motiv der Mesalliance am ergreifendsten in dem bürgerlichen Trauerspiele »Kabale und Liebe« behandelte.

Als Bühnendichter ist Grossmann längst vergessen, als der erste Schauspieldirektor des hiesigen Theaters und als verständnisvoller Förderer Schillers hat er sich unvergängliches Verdienst erworben. Um so mehr müssen wir ihn anerkennen, weil der hohe Schwung von Schillers Poesie mit seinen eignen Zielen und der Geschmacksrichtung der dichtenden Schauspieler jener Zeit im grellsten Widerspruch stand. Und ebenso eifrig wie Grossmann den jungen Schiller zu unterstützen suchte, trachtete er danach, das Andenken an Lessing sowohl in Künstlerkreisen als auch beim deutschen Volke lebendig zu erhalten. In einer Schrift »Lessings Denkmal« fordert er sogar auf, Geldsammlungen und Theatervorstellungen zum Zweck der Errichtung eines Denkmals auf Lessings eingesunkenem Grabe in Braunschweig zu veranstalten

Neben grossen Vorzügen besass Grossmann auch viele Schattenseiten. Er neigte in vielen Dingen zur Pedanterie und war trotzdem von unruhiger Beweglichkeit Ungemein wurde der Verkehr mit ihm durch sein leicht gereiztes Wesen, sein stark entwickeltes Selbstgefühl und seinen unbeugsamen Starrsinn erschwert. Diese Eigenschaften zeigten sich nach dem Brande im Schauspielhause im April 1785 in so unangenehmer Weise, dass es zu vielen Reibereien zwischen dem Pächter Tabor, der Stadt und Grossmann kam. Ob-

wohl einflussreiche Gönner für ihn eintraten und der grösste Theil der bessern Gesellschaft auf seiner Seite stand, führten diese Streitigkeiten doch schliesslich im Sommer 1786 zur Auflösung seines Contraktes. Auch in Hannover benahm sich Grossmann später so seltsam, dass er in peinliche Lagen gerieth und zuletzt seines Amtes entlassen wurde.

Zum Frankfurter Bühnenleben des Jahres 1784 zurückkehrend, weisen wir nochmals darauf hin, dass die ersten Monate desselben für den Theaterbesuch fast gänzlich verloren gingen. Um so mehr war man nun nach dem harten freudlosen Winter auf die Wiedereröffnung des Schauspiels gespannt, als ein Stück zur ersten Vorstellung angesetzt war, dessen Verfasser in Frankfurt eine grosse Gemeinde von Verehrern zählte. Es war Schillers neues Trauerspiel »Kabale und Liebe,« das hier überhaupt zum erstenmale über die Bretter gehen sollte. Dass man diese Première für ein wichtiges Ereigniss hielt, beweist eine briefliche Mittheilung der Frau Rath Goethe an Fritz von Stein Am ersten Ostertage 1784 schreibt sie: »Lieber Sohn. Ich wünsche sehr, dass sie jetzt bei mir waren. Uebermorgen geht unser Schauspiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben. Alles verlangt darauf und es wird sehr voll werden.« [1]

Dass Grossmann ein neues Werk Schillers mit besonderer Spannung erwartete, geht schon aus seinem Schreiben an Schwan vom 26. August 1783 hervor. Gleich zu Anfang heisst es da: »der Schauspieler Schmidt hat mir gesagt, dass wir bald Hoffnung zu einem neuen Stück von Schiller hätten, worauf ich mich sehr freue« In dem Briefe, der dem umgeformten Fiesko beiliegt, kündigt der junge Dichter dem hiesigen Theaterdirektor dann selbst die »Luise Millerin« an. Zugleich erfahren wir, dass Grossmann die Absicht hat, am Ende der Fastenzeit nach Mannheim zu reisen Der Vorsatz ist zweifellos ausgeführt und bei dieser Gelegenheit wohl die erste Aufführung von »Kabale und Liebe« verabredet worden. Auch das Gastspiel der berühmten Mannheimer Schauspieler Iffland und Beil, die Ende April und Anfangs Mai 1784 in mehreren ihrer Glanzrollen hier auftraten, kam wahrscheinlich während Grossmanns Anwesenheit in Mannheim zum Abschluss. Als der Letztere Anfangs

[1] Briefwechsel von Frau Rath, hrsg. von Robert Keil, S. 217 und die ausführliche Abhandlung über Frau Rath als Theaterfreundin in »Goethes Mutter«, von Dr Karl Heinemann. (Leipzig, Verlag von A. Seemann 1891.)

April wieder nach Frankfurt zurückkehrte, begannen sofort die Proben zu dem Stücke, das in der Ostermesse in Buchform erschien.

Was irgend möglich war, that Grossmann, um dem neuen Werke Schillers hier eine ehrenvolle Aufnahme zu sichern. Als erfahrener Bühnenleiter wusste er ja, wie viele Faktoren im rechten Augenblick zusammenwirken müssen, um einem dramatischen Werke zum verdienten Erfolge zu verhelfen. Höchst wichtig für die überaus günstige Aufnahme des bürgerlichen Trauerspiels in Frankfurt ist der Tag, an dem das Stück hier angesetzt wurde. Es ist der 13. April 1784, der dritte Ostertag und erste Messtag, an dessen Nachmittagsstunden nach altem Gebrauch die Gehülfen, die Ladendiener und Ladenmädchen in den Geschäften, sowie die sonstigen Angestellten und Hilfsarbeiter in den städtischen Büreaus zu feiern pflegten. Da ausserdem die Anwesenheit zahlreicher Messfremden in Betracht zu ziehen ist, darf man wohl mit Bestimmtheit annehmen, dass das neue Komödienhaus an jenem denkwürdigen Abend von unten bis oben dicht besetzt gewesen ist. Schillers Name war ja damals schon allein ein Zugmittel, um nicht nur Personen der höheren Kreise, sondern auch Leute aus dem Volke ins Theater zu locken. Dies wussten die hiesigen Bühnenleiter jener Zeit sehr wohl und suchten Nutzen daraus zu ziehen. Auf vielen Zetteln und auch in den Theateranzeigen der Tagesblätter zu Aufführungen von Schillers Dramen findet sich hinter dessen Namen der Vermerk »Verfasser der Räuber.«

Dass auch Grossmann bei der Première von »Kabale und Liebe« die Anziehungskraft dieses Epithetons zu Ehren Schillers und zu seinem Vortheil ausnützte, steht ausser jedem Zweifel. Trotz aller aufgebotenen Mühe war der Zettel zur ersten und zweiten Vorstellung des bürgerlichen Trauerspiels in Frankfurt bisher nicht aufzufinden.[1] Doch dieser Mangel wird durch das erhaltene Programm zur dritten hiesigen Vorstellung von »Kabale und Liebe« fast ausgeglichen. Die Besetzung war ja an den drei Theaterabenden die nämliche, nur dass Schiller hier den Kammerdiener wieder einschob,[2] der für die hiesige und die Mannheimer Première gestrichen worden war. Obwohl man in der freien Reichsstadt Frankfurt keine Rück-

---

[1] Am Dienstag, den 13. April wird im neuen Schauspielhause von der Grossmännischen Schauspieler-Gesellschaft vorgestellt werden: Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Schiller. (Frankfurter Staats-Ristretto No. 58, vom 10. April 1784.)

[2] Schillers Briefwechsel mit Dalberg. Brief vom 1. Mai 1784.

SOPH ALBRECHT

Nach einer Zeichnung von Graf, gestochen von Geyser, im Theaterkalender 1786.

G F W Grossmann

Nach einer Zeichnung von Contgen, gestochen von Geyser im Theaterkalender 1783.

sicht auf einen Fürsten zu nehmen hatte, der Unterthanen gegen Geld an kriegführende Staaten verkaufte und sich deshalb durch die Aeusserungen des Kammerdieners getroffen fühlen konnte, wurden doch alle amerikanischen Beziehungen auch hier aus der Rolle weggelassen. Wahrscheinlich rieth Grossmann dem jungen Dichter wohlmeinend hier zur Vorsicht. Hätte es doch immerhin leicht geschehen können, dass von den hiesigen Residenten einiger Fürsten die kühnen Worte des Kammerdieners als Beleidigung ihrer Herren aufgefasst worden wären. Wurde aber in solchem Falle beim Rath Beschwerde geführt, dann stand das Verbot eines Stückes bestimmt in Aussicht.

Bei der zweiten Frankfurter Aufführung von »Kabale und Liebe« spielte Iffland den Kammerdiener, später stellte dann Grossmann selbst diese wirksame Episodenfigur bei den verschiedenen Vorstellungen des Stückes bis zum Sommer 1786 dar. Der Zettel zur dritten hiesigen Aufführung von »Kabale und Liebe«,[1] ein Plakat in Grossquerfoliоformat, folgt hier in buchstabengetreuer Wiedergabe:

Mit gnadigster Bewilligung
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats
der Kaiserl. Freyen- Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn
wird heute Freytags, den 17 September 1784
von der Grossmännischen Schauspieler-Gesellschaft
aufgeführet werden

Kabale und Liebe,
Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller

Präsident von Walter	Herr Nuth.
Ferdinand, sein Sohn	Herr Schmidt.
Hofmarschall von Kalb	Herr Diezel.
Lady Milford, Favoritin des Fürsten	Madame Stegmann
Wurm, Haussekretair des Präsidenten	Herr Bösenberg
Miller, Stadtmusikant	Herr Stegmann
Dessen Frau	Madame Cassini.
Louise, dessen Tochter	Madame Sophie Albrecht
Sophie, Kammerjungfer der Lady	Madame Nuth.
Ein Kammerdiener des Fürsten	Herr Grossmann,
Ein Kammerdiener der Lady	Herr Sommer
Kammerdiener des Präsidenten	Herr Wolschowsky
Bediente, Gerichtsdiener	

Elfte Vorstellung im Abonement.

Es wird jedermann ersucht, niemanden auf meinen Namen das mindeste zu borgen.

[1] Im Besitze des Herrn Ferdinand Eysen dahier, der gütigst die Benutzung gestattete.

Der Anfang ist um 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges, und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 10 Batzen. In der Gallerie 20 Kreuzer Auf dem letzten Platz 12 Kreuzer

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche bey mir im Komödienhause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig seyn.

Grossmann.

Da die Frankfurter Zeitungen am Anfang der 80er Jahre noch nicht durch berufsmässige Kritiker über die Vorstellungen auf der hiesigen Bühne urtheilen lassen, ist kein eingehender Bericht über den denkwürdigen Abend, an dem »Kabale und Liebe« hier zum erstenmale in Scene ging, auf die Nachwelt gekommen. Doch erfahren wir wenigstens durch zwei Gutachten aus jener Zeit, wie die Grossmännische Gesellschaft das bürgerliche Trauerspiel darstellte. Die beiden Kritiken stehen sich in der Beurtheilung der schauspielerischen Leistungen zwar fast diametral gegenüber, sind aber gerade deshalb um so werthvoller für uns. Der eine Bericht, dessen wir erst später gedenken werden, rührt von Schiller selbst her, der andere stammt aus der Feder eines ungenannten Autors,[1] der ohne jegliche Beeinflussung sein Kunsturtheil abgegeben zu haben scheint. Weil aber diese Kritik keine Vorstellung auf der hiesigen Bühne schildert, ist es nöthig, nachzuweisen, dass dieselbe dennoch für die Première von »Kabale und Liebe« in Frankfurt den grössten Werth besitzt.

Die Grossmännische Gesellschaft spielte vom April bis Ende Juni 1784 in Frankfurt und begab sich von hier nach Göttingen, wo am 8. August eine Vorstellung von »Kabale und Liebe« genau in der Frankfurter Rollenbesetzung gegeben wurde. Ueber diese berichtet der anonyme Kritiker der »Berliner Literatur- und Theater-Zeitung«[2] in einem hauptsächlich die Leistungen der Schauspieler beleuchtenden Artikel.[2] Schmidt, der Darsteller Ferdinands, ist ein Künstler, den der Rezensent sehr schätzt und schon früher wegen seines durchdachten Spieles bewundert hat. Als Ferdinand machte er dem literarisch fein gebildeten Kritiker weniger in den Scenen der Liebe als in denen der Entschlossenheit und des männlichen Trotzes einen tiefen Eindruck. Wenn man Schmidt von anderer Seite vorwarf, er fiele oft in den

[1] Vielleicht A. F. F. Freiherr von Knigge, der auch in seinen 1788 erscheinenden dramatischen Blättern fortlaufende Besprechungen über die Grossmännische Truppe brachte. Frau Rath Goethe war eine eifrige Leserin derselben.

[2] Berliner Literatur- und Theater-Zeitung, 28. August 1784. Auch abgedruckt bei Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. S. 73—74.

Predigerton, so setzte dies der Schreiber der Beurtheilung weniger auf das Schuldkonto des Schauspielers als auf dasjenige des Verfassers von »Kabale und Liebe,« der nach seiner Ansicht zu viel Pathos in die Aussprüche des Majors gelegt hatte

Uneingeschränktes Lob wurde der schönen und geistvollen Darstellerin der Louise Millerin, Madame Sophie Albrecht, zu theil. Nach Ansicht des Kritikers musste ihre meisterhafte, sogar bis auf einzelne Silben richtige Deklamation jeden Zuschauer in Entzücken versetzen. »Nie« heisst es im Fortgange des Berichtes, »sah ich dabei eine simplere, natürlichere Aktion als die ihrige, sie ist immer ganz bei ihrer Rolle, man vergisst bei ihr mehr als je, dass man nur vor der Bühne steht und nichts Wirkliches sieht. Sie zeichnete das unschuldige Mädchen, das ihren Ferdinand nur als ihn, nicht als den Major von Walter liebte, den Kampf der Liebe zu ihm und ihrem Vater; und mit einem Worte alles, was nur zu zeichnen war als ächte Kennerin der Natur und des Herzens. Ihr glühender liebevoller Ausdruck, ihr sanfter Blick, ihre interessante Figur, alles vereinigte sich. Man muss sie selbst sehen, um hingerissen zu werden und ganz zu begreifen, was die Schauspielkunst durch sie gewonnen hat.«

Weniger wie mit dieser seltenen Künstlerin, die erst kaum ein halbes Jahr der Bühne angehörte, ist der Berichterstatter mit den Leistungen der Madame Stegmann als Lady Milford zufrieden. Freilich entspringt sein Tadel nur den hohen Anforderungen, die er an eine Schulerin des ehemaligen Hamburger Theaters stellt. Madame Stegmann, deren künstlerische Laufbahn unter Schröder begann, war zweifellos eine begabte Schauspielerin, aber sie hätte nach Ansicht des Kritikers mehr Werth auf die feinen Nüancen in der Rolle der Lady legen müssen. Mit Herrn Stegmanns Leistung als Musikus Miller erklärt sich der Rezensent vollkommen einverstanden. Er nennt dessen Spiel vortrefflich und bemerkt, dass es die grösste Rührung hervorgerufen habe. Auch Diezel als Hofmarschal, gefiel wegen der fein durchdachten Auffassung der Rolle ausserordentlich. Grossmann, der den Kammerdiener spielte, findet ebenfalls im Ganzen Anerkennung, nur die Wiedergabe des Präsidenten durch Herrn Nuth wird als eine mittelmässige Leistung bezeichnet.

Was der Göttinger Rezensent über das bürgerliche Trauerspiel selbst sagt, beweist, dass er vor Schillers Genius die grösste Achtung hatte, aber desshalb die Schwächen des Stückes, die langen schwülstigen Stellen im Dialog und das Uebertriebene in den einzelnen Charakteren, nicht übersah. Auch dessen literarische Verwandtschaft mit Gemmingens damals sehr beliebtem Stücke »Der deutsche Haus-

vater« ist dem Kritiker nicht entgangen Schiller, dessen bürgerliches Trauerspiel »Kabale und Liebe« sich an eine ganze Reihe literarischer Vorbilder anschliesst, hat aus dem Gemmingschen Werk nicht nur das Motiv entlehnt, sondern sogar Gestalten und Situationen mit in sein Stück hinübergenommen. Die zeitgenössische Kritik hat dies vielfach als ein Plagiat aufgefasst und den Werth des Schillerschen Dramas damit herabgesetzt. Wir jedoch erkennen darin nur einen neuen Beweis für die Thatsache, dass in den verschiedenen Epochen der Literatur viele Geister vorgearbeitet haben müssen, ehe eine poetische Gattung durch das Werk eines Genius zur höchsten Blüthe gelangt. Das Neue ist stofflich in solchen Erscheinungen gewöhnlich nicht ganz neu, nur die eigenartig künstlerische Behandlung des Vorwurfs verhilft ihm zu durchschlagendem Erfolge Mit dem glücklichen Griff des geborenen Dramatikers verknüpft Schiller die Fäden, die Andere vor ihm gesponnen haben, und schafft in »Kabale und Liebe« einen poetisch dramatischen Protest gegen die Knechtung des Bürgerstandes und die von den deutschen Höfen ausgehende Sittenverderbniss.

Was man auch an dem bürgerlichen Trauerspiel aussetzen mochte, sein Eindruck war ein gewaltiger. Auch der Göttinger Rezensent erkennt dessen unmittelbare grosse Wirkung an und versichert, dass es die Aufmerksamkeit des Zuschauers ganz zu fesseln vermöge. Da nun die Grossmännische Gesellschaft in Göttingen dem Stücke zu einer Darstellung verhalf, die demselben nicht nur einen grossen Erfolg verschaffte, sondern auch feingebildete Kenner befriedigte, wird man wohl mit Sicherheit annehmen dürfen, dass sie dies auch wenige Monate vorher in Frankfurt gethan hat Eine kurze Notiz in einem Bericht über das Gastspiel der Mannheimer Schauspieler Iffland und Beil giebt uns Aufschluss darüber, dass das hiesige Publikum am 13 April 1784 dem neuen Werke Schillers bei seiner ersten Aufführung einen sehr freundlichen Empfang bereitete. Das Stück wurde mit lautem Beifall aufgenommen,[1] heisst es, was aber diese wenigen Worte bedeuten, kann man nur nach Erwägung der Thatsache ermessen, dass derartige Kundgebungen zu jener Zeit im Theater noch nicht gebräuchlich waren und höchst selten vorkamen. Wird es doch in den damaligen Berichten über die Leistungen der Schauspielergesellschaften immer als etwas ganz Besonderes hervorgehoben, wenn einem Mitgliede oder einem Gaste die Ehre wider-

[1] Frankfurter Staats-Ristretto vom 7 Mai 1784, No. 72, S. 323

fuhr, nach einem Aktschluss oder am Ende des Stückes herausgerufen zu werden.

Leider konnte Schiller den theatralischen Geburtstag von »Kabale und Liebe« in Frankfurt nicht miterleben. Zwei Tage nach der hiesigen Aufführung fand die Première des Stückes in Mannheim statt, bei deren Einstudirung der junge Dichter gegenwärtig sein musste. Wenn er aber auch an dem denkwürdigen Abend hier nicht zugegen war, so sollte ihm doch bald danach während des Gastspiels der Mannheimer Schauspieler Iffland und Beil Gelegenheit geboten werden, sein bürgerliches Trauerspiel auch im hiesigen Theater zu sehen.

Ehe wir über dieses Gastspiel berichten, müssen wir noch einen Blick auf das Repertoire der Frankfurter Bühne im April 1784 werfen.[1] Auch hier herrschte wie damals in Mannheim eine wahre Novitätenjagd. Auf die Première von »Kabale und Liebe« folgte am 14. April ein neues Singspiel »Die Messe von Venedig« von Saheri und am 15. »Die Wankelmüthige,« Lustspiel von Schröder (nach dem englischen Drama von Cibber bearbeitet) ein Stück, das neu einstudirt war. An den nächsten Theaterabenden wurden »Oda oder die Frau von zwei Männern,« Schauspiel von Babo und das komische Singspiel »Die eingebildeten Philosophen« von Paisiello in theilweise neuer Besetzung gegeben. Am 19. April ging neu einstudirt in Scene »Lanassa« von Plümike[2] (nach dem französischen Original von le Miere »La veuve du Malabar« frei bearbeitet). Der später so berühmt gewordene Schauspieler Unzelmann gastirte in dieser Vorstellung als Montalban, General der europäischen Truppen, auf Engagement. Der Konflikt in dem zu der Zeit ungemein beliebten Rührstück »Lanassa« baut sich auf dem grausamen Gebrauch auf, der die Wittwen indischer Brammen nach dem Ableben ihrer Gatten zum Tode auf dem Scheiterhaufen verdammt. Die Lanassa gehörte zu den Paraderollen aller jugendlich tragischen Heldinnen jener Zeit. Madame Fiala war vorzüglich als junge indische Brammenwittwe und ihre Nachfolgerin auf der hiesigen Bühne, Madame Sophie Albrecht, hatte sich in dieser Rolle die Herzen der sehr verwöhnten und kritischen Frankfurter im Sturme erobert.

---

[1] Das Repertoire im April wurde nach Auszügen aus den hiesigen Zeitungen und nach den betreffenden Theaterzetteln zusammengestellt.

[2] Der Zettel zu dieser Vorstellung findet sich bei von Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M. Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M., für das Jahr 1872.

Auf »Lanassa« folgte am 20. April das komische Singspiel »Die Liebe unter den Handwerkern«, das bereits früher hier beifällig aufgenommen worden war. Am 21. wurde Grossmanns Lustspiel »Henriette oder sie ist schon verheirathet« gegeben und am 22. April ging »Otto von Wittelsbach« in neuer Einstudirung in Scene. Am 23. fand dann die Première des Bretznerschen Lustspiels »Der argwöhnische Liebhaber« statt. Dies Stück hatte einen so grossen Erfolg in Frankfurt, dass es später die städtischen Deputirten für die Vorstellung zum Besten des Armenamtes auswählten. Am 25. April wurde »Der Herr im Hause,« ein Lustspiel von Anton Wall nebst dem nachfolgenden ganz neuen Intermezzo »Pierre und Narcisse« aufgeführt, am 26. April war dann die erste Vorstellung des umgeformten Fiesko. Tags darauf kamen »Die Dorfdeputirten,« Singspiel von Schubauer, auf die Bretter, und am 28. erzielte die Première von Schröders dreiaktigem Lustspiel »Der Fähndrich« mit dem nachfolgenden beliebten Singspiel »Der Antiquitätensammler« von Andree einen schönen Erfolg.

Nach den harten Anstrengungen der Grossmännischen Gesellschaft im April 1784 folgte vor dem Eintreffen der Mannheimer Künstler ein Tag Pause. Dieser war aber jedenfalls nicht der Ruhe gewidmet, sondern den Vorbereitungen zur ersten Vorstellung von Iffands ernstem Familiengemälde »Verbrechen aus Ehrsucht.« Also nicht mit frischer und ungeschwächter Kraft, vielmehr abgehetzt und müde durch die rasch aufeinander folgenden Premièren mussten die hiesigen Mimen dem Gastspiel ihrer berühmten Mannheimer Kollegen und der Ankunft des gefeierten Verfassers von »Kabale und Liebe« entgegensehen. Dieser Umstand muss in Betracht gezogen werden, wenn man bei Schillers harter Beurtheilung der Grossmännischen Gesellschaft nicht gerade auf des Meisters Worte schwören und genauer prüfen will, in wie weit dieselben wohl berechtigt oder durch die Macht der verschiedensten Umstände und Verhältnisse beeinflusst waren.

Ob Schiller in Begleitung der Mannheimer Schauspieler, ob er bereits einige Tage vorher nach Frankfurt reiste, können wir nicht entscheiden. Wie schon früher bemerkt wurde, möchten wir aber annehmen, dass er der Aufführung des neu bearbeiteten Fiesko am 26. April 1784 im hiesigen Theater beiwohnte. Jedenfalls hatte Grossmann einen bestimmten Zweck im Auge, als er diese Vorstellung so nahe mit dem Gastspiele zusammenlegte. In einem Zeitraum von etwas mehr als zwei Wochen drei Bühnenabende den Werken eines Dichters zu widmen, wäre bei der damaligen Sucht der Frank

furter nach theatralischer Abwechslung, für einen vom Publikum abhängigen Direktor doch ein bedenklicher Versuch gewesen Freilich konnte Grossmann für Schiller, dessen »Kabale und Liebe« kaum erst einen bedeutenden Erfolg hier erlebte, schon etwas Ungewöhnliches wagen, ohne desshalb befürchten zu müssen, seine Kasse dadurch zu schädigen

In den letzten Tagen des April trafen die Mannheimer Gäste in Frankfurt ein und am 30. wurde Ifflands ernsthaftes Familiengemälde »Verbrechen aus Ehrsucht« zum erstenmale gegeben. Der Verfasser spielte in dem Stücke den Eduard Ruhberg und sein Kollege Beil den Oberkommissar Ahlden. Wie gross die Spannung war, mit der man hier das schon in Mannheim mit ungewöhnlichem Beifall aufgeführte Stück erwartet hatte, bewies das bis auf den letzten Raum gefüllte Haus und die unerhörte Stille in demselben während der Vorstellung. Das Programm zu dieser Frankfurter Première ist nebst zwei anderen Zetteln zur ersten Aufführung Iffländischer Werke durch die Grossmännishhe Gesellschaft im Jahre 1785 als Beilage II angefügt.

Ifflands ernsthaftes Familiengemälde machte in Frankfurt Epoche und wurde ein gefährlicher Nebenbuler von Schillers »Kabale und Liebe.« Eine kurze Charakteristik des Iffländschen Stückes erscheint deshalb hier am Platze Wenn es gestattet ist, die Bühne als Kanzel aufzufassen, so kann man »Verbrechen aus Ehrsucht« eine dramatische Predigt gegen die Ueberhebung und Eitelkeit der bürgerlichen Gesellschaft nennen. Eduard Ruhberg, ein verwohntes Muttersöhnchen, lebt über seine Verhältnisse hinaus und liebt ein Fräulein von höherem Range als er selbst. Schliesslich begeht er, durch allerlei Umstände gedrängt, einen Kassendiebstahl Zwar ereilt den jungen Verbrecher nicht die gesetzliche Strafe, allein der poetischen Gerechtigkeit geschieht dadurch genüge, dass er ohne Hulfsmittel, ohne Freund, »ohne die Hoffnung, sich selbst entfliehen zu können« in die weite Welt hinausgestossen wird Einen schroffen Gegensatz zu seinem Sohne bildet der biedere rechtschaffene Rentmeister Ruhberg, der durch Eduards Verbrechen alle seine Hoffnungen vernichtet sieht, aber dennoch Mitleid mit dem Gefallenen empfindet Frau Ruhberg will mit ihren Kindern hoch hinaus, sie besitzt eine gewisse Aehnlichkeit mit der Frau des Musikus Miller, während Luise Ruhberg, ein sanftes hausbackenes Wesen, wenig gemein hat mit ihrer Namensschwester in »Kabale und Liebe.« Ausser den genannten Personen sind noch einige dankbare Rollen in dem Drama. Der Oberkommissar Ahlden, sein Sohn, der Baron Ritau, der Diener Christian

und der wucherische Jude sind Figuren, deren wirksame Zeichnung die Hand des Bühnenkenners verrathen.

Wenn man heute dies Stück liest und mit Schillers bürgerlichem Trauerspiel vergleicht, so begreift man schwer, dass die Kurpfälzisch Deutsche Gesellschaft in Mannheim »Kabale und Liebe« nachstellen und »Verbrechen aus Ehrsucht« mit der goldnen Medaille krönen konnte. Ohne die historische Berechtigung und den Bühnenwerth dieses Dramas in Abrede stellen zu wollen, kann es doch in keiner Weise einen Vergleich mit Schillers bürgerlichem Trauerspiel aushalten. Doch nicht nur in Mannheim, auch in Frankfurt hat das aus nüchterner Berechnung hervorgegangene Stück dem feurigen Werke des Genius den Rang abgelaufen, ist Schiller, der geborene Beherrscher der Scene, gegen den klugen Bühnenpraktiker zurückgesetzt worden. Freilich nur am Beginne jener Epoche, in der man es liebte, in rührseligen Schauspielen durch prosaische Abschrift der Wirklichkeit und langathmige Reden über Tugend und Moral auf das Publikum zu wirken. Dann jedoch geriethen Ifflands Stücke immer mehr in Vergessenheit, während Schillers Werke heute noch ihren unvergänglichen Reiz ausüben. Wer sie sieht, empfängt stets wieder neu den Eindruck, dass die geschilderten Vorgänge nach den ewigen Gesetzen innerer Nothwendigkeit so und nicht anders in poetische Erscheinung treten konnten. Wir bringen in Beilage 1a eine Uebersicht über »Aufführungen von »Kabale und Liebe« zu verschiedenen Zeiten, bemerken aber gleichzeitig, dass im Verlaufe von mehr als 100 Jahren kein Schillersches Stück öfter hier gegeben wurde, als sein bürgerliches Trauerspiel. Die erhaltenen Theaterzettel liefern den Beweis hierfür.

Neidlos berichtet Schiller am 1. Mai 1784 dem Intendanten von Dalberg über den grossen Erfolg, den sein Nebenbuhler Iffland als Dichter und Darsteller in Frankfurt erntete.

»Noch voll und warm von der Geschichte des gestrigen Abends eile ich E. E. von dem Triumph zu benachrichtigen, den die Mannheimer Schauspielkunst feierlich in Frankfurt erhielt. Gestern, Freytags, wurde Hn. Ifflands Stück bey vollem Haus und ungewöhnlicher Stille mit ausserordentlichem Beifall gegeben. Herr Iffland als Verfasser und Schauspieler und Herr Beil wurden mit lärmendem Händeklatschen herausgerufen, und Alles bewies die äusserste Achtung gegen die fürtrefflichen Abgesandten des Mannheimer Theaters. Es ist zu weitläufig für einen Brief meine Meinung über Grossmanns Gesellschaft auszukramen, das aber ist zu verlässig wahr, dass Iffland und Beil wie der Jupiter des Phidias unter Tuncherarbeiten hervorragten. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie sehr jedes andere Theater gegen das Unsrige zurückstehen müsse,[1] als hier, und Grossmann wird

[1] Dr. Kaffka schreibt in seinem Werke Iffland und Dalberg, S. 138, es kontrastire seltsam mit diesem Lobe Schillers und mit der beispiellosen Thätigkeit

Mühe haben, nach der Abreise unserer Schauspieler, zu Frankfurt in seinem Werth zu bleiben. Es soll einer meiner angenehmsten Augenblicke seyn, Eurer Excellenz ausführlich zu sagen, wie sehr gegründet diese Erklärung ist, wenn ich die Gnade habe, mündlich mit Ihnen darüber zu sprechen.

Wo wir herkommen, beweist man dem Mannheimschen Theater die entschiedenste Achtung, Iffands und Beils Spiel haben eine Reputation unter dem Frankfurter Publikum veranlasst. Man ist warm für die Bühne geworden. Jedermann sagt auch, dass Grossmanns Schauspieler noch nie so warm als gestern gespielt haben, ein Beispiel, wie gross Muster und Mitschauspieler zu wirken im Stande sind. Heute ist die väterliche Rache und Montag Kabale und Liebe, ich gestehe, dass mir bei den schrecklichen Aussichten auf meine Lady und dergl. bange ist, konvulsivische Bewegungen auszustehen, wie ein Verurtheilter und dass ich gerne auf die Ehre Verzicht thäte, eins meiner Stücke hier vorgestellt zu sehen, wenn ich Grossmann nur guter Art davon zurückbringen könnte, indessen hoffe ich, dass meine Gegenwart, verbunden mit Iffands und Beils Spiel, mehr bewirken soll, als Frankfurt von Grossmanns Gesellschaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener spielen, den ich mit Weglassung aller amerikanischen Beziehungen wieder ins Stück hineingeschoben habe. Ich brenne vor Begierde, Eurer Excellenz weitläufig alle Bemerkungen mitzutheilen, die ich hier machte und noch machen werde und ich weiss zuverlässig, dass, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrössern, nichts in der Welt dies mehr bewirken könne, als mein hiesiger Aufenthalt.

Herr Müller der die Gnade hat, Eurer Excellenz diesen Brief zu übergeben, hat aus Nothwendigkeit und Eifer für die Mannheimer Bühne alle angenehmen Verbindungen abgebrochen, die ihn in unserer Gesellschaft hielten, um bei Zemir und Azor gegenwärtig zu seyn, und wird Euer Excellenz von dem Weiteren benachrichtigen.

Ich bin mit der tiefsten Verehrung

Sr Excellenz
unterthänigster
Schiller.[1]

Aehnliches wie dem Intendanten von Dalberg schreibt Schiller auch an den Mannheimer Regisseur Rennschub,[2] dessen Frau dort die Lady in »Kabale und Liebe« spielte. Wenn man den Inhalt dieser beiden Briefe als die wahrheitsgetreue Schilderung der Thatsachen auffasst, muss man unwillkürlich fragen, warum die Frankfurter sich eine Schauspielergesellschaft wie die Grossmännische

---

der Mannheimer Bühne, dass gerade um diese Zeit, wie aus den Protokollen zu ersehen sei, der Intendant Dalberg dem Ausschuss die ernstlichsten Vorstellungen über eingerissene Nachlässigkeit und über den schlechten Gang der Vorstellungen gemacht habe. Dalberg drohte sogar deshalb, die Theaterführung an einen Anderen abgeben zu wollen.

[1] Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781–85, S. 97 ff. Auch von Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M., S. 117 ff.

[2] Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg, S. 102 bis 103, von Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M., S. 118.

gefallen liessen. Seit alten Zeiten war man doch gewöhnt, stets das Neueste und Beste hier zu sehen und den Geschmack an den Leistungen der berühmtesten deutschen Wandertruppen zu bilden. Zudem hatte die Stadt erst kaum ein für die damalige Zeit prächtiges Komödienhaus gebaut und bei der Ernennung eines Schauspieldirektors Gelegenheit gehabt, unter verschiedenen angesehenen Fachmännern zu wählen! Wenn man deshalb kein unzutreffendes Bild vom Frankfurter Bühnenleben jener Epoche gewinnen will, ist es nöthig, Schillers Berichte an Dalberg und Rennschüb mit den thatsächlichen hiesigen Verhältnissen zu vergleichen.

Was der junge Dichter in beiden Briefen über den Erfolg von Ifflands »Verbrechen aus Ehrsucht« und das Gastspiel der Mannheimer Künstler berichtet, entspricht vollkommen der Wahrheit, was er über die Grossmännische Gesellschaft sagt, ist entschieden übertrieben und augenscheinlich in der Absicht niedergeschrieben, dem einflussreichen Intendanten durch Hervorheben des von ihm geleiteten Personals ein verkapptes Kompliment zu machen. Keineswegs soll bestritten werden, dass das Mannheimer Nationaltheater künstlerisch einen höheren Rang einnahm als die Frankfurter Bühne, aber immerhin gehörte die Grossmännische Truppe zu den angesehensten deutschen Schauspielergesellschaften jener Zeit. Bei der Beurtheilung der beiden Schillerschen Briefe, besonders des unterwürfig gehaltenen Schreibens an Dalberg, darf deshalb nicht vergessen werden, dass der abhängige Mannheimer Theaterdichter seinem einflussreichen Gönner und Vorgesetzten gewissermassen offiziellen Bericht über die hiesige Première eines Werkes erstattete, das Dalberg in vieler Hinsicht für unübertrefflich hielt.

Zum rechten Verständniss der Schillerschen Briefe kommt ferner in Betracht, dass er das Mannheimer Theater als Wiege seines Ruhmes liebte. Er war mit ihm verwachsen und hatte die Gestalten seines bürgerlichen Trauerspiels den dortigen Künstlern auf den Leib geschrieben. Jedoch Schillers gewiss berechtigte Voreingenommenheit für die Angehörigen dieser Bühne konnte ihn unmöglich blind gegen die Vorzüge anderer Künstler machen. Da Grossmanns Personal damals wirklich Vorzügliches leistete, auch in tonangebenden kritischen Blättern gerechte Würdigung fand,[1] müssen wir Schillers Urtheil,

[1] Kritiken über die Grossmännische Gesellschaft finden sich in den Frankfurter Beyträgen zur Ausbreitung nützlicher Künste und Wissenschaften 1780 und 1781, in den Bonner dramaturgischen Nachrichten von 1779—84, in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung für das Jahr 1783, XXV. und XXVI. Stück vom 21

da wir weit davon entfernt sind, ihn der Entstellung zu zeihen, entweder für zu hart oder für nicht zutreffend halten. Ausdrücklich weisen wir darauf hin, dass er in einem Briefe an Reinwald vom 5. Mai 1784 kein Wort über die schlechte hiesige Aufführung seines Stückes schreibt, vielmehr nur Folgendes mittheilt: »Vorige Woche war ich zu Frankfurt, Grossmann zu besuchen und einige Stücke da spielen zu sehen, worin zwei Mannheimer Schauspieler, Beil und Iffland, Gastrollen spielten. Grossmann bewirthete mich unter andern auch mit Kabale und Liebe.« Ob sich dies »unter andern« auf den Fiesko bezieht, muss dahingestellt bleiben, bemerken wollen wir jedoch, dass Schiller in demselben Briefe dem Freunde berichtet, man habe Geschmack an dem republikanischen Trauerspiel in Frankfurt gefunden.

Welche Eindrücke der junge Dichter auch damals im hiesigen Komödienhause empfangen haben mag, so viel steht fest, dass gerade zu jener Zeit das Zusammenspiel der Grossmännischen Truppe ein vorzügliches war. Im Jahre 1784 wirkten, wie Frau Rath Goethe schreibt, Leute hier, »die schon auf den besten Theatern Deutschlands mit Ruhm geehrt worden sind und in ihrem Ruhm stehen.« Die vortrefflichen Darbietungen des hiesigen Theater-Ensembles standen auch in der Schätzung fein gebildeter Reisenden und Frankfurter so hoch,[1] dass die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler dadurch gehoben wurde. Stegmann, der »Liebling des Frankfurter und Mainzer Publikums«, sass nicht nur »am runden Tisch der Frau Rath«, er verkehrte ausserdem mit seiner Frau in den ersten hiesigen Kreisen. Der Heldendarsteller Schmidt scheint sich eines Brustleidens wegen vom gesellschaftlichen Leben ferngehalten zu haben, jedoch sein Partner, der Schauspieler Steiger, ein ebenso schöner als braver Mensch, sowie die Charakterspieler Bösenberg und Diezel traf man mit noch andern Mitgliedern der Grossmännischen Truppe in den besten Frankfurter Familien. Dass auch der Direktor und seine

und 28. Juni 1783 — in derselben sind auch fortlaufende Berichte über Aufführungen vom 30. Juni bis 24. Aug. 1784 enthalten — in den Ephemeriden der Musik und des Theaters 1786 und 1787, in den Briefen der Frau Rath Goethe, im Theater-Journal für Deutschland 1779—84, in Knigges Dramaturgischen Blättern 1788.

[1] Dass die Herzogin Anna Amalia, die das Theater in Frankfurt während ihres mehrmaligen hiesigen Aufenthalts besuchte, von den Leistungen der Schauspieler befriedigt war, beweist eine Stelle in einem Briefe der Frau Rath an die Fürstin vom 13. Nov. 1784: »Aus Ihrer Durchlaucht gnädigstem Schreiben ersehe ich aber zu meinem grossen Trost, dass wir hier doch etwas haben, das besser ist als in Weimar, nämlich das Schauspiel.« Heinemann, Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalie, S. 111.

Familien-Angehörigen gesellschaftliches Ansehen genossen, ist bereits früher erwähnt worden. Es erübrigt nur noch, der geachteten Stellung zu gedenken, die sich Madame Sophie Albrecht während ihrer Kunstthätigkeit bei der Grossmännischen Truppe hier erworben hatte. Die Mannheimer Gäste brauchten also nicht, wie Schiller schreibt, »eine Reputation unter dem Frankfurter Publikum zu veranlassen.« Man war längst warm für das Theater und seine Mitglieder geworden, ehe die beiden berühmten Künstler hier eintrafen. Seit der Eröffnung des Komödienhauses stand die Bühne im Mittelpunkte aller geistigen und künstlerischen Interessen Frankfurts. Theilnehmend beschäftigte man sich mit allen Ereignissen und Erscheinungen im hiesigen Bühnenleben. Gerade dies rege Interesse war ja neben den vorzüglichen Leistungen der Mannheimer die Ursache von dem glänzenden Verlaufe des Gastspiels. Dass die Mitglieder der Grossmännischen Truppe während desselben wärmer spielten als sonst, besonders wie im letzten ihre Kräfte fast aufreibenden Monat, wollen wir Schiller gerne glauben. In diesem Falle mögen die grossen Muster in der That anfeuernd gewirkt haben. Um so bedenklicher erscheint deshalb der Vergleich, das Spiel der Mannheimer Gäste habe unter den besten hiesigen Schauspielern wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorgeragt. Wohl mochte Schiller einen Unterschied zwischen dem Frankfurter und dem Mannheimer Bühnenpersonal herausfühlen, allein das eben mitgetheilte Urtheil ist übertrieben und sicher von der Politik des eignen Vortheils beeinflusst. Als Schiller ein paar Monate früher den umgeformten Fiesko an Grossmann schickte, hatte er ja auch in den schmeichelhaftesten Ausdrücken dessen literarische Verdienste über Gebühr hervorgehoben. Aus Erfahrung wusste der junge Dichter bereits, wie leicht derartige Huldigungen bei Persönlichkeiten vom Theater verfangen. Dalberg ist hiervon keineswegs auszunehmen, er war ja sehr stolz auf seine Bühnenleitung und hörte es gewiss gerne, wenn man ihm sagte, jedes andere Theater müsse gegen das Mannheimer zurückstehen. Wer wollte es deshalb dem jungen abhängigen Dichter als Sünde anrechnen, dass er bei seinem Vorgesetzten etwas hart und ungerecht über die Frankfurter Künstler urtheilt und sogar den Ausspruch thut, er möchte bei solchen Aussichten am liebsten auf die Ehre Verzicht leisten, »Kabale und Liebe« hier aufgeführt zu sehen. Im Ernste hat er gewiss nie daran gedacht, Grossmann mit guter Art von der geplanten Aufführung abzubringen. Dies wäre ja nicht allein eine grosse Undankbarkeit gegen den Mann gewesen, der ihn bisher so wohlwollend gefördert hatte, sondern auch eine bittere Enttäuschung

für seine Frankfurter Verehrer und das hiesige Bühnenpersonal Schon allein aus Rücksicht für Madame Sophie Albrecht, die erste Darstellerin der Luise, konnte er in Wahrheit nicht an eine Zurücknahme seines Stückes denken. Schiller lernte während seines hiesigen Aufenthaltes die Künstlerin näher kennen, die mit begeisterter Verehrung an ihn herantrat.[1]

Sophie Albrecht war eine junge blonde Frau, deren interessante Schönheit ebenso bewundert wurde wie ihre seltenen Geistesgaben Als älteste Tochter des Professors der Medizin und Philosophie Baumer in Erfurt hatte sie sich 1776 mit einem Schüler ihres Vaters, dem Dr. med. Ernst Albrecht aus Stade, verheirathet und jahrelang dessen Aufenthalt in Russland, wo er Leibarzt eines Grafen war, getheilt. Doch die Sehnsucht nach der Heimath wurde so mächtig in der jungen Frau, dass sie ihren Gatten bewog, seine Stellung aufzugeben Nach wechselvollen Schicksalen und nachdem sie bereits 1781 einen Band lyrischer Gedichte und einen Roman »Aramena« herausgegeben, ging Sophie zum Theater und debütirte am 31. Oktober 1783 in Frankfurt als Lanassa in dem vorerwähnten Rührstück gleichen Namens. Das Ehepaar Albrecht stand zu dem Freunde Schillers, dem Hofrathe Reinwald in Meiningen, in herzlichen Beziehungen, welcher Umstand die Veranlassung zu näherem Bekanntwerden der drei Menschen in Frankfurt wurde. Der junge Dichter verlebte glückliche und genussreiche Stunden bei der geistvollen Künstlerin, deren schwärmerisches Wesen wie geschaffen erschien, auf sein hochgestimmtes Gemüth einen tiefen Eindruck zu machen. Ob Schiller, wie vielfach angenommen wird, wirklich an die gefeierte Künstlerin sein Herz verlor, das müssen wir unentschieden lassen. Fest steht nur, dass er über ihre Erscheinung, die ganz für die Luise passte, und über ihre Gaben in begeistertes Entzücken gerieth. Dass hingegen Sophie Albrecht mehr für Schiller empfand als reine Verehrung, hat sie in überschwänglichen Gedichten offen ausgesprochen.

---

[1] Die Nachrichten über Sophie Albrecht stützen sich auf folgende Quellen Götz, Geliebte Schatten, S 23, Lausitzisches Magazin 59. Bd., S. 267 ff Minor, Schiller, 2. Bd., S. 220 ff Palleske, Schillers Leben und Werke, S. 303 ff Allg. Deutsch. Biographie. Dresdner Schillerbuch, S. 158 ff Streicher, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim, S 182 ff. Peth, Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz, S 69. Devrient, Geschichte der Schauspielkunst 3 Bd., S. 90. Gedichte und Schauspiele von Sophie Albrecht (Erfurt und Dresden 1781 91). Zerstreute Mittheilungen in den Theaterkalendern und kritischen Zeitschriften.

Obwohl der junge Dichter Sophie als Künstlerin hochstellte, gewann er doch alsbald in Frankfurt die Ueberzeugung, ihr hochfliegendes, »über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel« erhabenes Wesen sei für das Bühnenleben nicht geeignet. Wie er an Reinwald schreibt, hat er die Absicht, seine Freundin, die auch in ihrem neuen Wirkungskreise, überhaupt in keinem Lebensverhältniss die rechte Befriedigung fand, vom Theater abzubringen. Diesen Vorsatz konnte aber der Dichter nicht ausführen. Sophie Albrecht blieb bei der Bühne, sie führte ein Leben, in dem die grössten künstlerischen Erfolge mit den bittersten Enttäuschungen abwechselten, und starb vollständig verarmt 1840 in einem Spital in Hamburg in einem Alter von 83 Jahren. Die vollständig gebrochene Greisin erinnerte in nichts mehr an die Frau, von deren Nähe sich Schiller während seines Frankfurter Aufenthaltes »göttliche Tage« versprochen hatte. Damals stand Sophie Albrecht in der vollen Blüthe ihrer Schönheit. Sie war der Liebling des Frankfurter Publikums und wurde sogar von verschiedenen hiesigen Kunstfreunden in ihren Glanzrollen mit Begeisterung besungen. Unter diesen Gedichten erscheint uns eines besonders bemerkenswerth, das sie als Marie Beaumarchais in der Vorstellung von Goethes »Clavigo« am 11 März 1784 feiert.[1] Der Autor vergleicht sie mit Charlotte Ackermann und rühmt ihr ächtes Kunststreben. Dies und ihr unsträflicher Wandel fanden übrigens auch bei anderen, z. B. bei einem Rezensenten der damaligen Zeit, warme Anerkennung.[2]

Von Sophie Albrecht, die seine Luise gewiss anmuthig verkörperte und ihn durch liebenswürdiges Entgegenkommen die Schwierigkeiten und Bedrängnisse seiner Mannheimer Stellung beinahe vergessen liess, spricht Schiller in den Briefen an Dalberg und Rennschüb mit keinem Wort, ebenso wenig erwähnt er Schmidt, dessen Ferdinand doch eine vorzügliche Leistung war. Das ungünstige Urtheil des jungen Dichters über das Frankfurter Theater ist dann später noch erweitert und verschärft worden. Während er hier weilte, soll er alle Nachtheile einer prinziplosen Theaterwirthschaft kennen gelernt haben,[3] eine Behauptung die jeglichen Haltes entbehrt. Ganz abgesehen davon, dass Schiller nur über die künstlerischen Leistungen der Truppe spricht und mit keiner Silbe Grossmanns Direktion angreift, brauchte dieselbe auch die eingehendste Kritik nicht zu scheuen

[1] Theaterkalender auf das Jahr 1786, S. 246—47

[2] Peth, Geschichte der Musik und des Theaters zu Mainz, S. 69.

[3] Palleske, Schillers Leben und Werke, S. 302.

Grossmann stand nicht umsonst in grossem Ansehen, er leitete die hiesige Bühne zur grössten Zufriedenheit der Frankfurter, kam seinen Verpflichtungen pünktlich nach und hielt so sehr auf Sitte und Zucht, dass selbst die strengen Väter der Stadt in dieser Hinsicht nichts gegen ihn einwenden konnten. Wie an den meisten Theatern, so mag auch hier damals der Coulissenteufel gespuckt und manchen Wirrwarr heraufbeschworen haben. Wenn man aber so weit geht, zu behaupten, der junge Dichter habe diese Schattenseiten der hiesigen Bühne kennen gelernt, oder gar den Eindruck von einer grundsatzlosen Theaterwirthschaft empfangen, so heisst das ganz einfach die Wahrheit entstellen und willkürliche Vermuthungen für historische Thatsachen ausgeben. Schiller war in der kurzen Zeit seines Hierseins viel zu sehr in Anspruch genommen, als dass er einen gründlichen Einblick in alle Bühnenverhältnisse hätte thun können.

Nach der glänzenden Aufnahme von »Verbrechen aus Ehrsucht« gab es am zweiten Gastspielabend der Mannheimer »Die väterliche Rache« ein Lustspiel von Schröder.[1] Dies Stück beabsichtigt wie Ifflands Familiengemälde eine moralische Wirkung zu erzielen. Hinsichtlich der Charakterzeichnung bleibt es dem Schauspieler überlassen, durch sein Spiel zu ergänzen, was der Dichter nur andeutete. Die wirksame Figur des Werkes ist wohl der von Beil gegebene Kapitän, ein Mensch ohne Erziehung, aber reich an angeborener Herzensgüte und männlichem Freimuth.

Wie Schreiber, der Kritiker der Frankfurter und Mainzer Bühne, sagt, musste der Darsteller des Siegmund (Kapitän) es vermeiden durch Bootsknechtssitten und grobe Manieren zu wirken.[2] Beil that dies, ohne die Derbheit der Figur zu mildern, und errang in Frankfurt einen grossen Erfolg. Auf das Schrödersche Stück folgte noch die beliebte Pantomime »Montgolfier oder die Luftkugel« von dem hiesigen Balletmeister Franz Nuth. In diesem Ballet wurde in graziöser Weise der bereits früher erwähnte Sport der damaligen besseren Gesellschaft verherrlicht.

Nach Schröders Lustspiel fand dann am 2. Mai die erste Wiederholung von »Kabale und Liebe« statt. Iffland stellte in derselben den Kammerdiener des Fürsten und Beil den Stadtmusikant Miller dar. Welchen Eindruck die Vorstellung auf Schiller machte, ob er sich wirklich, wie er in dem Briefe an Dalberg befürchtet, gleich einem

---

[1] Ueber das Gastspiel der Mannheimer Schauspieler in Frankfurt 1784 siehe Theaterkalender auf das Jahr 1785, S. 211. Minor, Schiller, 2. B. 217 ff.

[2] Dramaturgische Blätter, hrsg. v. Schreiber, II. Jahrg. III. Quart. 1788, S. 154.

Verurtheilten vorkam, wissen wir nicht, möchten es aber stark bezweifeln. Jedenfalls musste es den Dichter ganz seltsam berühren, sein Stück auf der Frankfurter Bühne zu sehen. Hatten doch gerade hier die Figuren desselben festere Gestalt gewonnen, während er einige Jahre früher als Flüchtling in dem schlichten Sachsenhäuser Gasthofe wohnte und oft in gedrückter Stimmung auf der Mainbrücke stand oder die volksbelebten Strassen der alten Krönungsstadt durchstreifte.

Leider besitzen wir über Schillers Verhalten während der zweiten hiesigen Aufführung von »Kabale und Liebe« keinen solchen ausführlichen Bericht, wie ihn uns der treue Streicher von der Mannheimer Première des Stückes hinterlassen hat. Nur ein kurzes Referat über jenen denkwürdigen Abend und das Gastspiel der Mannheimer Künstler fanden wir in einem hiesigen Blatte. Das »Frankfurter Staats-Ristretto« vom 7. Mai 1784 (No. 72) bringt folgenden Bericht vom 4. dieses Monats: Am Freytag, den 30. April wurde auf unserer Bühne zum ersten Mahle aufgeführet:

Verbrechen aus Ehrsucht, ein ernsthaftes Familiengemälde.

Der Verfasser, Herr Iffland und Herr Beil, beyde Schauspieler von der Nationalbühne in Mannheim spielten selbst vortrefflich darin, und unterstützt vom Eifer der Mitwirkenden, machte das Stück einen ausserordentlichen Eindruck. Die stille Aufmerksamkeit war bei unserem Publikum noch nie so gross gewesen, und am Schlusse des Stückes waren alle so hingerissen, dass dem Verfasser Herrn Iffland zuerst und hernach Herrn Beil die Ehre widerfuhr, herausgerufen zu werden. Den 1. May spielten beide in der väterlichen Rache, den 2. May in dem vortrefflichen Trauerspiele Herrn Schillers »Kabale und Liebe,« wobey der Herr Verfasser selbst zugegen war und welches mit ebenso lautem Beyfall wie das erstemahl aufgenommen wurde. Zum Beschlusse in dem Nachspiele »Zwei Onkels für einen.« Heute ganz früh haben sie unsere Stadt verlassen, der Eindruck aber, den besonders Herrn Ifflands schönes Gemälde auf uns gemacht, wird lange bleiben.«

Diesen Bericht muss Schillers Freund Reinwald in Meiningen gelesen haben, denn es verdross ihn, dass man in hiesigen Blättern mehr Rühmens von dem Ifflandischen Stück als von »Kabale und Liebe« gemacht habe[1]. Iffland, der zweifellos dafür gesorgt hatte,

[1] Die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung bringt über das Gastspiel keinen Bericht. Weitere Nachrichten über dasselbe waren nicht zu finden.

dass sein Stück vor Schillers Trauerspiel in Scene ging, errang also für den Augenblick nicht nur als Dichter einen Sieg über den letzteren, sondern sah auch seinen schauspielerischen Ruhm durch dies Gastspiel an unserer Bühne bedeutend wachsen. Stolz berichtet er an Dalberg »grösseren Triumph kann die Schauspielkunst nicht erleben,«[1] fügt aber wenig freundlich hinzu, »Grossmann verschmerzt es nicht als Direktor, Dichter und Mensch.« Wenn Grossmann wirklich so neidisch auf den Ruhm Andrer war, wie diese Bemerkung andeutet, hätte er weder das Gastspiel der Mannheimer zu veranlassen, noch Ifflands Stück unter so günstigen Umständen zu geben brauchen. In dem Verhalten Grossmanns gegen Schiller zeigt sich nicht eine Spur von Autoreneifersucht, vielmehr das uneigennützigste Streben, zu unterstützen und zur Geltung zu bringen, was ihm der Förderung werth erschien. Auch Iffland sollte in Zukunft erfahren, dass Grossmann die Anerkennung Andrer mindestens zu ertragen vermochte. Mehrmals berief dieser während seines Frankfurter und Mainzer Theaterdirektorats die beiden Grössen der Mannheimer Bühne zu Gastspielen noch nach hier und in die rheinische Schwesterstadt, auch führte er in der Folge alsbald nach den Mannheimer Premièren von Ifflands Stücken dieselben hier in Frankfurt auf. Wohl mochte die Aussicht auf eine gute Einnahme dabei mitwirken, allein damals waren die besseren Plätze im neuen Komödienhause fast sämmtlich abonnirt und der Theaterbesuch ein so reger, dass für Grossmanns Kasse eigentlich nie etwas zu befürchten stand.

Seit seinem ersten Gastspiel im Frühling 1784 kehrte Iffland stets mit Freuden wieder nach Frankfurt zurück. Noch viele Jahre später gedenkt er in seinen Lebenserinnerungen des Erfolges, den er damals mit »Verbrechen aus Ehrsucht« hier errang.[2] Doch nicht nur als Dichter und Darsteller feierte man Iffland, auch in der besseren Gesellschaft fand er sammt seinem Genossen Beil und dem Verfasser von »Kabale und Liebe« die freundlichste Aufnahme. Nach Frankfurter Art suchte man die drei Berühmtheiten durch reichliche Tafelfreuden zu ehren und zu ergötzen. Schiller schreibt zwar hierüber im Tone der kraftgenialen Epoche an Rennschüb: »wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen,«[3] aber trotz seiner Klage, keinen

---

[1] Minor, Schiller, II. Theil, S. 219.

[2] Meine theatralische Laufbahn von August Wilhelm Iffland. Leipzig bei Georg Joachim Göschen, 1798, S. 128.

[3] Schillers Briefe an Dalberg, S. 101, von Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M., S. 118.

nüchternen Augenblick finden zu können, wird ihn das joviale Entgegenkommen hiesiger Kunstfreunde doch wohl gefreut haben. Im Grunde war es ja nur eine andere Form des Triumphes für ihn, die ihm augenfällig zeigte, welche Wandlung sein Geschick seit seinem ersten Aufenthalte in Frankfurt im Oktober 1782 genommen hatte.

In der alten reichen Handels- und Krönungsstadt Frankfurt verband man seit den ältesten Zeiten mit der grössten Gastfreundschaft gegen Fremde, besonders gegen Künstler oder sonstige bedeutende Menschen, auch eine anregende und gemüthvolle Geselligkeit. Man würde deshalb ein durchaus unzutreffendes Bild von dem hiesigen gesellschaftlichen Leben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewinnen, wenn man dasselbe nach einer Schilderung Goekingks in einem Briefe an Bürger vom 10. Juni 1781 beurtheilen wollte.[1] Dem Herrn Kanzleidirektor zu Ellrich behagte die Stadt Frankfurt nicht, er machte Spazierfahrten in die Umgegend, weil er mit Leuten nicht ausdauern konnte, die sich nur aufs Fressen, Saufen und Kartenspiel verstehen. Nur den Theaterdirektor Grossmann schliesst Goekingk von diesem harten Urtheil aus. Mit welchen Leuten der angesehene Poet und Beamte, der mit der gesammten literarischen Welt Deutschlands in Verbindung stand, hier verkehrte, wissen wir nicht, doch die tonangebenden feinen Kreise Frankfurts können es unmöglich gewesen sein. Das Haus der Frau Rath Goethe stand in Bezug auf anregenden geselligen Verkehr keineswegs vereinzelt da. Wer das gesellschaftliche Leben in Frankfurt gerade um die Zeit als Goekingk und Schiller hier weilten, aus zeitgenössischen Schilderungen und brieflichen Berichten kennt, weiss, dass man die Gäste hier nicht nur mit materiellen Genüssen bedachte, sondern auch für eine gute anregende Unterhaltung sorgte. Etwas zugeknöpft haben sich freilich die Frankfurter bei aller Gastfreiheit von jeher gegen Fremde verhalten. Wer ihnen nicht zusagte oder gar hochmüthig entgegentrat, hat wohl wenig von ihrer liebenswürdigen Art gemerkt, auch wenn er eine angesehene Persönlichkeit war wie Goekingk. Ganz anders wie dieser berichtet z. B. Mozart über das freundliche Entgegenkommen der Frankfurter an seine Gattin, als er während der Kaiserkrönung 1790 hier weilte.[2]

---

[1] Briefe von und an Gottfried August Bürger, hrsg. von Adolf Strodtmann, 3. Bd., S. 43.

[2] Jahn, W. A. Mozart. III. Theil, S. 485 und 486. — Ueber Mozarts damaligen Aufenthalt in Frankfurt Mentzel. Mozart in Frankfurt vor hundert Jahren, im Frankfurter General-Anzeiger vom 15. und 16. Oktober 1890. No. 242 und 243.

Nach kurzer Abschweifung kehren wir zu den Mannheimer Gästen der hiesigen Bühne zurück. In jeder Weise befriedigt verliessen dieselben am 4. Mai Frankfurt, um eine zweite Gastspielfahrt nach Stuttgart zu unternehmen. Einen Tag später kehrte Schiller nach Mannheim zurück. Wenn nichts anderes für den geistigen Gewinn der Frankfurter Reise Zeugniss ablegen könnte, so würde es hinreichend seine gehobene Stimmung bei der Rückkehr nach Mannheim thun. Von frischem Muthe beseelt, von neuen Plänen und Hoffnungen erfüllt, traf er in Mannheim ein und machte noch an demselben Tage seinem übervollen Herzen in einem Briefe an Reinwald in Meiningen Luft.[1] Nichts war dem jungen Dichter mehr zu gönnen, als der Lichtblick der genussreichen Frankfurter Tage. Zogen doch bereits neue Wolken herauf, die seinen Weg verdüstern und auch einen Schatten auf sein geistiges Streben werfen sollten.

Leider fehlen die Quellen, aus denen man feststellen könnte, welche Einnahme Schiller durch die Aufführungen seiner Stücke »Die Verschwörung des Fiesco zu Genua« und »Kabale und Liebe« im April und Mai 1784 in Frankfurt erzielte. In Bauerbach hatte er Schulden zurück gelassen, an deren Tilgung er mannigfacher Uebelstände wegen bis zum 11. Februar 1784 nicht denken konnte. An diesem Tage bittet er seine Gönnerin, Frau von Wolzogen, in grosser Verlegenheit, doch seine dortigen Gläubiger bis auf Ostern zu vertrösten. Bis dahin hoffe er durch die Einnahme für seine Stücke im Stande zu sein, allen seinen Verpflichtungen nachzukommen.[2] Ob Schiller die versprochenen 8 Karolin der Freundin um diese Zeit zurückerstattet hat, ist eine Frage, die wir nicht zu beantworten vermögen. Da er ihr aber am 26. Mai 1784[3] wieder mit einem freieren unbefangnen Herzen schreibt, schliessen wir, dass ihn die hiesige Einnahme für die Aufführungen seiner Werke wenigstens in die Lage brachte, einen Theil seiner Schulden zu begleichen.

War die Frankfurter Theatersaison bis zum April 1784 durch den kalten Winter und das Hochwasser ziemlich öde verlaufen, so entwickelte sich nach Weggang der Mannheimer Gäste im Mai und Juni noch ein reges Bühnenleben.

Folgende Vorstellungen wurden während dieser Zeit hier gegeben.

Dienstag, 4. Mai: »Der argwöhnische Liebhaber,« Lustspiel in 4 Aufz. von Bretzner. (Zum Besten der Armen.)

---

[1] Streicher, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim. S. 179 ff.

[2] Karoline von Wolzogen, Schillers Leben, S. 80–81.

[3] Ebd. S. 81.

Samstag, 8. Mai	»Alter hilft vor Thorheit nicht oder der junkernende Pfolister« nach Moliere von Mylius mit musikalischem Zwischenspiel
Montag 10. Mai	»Der Einsiedler,« Schauspiel in 5 Aufz. von d'Arien
Dienstag, 11 Mai	»Klavigo,« Trauerspiel in 5 Aufz von Goethe und das Ballet »Montgolfier oder die Luftkugel.«
Donnerstag, 13 Mai	»General Schlenzheim und seine Familie,« Schauspiel in 4 Aufz. von Spiess.
Freitag, 14 Mai	»Lessing,« eine Cantate, dem Andenken Lessings gewidmet von Neefe und Benda. Darauf »Emilia Galotti,« Trauerspiel in 5 Aufz. von Lessing.
Samstag, 15 Mai	»Der Bettler,« Lustspiel in 1 Aufz. von Bock und »Die eingebildeten Philosophen,« Singspiel von Paisello.
Montag, 17. Mai.	»Das Geheimniss« oder »Die Nebenbuhlerinnen,« Schauspiel in 4 Aufz von Schink. (Zum erstenmale.)
Dienstag, 18. Mai	»Die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los,« komische Oper in 3 Auf. von Weisse, Musik von Hiller.
Freitag, 21 Mai	»Verbrechen aus Ehrsucht,« Familiengemälde in 5 Aufz. von Iffland
Samstag, 22. Mai	»Der Todte, ein Freyer,« Lustspiel in 2 Aufz. von Sedaine, und »Eins wird doch helfen,« Operette in 2 Aufz nach le Sage, Musik von André
Montag, 24. Mai	»Mariane,« ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Aufz. von Gotter, und »Die Dorfgala,« Operette in 1 Aufz. von Gotter, Musik von Schweitzer
Dienstag, 25 Mai	»Gasner der Zweyte,« Lustspiel in 4 Aufz, nach dem Engl. von Schink.
Freitag, 28. Mai	»Der Lügner,« Lustspiel in 3 Aufz. von Goldoni.
Samstag, 29. Mai	»Die Pilgrimme von Mekka,« Singspiel in 3 Aufz. von Gluck.
Donnerstag, 3. Juni	»Die Glücksritter oder die Liebe steht ihren Günstlingen bey,« Lustspiel in 5 Aufz. nach dem Engl des Farquhar (Zum erstenmale.)
Freitag, 4 Juni	»Karl und Sophie oder die Physiognomie,« Lustspiel in 5 Aufz. von Bretzner
Samstag, 5. Juni	»Die Pilgrimme von Mekka,« Singspiel in 3 Aufz. von Gluck.
Montag, 7. Juni	»Hamlet,« Trauerspiel in 5 Aufz. nach Shakespeare
Dienstag, 8. Juni	»Der Schmuck,« Lustspiel in 5 Aufz. von Sprickmann.
Freitag, 11 Juni	»Das Testament,« Lustspiel in 4 Aufz. von Schröder Zwischen dem 2. und 3. Akt spielte Herr Jacobi ein Concert auf der Violine
Samstag, 12. Juni	»Der Geburtstag,« Operette in 3 Aufz. von Sprickmann. Musik von Johann Gottlieb Nicolai. (Zum erstenmale.)
Montag, 14 Juni	»Die Holländer,« Lustspiel in 3 Aufz. von Bock. (Zum erstenmale.)
Dienstag, 15 Juni	»Der dankbare Sohn,« ländliches Lustspiel in 1 Aufzug von Engel und »Das redende Gemälde,« Singspiel von Anseaume, Musik von Gretry (Das Lustspiel von Engel zum erstenmale.)
Freitag, 18 Juni	»Adelstahn,« Trauerspiel in 5 Aufz nach dem Engl von Leonardi. (Zum erstenmale.)

Samstag, 19. Juni	»Das tartarische Gesetz,« Singspiel in 2 Aufz. von Gotter nach Gozzi, Musik von d'Antoine.
Montag, 21. Juni	»Die eingebildeten Philosophen,« Singspiel in 2 Aufz. von Paisello. Zwischen den Akten spielte Herr Kronenburger, ein Virtuose aus Mainz, ein Concert auf dem Violonschell.

Als die Truppe Ende Juni 1784 von hier abgereist war, kam Böhm im Juli und eröffnete am 15 dieses Monats seine Vorstellungen mit dem bereits früher hier aufgeführten heroischen Singspiel »Günther von Schwarzburg.« Der Verfasser desselben, Exjesuit Anton von Klein, war ein Gönner Schillers und veranlasste auch, dass dieser in die Kurpfälzisch-Deutsche Gesellschaft aufgenommen wurde[1] Das Kleinsche Stück gefiel in Frankfurt ungemein, wahrscheinlich, weil ein Theil desselben in der alten Mainstadt spielte und eine denkwürdige Episode aus deren Geschichte wieder auffrischte.[2]

Am 17. Juli ging das Weissesche Trauerspiel »Jean Calas« in Scene, und im Laufe des Monats wurden dann von Böhm noch einige Sing- und Lustspiele aufgeführt, die er bereits früher hier auf dem Repertoire hatte. Am 31. Juli fand dann die Première von Glucks Oper »Alceste« statt, in der Böhms gesanglich hochbegabte und bildschöne Frau die Titelrolle sang. Die Oper gefiel in Frankfurt so sehr, dass am 7. August auch die von der Böhmschen Truppe einige Jahre vorher gegebene Oper »Orpheus und Euridice« von Gluck wieder über die Bretter ging.

Am 9. August war die Première von Sheridans Lustspiel »Die Lästerschule«, am 10. verabschiedete sich Böhm von der hiesigen Bühne mit dem gern gesehenen Singspiele »Unschuld und Liebe« von Salieri. Madame Böhm sang darin das Lenchen, die naive Tochter des Dorfhirten Jakob, eine Rolle, die zu ihren besten Partien zählte. Als Schauspielerin reichte Madame Böhm wohl nicht an die besseren Künstlerinnen der Grossmännischen Truppe heran, hinsichtlich der musikalischen Veranlagung überragte sie fast deren erste Kräfte. Unzweifelhaft ist sie eine der bedeutendsten Sängerinnen, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt auftraten. Ein Rezensent rühmt ihre gute Schulung, ihr tiefes, auch in die Seele der Zuschauer dringendes Gefühl und ihre schöne

---

[1] Ueber Schillers Beziehungen zu Anton von Klein siehe Minor, Schiller 2. B., S. 168 und S. 238 ff.

[2] Die Vorstellungen Böhms sind aus dem Frankfurter Staats-Ristretto, anderen hiesigen Blättern und nach den betreffenden Theaterzetteln zusammengestellt.

Aeusserlichkeit.[1] In Frankfurt war Madame Böhm sehr beliebt, gleichwohl fehlte es ihr und ihrem Manne nicht an Gegnern. Zu diesen gehörte auch, wie bereits früher bemerkt wurde, Goethes Mutter, die keine Freundin von Balletten war, auf deren grossartige Arrangements Böhm gerade viel Werth legte. Während er im Sommer 1784 hier spielte, traten sogar einige Schüler des berühmten französischen Tanzkünstlers Noverre in grossen Balletten hier auf. Als Böhm Mitte August nach Wilhelmsbad ging, um am landgräflich hessischen Hofe mehrere Vorstellungen zu geben, wurde die allzufrühe Abreise dieser guten Gesellschaft, welche den Frankfurtern »mit den ausgesuchtesten Sing-, Lust- und Trauerspielen, besonders aber mit ausnehmend schönen Balletten manche vergnügte Abendstunde bereitet hatte,« sogar öffentlich bedauert.[2]

Anfangs September 1784 kehrte die Grossmännische Truppe zur Herbstmesse nach Frankfurt zurück und eröffnete die Bühne mit »Ino,« musikalisches Drama von Reichardt und »Der Kobold,« ein einaktiges Lustspiel nach Hauteroche.[3] Am Mittwoch darauf, 7. September, fand dann die Première von Mozarts reizender Oper »Die Entführung aus dem Serail« statt. Als nächste Novität folgte am 16. September das Trauerspiel »Gianetta Montaldi« von Schink, am folgenden Tag war die dritte Vorstellung von »Kabale und Liebe.« Am 22. September gab man bei übervollem Hause das hier ungemein beliebte Singspiel »Zemire und Azore« von Gretry, bei welcher Vorstellung ein berühmter Gast die grösste Anziehungskraft auf das Publikum ausübte. Madame Aloysia Lange vom Kaiserlichen National-Theater in Wien, die Schwägerin Mozarts, sang die Zemire. Die Künstlerin gab ausserdem noch die Louise im Deserteur von Monsigny und sang zum Schluss auf vielfältiges Begehren die Constanze in der Entführung, welche Partie zu ihren glänzendsten Leistungen zählte. Gleichzeitig mit der trefflichen Sängerin trat ihr Gatte, der Schauspieler Lange vom Kaiserlichen National-Theater in Wien, als Fähndrich in dem ebenso betitelten Lustspiel von Schröder, als

---

[1] Theater-Journal für Deutschland 15 St., S. 112 (Nachrichten von der Böhmischen Gesellschaft). Ferner Chronologische Geschichte der Mainzer Bühne enthalten in Rhenus, Sonntagsblatt für Literatur, Kunst und Bürgerleben, No. 33, Beilage zur Neuen Mainzer Zeitung. Siehe auch Peth Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz, S. 64.

[2] Frankfurter Staats-Ristretto vom 14. Aug. 1784, No. 128.

[3] Das Repertoire der Grossmännischen Truppe von Anfang September bis Mitte November 1784 nach den Theaterzetteln und Theateranzeigen in dem Frankfurter Staats-Ristretto und anderen hiesigen Blättern zusammengestellt.

Deserteur in dem Monsignyschen Singspiel und als St. Albin in dem Hausvater von Diderot auf.[1] Das Künstlerpaar, vorzüglich Madame Lange, wurde mit rauschendem Beifall belohnt. Sie hatte wundervoll mit ihrer glockenhellen Stimme gesungen und grosse Begeisterung für den genialen Componisten der Entführung erweckt, dessen neuere Opern in Frankfurt später dann alsbald nach ihrem Erscheinen in Scene gingen.[2]

Zu den Novitäten, die Grossmann bis zum Schlusse des hiesigen Theaters, Ende November 1784, gab, zählt auch die fade zweiaktige Posse von Gotter »Der schwarze Mann,« die am 1. Oktober zum erstenmale aufgeführt und am 14. wiederholt wurde. In dieser Posse kommt eine episodische Figur, die des Theaterdichters Flickwort, vor, in der Schiller verspottet worden sein soll. Wenigstens beging Iffland die Taktlosigkeit, den aufgeblasenen Dichterling Flickwort in der Maske Schillers in Mannheim auf die Bühne zu bringen.[3] Jedenfalls ist dies in Frankfurt nicht geschehen. Der Dichter war ja hier keine bekannte Persönlichkeit wie in Mannheim, auch stand er in viel zu grossem Ansehen bei dem hiesigen Theaterdirektor, als dass dieser eine öffentliche Verhöhnung seiner Person hätte gestatten sollen. Das Publikum hat sich wahrscheinlich hier wie an anderen Orten über das Zerrbild des absonderlichen Poeten amüsirt, ohne den wahren Kern der Sache zu ahnen

Gleich auf die erste Vorstellung vom schwarzen Mann folgte die Première des später hier oft gegebenen Singspiels »Der Schmaus« von Bürrmann und Cimarosa am 2. Oktober. Einige Tage später (8. Okt.) kam neu einstudirt das Trauerspiel »Agnes Bernauer« auf die Bühne, in dem Schillers Freundin, Madame Sophie Albrecht, die Frankfurter durch treffliche Wiedergabe der Titelrolle entzückte.

Ende Oktober trafen Iffland und Beck zum Gastspiel in Frankfurt ein. Zuerst trat Beck am 26. Oktober unter grossem Beifall als Hamlet auf und war am 27. in Ifflands neuem Stück »Die Mündel«[4] der Philipp Brock, während der Verfasser selbst den Kaufmann Drave darstellte. Ausserdem spielte Iffland noch zwei seiner Glanzrollen, den Agapito im Lustspiel »Der verstellte Kranke« von

---

[1] Ueber das Gastspiel des Künstlerpaares siehe gleichzeitige Mittheilungen im Frankfurter Staats-Ristretto und im Theaterkalender auf das Jahr 1785, S. 211

[2] Mozarts bekannteste Opern zum erstenmale auf der Frankfurter Bühne enthalten in »Die kleine Chronik«, Frankfurter Wochenschrift, Nov 1887, No. 22—25

[3] Minor, Schiller 2 B. S. 233 ff.

[4] Am 24. Oktober 1784 fand die Premiere der Mündel in Mannheim statt, also nur drei Tage später ging das Stück hier in Scene

Goldoni am 28. Oktober und den Baron in der Lästerschule von Sheridan tags darauf. Beck gab in der lustigen Komödie den Karl. In dieser Vorstellung des Goldonischen Stückes brach das anwesende Publikum jedenfalls in Folge von Ifflands trefflicher Darstellung der Titelrolle in ein solches Gelächter aus, dass »die Schauspieler«, wie Frau Rath an die Herzogin Anna Amalia schreibt, »mitangesteckt wurden und alle Mühe von der Welt hatten, im Gleise zu bleiben und sich nicht zu prostituiren.«[1]

Auf vielseitiges Verlangen wirkten die beiden Künstler noch am 30. Oktober in dem damals berühmten Stücke »Der deutsche Hausvater« von Gemmingen mit. Iffland war Graf Wodmar und Beck dessen Sohn Karl, Madame Stegmann dagegen die stolze Wittwe Amaldi und Madame Albrecht die Malerstochter Lottchen, das simple Vorbild zur Luise in »Kabale und Liebe.« In der dem Schauspiel nachfolgenden einaktigen Komödie stellte Iffland den Kantor Ferbius dar, eine Rolle, die zu seinen bedeutendsten Virtuosenstückchen gehörte.[2]

Seit dem erfolgreichen Gastspiele der Mannheimer Grössen in Frankfurt kamen diese Künstlerfahrten immer mehr in Aufnahme. Iffland schätzte den Einfluss der Gastspiele auf das Publikum und die Darsteller. Er war der Ansicht, das Vergnügen, das ein Künstler einem neuen Publikum gebe und von ihm empfange, verleihe frisches Blut, neue Aussichten und neue Kraft.[3] Gewiss ist etwas Wahres an diesem Ausspruch, doch wahr ist auch, dass die Gastspiele das reisende, nur aus merkantiler Berechnung hervorgegangene Virtuosenthum in der Schauspielkunst erzeugt und den Personenkultus auf der Bühne zur höchsten Blüthe gebracht haben.

Von Michaelis 1783 bis dahin 1784 fanden eine Reihe von Debüts bei der Grossmännischen Gesellschaft statt.[4] Herr Stoll gastirte als Kalkagno in der Verschwörung des Fiesko ohne Erfolg. Herr Kunst trat als Doktor Linse in Eheprokurator auf und wurde Mitglied der Gesellschaft. Dann folgte das von Beifall gekrönte

---

[1] Goethes Mutter von Dr. K. Heinemann, S. 175. In diesem Werke finden die Beziehungen der Frau Rath zum Frankfurter Theater auf Grund ihres Briefwechsels eingehende Darstellung.

[2] Ueber Ifflands und Becks Gastspiel im Oktober 1784 siehe die gleichzeitigen Nachrichten in hiesigen Blättern und die Mittheilungen im Theaterkalender für das Jahr 1786, S. 253 ff.

[3] Peth, Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz, S. 70.

[4] Theaterkalender auf das Jahr 1785, S. 219. Aus dem Berichte über die Grossmännische Gesellschaft

Gastspiel der Madame Albrecht als Lanassa im gleichnamigen Stücke und als Lottchen im deutschen Hausvater. Herr Zimdar debütirte als Licentiat Frank im argwöhnischen Ehemann und als Eduard Montrose in dem ebenso betitelten Stücke. Madame Zimdar geb. Benda spielte die Angelika im argwöhnischen Ehemann und die Claudine von Villabella. Das Künstlerpaar wurde engagirt. Herr Poysel gab während seines Gastspiels den Justizrath von Morrbach in der Wankelmüthigen und den Petronio in den eingebildeten Philosophen. Herr Wolschowsky stellte sich dem Frankfurter Publikum als Marquis de Falaise in den drei Töchtern vor und Herr Unzelmann that desgleichen als Montalban in Lanassa und als Giro in der Liebe unter den Handwerkern. Alle drei Gastspiele führten zu Engagementsabschlüssen, ebenso das Debüt der Madame Brandel, die als Obristin in der Henriette von Grossmann auftrat. In der zweiten Aufführung des neuen Fiesko spielte ein Herr Lippert den Mohr, er trat auch mit Erfolg als Belmonte in der Entführung aus dem Serail auf. Lippert wurde fast gleichzeitig mit Madame Wolschowsky engagirt, die als Franziska im Schmuck vielen Beifall fand. In dem Schauspiel »Die Mutter« von Gotter debütirten Herr Dunst als Baron und Madame Gensicke als Auguste, zur selben Zeit spielte Herr Gensicke den Sir John Trotley im Ton der grossen Welt und Herr Neumann den Adrast im Freygeist. Auch die letztgenannten Künstler traten sämmtlich in den Verband der Grossmannischen Gesellschaft. Ausser den bereits Genannten gaben noch Herr Rothe als Oront im Hausfreund und Madame Rothe als Violante im schönen Gärtnermädchen von Fraskati hier Engagements nach sich ziehende Gastrollen.

Im Herbste 1784 kehrte auch Madame Hala an die alte Stätte ihrer erfolgreichen Wirksamkeit zurück. Sie debütirte als Sophie in dem Schauspiel »General Schlenzheim und seine Familie« von Spiess und trat vom Beginne des Jahres 1785 an Stelle der abgehenden Madame Albrecht wieder in die Grossmannische Truppe.

Von Michaeli 1783 bis dahin 1784 schieden folgende Mitglieder aus dem Verbande des Mainz-Frankfurterischen Theaters[1] die Herren Nuth, Gardien, Pfeiffer (der Letztere wurde unruhiger und liederlicher Aufführung wegen auf der Stelle entlassen), Vigano, Ehrling, Pleisner,

[1] Die leitende Quelle für diese Mittheilungen bleibt immer der Bericht über die Grossmännische Gesellschaft im Theaterkalender für das Jahr 1785. Zur Ergänzung dienten die betreffenden Theaterzettel und Bühnennachrichten in den Frankfurter Blättern.

Lobenstein, Ehrhardt, Josephi, Huber, Hülsner, Dengel, Böck, Döbbelin, v. Gerstenberg, Müller, Bürmann, Stengel, Jütner, Neumann, Giesicke, Beckenkam, Brandt und Rothe. Ferner verliessen theils freiwillig, theils nach erfolgter Kündigung folgende Damen die Grossmännische Gesellschaft Madame Nuth die jüngere, Madame Korn, Gardien, Vigano, Madame Ehrhardt, ehemalige Mlle. Hartmann, Madame und Mlle Josephi, Madame Huber, Riedler, Hülsner, Brandt, Dengel, Kummerfeld und Mlle. Wollmar. Auch die Ehepaare Zimdar, Dunst und Gensicke, die erst im Laufe des Jahres engagirt worden waren, traten nach Michaelis 1784 nicht mehr im hiesigen Theater auf Ebenfalls verliessen der angesehene Kapellmeister Neefe und seine Frau um diese Zeit die Grossmännische Truppe. Den Anlass zu diesem Schritte bot jedenfalls Grossmanns zweite Heirath mit einer Demoiselle Schrodt, welche die Billigung des dem Direktor und seiner verstorbenen Frau langjährig befreundeten Ehepaares nicht gefunden zu haben scheint. Wie Neefe und seine Gattin so war auch Frau Rath Goethe von diesem Entschlusse ihres lieben Gevatters nicht besonders erbaut [1]

Am Ende des Jahres 1784 war also die Grossmännische Truppe vollständig neu organisirt Nur der alte Stamm war geblieben, aber zu diesem gehörten doch ausser der Familie des Direktors Künstler wie Schmidt, Stegmann, Bösenberg, Steiger, Diezel und Nuth; Künstlerinnen wie Madame Fiala, Stegmann, Nuth die ältere und Madame Unzelmann. Herr Schmidt verliess seiner schwankenden Gesundheit wegen nur zeitweise das Theater, um sich zu erholen. Er behielt bis zu Grossmanns Abgang von Frankfurt die Stelle eines ersten Helden und tragischen Liebhabers und spielte noch im Sommer 1786 den Götz von Berlichingen sowie den Otto von Wittelsbach. Dann zwang ihn ein gefährliches Brustleiden, seiner schauspielerischen Thätigkeit zu entsagen. Er ging von hier nach Wiesbaden, um die Bäder zu gebrauchen, wurde aber immer kränker. Der Schauspieler Beil in Mannheim, der ihn dort besucht haben muss, schreibt im September 1786 an Grossmann »Schmidt ist mehr als jemals in Wiesbaden dem Tode nah, ach, dass ihn Gott ausspannte, es giebt einen schönen Engel, sagt man hier.« [2] Am Ende des Jahres 1786 oder am Anfang des folgenden muss Schmidt gestorben sein; denn sein Name findet sich von da ab nicht mehr auf Frankfurter Theater-

[1] Lausitzisches Magazin, 59. B., S. 280 Deutsches Bühnenleben im vorigen Jahrhundert. Enthält Briefe von Frau Rath an Grossmann.

[2] Urlich, Briefe an Schiller, S. 41

zetteln. Dass aber Schmidt nicht vergessen war, beweist ein seinem Andenken gewidmetes Gedicht, das im XI Stück der Frankfurter dramaturgischen Blätter steht und als Beilage III angefügt ist.

Gleich bei Eröffnung der Saison gab Grossmann am 2 April 1785 Schillers Fiesko. Am 9. Mai ging »Kabale und Liebe« neu einstudirt in Scene Demoiselle Flittner, bald darauf Frau Unzelmann, gab die Louise Am 25. Oktober dieses Jahres fand die bereits im ersten Theile dieser Abhandlung geschilderte Aufführung der Räuber während Böcks Gastspiel auf der hiesigen Bühne statt.

Bevor wir nun wieder in der Lage sind, über die Première eines Schillerschen Werkes in Frankfurt zu berichten, müssen wir erst den wichtigen Abschnitt des Frankfurter Bühnenlebens besprechen, der mit Ende des Jahres 1788 abschliesst [1] Das bedeutendste Theaterereigniss von 1785 war hier die Novität »Der lustige Tag oder Figaros Hochzeit« von Caron von Beaumarchais. Das Stück wurde bereits am 9. April angekündigt, jedoch wegen Krankheit einer Schauspielerin verschoben und zum erstenmale am 11. April, nicht, wie wir früher vermutheten, am 3. Mai aufgeführt [2] An diesem Tage wurde die erste Wiederholung gegeben, der noch weitere Aufführungen des Stückes am 22. und 24. September und am 29 Oktober folgten. Auch in den folgenden Jahren lassen sich zahlreiche Vorstellungen der lustigen Komödie nachweisen Gleich bei ihrem Erscheinen nahm man dieselbe in Frankfurt mit solchem Enthusiasmus auf, dass bereits am 12. April die achte Ausgabe des Werkes »so wie es hier aufgeführt wird« für den Preis von 1 fl. 30 kr in einer Buchhändleranzeige angeboten wird.[3] Der Uebersetzer des Intriguenstücks ist in derselben ebenso wenig angegeben wie auf den Theaterzetteln und in anderen zeitgenössischen Berichten. Vielleicht hat Grossmann selbst das Werk ins Deutsche übertragen. Er beherrschte ja die französische Sprache und übersetzte schon früher den Barbier von Sevilla von Beaumarchais. Dass auch in Frankfurt der Umschwung in den Begriffen und Anschauungen, der bald alle erschütterten Zustände in revolutionärem Ansturm gewaltsam umzugestalten drohte, die Gemüther bereits

[1] Die Nachrichten über das Bühnenjahr 1785 sind nach den Theateranzeigen in den hiesigen Blättern, besonders in dem Frankfurter Staats-Ristretto, nach Mittheilungen des Theaterkalender für 1785 und nach Theaternotizen in den Briefen der Frau Rath Goethe zusammengestellt.

[2] Hennemann Goethes Mutter, S. 360. Der Zettel zu der zweiten Vorstellung von Beaumarchais Lustspiel ist dort S 361 abgedruckt.

[3] Frankfurter Staats-Ristretto No 58 vom 12. April 1785

mächtig erregt hatte, beweist die begeisterte Aufnahme von »Figaros Hochzeit« von Beaumarchais. Das Stück wurde allerdings auch ganz vorzüglich hier gegeben. Unzelmann spielte den Helden Figaro, der bekanntlich ein lebendiges Manifest gegen den Widerspruch zwischen äusserer Lebenslage und innerem Verdienste ist. Mit der mächtigsten Waffe, mit Spott und Satire, griff Beaumarchais jene Klasse von vornehmen Leuten an, die sich »blos die Mühe geben, geboren zu werden.« Und sein blendender Witz zündete; er deckte die krankhaften und angefaulten gesellschaftlichen Zustände auf und weckte gleichsam wie durch Hahnenruf, was in tiefen Schlaf gelullt oder durch niederdrückenden Einfluss betäubt worden war.

Wie kurz vorher in Paris, so machte das Stück auch in Frankfurt Epoche. Aus verschiedenen Bemerkungen über dasselbe lässt sich schliessen, dass in die Handlung mehrere gesangliche Einlagen eingestreut waren, die hier in hohen und niederen Kreisen viel gesungen wurden. Eine derselben war Cherubins volksthümliche Romanze »Mein Rosslein sollst mich tragen,« die nach der Melodie des Marlboroughliedes gesetzt war und 1785 von der jugendlichen Demoiselle Bösenberg reizend vorgetragen wurde. Einer der Vorstellungen des Lustspiels im September muss Frau Rath Goethe mit Fritz von Stein beigewohnt haben, der seit Anfang dieses Monats bei ihr zu Besuch weilte. In einem späteren Briefe redet sie ihn »Mein lieber Cherubim« an und schreibt für Fritz die Romanze ab, weil sie nicht weiss, ob der deutsche Figaro in Weimar Mode ist.[1] »Lieber Fritz,« fährt sie dann fort, »erinnert er sich noch, wie wirs zusammen gesungen und dabei so fröhlich und guter Dinge waren?«

Die begeisterte Vorliebe der Frau Rath für das Stück ist gleichsam ein Gradmesser für den Eindruck, den dasselbe auf das hiesige Publikum gemacht hat. Auch die Darsteller scheinen durch die fesselnde Aufgabe zum Aufgebot aller ihrer Kräfte angespornt worden zu sein. Freilich konnte man sich so wie so für die Rollen des Grafen Almaviva, der Marzelline und des Doktor Bartholo keine besseren Vertreter denken als Herrn Schmidt, Madame Fiala und Herrn Bösenberg. In besonders gehobener Stimmung spielte das Liebespaar in dem Stücke, Figaro und Susanne, welche letztere sehr graziös von Grossmanns Stieftochter dargestellt wurde. Unzelmann

[1] Briefe an Fritz von Stein von 1784—1790, zu finden in Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein, hrsg. von Ebers und Kahlert 1846, S. 9. Ferner Heinemann, Goethes Mutter, S. 360.

hatte sich nämlich kurz vorher mit der siebzehnjährigen Künstlerin verlobt; beide wirkten demnach als glückliche Brautleute mit.

Die erste Aufführung des Werkes von Beaumarchais »Der lustige Tag oder Figaros Hochzeit« im Jahre 1785 ist in der Folge oft für die hiesige Première der Mozartschen Oper »Die Hochzeit des Figaro« gehalten worden. An diesem Irrthum sind jedenfalls die gesanglichen Einlagen des Lustspiels schuld, die man für Mozartsche Melodien[1] hielt. Da aber dessen Oper erst 1786 am 1. Mai in Wien ihre Premiere erlebte, liegt die Verwechslung auf der Hand. Mozarts Meisterwerk wurde zum erstenmale am 11. Oktober 1788 unter grossem Beifall in Frankfurt aufgeführt.

Bald nachdem das Stück des französischen Dichters im hiesigen Theater einen glänzenden Erfolg erlebt hatte, brach mitten in der Nacht Feuer im neuen Komödienhause aus und zwar in den Zimmern des Direktors. Grossmann wollte seine Papiere und sonstige Werthsachen retten,[2] wurde aber dabei nicht unbedeutend verletzt und mit brennenden Kleidern von dem Schauspieler Bösenberg gerettet. Auch seine Kinder mussten wegen des Rauches und Dampfes auf den Treppen mit Leitern aus dem zweiten Stock geholt werden. Der Brandschaden im Hause selbst war nicht gross, die Bühne und der Zuschauerraum erlitten keinerlei Beschädigungen, nur die Balken und Decken der Grossmannschen Wohnung waren verkohlt, die Fenster darin zerbrochen. Auch einige Logenthüren und Gesimse waren angebrannt, ein paar Wände geschwärzt und einige Räume durch das Wasser beschädigt. Ziemlich schnell wurde das Feuer wieder gelöscht. Wie Kirchner berichtet, ohne eifrige Hülfe der Bürgerschaft, die »das Teufelshaus« brennen lassen wollte und erst nach lebhaftem Zuspruch von Seiten des Schöffen Textor und des Senators Hoppe sich an den Löschungsarbeiten betheiligte.

Einen weit grösseren Verlust als die Stadt hatte Grossmann selbst durch den Brand zu verschmerzen. Es waren ihm nicht nur ein grosser Theil der Garderobe, seine Möbel und sonstige Haushaltungsgegenstände vernichtet, auch eine Anzahl Werthsachen und

---

[1] Mozarts bekannteste Opern zum ersten Male auf der Frankfurter Bühne von E. Mentzel, enthalten in »Die kleine Chronik,« No. 22—25, 1887.

[2] Ueber den Brand im Komödienhause siehe Kirchner, Ansichten, 1. B., S. 74, Belli, Leben in Frankfurt, 7. B., S. 9, von Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M. (Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde für das Jahr 1872) S. 31, auch die Nachrichten in den hiesigen Blättern und den Brief der Frau Rath Goethe an Fritz von Stein vom 15. Mai 1785 abgedr. bei Keil, Frau Rath S. 233.

etwa 1000 Gulden Geld waren ihm beim Brande abhanden gekommen. Am 23 April 1785 dankt Grossmann öffentlich für die ihm beim Feuer im neuen Komödienhause geleistete Hülfe, bittet aber diejenigen Leute, die zufällig in den Besitz seiner vermissten Sachen gekommen seien, dringend um deren Ablieferung. Darunter befanden sich ausser den 1000 Gulden in Geld, mehrere goldene Uhren, verschiedene Berloks, Grossmanns in einen gelben Topas geschliffenes Petschaft, eine goldene Dose, mehrere goldne und silberne Medaillen und ein Brillantring.[1]

Ob Grossmann diese Gegenstände zurückerhielt, ist uns nicht bekannt, wir möchten es aber bezweifeln. Nach dem Briefe der Frau Rath Goethe an Fritz von Stein vom 16 Mai 1785 sagt diese, dass der Direktor durch das Feuer alles eingebüsst und nur sein und seiner sechs Kinder Leben gerettet habe. Doch wie die vom Schicksal des Freundes tief ergriffene Frau weiter berichtet, wurden sofort für Grossmann drei Kollekten eröffnet, eine vom Adel, eine von den Kaufleuten und eine von den Freimaurern, die hübsches Geld zusammen brachten. Mit freudigem Stolz weist Goethes Mutter bei dieser Gelegenheit auf den oft bewährten Wohlthätigkeitssinn der Frankfurter hin, der in solchen Fällen stets aufopfernd zu Tag trete. Auch mit Kleidern und Geräthe (Frau Rath meint Weisszeug) wurde Grossmanns Familie so reichlich von den Frankfurtern versorgt, »dass es eine Lust war.«

Tief gerührt, jedoch in etwas theatralischer Weise dankte der Direktor einige Tage später vor der Aufführung des Schauspiels »Der deutsche Hausvater« von Gemmingen dem hiesigen Publikum für seine freundliche Hülfe. Als der Vorhang in der Höhe war, erschien er in seinem halbverbrannten Frack, mit verbundenem Kopf und Händen und hielt eine Rede. Grossmanns sechs Kinder standen in armseligem Anzuge um ihn herum und weinten alle so, dass man, nach Ansicht der Frau Rath, von Holz und Stein hätte sein müssen, wenn man nicht mitgeweint hätte. Es blieb denn auch kein Auge trocken. Am Schlusse des rührenden Vorgangs klatschte das Publikum dem Direktor lauten Beifall zu, um ihm frischen Muth zu machen und ihn zu überzeugen, dass man ihm seine Unvorsichtigkeit, durch die das Feuer doch eigentlich entstanden war, verziehen habe Grossmanns Verlust, der etwa 4000—5000 Gulden betrug, wurde, wie es scheint, so ziemlich wieder ausgeglichen Das ansehnliche

[1] Frankfurter Staats-Ristretto No. 64 vom 23 April 1785

Ergebniss der drei Kollekten mag wesentlich dazu beigetragen haben. Seit dem Brande war aber Grossmanns Stellung doch erschüttert. Er gerieth in Folge dessen in häufigen Widerstreit mit dem Pächter des Komödienhauses, Hofrath Tabor, und der Stadt und musste schliesslich dadurch seine hiesige Direktion niederlegen.

Ende April und Anfangs Mai fanden noch eine Anzahl Aufführungen statt, von denen wir nur noch »Die Irrungen«, dramatische Posse von Grossmann nach Shakespeare am 29. April und »Minna von Barnhelm« am 10. Mai 1785 hier anführen wollen. Mitte Mai verliess Grossmann mit seiner Gesellschaft Frankfurt. Durch einen Brief der Frau Rath Goethe erfahren wir, dass er nicht einmal bis zum Schluss des Abonnements hier spielte, sondern dasselbe an Böhm abgab. Sie äussert sich entrüstet darüber und macht dem Freunde bittere Vorwürfe, dass er seinen Anhängern, die sich nach dem Brande viel Mühe für ihn gaben, so etwas anthun könne. Goethes Mutter ist aus bereits früher angegebenen Gründen nicht gut auf Böhm zu sprechen und urtheilt auch diesmal wieder sehr abfällig über dessen Leute. Nach ihrer Ansicht durfte sich der Freund durchaus nicht den Anschein geben, als ob seine Künstler und Böhms Pfuscher einerlei Schrot und Korn seien [1]

Die Ursache der Abgabe des Abonnements an Böhm war eine zwiefache. Erstens wollte Grossmann durch seine beschleunigte Abreise den durch den Brand verschärften Misshelligkeiten mit dem Pächter Tabor aus dem Wege gehen und zweitens suchte er einem öffentlichen Eklat gegen seine zweite Heirath vorzubeugen. Wie sehr das hiesige Publikum über diesen Schritt Grossmanns empört war, bezeugen verschiedene Briefe der Frau Rath Goethe.[2] Weshalb die Frankfurter in einer Privatangelegenheit des hiesigen Theater-Direktors lebhaft Partei ergriffen, ist uns nicht bekannt, wir vermuthen aber, dass sich die Erwählte Grossmanns nicht des besten Rufes erfreute und gegen dessen erste »brave Frau,« deren Biographie eben in »jedermanns Händen« war, zu sehr abstach.

Ende September 1785 kehrte Grossmann mit seiner Truppe nach Frankfurt zurück. Mit Ifflands »Verbrechen aus Ehrsucht« setzte in der Herbstmesse die Saison wieder ein, dann wurde »Macbeth« von Shakespeare in Bürgers Uebersetzung zum erstenmale

---

[1] Lausitzisches Magazin 59. B., S. 279. Deutsches Bühnenleben im vorigen Jahrhundert von A. Sohr.

[2] Ebd. Briefe der Frau Rath an Grossmann, S. 272—282. Auch abgd. in Archiv für Literatur 3. B., S. 109—130.

gegeben. Die Musik zu den Gesängen dieses Stückes war von Herrn Stegmann, der seit Neefes Abgang das Amt eines Kapellmeisters bei der Grossmännischen Truppe versah. Am 17. September ging »Die Lästerschule« neu einstudirt in Scene. Der Schauspieler Bossan gastirte darin als Baron und wurde engagirt. Ende des Jahres trat auch dessen Frau in den Verband des Mainz-Frankfurtischen Theaters. Als Osmin in Mozarts Oper »Die Entführung aus dem Serail« debutirte im September während der Herbstmesse der berühmte Bassist und Fürstlich Taxissche Kapellsänger Fischer, welcher auch in einem Konzert im neuen Komödienhause verschiedene italienische und deutsche Arien sang.

Die erste Novität im Oktober war Ifflands Schauspiel »Die Reue vor der That,« das nebst dem einaktigen Lustspiel »Der Alchymist« von demselben Verfasser am 3. gegeben wurde. Am 12 Oktober folgte dann die Première von Iffands bestem Schauspiel »Die Jäger,«[1] mit ihm selbst als Oberförster. Iffland kam von einer Gastspielreise nach Lübeck, Hamburg und Hannover wieder zurück und machte hier die letzte Station.[2] Ausser dem Oberförster spielte er noch den alten Saalstein in »Juliane von Lindorak,« den Ebrecht in den Malern, den Grafen Wodmar im deutschen Hausvater, den jungen Rahberg in »Verbrechen aus Ehrsucht,« den Kantor Ferbius in »Wer wird sie kriegen?« und schliesslich wieder auf allgemeines Verlangen den Agapito im verstellten Kranken. Auch diesmal war Ifflands Gastspiel hier von grossem Erfolg gekrönt Man bewunderte in Frankfurt ebenso die minutiöse Zeichnung seiner komischen Rollen als den feinen Schliff seiner Gestalten aus der grossen Welt und die edle Haltung, den warmen natürlichen Ton seiner Biedermänner. Damals hielt sich auch Iffland hier in den Grenzen seines Talentes, er gab keine hochtragische Rollen, sondern trat nur in Partien auf, die seiner Anlage gemäss waren. Welchen Eindruck der während der hiesigen Gastspiele in den Jahren 1784 und 1785 erworbene Beifall auf ihn machte, beweist eine Stelle in seinen Lebenserinnerungen. Dort heisst es bei einem Rückblick auf damalige Ereignisse »Ich trat dieses Jahr, so wie vorher im Jahr 1784 in Frankfurt a. M auf der dortigen Bühne auf. Die warme herzliche Theilnahme, welche das Frankfurter Publikum mir jedesmal gewährt hat, wird stets zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören.«[3] Was Iffland über

[1] Siehe den Zettel zu dieser Vorstellung in Beilage IV.
[2] Theaterkalender für 1786. S. 254.
[3] Iffland, Meine theatralische Laufbahn, S. 174.

seine hiesige Kunstthätigkeit in diesen beiden Jahren berichtet, konnte er ebenfalls von seinen folgenden hiesigen Gastspielen sagen. Das Frankfurter Publikum nahm ihn nicht nur stets freundlich auf, es ehrte ihn auch als Grösse seiner Kunst und liess es nie an reichem Beifall fehlen.

Gleich nach Iffland kam im Oktober 1785 sein Kollege Bock von der Mannheimer Bühne zum Gastspiel nach Frankfurt.[1] Dieser trat am 18. Oktober zuerst als Graf Essex in dem gleichnamigen Trauerspiel von Dyk auf und gab dann am 20. den Hauptmann Drave in den Mündeln und in dem darauf folgenden Lustspiel von Schink »Gasner der zweite« den Hauptmann Gasner. In der Novität »Die Schule der Schauspieler« von Beil stellte Böck den jungen Waldeck dar. Zum Beschluss seines Gastspiels wählte der Künstler den Karl Moor in den Räubern. Ob Böck in dieser Rolle gefiel, ob er überhaupt in Frankfurt Beifall fand, bleibt aus Mangel an Nachrichten dahin gestellt. Zu bedenken giebt allerdings, dass der Theaterkalender von 1786, der Ifflands hiesigen Erfolg ausdrücklich betont, bei dem Bericht über Böcks Gastspiel von öffentlicher Anerkennung nichts meldet. So weit uns bekannt ist, erwähnt auch Frau Rath Goethe in ihren an Theatermittheilungen so reichen Briefen Böcks Gastspiel mit keinem Worte. Wiewohl dieser grossen künstlerischen Ruhm besass, so hatte er doch in dem hiesigen Heldenspieler Schmidt einen Rivalen, der zwar über weniger Routine verfügte, aber an Wahrheit und Empfindung den Mannheimer Kollegen sicher überragte. Auch Schmidts stattliche hohe Gestalt passte besser für Heldenrollen wie Böcks untersetzte gedrungene Figur. Die Frankfurter waren aber für derartige Hülfsmittel einer natürlichen Darstellung von jeher sehr empfänglich.

Grossmann führte noch am 28. Oktober »Minna von Barnhelm« und zum Schluss der Saison »Der lustige Tag oder Figaros Hochzeit« auf und verliess dann mit seiner Truppe für dieses Jahr Frankfurt. Unter den Novitäten des Jahres 1785[2] ist auch das Schauspiel

[1] Theaterkalender für 1786, S. 254.

[2] Ausser den bereits angegebenen in diesem Jahr zuerst in Frankfurt gespielten Stücken nennen wir noch: Irrthum auf allen Ecken, Lustspiel in fünf Aufz. nach dem Engl. von Schröder. Der Strich durch die Rechnung, Lustspiel in 4 Aufz. von Jünger. Der politische Kannegiesser, Lustspiel in 5 Aufz. von Holberg, verbessert vom Schauspieler Böck in Mannheim. Die Spieler, Schauspiel in 5 Akten von Beil. Medea, Drama von Gotter und Benda. Im Trüben ist gut fischen, Singspiel in 3 Aufz. von Sarti, deutsch von André. Die Schauspielerschule, Lustspiel in 3 Aufz. von Beil. Fritz und Hänschen oder Die

»Die Geschwister« von Goethe. Wann dasselbe hier in Scene ging, liess sich nicht feststellen, weil viele Theaterzettel aus jener Zeit fehlen und die Theateranzeigen in den Blättern damals noch nicht mit zuverlässiger Pünktlichkeit erschienen sind

Es ist schon öfters die Vermuthung ausgesprochen worden, am Anfange des Jahres 1786 habe die Koberweinsche Truppe in Frankfurt gespielt, doch liess sich trotz eingehendsten Forschens weder in den geschriebenen noch gedruckten Quellen eine Spur davon entdecken. Statt dessen giebt Grossmann, der sich abwechselnd in Mainz und Frankfurt aufhielt, im Januar und Februar wöchentlich einige Vorstellungen im neuen Komödienhause. Die eigentliche Saison beginnt aber erst am Anfange der Ostermesse, 18. April, mit Schröders Lustspiel »Der Vetter von Lissabon«

Die nächste Novität war »Götz von Berlichingen« von Goethe, welches Drama am 8. Mai 1786 bei aufgehobenem Abonnement in Scene ging, und am 30. Mai auf hohes Verlangen wiederholt wurde. Der Erlös der ersten Aufführung kam den Frankfurter Stadtarmen zu gute. Frau Rath Goethe berichtet über die Première an Fritz von Stein:[1] »Der 8. Mai war sowohl für mich als für Goethes Freunde ein fröhlicher Tag — Götz von Berlichingen wurde aufgeführt, hier schicke ich Ihnen den Zettel, — Sie werden sich vielleicht der Leute noch erinnern, die Sie bei Ihrem Hiersein auf dem Theater gesehen haben. Der Auftritt des Bruder Martin, Gotz vor den Rathsherrn von Heilbronn, — die Kugelgiesserei, — die Bataille mit der Reichsarmee, — die Sterbescene von Weislingen und von Götz thaten grosse Wirkung Die Frage: »wo seid Ihr her, hochgelehrter Herr?« und die Antwort: »von Frankfurt am Mayn,« erregten einen solchen Jubel, ein Applaudiren, das gar lustig anzuhören war und wie der Fürst (denn Bischöfe dürfen hier und in Mainz nicht auf's Theater[2]) in der dummen Behaglichkeit dasass, und sagte. »Potz, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehn,« da hätte der grösste Murrkopf lachen mussen. Summa Sumarum! ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel.«

Milchbrüder, Lustspiel in 1 Aufz. von Frau v. Beaunoir Der offene Briefwechsel, Lustspiel in 5 Aufz. von Jünger Kaspar der Thorringer, Schauspiel in 5 Aufz von Graf Törring Kurze Thorheit ist die beste, Singspiel in 1 Aufz. von André

[1] Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein, hrsg. von Ebers u. Kahlert, Leipzig 1846 Brief an Fritz von Stein vom 25 Mai 1786.

[2] Seit der ersten Aufführung des Julius von Tarent von Leisewitz bestand das Verbot, dass geistliche Herrn nicht auf das Theater kommen durften. Siehe Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., S. 289 ff.

Als Nachschrift macht Frau Rath die Mittheilung: »Dienstag, den 30. Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmstadt[1] Götz von Berlichingen wieder aufgeführt. Potz, Fritzchen, das wird ein Spass sein.«

Die erste Vorstellung des Götz war fast ebenso besetzt wie die zweite, deren Zettel in Beilage IV nebst anderen Theaterprogrammen aus diesem Jahre Wiedergabe findet. Wie aus dem Zettel hervorgeht, befanden sich die Hauptrollen des Stückes in guten Händen. Ausser einigen neuen Mitgliedern der Gesellschaft und Herrn Schmidt, der die Titelpartie gewiss vorzüglich darstellte, waren eigentlich nur Freunde der Frau Rath mit hervorragenden Aufgaben betraut. Grossmann allein fehlte in der zweiten Vorstellung, der in der ersten den Bruder Martin vorzüglich gespielt hatte. Ein Vergleich zwischen beiden Zetteln zeigt, dass nach Grossmanns Abgang die schöne Scene des Bruder Martin mit Götz überhaupt gestrichen war. Unzelmann gab wieder den Lerse, Steiger den Weislingen, Stegmann den Fürsten, Frankenberg den Franz von Selbitz, Madame Unzelmann die Marie, Madame Stegmann den Georg und Madame Fiala die Adelheid von Walldorf. Beide Aufführungen trugen also gewissermassen einen familiären Charakter und erhielten eine besondere Weihe durch die Anwesenheit der Mutter des Dichters. Ueber die Première des Götz hat sich eine Kritik erhalten, in der auch der Frau Rath mit Verehrung gedacht wird. »Das Stück wurde nach den Mannheimer Veränderungen und Abkürzungen gegeben,« heisst es da. »Es gefiel wegen seines eigenen allgemein erkannten Werthes, weil es zu Frankfurt dem Geburtsort des grossen Goethe und unter den Augen seiner vortrefflichen Mutter gegeben wurde; von der einer unserer beliebten Dichter und Philosophen nach einer mit ihr gehabten Unterredung sagte: Nun begreife ich wie Goethe der Mann geworden ist.«[2]

Die Inscenirung des Götz war die letzte künstlerische That, die Grossmann als Frankfurter Schauspieldirektor ausführte. Einige Tage darauf am 12. Mai trat er noch einmal als Marinelli in »Emilia Galotti« auf (siehe den Zettel in Beilage IV), dann verliess er die hiesige Bühne für immer. Sein Abgang von hier scheint schon lange vor-

---

[1] Erbprinz Ludwig von Hessen geb. den 14. Juni 1753 vermählt mit seiner Cousine, Prinzessin Louise von Hessen, Schwager Karl Augusts von Weimar.

[2] Ephemeriden der Literatur und des Theaters, Berlin 1786, 3. B., S. 380 bis 381. Auch abgedr. bei Braun, Göthe im Urtheile seiner Zeitgenossen, 1. Band, S. 409. In den Ephemeriden der Literatur und des Theaters von 1786 finden sich im 23. 24. und 28. St. Kritiken über Aufführungen der Grossmännischen Gesellschaft vom 18. April bis 8. Juli 1786.

bereitet, aber doch ganz plötzlich ins Werk gesetzt worden zu sein. Aeusserlich trat dadurch nicht die geringste Veränderung im Frankfurter Bühnenleben ein. Die Schauspieler blieben fast sämmtlich hier, die Vorstellungen erlitten keine Unterbrechung und Tabor übernahm selbst die Direktion. Es muss aber zu argen Streitigkeiten zwischen dem Pächter des Komödienhauses und Grossmann gekommen sein. Nachdem dieser im Juli seine Korrespondenten durch eine Zeitungsannonce ersucht hat, ihm die Briefe nach Köln oder Bonn nachzusenden,[2] macht Tabor im August öffentlich bekannt, dass Grossmann von der Entreprise seiner Direktion entlassen worden wäre und alle Sendungen für die hiesige Bühne nun an ihn selbst zu richten seien.[3]

Wie sich aus einem Briefe Schillers an Grossmann vom 5. April 1787 schliessen lässt,[1] war dieser durch seinen Abgang von Frankfurt sehr geschädigt worden. Grossmann verlangt den »Don Carlos,« Schiller will ihn »dem abgebrannten Mann« für 12 Dukaten überlassen, obwohl Bondini in Dresden und Koch in Riga ihm 100 Thaler dafür bezahlten. Schiller, der die ihm durch Grossmann zu Theil gewordene Förderung nicht vergessen hatte, hält seine Handlung nur für billig und hofft den Bühnenkenner durch die theatralische Bearbeitung des »Don Carlos« zu überraschen. Er glaubt sie »ohne Hilfe von Spektakel und Operndekorationen hervorgebracht« zu haben, eine Bemerkung, die sich wahrscheinlich auf Grossmanns frühere Ausstellungen am Fiesko bezieht. Trotz des geringen Honorars konnte der Theaterdirektor dennoch Schillers Anerbieten nicht annehmen, weil seine pekuniäre Lage damals viel zu wünschen übrig liess.

Nach Grossmanns Entlassung scheint Tabor eine Ehre darin gesetzt zu haben, verschiedene Novitäten glanzvoll aufzuführen. Für Donnerstag den 18. Mai, also als erste Vorstellung unter seinem Direktorat, war zwar »Das Räuschchen« von Bretzner angekündigt, dies Stück gelangte jedoch erst am 29. Mai, einen Tag vor der Wiederholung des Götz, zur ersten Aufführung. Der Zettel zur Premiere des Räuschchens, das in der Folge eines der beliebtesten Zugstücke des Frankfurter Theaters wurde, ist in Beilage IV abgedruckt. Es ist das erste uns zu Gesicht gekommene Programm unter dem Grossmanns Name nicht mehr steht und auf dem die hiesige Bühne

---

[1] Frankfurter Staats-Ristretto vom 14. Juli 1786.

[2] Frankfurter Staats-Ristretto vom 7. August 1786.

[3] Lausitzisches Magazin, 59. B. S. 283. Deutsches Bühnenleben im vorigen Jahrhundert.

»Frankfurter National-Theater« genannt wird. Nach der zweiten Vorstellung des Götz folgten im Juni noch zwei andere Ritterstücke. Am 15. »Fust von Stromberg« vom Hofgerichtsrath Meier und am 24. »Johann von Schwaben« von Meissner in der Bearbeitung von Plümike.[1] Wöchentlich fanden zu jener Zeit drei Vorstellungen statt, Montags, Donnerstags und Samstags. An Sonntagen musste das Theater noch immer geschlossen bleiben, obwohl sich bereits der Unternehmer Tabor und einige hohe Herrn um die Gewährung der Spielerlaubniss an Sonntagen an den Rath gewandt hatten. Erst im September 1787 willfahrte derselbe dem Begehren, dass wenigstens an den beiden letzten Sonntagen der Herbstmesse gespielt werden dürfe.[2]

Im Juli 1786 traten die Taborschen Schauspieler in Wildbad auf, von August an bis Ende November gab die französische Kindertruppe unter Direktion von Pocher, die im Mai 1783 hier so grossen Beifall fand, im Komödienhause wöchentlich eine, manchmal auch mehrere Vorstellungen, meist kleinere Operetten oder Lustspiele mit nachfolgenden Balletten. Seit der Rückkehr von Wilhelmsbad spielte die Taborische Gesellschaft bis Anfangs Dezember abwechselnd hier und in Mainz; nur während der Herbstmesse blieb ihre Kunstthätigkeit einzig auf Frankfurt beschränkt. Folgende Novitäten wurden von Anfang August bis zum Bühnenschluss 1786 hier gegeben

»Amtmann Graumann,« Schauspiel in 5 Aufz. von einem Ungenannten am 14. August.

»Coriolan,« von Shakespeare, bearbeitet und übersetzt von Dyk am 9. August. Zu diesem heroischen Trauerspiel waren die Dekorationen und Kleider neu angeschafft.

»Der Ring,« Lustspiel in 5 Aufz. von Schröder am 18. September.

»Die Zwillinge,« Trauerspiel in 5 Aufz. von Klinger am 14. Oktober. Dies bereits früher hier gegebene Stück gewann 1776 den Schröder-Ackermannschen Preis.

»Hamlet,« von Shakespeare, neu einstudirt, 21. Oktober.

»Die Drillinge,« Lustspiel in 5 Aufz. nach dem Französischen neu umgearbeitet von Herrn v. Bonin, am 24. Oktober.

»Die Höhle des Trophonio,« Komische Oper in 2 Aufz. von Salier, deutsch von Professor Faber, am 25. Oktober.

»General Moorner oder der Streit zwischen Liebe und Pflicht,« Schauspiel in 5 Aufz. am 28. Oktober.

»Julius von Tarent,« Trauerspiel in 5 Aufzügen von Leisewitz am 2. November. Neu einstudirt.

»Der Strich durch die Rechnung,« Lustspiel in 5 Aufz. am 21. November.

[1] Die Frankfurter Theaternachrichten von 1786 meist nach den betreffenden Zetteln, nach den Anzeigen in den Tagesblättern und nach Berichten in den Theater-Kalendern für 1787 und 1788 zusammengestellt.

[2] von Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt, S. 32.

Mit Ende des Jahres 1786 zeigte das Personal der ehemalig Grossmännischen, jetzt Taborischen Gesellschaft wenig neuen Zuwachs. Zu dem alten Stamme traten im September Herr und Madame Böheim, welche am 23. September in Schillers Räubern, am 3 Oktober in Lessings »Emilia Galotti« und kurz darauf in »Agnes Bernauer« von Törring debütirten. Herr Böheim spielte den Karl Moor, den Prinzen und den Herzog Albrecht, Madame Böheim die Amalia, die Gräfin Orsina und die Agnes Bernauer. Böheim wurde für den abgehenden Steiger engagirt, ohne deshalb gerade dessen Rollenfach ganz zu übernehmen. Als neu eingetretene Mitglieder sind noch für ältere Partien Herr und Madame Beck und für Lustspiel- und Operettenrollen Herr und Madame Röggeln zu nennen, die beide auch im Ballet mitwirkten. Zu den Debüts in diesem Jahre zählen auch zwei Gastspiele, welche augenscheinlich nicht auf Engagements abzielten. In Grossmanns Abschiedsvorstellung am 16. Mai spielte Madame Schmelka vom Markgräflichen Theater in Schwedt die Gräfin Orsina und einige Tage später die Elisabeth in dem Trauerspiele »Graf Essex« von Dyk. Ferner trat am 24. Mai in der Première des Räuschchens die noch sehr jugendliche Demoiselle Klos von Hamburg als Julchen auf. Ob der Theaterdichter Dr. Schmieder schon mit dem Beginne des Jahres 1787 als dirigirender Regisseur in den Verband der Taborischen Gesellschaft trat, ob er erst 1788 unter Kochs Leitung dies Amt übernahm, bleibt aus Mangel an sicheren Nachrichten unentschieden. Glaubhaft erscheint es allerdings, dass Tabor, der in Theatergeschäften doch nur ein gebildeter Laie war, sich neben den vielbeschäftigten Schauspielern noch einen fachmännischen Beirath gehalten hat.

In den letzten Jahren von Grossmanns Frankfurter Direktoriat hatte die Oper gegen das Schauspiel zurücktreten müssen, seit 1787 geschah das Gegentheil.[1] Tabor engagirte gleich am Anfang des neuen Jahres zwei bedeutende Sänger, Herrn und Madame Walter, die zuerst in Mainz auftraten und sich am 10. April dem hiesigen Publikum in dem beliebten Singspiel »Der Irrwisch« (Musik von Kosboth und Umlauf, Text von Bretzner) vorstellten. Bis zum April ist wenig über das hiesige Theater zu berichten. Die Taborische Gesellschaft spielte in Mainz und kam wegen des strengen Winters

[1] Die Mittheilungen über das Theaterjahr 1787 stützen sich auf die gleichzeitigen Theaterzettel, die Theaternachrichten in den hiesigen Zeitungen, in den Theaterkalendern für 1788 und 1789, auf bezügliche Stellen in den Briefen der Frau Rath Goethe und auf Notizen in damaligen schönwissenschaftlichen Zeitschriften.

nur einigemal im Januar, Februar und März herüber. Am 10. Januar sollte mit grosser Pracht das vaterländische Schauspiel »Gisella Brömserin von Rüdesheim« von einem ungenannten Verfasser hier gegeben werden, allein die Aufführung wurde wegen der Kälte verschoben und fand erst am 30. April während der Ostermesse statt. Im Laufe dieses Monats kommen verschiedene neue Opern und Singspiele zum erstenmale auf die Bühne Am 14. April »Nina« oder »Wahnsinn aus Liebe« von Delairak, am 19. »Der Irrwisch« mit neuen Dekorationen, unter denen ein grosser transparenter Saal in den Theateranzeigen besonders gerühmt wird. Am 21. April ging dann »Das schöne Gärtnermädchen von Fraskati«, Oper in 3 Aufzügen von Paisello in sehr glänzender Ausstattung in Scene. Madame Walter, die sich bereits hier allgemeine Beliebtheit erworben hatte, sang in dieser Vorstellung die Donna Stella und Demoiselle Willmann, ein neu engagirtes Mitglied, die schöne Gärtnerin. Ehe Demoiselle Willmann hierherkam, hatte sie sich trotz ihrer Jugend bereits in Wien und Prag künstlerischen Ruhm erworben. Obwohl sie keine besonders schöne Erscheinung war, gefiel sie doch schon bei ihrem ersten Gastspiele in Frankfurt derartig, dass sie sofort engagirt wurde Als am 28. April die hier sehr gern gesehene Oper »Die beiden Geizigen« in Scene ging, zählte Demoiselle Willmann bereits zum Personal der hiesigen Bühne.

Trotz der Bevorzugung der Oper brachte auch der April dem Schauspiel neuen Gewinn. Am 20. gastirte für den unheilbar kranken Heldendarsteller Schmidt Herr Mattausch von der Schröderschen Bühne in Hamburg als junger Ruhberg in »Verbrechen aus Ehrsucht« von Iffland und trat in den Verband ein. Ob der Künstler auch bereits am 16. April in »Kaspar der Thorringer,« vaterländisches Schauspiel von Graf Törring (Thörring) mitwirkte, liess sich, weil der Zettel fehlt, nicht feststellen. Unter Tabors Direktion wurde neben der Oper das Ritterstück sehr gepflegt. Fand doch am 24. April bereits wieder die Première eines derartigen Dramas, des Schauspiels »Johann von Schwaben« von Meissner in neuer Bearbeitung statt

Von wichtigen Bühnenereignissen bis zum Juli 1787 ist zunächst die erste Aufführung des Salierischen Singspiels »Das Narren-Hospital« oder »Die Schule der Eifersucht« (übersetzt von Zehmark) am 1. Mai und eine Vorstellung des »Hamlet« am 7. Mai zu nennen. Am 14. gastirten Herr und Madame Bisler aus Hamburg in dem Lustspiel »Die Nebenbuhler« und wurden engagirt Etwas früher müssen bereits der Bassist Frankenberg und der Sänger Vio zur Taborischen Gesellschaft gekommen sein Frankenberg sang in der

Oper »Der Apotheker und der Doktor« am 26. Juni den Apotheker Stössel und im Juli auch den Doktor Bartolo im Barbier von Sevilla von Paisello. Anfangs Juli erschien Iffland wieder hier. Er gab am 2 Juli in seinem neuen Stücke »Bewusstsein« den Eduard Ruhberg und am 3. Juli in seinem Schauspiel »Der Magnetismus« den Kantor Sandberg, vor welchem Einakter zum erstenmale »Die drei Töchter,« Lustspiel in 3 Aufzügen von Spiess in Scene gingen

Gleich nach Ifflands Abreise traf der Schauspieler Eckard-Koch, ein geborener Berliner, hier ein, der die Regie am Riga-Mitauschen Theater führte und als Schauspieldirektor für das Mainz-Frankfurtersche Theater in Aussicht genommen war. Koch spielte am 5. Juli den Hamlet (siehe die Zettel in Beilage V, die auch wichtige andere Programme aus 1787 und 1788 bringt), den 6 Juli die Titelrolle in dem Gotterschen Lustspiel »Der argwöhnische Ehemann« und am 9. Juli in dem gleichnamigen Baboschen Stück den Otto von Wittelsbach. Da der Künstler noch in Riga gebunden war, führte das Gastspiel zwar nicht zu einem sofortigen Engagement, aber es wurde mit ihm vereinbart, dass er nach Ablauf seines Kontraktes, Ostern 1788, sofort die Leitung des hiesigen und des Mainzer Theaters übernehmen solle. Es wurden sodann bis zum Theaterschluss 1787 noch folgende Stücke zum erstenmale auf der hiesigen Bühne aufgeführt:

»Um sechs Uhr ist Verlobung,« Lustspiel in 5 Aufz. von Schröder	16. Juli
»König Theodor,« Oper in 2 Aufz. von Paisello	19. Juli
»Maria Stuart.« Trauerspiel in 5 Aufz. von Spiess	21. Juli.
»Der Instinkt,« Lustspiel in 1 Aufz. von Jünger und »Adrast und Isidore« oder »Die Serenade,« komische Oper in 2 Aufz. nach Moliere von Bretzner die Musik von Preu	23 Juli.
»Ferdinand und Klärchen.« heroische Oper in 3 Aufz. von Gretry	27 Juli.
»Die buchstäbliche Auslegung,« Lustspiel in 1 Aufz. von Junger und »Das Fischermädchen« komische Oper in 2 Aufz. von Piccin (Die Oper wurde häufig wiederholt)	2 August
»Die Verschwörung des Fiesko von Genua« von Schiller	4 August
(»Neu einstudirt und mit allen dazu erforderlichen neuen Verzierungen, Kleidungen und Dekorationen« gegeben)	Am 25 Sept wiederholt
»Hass und Liebe,« Schauspiel in 4 Aufz. von Borin	18. August
»Brüder in allen Ecken,« ein noch ungedrucktes Originallustspiel in 5 Aufz. von Dr Albrecht (Gatte von Sophie Albrecht)	20 August
»Betrug durch Aberglauben,« komische Oper in 2 Aufz von Ditter von Dittersdorf, Text von Ebert (Die Oper wurde im Laufe des Jahres oft wiederholt)	25. August
»Die Fremde,« Lustspiel in 5 Aufz von Friedel	3. September
»Die Messe von Venedig,« Oper in 3 Aufz von Salieri (In der Folge sehr häufig gegeben.)	12. September
»Die unmögliche Rache,« Lustspiel in 1 Aufz von Schröder	21 September

»Die Liebe unter den Handwerkern,« Singspiel in 3 Aufz. von Gassmann, Text nach Goldoni 22. September.
(Wurde später oft wieder aufgeführt.)
»Der verdächtige Freund« Lustspiel in 4 Aufz. von Leonhard 25 September
»Die Entführung aus dem Serail,« Oper in 3 Aufz. von Mozart 26. September
(Neu einstudirt.)
»Das lustige Bauernmädchen« oder »Die unerwartete Hochzeit,« Singspiel in 2 Akten von Paisello. (In der Rolle der Gräfin Olympia trat Demoiselle Perschka, Hofsängerin aus Mainz, auf, die im August bereits während einer Vorstellung in den Zwischenakten italienische Arien gesungen hatte.) Zum Schlusse »Der vernünftige Narr,« Lustspiel in 1 Aufz. von Schröder 30. September.
»Clavigo« von Goethe (neu einstudirt) 2. Oktober
»Der Mönch von Carmel,« ein dramatisches Gedicht in 5 Aufz. von Freiherrn von Dalberg in Mannheim. Nebst Prolog und Epilog gesprochen von Madame Unzelmann 8. Oktober
(Der Zettel zu dieser Vorstellung in Beilage V) 25 wiederholt
»Der Jurist und der Bauer,« Lustspiel in 2 Aufz. von Rautenstrauch und die schon früher gegebene Oper »Adrast und Isidore« von Preu 9. Oktober
»Die Räuber« von Schiller (neu einstudirt) 11. Oktober
»So zieht man dem Betrüger die Larve vom Gesicht,« Lustspiel in 5 Aufz. von Graf Brühl 12. Oktober.
»Das Testament,« Lustspiel in 3 Aufz. von Schröder 15 Oktober
»Wohlthun trägt Zinsen,« Lustspiel in 4 Aufz. von Schröder
(Madame Brandel von Mannheim spielte die Frau von Duval)
Zum Schluss »Der Magnetismus« von Iffland 18. Oktober
»Una cosa rara,« deutsch »Lilla oder Schönheit und Tugend,« Oper in 2 Aufz. von Vincenzio Martin, Kapellmeister bei dem Prinzen von Asturien. Text von da Ponte, übersetzt von Andrée. (Den Zettel zu dieser Vorstellung siehe Beilage V)
»Das Blendwerk,« Singspiel in 2 Aufz. von Gretry, vorher das schon früher gegebene Lustspiel von Schröder »Der Vetter von Lissabon« 26. Oktober

Bis zum Schlusse der Saison wurden noch die bereits früher gegebenen Opern »Una cosa rara,« »Nina« und »Betrug durch Aberglauben« wiederholt, dann verliess das Theaterpersonal Frankfurt, um die Vorstellungen in Mainz zu beginnen. Fast sämmtliche oben mitgetheilten Stücke, besonders die Opern, erlebten im Laufe des Jahres mehrere Aufführungen. Das vorzügliche Opernensemble, in erster Linie die hervorragende gesangliche Begabung des Künstlerpaares Walter und der Demoiselle Wilmann, scheinen auch die Frankfurter sehr angezogen und sogar den Neid des Schauspielpersonals stark erregt zu haben. Der Umstand, dass die früheren Lieblinge des hiesigen Publikums, z. B. Herr und Madame Unzelmann, durch die neuen Sterne der Oper etwas in den Schatten gestellt

wurden, verursachte unter dem Theaterpersonal eine Reihe von Eifersüchteleien und Misshelligkeiten. Diese unangenehmen Verhältnisse müssen sich immer mehr verschärft haben, als durch die Première der berühmten Oper »Una cosa rara,« deren glänzende und von grossem Beifall gekrönte Aufführung das bedeutendste Theaterereigniss dieses Winters ist, das Ansehen des Walterschen Ehepaares beim Frankfurter Publikum nur noch mehr stieg. Viel Streit scheint darüber entstanden zu sein, dass Madame Unzelmann die Partie der Lilla in der oben genannten Oper inne hatte, die allerdings einer geübteren Sängerin und zwar der Demoiselle Willmann zukam. Eine offene und nicht gerade mit sauberen Waffen im Stillen weiter geführte Coulissenfehde veranlasste allerlei heftige Auftritte zwischen den Mitgliedern der hiesigen Bühne und brachte es so weit, dass sich ein grosser Theil des Personals schliesslich feindlich gegenüber stand. Immer deutlicher zeigte es sich, welche Uebelstände entstehen, wenn an einer Bühne die leitende Hand eines fachmännisch gebildeten Mannes fehlt. Unzelmann selbst scheint so stark in die offenen und heimlichen Reibereien verwickelt gewesen zu sein, dass man ihm zuletzt sogar einen niedrigen Racheakt gegen das Künstlerpaar Walter zutraute. Das »Frankfurter Staats-Ristretto« vom 29. Oktober 1787 bringt nämlich folgende Erklärung von ihm: »Von einigen meiner Freunde habe ich erfahren, dass man mich beym Publikum für den Verfasser eines an Herrn und Madame W. (Walter) von Mannheim aus geschriebenen Briefes hält, welcher ihre Verdienste schmälert und auf eine sehr beleidigende Art herunter setzt. Ich schätze beyder Verdienste und habe für ihre musikalischen Talente alle mögliche Achtung. Ausserdem aber kann es mir ohnmöglich gleichgültig seyn, wie ein nur so äusserst schätzbares Publikum denkt, das mir die vier Jahre meines Aufenthaltes alle nur möglichen Proben der Liebe, Achtung und des Beyfalls schenkte. Als Mann von Ehre und rechtschaffener Denkungsart fühle ich mich also gedrungen, feyerlich gegen dieses Gerücht zu protestiren, und erkläre hiermit, dass ich weder der Verfasser dieses Briefes bin, ihn ebenso wenig kenne, noch den entferntesten Antheil daran habe.«

Die Streitigkeiten unter den Mitgliedern der Taborischen Gesellschaft, namentlich aber das gereizte Verhältniss zwischen dem Unzelmannschen und Walterschen Ehepaare, wurden durch diese öffentliche Erklärung keineswegs beigelegt. Nach der Abreise der Schauspieler von hier setzte sich der Zwist in Mainz nicht nur weiter fort, sondern er wurde durch allerlei Zwischenträgereien sogar täglich grösser. Welche Kabalen und Chikanen damals ausgesonnen wurden, um die

gegnerischen Parteien gegen einander aufzuhetzen, dafür zeugen unter anderen Nachrichten auch die Briefe der Frau Rath an Unzelmann.[1] Dieser befand sich am Anfang des Jahres 1788 in sehr bedrängter Lage. Ausser den Intriguen seiner Kollegen drückten ihn auch Schulden, beunruhigte ihn die Befürchtung, dass der nun bald eintreffende Direktor Koch ihm die besten Rollen wegnehmen und dadurch seine Stellung herabsetzen werde. Unzelmann scheint sich in all diesen Wirren nicht gerade tadellos verhalten und seine Freunde und Gönner, besonders die Frau Rath und den kunstsinnigen kurmainzischen Kammerherrn Grafen Spaur, beinahe an sich irre gemacht zu haben. Aus zahlreichen Briefstellen ist zu sehen, wie sehr sich Goethes Mutter darüber bekümmerte, dass die Ehre des genialen Künstlers, dem sie so manche genussreiche Stunde verdankte, vielleicht gar öffentlich gebrandmarkt werden könnte. In mütterlicher Weise giebt sie ihm Rathschläge, ermahnt sie ihn zu tadellosem Verhalten, hält sie ihm auch seine Verkehrtheiten vor. Und als schliesslich nach Unzelmanns heimlicher Abreise von Frankfurt anfangs April 1788 seine Schulden und sonstigen Ausschreitungen das Gerede in allen Gesellschaften waren, da fühlt sich Frau Rath so im tiefsten Innern erschüttert, dass ein dunkler Schatten auf ihr sonst so heiteres Gemüth fällt. Sie hat den jungen begabten Künstler, dessen vielseitiges Talent sie entzückte, ihres näheren Umgangs gewürdigt und ihn gefördert, wann und wo es nur ging, jetzt jedoch ist sie so empört, dass sie beinahe bereut, ihn jahrelang wie einen Sohn behandelt zu haben. Allem Anschein nach sollte Unzelmann den damals schon mit den Theatergeschäften am kurmainzischen Hofe betrauten späteren Intendanten Freiherrn Friedrich Karl von Dalberg wegen seiner heimlichen Flucht um Entschuldigung bitten, weil sich der Künstler bereits dem neu zu gründenden Mainzer National-Theater verpflichtet hatte.

Keine Mühe war gescheut worden, um das Künstlerpaar Unzelmann dem neuen Unternehmen zu erhalten. Als der oft unbesonnene Mann schon mit der Truppe von Mainz nach Frankfurt abgereist war, suchte ihn noch sein Wohlthäter und Gönner Graf Spaur, dem augenscheinlich nichts Gutes ahnte, auf alle mögliche Weise von einem gewagten Schritt abzuhalten. Er scheint von der guten Absicht geleitet worden zu sein, Unzelmann möge unter allen Umständen eine heimliche Flucht unterlassen und seine Verpflichtungen auf

[1] Dorow, Reminiscenzen, Leipzig 1842, Briefe der Frau Rath an Unzelmann, S. 134–189. Auch Heinemann, Goethes Mutter, S. 179–186.

offnem und ehrlichem Wege lösen Als keine Mahnung half, soll Spaur es sogar gewagt haben, einen »Entsagungsbrief« an die Direktoren des National-Theaters zu richten und Unzelmanns Unterschrift darunter zu setzen, die dieser später nicht anerkennen wollte.[1] Ob Graf Spaur wirklich einer so niedrigen Handlung fähig war, muss dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war er sonst ein edler grossmüthiger Mensch, der Unzelmann viele Wohlthaten erwiesen und dessen Dankbarkeit in reichstem Maase verdient hatte. Verschiedene Punkte harren in diesem Falle noch der gründlichen Aufklärung. Wie wir vermuthen, machte Dalberg dem Künstler Vorhaltungen über die Zwistigkeiten unter dem Theaterpersonal, vielleicht auch über dessen Schulden. Möglich wäre es ja, dass Unzelmann, der von verschiedenen Gläubigern hart bedrängt wurde, sich auf Rechnung der »Entreprise« weiteren Kredit verschafft hatte, was strengstens verboten war. Zu einem leidenschaftlichen Auftritt zwischen Dalberg und Unzelmann muss es gekommen sein, denn der letztere scheint in der Heftigkeit beleidigende Ausfälle gegen seinen Vorgesetzten gewagt zu haben. Goethes Mutter räth immer zum Guten, sie fordert Unzelmann auf, seinen grossmüthigen Gönner Spaur zum Vermittler zu wählen und kündigt ihm die Freundschaft, falls er das Vertrauen des edlen Grafen abscheulich missbrauche und ihn mit in das böse Spiel hineinziehe. Wohl mochte Graf Spaur irgend einen entscheidenden Schritt im Interesse des Künstlers gethan haben, aber dass er seinetwegen eine Fälschung begangen haben sollte, erscheint ganz unfasslich Wäre dem wirklich so gewesen, das rechtliche Gemüth der Frau Rath hätte sich sicher dagegen gesträubt, den Grafen nicht nur in Schutz zu nehmen, sondern auch von dem Verhalten Unzelmanns gegen diesen die Fortsetzung der alten Freundschaft abhängig zu machen.

Wie ungern man das Künstlerpaar hier und in der rheinischen Schwesterstadt misste, beweist der Umstand, dass es sogar wegen dessen heimlicher Abreise zu einem diplomatischen Notenwechsel zwischen den Höfen von Mainz und Berlin kam. Als Unzelmann und seine Frau dort alsbald glänzende Triumphe feierten, wurden ihre Streitigkeiten mit der früheren Direktion in günstiger Weise für sie beigelegt. Welchen Abschluss die heikle Angelegenheit mit Spaur fand, ist uns nicht bekannt. Da aber Frau Rath ihre Drohung nicht ausführte, den Briefwechsel mit dem Künstler fortsetzte und

[1] Peth, Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz Die leitende Quelle über Unzelmanns Verhalten bilden für uns die bei Dorow abgedruckten Briefe der Frau Rath an den berühmten Künstler

ihm ferner aus Verlegenheiten half, kann man zu seiner Ehre annehmen, dass er sich nicht unedel gegen einen Mann verhielt, der ihn künstlerisch gefördert und ihm aus mancher Nothlage geholfen hatte.

An Unzelmann und seiner Frau verlor die Frankfurter Bühne im Frühling 1788 zwei unersetzliche Kräfte. Frau Rath, die lebhafte Theaterenthusiastin, wusste das wohl und konnte sich deshalb nur schwer in den Abgang des Künstlerpaares finden. Dennoch freut sie sich über dessen grosse Erfolge in Berlin, aber sie selbst kann das alte Vergnügen am Schauspiel nicht wiederfinden. Unzelmanns Scheiden von Frankfurt und die damit verbundenen Unannehmlichkeiten versetzten ihrer Vorliebe fürs Theater und ihrer Freude am Umgange mit gebildeten Bühnenkünstlern einen Stoss, den sie bei aller Nachsicht und Gutmüthigkeit nie wieder ganz überwunden hat. Im März 1788 spricht sie von dem »verwünschten Volk, dem Otterngezüchte« und deutet an, dass ihr ausser Unzelmann noch Personen von der hiesigen Bühne Enttäuschungen bereiteten, auf die sie grosses Vertrauen gesetzt hatte. Der Briefwechsel mit Unzelmann, der Frau Rath gewiss manche Aufregung kostete, ist eine der werthvollsten Quellen der Frankfurter Theatergeschichte für die beiden letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts. Die meisten Nachrichten fallen auf das Jahr 1788, während dessen Verlauf die hiesige Bühne nach kurzem Interregnum immer mehr einer neuen Gestaltung entgegenging.

Am 19. Januar sollte das Theater mit einem neuen Lustspiel »Die Sitte« von Graf Spaur eröffnet werden, allein wegen Abbruch der Schiffbrücke in Mainz und anderer Hindernisse konnte die angesagte Vorstellung erst am 22. Januar stattfinden. (Siehe den Zettel in Beilage V.) Wöchentlich scheint einmal gespielt worden zu sein, denn Ende März, als es bereits Frühling geworden war, nimmt die eigentliche Theatersaison ihren Anfang. Eine der ersten Vorstellungen am 28. März ist »Der Mönch vom Carmel,« dann folgen bis zur früher besprochenen Aufführung der Räuber am 5. April, in der Unzelmann kurz vor seiner heimlichen Flucht von Frankfurt den Franz darstellte, Wiederholungen der beliebten Opern »Una cosa rara,« »die Entführung aus dem Serail« und »der Apotheker und der Doktor.« Auch das ungemein beliebte Lustspiel »Das Räuschchen« von Bretzner wurde am 2. April wiedergegeben, ebenso ging das effektvolle Ritterstück »Kaspar der Thorringer« auf Verlangen wieder in Scene. Die Dekorationen und Kostüme zu diesem Stücke waren neu angefertigt worden und ungemein prächtig, ausserdem zählte Böheim den Titelhelden auch zu seinen Glanzrollen. Am 15. April wurde mit grossem Beifall eine neue Oper »Der Geizige« oder

»Wer das Glück hat, führt die Braut heim« aufgeführt, dann folgte am Mittwoch 16. April die Frankfurter Première von Schillers »Don Carlos«. In den Theateranzeigen der hiesigen Blätter wurde gerade wie seiner Zeit bei der ersten Aufführung des Fiesko bekannt gemacht, dass wegen Länge des Stückes der Anfang um 5 Uhr sei.

Mit der Première des »Don Carlos« führte sich der neue Theaterdirektor Siegfried Gotthilf Eckhardt, genannt Koch, bei dem hiesigen Publikum ein. Gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt Ende März 1788 begannen die Proben zu dem Werke, das bereits in Hamburg, Leipzig, Dresden und Mannheim Aufführungen erlebt hatte. Da Schiller seit Grossmanns Abgang nicht mehr in näheren Beziehungen zu der hiesigen Bühne stand und keinerlei Anregungen zu seinem neuen Drama von Frankfurt aus empfing, haben wir hier nicht weiter auf die Entstehungsgeschichte und verschiedenen Umgestaltungen desselben näher einzugehen und nur zu bemerken, dass Schiller den bereits im Druck erschienenen »Don Carlos« in zwiefacher Weise für das Theater bearbeitet hatte. In der einen Form behielt er den jambischen Vers bei, in der anderen löste er ihn in Prosa auf. Was diese letztere Bearbeitung betrifft, so war die Scenenfolge des Buchdramas zusammengedrängt und ausser unbedeutenden Einzelheiten der Schluss dahin abgeändert, dass Don Carlos die Unschuld der Königin offenbart und sich dann ersticht. Von dieser Veränderung versprachen sich sowohl die Bühnenpraktiker als der Dichter selbst eine grössere Wirkung auf das Publikum.[1]

Bereits früher ist gelegentlich erwähnt worden, dass der Schauspieldirektor Koch in Riga von Schiller das Aufführungsrecht des »Don Carlos« für 100 Thaler erworben hatte. Koch wählte wie sein Kollege Bondini in Dresden die Prosabearbeitung, während Schröder am 30. August 1787 die den jambischen Vers beibehaltende Form in vorzüglicher Weise zur Darstellung brachte. Ob Koch, bevor er die Führung des hiesigen Schauspiels übernahm, den »Don Carlos« noch in Riga auf die Bühne brachte, ist uns nicht bekannt, wir wissen nur, dass der Marquis Posa seine hiesige Antrittsrolle gewesen ist.

Der Zettel zur Première des »Don Carlos« in Frankfurt war bis jetzt nicht aufzufinden, ebensowenig ein anderes Programm zu einer der hiesigen Aufführungen des Stückes im ersten Jahrzehnt nach seinem Erscheinen. Aber durch eine Kritik über die vierte

[1] Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 3. B., S. 89. Auch der Brief Schillers vom 5. April 1787 im Lausitzischen Magazin, 59. B. S. 283–284.

Wiederholung des Dramas im Sommer 1787 wissen wir wenigstens, wer zum erstenmal dessen Hauptrollen in Frankfurt darstellte. Die fünf Vorstellungen des Trauerspiels »Don Carlos, Infant von Spanien,« die am 16. April, 31. Mai, 30. Juni, 29 August und 24. September hier stattfanden,[1] gingen in gleicher Besetzung in Scene und errangen sämmtlich grossen Beifall. Also auch dies Werk Schillers gewann die Sympathie des Frankfurter Publikums im Fluge und blieb hier keineswegs eindruckslos wie in anderen Städten.[2] Vor dem Beginne der ersten »Don Carlos«-Aufführung am 16. April 1788 sprach Direktor Koch eine Antrittsrolle in Versen, in der er auf seine Kunstthätigkeit am Dünastrande zurückblickt und sich der Gunst des hiesigen Publikums empfiehlt.[3] Die Ansprache unterscheidet sich in keiner Weise von den schwülstigen, in unterwürfigem Tone gehaltenen Theaterreden jener Zeit und findet deshalb hier keine Wiedergabe.

Zur Vorstellung jenes denkwürdigen Bühnenabends übergehend, der eine neue Aera des hiesigen Theaters einleiten sollte, führen wir zunächst an, dass Koch sein Bestes gethan hatte, um die Inscenirung des Stückes so glänzend als möglich zu gestalten. Damit das mit grosser Spannung erwartete Drama in würdigem Rahmen dem hiesigen Publikum vor Augen geführt werde, müssen sogar neue Kostüme und Dekorationen dazu angefertigt worden sein. Diese reiche Ausstattung ist freilich nicht nur als besondere Anerkennung des Dichterwerks aufzufassen, sie stellt sich vielmehr zugleich als augenfälliges Zeugniss dar, was der neue Direktor auf dem wichtigen Gebiete der Regie zu leisten vermochte. Koch wollte ja an diesem Abend als Marquis Posa nicht nur sein schauspielerisches Können zeigen, sondern auch eine Probe seiner Befähigung zum künstlerischen Leiter des hiesigen Schauspiels ablegen. Besetzt war das Stück in den Hauptpartien folgendermassen:

Stegmann, der bewährte Freund der Frau Rath, gab den König Philipp, Madame Hala die Königin Elisabeth. Die Eboli wurde von Madame Böheim dargestellt, Herr Mattausch spielte den Don Carlos, Böheim den Herzog Alba und Wolschowsky den Perez.[4] Die Ver-

---

[1] Die Theateranzeigen zu dem Stück finden sich in den hiesigen Blättern. Die Vorstellungen des »Don Carlos« am 29. August und 24. September sind S. 193 ff des I. und S. 49 ff des II. Quartals 1788 der Dramaturgischen Blätter von Schreiber besprochen.

[2] Devrient, Deutsche Theatergeschichte, 3. B., S. 166.

[3] Theaterkalender für das Jahr 1789, S. 227—229.

[4] Siehe die in Note 1 angegebenen Stellen.

treter der anderen Rollen lassen sich nicht genau bestimmen, doch hat zweifellos bei dem grossen Personal des Stückes der bedeutendste Theil der Taborischen Gesellschaft bei der Vorstellung mitgewirkt. Die kleine für Kinderrollen engagirte Fritze Stegmann gab wohl die Infantin Clara Eugenia.

Da die Première des »Don Carlos« in die schlimmste Zeit der Unzelmannschen Wirren fällt, ist es zweifelhaft, ob Frau Rath Goethe in ihrer damaligen gedrückten Stimmung die Vorstellung überhaupt besuchte. So weit unser Wissen reicht, haben wir von ihr keine briefliche Aufzeichnung über diesen Bühnenabend, wohl aber bezeugen beiläufige Bemerkungen in den Briefen an Unzelmann, dass sie Don Carlos noch im Sommer 1788 gesehen und Sentenzen aus demselben in ihren Sprachschatz aufgenommen hat.

Was Frau Rath Goethe leider unterliess, hat ihr Freund und Verehrer Professor Aloysius Wilhelm Schreiber einigermassen ausgeglichen. Von ihm besitzen wir mehrere Kritiken über Frankfurter Aufführungen des »Don Carlos« in den Jahren 1788 und 1789. Im März 1788 begann sein »Tagebuch der Mainzer Schaubühne,« in dem er sich über den Werth oder Unwerth der in Mainz und Frankfurt aufgeführten Theaterstücke und »über das Spiel der Schauspieler zu verbreiten gedenkt.« Das »Tagebuch der Mainzer Schaubühne« ging bald wieder ein und wurde im Juli 1788 in den »Dramaturgischen Blättern« (Frankfurt bei Friedrich Esslinger) fortgesetzt. Auch diese Zeitschrift brachte es mit dem Tagebuche zusammen genommen nur auf zwei Jahrgänge. Schreiber kündigte ein neues Unternehmen an, »das nicht nur temprellen Werth haben, sondern mehr Mannigfaltigkeit des Inhalts erhalten sollte,« aber aus Mangel an Abonnenten nicht zum Erscheinen kam. Die dramaturgischen Blätter sind die erste hiesige Zeitschrift, die sich ausschliesslich mit dem Theater beschäftigt und den Einfluss der Bühne auf den Geschmack eines Publikums nachzuweisen sucht. Sie begleitet die hiesigen und die Mainzer Aufführungen in den Jahren 1788 und 1789 mit fortlaufenden Kritiken, deren Werth allerdings ein ungleicher ist, und bietet deshalb trotz ihres ephemeren Daseins einen höchst werthvollen Beitrag zur Frankfurter und Mainzer Bühnengeschichte der Jahre 1788 und 1789.

Schreibers Kritik über die Vorstellung des Don Carlos am 29. August 1788 gliedert sich in zwei Theile. Der eine, hier nicht wiedergegebene Abschnitt enthält eine ästhetische Beurtheilung und Vertheidigung des Stückes gegen die unbillige Rezension

eines ungenannten Literaten,[1] der andere bespricht die Leistungen der Hauptdarsteller. Die Aufführung des Trauerspiels an diesem Bühnenabend war nach Schreibers Ansicht eine sehr mittelmässige. Dann berichtet er weiter:[2]

»König Filip — Herr Stegmann. Stegmann ist kein König — sagte mir ein berühmter Schauspieler, der neben mir stand, und ich musste ihm Recht geben. Selbst die Mischung von Aberglauben, Eifersucht und Despotismus, die doch leichter auszudrücken sind, als Hoheit und Würde, sind man selten in seinem Gebehrdenspiele. Er benahm sich so, dass man verlegen war, was man aus ihm machen sollte.

Ebenso wenig ist Madame Fiala eine Königin Elisabeth. Diese Würde bei so viel Herablassung, diese Weiblichkeit bei so viel Hoheit der Seele, diese Offenheit bei dem Gefühl ihres Standes — ist freilich schwer zu erreichen.

Don Carlos — Herr Mattausch. Hier und da glückt ihm der Ton dieser Rolle, aber sein Spiel ist nicht Wiederklang der Saiten des Herzens, nicht eigentliche Darstellung — in ihm fehlt die augenblickliche Reizbarkeit, die elektrische Berührung, die durch alle Fibern zittert und die ganze Empfindung in Bewegung setzt.

Eboli. Mad. Hölheim. In ihr sahen wir das sanfte, Liebe athmende, aber auch eitle Mädchen, das sich ganz hingeben will einem Einzigen, kein einzelnes Blatt abreissen lässt von der Blume ihrer Schönheit — das nur einmal schenkt, aber ewig! nur Einen glücklich macht, aber diesen Einzigen zum Gott! Aber auch das Mädchen, deren Tugend ihr Stolz bewachte! das seine verschmähte Liebe mit Aufopferung seiner Tugend zu rächen sucht. Vornehmlich gefiel sie mir in der Scene, wo Karlos zu ihren Füssen stürzt und um eine Zusammenkunft mit seiner Mutter bittet. Das Bewusstsein ihrer Schande glühte auf ihren Wangen und sprach in verwirrtem Blicke — Liebe und Hass arbeiteten in ihrem Busen — und wie nun der Marquis den Prinzen gefangen nimmt, überfiel sie schrecklich der Gedanke »Deine Verrätherei bringt ihn auf das Blutgerüste!« Mit Verzweiflung in ihren Mienen eilte sie zu den Füssen der Königin und bekannte zitternd ihr Verbrechen, das wie ein Fels auf ihr lastete.

Marquis von Posa — Herr Koch. Ungeachtet sein Körperbau auch hier mit seiner Rolle einen kleinen Widerspruch machte, so vergass man ihn doch über die Wahrheit und Schönheit seines Spiels. Nur in der ersten herrlichen Scene mit dem König hätten wir gewünscht, er hätte weniger Händespiel angebracht. Der Marquis spricht hier mit ruhiger Wärme — das, was er dem Könige sagt, sind Ideen, mit denen er vertraut ist, und der Ausdruck legt daher mehr in dem eindringenden Ton der Worte, als in der Gestikulation, die noch dazu in Gegenwart eines Monarchen sich nicht ganz mit den feinern Regeln des Wohlanstandes vertragen durfte.

Wegen Mangel des Raums kann ich über das Spiel der übrigen Herren und Damen für jetzt nichts sagen — ich verspreche es für ein andermal.

In Schreibers Rezension über die hiesige Vorstellung des »Don Carlos« am 24. September 1788[3] werden Herr Stegmann und

---

[1] Dramaturgische Blätter von Schreiber, 1788, I. Quartal S. 193 ff. ferner S. 209 u. II. Quartal S. 17 ff.

[2] Ebenda, I. Quartal, S. 200—202.

[3] Ebenda, II. Quartal, S. 49—55.

Madame Fiala wieder als König Philipp und Königin Elisabeth getadelt. Herrn Stegmann wirft Schreiber vor, dass er trotz aller Einsicht so wenig aus der Rolle mache, und Madame Fiala wird darauf aufmerksam gemacht, wie wenig ihre Eigenart und ihre Aeusserlichkeit für die jugendliche Königin passten. Die Künstlerin war auch entschieden zu alt für eine Rolle, die in Madame Unzelmann sicher eine in jeder Beziehung passendere Vertreterin gefunden hätte. War Herr Mattausch in der vorigen Rezension auch nicht ganz günstig beurtheilt worden, so spendete ihm Schreiber diesmal beinahe uneingeschränktes Lob. »Er spielte ungleich besser als neulich,« berichtet der Dramaturg. »Fast durchaus zeigte er uns den feurigen Jüngling voll Leidenschaft, in dem aber jede Leidenschaft die edelste Gestalt annimmt.« Nur wünscht der Kritiker, einige Stellen möge der Künstler in einem anderen Ton sprechen. Er macht den Letzteren in wirklich kunstverständiger Weise auf dieselben aufmerksam, erkennt aber immer wieder dessen Leistung an und meint schliesslich sogar, dass »Don Carlos« vielleicht noch das schönste Zeugniss für das Künstlertalent von Mattausch werden könne.

Herr Koch als Posa und Madame Böheim als Eboli finden wieder Schreibers volle Anerkennung, auch Herr Böheim als Herzog Alba wird gut kritisirt. Nur begreift Schreiber nicht, warum er sich den Bauch ausstopfte. »So etwas vergiebt man nur im Lustspiele. Oder soll es karakteristisch sein?« Im ganzen hält der ziemlich strenge Kritiker auch den Perez des Herrn Wolschowsky für eine gute Leistung, aber er meint zum Schlusse spöttisch, die anderen Mitwirkenden können von sich sagen: »Nos numerus sumus!«

Ausser den vorstehenden Kritiken sind noch zwei Rezensionen des Stückes von Schreiber aus dem Jahre 1789 vorhanden. Die eine schliesst sich an eine hiesige Vorstellung des Stückes am 8. Mai an, die andere kritisirt eine solche, die in Mainz am 19. Mai stattfand.[1] Beide Besprechungen sind für die hiesige Bühne um so wichtiger, als inzwischen im Personal des Mainz-Frankfurter Theaters grosse Veränderungen vorgegangen waren. Herr Mattausch, Herr und Madame Böheim, die Lieblinge des hiesigen und des Mainzer Publikums, waren abgegangen, auch Herr und Madame Gunther, Herr Chike, der erst im Laufe des Jahres 1788 an Unzelmanns Stelle trat, und einige andere Mitglieder hatten schon früher ihren Abschied genommen. Statt dessen waren neu in den Verband der Gesellschaft

[1] Dramaturgische Blätter von Schreiber, 1789, II. Jahrgang, I. Quartal, S. 129 und III. Quartal, S. 156–158.

eingetreten die Herren Ziegler, Krug und Christ, ferner Herr und Madame Mende, Herr und Madame Porsch und Herr und Madame Eunike, die später so berühmt gewordene Handel-Schütz.[1]

In der Vorstellung des »Don Carlos« am 8. Mai 1789 spielte Herr Christ den König Philipp, ein Schauspieler, der nach Ifflands Urtheil durch einfache Mittel die grössten Wirkungen hervorzubringen wusste. Obwohl Christ die schwere Rolle in der Eile für Herrn Stegmann übernehmen musste, verfehlte er nach Schreibers Ansicht »doch keinen der Hauptzüge des Karakters und gab auch seinem Körper eine schöne Haltung.«

Die Prinzessin Eboli wurde diesmal von Madame Mende gespielt. Sie liess in ihrer Darstellung weniger die feine stolze Hofdame als das heissliebende Mädchen, das Liebe um Liebe tauscht, hervortreten. »Diese Eboli,« bemerkt der Kritiker, »hätte sich nicht mit Aufopferung ihrer Tugend gerächt.«

Don Carlos wurde nach Schreibers Ansicht von Herrn Porsch, besonders in den Scenen der stillen Schwermuth und Niedergeschlagenheit, trefflich gespielt. Wir gehen hier nicht weiter auf die Beurtheilung seines Spiels in dieser Vorstellung ein und bringen statt dessen eine Stelle aus der Mainzer Kritik, in der die Darstellung des Don Carlos durch Porsch mit derjenigen seines Vorgängers Mattausch verglichen wird. Nachdem Professor Schreiber mitgetheilt hat, dass die Bühne in Mainz mit »Don Carlos« eröffnet worden sei, weist er auf das dortige erste Debüt der Madame Mende als Eboli und des Herrn Porsch als Titelhelden des Trauerspiels hin und fährt fort:

»Schwer allerdings und sehr gewagt für einen Schauspieler war es, nach Herrn Mattausch vor unserm Publikum in dieser Rolle aufzutreten, nicht als ob Herr Mattausch unerreichbar wäre, oder als ob sein Glanz nothwendig jeden nach ihm kommenden Künstler verdunkeln müsste, aber Herr Mattausch war in dieser Rolle besonders Liebling sie war seine Force-rolle Vorurtheile, Jugend und schöner Körper standen auf seiner Seite Herr Porsch hatte daher mit vielen Nachtheilen zu kämpfen, er wagts und erringt Beifall. — Herr Porsch gab uns einen ganz anderen Karlos, als Herr Mattausch. Bei diesem wars der rasche aufbrausende, hochfliegende schwärmerische Jüngling, bei jenem der Jüngling, lang umhergetrieben durch Leidenschaft, mit gemildertem Feuer, mit einem Trübsinn, der schon an der Wurzel des Lebens frass, der, selbst als Posa ihn aufs neue emporhebt zum wirkenden Menschen, doch immer einen Anstrich jener sanften Schwermuth beibehält. Welcher Karlos dem Bilde des Dichters am nächsten kommt? welcher am richtigsten den Geist ausdrückt, der in seiner Rolle liegt? welcher mehr Wirkung macht? welcher unwiderstehlicher die Herzen an sich reisst? sind Fragen, die der unbefangene Kritiker vielleicht anders als der grosse Haufe, der selten nach richtigen Begriffen

[1] Dramaturgische Blätter von Schreiber, 1789, II. Jahrgang I. Quartal, S. 129 und III. Quartal, S. 156—158.

schliesst, beantworten wurde, doch selbst das Publikum schien seinen ehemaligen Liebling zu vergessen, und spendete lauten ungetheilten Beifall dem Karlos dieses Abends.«[1]

Hatte nach Schreibers Ansicht die Taborische Gesellschaft im Jahre 1788 noch arge Lücken in ihrem künstlerischen Ensemble,[2] so kam doch jetzt ein Personal zusammen, welches im Stande war, dem Theater in Mainz und Frankfurt einen künstlerischen Ruf gleich der Mannheimer Bühne zu erwerben. Mit Koch war auch seine jugendliche hochbegabte Tochter Betty für das Schauspiel gewonnen worden, fast gleichzeitig trat der Bassist Lux in den Verband der Mainz-Frankfurter Bühne. Gegen Ende des Jahres 1788 kam noch die geniale Sängerin Demoiselle Hamel, spätere Madame Schick, hinzu, deren Stimme und künstlerische Ausbildung selbst einen Mozart entzückten.[3]

Die dramaturgischen Blätter von Schreiber erregten in Frankfurt Aufsehen und fanden ebensoviele Anhänger als Gegner. Hauptsächlich in Künstlerkreisen war man von dem Erscheinen der neuen Zeitschrift nicht besonders erbaut. Schon die Kritiken in dem »Tagebuch der Mainzer Schaubühne« hatten bei verschiedenen Mitgliedern des Theaters böses Blut gesetzt, jetzt lehnte man sich förmlich gegen Schreibers Richteramt auf und suchte es sogar dahin zu bringen, dass die dramaturgischen Blätter verboten werden sollten, was freilich nicht gelang.[4] Doch scheinen nur die Herrn und Damen von der Bühne so empört über die neue Zeitschrift gewesen zu sein, während der bessere Theil des Publikums dem Unternehmen warmes Interesse entgegenbrachte.[5] Der Beifall würdiger und einsichtsvoller Menschen hielt denn auch Schreiber schadlos für die gegen ihn gewagten beleidigenden Ausfälle. Gleich vielen gebildeten Frankfurtern freute sich auch Frau Rath Goethe über das Erscheinen der dramaturgischen Blätter, deren ersten Band, wie schon früher erwähnt wurde, Schreiber ihr sogar widmete. Nur war die grosse Theaterfreundin zu jener Zeit über Unzelmanns Verhalten in zu gedrückter Stimmung, sonst würde ihr eine solche Dramaturgie noch grösseren Spass gemacht haben.[6]

---

[1] Dramaturgische Blätter von Schreiber, 1789, II. Jahrgang, III. Quartal, S. 157—158.

[2] Ebenda, 1788, I. Quartal, Abhandlung über die Taborische Gesellschaft, S. 19 ff.

[3] Leben und Kunst der Madame Schick von Lewezow, S. 14 ff.

[4] Vorrede in der Zeitschrift Dramaturgische Blätter, 1788, I. Quartal, S. 8.

[5] Ebenda, S. 6.

[6] Dorow, Reminiscenzen, Briefe der Frau Rath Goethe an Unzelmann, S. 134.

Welchen Groll die ziemlich strengen Rezensionen Professor Schreibers aber unter den Schauspielern wach riefen, beweist unter anderem folgender Vorfall. Unzelmanns Nachfolger, der Komiker Chike, über dessen schlechtes Spiel Frau Rath fast in jedem ihrer Briefe an den Freund entrüstet schreibt, hatte den Registrator Rendius in Ifflands »Magnetismus« so ungenügend dargestellt, dass er von Schreiber scharf getadelt wurde.[1] Darüber ergrimmte Chike derartig, dass er sich in des Professors Wohnung begab und ihn ohrfeigte. Schreiber verklagte darauf Chike, der für diesen Ueberfall hart bestraft wurde. Erstens musste er im Römer seinem Gegner öffentlich Abbitte thun, zweitens alle Kosten bezahlen und drittens acht Tage auf die Hauptwache ins Gefängniss. Als er nach dem Vorfall zum erstenmale wieder auftrat, kam es zu einem Theaterskandal. Sobald sich Chike auf der Bühne blicken liess, wurde er ausgepfiffen, und als er dann ein komisches Lied sang, auf höchst störende Weise weiter verhöhnt. Das Publikum, namentlich viele hiesige Kaufleute und Gelehrte, waren über Chikes Bubenstreich so empört, dass er sich nicht länger hier halten konnte und bald darauf abging. Chike scheint auch seinem Vorgänger in keiner Weise nahe gekommen zu sein und es als grober Coulissenreisser verdient zu haben, dass ihn das durch die besten Kräfte verwöhnte Frankfurter Publikum nicht leiden mochte.

Die drolligen Aeusserungen der Frau Rath über Chike, den von ihr gehassten Pächter Tabor und über Demoiselle Willmann sind so schlagend, dass nur der mit den damaligen Bühnenverhältnissen Vertraute deren ganze Komik recht verstehen kann. Herrn Chike nennt sie das »Monstrum«, Herrn Tabor, der sich in seiner Stellung sehr wichtig machte, »das Organ« und die Nachfolgerin der Madame Unzelmann, Demoiselle Willmann, »die Cosa rara.« Diese Bezeichnung bezieht sich auf die damals sehr berühmte Martinsche Oper gleichen Namens, in der die junge Künstlerin das Bauernmädchen Lilla sang. Wenn man nun bedenkt, dass Demoiselle Willmann von ihrer Familie, die ihr immer für Beifall sorgte, für ein Genie ersten Ranges gehal-

[1] Dorow, Reminiscenzen, Briefe der Frau Rath Goethe an Unzelmann, S. 167. Die betreffende Stelle im II. Stück des II. Quartals S. 61 der Dramaturgischen Blätter von 1788 lautet: »Herr Chike spielte den Registrator Rendius. Hätte ihn Iffland gesehen, er hätte es bereut, seinen Magnetismus geschrieben zu haben. Um seinen Helden recht possirlich darzustellen, machte er ein schiefes Maul, welches aber alle Augenblicke wieder in seine natürliche Lage zurückkam. Wozu dergleichen Grimassen, die höchstens der Pöbel belacht? Wusste Herr Chike seinem Karakter sonst keinen komischen Anstrich zu geben?«

ten wurde, was sie freilich nicht war, so versteht man erst, welche Komik darin liegt, dass Goethes Mutter den Titel der Oper auf Demoiselle Willmann übertrug. Dass dem Wesen der Frau Rath ein tief conservativer Zug eigen war, zeigt sich recht deutlich in ihren Beziehungen zu den Herrn und Damen der hiesigen Bühne. Wenn sie einmal einem Künstler oder einer Künstlerin ihre Gunst schenkte, so mag sie keine andere Persönlichkeit an deren Stelle sehen. Im Voraus hat sie schon »einen Pick« auf den Nachfolger, dann sieht sie dessen Leistungen mit einer Voreingenommenheit, die ein gerechtes Urtheil eigentlich ganz unmöglich macht.

Auch für Direktor Koch, der ihr sehr freundlich entgegenkam, hat sie nicht so viel übrig wie ehemals für Grossmann. Sie ist zurückhaltend gegen den neuen Bühnenleiter, spricht sich nicht offen bei ihm aus, obwohl sie ihn im allgemeinen für einen respektablen Mann hält, und tadelt die Mätzchen, die er macht, um dem Publikum zu imponiren.[1] Im grossen Ganzen beurtheilte Frau Rath Goethe den neuen Direktor sehr richtig. Koch war ein tüchtiger Schauspieler und Bühnenleiter, aber ein eitler Mensch, der sich gerne in Scene setzte und wohl wusste, wie man Vögel fängt.[2] Während seines Regiments herrschte keine so strenge Ordnung und straffe Zucht im Theater wie zu Grossmanns Zeiten. Er überliess den grössten Theil der Geschäfte dem Theaterdichter Dr. Schmieder,[3] der sehr despotisch gegen die Schauspieler auftrat und deshalb wenig beliebt war. Koch hatte sich übrigens durch die Aufführung des »Don Carlos« im Frühling 1788 so gut hier eingeführt, dass seine Stellung von vorn herein eine sehr angenehme wurde. Man brachte ihm die verschiedensten Huldigungen dar und feierte ihn sogar in Gedichten. Wie günstig die allgemeine Stimmung für ihn war, wie hoch man auch seine schauspielerischen Leistungen schätzte, beweist ein übertriebener Vers, der nach der Aufführung von »Heinrich IV.« am 3. Mai 1788 im »Frankfurter Staats-Ristretto«[4] stand und sich auf Kochs vorzügliche Leistung als Falstaff bezog:

Was Garrik London war, erzählt der Britte noch
Und klagt: »Er starb!« — Er lebt! und heisst in Frankfurt Koch!

---

[1] Dorow, Reminiscenzen, Briefe der Frau Rath Goethe an Unzelmann, S. 148.

[2] Ebenda.

[3] Lausitzisches Magazin 59. B., S. 286, Brief Iffands an Grossmann vom 21. August 1789.

[4] Jahrgang 1788, No. 72.

Was sonst die Vorgänge im Frankfurter Bühnenleben im Jahre 1788 betrifft, so haben wir zunächst zu berichten, dass die Herren Frankenberg, Vio und Widmann nach Berlin kamen, während ein langjähriges Mitglied der hiesigen Bühne, Herr Diezel, nach Rostock ging.[1] Am 26. April trat als Beaumarchais in Goethes »Clavigo« ein Herr Meyer auf, der aber nicht nur der Frau Rath,[2] sondern überhaupt dem hiesigen Publikum missfiel.

Bald nach diesem erfolglos gebliebenen Gastspiel wurde Herr Walter jun. als zweiter Liebhaber engagirt. Dann debutirten noch die Herren Grosse als Just in »Minna von Barnhelm« und Lange als Hauptmann Sturmwald in der Oper »Der Doktor und der Apotheker.« Beide zählten Ende des Jahres 1788 zu den Mitgliedern der Taborischen Gesellschaft.[3] Ausser den bereits früher erwähnten und engagirten Künstlern ist noch Herr Gunkel zu nennen, der Bedienten- und andere kleine Rollen spielte, aber doch ein ganz tüchtiger Darsteller war.

Unter Kochs Direktion wurden ausser »Don Carlos« bis zum Schluss des Theaters am 1. November folgende Stücke zum erstenmale in Frankfurt gegeben.[4]

»Die Heirath durch ein Wochenblatt,« Lustspiel in 1 Aufz. von Schröder und »Die Vormünder,« Operette in 3 Aufz. von Tallerad am	24. April.
»Heinrich IV.« von Shakespeare, bearbeitet von Schröder am (Frau Rath Goethe lobt Koch als Falstaff, meint aber, das Stück sei kein Gericht für Frankfurt. Am 18. August fand die erste Wiederholung statt.)	3. Mai.
»Der doppelte Liebhaber,« Lustspiel in 3 Aufz. von Junger am	7. Mai.
»Die Eifersüchtigen,« Lustspiel in 4 Aufz. von Schröder am	24. Mai.
»Der Seelenverkäufer,« Lustspiel in 5 Aufz. von Dr. Schmieder am	7. Juni.
»Der Baum der Diana,« Oper in 3 Aufz. von Vincenzio Martin am	12. Juni.
»Die Schlittenfahrt,« Lustspiel in 2 Aufz. von Gotter nach Weisse, vorher »Romeo und Julie« von Gotter nach Shakespeare (Letzteres schon oft gegeben.)	18. Juni.
»Die offene Feinde,« Lustspiel in 3 Aufz. von Huber am	25. Juni.
»Töffel und Dortchen,« Oper in 2 Aufz. von Desaides am	2. Juli.
»Das Kleid aus Lyon,« Lustspiel in 4 Aufz. von Jünger am	21. Juli.
»Die Grafen von Guiskard,« Trauerspiel in 5 Aufz. vom Freiherrn H. von Ehrenberg am (Am 11. August und 8. Oktober wiederholt).	30. Juli.

[1] Theaterkalender für das Jahr 1789, S. 161.

[2] Dorow, Reminiscenzen, Briefe der Frau Rath Goethe an Unzelmann, S. 141.

[3] Theaterkalender für das Jahr 1789, S. 161.

[4] Zusammengestellt nach den Anzeigen in hiesigen Blättern und nach dem Berichte über das Frankfurter Theater im Theaterkalender auf das Jahr 1789.

»Reue im Verbrechen« oder »Die Schule der Jünglinge,« Operette in 3 Aufz., nach dem Französischen, Musik von Prati am	9. August.
»Armuth und Hoffarth,« Lustspiel in 5 Aufz. von David Beil am	30. August
»Die Liebe im Narrenhause,« Oper in 2 Aufz. von Ditter von Dittersdorf, Text von Stephanie dem Jüngeren (Am 4. Oktober wiederholt).	21 September
»Die Hochzeit des Figaro,« Oper in 4 Aufz. von Mozart am (Bei aufgehobenem Abonnement).	11 Oktober
»Reue versöhnt,« Schauspiel in 5 Aufz. von Iffland am (Iffland spielte den jungen Rahberg.)	17 Oktober
»Die Erbschaft,« Lustspiel in 1 Aufz von Prof. W. A. Schreiber Vorher die beliebte Oper »Nina« oder »Schönheit und Tugend.«	20. Oktober
»Für seine Geliebten sterben,« Trauerspiel in 5 Aufz. von Sep am (Die Vorstellung wurde bei aufgehobenem Abonnement gegeben. Direktor Koch, für den die Einnahme bestimmt war, hielt eine Abschiedsrede.)	1 November

Ueberblickt man das Repertoire der Frankfurter Bühne von Ende Januar bis zum 2. November 1788, so ergiebt sich die Thatsache dass in der Oper Ditter von Dittersdorf, Gretry, Martin und Mozart die beliebtesten Komponisten sind, während Schroder, Gotter und Bretzner das Lustspiel beherrschten. Auch die Komodien von Jünger und Huber fanden hier viel Beifall, des letzteren Schwank »Die offene Fehde« wurde 1788 allein fünfmal hier aufgeführt. Die meisten Vorstellungen erlebten die Opern »Betrug durch Aberglauben« und »Der Doktor und der Apotheker« von Dittersdorf, »Richard Löwenherz« von Gretry,» »Lilla« und »Der Baum der Diana« von Martin. Diese sämmtlichen Opern wurden siebenmal, die letztgenannte sogar achtmal gegeben. Auch »Die Entführung aus dem Serail« und »Die Hochzeit des Figaro« von Mozart, welche Oper doch erst im Oktober zum erstenmale in Scene ging, machten dreimal ein volles Haus.

Der beliebteste Schauspieldichter der Frankfurter ist auch in diesem Jahre wieder Iffland, beinahe kommen ihm Schröder und Spiess gleich. Des ersteren Drama »Der Vetter aus Lissabon« und des letzteren Schauspiel »General Schlenzheim und seine Familie« fanden bei wiederholten Aufführungen stets neuen Beifall.

In der hohen Tragödie beherrschte Schiller in diesem Jahre das Feld. Weder »Heinrich IV.« von Shakespeare, noch die damals berühmten Trauerspiele »Gianetta Montaldi« von Schink und »Die Grafen von Gaiskardi« von Ehrenberg erzielten so viel Aufführungen wie Schillers »Don Carlos.« Mit diesem Werke gelangt die Gruppe der Jugenddramen des Dichters zu ihrem Abschluss. Während er an dem Trauerspiel arbeitete, hatte in dem schützenden Asyl, das ihm Körners treue Freundschaft gewährte, eine neue Epoche in seinem

Leben begonnen, war er selbst innerlich fester geworden und zu grösserer künstlerischer Reife und Besonnenheit gelangt. Mag man der Tragödie »Don Carlos, Infant von Spanien« auch zum Vorwurf machen, dass in ihr die Personen des Gegenspiels, besonders die Eboli und der meisterhaft gezeichnete König Philipp, mehr fesseln, als der Held selbst, so lässt sich doch nicht leugnen, dass die Aussprüche des Marquis Posa über Freiheit und Menschenrechte von jeher von zündender Wirkung auf das Publikum gewesen sind. Hatte bei den »Räubern« und bei »Kabale und Liebe« die grossartige Kühnheit in der Zeichnung realistisch gedachter Charaktere die Gemüther mächtig ergriffen, so that dies jetzt, wenigstens hier in Frankfurt, die edle getragene Darstellung der neuen Dichtung. Obwohl diese nicht so populär gehalten war wie Schillers Räuber und sein bürgerliches Trauerspiel, so spürte man doch, dass derselbe Feuergeist, der den Räuber Moor beseelte, den Republikaner Verrina zum Mörder des Freundes machte, der Ferdinand, den deutschen Jüngling, sich gegen die Standesvorurtheile empören liess, auch mit ungebrochener Kraft unter der Hülle schönen poetischen Schwunges im neueren Drama mächtig war. Mögen die Gestalten von Schillers Jugenddramen sich auch hie und da in der Zeichnung von der Grenze der Natur entfernen, einen unwiderstehlichen Zauber übten sie deshalb doch aus. Und was zog denn die Zeitgenossen Schillers in den Bann jener jugendfrischen Dichtergebilde, was fesselt uns noch heute, wenn wir sie auf der Bühne verkörpert sehen? — Es ist das Geheimniss ächter Dichterkraft, unser Inneres zu ergreifen und in die rechte Stimmung zu versetzen, es ist das Feuer des Genius, der spielend in alle Herzen Funken des göttlichen Feuers streut. Gegen solche Mächte können selbst augenfällige Fehler und sonstige Unvollkommenheiten eines Werkes in Form und Ausdruck nichts ausrichten. Die Gluth der Empfindung, der Adel der Gesinnung, der Drang nach Recht und Wahrheit, der Kampf gegen das Schlechte und Gemeine ergreifen die Geister und reissen sie mit sich fort.

Es ehrt die Frankfurter, dass »Don Carlos« 1788 hier nicht abgelehnt wurde wie an anderen Orten, vielmehr eine begeisterte Aufnahme fand. Schon damals war Schiller also ein Liebling des hiesigen Publikums, genügte sein Name, um einem seiner Werke hier einen ehrenvollen Empfang und dauernden Erfolg zu sichern. Seit der ersten Aufführung der Räuber in Frankfurt am 19. November 1782 bis zu Ende des Jahres 1785 waren nachweislich mindestens vier und zwanzig Bühnenabende den Aufführungen Schillerscher Werke gewidmet. Wenn man nun in Betracht zieht, dass

damals noch nicht während des ganzen Jahres in Frankfurt gespielt und dem Publikum in der kurzen Zeit möglichst viel Neues geboten wurde, so dürfte der Beweis erbracht sein, dass in jenen Jahren schon Schiller für die Frankfurter ein populärer Dichter war, dessen Name gar manchen anderen in den Augen des Theaterpublikums weit überstrahlte. Die Jugenddramen Schillers übten ihre Anziehungskraft auch ferner aus, als die hiesige Bühne von der Mainzer getrennt und 1792 in das Frankfurter National-Theater umgewandelt wurde. Diese Werke bewahrten den Reiz unvergänglicher Jugendfrische durch ein Jahrhundert hindurch und sie werden ihn behalten, so lange unser Volk noch für die Wirkungen ächter Poesie ein offenes Herz behält und sich darüber klar ist, dass es kein Gefühl für Ehre, Vaterland, deutsches Recht und deutsche Sitte giebt, das nicht in einer bedeutungsvollen Stelle in Schillers Werken seine poetische Verherrlichung gefunden hätte

Beilagen.

No 1.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

Ein republikanisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller

Personen des Stückes	Tag der Aufführung						
	Samstag 2 April 1785.	Samstag 6 Oktober 1798.	Sonntag 18 Oktober 1807	Montag 18. Mai 1818.	Montag 13 Juli 1840.	Donnerstag 16. März 1848.	Montag 19 April 1886
	Namen der Darsteller						
Andreas Doria, Doge zu Genua	Herr Nuth	Herr Haas	Herr Schmidt	Herr Haas	Herr Meck	Herr Hartig	Herr Zademack
Gianettino Doria, sein Neffe, Prätendent	» Unzelmann	» Otto	» Otto	» Schmidt	» Lussberger	» Thomas	» Schneider
Fiesko, Graf von Lavagna, Haupt der Verschwörung	» Schmidt	» Werdy	» Werdy	» Siema, Leipzig	» Ema Devrient K Sächs Hofschausp	» Breuer	» Salomon
Verrina, verschworener Republikaner	» Stegmann	» Stadtler	» Keer	» Otto	Herr Weidner	» Reger	» Rol.
Bourgognino, Verschworener	» Steiger	» Schulz	» Urspruch	» Becker	» v Lavallade	» Nork	» Hartmann
Kalkagno, Verschworener	» Widemann	» Demmer	» Heigel	» Leissring	» Schneider	» Schneider	» A Müller
Kalko, Verschworener	» Wolschowsky	» Engelhard	» Haas	» Krämer	» Schmidt	» Heyl	» Brando
Lomellino, Gianettinos Vertrauter	» Diezel	» Dûpre	» Böhler	» Urspruch	» Löwe	» Diehl	» Römpler
Romano ein Maler	» Grossmann	» Urspruch	» Möbus	» Badlerad ält.	» Lincker	» Lincker	» Elmenreich
Muley Hassan, Mohr von Tunis	» Bosenberg	» Schmidt	» Hassloch	» Weidner	» Grahn	» Grahn	» Hermann
Zeuturione, drei	» Lippert	» Amberg	» Amberg	» Höfler	» Heyl	» Ziehfelder	» Hamm
Zibo, aufrührerische	» Sommer	» Scaüller	» Hill	» Hil.	» Diehl	» Winter	» Desprez
Asserato, Bürger	» Storbäck	» Sutor	» Böres	» Breuer	» Schaack	» Roth	» Stritt
Leonore, Fieskos Gemahlin	Mad Fiala	Dm Alberti a. G.	Mad. Hassloch	Frau v Busch	Dems. Lindner	Frau Thomas	Frl. Gündel
Jane, Gräfin Wittwe Imperiali	» Stegmann	Mad Bulla	» Heinemann	» v Paczkowska	Mad. Meck	Frl. Quint	Frau Lange Prätorius
Bertha, Verrinas Tochter	Dem Grossmann	Dems Bula	Dem. Grossmann	Dems. Lindner	Dems. Leclerc	» Daun	Frl Schlesinger
Rosa, Leonorens	M Wolschowsky	Mad Urspruch	» Schaffraneck	» Wagner	» Hoffmann	Frau Röhrig	» M. Cohé
Arabella, Kammermädchen,	» Nuth.	» Lefeber	Mad. Wölfl	» Amberg	» Weber	Frl. Mannus	» Klinkhammer
Ein Deutscher der Herzoglichen Leibwache		Herr Lux	Herr Lux	Herr Hillebrand	Herr Welb	Herr Welb	Herr Diegelmann
Laura, Berthas Kammermädch	Dems Bösenberg						
Nobili, Masken, Bürger, Soldaten, Bediente.							

No. 1a

Kabale und Liebe.

Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen
von Friedrich Schiller

Personen des Stückes	Tag der Aufführung: Montag 9. Mai 1785	Montag 18. Juni 1792.	Freitag 5. April 1799.	Sonntag 5. Februar 1809.	Montag 10. Nov. 1890 an Schillers Geburtstag
	Namen der Darsteller				
Präsident von Walter	Herr Nuth	Herr Wolschowsky	Herr Prandt	Herr Otto	Herr Roll
Ferdinand, sein Sohn	» Schmidt	» Porsch	» Werdy	» Werdy	» A. Meyer
Hofmarschall von Kalb	» Dieze.	» Christ	» Dupré	» Reinhard	» A. Müller
Lady Milford, Favoritin des Fürsten	Mad. Stegmann	Mad. Mende	Mad. Bula	Mad. Hassloch	Frl. Frank
Wurm, Hausekretair des Präsidenten	Herr Rösenberg	Herr Beck	Herr Haas	Herr Urspruch	Herr Hermann
Miller, Stadtmusikant	» Stegmann	» Stegmann	» Schmidt	» Schmidt	» Schneider
Dessen Frau	Mad. Cassin	Mad. Beck	Mad. Schmidt	Mad. Schmidt	Frau Ernst
Louise, dessen Tochter	Dems. Grossmann	» Porsch	» Lüders a. Gast	» Ebers als Gast	Frl. Gündel
Sophie, Kammerjungfer der Lady	Mad. Nuth	» Wolschowsky	» Urspruch	Dem. Schadtaneck,	» Wolff
Ein Kammerdiener des Fürsten	Herr Grossmann	Herr Walter sen.	Herr Engelhard	Herr Haas	Herr Strohecker
Ein Kammerdiener der Lady	» Sommer		» Schüller	» Meggenhof	» Karl Müller
Kammerdiener des Präsidenten	» Wolschowsky	» Müller	» Hartig	» Hartig	» Desprez
Bediente, Gerichtsdiener					

In einer Vorstellung des Stückes am Dienstag 21. August 1792 gastirte Mad. Albrecht als Louise, Herr Prandt gab den Ferdinand, den Hofmarschall Herr von Croustein, die Lady Mad. Bula, den Wurm Herr Heinemann, den Präsidenten Herr Brückel.

No II.

Mit gnädigster Erlaubniss
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats
der kaiserl. freyen Reichs- Wahl und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn
wird heute Freytags den 30. April 1784
aufgeführet werden

Verbrechen aus Ehrsucht.

Ein ernsthaftes Familien-Gemälde, in fünf Aufzügen, von Herrn Iffland

Personen

Ober-Kommissär Ahlden,		Herr Beil.
Sekretair Ahlden, sein Sohn,		Herr Schmidt.
Rentmeister Ruhberg,		Herr Stegmann.
Madame Ruhberg, seine Frau,		Madame Brandel
Eduard Ruhberg	seine Kinder,	Herr Iffland.
Louise Ruhberg		Madame Sophie Albrecht
Baron von Ritau,		Herr Zumdar
Hofrath Walther,		Herr Nuth
Die Hofräthinn, seine Frau,		Madame Huber.
Der Fiskal,		Herr Pleisner
Doctor Ewers,		Herr Diezel.
Haushofmeister Lorenz,		Herr Erhard
Christian Bedienter,	im Ruhbergischen	Herr Böseneberg.
Henriette, Kammermädchen,	Hause,	Madame Nuth.
Ein Jude.		Herr Joseph.
Ein Ladendiener,		Herr Wolschowsky
Ein Gerichtsdiener,		Herr Cassin.

Die Rollen des Ober-Kommissars und Eduard Ruhberg werden von denen Herren Beil und Iffland aus Mannheim als Gastrollen gespielet werden.

Dieses Stück wird heute zum Erstenmal aufgeführt, und ist im Hause und Abends am Eingange für 9 Batzen zu haben

Fünf und Achtzigste Vorstellung im Abonnement.

Es wird jedermann ersuchet, niemanden auf meinen Namen das mindeste zu borgen

Wegen Abonnement-Billets beliebe man sich bey Herrn Scheidweiler auf dem Komödienplatze zu melden.

Der Anfang ist mit dem Glockenschlag 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 10 Batzen In der Gallerie 20 Kreuzer Auf dem letzten Platz 12 Kreuzer

Wer vorhero Billets verlangt, beliebe solche bey mir im Komödienhause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig seyn.

Grossmann.

No. III.

Dem Andenken Schmids gewidmet.

Einsam unter trauernden Zypressen
O Thaliens Liebling! schlummerst Du!
Und von Deinen Brüdern selbst vergessen
Ist die Stätte Deiner Ruh!

Ich, ein Fremdling, nah' in stiller Feier
Deinem Hügel, der dort einsam ragt
Wo die deutsche Kunst im Trauerschleier
Laut um ihren Liebling klagt.

Klage, weine! Du hast Recht zu weinen!
Wenige sind Deiner Söhne nur,
Die, wie er, Genie mit Tugend einen,
Wahrheit suchen und Natur!

Die die Tugend auf der Bühne lehren!
Und auch unter ihren Brüdern sie
Durch ein tadelloses Leben ehren
Diese Lorbeern welken nie.

Deines hohen Geistes Schöpferwerke
Gingen leider auch mit Dir zu Grab!
Deines Ottos Biedersinn und Stärke
Schlang Vergessenheit hinab.

Aber Deine stille Tugend schwindet
Nicht mit Deines Künstlernamens Glanz!
Ewig ehrt sie, und Dein Schutzgeist windet
Unvergänglich ihren Kranz.

Wenn kein Marmor der Verdienste zeiget
Noch dem Wandrer Deinen Namen zeigt,
Nennt das Herz ihn, dessen Spruch nicht trieget,
Sich nicht leerem Schimmer neigt!

Unter dem Gedichte findet sich die Fussnote

»Wir werden unsern Lesern ehestens von diesem als Künstler und als Mensch verehrungswürdigen Manne eine möglichst vollständige Biographie zu liefern im Stande seine. Ob dieselbe erschien, liess sich leider nicht feststellen, aufzufinden war sie nicht.

* * *

No. IV.

Mit gnädigster Erlaubniss
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats
der Kaiserl. Freyen Reichs- Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn
wird heute Mittwochs den 12 October 1785
von der Grossmännischen Schauspieler-Gesellschaft
aufgeführet werden

Die Jäger

Ein ländliches Sitten-Gemälde, in fünf Aufzügen, von Wilhelm August Iffland.

Personen.

Oberförster Warberger zu Weissenberg,	Herr Iffland.
Oberförsterinn, dessen Frau,	Madame Hasla.
Anton, ihr Sohn, Förster zu Weissenberg,	Herr Steiger
Friederika, Nichte und Pflegetochter des Oberförsters,	Demois. Grossmann.
Amtmann von Zeck, zu Weissenberg,	Herr Bösenberg.
Korneliehen von Zeck, dessen Tochter,	Madame Wolschowsky
Pastor Seebach zu Weissenberg,	Herr Schmidt.
Der Schulz zu Weissenberg,	Herr Grossmann.
Matthes, Rudolph, Jäger bei dem Oberförster,	Herr Lippert / Herr Diezel
Barth, Gerichtsschreiber zu Leuthal,	Herr Unzelmann.
Die Wirthinn zu Leuthal,	Madame Stegmann.
Bärbe, ihre Tochter,	Demois. Bösenberg
Reinhard, Kappe, Roman, Bauren von Leuthal,	Herr Bossau. / Herr Wolschowsky. / Herr Storbäck.
Ein Jägerpursche,	Herr Cassin
Bauern.	

Herr Iffland, Verfasser des heutigen Stücks, wird die Rolle des Oberförsters spielen.

Fünf und neunzigste Vorstellung im alten und siebente Vorstellung im neuen Abonnement

Es wird jedermann ersuchet, niemanden auf meinen Namen das mindeste zu borgen.

Der Anfang ist um 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges, und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Gallerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreutzer

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödien-Hause abholen zu lassen, können aber nicht länger als den heutigen Tag gültig seyn.

Grossmann.

* * *

Mit gnädigster Erlaubniss
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats
der Kaiserl. Freyen Reichs- Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn.
wird heute Dienstags, den 16. May 1786,
von der Grossmännischen Schauspieler-Gesellschaft
aufgeführet werden

Emilia Galotti.

Ein Trauerspiel, in fünf Aufzügen, von Gotthold Ephraim Lessing.

Personen.

Odoardo Galotti,	Herr Stegmann.
Claudia Galotti,	Madame Fiala.
Emilia Galotti, ihre Tochter, . .	Madame Unzelmann.
Hettore Gonzaga, Prinz von Guastalla,	Herr Unzelmann
Marinelli, Kammerherr des Prinzen, .	Herr Grossmann.
Camillo Rota, einer von des Prinzen Räthe,	Herr Frankenberg.
Conti, ein Maler, ...	Herr Diezel
Graf Appiani, . .	Herr Steiger
Gräfin Orsina, ...	Madame Schmelka
Angelo, ein Bandit, . . .	Herr Günther
Kammerdiener des Prinzen, . . .	Herr Wolschowsky
Pirro, Bedienter des Obersten, .	Herr Normann.
Battista, Bedienter des Kammerherrn, ...	Herr Bek.

Madame Schmelka wird die Rolle der Gräfin Orsina spielen.

Sechste Vorstellung im Abonnement.

Abonnements-Billets sind 16 für 10 fl. bey Herrn Scheidweiler zu haben.

Es wird jedermann ersuchet, niemanden auf meinen Namen das mindeste zu borgen.

Der Anfang ist um 6 Uhr.

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges, und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Gallerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreuzer.

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödien-Hause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig seyn.

Grossmann.

Handschriftliche Bemerkung: Herr Grossmann zum Letztenmal.

* * *

Mit gnädigster Erlaubniss
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats
der Kaiserl. Freyen Reichs- Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn.
wird heute Montags den 29. May 1786.
auf dem hiesigen National-Theater
aufgeführet werden

Das Räuschgen,
oder
Die Zurückkunft aus Amerika.

Ein hier noch nie gesehenes Lust-Spiel, in vier Aufzügen, von Brezner.

Personen

Busch, ein Kaufmann,	Herr Stegmann.
Major Busch, sein älterer Sohn,	Herr Schmidt.
Carl Busch, sein jüngerer Sohn, ein angehender junger Arzt . .	Herr Steiger
Madame Bernard, Schwester des alten Busch,	Madame Bek.
Wilhelmine, seine Nichte	Madame Günther
Jochen, ihre jüngere Schwester, 10 Jahr alt,	Demois. Kos.
Doktor Wunderlich, ein Mediziner,	Herr Gunther.
Sophie, seine Tochter,	Madame Unzelmann
Eduard, ein junger Engländer, der die Sprache zu erlernen in Deutschland und beim alten Busch im Hause ist,	Herr Normann
Rath Brand . .	Herr Unzelmann
Auguste,	Madame Hala.
Fritz, ihr Sohn, ein Kind von vier Jahren, .	Wilhelm Stegmann
Wilhelm, Bedienter des alten Busch,	Herr Dietzel
Held, Bedienter des Majors,	Herr Beck

Demoiselle Kos von Hamburg, wird als Jalchen eine Gastrolle spielen.

Zehnte Vorstellung in Abonnement

Abonnement Billets sind 16 für 10 fl. bey Herrn Schedweiler zu haben

Es wird edermann ersuchet niemanden auf Rechnung der Entreprise das mindeste zu borgen.

Der Anfang ist um 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges und im Parket . Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Gallerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreutzer

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödienhause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gultig sein.

* * *

Mit gnadigster Erlaubniss
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats
der Kaiserl. Freyen Reichs Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn
wird heute Dienstags den 30. Mai 1786
auf dem hiesigen National-Theater
auf Hohes Verlangen
aufgeführet werden

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand
Ein Schau-Spiel, in fünf Aufzugen von Göthe
Zur Vorstellung eingerichtet.

Personen

Götz von Berlichingen,	Herr Schmidt.
Elisabeth, seine Frau.	Madame Beck
Marie, seine Schwester,	Madame Unzelmann.
Karl, sein Söhnchen,	Wilhelm Stegmann
Georg, sein Bube,	Madame Stegmann.
Franz von Selbig,	Herr Frankenberg.
Lerse,	Herr Unzelmann.
Adelheit von Walldorf,	Madame Fiala
Weislingen,	Herr Steiger
Franz, Weislingens Bube,	Herr Wolschowsky
Der Fürst,	Herr Stegmann
Liebetraut, Hofmarschall,	Herr Normann.
Olearius, beyder Rechten Doktor,	Herr Günther
Hauptmann von den Reichstruppen,	Herr Beck.
Kayserlicher Kommissar,	Herr Diezel.
Kayserlicher Rath,	Herr Grubaire.
Anführer der Bauern,	Herr Weyrauch.
Ein Wirth,	Herr Glöckner

Ein Einsiedler Richter und Rufer des heimlichen Gerichts, Rebellische Bauern und Schwaben. Bambergische Reuter und Knechte. Berlichingische Reuter und Knechte. Stadtwache zu Heilbronn. Gefangnisswärter Zigeuner Hauptmann. Zigeuner und Zigeunerinnen.

Eilfte Vorstellung im Abonnement

Abonnements-Billets sind 16 für 10 fl. bey Herrn Schandweiler zu haben.

Es wird jedermann ersuchet, niemanden auf Rechnung der Entreprise das mindeste zu borgen.

Der Anfang ist um 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Gallerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreutzer

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödien-Hause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig seyn.

* * *

No. V.

Mit gnädigster Erlaubniss
wird heute Donnerstags den 5 July 1787
aufgeführet werden

Hamlet
Prinz von Dänemark.

Ein Trauer-Spiel in 5 Aufzügen, von Shakespeare

Personen

Der König von Dänemark,		Herr Böheim
Die Königin, Hamlets Mutter,		Madame Fiala.
Hamlet, Neffe des Königs,		Herr Koch.
Der Geist von Hamlets Vater,		Herr Frankenberg.
Oldenheim, Oberkämmerer,		Herr Stegmann.
Ophelia, dessen Tochter,		Madame Unzelmann.
Laertes, dessen Sohn,		Herr Wolschowsky
Güldenstern, ein Hofmann,		Herr Diezel.
Gustav	Offiziere,	Herr Vio.
Bernfield		Herr Günther
Ellrich	Soldaten,	Herr Rögglen.
Franzov		Herr Cassini.
Ein Schauspieler,		Herr Walter Jun.

Personen zur Pantomime

Herzog.	Wilhelm Stegmann.
Herzoginn,	Lina Stegmann
Lucian,	Mariane Günther

Personen Zum Schauspiel

Herzog,	Herr Widemann.
Herzoginn,	Madame Wolschowsky
Lucian,	Herr Schwarz.

In der Rolle des Hamlet wird sich Herr Koch, Direkteur der Schauspielergesellschaft zu Riga, bey seiner Durchreise einem verehrungswürdigen Publikum empfehlen.

Fünf und Vierzigste Vorstellung im Jahr-Abonnement, und zwölfte Vorstellung im neuen Abonnement.

Es wird ediermann ersuchet, niemanden auf Rechnung der Entreprise das mindeste zu borgen.

Der Anfang ist um 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges, und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Gallerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreuzer

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödien Hause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig seyn.

* * *

Mit gnädigster Erlaubniss
wird heute Montags den 8. Oktober 1787
zum Erstenmahl
aufgeführet werden

Der Mönch vom Carmel *)

Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen, vom Freiherrn von Dalberg, zu Mannheim.

Nebst

Prolog und Epilog

gesprochen

von Madame Unzelmann

Personen

Graf Walfori, Mönch vom Carmel,	Herr Siegmann.
Hildebrand, Ritter,	Herr Unzelmann
Dekoursi, Kreuzritter und Abgesandter des Königs Heinrich,	Herr Böheim.
Montgomeri,	Herr Mattausch
Gyffort,	Herr Frankenberg.
Fiz-Alan,	Herr Wolschowsky
Raimond,	Herr Widemann.
Matilde,	Madame Fiala

Die Scene ist auf der Insel Wight

Abonnement suspendu

für die bestimmte halbjährige Komödie zum Besten der Armen.

Es wird jedermann ersuchet, niemanden auf Rechnung der Entreprise das mindeste zu borgen

---

Zur Erhaltung guter Ordnung, wird Niemand, weder bei den Proben, noch Abends bei der Vorstellung, auf das Theater gelassen.

Der Anfang ist um 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Gallerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreutzer

---

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödien-Hause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig sein.

---

*) »Der Mönch von Carmel« wurde zuerst am 10. September 1786 auf der Mannheimer Bühne gegeben. Das Werk erschien 1787, München und Leipzig in der neuen Buchhandlung. Diese Ausgabe enthält zwei Kupfer und eine an Gotter gerichtete Vorrede, in der Dalberg für die Berechtigung des Verses im Drama eintritt. Folgende Stelle aus dem Prolog zu dem Stücke giebt kurz dessen Inhalt an:

»Ein armer Rittermönch vom stürmischen Wind
Geschleudert an die Küste, kommt nach schweren Leiden
Mit Ahndungen von neuen Freuden
Aus Orient zurück ins Vaterland
Und findet, was das Schicksal ihm entwand,
Zum Preis für Heldenthaten Freundschaft, Liebe!
Zugleich im seligsten der Herzenstriebe
Die Qual zu neuen Leiden. «

Mit gnädigster Erlaubniss
wird heute Dienstags den 22 Januar 1788
zum Erstenmahl
aufgeführet werden

Sitte
oder
Betrug schlagt seinen Herrn.

Ein noch ungedrucktes Lust Spiel in fünf Akten, von Herrn Graf Spaur *)

Personen

Baron Burg, der Präsident.	Herr Unzelmann.
Herr von Schönfeld, sein Neffe,	Herr Wolschowsky
Fräulein Bianka, seine Cousine, . .	Madame Günther
Graf Karl von Löwenbusch, Finanzdirektor,	Herr Stegmann
Graf Ferdinand, sein Halbbruder,	Herr Mattausch.
Gräfinn Emilie, Graf Karls Gemahlinn,	Madame Fiala.
Fräulein Janette, ihre Schwester,	Madame Böhem
Herr von Buchthal, .	Herr Böhem.
Geheimderath von Falk,	Herr D'ezel.
Geheimderath von Kramerius, .	Herr Günther.
Heronymus Pimp, Familienkonsulent der Löwenbusch, ...	Herr Bisler.
Christian Flaute, Sekretär des Grafen Karl, .	Herr Vio.
Babette, Kammermädchen der Grafinn,	Madame Wolschowsky
Ein Offizier . . .	Herr Walter Jun.

Erste Vorstellung im Jahr-Abonnement.

Es wird jedermann ersuchet, niemanden auf Rechnung der Entreprise das mindeste zu borgen.

Zur Erhaltung guter Ordnung wird Niemand, weder bei den Proben, noch Abends bei der Vorstellung, auf das Theater gelassen.

Der Anfang ist um 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Galerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreuzer

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödien-Hause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig sein.

Handschriftliche Bemerkung: Herr u. Mad. Bisler gehen ab.

* * *

Mit gnädigster Erlaubniss
wird heute Mittwochs den 1 Oktober 1788
zum Erstenmahl
aufgeführet werden

*) Freund der Frau Rath Goethe und Gönner des Schauspielers Unzelmann

Der vorgebliche Todte.*)

Ein Lust-Spiel in zwey Aufzügen, nach dem Französischen neu bearbeitet von Herrn Hofrath Rühl.

Personen

Herr von Adler, . . .	Herr Böheim
Von Adler, dessen Neveu,	Herr Mattausch,
Von Helm,	Herr Wolschowsky,
Wirthin,	Madame Woschowsky
Rudolph, Bedienter des jungen von Adler, .	Herr Czike.
Wolf, ein Jude, .	Herr Koch.
Geyer, ein Wucherer, .	Herr Günther
Ein Bedienter, . .	Herr Gnicke

Den Beschluss macht

Der Schreiner

Ein Lust-Spiel, in zwei Aufzügen

Personen

Herr Simon, ein Schreiner, .	Herr Stegmann.
Frau Judith, sein Weib,	Madame Günther,
Herr von Marson, ein empirischer Arzt,	Herr Mattausch.
Frau von Sternwald, eine reiche Wittwe, . .	Madame Böheim
Herr Thomas, Simons Schwiegervater, Schlosser,	Herr Czike.
Märtchen, Magd der Frau Judith,	Madame Woschowsky
Max, Tischlergeselle, ...	Herr Walter Jun.

Hundert und Neunte Vorstellung im Jahr-Abonnement. Zweite Vorstellung im kleinen Abonnement, wozu 16 Billets für 10 Gulden im Schönbornerhof zu haben sind.

Zur Nachricht aber dienet, dass diese Abonnements-Billets nur an hiesige Einheimische ausgegeben werden, in fremden Händen aber ungültig sind.

Es wird jedermann ersuchet, niemanden auf Rechnung der Entreprise das mindeste zu borgen.

Der Anfang ist um 6 Uhr.

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Gallerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreutzer.

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödien-Hause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig seyn.

*) Der Verfasser dieses Stückes, Hofrath Philipp Jakob Rühl, ist eine für das literarische Leben in Frankfurt wichtige Persönlichkeit. Er war der Gründer des Frankfurter Liebhaber Theaters und gab gemeinschaftlich mit Severin 1780 und 1781 die Zeitschrift »Frankfurter Beyträge zur Ausbreitung nützlicher Künste und Wissenschaften« heraus. Eine im allgemeinen günstige Beurtheilung des Stückes »Der vorgebliche Todte« findet sich im III. Stück des II. Quartals (16. Okt. 1788) der dramaturgischen Blätter von Schreiber.

Mit gnädigster Erlaubniss
wird heute Samstags den 11. Oktober 1788
zum Erstenmaa
aufgeführet werden

D e Hochzeit des Figaro.

Eine comische Operette, in vier Aufzügen, aus dem Italiänischen bearbeitet von C. A. Vulpius.

Die Musik ist von Mozart.

P e r s o n e n:

Der Graf Almaviva	Herr Brandel.
Die Gräfinn, seine Gemahlinn,	Madame Walter
Susanna, erste Kammerjungfer der Gräfinn und Braut des Figaro	Demoiselle Wilhmann.
Figaro, Kammerdiener des Grafen,	Herr Stegmann.
Cherubin, Page des Grafen,	Madame Stegmann
Marzelline, Ausgeberinn im Schlosse des Grafen,	Madame Günther
Doctor Bartholo, ein Arzt aus Sevilien,	Herr Lux
Basyl, Klaviermeister der Gräfinn,	Herr Walter Sen.
Don Curzio, Amts-Richter,	Herr Walter Jun.
Hannchen, Tochter des	Caroline Stegmann
Antonio, Gärtner des Grafen und Susannens Ohem,	Herr Günther
Gerichts-Personen.	
Jäger und Bediente des Grafen.	
Bauern und Bäuerinnen.	
Arbeits-Leute	

Die Scene ist im Schloss Aguas Freskas, drei Meilen von Sevilien.

Der Text der Gesänge ist Abends am Eingange für 3 Batzen zu haben.

Abonnement suspendu.

Zur Erhaltung guter Ordnung, wird Niemand, weder bey den Proben, noch Abends bei der Vorstellung, auf das Theater gelassen.

Es wird jedermann ersuchet, niemanden auf Rechnung der Entreprise das mindeste zu borgen

Der Anfang ist um 6 Uhr

Die Person zahlt in den Logen des ersten, zweyten und dritten Ranges und im Parket 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre die Person 9 Batzen. In der Gallerie 6 Batzen. Auf dem letzten Platz 12 Kreuzer

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche im neuen Komödien-Hause abholen zu lassen, können aber nicht länger als denselben Tag gültig seyn.

III.

Eine Kaiserreise im Jahre 1473.

Herausgegeben von Dr. K. Schellhass in Rom.

Vorbemerkung.

Für die Beurtheilung des nachstehenden Stücks war eine Untersuchung desselben in sprachlicher Hinsicht unerlässlich. Dieser Aufgabe, die nur ein Germanist auf sich nehmen konnte, unterzog sich auf meine Bitte Herr Dr John Meier. Es schien praktisch, insbesondere mit Rücksicht auf die Citate, seine Beobachtungen am Schlusse in einem Anhang folgen zu lassen, eine Verwerthung der Resultate für die Einleitung stand dem nicht entgegen.

In Betreff der Anmerkungen Folgendes. Sie bringen sprachliche und sachliche Erläuterungen, verzichten jedoch im Allgemeinen, wo der Zweck es nicht erheischte, auf die Anführung der gesammten gedruckten Litteratur.

Unterstützte mich nach der sprachlichen Seite hin Dr John Meier, so ein anderer Freund, Dr Hermann Herre, insbesondere in der mittleren Partie, vor Allem bei der oft recht schwierigen Bestimmung der Personennamen. Ihnen Beiden sei auch an dieser Stelle von Herzen gedankt.

Einleitung.

Das Jahr 1473 ist nicht arm an chronikalischen oder chronikartigen Berichten, die auf Kaiser Friedrich III Bezug haben. Indessen beschränken sich dieselben, so weit sie gedruckt vorliegen, fast ausschliesslich auf die Trierer Zusammenkunft, die mit ihrem äusseren Glanze und ihrer Prachtentfaltung die Zeitgenossen zu Aufzeichnungen geradezu aufforderte[1]. Auch das in Auszügen von J Bader[2] mitgetheilte Reisejournal der Brandenburgischen Gesandten Hertnid von

[1] Siehe vor Allem der Bericht eines Augenzeugen über die Zusammenkunft des Kaisers Friedrich III. mit Karl dem Kühnen bei Chmel, Mon Habsb I 53—59. Tagebuch des Johann Knebel in den Basler Chroniken II, 1 ff., namentlich 26 ff. Libellus de magnificentia ducis Burgundiae in Treveris visa conscriptus in den Basler Chroniken III, 332—36. Ueber andere Quellen vg Chmel a a O Einleitung p. 50 ff. in den Anmerkungen und besonders Lindner, Frz., Die Zusammenkunft Kaiser Friedrichs III mit Karl dem Kühnen von Burgund im Jahre 1473 zu Trier. Greifswalder Dissert 1876, p. 3—30.

[2] Im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, N. F XI (1864) p. 201—207, 233—242.

Stein und Ludwig von Eyb, die im Jahre 1473 im Auftrage ihres Kurfürsten den Kaiser von Baden nach Trier begleiteten, verdankt in erster Linie seine Entstehung der bevorstehenden Begegnung des Habsburgers mit Karl dem Kühnen von Burgund.

Für den Verfasser des im Folgenden zum Abdruck gelangenden Stücks musste ein solches Motiv schon darum fortfallen, da im März des Jahres beim Beginn seiner Niederschrift dieses Ereigniss noch in nebelhafter Ferne lag.[1] Der Hauptwerth seiner Mittheilungen liegt auch keineswegs in dem Abschnitt über die Trierer Vorgänge, sondern darin, dass er gleichzeitig mit den Ereignissen[2] vorschreitend tagebuchartig den Kaiser in seinen Bewegungen von März bis Dezember begleitet. Er liefert dergestalt ein werthvolles Itinerar Friedrichs und ergänzt in wünschenswerther Weise die andern Aufzeichnungen.

Die Frage, ob der im Frankfurter Stadtarchiv liegende Bericht Original oder Copie ist, entscheidet sich mit Hülfe der sprachlichen Untersuchung im Anhang, die eine von zwei hessischen oder wetterauischen Schreibern copirte Nürnberger Vorlage als Grundlage annehmen möchte, in letzterem Sinne. Zu demselben Ergebniss führen einige Merkmale mehr äusserer Art.

Wie die Quellenbeschreibung zeigt, rührt das Stück von zwei Händen her, deren erste Anfang und Schluss, deren zweite die mittlere Partie übernommen hat. Hierbei fällt auf, dass die zweite zwar Fol. 9^b mitten auf der Seite endet, die andere Hand jedoch erst auf Fol. 10^a einsetzt. Diese Vertheilung der Hände und die halbe leere Seite mitten im Stück erklären sich durch folgende Erwägung. Die zwölf Blätter der Vorlage, von denen Blatt 1 und 12, 2 und 11, 3 und 10, 4 und 9, 5 und 8, 6 und 7 je einen (im Ganzen 6) Bogen bilden, waren ursprünglich nicht geheftet. Bei einer gleichmässigen Vertheilung der Blätter unter zwei Hände lag es demnach am nächsten, dass, wie es thatsächlich geschah, Blatt 1—3 (Blatt 1 blieb leer) und 10—12 der einen und Blatt 4—9 der andern zufielen. Zum Freilassen der Hälfte von Fol. 9^b lag unter solchen Umständen wol nur dann triftige Veranlassung vor, wenn der Vertheilung der Seiten auch eine solche der Arbeit unter zwei Hände zur Seite gegangen war. Mit andern Worten: wenn zwei Copisten den Auftrag erhalten hatten, unser Stück

[1] Die Verabredung einer persönlichen Zusammenkunft fällt erst in den Juni, vgl. Krause, Gottl., Beziehungen zwischen Habsburg und Burgund bis zum Ausgang der Trierer Zusammenkunft im Jahre 1473, Gött. Dissert. 1876, p. 39 f. and p. 40 Note 2. Vgl. auch Lindner a. a. O. p. 38 Anmerkung 12.

[2] Siehe darüber noch weiter unten.

einer Vorlage zu entnehmen, deren Beschaffenheit es zuliess, dass, während der Eine Anfang und Schluss zugewiesen bekam, der Zweite gleichzeitig mit der mittleren Partie beginnen konnte. Als sich dann herausstellte, dass das Pensum des Letzteren durchaus nicht die Blätter 4–9 füllte, blieb ihm, da sein Gefährte bereits auf Fol. 10ᵃ fortgefahren haben wird, nur übrig, den sich ergebenden Zwischenraum möglichst gering erscheinen zu lassen. Die Thatsache, dass er (vgl p. 189 Var. *d* und p. 190 Var. *e*) schliesslich grösser zu schreiben begann, entsprang zweifellos diesem Wunsche, der freilich nur unvollkommen erfüllt wurde.

Auf eine vermuthlich verlorne Vorlage, deren mechanisches Copiren unter Anderm auch durch Verwechseln der Zeilen und unvollständige Wiedergabe der Sätze einen äusserst verderbten[2] und der Verbesserung bedürftigen Text verursachte, weisen sodann hin die Stellen p. 181 Varr. *c d* und *f* und vornehmlich p. 187 Var *c*.[3]

Dass ein Nürnbergischer oder jedenfalls oberdeutscher Reisebericht, der bis in den Dezember 1473 reicht und Kaiser und Verfasser[1] als damals anwesend in Köln zeigt, sich abschriftlich von hessischen oder wetterauischen, wenn nicht gar Frankfurter Händen im Frankfurter Stadtarchiv befindet, hat an und für sich nichts Auffallendes an sich. Zudem liegt hier die Sache vermuthlich so, dass eine am 20. Dezember in Köln eintreffende Frankfurter Gesandtschaft[4] von diesen Notizen, die, so wie sie auf uns gekommen, etwa am 15. Dezember abgeschlossen sein werden,[5] Kunde erhielt und dieselben für ihre Oberen copiren liess.

Schwieriger und in ihrer ersten Hälfte nur mangelhaft zu beantworten ist die Frage nach dem ungenannten Verfasser und nach dem Zustandekommen seiner Aufzeichnungen. So viel ist auf Grund seiner Darstellung gewiss, dass er nicht zu jenen gehörte, die schon durch ihre Geburt und durch ihre amtliche Stellung mit der Person des Kaisers und der hohen Politik in Berührung kamen. Von dieser und einer Einsicht in die am kaiserlichen Hofe obwaltenden Motive ist nichts bei ihm zu spüren. Sein Stand wies ihn vielmehr

[2] Sehr verderbt ist z. B. p. 197.

[3] Auf ein zu Grunde liegendes Original deuten etwa auch p. 175 Var. *f* und p. 176 Var. *c*.

[1] Zweifellos auch diesen.

[4] Sie bestand aus Johann Geltbaus, Arnold von Holzhausen und Ludwig von Waldeck. Die ungedruckten Berichte derselben im Frankfurter Stadtarchiv, Reichssachen 5809, vgl. auch Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz II. 303.

[5] Siehe darüber weiter unten.

in die weitere Umgebung des Habsburgers und hiess ihn vielleicht als Kriegsmann oder Händler diesem folgen.[1] Nichts desto weniger oder eben deshalb sind seine Mittheilungen von einem eigenen Reiz. Sie zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe und sind, so weit eine Prüfung möglich, wol insgesammt zuverlässig. Allerdings ist sein Horizont nur ein beschränkter. Neben Angaben über die unterwegs berührten Orte und über Festlichkeiten finden sich mit Vorliebe kurze Bemerkungen über die Güte der Verpflegung.[2] — Während er die ersten Stationen der Reise nur namentlich, da ihm vielleicht schon bekannt, und ohne einen lobenden oder tadelnden Zusatz aufführt, übt er nachher, zuerst bei Erwähnung des Ulmer Münsters,[3] auch Kritik an dem von ihm Geschauten. Aber selbst hier erhebt sich die Erzählung nicht über einen gewissen trocknen Ton, der theilweise eine Folge des dem Autor zur Verfügung stehenden geringen Wortschatzes ist. Dieselben Worte und Ausdrücke wiederholen sich öfters.[4] Gewiss mag hiervon manches der Entstehungsart der Aufzeichnung zur Last fallen. Dass sie in einem Zuge geschrieben sei, wird Niemand behaupten wollen, ebenso wenig, dass sie in der vorliegenden Gestalt mit den Ereignissen gleichzeitig, d. h. während des Marsches von Tag zu Tag, niedergeschrieben sei. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen. Wir meinen, der Reisebericht fusst auf Notizen des Autors, die dieser sich tagebuchartig täglich unterwegs machte und bei einem längeren Aufenthalte, wie in Augsburg und Baden, nach besten Kräften ihrer bisweilen auch jetzt noch etwas wirren und zerhackten Schreibart zu entkleiden suchte. Allmählig also und nicht in einem Guss wird der Bericht entstanden sein.

Die Schlussworte »Zu diesem male wissen wir nicht mee nuwer meere«[5] stehen dieser Auffassung nicht entgegen. Sie zeigen nur, zusammengehalten mit der Schlussnotiz über eine vierzehntägige

[1] Während der Kaiser von Koblenz nach Köln zu Schiff fährt, geht er mit dem Tross über Land. s. p. 199.

[2] Wenn es von Baden p. 177 heisst »da wart dem keiser und sin lutten wenig er erpotten,« so ist dabei vornehmlich an die Verpflegung zu denken, ebenso in den anderen Fällen, wo diese Wendung wiederkehrt.

[3] Siehe p. 174. Vgl. überhaupt p. 174, 175 u. s. w.

[4] Nur einige Beispiele: p. 169 »da hergegen quam man im kostlich mit der processe«, ähnlich p. 171 p. 174, p. 181 (das Wort »kostlich« liebt der Autor überhaupt sehr), ferner p. 169 »also ging iderman an sin gewarc«, ähnlich p. 176, p. 181, ferner p. 170 »ward — grosz ere erboten« ähnlich p. 174. 175 u. s. w. Diese Beispiele könnten leicht vermehrt werden.

[5] Siehe p. 200.

tägliche Spende Kölns an den Kaiser,[1] die von Friedrichs Ankunft in Köln, d. h. vom 30. November[2], zu rechnen sein wird, dass der Verfasser etwa am 15. Dezember[3] auf irgend eine Aufforderung hin, die ihn die Reise des Kaisers von Trier nach Köln schliesslich ganz summarisch und nicht mehr Tag für Tag[4] behandeln liess, seinem Bericht einen vorläufigen Abschluss gegeben haben wird. »Einen vorläufigen Abschluss« insofern als dem Autor die Absicht wenigstens vorgeschwebt haben mag, in einer Fortsetzung auch des Kaisers Rückreise, die im Januar 1474 über Frankfurt erfolgte,[5] zu behandeln.

Musse zur Ausarbeitung war für den Verfasser in Städten wie Augsburg mehr als reichlich vorhanden, da für ihn im Vordergrunde des Interesses der Ortswechsel und das Wandern von Stadt zu Stadt standen. Ein Tagebuch über die Vorgänge etwa während des Augsburger Reichstages oder während der Trierer Zusammenkunft zu schreiben, lag ihm fern. Dass der Werth des Berichts, wie schon im Anfang bemerkt, demnach hauptsächlich in der gründlichen Aufstellung eines Itinerars liegt, ergiebt sich hiernach von selbst, nur die Tage, an denen der kaiserliche Herr und sein Gefolge unterwegs waren, sind einzeln verzeichnet,[6] aus der Periode eines längeren Aufenthalts dagegen bloss wenige Momente hervorgehoben, die, wie eine feierliche Lehensertheilung, ein festliches Gastmahl oder ein Turnier, die besondere Aufmerksamkeit des Autors erregt hatten. —

Derjenige daher, welcher im Folgenden werthvolle Aufschlüsse über Friedrichs Aufenthalt in Augsburg April 26 bis Juni 14,[7] in Ulm Juni 15—23, in Baden Juni 30 bis August 15,[8] Strassburg

[1] Siehe p. 200 »und 14 tage nach einander alten dag zwornt funfzig kandel win, etc.«

[2] Ankunft in Köln am 30. November (nach Chmel, Mon. Habsb. I, 1 Einl. p. 77).

[3] Dazu stimmt, dass der Aufbruch des Kaisers nach Aachen noch nicht näher festgesetzt scheint: »der Kaiser ist in willen zu ziehen gegen Ach« (p. 200). Friedrich wandte sich nach Aachen am 18. Dezember (nach Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz II, 302).

[4] Er giebt z. B. nur die Meilenzahl von Trier nach Coblenz an: 15 bzw. 32 Meilen (p. 199), sagt aber nicht, auf wie viel Tage sich diese Meilen vertheilten.

[5] Siehe Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz II, 303.

[6] Dass der Verfasser gegen den Schluss hin summarisch verfahrt, ist soeben bemerkt.

[7] Man vergleiche über den Augsburger Reichstag insbesondere Chmel, Mon. Habsburgica I, Einl. p. 14—49.

[8] Man vergleiche insbesondere Chmel a. a. O. p. 50 und 51 und Lindner a. a. O. p. 43—49.

August 16—27,[1] Freiburg August 28 bis September 2, Basel September 3—14,[2] S. Avold September 20—24, in Metz September 25—27, und schliesslich in Trier September 28 bis November 25 zu finden erwartet, wird schmerzlich enttäuscht sein. Doch die mannigfachen Vorzüge unseres Aktenstücks werden, so denken wir, diese Verstimmung zu überwinden wissen.

Zeitgenössischer Bericht über Kaiser Friedrichs Reise aus dem östlichen in's westliche Deutschland 1473 März bis Dezember.

F aus Frankfurt Stadtarchiv, Reichssachen nr 5789 cop. ch. coaeva. Kleinfolioheft von 12 Blättern. Blatt 1 leer. Auf der vorderen Seite von Blatt 2 beginnt oben der Text. Derselbe ist von 2 Händen geschrieben. Die erste endet Fol. 3*b* unten mit »nach«, s. p. 173 Varr *b* a. 1. Die zweite beginnt Fol. 4*a* und endet Fol. 9*b* mit »herolzs«, mitten auf der Seite, deren andere Hälfte unbeschrieben ist, s. p. 190 Var *e*. Fol 10*a*—12*b* rühren wieder von der ersten Hand her. Siehe mehr über die zwei Hände und die Herkunft des Berichts in der Einleitung und im Anhang. Eine dritte Hand, wol aus der Frankfurter Kanzlei, setzte dem Text die Eingangsworte »In—amen« vor, eine vierte, wol ebendaher, fügte eine Verbesserung ein p. 169 Var *a*.

Für den Abdruck waren die bei den deutschen Reichstagsakten geltenden Grundsätze massgebend.

In nomine domini amen *a*

Anno domini, da man zalte noch Christi geburd vierzehen hundert jare und darnoch in dem drien und siebenzigsten, an unser lieben frawen abent der verkundung, zu mitvasten, am mitvochen vor letare[3] zwischen sechs[b] uern[c] und sieben[d] etc.,[4] do zoch uß unser allerdurchluchtigister und großmechtigster furst und herre her Fridrich Romischer keiser, zu allen zitten merer des richs etc., zu

a »In- -amen« von einer gleichzeitigen Hand, wol aus der Frankfurter Kanzlei, übergeschrieben.

b sic em., F zwein, siehe Anmerkung 4.

c F wern, das tönende »w« von uns durch »u« gegeben.

d sic em., F drien, siehe Anmerkung 4.

[1] Vgl. Chmel a. a. O. p. 52—55.

[2] Vgl. Chmel a. a. O. p. 56 und 57. Lindner a. a. O. p. 50—52.

[3] 1473 März 24.

[4] In der Vorlage ist durchweg unsere heutige Stundenzählung üblich, wir verbesserten demnach die Zeitbestimmung an dieser Stelle »zwischen zwein uern und drien« (siehe Varr *b* und *d*), die mit Rücksicht auf die folgenden Worte »als man die complet lutet« (siehe p. 167 Anmerkung 1) nicht richtig sein kann, in »zwischen sechs uern und sieben.«

Gretzs,[a] als man die complet lutet,[5] und des nachtes 4 mile gein Lynntz,[6] da am morgen[7] horte er messe des selben tags vier mile gein Meduburg,[b8] darnach des dritten tags[9] vier mile gein Traugur,[c10] darnach am vierden dag[11] 4 mile gein Volkumargt.[12] darnoch 4 mile gein Sanct-Vyt[13] in Kirnten[d] da quam zu im sin rantschaft, viel ritter und knecht, und lag da biß an den eilften.[14] da quam zu im der hochgepurn furst und her her Maymilian erzherzog in Osterrich[15] und sin swester frawe Kungundt,[16] sin keiserliche gnade kind und schicket als bi hundert pherde hinuber gein Straspurg[17] zu im, das sie herabe beleit daher im[18] engeigen quam des Durcaschen keisers bruder,[19] der von Maynta[20] und ander viel ritter und knecht, und was das am mantag noch judica in der vasten.[21] da bliben sie biß uf den sampstag vor dem palmtag[22] da hub her[e] sich uf, der kaiser

a F Gretzs mit Schnörkel über »r«
b F kaum »Mednburg«
c F Traug, und dann über der Zeile das Sigle für »ur«
d in F Kirnten mit Schnörkel am »r«
e das ist »er«, und so öfter.

[5] Die Zeit gleich nach Sonnenuntergang.

[6] Lienz oder Lüenz am Fluss Isol[a] Siehe Büsching, Erdbeschreibung, Fünfter Theil Hamburg 1789 p. 610 (d. Oesterreich. Kreis). Nach Büsching »in Abnahme gerathene Stadt«.

[7] März 25

[8] Ob Marburg a. d. Drau?

[9] März 26.

[10] Gemeint ist wol Draburg a. d. Drau.

[11] März 27

[12] Volckmarkt a. d. Drau.

[13] S. Veit

[14] April 3. Die Landschaft bewilligte dem Kaiser ein Ungeld (nach einem Briefe von 2 gen. Frankfurter Gesandten an Frankfurt vom 17 April 1473 Frankfurt St.-A. Reichssachen Akten 80 nr. 14 or. chart., die betr. Notiz auf einem eingelegten Zettel).

[15] War damals 14 Jahre alt

[16] Damals 8 Jahre alt.

[17] An der Gurk, die Stadt liegt nw. von S. Veit.

[18] das ist »ihnen«

[19] Prinz Calixt Osman, der in Gefangenschaft gerathen war und die heilige Taufe angenommen hatte, s. Krause, Gottl., Beziehungen zw. Habsb. u. Burg. bis z. Ausgang der Trierer Zusammenkunft im Jahre 1473 Gött. Diss. 1876 p. 46.

[20] Erzb. Adolf von Nassau 1461–75

[21] April 5.

[22] April 10. Dieser Tag wird auch von den Frankfurter Gesandten (s. Anm. 10) als der des Aufbruchs bezeichnet.

mit sinem gesin, und zoch des nachts 4 mile gein Fryesach.[1] da hort her messe und da auf und des tags[2] 5 mile gein Huntzmargt.[3] am montag[4] auf und des tags 3 mile auf die Zerung.[5] am erichtag[6] 5 mile biß gein Rottuman.[7] am mittwochen[8] gein Greming[9] 4 mile. aber der kaiser bleib zum Neuben Huse[10] im[a] Enstal.[b] am antlasdag[11] quam er fruwe zw Greming[c] und hort messe, und darnoch [uf][d] und 4 mile gei[e] Rostatt[12] da quam her in an der antlasnacht und was an der stund umb 11. am heiligen karefritag[13] uf und groiß mile[14] 6 in ein marg, heist Galln.[15] und machten[f][16] da nit alle gestellen.[17] am sampstag[18] zu morgen auf fruwe und zwo mile gein Hallen.[19] darnoch sasse er auf das wasser[20] und etliche siner diner, und fore

a om. F
b F »Ensta.« oder »Emsta.«
c sic em., F Czeming.
d om. F
e d. i. »gein«
f sic em., F machen.

[1] Friesach am Flusse Metnitz.
[2] April 11
[3] Hundsmarkt a. d. Mur
[4] April 12.
[5] Zeyring, wo bis zum Jahre 1158 grosse Silbergruben waren, s. Büsching a. a. O. p. 490. Der Kaiser überschritt also die Mur und wandte sich nördlich.
[6] April 13
[7] Rottenmann am Flusse Balt.
[8] April 14.
[9] Gröbming, ein salzburgisch. Ort, zu dem man in westl. Richtung die Enns entlang zog.
[10] Wol ein Kloster oder ein Schloss im Ennsthal?, vgl. Büsching a. a. O. p. 512 l. 20.
[11] Das ist der Ablasstag oder Grüne Donnerstag Apr. 15.
[12] Radstatt a. d. Enns.
[13] April 16.
[14] Mit »groiß mile« die deutsche Meile gemeint, vgl. »grozzu mile« Müller-Zarncke. Mittelhochdeutsches Wörterbuch 2, 1, 170b. Lexer, M., Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, Leipzig 1872 ff. Band 1 p. 2138 unter »mile«. Grimm. Deutsches Wörterbuch 6, 1907.
[15] Golling, man zog von Radstatt aus in nordwestlicher Richtung
[16] D. i. = »vermochten«
[17] D. i. »in den Stall bringen (i. e. die Pferde)« oder überhaupt »unterbringen«. Vgl. über »stellen« Müller-Zarncke a. a. O. 2, 2, 559b sub »stalen«. Lexer 2, 1172 f.
[18] April 17
[19] Hallein a. d. Salzach.
[20] Die Salzach.

abe gein Saltzpurg,[1] da bleube er den heiligen ostertag,[2] am montag[3] auf umb zehen uern,[b] und fore ab auf dem wasser 7 mile gein Purghawsen,[3] und zu Saltzpurg[c] quam herngegen herzog Kristoff[4] und herzog Jorig[5] von Pairn und foren auch mit im ab zu Purghusen, da herngegen quam man im kostlich mit der processe und da rait her zu hoff, und da in dem hoff stomdt die hirzogin[6] und ir dochter[7] mit schonen frawen und jungfrawen, und da wart er schon entphangen. und also ging iderman an sin geware,[8] und iderman[9] gebin essen und drinken visch und wilbret genung, und gaben win und bier. am erchtag[10] da quam der herzog Ludwig[11] selber. und da ward noch essen ein kostlicher tanz in einem schonen huß. da danz der keiser selbes mit siner mumen,[12] und die junghen fursten[13] und der Durchs[e] keiser[14] und ander herm ritter und knecht alle.

a in F von einer gleichzeitigen Hand, wol aus der Frankfurter Kanzlei, über durchstrichenem »Straspurg«

b F wern, wie p. 166 Var *c*

c sic em., F Strasburg

d sic em., F jare Vgl. u. a. p. 176 Var *b*

e F Durchchs.

[1] April 18. In dem p. 167 Anm. 10 erwähnten Briefe heisst es (auf dem Zettel) Ankunft Friedrichs in Salzburg April 17 mit Maximilian und dem Herrn von Mainz, dort sitzen zu ihm die Herzoge Georg und Christoph von Baiern Herzog Sigmund von Oestreich werde heute (April 17) kommen, Aufbruch von Salzburg voraussichtlich Montag [April 19], die Herzoge Ernst und Wilhelm von Sachsen und Markgraf Albrecht von Brandenburg haben in Augsburg einige Tage auf Friedrich gewartet das Gerücht gehe Maximilian solle Römischer König werden.

[2] April 19, s. vor Anm.

[3] Burghausen a. d Salzach, wo seit etwa 1463 Amalie von Sachsen, die Gemahlin Herzog Ludwigs von Baiern, lebte s Kluckhohn, A., Ludwig der Reiche, Nördl. 1865 p. 314 ff.

[4] Christoph von Baiern München, geboren 1449, s. Anm. 1

[5] Der einzige Sohn Ludwigs des Reichen, geboren 1455, s. Anm. 1

[6] Amalie, s. Anm. 3.

[7] Margarethe, wurde Fastnacht 1474 mit Philipp von der Pfalz vermählt, s. Kluckhohn a. a. O. p. 318.

[8] Quartier

[9] Nach »iderman« ist stillschweigend ein »wurde« zu ergänzen

[10] April 20.

[11] Ludwig der Reiche 1450–79, Gemahl der Amalie

[12] Der Herzogin.

[13] Maximilian, Georg, Christoph.

[14] Prinz Calixt Osman, p. 167 Anm. 15 des Türkischen Kaisers Bruder genannt.

Also[a] bleube man den tag da, und lebet iderman wol, wen man gabe genung.

Am[a] mitwochen[2] auf umb eins nach mittag, und das frau-[b] tzimer[b][3] mit drien wegen und di herzog und fursten und viel gewappenter leut und spiesser[c][4] und der frautzimer[d] gefarn als ein halbe moili.[e] und in einem witten felde da kuitten sie nidder[5] und wir zogen des nachtes 4 mile gein Muldorff,[6] und ist die stat des von Saltzburg. am morgen frue[7] uf und des dags 6 mile gein Erding,[8] und ist des herzogen[9] und der, herzog [Kristoff[f] und herzog Jorig] di beleittent uns dahin. am morgen[10] auf und ein mile. da herngeigen quam der hochgeborn furst und herre[g] herzog Albrecht[11] von Monich[e]n mit sin gewoppenten leuts. da scheden die dri herzogen[12] von uns, und also reit der herzog mit uns gein Monichen. und auf der haden[13] quam herngegen sin pruder herzog Sygimundt[14] und beleittenen uns dahin. und ward da dem kaiser grose ere erboten und stonden da,

a in F kein Alinea

b F eigentlich »frauczm« mit Schnörkel am m, der »er« bedeutet

c sic em., F spiessor

d F so wie Var *b*.

e F sic

f »Kristoff—Jorig« von uns ergänzt, da das »di« vor »beleittent« und die »dri herzogen« Anm. 12 dazu nöthigen.

g F hern.

---

[1] D. 1 »denn«.

[2] April 21

[3] Das ist zunächst das Frauengemach, dann die Bewohner desselben, hier die Herzogin mit ihren Frauen.

[4] Das sind »mit einem Spiess bewaffnete Krieger«, vgl. Müller-Zarncke a. a. O 2, 2, 496, Lexer 2, 1090.

[5] Der Sinn wol nach Zurücklegung einer halben Meile stiegen sie in einem weiten (witten) Felde ab (etwa zu ergänzen »und blieben dort noch zusammen bis zum Abend, bis der Kaiser weiter zog«).

[6] Mühldorf, also in nordwestlicher Richtung auf den Inn zu.

[7] April 22.

[8] Nordöstlich von München.

[9] Ludwig.

[10] April 23

[11] Albrecht IV von Baiern-München 1467—1508.

[12] Ludwig, Georg und Christoph, s. Var. *f*.

[13] »Heide«

[14] Albrecht war von 1465—67 dessen Mitregent und fand sich dann mit ihm ab, s. Kluckhohn a. a. O. p. 300.

do wir ran ritten, auf der procken wol zwai dusent gutter plattner[1] und me[2] der stat auf dem rothawß ganz wol.[3] und man ging gar kostlich mit der proceß heringegen.[4] und wart da iderman genung geben essen und drinken fisch und anderlei und uß allen hirbrichen[5] gelost.[6] und an sand Jorgen[7] auf nochmittag umb ains, und des nachts[b] zogen dri mile, und der herzoge[8] mit und underwegen hett er bestellet ein kostlich gegaidt.[9] da liffen die hasen dem kaiser noch[10] vor den wanen.[11] und das was gare[c] kostlich und wart gar nieder[d] gefelt. also zach man in eim markcht der haist Prockt,[12] und der kaiser bleib zwo nacht[13] in einem closter dabi, und heist Furstenfelt.[14] also was man am sontag[15] auf und zoch 6 mile gein Auspurg da herauß reit der marggrave von Brannenburg,[16] die hirzogen von Sachsen,[17] herzog Ott[18] und sin[e] bruder[19] von Nuwenmargt, der swarz hirzog[20] uß

a F eher »niedere« oder »meder« anstatt »ine der«.
b F nachs.
c in F am r ein Schnörkel.
d F nieder, kaum »meder«.
e in F noch einmal »sin«

[1] Sonst »Verfertiger von Plattenharnischen«, hier zu verstehen »Krieger welche mit einem Plattenharnisch bekleidet sind«

[2] = in.

[3] Hier ist »wol« vermuthlich = »vole (voll). Wie an dieser Stelle »w« anstatt »v«, findet sich p. 166 in »mitwochen«, p. 173 in »wochen« (wochen) »v« anstatt »w«

[4] Das ist »entgegen«

[5] Das sind »Herbergen«.

[6] Das »Lösen aus Herbergen« Sitte des Freihaltens.

[7] April 24.

[8] Albrecht.

[9] Das ist »gejaget, gejeit«, starkes Masculinum oder Neutrum, Jagd, vgl. p. 183 Anm. 1

[10] Das ist »nahe«

[11] = »banen«, d. i. Weg, Bahn. Die Hasen liefen dem Kaiser nahe vor den Weg.

[12] Bruck nw von München.

[13] April 25 26.

[14] Fürstenfeld bei Bruck.

[15] April 26.

[16] Albrecht Achill, 1471—86 Kurfürst.

[17] Ernst, 1464—86 Kurfürst, und Wilhelm † 1482, vergl. übrigens p. 169 Anm 1.

[18] Otto II, Pfalzgraf zu Mosbach und zu Neumarkt 1461, † 1499.

[19] Johann, Domherr zu Augsburg und Mainz, † 1486, s. Voigte-Cohn, Stammtafeln Tafel 50.

[20] Ludwig I der Schwarze, 1459 Pfalzgraf von Veldenz und Zweibrücken, † 1489, s. p. 172 Var *a* und p. 172 Anm. 6.

dem Westerich,[1] und fiel bischof und graven, hern, ritter und knecht, und beleitten den kaisser ein, und zoch da ein wol umb 5 und regent es gare sere und vast. also wurden die hern zu ratt da ethich tag uber vierzehen tag [2] darnoch da ritten die herren von Sachsen herzog Ernst[3] und herzog Wilhelm von dan,[4] und der kaiser beleit sie heruß biß zu dem wasser.[5] darnoch reit er in etliche closter und kirchen, dann widder in sin pallas. an dem[a] pfingsten[6] vor sanct Erasmus dag, da was gebuet ein stuel auf dem winmarkt. da was da der bischof von Metz,[c][7] und dem ward da gelehen. und quam da gar kostlich, und bereitten den stul. und waren da von fursten der marggrave von Brannenburg kurfurst, der trugk zu dem lehen dem keiser vor den[d] zepter,[8] der swarz hirzog den aphel,[9] der von Mayntz die keiserliche kroin, der marschalk von Papinhaim[10] das swert. auch[e] was da hirzog Albrecht[11] und hirzog Cristoff[12] sin pruder, hirzog Ott von Neumarckt,[13] sin pruder herzog Hans,[14] der jung marggrave von Paden,[15] der Durgchs keiser,[16] bischof von Tryer,[17] bischof von Mentz,[f][18] bischof von Aigstat,[g][19] bischof von Beyern [h][20]

a sic em. F Oesterich, in E am ars ein Schnorke. Siehe p. 171 Anm. 20.
b F hust.
c F dam.
d sic em., F den.
e sic em., F Mentz
f F eher »dem«
g in F zweimal
h es folgt durchstrichen ein W.
i F kaum Aigster
k sic

[1] Über den Augsburger Reichstag vgl. Chmel, Mon. Habsb. I, Ein., p. 14—49.
[2] Dem Lech.
[3] Das ist »Donnerstag«, Mai 27
[4] Georg, Bruder des Markgrafen Karl von Baden.
[5] Als Kämmerer
[6] Als Truchsess in Vertretung von Pfalz
[7] In Vertretung von Sachsen, vgl. p. 178 Anm. 11.
[8] Siehe p. 170 Anm. 11
[9] Siehe p. 169 Anm. 4.
[10] Siehe p. 171 Anm. 18
[11] Siehe p. 171 Anm. 19.
[12] Wol Christoph, Sohn des Markgrafen Karl.
[13] Siehe p. 169 Anm. 14.
[14] Johann, Bruder des Bischofs von Metz
[15] Man erwartet anstatt »Mentz« einen andern Namen.
[16] Wilhelm v. Reichenau, vgl Var. *b*, wo in dem W vielleicht Wilhelm zu suchen?
[17] Wer ist gemeint?

es was auch da von viel fursten botschaft, von dem konnig von Ungern,[a] von dem kunig von Polan, von dem kunig uß Tenmarch,[b] von dem konnig [von][c] Franckrich, von dem konnig [von][c] Cicilia, von dem[d] past,[1] von dem hirzog von der Ettsch[2] sein reit, von dem hirzogen von Paim[3] sein reitt, von dem hirzogen[4] von Sachsen sin botschaft. auch was da zwen herren von Wirtenworg.[5] und wurden da zu rat sieben wochen.[6] auch wurden ap dem lenen viel ritter geslagen also herginge der dag. auch reit der keiser 3 mile kirch[fe]sten[e][7] gein sanct Leonhart,[8] auch reit er am phinstag vor phinstag[9] uß aus zu Auspurg umb 6 nachmittag und des nachtes 6 mile uber die heid[10] in ein[f] stat haist Landtsperg,[g][11] und quam dahin wol umb 12 in die nacht. zum morgen[12] frawe auf und 4 meil auf den Heiling-Berg.[13] da ist fiel heltumbs und fiel wunder und des nachtes herwider in die stat, und am sampstag[14] nacht[h] wider[i] gein Aoßpurg. und da bliben biß an montag [nach][k] dem[l]

a »Ungern« und weiter »Polan Tenmarch, Franckrich, Cicilia, past« unterstrichen von der 1 Hand.

b F eher »Tenmarch«

c om. F

d sic em., F dan

e sic em., F kirchsten.

f sic em., F sin

g in F am »g« zum Ueberfluss ein Schnörkel der sonst »er« bedeutet

h F nach am Schluss der Seite 3*b* unter dem letzten Worte der letzten Zeile ursprünglich sollte noch eine neue Zeile mit »nacht« beginnen, das zu diesem Zweck geschriebene »nacht« ist durchstrichen.

i hiermit beginnen neue Seite, andere Dinte und eine 2 Hand.

k om. F s. p. 171 Anm. 1

l F den.

[1] D. i. »pabst«.

[2] Herzog Sigmund von Tirol. vgl. p. 169 Anm. 1

[3] Herzog Albrecht?

[4] Wol Kurfürst Ernst.

[5] Eberhard I. im Bart († 1496) und Ludwig V († 1480)?

[6] Wozu das Datum der kaiserlichen Abreise am 14. Juni stimmt.

[7] Das ist »wallfahrens«, vgl. Grimm, Deutsches Worterbuch 5, 816.

[8] Bei Augsburg.

[9] Das ist Donnerstag vor Pfingsten. Juni 3

[10] Das Lechfeld.

[11] Am Lech.

[12] Juni 4.

[13] Das ist die Benediktiner-Abtei Andechs nicht weit vom Ammersee

[14] Juni 5

drivaltigkeit tag.[1] da was man uf umb eins noch mittage, und des [tages][a] funf mil in ein markt und schloß dapi, heist Yetting.[2] da erpott iem der von Stayn[3] grosse ere, und iederman genuong. an sanct-Vits tag[4] was man uf umb 8 und 6 miel gein Ulm da ging man iem entgegen mit der procession gar kostlich und entpfing den keiser also, und mit der processio also in die kirchen, wan zu Ulm gar ein kostlich kirch ist und gar kostlich erpuet. also schankt man iem da dosent gůld[en], 12 vas wins und groß wein[b][5] mit habern[c] und ochssen und schoff, und erpott all sim[d] folk da vil er an gotz lichnam[e] ging der keiser umb [in[e]] der processio. da man vil schons ding gesehen hieß.[7] also lagk er in dem Dutschen hůß und bleib da acht tage und reit da in all kirchen. also am eichten tag,[8] vor sanct Johanns tag zu suinbent,[f] hub er sich uf umb ems nach mittage und des tages drii meil in ein statt, heist Geysling,[9] und ist der von Ulm, und ligt daran ein kostlich slos.[10] des tages quam ein groß schaor[11] und wetter uns uf dem felde. an dem suinbent[g]-abent[12] frůwe zu Geysling, und zwo meil in ein statt, heist Gapping[13] und ist des von Wirttenberg[14] und der erpott uns da grosse ere,[h] und

---

a om. F
b sic em., F win.
c F habrn.
d sic em. F sin.
e om F.
f sic em., F Swinberg (sic!).
g sic em., F Swinbent mit grossem Anfangsbuchstaben.
h in F am »r« hier und öfter ein Schnörkel, nicht berücksichtigt.

[1] Juni 14. Da an diesem Tage der Kaiser noch in Augsburg urkundet (Lünig. Cod. German. dipl II coll. 897. 898 nr. 13), so war ein »nache« nach »montage« zu ergänzen, »montage« nicht etwa in »sontage« zu verbessern, s. p. 173 Varr *k* und *l*.

[2] Etwa Jettingen, zwischen Ulm und Augsburg?

[3] Uns unbekannt geblieben

[4] Juni 15

[5] Das sind »Wagen« (contrahirte Form).

[6] Juni 17

[7] Der Sinn man liess sichtbar werden etc.

[8] Juni 23, am Tage vor Sonnwende (suinbent).

[9] Geislingen.

[10] Büsching a. a. O. 7. Theil p. 649 nennt die Schlösser Geyselstein und Helfenstein.

[11] Hagelwetter

[12] Juni 23, Sonnwendeabend.

[13] Göppingen

[14] Des Grafen Eberhard.

iederman ging essen und drinken. und pleben des nachtes da. und am suinbent[a]-tag[1] noch dem mal, da zogen wir von dan.[b] und der von Wirttenberg mit uns, und drii meil in ein grosse statt, heißt Esling[2] und gehort zu dem rich. da wart dem keiser groß ere erpotten, und schankt iem da 8 hundert guld[en] und win und habern und ander notturft und ein kopf,[3] und dem jungen[4] 3 hundert gulden, noch ein kopf von achstein.[5] noch musten die von Esling da swern uf dem platz mit ufgerektem eide,[6] der ratt und die gemeine, noch die von Auspurg[7] und die von Ulm desglichen. an frittag[8] noch sunbent[9] da zogen wir von Esling zwo meil in ein statt, heist Stockart,[10] und sitzt da der alt grave Ulrich[11] von Wirttenberg. da ist es gar ein schone lant von win und trau[ben],[c] und kostlich schloß und[d] stede auch wart da dem keiser vil und groß er erpotten. auch hett man da zugericht uf dem hoff einen burnen[12] mit aucht roren.[e] des morgens ran weis wein und nachmittag rott und iederman wer darzu quam, der hat zu drinken gnung. auch hett er in einer grossen witten stoben lassen zurichten ein taffel und daruf setzen vil schons und kostlichs silbers.[f] und da vil disch, und da iederman gesatzt nach sinem statten.[13] und essen und drinken gnung auch asse er selbs an dem disch in der stoben. nach tisch hett her[14] lassen

a sic em., F »S« und dann »winbent«.
b F dem.
c F »traw« und am »w« ein Schnörkel.
d F un. am »n« ein Schnörkel.
e folgt durchstrichen »und iederman der darzu quam«
f sic em., F silberasch, was vielleicht daraus entstanden, dass man »silbersch« sprach

[1] Juni 24, Sonnwendetag
[2] Esslingen.
[3] Trinkgefäss.
[4] Maximilian
[5] Das ist Bernstein und Magnetstein, vgl. Lexer 1. 28 sub »agesteine« und Nachträge p. 12 sub »achsteine« und p. 15 sub »agestein«
[6] Brachylogie, eigentlich »mit aufgereckter Hand« einen Eid schwören, vgl. Schmeller, Bair. Wb.[2] 2. 42
[7] Augsburger und Ulmer natürlich während der Anwesenheit des Kaisers in ihrer Stadt, hier nachträglich erwähnt.
[8] Juni 25.
[9] Das ist Sonnwende.
[10] Stuttgart.
[11] Ulrich V., † 1480, der Vielgeliebte.
[12] = Brunnen (mit acht Röhren).
[13] Stand, Würde.
[14] Wie schon früher gleich »er«.

zurichten in einem witten nuen huße und da ufgehangen schone ducher und da quam herfure sein frauwen,[1] und wart da des nachtes ein danz. da waren an dem tanz fier fursten und ander vill schoner[a] frauwen und jungfrauwen und da pfiffer und drommeter, und der tanz wert piß uf zehenen in die nacht. also gieng iederman darnach an sin gewar[b] an dem morgen[2] gieng man zu kirchen und darnach in einen schonen witten garten da hett er in ein haisen.[4] da hetzt er[c] an vil hund und ließ den jagen, und stieß er vil dott darnider. darnach gieng man zu hoff und bheß zu dem disch, und nach essen uf umb eins, und 3 meil in ein statt, heist Leunburg,[6] und ist grave Eberharts von Wirttenberg. da vor der statt in einem schonen garten da het er uf lassen schlagen sin gezelt und hutten und lang taffel gericht und da vil silber und[7] uf einer taffel. und iederman visch und sussen und sawern win genung. also nach dem[c] wolt der keiser dannoch zwo meil sin gezogen do hilt ien der[d] von Wirttenburg da und das meinst volk was nün furt[e] am morgen[8] gab man aber iederman gnung, und nach essen ritt und des tages zwo meil in ein richstatt, heist Wiell.[9] die erpott iem[f] auch grosse ere und schankten and musten auch sweren und den wegk von Stockart zoch mit die frauwe herzog Albrechts von Osterich witib[10] und schied da von Wyell von dan. ane sant Peters[g] abent[11] zogen wir fier meil uber

a sic em., F schonen.
b vgl. p. 169 Var. *d*
c folgt durchstrichen »keiser«.
d sic em., F den.
e F »furt« mit einem Schnörkel am t, den wir sonst nicht beachteten.
f F »iem« mit Schnörkel am e
g folgt durchstrichen »tag«.

[1] Margarethe von Savoyen, seine 3 Gemahlin, † 1479.
[2] Quartier Vgl. u. a. p. 169 Anm. 8
[3] Juni 26.
[4] Natürlich collektivisch zu fassen: darin (da in) hatte er Hasen.
[5] Mit »er« wol der Kaiser gemeint, während im letzten Satze an den Grafen Ulrich zu denken ist
[6] Leonberg.
[7] zu fassen als »und zwaren«, oder ist etwas ausgefallen?
[8] Juni 27.
[9] Weil der Stadt.
[10] Mathilde, Wittwe des 1463 gestorbenen Albrecht, in 1 Ehe vermählt mit dem Grafen Ludwig von Wirttenberg, dadurch Schwägerin des Grafen Ulrich.
[11] Juni 28.

am walde.[1] da es unsicher was uf dem wald, quam her iem entgegen, der jungk marggrave[2] von Badauwe[a][3], (da gieng sin land ane) und beleit uns des nachtes in ein statt, heist Phortza,[4] und ist ein hubsch statt. da wart dem keiser auch vil ere erbotten. ane sanct Peters tag[5] nacht[b] zugen ein meil, und uf halbem wegk da rast[6] unser frauwe,[7] gar gnediglich da stund der keiser abe. und da geschach ein mart[8] da erstach Herasm[c][9] Luneger ein swert durch ein marschalk[10] von Stopfbach.[11] also wart der da begraben der ander quam davon und des nachtes zogen wir in ein stat, heist Otling,[12] und ist des von Baden. am anderm tag[13] nach essen uf und drii meil gein Baden[14] das ist ein stinkendiu[d] statt und underwegen quam hergegen der alt marggrave[15] und der bischof von Metz[16] und pelaten[e][17] uns in der statt da wart dem keiser und sin lutten wenig er erpotten zu Baden da quamen vil heren, groß ritter und knecht hin und vil potschaft von manigen fursten, und wart da uft ratt gehabt bi dem[f] keiser auch wart da zu Paden getedingt zwischen unsers[g] [herrn[h]] des keisers und des Paltzgraven bi

a sic.
b F nach.
c sic em. F herasm.
d sic em., F stinkenden
e sic em., F prelaten vgl. p. 185 Var. *b*
f F »des« mit Schnörkel am »e«
g sic em., da »zwischen« in unserem Text stets den Genetiv regiert. F unserm.
h om. F

[1] Schwarzwald, die Nagold entlang
[2] Wol Christoph, s. p. 172 Anm. 12. Ist zu schreiben »quam iem herentgegen der j. m.«?
[3] Baden
[4] Pforzheim.
[5] Juni 29.
[6] Das ist »rastete« oder »machte Aufenthalt«
[7] Wol Kunigunde, Friedrichs Tochter, vgl. p. 167 Anm. 12
[8] Mord.
[9] Erasmus.
[10] Vorsteher eines Marstalls
[11] Wol im Oesterreichischen zu suchen.
[12] Ettlingen w. von Pforzheim
[13] Juni 30.
[14] Baden-Baden.
[15] Carl.
[16] Georg, Bruder Carls.
[17] D. i. »geleiteten«

Ryn[1]; und was da sin patschaft und rett, auch von andern fursten vill. es komen noch dahin der hirzog Albrecht und Wolfgangk sin pruder von[a] Beyern[2] es [komen][b] auch dazu zwen marggraven von Rotte[ln],[3c] der alt grave Ulrich von Wirtenberg. auch wart dem bischof von Straßburg[4] da gelehen. und der bischof ist einer von Beyern. der quam gar kostlich dahin mit sin lutten in irem harnesch, und hett da vil gutter ritter und knecht. auch ward iem gelihen am echttag nach sanct Jacobstag,[5] es warn auch bi dem lehen vill gutter heren und graven, ritter und knecht. als[6] unser her[d] der Romischer keiser gieng in siner keiserlichen majestat heruß uf sinen hoff da er zu herberge was. da was der stuel zu nacht vor uf dem platz [gebuet].[e] da trug der von Mentz die keiserlichen kron,[7] der swarz hirzog[8] den apfel,[9] graff von Winsperg[10] das zepter, her Rudolff marschalck zu Bappenhaim[11] das swert. und da an der andern sitten gieng herzog Albrecht von Beyern. es warn[f] auch von fursten der hochgeborn durchluchtig[g] lobsamst furst und her her Maximilian erzhirzog von Osterich, zwen von Munchen,[12] der swarz herzog,[13] drij von Baden,[14] der bischof von Trier[15] der bischof von Mentz, der bischof von

a folgt durchstrichen »Pa«
b om. F, von uns ergänzt.
c F »Rotte« mit Schweif am »e«
d F »here« mit dem von uns sonst nicht berücksichtigten Schnörkel am »re«
e om. F, von uns ergänzt, vgl. p. 172 Zeile 8.
f in F am »re« ein sonst von uns nicht berücksichtigter Schnörkel.
g F corr. aus »durchluchtiger«.

[1] Friedrich I. der Siegreiche, Regent als Vormund seines Neffen Philipp 1449 seit 1451 Kurfürst (als Usurpator).
[2] Wegen Albrecht s. p. 170 Anm 11, Wolfgang † 1514.
[3] Der eine wol Markgraf Albrecht, vgl. p. 196, l. 10.
[4] Ruprecht, Pfalzgraf von Simmern. 1440–78.
[5] August 1
[6] Also
[7] Vgl. p. 172 Zeile 13
[8] Siehe p. 171 Anm. 20.
[9] Siehe p. 172 Anm. 6.
[10] Philipp 1448–1503. hier in Vertretung von Brandenburg, vgl. p. 172 Anm 5
[11] Als Vertreter von Sachsen, s. p. 172 Anm. 7
[12] Albrecht und Wolfgang.
[13] Siehe Anm. 8.
[14] Wol Carls Söhne Christoph, Albrecht und Friedrich.
[15] Johann, Bruder des Markgrafen Carl.

Augstet, der bischof von Ausburg,[1] bischof von Metz;[2] auch von graffen graff Jacob von Lichtenberg,[3] graff von Bitsch,[4] graff von Leyming,[5] graff von Dyerstain,[6] graff von Sultz,[7] graff von Zorn,[8] graff von Wirtenberg,[9] grafe von Montfur,[a 10] graff von Winsperg,[11] graffe von Sunenberg,[c 12] graffe von Assa,[13] graff von Krabatt,[14] graff von Wirtenberg,[15] graffe uß dem Segew,[d 16] graff von Raperstain;[17] auch von hern zwen — her[e] Jorg[f 18], her Wolfgang[19] — schencken

a sic em., F Buschs.

b am »r« ein Schnörkel.

c nachträglich von derselben Hand und Dinte eingefügt anstatt des durchstrichenen »Wirtenberg«.

d sic em., F »Seger« mit Schnörkel am »r«

e Der Gedankenstrich vor »her« und der nach »Wolfgang« von uns zum leichtern Verständniss eingefügt.

f Der 1. Buchstabe des Wortes fast einem C ähnelnd

[1] Johann II., Graf von Werdenberg.

[2] Des Markgrafen Carl Bruder Georg.

[3] † 1481

[4] Friedrich III. 1464—91

[5] Wol Schaffrid (= Gottfried), der 1464/7, Rath des Kaisers und auch 1473 mit in Trier war (nach Ed. Bronckmeier, Genealog. Geschichte des Hauses Leiningen Band 1. Braunschweig 1890, p. 206).

[6] Wol Oswalt, vgl. p. 196 Anm. 10.

Wol sicher Rudolt, † 1487 Sulz u. von Hecamgen. Rudolt war auch in Augsburg.

[8] Das ist Jost Nikol. I. von Zollern (Zollern oft = Zoren oder Zorn), † 1488.

[9] Ulrich

[10] Graf Hugo X., † 1491

[11] Philipp

[12] Wol Graf Eberh. von Sonnenberg, der auf der Trierer Zusammenkunft war (laut Libellus de magnificentia ducis Burgundiae in Trevens visa conscriptus in Basler Chroniken III, 332 ff.).

[13] Etwa Nassau? Vgl. p. 196 Anm. 13

[14] Das ist Karva in Ungarn? Vgl. p. 195 Anm. 5

[15] Eberhard.

[16] Das ist Seegau? Identisch wol mit dem p. 195 Anm. 6 erwähnten Grafen Wilhelm? Siehe dort.

[17] Wol Wilhelm I. von Rappoltstein, † 1507 (nach Rathgeber, Die Herrschaft Rappoltstein. Strassburg 1874 p. 36).

[18] In einer 1478 Mai 30 von seinem Neffen Hans Schenk von Osterwitz ausgestellten Urkunde als verstorben erwähnt. Chmel, Aktenstücke, Band II S. 865

[19] Nicht nachweisbar, ein Bruder Jörgs, Wilhelm, 1478 März 9 als verstorben erwähnt. Chmel a. a. O. S. 846

von Osterwitzs,[a] von Kreydten,[b 1] auch zwen hern [von][c] Stubinberg,[2] auch zwen hern von Polhaim,[3] hern von Zinz[e]ndorff,[d 4] her[e] von Noiperg,[f] her von Geroltzeck,[f 6] auch ander vil gutter ritter und knecht die da waren, der all zal was die al mitzugen, auch bi dem lehen waren

Also[g] lag unser herre der keiser 6 wochen 4 tag[7] zu Paden, und pad,[8] und potschaft und rett von vil fursten und herren da[e] rett marggrave von Brandenburg,[h] des herzog Ludwig[9] von Niddern Beyern, herzog Sigemunts[i 10] von [der][k] Ettsch,[l] auch des herzogen von Burgunien potschaft und viel ander fursten

Also[m] zoch unser herre der keiser am montag nach unser frauwen tag assumpcionis[11] uß zu Baden frü als umb viere, und des [tages][n]

a corr. in F aus »Osterichs« von derselben Hand und Dinte.
b sic.
c om. F.
d F Zinzndorff.
e am »r« ein Schnörkel.
f sic em., F Geroltzer
g in F kein Absatz.
h F Brandenberg
i F Sigemuts.
k om. F
l sic em., F Esch vgl. p. 173 Anm. 1
m in F kein Alinea.
n om. F

---

[1] Nicht nachweisbar, sind etwa die Schenken von Osterwitz auch Herren von »Kreydten«? Aber wo liegt Kreydten?

[2] Der eine war wol Friedrich VI von Stubenberg-Wurmberg. Page beim Erzherzog Maximilian und später Kammerer Friedrichs III. Wurzbach, Biographisches Lexicon, Band 40 (1880). Vgl. p. 195 Anm. 8

[3] Etwa Martin und Sigmund? Vgl. p. 195 Anm. 9.

[4] Vielleicht Christophorus und sein Sohn Georg, oder einer von ihnen.

[5] Vgl. Chmel, Regesten Kaiser Friedrichs III. nr. 6771, wonach Friedrich am 10. August 1473 in Baden einen Erbvertrag der Gebrüder Wilhelm und Thomas von Nenperg bestätigte. Einer von diesen wird hier gemeint sein.

[6] Diebold II. von Hohengeroldseck, † 1499.

[7] Die Ankunft erfolgte am 30. Juni, der Aufbruch am 16. August. Rechnet man den 30. Juni mit, so enden die 6 Wochen und 4 Tage am Abend des 15. August.

[8] »Badete«

[9] Des Reichen.

[10] Herzog Sigmund von Tirol.

[11] August 16.

6 stont[a] gein Straßburg da ein halp mil herdiset[b][1] Reyn quam hergein[2] der bischof[3] von Straßburg gar kostlich mit sinem volk und entphing da und pelat den keiser uber die bruck[c] in die statt. da geet gar ein kostlich bruck uber[d] den Rin, die ist wol besetzt und behut mit luten und mit [pühsen][e][4] und mit zeug[f][5] dazwuschen der prucken und der statt quamen hergegen die burger von Straßburg mit irn platnern[6] und hetten einen wedelichen gezug von geharneschten luten und ein kostlichen schlitten, darin hetten sie hibscher senger, also entpfing[en][g] si den[h] keiser und ging heruß ein kostlich processio von pfaffen und schulern und iglicher orden uß den clostern besunder, und also was der gar vill und wart unser her der keiser gar kostlich entpfangen und in die stat belait, und reit also mit der processio zu dem thum und ging in die kirchen. darnach wart er bei.eit in sin gewar,[7] und wart iem gegeben zwei huser, in einem was er,[8] in dem andern der hochgeborn furst sin sun. die von Straßburg schankten iem[9] vill win, habern, ochsen und schaff, darzu thausent guld[en] und ein kostlichen kopf,[10] und quamen dahin vill potschaft von manigen fursten und heren.

---

a sic em., F mont.

b sic em., F herdisel.

c es folgt ein sinnloses »ul« und dann durchstrichen »uber den Rin« s. Var. *d* und oben l. 4.

d folgt durchstrichen »ul«.

e sic em., F »puts« mit Schwenl am »t«. über dem »u« anscheinend ein »a«.

f F wol »zeug« mit Schnörkel am »g«. es folgt »da haben si von Straßburg ien«, ein vom Abschreiber unvollständig wiedergegebener Satz, von uns deshalb getilgt.

g sic em., F entpfing.

h sic em., F der.

[1] Das ist herdiesseits.

[2] Das ist »entgegen«.

[3] Ruprecht.

[4] Das sind »Büchsen«.

[5] Das ist »geschütz«.

[6] Das sind »Gepanzerte«, vgl. p. 171 Anm. 1.

[7] Vgl. p. 176 Anm. 2.

[8] Nach der Strassburger Chronik lag er »zuvor ungen sant Petter, in der Liechtenberger hoff«, s. die auf Friedrichs Aufenthalt bezügliche Stelle der Chronik in Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, I, 2 p. 206 und 207.

[9] Vgl. p. 174 Zeile 7 ff.

[10] Trinkgefäss.

Zu[a] Straßburg[1] ist gar ein schon kostlich wol erbutte und ein vest statt, da sin auch vil ritter die da burger sin, und graven und ander gutt lute die in der stat wonen. noch der thum in der statt ist gar kostlich erpuett und[2] gar einen kostlichen torn, da man kein[3] niemer mag gesehen, der uf geet zu hochst uf den knopf[4] und ist aller ding sichtig und hat vergnug[en][b] hinuf[5] und darin hangen vil grosser glocken es sin auch gar vill closter und kirchen da und stift, und fleust ein groß wasser[6] durch die statt, daruf haben sie mül, und zogen[7], das in das[8] niemanz gewern[9] mag. sie wolten auch unserm hern keiser nicht swern. do her ir ungehorsam verstund, do macht er sich am frittag nach sant[c] Bartholomeus tag[10] uf mit sinen rittern und knechten und mit sinem lieben son und zoch uß zu Straißburg,[11] und was an der stund zwuschen einen[d] und zwein,[e] und zoge des nachtes wider uber Ryn sechß mill in ein statt, heist Kintzingen,[12] und ist der von Osterich da quamen wir hin bi der nacht am morgen[13] uf umb 8 und des tages zwo mill durch ein

a in F kein Alinea.

b F »ver« und nach Zwischenraum »gnug« mit Bogen über »ug«, wir lesen »vergnugen«

c so gt durchstrichen »Pa«

d F »eine« mit Schweif am »e«

e F »une« mit Schnörkel am »ne«

---

[1] »Zu Strassburge« = Strassburg, vgl. p. 186 Anm. 11 »zu Santt-Nabor«.

[2] Man ergänze stillschweigend »hat«.

[3] = keinen

[4] Den Knopf des Thurms.

[5] Der Sinn ist dieser, ein Thurm, wo man keinen mehr sehen kann, der ganz oben hinauf auf die Spitze geht, während er (der Hinaufgestiegene) alle Dinge sehen kann und Befriedigung durch das Hinaufsteigen empfindet.

[6] Die Ill.

[7] Etwa = »zögen zogen« zu fassen? Der Sinn wäre dann sie bezeugen, können urkundliche Zeugnisse dafür anführen

[8] Die Mühlengerechtigkeit.

[9] Das ist »verwehren«

[10] August 27. Die Notiz der Strassburger Archiv-Chronik (vgl. Code historique etc de la ville de Strasbourg a. a. O. I. 2 p. 206 und 207), die ihn »zinstag vor sant Adolfstag« [August 24] aufbrechen lässt, wird falsch sein

[11] Vgl. über Friedrichs Aufenthalt in Strassburg und die dort gepflogenen Verhandlungen Chmel, Aktenstücke, Band 1, Einleitung S. 54.

[12] Kenzingen an der Elz.

[13] August 28.

schone kostlich gegeitz[1] gein Friburg in Priska. und das lant [ist][a] als der hern von Osterich. auch Friburg ist gar ein kostlich statt und ist vest und woll erpuet. da ist ein hohe schuel und vill studenten. da lag unser her der keiser piß an den siebenten tag.[2] auch ging man zu Friburg kostlich heruß mit der process. und sint da vil closter und kirchen. und hetten auch da ein als[3] grossen gewappetten[b] man den ich als groß me gesach. noch hetten[4] die von Straßburg ein silber man[5] ritten uf einem huß vor dem keiser, als er inzoge in die statt noch die von Friburg detten iem groß ere und schankten iem 6 hundert guld[en], und wart iem da woll erpatten.[c6]

Also[d] am phinstag nach mittag[7] umb druwe da zoch er uß zu Friburg und des nachtes drij mill in ein statt heist Nuweburg.[8] das ligt an dem Ryn, das[9] der Ryn der statt grossen schaden dutt, und ist noch der hern von Osterich da quamen wir noch hin bi der nacht, und am morgen[10] uf umb 8 und drij mill gein Basel.

Das[e] ist ein groß mechtige statt und flust der Ryn mitten dardurch auch gingen die von Basel kostlich heruß mit der process, und da vil heltum und schoner ornet und iglicher ornet der geistlichen besunder. und stunden da under dem thar vil gewappenter lute. also zoch unser herre der keiser in den thum und darnach in des bischofs hoff und lag da zuo[f] herberge, und wart iem auch geschenkt

---

a om F
b sic.
c sic.
d in F kein Almea.
e in F kein Almea.
f F zwo, das tönende »w« von uns durch »uo« gegeben.

---

[1] = Jagdrevier

[2] Das heisst den 7 Tag nicht mitgerechnet Friedrich brach auf am 2. September Nachmittags. Von August 28 bis September 2 sind 6 Tage.

[3] Correspondirend dem folg. »als« so — so.

[4] = hatten.

[5] Wol einen Gaukler in einem mit Silber verzierten Gewand, vgl. eine Mittheilung über einen Gaukler in Frankfurt im Jahre 1543 Quellen zur Frankfurter Geschichte. Band 2 p. 25, 27 ff.

[6] = »Ehrerbietung erwiesen«.

[7] September 2.

[8] Neuenburg

[9] = »so dass«

[10] September 3.

tusent gulden und ein kopf und win, habern, ochsin und kastrany.[1] es quamen dahin vil batschaft und gest, und wart da getedingt mit den Switzern.[2] es was auch da ein legat[3] und vil ander[a] hern und ratt die sich all besameten, also das unser her der [keiser][b] da [bleib][c] biß an den dinstag nach unser frauen tag nativitatis.[4] da herzugegen[5] quam der Petter von Haupach[6] heuptman in Elsas und beleit den keiser da uß, und so er uß zoch, do was es an der stund umb 12.

Da[d] zunehst vor der statt so hebet sich an das Elsas, und zogen des nachtes 6 mill in ein stat heist Ennshaim[7] und ligt in Elsas und ist die heubtstat da underwegen zogen wir durch eins[e] kleins stettlin, das haben die Switzer ausprent[f] darnach zogen wir des nachtes gen Ensham. da wont der Peter von Hagenbach, und ist des herzogen von Burgunien heuptman da warn[g] wir n[u][h] am morgen[8] uf und drij mill in ein richstatt, die heist Kolnburg[9] und ligt in Elsas und ist ein groß statt, und wart dem keiser da große ere erbotten und geschankt. da uf dem wegk zoge er von der strassen

a folgt durchstrichen »lude«
b om F
c om F.
d in F kein Alinea.
e sic.
f F kaum »ausprent«.
g in F am »r« ein sonst von uns nicht berücksichtigter Schnörkel
h F »u«, wozu wir ein »n« ergänzen

[1] Das sind Hammel (ital castrone). Vg. Grimm, Deutsches Wörterbuch 2, 609 und Schmeller Bairisches Wörterbuch ² 1 1306

[2] Betr Ablösung des Burgundisch. Pfandschillings vgl. darüber das Schreiben eines Ungen. an Dr Joh. Gelthaus in Frankfurt 1473 September 18 Uoenheim (Janssen, Frankfurts Reichscorr II nr 459) und die bei Chmel (Mon. Habsb. I, 1 p. 43) gedruckte Aufzeichnung der Räthe Herzog Sigmunds von Oesterreich über ihre Gesandtschaft zum Kaiser

[3] Fraglos Marcus Barbò, Kardinalpriester tit. s. Marci und Patriarch von Aquileja, der auf dem Augsburger Reichstage vom Sommer des Jahres und auf der Trierer Zusammenkunft nachweisbar ist.

[4] September 14.

[5] = »hinzu und entgegen«

[6] Peter von Hagenbach, vgl. über ihn insbesondere C. Chr. Bernoulli, Der Landvogt Peter von Hagenbach (Beitrr. zur vaterländ. Gesch., herausgegeben von der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel N. F. Band 3, Heft 3 Basel 1890).

[7] Ensisheim.

[8] September 15

[9] Colmar, vgl. Oesterley H., Histor.-Geogr. Wörterbuch des deutschen Mittelalters. Gotha 1881 82. Derselbe führt »Coloburg« an.

ein halb mill in ein statt,[1] das ist des bischofs von Straßburg, da ligt Sanct Valtin[2] und darnach zoge er in die statt[3] da in dem land ab nach der linken sitten ist gepirge[4] und kostlich winwahs.[a] und da sicht einer vill ane zale kostlicher slosser und stede, und ist gar eins[b] schons fins lant darnach am morgen[5] uf zu Kolnwurg,[c] und des tages hier miel uber in ein richstatt, die heist Schlitzstatt[6] und ligt zwo mill in dem Elsas. da ward iem auch grosse ere erpotten und stunden[d] darnach am morgen[7] uf und des tages 4 mill uber in ein richstatt, die heist Oberneharn[8] da[e] ein mill davon ist der berg, daruf ligt die heiligen frauwe Sanct Otyli,[9] da in der statt wart dem keiser noch groß ere erpotten.

Da[f] lagen zunehst drij stett bi einander in einer halben mill[10] da in einer lagk der hirzog von Munichen[11], in der andern der swarz hirzog[12] und der von Mentz, der von Wirtenberg, der von Augstett[13] und ander hern

Des[g] andern[14] tags sechs mill. da uf halbem weg in einem velde da hetten sich gesammet die lantleude des bischofs von Straßburg und pelaten[h][15] uns dadurch also zogen wir des tages in ein

a F »winwaxs« corr aus »winwas«
b sic.
c F eigentlich »Kolnwurg«
d uber durchstrichnem »geschankt«
e sic em., F das
f in F kein Alinea.
g in F kein Alinea
h sic em., vgl. p 181 l. 3 177 l. 13, F prelater

[1] Zwischen Colmar und Ensisheim war ein kleiner Landstreifen Strassburgisch, und darin lagen Rufach und Kloster Marbach. Rufach wird gemeint?
[2] Zu erganzen wol »begraben«, aber welcher heil. Valentin?
[3] Colmar
[4] Die Vogesen
[5] September 16.
[6] Schlettstadt
[7] September 17
[8] Oberehenheim
[9] S. Odilienberg w von Oberehenheim
[10] Wol Ober-, Nieder-Ehenheim und Rosheim
[11] Albrecht
[12] Vgl. p 171 Anm 20
[13] Eichstadt.
[14] September 18
[15] = »geleiteten«.

stat, heist Zagarn,[1] und ist des von Straßpurg, und der bischof was selbs da. und der keiser lag in sinem hoff und dett iem[2] da groß ere. also am morgen[3] uf umb 8 uwer[a] und des tages 5 mill uber ein walt,[4] da es unsicher was. und was da vast zu besorgen, der Paltzgrave[5] wer' [da[b], da wir zu]nehst fur siner[c] slos eins ziehen musten und darnach zogen wir in ein kleins stettlin, das ist des graven von Zaberden[d][6] und heist Sarberd.[7] da dett der grave nach[8] vast nach sinem vermogen. aber die hofflute musten zumeinst in die torfer rijtten, und es was nacht

Darnach[e] am morgen[9] uf und des tages 6 mill. da von Sarberd ein mill an ein wasser,[10] do hebt sich an des herzogen lant von Lutringen da als zwo mill stost heran des koniges von Franckrich lant, und verkert sich da di sprach und ist nit Deutsch. darnach zogen wir woll ein mill bi der nacht in ein stat, heist zu Santt-[f] Nabor [11] da musten die hofflute aber wol ein halb mill uf die dorfer ziehen. da lag der keiser in der statt[g] biß an den fierden tag,[12] das widderumb potschaft von Metz quam, wan die von[h] Metz [in][i] nicht in wolten

a I »uwe« mit dem »er« oder »re« bedeutenden Schnörkel am »w«, das aus dem »u« entwickelt und consonantisch zu sprechen ist.

b »da – zu« von uns ergänzt.

c sic ein. F sinen.

d F eher »Zaberdn«.

e in F kein Alinea.

f sic.

g in F folgt durchstrichen »pe«.

h sic. em., F vom.

i om F

[1] Zabern.

[2] Seil. der Bischof dem Kaiser

[3] September 19.

[4] Vogesen

[5] Friedrich der Siegreiche, den der Kaiser als Usurpator in der Kurwürde betrachtete.

[6] Johann III. von Saarwerden 1470—1507

[7] Saarwerden.

[8] D. i. »noche«, = »noche oder »auch«, vgl. z. B. p. 183, l. 7.

[9] September 20.

[10] Wol die Rode, Nebenfluss der Saar.

[11] S. Avold a. d. Mosel.

[12] Bis September 24, man ergänze vor dem folgenden »das« stillschweigend ein »bis«

lassen als mit vill volks. darnach am samstag[1] frue uf umb fier uwer dahin zogen 6 mill gein Metz. da ein mil von der statt da quamen die von Metz iem entgegen uf dem felde als uf zwein hundert pferden die warn zumal gar kostlich in irm harnesch und die schonsten pferde, und hetten drij hunfen[2] und den kostlichsten harnesch und kostlicher spiess[3] und platner.[4] also beleitten sie den keiser in die statt gar kostlich daher uß der statt quam man gar kostlich mit der process und entpfing ien gar wirdiglich und ratt[5] da in die statt under dem himmel,[6] das trugen die besten fier als sie da waren

Item[a] Metz ist gar ein groß und[b] mechtige statt da in der stat sitzen woll 32 ritter und sin gar mechtig die schenkten dem keiser 15 hundert g[ulden] und ein guld[en] kopf, 32 ochsin, hundert schaff, 32 vas wins, 32 wegen mit habern, dem jungen heren ein kopf und darin 6 hundert guld[en] 4 ochsin, 32[c] schaff, 10 wegen habern, 10 vas wins, und allen hoffluten vill ere erpotten die mechtigkeit zu Metz kan man nicht ersagen, und ist vast uf das allerwolfelist[7] da von aller zerunge, und vil hubscher Franciosien, wan es nicht Dutsch da ist. jedoch sin die Ostericher mee da geert warden dan in einer Dutschen statt.

Item[d] der hirzog von Lottringen[8] hat[9] die stat willen zu gewinnen an dem karefrittag[10] in dem jar,[11] und sin da siner lut vil hinein in die statt komen und all zu tode erslagen worden, davon

---

a in F kein Alinea.
b F un,
c folgt durchstrichen »ochsin«.
d in F kein Alinea.

---

[1] September 25
[2] Haufen, vgl. p. 190 nr 14.
[3] Spiesser, mit einem Spiess bewaffnete Leute
[4] Mit Harnisch gepanzerte Leute.
[5] D. i. »reit«, = »ritt«
[6] Baldachin.
[7] Das ist »allerwohlfeilste«
[8] Nikolaus, † kinderlos 1473 Juli 24 Ueber das im folg. erwähnte Ereigniss vgl. den ausführlichen Bericht in »Gedenkbuch des Metzer Bürgers Philippe von Vigneulles aus den Jahren 1471—1522.« herausgegeben von H Michelant (Bibl des Litterar Vereins in Stuttgart Stuttgart 1852) p. 3—6
[9] Das ist »hatte«.
[10] April 16.
[11] Der in der drittletzten Anmerkung erwähnte Bericht verlegt (a. a. O. p. 4) den Ueberfall auf den 9. April.

vill zu schriben wer. also es nicht geschehen ist. darnach durch scnckung[1] der von Metz ist dem herzogen zu hant[2] vergeben[3] warden, wan[4] er mit hilf des koniges von Franckrich, der sin vetter[5] was, sich für die statt geschlagen[6] wolt haben. also geschach das, und woll funfzig tusent man [sie][a] bei einander hetten etc.

Item[b] die von Metz wolten den herzogen von Burgunien[c] in die statt nicht lassen, wan[7] er und der keiser da zusamen komen solten sin.[8]

Also[d] am montag vor sanct Michelstag[9] da hub sich uf der[e] [keiser][f] zu Metz und zoch des nachtes 6 mill. da underwegen kumpt man zu einer statt, die heist Dyetenhaim[10] und ist des hirzogen von Burgunien. da vor der statt hett er[11] ein kostlich wagenpurg, oder er was selbs nicht[g] da und warden da ufgeslagen vil zelt und nutten und beslossen.[12] davor stunden vil grosser bussen. also zogen wir durch die statt (aber der keiser zoch mit etlichem volk ein halbin[13] des wassers ab, wen[14] daher vor Metz uß Franckrich[h] kumbt ein schiffrich[15] wasser das da fluest, und heist die Musel.)

a om. F
b in F kein Absatz.
c sic.
d in F kein Absatz.
e es beginnt in F mit »der« neue Seite, auf »dere« folgt überflüssiges »uf«.
f om. F.
g F nichts.
h folgt durchstrichen »krump«

[1] Das ist »Veranlassung«
[2] Das ist »zu bald«
[3] Das Verbum »vergeben« mit Dat. v. bedeutet »vergiften«. Der p. 187 Anm. 8 gen. Bericht erwähnt die Vergiftung nicht.
[4] Das ist »denn«
[5] In weiterem Sinne »Verwandter«
[6] Das ist »ziehen vor die Stadt«
[7] Das ist causal »da«
[8] Vgl. Lindner, Ltz., a. a. O. S. 41 ff. Karl verlangte, dass ihm ein Thor der Stadt zum Einzug und Auszug stets offen stehen solle.
[9] September 27
[10] Diedenhofen.
[11] Der Herzog
[12] Der Satz ist »wurde abgeschlossen als Wagenburg«
[13] = »auf der einen Seite, jenseits«
[14] = »wann« »denn«
[15] Das ist »schiffbar«.

also in der stat[1] uf dem platz do hett er[2] lassen puwen ein galgen, daran er etlich gehenkt hett.

Also[a] zogen wir des nachtes in ein statt, die heist Zworg[b][3] und ist des nuwen herzogen[4] von Lutringen, wan der hirzog von Lutringen ein grave von Wymarn[5] ist, und das recht geschlecht der hirzogen von Lutringen abgangen ist mit dem vergeben ist warden[6], und gar ein hubscher her gewesen ist.

Also[c] an sant Michelstag abent[7] zogen wir 6 mil und quamen[d] gein Tryer. da es nü nacht was uf dem felde, quam erentgegen[8] der bischof[9] und der jung marggrave[10] von Baden mit einem hubschen gezugk als uf zwei hundert pfert und[e] beleitten uns in die statt. also ging man gar kostlich heruß mit der process, und der keiser zoch darnach in des bischofs palast. also am mittage[11] quamen die mer, der herzog zoge daher, des doch nicht was, wan[12] iederman uf was. also an dem pfinstag[13] da quam der Peter von Haynpach,[14] der sagt, er[g] kam. also warden uf all tursten mit dem keiser und graven, ritter und knecht uf das kostlichst. der keiser hett an ein

a in F kein Alinea.
b sic, als »Zworg« zu nehmen.
c in F kein Alinea.
d von hier an beginnt die 2. Hand breiter zu schreiben bis p. 190 Var. *e*.
e folgt durchstrichen »ps«.
f sic.
g sic em., F es.

[1] Diedenhofen.
[2] Karl der Kühne.
[3] Wol Sierck a. d. Mosel, damals Lothringisch.
[4] Renats II.
[5] Das ist »Vaudemont«. Renat war Graf von Vaudemont.
[6] Vgl. p. 188, Anmerkung 3.
[7] September 28.
[8] Das ist »oberentgegen« = »entgegen«.
[9] Johann, Onkel des jungen Markgrafen.
[10] Karls ältester Sohn Christoph, vgl. das von Moltzer, H. E., abgedruckte Gedicht über die Trierer Zusammenkunft: Frederic III en Karel de Stoute te Trier 1473 (in Bibliotheek van Middelnederlandsche Letterkunde 44. aflevering, Groningen, Wolters. 1891 auch separat) p. 11 Vers 34.
[11] September 29.
[12] = »als«.
[13] September 30.
[14] Hagenbach, vgl. p. 184 Anm. 6.

guld[en] rock und ein[a] kostlichen kranz[1] an dem hals, der jung herre ein[b] silbern schube,[2] der von Mentz ein[c] sammant,[3] der von Metz[4] ein samant, der von Augstet[5] ein[c] sament, der von Trier ein[c] sament, herzog Albrecht von Munichen ein perlin mantel und von edelem gestein, der von Wirtenberg[6] ein gulden rock, der Durksch[d] keiser[7] ein gulden schuben, und sin beslahen[b] selbir gar kostlich. auch all ander graven und herren uf das kostlichst. also zoch man zu Tryer an der stund umb zwolf uber die bruck als ein halb mill. da schickt[9] man iederman an sin statt.[10] und der hirzog hielt en halm[11] eins grabins. da was ein weißfelt[12] vast ein halb mill. da schickt er sin folk selbs. also es nu geschickt was, da zoch der keiser hingegen. also zoge er[13] her mit einem kleinen hunfen[14] gegen dem keiser, und sin trumetter und herolzs[e] vor[f] im, und er in sin ganzen harnesch was, und er uber den harnesch an hat ein mantel den niemanz erschatzen kundt. aber der kaiser het in geschetz siebenzig tusent[g] gulden und was der mantel zu beiden sitten uffen und ging

a neben »ein« als dem Schlussworte in der Zeile am Rande ein Zeichen (2 K.), denen die 2 unten Var. *g* erwähnten Anführungsstriche entsprechen.

b folgt durchstrichen »jung«.

c sic em., F in.

d sic em., F Dutsch.

e hier endet die grössere Schrift der 2. Hand mitten auf der Seite, deren untere Hälfte leer bleibt.

f hier setzt die 1. Hand wieder ein, s. Quellenbeschreibung p. 166.

g am Rande ein Zeichen (2 Anführungsstriche), welches dem oben Var. *a* erwähnten entspricht.

[1] Das ist ein mit Edelsteinen besetzter Kranz.

[2] Das ist ein langes und weites Ueberkleid.

[3] Das ist Sammtgewand.

[4] Bischof Georg.

[5] Bischof Wilhelm.

[6] Eberhard, vgl. das von Moltzer a. a. O. (s. oben p. 189 Anm. 10) abgedruckte Gedicht Vers 70 und Libellus de magnificentia ducis Burgundiae in Treveris visa conscriptus (Basler Chroniken III, 332 ff.) p. 357.

[7] Der uns schon bekannte Prinz Calixt Osman, vgl. p. 167 Anm. 15.

[8] Das ist »bekleidet«, vgl. Lexer, 1, 218: sich in einen mantel beslahen.

[9] Das ist »ordnet«.

[10] Das ist »seinen Platz«.

[11] Das ist »enhalben«, = »jenseits«.

[12] Weizenfeld.

[13] Der Herzog.

[14] Haufen.

biß uf den sadel. also entphingen si anander. aber der hirzog staindt nicht ab gegen im, aber die[a] andern fursten und bischef stonden al abe gegen[b] dem hirzogen also was bukeln[1] und trumetten, und ein groser staub das schier nimanz gesehen mocht. alzo zoch man in die stat, und quam ein groß regen,[2] und wert[3] es[c] nu, zehent[4] das der keiser und der hirzog in die stat quamen,[e] umb acht uern[f] in die nacht, und worden da fiel facceln[g] und liecht. also auf dem platz nammen si[h] urlaub. der keiser rait in sinen palast,[5] der hirzog fur die stat ein armußschusse[6] in ein closter.[7] da zwischen der stat und des closters do worden aufgeslagen vil zelt und hutten und ein wagenburg vor dem closter und[8] hette viel grosser buchsen, und lag da sin fulk, das da vor im vil kamen was und nach im quam aber uber 6 dusent man hat er nicht da gehabt. aber in 10 moeln[9] umb in stetten, markten und dorfern ist es als wol gelegen. also am sampstag[i][10] umb eins noch mittag da quam der herzog herin in des keisers palast und hett an im [ein][k] gulden rock und daruber sin hirzogen kappin[11] und am hospel[m][12] in dem huet und an dem linken

a am Rande von einer wol dem 16. Jahrhundert angehörenden Hand NB.
b folgt durchstrichen »im«
c »es nu« von uns em., F wol »nenu« mit Punkt über »ne«
d sic em., F zehen.
e F vielleicht »quomen«.
f F wern, das »w« durch »u« von uns gegeben, vgl. u. a. p. 166 Var. *e*
g F facein.
h sic em., F sich.
i F samptag.
k von uns ergänzt.
l F arm.
m sic em., in F eigentlich »hopsrel«, jedoch undeutlich und anscheinend corr

[1] Pauken (Weiterbildung von »buken«).

[2] In dem pag. 189 Anm. 10 angeführten Gedicht heisst es Vers 159 und 160 her wert donker ende spade, oic regender, dat was schade.

[3] Das ist »wahrte«.

[4] Das ist »zehante«, = »soba d als«, vgl. Lexer 3, 1041 f.

[5] Den Palast des Erzbischofs, vgl. u. a. Krause, Beziehungen zwischen Habsburg und Burgund bis zum Ausgang der Trierer Zusammenkunft v. J. 1473, p. 51

[6] Armbrustschuss

[7] S. Maximin, vgl. Krause a. a. O. p. 51

[8] Man ergänze »er«.

[9] Meilen

[10] Oktober 2.

[11] Mantelartiges Kleid (seinen Herzogsmantel), vgl. Lexer 1, 1513

[12] Das ist »haspel« = fibula oder Spange, s. Lexer 1, 1194

knie ein lilgen[1], die nimanz erschatzen kunde und als bi[2] hundert zu beiden siten gangen mit gewerhaftiger hant mit pog[i]n[a], helmbarten und spissen dieselben hatt jeder zwei phert und must des nachtes vor siner kammer sin hutten und plegen. und wo er geit oder rit (zu kirchen oder wo daz ist), so mussen sie aussen warten. also des nachts[3] was er ein stundt in des keisers hoff in dem rait etc.

Item[b] er hat 12 darehutter, item 12 herolnz, 16 trumitter und basuner, item 24 cantores zu kirchen, und hat der ider am tag ain Runschen[c][4] gulden, item 6 cappelan die im alle tage messe lesen, und hort alletagenst.

Item[d] er hat 24 grafen, marggraven und herren, do er al tag vor essen in den rait geet, item 34[e] knaben von grafen, hern die al gulden rock an trugen taglich, die sin sin druchses etc

Item[f] am sontag[5] darnoch da reit der keiser hinuß in das her und in das closter und ward da zu rat biß noch vier uer[g] noch mittag. also sas der keiser zu obrest, an der rechten siten der von Mayntz, darnoch der von Tryer, an der linken siten der herzog uß Burgunden also hette er ain doctor,[6] der rit[7] und pracht fur sin clag und ander sin nottdurft uber den kunnig von Franckrich[8] und den konnig von Cecilia,[9] und ritt der doctor latein, und wird[10] sin furbringen wol vier stund, das er, ain[11] ein ander, rit. also ward es

a F »pogn« mit Schnörkel über »gn«
b in F neue Seite und Alinea
c sic
d in F Alinea
e folgt durchstrichen »pwb n« mit »n« über »w«, das ist »puwbin«
f in F Absatz
g F wer das tönende w von uns wie sonst durch u gegeben

[1] Lilie.
[2] »als bi« = gegen.
[3] D. i. hier = »Nachmittags«
[4] Rheinischen
[5] Oktober 3
[6] Wilhelm Hugonet, Burgundischer Kanzler, vgl. Krause a. a. O. p. 52
[7] Das ist »redete«.
[8] Vgl. Krause a. a. O. p. 52.
[9] Renatus II., Herzog von Lothringen, Titularkönig beider Sicilien. Ueber Karl's demselben feindliche Pläne s. Krause a. a. O. p. 42. 3 ff.
[10] Das ist »währte«.
[11] Das ist »âne« »ohne«

des nachts aufgeschobin biß an den erchtag.[1] do reit unser her der keiser aber hinuß zu im und was aber zu rat disen tag. also bat der hirzog den kaiser zu huse und leid[2] in an den phingtag.[3] da was bestellet alle ding auf das kostlichst.[a] da quam der keiser hinuß und was da zu kirchen do hat der hirzog lossen bereitten den altar in der kirchen mit ganz guld[in] zwolbotten[4] und crutz, das man den altar schetzt[b] uber umb zehenmal hundertdusent gulden und woren der pilde achtzehen und die schonests dach, und ducher als wit die kirchen was, und in allen gemachen in dem closter des tags erscham sein mechtikeit[c] wol etc.

Item[d] so es nun zu kirchen fruwe was,[5] da was bestelt in einem lusthuß taffel[e] und tisch, und ein teffel[f][6] aufgemacht, da[g] stand golt kandi,[7] flaschen und scheirn,[8] kopf,[9] zwai schiff,[10] sechs angehawen[11] credenzvas, das aber das geschatzt ward uber umb zehenmalle hundertdusent[h] guld[en] und der gold und silber[vas] auf der tafeln nutz man kains mit etc.

a F kostlichs.
b über dem »e« ein von uns nicht berücksichtigter Strich oder Schnörkel.
c F muchtikeit
d in F neue Seite und neuer Absatz
e F taffl.
f F teffl über »e« ein Schnörkel, in dem ein »u« verborgen, nicht berücksichtigt oder etwa »teufel« (= tautel) gemeint?
g sic em., F das.
h sic em., F hundertdusent
i om. F

[1] Oktober 5
[2] Das ist »lud ein« (= lauete).
[3] Oktober 7, vgl. u. a. Krause p. 53
[4] Den 12 Aposteln, vgl. u. a. das von Moltzer abgedruckte Gedicht Vers 396 die 12 apostolen van gouwe
[5] Der Sinn ist wol: im Hinblick auf die frühe Zeit der Messe war nach derselben ein Essen angerichtet
[6] = Tafel.
[7] Das sind »Kannen« (kanne, kante), vg. Lexer 1, 1510.
[8] Becher, vgl. Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch 2, 2, 170b und Lexer 2, 762 sub »schare«
[9] Becher
[10] Ein Trinkschiff, Gefäss zum Trinken in Gestalt eines Schiffes. Vgl. Du Cange, Glossarium mediæ et infimæ latinitatis (Niort 1883—1887) 5, 580 und Alwin Schultz Höfisches Leben zur Zeit der Minnesinger 2 Aufl. 1, 381
[11] Gefässe mit eingelegter Arbeit (wol ciseliert).

Item[a] an der ob[e]rn taffel[c] sas der keiser allain, der herzog zu amer seitt, der von Maintz, der jung her[d] und herzog Albrecht[e] von Pairn bi einandern

Item[b] ander[s] zwo[d] taffeln under in:[f] der marggrave von Baden,[g] sin zwen son,[6] darnoch der von Wirtenwerg,[7] der Durens keiser[8] und die bischof, darnach graven und herren, iderman darnach[9] her[10] edel was.

Item[i] nu da iderman zu tisch sas, da gung man zu küchen.[8] der erst[11] vor dem essen das waren sin trumeter,[12] darnoch sin leute die sin warten in den harnesch, darnoch sin turhutter, darnoch als bi funzen[b][13] in gulden und silbern rock, darnach etlich in plabin[14] samatten[15] rocken, die hetten al vor an in[16] rotte kreutz, darnach sin

---

a in F Alinea.
b in F Aanea
c F an der
d sic em. mit Hulfe von Note 1, F dra.
e sic em., F Bayern.
f in F Alinea.
g sic em., F kirchen.
h sic em., F anschemend »funczkn« mit einem »n« über dem »n«

[1] Aus Vergleichung der von Bernoulli (Basler Chroniken 3, 333—339 und 363) zusammengestellten Berichte, sowie desjenigen Knebels (Basler Chroniken 2, 31—33) und des der Sächs. Gesandten (Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit, N. F. Jahrg. 11 (1864) p. 239—240, vgl. auch Camel Mon. Habsburg. 1, 1 p. 57) ergiebt sich, dass drei Tische vorhanden waren, und dass deren Stellung eine tafelförmige war, in der Mitte der obersten Tafel sassen der Kaiser und der Herzog von Burgund neben einander, ferner befanden sich ausser andern Fürsten an ihrem Tisch auch die von unserem Bericht erwähnten drei Erzbischof von Mainz, Maximilian und Albrecht von Baiern.

[2] Maximilian.

[3] Vgl. u. a. p. 170 Anm. 11.

[4] Das heisst unterhalb der vorher Erwähnten, und zwar sassen daran vgl. die Theilnehmer an den in Anmerkung 1 angeführten Stellen.

[5] Karl.

[6] Christoph, Albrecht.

[7] Eberhard.

[8] Vgl. u. a. p. 167 Anm. 15, p. 169 Anm. 14.

[9] = je nach dem.

[10] = er.

[11] »der erste« = »zuerst«.

[12] Sie gingen also zuerst vor dem Essen her.

[13] Das ist funfzehn, oder funfzig?

[14] »blauen«.

[15] Das ist »von Sammete, »sammtenen«.

[16] Das ist »vorn an sich«.

pubin[1] in gulden rockin, darnach sin herrolz in ganz guld[en] rocken mit silbren steben und ain teil vorgolt, — und woren[a] die stebe eins arms groiß,[2] daran stond[en] gar kostlich sin wappin und sine lant; und der[b][3] woren zwolf und die darehutter-steub waren der geleichen — darnach graff Hawig[c][4] von Werdinwerg, der ging vor dem essen der erst. drugses[d] was graff Andree[5] von Krabatten, der ander graff Wilhallm[6] uß dem Seug[ew],[e][7] her Fridrich[8] von Stubinberg,[f] her Martt[9] von Polhaim und ander, darnach des kaisers drugsessen. und warden da tragen zu tisch 46 essen, und werd das[g] essen [bis [h] umb zwoi nach mittag und als oft man essen in den sal trueg,[i] so was pawk[e]n und trummetten,[k] und stand[en] da vor der tuer,[l] di da hutten,[10] vill guotter gewoppenter lute. also nam[m] daz male ain end.[n] und harnach raitt]derman und der Keiser zu hoff,[11] und quamen nicht aüer[12] zusam biß an den erchtag[13] darnach. da quam der herzog in des kaisers hoff und warden da aber zu rat etc.

---

a sic em., F worden

b folgt durchstrichen »nach«

c F fast »Halbig«.

d F daugses.

e F »Seg« mit Schnörkel am »g«, der sonst »er« bedeutet, über dem »e« ein »n« mit Schnörkel.

f über dem »u« der ersten Silbe ein von uns nicht berücksichtigtes »n«

g sic em., F »dag« als viertes und letztes Wort in der letzten Zeile auf fol. 11*a*, 11*b* beginnt dann mit »essen« und zwar mit grossem Anfangsbuchstaben, fehlt etwas?

h om. F

i F trweg.

k sic em., F kammetten

l F twer

m sic em., F man.

n F end.

---

[1] Vgl. p. 192 l. 13 f. und Var. f. dort die sin sin druchses

[2] Das ist »dick«.

[3] Scil. wol »Landestheile«?

[4] Haug von Werdenberg, vgl. über ihn Franz Wiedemann, Die Reichspolitik des Grafen Haug von Werdenberg 1466—86. Greifswald. Diss. 1883.

[5] Identisch mit dem p. 179 Note 14 erwähnten?

[6] Uns unbekannt geblieben, vgl. p. 179 Anm. 16.

[7] Seegau?

[8] Vgl. p. 180 Anm. 2.

[9] Vgl. p. 180 Anm. 3.

[10] »die da hüteten«

[11] Das ist in die bischöfl. Pfalz

[12] »Abermals« (aver).

[13] Oktober 13

Item[a] am montag[1] vor[b] sanct Ursula tag da hett der hirzog siner pesten diner lossen zuricht[en] sich auf das kostlichst[c] mit vordagten[2] hengsten und darauf ganze geliger[3] und sew[4] in kostlichen harnesch von fuess auf, und da[5] ziehn in ein weits veld und het da hinuß lassen[d] fuern[e] wol zehen grosser pugsen, und der plattner[6] waren[f] auf jeder sitten zwolf und mest[e]n[g] mit ander thrivirn[h7] und slahen also sew nun geschickt warden, da sew zusamb hengten,[8] da plies man auf[9] und liß die pugsin ab. also ranten sew zusamb und worden wol vier oder funf dernider gerant. und was da in dem rennen marggrave Albrecht[10] von Rottli,[i] grave Oswolt[11] von Tierstain, auch jungheren[k12] und ander viel gutter leut, auch ein graff von Assaw.[13] da ward dem hirzogen siner besten diener einer errant,[14] und plibin da zwen kostlicher hengist an der stat, und darnoch der

a in F Alinea
b F eher »var«.
c F kostlichs.
d folgt. wol durchstrichen, »hin«
e sic em., F »swern« Das tönende »w« von uns durch »u« wiedergegeben
f sic em., F ward
g F mestn.
h sic em., F thririn
i sic.
k so wol zu lesen, in F die zweite Silbe undeutlich und die erste fast wie »ming«
l F den

[1] Oktober 18.

[2] Das ist »verdeckten« (mit Decken und Harnisch).

[3] »geleger« ist ein Pferdeschmuck (Schabracke), ohne dass sich dessen Art genauer bestimmen lässt, vgl Westenrieder, Beiträge Band 3, 127 »und es hett an ieder ros auf im ain perleins geleger« »des kunigs« (Matth. von Ungarn) »ross hett ain geleger von perlein, gold und edelstain«

[4] = »sie«

[5] Man ergänze etwa »hess er sie«.

[6] Geharnischte, vgl p. 171 Anm 1

[7] Der Kampf a triviers (= travers).

[8] Das ist »gegen einander stürmten«

[9] Scil. zum Signal.

[10] Vgl p. 178 Anm. 3

[11] Vgl p. 179 Anm. 6.

[12] Edelknaben, Junker

[13] Wol ein Graf von Nassau? »vonassaw« stand vielleicht in der Vorlage. An dem Essen nahmen Theil Adolf und Philipp von Nassau (vgl. die in p. 194 Note 1 citirten Stellen). Vgl. auch p. 179 Anm. 13.

[14] Hier = »überrannt«.

dritt an[a] der stat der[1] auch pelaib, und sew das pest mit slahen an einander tetten. also [nam][b] es zu dem mal [ein[c] end], und zoch darnoch iderman an sin gewer[2] auch hatt er lossen bi der strossen, so unser her der keiser und iderman zwischen[3] des kloster und der stat euntis in dem her henult[d] an ain nuspein[4] und phaffen und frawen wen er an dem wenigsten unrecht fund[en] hatt; ver darin kain schanung gehabt und unser her der keiser swore petten. die weil der kaiser pei im in[e] dem closter zu ratt was, die weil lies er di pei dem weg hengen da der keiser hinein nach[f] [der][g] statt raitt, do muest[h] fur sew[6] reitten. er[7] liess si[b 8] auch des andern tags ganz nakatt[i] awß ziehen etc.

Auch[k] an aller heiling abent[9] da was er ganz peraitt, und sein wegen[10] all von den[11] geschickt, und er des abünz[l] auch von dan wolt sein, also raitt der keiser hinawß zu im, und worden da zu ratt, also das sew eins wardi[m] und darnach in 5 tagen[12] gepawt[n] wart

a sic em., F in
b om F
c »ein end« om. F, von uns ergänzt.
d F »henult« mit 2 schrägen Strichen über »u«
e sic em., F an.
f sic em., F auch
g om F
h sic em., F .u.
i über dem ersten »a« ein hier wo. bedeutungsloser Ueberstrich
k in F zwar neue Reihe, aber kein Absatz beabsichtigt.
l in F über »u« zwei schräge Striche, von uns durch zwei Punkte (ü) wiedergegeben.
m sic.
n sic em., F gepairt.

[1] Das ist = »dar« (dort).
[2] = Quartier Vgl. u. a. p. 169 Anm. 8, p 176 Anm. 2, p. 181 Anm. 7.
[3] Die Stelle »zwischen des k.oster — swore petten« ist völlig verderbt. Man könnte nach »stat« ein »reuten muesten« einschieben, anstatt »euntis« »menic« und für »henult« »henken« (hängen) lesen, aber die Sache ist zu problematisch und unsicher
[4] Nussbaum.
[5] Man ergänze: der Kaiser
[6] Das ist »an ihnen vorbei«
[7] Der Herzog.
[8] Wir emendiren »si«, da von mehreren Personen die Rede zu sein scheint.
[9] Oktober 31
[10] Wagen.
[11] »dannen«.
[12] Bis November 15 also.

am stuel,[a1] und am sampstag[b2] nach aller heiling da wardt im gelehen und gar kostlich, und het viel kostlicher gewoppenter leut, auch wol zwai hundert die vor sin[3] zuigin[4c] in selbirn[d] roken,[e] [di][f] waren[g] plab[5] und sein kostlich [orniret][h], und per[eit]ent[6] den stuel mit pawken[k] und mit treumeten. also raitt er[7] und quam fur den stuel in sein kostlichen herzogen klaid und was zumal gar kostlich und hett ein krenzel[l] umb am hud, das schetzt[m] [man][n] uber hundert dusent guld[en]. und das lehen geschacht bi dem licht, da iß ganz nacht was. und also darnoch reit iderman an sin gewar.[8] darnoch worden sie off[9] zu rat, und wart da betracht, das der herzog scholt kong[o] sein worden, und wart der kuning[p]-stuel in dem thaun[q][10] bi dem fordern altar gemacht. und also wurden sie uneins in ir deidung,[11] und was gar snel und bal[d] abgeslagen an Sanct-Kathrinen abent[12]

a über dem »u« ein von uns nicht berücksichtigtes »n« mit Schnörkel
b F samptag.
c F zwigin.
d sic em., F selbin
e F »roknd« und am »d« das sonst »us« bedeutende Sig.e
f von uns ergänzt aus dem in vor Var erwähnten »de« und dem Schnörkel am »d«
g sic. em., F warden.
h so zu lesen? F »vent« oder »ornu«, über dem 2. Buchstaben ein »u«, und der letzte Buchstabe nur halb anschemend.
i sic em., F perment
k F pawkrn.
l F eigentlich »krenumczel«.
m F schetz.
n om. F.
o sic.
p sic.
q sic.

[1] Von dem aus November 6 die Belehnung Karls mit Geldern erfolgte, vgl meine Ausführung in Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Jahrgang 1891 Heft 3 p 85 Note 4.

[2] November 6, s. vor Anmerkung.

[3] Das ist »sind«

[4] Das ist = »zuigine« (gezogen).

[5] Das ist »blaue«, also wol mit Silber verzierte blaue Röcke?

[6] Das ist »sie bereiteten«, vgs. p. 172 l. 10.

[7] Karl.

[8] Vgl p 197 Anm 2

[9] Das ist »orte«.

[10] Dem Dom, ich verweise auf die von mir in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft abgedruckte Urkunde Jahrgang 1892, Heft 3 p. 81—83

[11] Verhandlungen.

[12] November 24

da wolt unser her der keiser von dan gezogen sin. also quamen sie widder zusamen, und die sage ist gewesen, darumb iß nicht vorgangen ist der hat d[a]z anders haben wolt, wan[1] iß fore betracht ist, und unser her im zumal vil darumb nachgegebin hatt[2] also scheden sie abe mit vast inanigung.[3] an Sanct Kathrinen morgen,[4] fruwe vor tag, da blies[a][5] man uf und der keiser hort messe und an das schiff, und fruwe von[b] dan. darnoch d[a]z hofegesindt must reitten uber lant biß gein Kobelentz 15 mile, und der keiser fore uf dem wasser,[6] da hat er 32 mile.[7] also [blies[c] man] [bi][d] dem[e] hirzogen auch auf und zoch auch des dags[8] von dan, und was gar kostlich in sine[m] harnesch gewesen. zu Kobelentz was der keiser uber nacht[9]. und ist gar ein hubsch stat und ein sloß und ist des bischofs von Triere und lit an dem Rine. darnach fore der keiser aber[10] uf dem Rine zwolf mile bis gein Co len,[11] und die pherde uber lant. 4 mile ob[12] Collen an dem[f] Rine da logen zwei felde[13] der lantgrave von Hessen und der bischof von Coln[14] und hatten fiel volgs zu beiden sitten. und des dags wir fur sie zogen,[15] da hetten sie ein vormessens[g][16] slaen[17]

a sic em , F bleub.
b F won.
c »blies man« von uns em , F bisman.
d om. F
e F den.
f F den.
g sic em , F vormesses.

---

[1] Das ist »also«.
[2] Vgl. Deutsche Zeitschrift etc. a. a. O. p. 85 Note 2
[3] Das heisst »nur starker Uneinigkeit«.
[4] November 25
[5] Das ist »bliess man auf zum Aufbruch«
[6] Der Mose
[7] Wegen der vielen Krummungen welche die Mosel macht
[8] November 25
[9] Etwa die Nacht vom 27 auf 28.?
[10] Das ist »abermals«
[11] Köln.
[12] Das ist »oberhalb«,
[13] »Heerlager«
[14] Ritterschaft und Kapitel von Köln, geführt vom Landgrafen Hermann von Hessen, lagen in Streit mit Erzbischof Ruprecht von Köln, vgl. a. a. die von mir a. a. O. abgedruckte Urkunde p. 81—85
[15] Das ist an ihnen vorbei zogen.
[16] Das ist »vermezzenez« = »kühnliches«
[17] Schlagen.

mit emander, aber der lantgrave wart uß dem felde in ein stat heist Puin,[a1] und lit an dem Rine, und ist gewesen des bischofs; die hat[2] her im geben. noch[3] liesen sie unsern herren dem keiser sin volk ungeroret[4] durchziehen.

Also[b] ligt der keiser zu Collen[5] und detinkt[6] zwuschen des bischof und des lantgraven und des cappittels[7] und de[c8] von Colln haben dem keiser groß ere erbatten mit schenkung.

Item[a] 10 ochsin, 10 vas wins, 10 wegen ..abern und ein silbern vergolten kopf und darin zwei tusent guld[en], auch dem jungen heren zwen kopf und darin sechß-halb hundert guld[en]. und 14 tage nach emander[9] allen dag zwornt[10] funfzig kandel[11] win, und das in den hoff tragen.[12]

Item[e] zu diesem male wissen wir nicht mee nuwer meer. unser herre der kaiser ist in willen zu ziehen gegen Ach[13] etc.

a F »Puin« oder »Puin«, aber dem »ui« ein Schnörkel, in dem ein »u« verborgen
b in F Absatz
c zu em »abe«?
d in F Alinea
e in F Alinea.

Bonn

[2] Das ist »hatten«. Ueber die Schlacht etc. vermochte ich Näheres nicht zu finden.

[3] Das ist »gleichwo.«

[4] Das ist »unangefochten«

[5] Die Ankunft erfolgte am 30. November, vgl. p. 163 Anm. 2

[6] Das ist »verhandelt, vermittelt«

[7] Siehe die von mir a. a. O. gedruckte Urkunde

[8] = »de«

[9] Vom 30. November Friedrichs Ankunft, an gerechnet, wurde dies fuhren auf etwa Dezember 14. Siehe darüber Einleitung p. 165 f. 4

[10] Das ist »zweimal«, vgl. »zworme« Frankfurter Passionsspiele 2,88.

[11] Kannen, vgl. p. 193 Anm. 7 »kand.«

[12] Das ist »getragen«

[13] Aachen. Der Aufbruch erfolgte am 18. Dezember (nach Janssen, Frankfurter Reichskorr. II, 302)

Sprachliches.[1]

Es ist auf den ersten Blick klar, dass unser Reisebericht in seiner vorliegenden Fassung kein einheitliches sprachliches Ganze bildet, sondern dass zwei oder mehr Mundarten in ihm gemischt erscheinen. Man hat den Versuch zu machen, die einzelnen Schichten ihrer Herkunft und der Reihenfolge ihrer Einwirkung nach zu bestimmen.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung sieht man, dass sich bayrische und mitteldeutsche Sprachformen in unserm Texte mischen und erkennt bald, dass der bayrische Dialekt die Grundlage bildet. Bayrisch(-Oesterreichisch) sind die Benennungen der beiden Wochentage, Dienstag und Donnerstag als *Ertag (Erichtag)* und *Pfinztag*. *Erichtag* 168. 169. 193. 195, aber *dinstag* 184, *phinstag* 173. 183. 189, *phingsten* 172, *phingtag* 193. Zu *erichtag* vgl. Weinhold, Bairische Grammatik (BGr.) § 164, Schmeller-Frommann, Bayrisches Wörterbuch (BWb.) 1, 127 f., zu *phinztag* BWb. 1, 437 ff. Brenner (Mundarten und Schriftsprache in Bayern S. 44 [Brenner]) betont, dass jetzt im Königreich Bayern »*Ertag (Irta)* und *Pfinzta(g)* nur bayrisch und oberpfälzisch sind, hier aber bis an den Grenzen überall verbreitet, auch Nürnberg hatte ehedem diese Bezeichnungen«.

Weiterhin sind die Formen *gegaidt (gejeide)* 171 und *gegeitz (gejeitze)* 183 zu beachten. Der Wandel von *j* zu *g* erstreckt sich in den modernen bayrischen Dialekten nach Schmeller (Mundarten Bayerns § 503 [Schmeller]) auf die Flussgebiete des Regen, Nab, Vils, Rösla, sächsische Saale, Pegnitz, Obermain, nach Ed. Fentsch (Bavaria II, 1, 206) findet er sich an der Lauterach, Vils, Naab, Eger, Rosla, Wondreb, das Böhmerwaldvorland herab und am Regen, an der Pegnitz behält nach ihm *j* seinen hochdeutschen Laut (vgl. noch Brenner S. 41). Ich will auf die Differenz der beiden Angaben bezüglich des Pegnitzgebietes nicht eingehen, möglich, dass in den vierzig Jahren, die zwischen den beiden Darstellungen liegen, die

[1] Hier soll keine erschöpfende Behandlung der Sprache des Reiseberichtes gegeben, sondern nur kurz auf die wichtigsten und für die Entstehungsfrage des Schriftstückes ausschlaggebenden Eigentümlichkeiten hingewiesen werden.

Verhältnisse sich geändert haben Jedenfalls hat im 15. und 16 Jahrhundert Nürnberg an dieser Erscheinung des Oberpfälzischen, die nach Norden in die fränkischen Gebiete hinübergreift (Bavaria III, 1, 193, 208), Theil genommen; vgl. BGr § 176 (aber auch Weinhold, Alemannische Grammatik § 215 S. 183) und weiter noch. *gar (jár)* Städtechroniken (Chr.) 2, 305 Var 17, *gegeid (gejeide)* ibd 5, 501, 17, *genner* (Jenner) ibd 5, 165, 7, 290, 23, *gar (jar), guden* (Juden) Tucher, Baumeisterbuch S. 396b sub *g*, *goch (joch)* ibd. 74, 18; 27 Dasselbe beweisen die umgekehrten Schreibungen *j* für *g* Denn in Folge des Wandels von *j* zu *g* brauchten die unsicher gewordenen Schreiber beide Buchstaben promiscue und setzten *j* für sicheres *g* ein, wo niemals ein *j* gesprochen wurde (vgl. BGr. § 198 S. 197) *jenů, jenwer* (Genua) Chr 1, 100, 8 u. ö, *jarausz* (garaus) Chr. 1, 378, 7, 10, *Jera* (Gera) ibd. 1, 86, 17 u ö, *jarausz* (garaus) ibd. 5, 835 b sub *garausz*, *jubernator* (gubernator) ibd 5, 840 b sub verb., *jegen* (gegen) Tucher, Baumeisterbuch 294, 19, 21 299, 13. 325, 7, *jang, janck* (Gang) Tucher, Haushaltungsbuch S. 78. 85. 99, *jarn* (Garn) ibd. 102. 134, *jüß (gusse)* ibd 107. Diese Beispiele zeigen klar, dass im 15. und 16. Jahrhundert noch *g* für *j* in Nürnberg herrschte, während heutzutage durchaus nur *j* vorkommt [1]

In unserm Texte findet sich einige Male *a* statt des gewöhnlicheren *ai* (= *ei*) geschrieben *haden (heiden)* 170, *pelat (beleit)* 181, *pelaten (peleiten*, Handschr *preluten)* 185, *ratt (rait)* 187, *mangung* 199. Zur Erklärung dieser Erscheinung ist auf die Thatsache zu verweisen, dass am Ober-Main, Pegnitz, Rezat vor sämmtlichen Lingualen und *l*, *n*, vor den Labialen und selten vor *g* altes *ai* sich zu *a* wandelt (Schmeller § 140 ff., BGr. § 39 S. 52).

Bayrisch (speziell oberpfälzisch) scheint auch die Form *thaun* (Dom) 198 zu sein *au* für *o* ist heutzutage noch oberpfälzisch (BGr § 71), und auch die Wandlung von *m* zu *n* lässt sich im Bayrischen nachweisen (vgl. BGr § 169). In unserm Texte beachte noch *nuspein* (Nussbaum) 197, *sin (sim)* 174, *den* (dem) 172, *den* (= dem) 196. 199 (zweimal) Möglicherweise gehört hierher auch die Form *aucht* (acht) 175, da auch für kurzes *a* ein *au* auftritt, wenn das *u* nicht wie das später zu erwähnende *i* als Nachlaut aufzufassen ist. (Vergl. auch *steub* [Stäbe] 195 und *Sengeu* 195). Neben *aucht* herrscht in unserm Texte die Form *echt* 174 178, die sowohl oberpfälzisch, als rheinisch ist

[1] Es dürfte wahrscheinlicher sein, den Wandel für diese Gebiete in Anspruch zu nehmen, trotzdem er auch in rhein. Mundarten vorkommt und z. B. in dem Frankfurter Passionsspiel von 1493 öfter auftritt.

scholt (sollte) 198 ist speziell bayrisch (BGr. § 327), und die oberpfälzische Mundart hat den Anlaut noch heutzutage bewahrt. In den Nürnberger Chroniken und Polizeiordnungen finden wir das gleiche Schwanken zwischen *sch-* und *s-*, das in unserm Texte begegnet.

Wir sehen ferner die bayrische Wandlung von *w* zu *b* in dem Reiseberichte vertreten: *sunbend* 174 175, *sunbend* 175 (Sonnenwende), *Sarberd* (Sarwerden) 186, daher tritt auch die umgekehrte Schreibung *w* für *b* auf, so *wauen* (banen) 171, *Wirtenworg* 173 194 neben *Wirttenberg* 175. 179, *Kolnwurg*, *Kolnburg* (Kolmar) 184. 185, *Werdinuerg* (Werdenberg) 195, vgl BGr §§ 124 und 136. Ebenso *plab* 198, *plabm* (blauen) 194, vgl. BGr. § 137.[1]

Bayrisch-Oesterreichisch ist auch die Form *seue* (sie) 196 (öfter) 197 (öfter). Obgleich Formen wie *heilng Berg* 173, *heilng* 197 198 auch rheinisch vorkommen, so sind sie doch bayrisch, auch Nürnbergisch, hat figer, vgl. BGr. § 168. Bayrisch-Oesterreichisch ist auch in der Hauptsache die Schreibung *ai* für den mittelhochdeutschen Diphthong *ei*: *rait (reit)* 169. 191, *belait* 181, *zwai* 171, *ains* 171, *ainer* 194, *allain* 194, *haist* 173.

Oberdeutsche Schreibungen sind weiterhin: *markcht* 171, *Temmarch* 173, *lagk* 174, *volgs* 199, *torfer* 186. Ebenso die sehr häufig auftretenden *p* für *b* im Anlaut, z. B. *pruder* 170. 172, *procken* (Brucke) 171. 181, *erpot* 174 (dreimal). 176, *erpotten* 175 (zweimal) 177. 183. 185, *pleben* 175, *patschaft*, *potschaft* 178 180 (zweimal), *erpuet* 174. 182, *piß* 183, *gepurge* 185 u. a. m.

Dies dürften die oberdeutschen Bestandtheile unseres Denkmals in der Hauptsache sein. So möge es mir gestattet werden, die Resultate zusammenzufassen und die sich ergebenden Folgerungen daraus zu ziehen. Die Ausdrucke *Ertag* und *Pfinztag* schlossen durch ihre bayrische Herkunft sofort das alemannische Gebiet als Heimath aus, ebenso etwa Franken. Damit stimmten der Wandel von *w* zu *b*, die Form *seue*, gewisse Schreibungen der Consonanten und Vokale *(ai* für *ei)*, endlich die Bewahrung des *sch* in *scholt*. Dieser Umstand wies schon näher auf ein kleineres Gebiet, auf die Oberpfalz, hin, wie wir sahen. Und oberpfälzisch ist auch der Wandel von *j* zu *g*, nur dass er in älterer Zeit Nürnberg, das auf einem von Brenner (Karte) als Uebergangsmundart bezeichneten Gebiet liegt, an dieser, wie an den meisten andern Erscheinungen des Oberpfälzischen Theil nimmt. Speziell oberpfälzisch schien der Wandel von *ô* zu *au* zu sein. Ein andrer Lautwandel ermöglichte es uns aber die Grenzen für die Herkunft der oberdeutschen Bestandtheile unsres Denkmals

[1] Zum Theil, aber nicht in so weiter Ausdehnung eignet der Lautwandel auch hessisch-wetterauischen Gebieten, so z. B. Arnsfeld, vgl. das dortige und das Frankfurter Passionsspiel von 1493

noch enger zu ziehen, die Wandlung von *ai* zu *a*, die wir oben erwähnten, findet speziell auf dem Gebiete dieser Uebergangsmundart, die sich als schmaler Streifen zwischen der Oberpfalz und den fränkischen Dialekten hinzieht und deren Mittelpunkt Nürnberg bildet, statt, und somit dürfen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit Nürnberg als Heimath des Verfassers unseres Reiseberichtes in Anspruch nehmen.

Dieses oberpfälzische (Nürnbergische) Original erfuhr von zwei mitteldeutschen Händen eine Umschrift, welche die sprachlichen Formen nicht unangetastet liess. Um aus dem vagen Begriff des Mitteldeutschen zu einem etwas bestimmteren übergehen zu können, will ich die Erwähnung einer orthographischen Eigenthümlichkeit an die Spitze stellen, deren Gebiet kaum über den Umfang der preussischen Rheinprovinz, über Oberhessen, Nassau, Wetterau und die Umgebung von Frankfurt, Mainz und Darmstadt hinausgeht: die Verwendung des nachschlagenden *i* (vgl. J. Meier, Bruder Hermanns Leben der Gräfin Iolande von Vianden S. XXXIV). Die in unserm Texte vorkommenden Beispiele sind: *engeigin* 167. 170, *groiß* 168. 195, *stoindt* 169, *kroin* 172, *reit, reitt (ræte)* 173, *eichten* 174, *suinbend* 174 (zweimal). 175, *slois* 174, *raitt* 175, *haisen* 176, *wailde* 177, *Straißburg* 182. 185, *staindt* 191, *rait* 192 (zweimal), *ain* 192, *staind* 193, *zuigen (zwigen)* 198, möglicherweise auch *leit* (lud) 193, *wein* (wagen, Hs. *win* 174 Var. b) und *Puin* (Bonn) 200.

Für dieselbe Gegend (jedoch mehr für Mosel- und Rheinfranken als für Ripuarien) spricht die folgende Behandlung von *v* und *w*: *mitvochen* 166, *vochen* 173, *won (von)* 199, *wern* (uhr) 166. 169. 191. 192, *uwer* 186. 187, *zw (zuo)* 168, *zwo (zuo)* 183, *trweg (truoc)* 195, *twer* (thür) 195, vgl. z. B. aus hessischen Urkunden Baur, Hessisches Urkundenbuch (HU.) 1, 108 No. 155 a. 1277 *wenf (vuenf), wor (vuor)*.

Das Auftreten von *o* statt mittelhochdeutsch (mhd.) *uo* scheint auch nicht südlicher als Mainz zu gehen, vgl. Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik 2. Aufl. (MhdGr.) §§ 141 und 142 und für Frankfurter Verhältnisse Wulcker in Paul und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur (PBrB.) 4, 25. Beispiele *fore er (fuor er)* 168. 169. 199, *stoindt (stuont)* 169, *stonden* 170, *stoben* 175 (zweimal).

In grösserem Umfange gehört das Schwanken zwischen *e* und *i*, *o* und *u* dem rheinfränkischen Gebiete (Oberhessen, Wetterau, Frankfurt, Mainz, Rheinhessen und Nassau z. Th.) an. Es schwanken *e* und *i*: *gelehen (gelihen)* 172. 178, daneben *gelihen* 178, *pleben (bliben)* 175, *Kirnten* 167, *hirzogin* 169, *hirzogen* 171, *hirzog* 172. 173 u. ö., *Schlitzstatt* (Schlettstadt) 185, *moili (meile)* 170, *kandi (kante)* 193, *geliger (geleger)* 196, *wardi* (wurden) 197, *er rit* (redete) 192 (dreimal), *wird* (währt)

192. Vgl. MhdGr.² § 46. 47 und für Frankfurt Wülcker, PBrB. 4, 13 22 und weiter *geriddin ich* (rede ich) Wyss, Hessisches Urkdb [Wyss] 2, 565, No. 838 a. 1349, *gewirt* (gewehrt) Lörsch, Der Ingelheimer Oberhof 5 229, 5, *unverzirt* (unverzehrt) ibd. 244, 45. 245. 24, *die ridde* Frankf Passionsspiel 118 123 126 162. 293. 295. 423. 936 1611 u ö., *du riddest* ibd 719. 3807, *ridde* (imperat.) ibd 1316, *geriddet* ibd 2470. — Wechsel zwischen *o* und *u (ü) uft* 177, *uffen* 190, *fulk* 191 neben *volgs* 199 (vgl. Wülcker, PBrB. 4, 22 und MhdGr.² § 63) Auch *ô* aus *â* wird zu *u*: *darnuch* 172. Weiter: *konnig, kunig* 173, *kong, kuning* 198, *fore* 199, *procken* (brücken) 171 (Wülcker PBrB. 4, 14 f.). — Wechsel zwischen *o* und *a*. *machen* (mochten) 168, *zach* (zog) 171, *mart* (mord) 177, *patschaft* 178, *erpatten* 183, *erbatten* 200 (erboten), *batschaft* 184, *nach* (noch) 186, *kamen* (part.) *kam* (komme) 189. 191, *thar* (thor) 183, *darehutter* 192. 195, *warden* 187. 188. 189 (zweimal) 196. 198. Umgekehrt *ober* (aber) 188, vgl. Wülcker PBrB. 4, 21, MhdGr.² § 67, BGr. § 6.

Der Diphthong *ie* wird zu *ê*: *scheden* 170. 199, *de* (die) 200, vgl. *ie* (die) HU 1, 316 No 416 a 1306, Mhd Gr.² § 135, Wülcker PBrB 4, 24 Der Diphthong *ei* verengert sich zu *ê*: vgl. *helmbs* 173, *heltum* 183, *wolfelist* (wohlfeilst) 187, ein Wandel, der mitteldeutsch sehr häufig (MhdGr.² § 98, Wülcker PBrB. 4, 25), bayrisch jedoch nur selten eintritt (BGr. § 45). Hierher gehört auch die Form *Mentz* (Mainz), die öfters (172 178 zweimal) auftritt; vgl auch den Schreibfehler *Mentz* statt *Metz* (172). Die mitteldeutsche Form *wen* (170. 188) tritt neben dem häufigeren oberdeutschen *wan* auf.

Für die Diphthongierung des langen *î* finden sich die Schreibungen *oi* und *oe (moth* 170, *moeln* 191, für altes *ei* ebenfalls *oi (zwoi)* 195, für altes *ei* ein *eu (bleube er* 169. 170. 199, neben *bleib* 171, *eulften* [eilften]167); umgekehrt tritt für diphthongiertes *iu* die Schreibung *ei* auf: *scheirn* 193. Alle diese Darstellungsweisen setzen eine sehr gerundete Aussprache des Diphthonges voraus, die sich noch heute in Hessen, der Wetterau und den benachbarten Gebieten findet (vgl. noch MhdGr.² § 124 und weiter Frankfurter Passionsspiel [Drama des Mittelalters, herausgegeben von R Froning 2] *zeuchen* 418. 479. 810. 1581 u. ö.). Aus Urkunden führe ich als Beispiele für die seltnere Schreibung *oi* noch ein paar herausgegriffene Belege an: *Moyne* (Main) so öfter Böhmer, Codex diplomat. Moenofrancfurtensis (FrU.) 482 a. 1325, *droy* (drei) Wyss 2, 557 No. 822 a 1348, *gehoiß* (geheiss) HU. 1, 785 No. 1176 a. 1387.

Aus dem Gebiete des Consonantismus sind noch folgende Thatsachen hervorzuheben. Intervokalisches *v* (aus *b*) fällt aus in

past (pabst) 173, vgl. MhdGr.² § 162 S. 159 und § 176. Die Lautgruppe *-age* wird zu *e*: *wen* (wagen, Hs. *wen* 174), eine, jedoch völlig sichere, Conjektur, daneben der Plural *wegen* 170. 187. 197. 200. Dieser Wandel ist wohl speziell rheinfränkisch.

Die mitteldeutsche Form *her* (er) ist fast durchgängig vertreten, so 167. 168 (zweimal). 169. 175. 177. 194. 200. Ein *h* ist unorganisch vor den anlautenden Vokal getreten: *hergnge* 173. Es ist ausgefallen in der Verbindung *hs*: *wnwas* 185 Var. a, *bussen* 188, daneben treten aber Formen mit der Schärfung des *h* zu *ch (g)* auf, die oberdeutsch sind: *buchsen* 191, *pugsen* 196; vgl. MhdGr.² § 209 und 244, BGr. § 177. Mitteldeutsch ist auch die Form *quam* 167 (zweimal). 168 u. ö., die neben *komen* 178 auftritt, ebenso die Metathese des *r* in *burnen* (brunnen) 175 (MhdGr.² § 214), weiter das Auftreten des beweglichen *n* (*ge* = *gen* 168, *beleitenen uns* [begleiteten uns] 170, *bereiten den* [bereitete] 172, vgl. J. Meier, Bruder Hermanns Iolande LI ff.

Besonders im hessisch-nassauischen Gebiet ist auch der Abfall von *t* im Auslaut oder in auslautenden Consonantenverbindungen beliebt (vgl. MhdGr.² § 200). In unserm Texte sind folgende Fälle anzuführen: *marg* (markt) 168, *nachs (nachtes)* 171, *nach (naht)* 173. 177, *danz der* (tanzte der) 169, *geschetz* (geschatzt) 190, *nutz man* 193, *schetz man* (schätzt man) 198, *kostlichs* (köstlichste) 193. 196, *off* (oft) 198, vgl. ferner *machen* (mochten) 168. Daher findet sich dann auch die umgekehrte Schreibung *geschacht* (geschach) 198. Vgl. zu dieser Schreibung *folgt* (volk) Frankfurter Passionsspiel 1224. 3286. 3784, *ungefugt (ungevuoc)* ibd. 1266, *gesangt* (gesang) 3049, *nocht* (noch) 3741. Ich gebe aus den Urkunden dieser Gegend ein paar ausgewählte Beispiele, um ihr Vorkommen dort zu zeigen: *rehme (rehteme)* AU. 462 No. 739 a. 1347, *nach* (nächte) HU. 1, 145 No. 201 a. 1294, *vorkauf, gesatz* (particip.) HU. 1, 435 No. 634 a. 1358, *rechtich (rehtlich)* HU. 1, 549 No. 796 a. 1341, *pache* (pachte), *edilknech* HU. 1, 628 f. No. 942 a. 1360, *geschieche* (geschichte) HU. 1, 715 No. 1075 a. 1374, *bedorff* (bedurfte) HU. 1, 808 No. 1211 a. 1392, *gekauf* (part., zweimal) Wyss 2, 104 No. 140 a. 1308, *endrechelichc* Wyss 2, 408 No. 559 a. 1332, *versatz* (part.) Wyss 2, 422 No. 580 a. 1333, *endrechelichc, pach*. (pacht), *beluchin* (beleuchten) Wyss 2, 423 ff. No. 582 a. 1333, *rechlichis* Wyss 2, 477 No. 667 a. 1339, *virkauf* (part.) Wyss 2, 445 No. 612 a. 1335, *vorzyg* (verzicht) Wyss 2, 565 No. 838 a. 1349, *notdorf* Wyss 2, 599 No. 899 a. 1354, *besaz und entsaz* (part.) Wyss 2, 601 No. 904 a. 1354, *endreichliche* Wyss 2, 619 No. 930 a. 1356, *maich (maht)* FrU. 349 a. 1303, *gesatz* (part.) FrU. 483 a. 1325, *mag (maht)* FrU. 635 [a. 1355].

Mitteldeutsch ist ferner das im Anlaut unverschobene *p* *Paltzgrave* 186, *plegen* 192. Auch das Ausfallen des *f* in *funczkn* (15 oder 50) 194 mag in das Gebiet des Rheinfränkischen gehören, ebenso aus der Flexion Formen wie *der Romischer keiser* 178, *eins schons fins lant* 185, *eins kleins stettlin* 184. Mitteldeutsch wäre auch *geit* 192, wenn wir es nicht etwa als *gêt* auffassen müssen, vgl. *geet* 181. 192. Ferner aus der Wortbildung *vor-golt* 195, *vor-dugten* 196 *vor-messes* 199 für *ver-goldet* etc.

Bei einer Reihe von Eigenthümlichkeiten kann man sich nicht für eine bestimmte Provenienz entscheiden, da sie ebenso Nürnbergisch, wie rheinisch vorkommen. So ist *mer* 189, *meer* 200 *(mære)* im 14 bis 16. Jahrhundert auch bayrisch, vgl. BGr. § 47. Ebenso wenig lässt sich das Auftreten der Media *d* für hochd. *t* *(antlasdag* 168, *dags* 170. 173, *disch* 175, *ducher* 176, *danz* 176, *dott* 176, *detten*, *dutt* 183, *dett* (zweimal) 186, *deding* 198, *detnkt* 200, *dusent* 171. 174, *darebutter* 192. 195, *drinken* 169, *lantlende* 185) zur Scheidung verwenden, obwohl man eher dazu neigt, es dem mitteldeutschen Schreiber zuzusprechen; vgl. BGr. § 145 f. Dem Rheinfränkischen und Bayrischen sind gleich eigenthümlich die Verwendung von *s* und *ß* promiscue, vgl. MhdGr.[2] § 205, BGr. § 151: *grose* 170. 191, *kaisser* 172, *buße (buse)* 176, *liesen* 200. Allgemein mitteldeutsch ist der Umlaut in *heuptmann* 184 (zweimal), *heubtstat* 184.

Neben der allgemein schriftdeutschen Form *zwischen* 166. 177 tritt einige Male (181, 182, 200) *zwuschen* auf, eine Gestaltung, die vermuthlich südfränkisch ist, jedoch fehlt auch dem Bayrischen ein ähnlicher Wandel nicht (BGr. §§ 30. 33). Ebenso lassen sich die Formen *zwolf* 195. 196. 199, *zwolboten* 193 nicht mit Sicherheit für den mitteldeutschen Schreiber in Anspruch nehmen, trotzdem dort ähnliche Bildungen in der Wetterau auftreten *(zwölften* Wyss 2, 644 No. 967 a. 1358, Rieger, Leben der heiligen Elisabeth, Glossar sub *zwelf*; vgl. weiter *zwelbotte* Elis. 834).

Weiter ist die Erhaltung oder Entwickelung eines *v* oder *w* wesentlich mitteldeutsch, obgleich auch hier das Bayrische nicht mit Sicherheit auszuschliessen ist: *siwer* (sauer) 176, *nuwen* 189, *nuwer* 200, dagegen *nuen* 176, *fruwe* 168 (zweimal), *frue* 170, *uuer* (uhr) 186. 187 u. a. m., vgl. MhdGr. § 180. Zu beachten ist noch die Form *druwe* (drei) 183; vgl. *druw phund* FrU. 750 a. 1375. *dreuwer* Dürstdorf in Nassau, Grimm, Weisthümer 1, 591, *druwer* neben *druer* Boos, Wormser Urkundenbuch 2, 20 No. 30 a. 1305.

Die Form *sicht* (sieht) 185 ist bayrisch (BGr. § 183), wie rheinfränkisch. Ich führe für das letztere ein paar Beispiele an: *geschiecht* Sauer, Cod. dipl. Nassoicus 1, 3, 364 No. 3198 a. 1366, *gesehicht*

FrU. 642 a. 1355, *man gesicht* FrU. 777 a. 1397. — Mitteldeutsch im weitesten Sinne des Wortes ist die Form *genung* (md nicht aus *genuong* entstanden) 169. 170. 171. 174. 175 (zweimal). 176 (zweimal), vgl. Grimm, Deutsches Worterbuch (DWb.) IV, 1, 2, 3487 ff. Im 14.—16. Jahrhundert tritt *genung* auch in Nürnberg auf, während es heute *gnoug* heisst; die oberpfälzische Form *gnoung* (DWb. l. c.) ist von *genung* zu trennen. Ueber den Mittelrhein nach Norden hin mag *genung* kaum hinaus gehen, moselfränkisch und ripuarisch scheint es nicht zu sein.

Nasalirung tritt auf in den Worten *meinst* 176, *zu meinst* 186 (meist) *hunfen* (haufen) 187. 190. Vor Dentalen finden sich im Bayrischen auch Nasalirungen (Schmeller § 554, BWb 1, 1629, BGr. § 168 S. 173) und grade in Nürnbergischen Handschriften und Drucken ist der Form *meinst* (heutzutage *manst* Tuchers Baumeisterbuch S. 376 a sub *n*, Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 2, 392 a *manst'nthals* [meistentheils]) ein paar Mal erhalten *(meinst* Tucher, Baumeisterbuch 233, 11, *am mainsten* Chron. 2, 225, 2 Var.; vgl. noch DWb. 6, 1948. 1952. Chron. 3, 35, 14 kann nicht für Nürnberg geltend gemacht werden). Häufiger treten die nasalirten Formen auf rheinfränkischem Boden auf; das Gebiet dehnt sich von der ehemaligen Grafschaft Ziegenhain bis zur südlichen Grenze des Rheinfränkischen aus, vgl. MhdGr.[3] § 217, S. 216 f., Vilmar, Idiotikon von Kurhessen S. 266, Künzel, Geschichte von Hessen S. 489 *(Schuhmauschter)*, Diefenbach, Archiv d. hist. Vereins f. Hessen XIV, 513, 636, DWb. 6, 1947 f., 1952 (die hier angeführten Beispiele stammen meistens aus Frankfurter Drucken, andre sind hessischer, ein paar auch Nürnberger Herkunft). Weiterhin ist noch zu bemerken aus der Casseler Handschrift der Predigten Meister Eckharts, Zeitschrift für deutsches Alterthum 15 (1872) *meinster* 419, 22, 420, 62; 427, 61, 433, 108; 435, 58. *beindensch* 433, 108. Aus der Fichard'schen Liederhandschrift (wohl zu Frankfurt geschrieben) *meinster* Fichards Archiv 3, 265. 294. *die meinste* K. Bücher, Frankfurter Buchbinder Ordnungen (Tübingen 1888) S. 43, 36. Ferner *geinstlich* Allendorf-Marburg Wyss 2, 573 No. 853 a. 1350, *markmeinster, meinster* Kleinauheimer Mark, Kr. Offenbach Grimm, Weisthümer (GrW.) 4, 552, *der meinste* Grossauheim a. M. oberh. Hanau GrW. 3, 322, *hofmeinster* Altfeld im Vorspessart GrW. 6, 38, *meinster* Michelau ö. Burgsinn Franken GrW. 3, 539, *meinster* (dreimal) Lampertheim bei Worms GrW. 4, 531, *meinstern* (öfter) Wachenheim-Worms [vor 1383?], Boos, Wormser Urkdb. 2, 549 ff. No. 841, *hus-meinster* (zweimal) Bubenheim-Erbach a. 1365 Simon, Geschichte der Dynasten und Grafen zu Erbach Urkundenbuch 79. Auch in der Rheinpfalz findet sich in den heutigen Mundarten Nasalirung und

zwar sowohl vor Dentalen als vor Labialen, vgl. *mẽ⁻scht* (meiste) Bavaria IV, 2, 237, *hau⁻fe* ibd. S. 231 Aus der älteren Zeit vgl noch *meinsten* Hornbach südl Zweibrücken GrW 5, 690

Vor Labialen scheint sich im Nürnbergischen keine Nasalirung zu finden und dieser Umstand mag für den rheinfränkischen Ursprung der Formen *meinste* und *haufen* sprechen Denn abgesehen von der Rheinpfalz findet sich auch im modernen Dialekt von Naunheim bei Wetzlar und im Wetterauischen in dem letzteren Worte Nasalirung. Beispiele aus älterer Zeit weiss ich nicht anzuführen. Leidolf (Naunheimer Mundart. Diss. Jena 1891 S. 25 Anm. 1) erwähnt die Form *häfe (a* kurz und nasalirt) Haufe und meint, dass auch die wetterauische Form *haffe* (Weigand, Deutsches Wörterbuch 1, 773) nasalirt sei. Beide Gestaltungen sind mit unserm *hufe* zusammenzustellen, denn Naunheimisch *häfe* hat sich wol hieraus, und nicht aus mhd. *houfe* entwickelt, wie die Parallelen, die Leidolf a. a. O. S. 21, 2 anführt, zeigen.

Endlich ist noch der Wandel von *nd* zu *nn* zu erwähnen: *gesin* (Gesinde) 168, *Brannenburg* 171, der auch heutzutage noch Nürnbergisch wie rheinisch ist: Schmeller § 447, BGr § 171, Frommann, Versuch einer grammatischen Darstellung der Sprache des Hans Sachs (Progr. Nürnberg 1878) § 33, MhdGr.² § 219. In den modernen Dialekten ist vom Rheinland nur der südlich einer Linie Malmedy-Blankenheim-Ahrweiler-Königswinter-Hamm-Siegen liegende Theil von dem Lautwandel betroffen.

Zum Schluss muss ich noch ein paar mir unverständliche Formen erwähnen *leuts* (die leute) 170, *herolzs* (die herolde) 190. 192. 195, *die schonests duch* 193. Ich bin geneigt sie für verderbt zu halten, denn an das unter niederländischem Einfluss auf niederdeutsches Gebiet in der Umgangssprache eingetretene Plural-*s* (z. B. *Jungens*) kann man kaum denken, da es mittelniederländisch nur an Formen mit auslautendem *-r* antritt, und eine Bildung wie *leuts* damals, wie heute, noch unerhört wäre. Bei dem Plur. *herolz* darf man vielleicht an die Entstehung aus lat. *heraldus* erinnern, das einen Singular *herolz* ergab (vgl die Eigennamen, z. B. *Philips* aus *Philippus*), so dass dann von diesem schematisch ein Plural *herolze* gebildet wurde In diesem musste der allgemeinen Regel nach das *e* abfallen, und so konnte sich für Singular und Plural die Form *herolz* ergeben

Nicht mit apodiktischer Bestimmtheit vermögen wir die Heimath der Abschreiber der Nürnbergischen Vorlage festzustellen, aber doch werden wir mit grosser Wahrscheinlichkeit behaupten können, dass die Schreiber der rheinfränkischen, speziell hessisch-wetterauischen

Mundart angehörten. Die Beweisführung wird dadurch erschwert, dass eine Reihe von Lauteigenthümlichkeiten dem Nürnbergischen und Rheinfränkischen gemeinsam sind, so dass man sie nicht dem Letzteren mit Sicherheit zusprechen und damit Ripuarien und Moselfranken ausschliessen kann, so z. B. der Wandel von *nd* zu *nn*, während Ripuarisch *nd* sich zu *ng* entwickelt.

Durch das Auftreten des nachschlagenden *t* und das Vorkommen des *o* (= mhd. *uo*) wurde das südliche Rheinfranken und die Rheinpfalz als Heimath der Schreiber vermeint. Es bleibt somit noch Oberhessen, Wetterau, Rheinhessen, Nassau, Moselfranken und Ripuarien. Gewisse Eigenthümlichkeiten der Schreibung scheinen das Ripuarische und Moselfränkische auszuschliessen, besonders auch der Umstand, dass gewisse Formen und orthographische Eigenheiten nicht auftreten, doch kommt es hier mehr auf den Eindruck an, als dass man Einzelheiten genau belegen könnte. Hierher gehört das Schwanken zwischen *e* und *i* und *o* und *u* zum Theil, wie auch das des *o* und *a* in seiner Häufigkeit.

Für Hessen und Wetterau lässt sich in Anspruch nehmen wohl die gerundete Aussprache des *ei* als *eu*, der Abfall des *t* im Auslaut oder in auslautenden Consonantenverbindungen. Auch die Form *zwuschen* hat ihr fast ausschliessliches Gebiet in diesen Gegenden, doch ist sie Moselfränkisch einige Mal nachzuweisen. Nach Hessen und der Wetterau weist auch vermuthlich die Form *druwe*, da die Form mit *u* (vgl. wetterauisch *drou*) und die Entwickelung eines *w* hier ganz besonders häufig ist, ebenso gehört *uwer* (uhr) wohl hierher.

Endlich glaubten wir die Nasalirung des Vokals vor Dentalen und Labialen als rheinfränkisch ansprechen zu dürfen. So sind wir, meine ich, aus alle dem Angeführten den Schluss zu ziehen berechtigt, dass die Abschreiber des nürnbergischen Originals vermuthlich Hessen (Oberhessen oder Rheinhessen) oder Wetterauer gewesen sind.

Zu diesem aus sprachlichen Gründen gewonnenen Resultate stimmen die allgemeinen Erwägungen aufs Beste und vermögen uns vielleicht noch einen Schritt weiter zu führen. Erinnern wir uns, dass der Reisebericht im Frankfurter Archiv erhalten ist und dass sich zur Zeit des Abschlusses jener Aufzeichnungen eine Frankfurter Gesandtschaft in Köln befand,[1] so liegt es nahe daran zu denken, dass sich die reichsstädtischen Diplomaten diesen Bericht haben abschreiben lassen,

[1] Vgl. p. 163

und es ist dann nicht unwahrscheinlich, dass die Copisten sich unter dem sie begleitenden Personal befanden. Ob wir die beiden Schreiber (vgl. oben S. 162f) als Frankfurter anzusetzen haben, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, wohl aber stammen sie höchstwahrscheinlich aus der Umgegend von Frankfurt. Worauf die ausserordentlich schlechte Ueberlieferung begründet ist, lässt sich nicht sagen. Möglich, dass die Augenblicksaufzeichnungen des Nürnberger Berichterstatters sehr schlecht geschrieben, die Frankfurter Schreiber aber nicht grade paläographisch gut gebildet waren und darum Manches Unleserliche ganz weglassen, Manches durch Errathenes ersetzten. An vielen Stellen mögen auch Flüchtigkeitsfehler (so z. B. *Mentz* statt *Metz* S. 172 Var. *e* für den Frankfurter Schreiber charakteristisch) mit untergelaufen sein

Halle a. S. John Meier

IV.

Die römischen Ziegeleien von Nied bei Höchst a. M. und ihre Stempel.

Von

Prof Dr Georg Wolff.

Mit 6 Tafeln, aufgenommen und zusammengestellt von Ingenieur H Wehner

I. Vorgeschichte und topographische Voraussetzungen der Ausgrabungen.

Von der Stelle an, wo der Main oberhalb Aschaffenburgs aus dem mehr oder weniger engen Thal zwischen Odenwald und Spessart in die oberrheinische Tiefebene tritt, sind zwei Punkte von hervorragender geographischer und geschichtlicher Bedeutung: die Kinzigmündung zwischen Hanau und Kesselstadt und die Niddamündung zwischen Höchst und Nied. Erreicht an der erstgenannten Stelle der alte Verkehrsweg, welcher zwischen dem Vogelsberg einerseits, der Rhön und dem Spessart andersens dem Laufe der Kinzig folgte und der späteren Leipzig-Frankfurter Heer- und Handelsstrasse entsprach, den Main, so war dasselbe bei Höchst der Fall mit der für die älteste Geschichte zweifellos noch wichtigeren Naturstrasse, welche, zwischen Vogelsberg und Taunus verlaufend, u. a. die Chatten ins Main- und Rheinland, aber auch die Romer ins Chatten- und Cheruskerland führte. Dass die beiden Punkte in der historischen Zeit nicht so sehr hervortreten, wie man es nach ihrer Lage voraussetzen sollte, hat seinen Grund z. T darin, dass die Stelle, wo an der Frankenfurt aus einer königlichen Villa die berühmte Reichsstadt erwuchs, die Vorteile der geographischen Lage beider gleichsam vereinigte, in topographischer Hinsicht aber ihnen überlegen war. Doch ist den älteren Lokalforschern die Bedeutung der beiden Flussmündungen für die Eroberung und Sicherung des unteren Maingebiets von der linksrheinischen Seite aus nicht entgangen; als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gleichzeitig mit einer barbarischen Zerstörung der damals noch weit zahlreicher vorhandenen Reste der Vorzeit ein lebhaftes Interesse für eben diese geschichtlichen

Denkmäler erwachte, hat man, ganz im Sinne der damaligen Lokalforschung, die sich mehr durch enthusiastischen Eifer als durch kühle Kritik auszeichnete, an beiden Orten »Römerkastelle« weniger gesucht als ohne weiteres angenommen, wobei freilich zufällige Funde von »Altertümern« mehr massgebend waren als die angedeuteten historischen Kombinationen. Entsprechend der grösseren Reichhaltigkeit der Funde trat denn auch die Niddamündung in der Wertschätzung der Forscher ganz entschieden hervor gegenüber dem Mainknie bei Hanau-Kesselstadt, wo der Namen »Kastellstätte« den Mangel thatsächlicher Beweise decken musste. Schloss man hier aus dem Namen auf das Vorhandensein einer Befestigung, so war man an der Nidda ebenso bereit, für das aus den aufgefundenen Resten, besonders zahlreichen Legionsziegeln, vermutete Kastell aus der antiken Litteratur einen entsprechenden Namen zu finden. Man lokalisierte dort das am Mittelrhein und Untermain so lange vergeblich gesuchte »munimentum Traiani« des Ammianus Marcellinus.[1] Die Willkürlichkeiten einer solchen Forschung veranlassten dann in neuerer Zeit einen Rückschlag: indem man die unbewiesenen Folgerungen ablehnte, übersah man die Bedeutung der ihnen immerhin als Grundlage dienenden Thatsachen und berechtigten Kombinationen. Das neu erwachte Interesse für den die endgültige Grenzlinie des römischen Germanien bildenden Grenzwall und seine Kastelle, der glücklich gelungene Nachweis seiner Einheitlichkeit und seines Zusammenhanges lenkten die Aufmerksamkeit der »Limesforscher« umsomehr von dem Hinterlande ab, als sich ein grosser Teil der von den älteren Lokalforschern angenommenen »rückwärtigen Verteidigungslinien« und »Römerkastelle« als nichtrömischen Ursprungs herausstellte. Ich bin weit

[1] Vgl. bes. Lehne, Die Gauen des Taunus und ihre Denkmäler. N. A. (Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichte) I, 1, 1827. S. 11 ff. Abgedruckt in den Gesammelten Schriften, herausgegeben von H. Kalb. III Bände 1838. S. 38 ff. Wenn Lehne N. A. a. a. O. S. 12 meint »Die Anhaltspunkte scheinen nur hinlänglich, meine Meinung, dass hier (etwas oberhalb dem heutigen Orte Nied gegenüber) das munimentum Traiani gelegen, zu bestätigen«, so wird ihm heute kein Forscher zustimmen. Was er aber von der Bedeutung der Niddamündung für die römische Okkupation (S. 11) sagt, ist vollkommen zutreffend, so besonders auch, wenn er betont, dass ohne Befestigung der Niddalinie die Besetzung des Taunus keinen Sinn habe. Die ältere Litteratur über das römische Nied und seine militärische Bedeutung findet sich zusammengestellt bei Habel, Die römischen Ruinen bei Heddernheim. N. A. I, 1, 1807. S. 50. Ueber die Inschriften vgl. man Klein u. Becker, I. N. (Die lateinischen Inschriften des Herzogtums Nassau) in den N. A. IV, 3, S. 485 ff. und Brambach, C. I. R. (Corpus Inscriptionum Rhenanarum 1867) 1498–1502.

entfernt, diese negative Stellung gegenüber den Ergebnissen der älteren Forschung jenen Mannern zum Vorwurfe zu machen. Habe ich doch selbst meinen bescheidenen Teil beigetragen, wie zur definitiven Feststellung des wetterauischen Grenzwalles, so auch zur Herstellung einer tabula rasa im Hinterlande. Aber je mehr ich mich in die Details eines eng begrenzten Abschnittes des romischen Grenzlandes vertiefte und anderseits die Anlagen dieses Abschnitts mit anderen näheren und ferneren Teilen desselben Werkes verglich, mit umso zwingenderer Notwendigkeit drängte sich mir die Ueberzeugung auf, dass die erkannte Einheitlichkeit der Grenzanlagen nicht zugleich eine Gleichzeitigkeit ihrer Herstellung voraussetze, dass die Beseitigung falscher Verteidigungslinien nicht die Existenz irgend welcher älterer Grenzanlagen zwischen Limes und Rhein ausschliesse. Wie ich auf diesem Wege zur Annahme einer progressiven Eroberung der Wetterau und einer älteren Grenzlinie Hanau-Friedberg als Grundlage des späteren definitiven Grenzabschlusses gekommen bin, wie ich dann in der Auffindung eines grossen Lagers an der Kinzigmündung mit zweifellosen Spuren höheren Alters den letzten und zwingenden Beweis für die Richtigkeit jener Hypothese gewonnen habe, das ist an anderer Stelle gezeigt worden,[1] ebenso, dass die Existenz jener Anlage bei Kesselstadt wiederum zur Annahme von Zwischenstationen zwischen ihr und dem militärischen Centrum des römischen Rhein- und Mainlandes, Mainz, nötigen würde, selbst wenn sich nicht in Frankfurt und an anderen Orten Anhaltspunkte für das Vorhandensein derselben gefunden hatten. Hier möge nur der Hinweis auf die bezeichnende Thatsache Platz finden, auf die m. W. noch niemand aufmerksam gemacht hat, dass der Abschnitt des Mainlaufes von Hanau bis Mainz-Kastel durch die Niddamündung genau halbiert wird. Dazu kommt, dass der Strom, der bis Hanau in vorwiegend südnördlicher Richtung floss und daher für eine dem Rhein parallellaufende Grenzlinie geeignet war, von dem genannten Punkte an eine ostwestliche Richtung einschlägt, aus der er aber bei Höchst nochmals nach Südwesten abbricht, der Hauptrichtung der Nidda folgend, sodass hier eine natürliche Strassengabelung von Mainz aus nach Hanau einerseits und nach Friedberg anderseits gegeben ist; und wirklich scheinen die Römer mit ihren ältesten

[1] G. Wolff, Das römische Lager zu Kesselstadt bei Hanau. Mit 3 lithographierten Tafeln, Hanau 1892. Derselbe, Römische Ausgrabungen in der Umgebung von Hocast-Nied und Rödelheim. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrgang XI, 1892, Nr. 1, 1.

Strassen, durch die sie Mainz mit der Grenze verbanden, dieser Weisung der Natur gefolgt zu sein. Haben doch unsere Nachforschungen während der letzten Jahre, auch abgesehen von den bei Kesselstadt und durch die Auffindung einer römischen Niederlassung auf dem Frankfurter Domhügel gewonnenen Anhaltspunkten, eine Reihe von neuen Belegen für die Existenz einer das rechte Mainufer von Kesselstadt über Frankfurt nach Höchst begleitenden und anderseits einer von der Elisabethenstrasse in mehr südlicher Richtung nach dem Main verlaufenden Strasse ergeben.[1] Ueber den Zusammenhang beider und ihren weiteren Verlauf werden hoffentlich die Arbeiten der Limeskommission Aufklärung bringen. Hier werden sie nur insoweit erwähnt werden, als sie mit den interessanten Funden, über welche wir in den folgenden Blättern berichten wollen, in Zusammenhang stehen.

Es leuchtet ein, dass gerade die Auffindung der Anlagen von Frankfurt und Kesselstadt mit Notwendigkeit zu einer neuen Prüfung der Berichte über ältere Funde an der Niddamündung drängen musste. Erleichtert wurde dieselbe durch die sorgfältige Zusammenstellung der Litteratur in Hammerans Urgeschichte.[2] Doch führte eigene Prüfung der Originalberichte von den angedeuteten Gesichtspunkten aus und wiederholte, eingehende Untersuchung des in Betracht

[1] Vgl. Westd. Korrbl. a. a. O. S. 5 und 7. In allerjüngster Zeit ist an der Einmündung der Weserstrasse in die Gutleutstrasse, also genau in der Richtung, in welcher nach den gewonnenen Anhaltspunkten die rechtsmainische Uferstrasse das Frankfurter Stadtgebiet durchschneiden musste, eine Bronzemünze Gordianus' III. bei Arbeiten des Tiefbauamts gefunden und dem Museum übergeben worden. Noch später wurden bei einem der letzten Häuser Nieds in der Richtung nach Griesheim-Frankfurt römische Reste gefunden, nach einem mir vorgelegten Kruge und den Angaben der Finder Bestandteile eines Grabes, dessen Lage wiederum jener Strassenrichtung entsprechen würde.

[2] A. Hammeran, Urgeschichte von Frankfurt a. M. und der Taunusgegend. Festschrift zur XIII. Jahresversammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Frankfurt 1882. Die dort zusammengestellte Litteratur ist vollständig verglichen worden. Für die Blätter der Mainzer Zeitung, welche Mitteilungen über Nieder Funde von Heime enthalten, waren mir unzugänglich. Ihr Inhalt ist aber wiedergegeben in desselben Verfassers Mitteilungen in den Nassauischen Annalen (siehe oben), die mir vorlagen. Ich werde übrigens die älteren Angaben nur da neben Hammerans Citaten an ihren, wo sie die letzteren ergänzen oder von mir anders verstanden werden. Ausser der von Hammeran angeführten Litteratur bieten auch die Kataloge der Museen von Bonn (Hettner), Mannheim (Baumann), letzterer erst nach Hammerans Arbeit im Jahre 1890 erschienen, Notizen über Nieder Provenienzen. Von den im Wiesbadener Museum von mir verglichenen Stempeln aus Nied und Höchst wird später die Rede sein.

kommenden Terrains zu der Ueberzeugung, dass da noch mehr zu finden sei, als man bisher angenommen hatte.

Betrachten wir zunächst, um für das Verständnis der Berichte und die folgenden Ausführungen eine sichere Grundlage zu gewinnen, den Schauplatz der früheren Arbeiten und Funde. Nachdem die Nidda mit ihrem wichtigsten Nebenflusse, der Nidder, auf ihrem Laufe lange vom Main durch den niedrigen Höhenzug getrennt gewesen ist, welcher, beim heutigen Dorfe und ehemaligen Kastell Markobel an die Ausläufer des Vogelsberges ansetzend, in südwestlicher Richtung verläuft und bei Frankfurt hart ans Ufer des Mains tritt, wendet sie sich westlich von Heddernheim entschieden dem Strome zu, um dann bei Rödelheim noch einmal ihm gleichsam auszuweichen und in mannigfachen Windungen, die noch heute trotz wiederholter Regulierungen eine Neigung zum Wechsel der Richtung verraten, ihm fast parallel zu laufen. Südlich von Sossenheim führt eine neue rechtwinkelige Biegung den Fluss dem Strome bereits auf 200 Schritte nahe,[1] da wendet er sich noch einmal im gleichen Winkel nach W. und fliesst 1 km weit ihm parallel, bis die Bodenerhöhung, auf der Höchst liegt, ihn nötigt, endlich sein Wasser dem mächtigeren Nachbar abzugeben, nachdem er dasselbe noch unmittelbar oberhalb seiner Mündung durch das des von N. her zuströmenden Sulzbachs vermehrt hat. Die schmale, flache Landzunge, welche zuletzt die beiden Flüsse trennt, war, wie der Name »Worth« zeigt, den sie auf der Flurkarte führt, wohl einst eine Insel, die dadurch gebildet wurde, dass ein Arm der Nidda, wohl der ältere Lauf, von der erwähnten Biegung an in der seitherigen Richtung nach Süden direkt dem Strome zufloss. Da, wo die Teilung stattgefunden haben musste, also am heutigen Knie der Nidda, liegt an deren linkem Ufer das Dorf Nied,[2] zu dem auch das Feld jenseits des Flusses bis

[1] Man vgl. zu den folgenden Ausführungen das Kärtchen Tafel I.

[2] Ueber den Namen handelt Hammeran a. a. O. S. 91 nach Becker u. Klein a. a. O. S. 512. Er nennt ihn »einen der wenigen, die aus römischer Zeit direkt überliefert werden« und weist auf eine in Kastel gefundene Inschrift, »auf der einer platea dextra eunti Nidam gedacht« werde, und auf die Erwähnung des Flusses Nidda beim Geographus Ravennas hin. Nun ist zwar ebenso wenig auf der im Wiesbadener Museum vorhandenen Inschrift (Brambach 1312), wie auf der des Mainzer Museums gleicher Provenienz (Brambach 1311) die von Hammeran gegebene volle Form des Namens vorhanden, es heisst vielmehr an der erstgenannten Stelle »LVNT NID«, an der anderen nur »E. N.«. Wir möchten aber doch der Auffassung Hammerans und Beckers beistimmen, dass die Inschriften sich auf eine nach dem Orte Nida an der Niddamündung führende Strasse beziehen, gegenüber der Vermutung A. Rieses (Westd. Korrbl. VII 1888, S. 125 26), dass in dem ab-

zum Sulzbach und dicht an die Hauser von Höchst gehört. Dieses Feld, bzw der Teil desselben, welcher im N vom Bahnkorper der Hessischen Ludwigsbahn, im S. und O von der Nidda, im W. vom Sulzbach begrenzt und etwa in seiner Mitte von der Frankfurt-Mainzer Landstrasse auf erhöhtem Damm durchzogen wird, ist das Gebiet, auf welches sich zunächst unsere Ausführungen beziehen In seinem nordöstlichen Teile macht sich noch ein altes Niddabett deutlich bemerkbar, welches, vom Fluss unterhalb des nördlichen Knies abbiegend, ihn dicht oberhalb des südlichen und der dort über ihn führenden steinernen Brücke wieder erreicht. Nur auf die etwa 150 m lange und breite Halbinsel zwischen dem alten und neuen Niddabett südlich und nördlich der Strasse, von der Brücke bis zur Fischer-Schmidt'schen Fabrik, beziehen sich, von einer Notiz abgesehen, alle älteren Fundberichte, — nur auf sie beschränkten sich alle früheren Nachforschungen Daher fasst Hammeran[1] seine Ansicht über die Ausdehnung der vermuteten Römerstätte in die Worte zusammen »Alle diese Funde scheinen indessen auf ein Terrain beschränkt zu sein, das dicht am Niedufer liegt, die Ausdehnung desselben nach Westen ist nicht ersichtlich.« Wenn er aber auf Grund dieser Ansicht bezüglich einer Angabe Habels, dass ein durch Schapper ins Wiesbadener Museum gelangter Ziegel der 22. Legion »zunächst der Steinmühle« (am Sulzbach) gefunden sei, meint, dieselbe sei »vermutlich cum grano salis zu nehmen, da die Fundstätte sich kaum so weit nach Westen erstreckt haben dürfte,« so haben die Ergebnisse unserer Ausgrabungen diesen Zweifel als unbegründet erscheinen lassen.

Was den Charakter der Fundstücke betrifft, auf welche wir bei der ausserordentlichen Mangelhaftigkeit der Fundberichte für die Beurteilung der Beschaffenheit der Ansiedelung fast allein angewiesen sind, so fällt bei den älteren Mitteilungen, die sich auf gelegentliche Funde und oberflächliche Nachforschungen an dem zerrissenen rechten Ufer der Nidda »nahe an der Brücke« und »am Wege nach Frankfurt« beziehen, die grosse Menge der Legionsziegel verschiedener Art und verschiedener Truppenteile bei ausserordentlich geringfügiger Aus-

gekürzten Namen ein Nidonagus oder ein anderes ähnlichgebildetes keltisches Wort als alte Bezeichnung für Heddernheim stecke, und dass die platea dextra mit der Elisabethenstrasse identisch sei. Volle Uebereinstimmung des Ortsnamens mit dem des Flusses findet sich, gleichfalls auf keltischem Gebiete, auch bei dem Namen Deva in Britannien, vgl. Hubner, Römische Herrschaft in Westeuropa 1890, S. 29 bei deutschen Orts- und Flussnamen bekanntlich oft

[1] A. a. O. S. 93.

beute an sonstigen Fundstücken auf. Am »alten Bett der Nied« wurden dagegen im Jahre 1858 und ebenso bei einer in demselben Jahre durch Geometer Jost vorgenommenen Ausgrabung offenbar an derselben Stelle[1] Funde gemacht, die auf die Existenz gut ausgestatteter Wohnräume schliessen liessen. Wenn daher gerade im Anschluss an die Aufzählung der hier gewonnenen Fundstücke im Fundberichte bemerkt wird »das Vorhandensein bedeutender römischer Militärstationen an der Nied wurde damit evident erwiesen«,[2] so muss dieser Behauptung entschieden widersprochen werden. Auch die »Fundamente eines runden Thurms,« die »massives Mauerwerk in unmittelbarer Nähe vermuten liessen«,[3] sprechen eher gegen als für militärische Anlagen, und die »Kanäle« sind wenigstens nicht für solche beweisend, und ein im Jahre 1870 bei baulichen Veränderungen auf dem Areal der Fischer-Schmidtschen Fabrik, wiederum nahe der Nidda, an dem westlich gerichteten Teil ihres Laufes gemachter Fund[4] widersprach dieser Ansicht nicht. Die Reste eines Wohnhauses, die von uns bei den Ausgrabungen im Herbste 1891 dicht an der Grenze des genannten Besitztums, wenige Meter von der früheren Fundstelle aufgedeckt wurden, dürften mit der letzteren, da sie sich nach ihr hin über die Grenze hinaus fortsetzten, in Zusammenhang stehen.

So blieben denn allein die Ziegel übrig, welche als Beweis für das Vorhandensein einer militärischen Anlage betrachtet werden konnten, und zwar umsomehr, da neben ihrer grossen Menge besonders auch der Umstand auffiel, dass nicht weniger als 4 Legionen

[1] Wenn es in den Periodischen Blättern der Geschichts- und Altertumsvereine zu Kassel, Darmstadt, Frankfurt a. M. und Wiesbaden vom Jahre 1858, No. 6, S. 135 heisst »seitwärts nördlich der von Hochst nach Nied führenden Strasse und ganz nahe an der Nidda«, so zeigt der Augenschein, dass nur vom »alten Nieddette« die Rede sein kann, an dem auch der genannte Weg entlang führt.

[2] Diese Stelle führt Hammeran nicht an, offenbar, weil er mit Recht die Evidenz des Schlusses bezweifelt. Im Museum zu Wiesbaden fand ich viele Ziegel als im Jahre 1858 bzw. 1859 an der »Mauerstation bei Nied« gefunden bezeichnet. Diese Bezeichnung rührt offenbar von derselben Quelle wie die Bemerkung in den Periodischen Blättern her und kann daher nur auf denselben Grad von Beweiskraft Anspruch machen.

[3] A. a. O. S. 138 und 139. Betrachten denn die Fundamente des runden Turmes nicht aus massivem Mauerwerk? Wir kommen auf diesen Punkt später zurück.

[4] Hammeran a. a. O. S. 94. Die Stelle wurde bei den vorjährigen Ausgrabungen aufs neue festgestellt. Sie liegt am südlichen Ende der Fabrikgebäude, die auf Tafel I östlich vom Buchstaben D zwischen der Nidda und der Strasse zu suchen sind.

(VIII, XIIII, XXI und XXII) vertreten waren, darunter solche, welche nach allgemeiner und wohlbegründeter Ansicht nur in der ersten Zeit der rechtsrheinischen Okkupation in Germanien standen. So wenig daher das Vorhandensein von Ziegelstempeln an sich als Beweis dafür gelten kann, dass die auf den Stempeln genannten Truppenteile an dem betreffenden Orte gelegen haben, so erforderten dieselben doch im vorliegenden Falle umsomehr Beachtung, da ohnehin innere Gründe für die Annahme einer frühzeitigen Besetzung und Befestigung der Niddamündung sprachen. Aber gerade der letztere Umstand liess die Wahl des Ortes auffallend erscheinen. Den nachweislich frühzeitigen, d. h. aus der ersten Zeit der Okkupation stammenden Anlagen, wie z. B. Wiesbaden, Kesselstadt u. a., ist neben dem quadratischen Grundriss die Wahl eines beherrschenden Platzes eigentümlich.[1] Ein solcher, von der Natur geradezu für eine den Fluss beherrschende Befestigung geschaffener Platz aber findet sich in unmittelbarster Nähe unserer Fundstätte, es ist der, auf welchem Alt-Höchst mit seinen fast quadratischen Festungsanlagen, seinen 4 alten Thoren und fast rechtwinkelig sich kreuzenden Strassen liegt. Aber in Höchst war angeblich »nie etwas Römisches« gefunden, die als »aus Höchst« stammend bezeichneten Fundstücke des Wiesbadener Museums, fast ausschliesslich Ziegelsteine, konnten ebenso wie einige in neuester Zeit in den Fundamenten eines Hauses in Nied gefundene und durch Hammeran ins Frankfurter Museum verbrachte Backsteinfragmente mit Recht als vom oben beschriebenen Felde verschleppt betrachtet werden. Es war kein Zweifel: die Nachforschungen mussten, wenn man nicht ganz planlos vorgehen wollte, von dem thatsächlich Gegebenen ausgehen, die Beschaffenheit der auf dem Nieder Felde einst vorhanden gewesenen Niederlassung musste festgestellt werden, ehe man weiter suchte. Und auch hier war es zweckmässig, den militärischen Charakter der ersteren zunächst wenigstens als denkbar anzusehen, zumal da manche Eigentümlich-

[1] Ich habe dies eingehender nachgewiesen in der oben angeführten Schrift über das Lager von Kesselstadt. Die dort für die Annahme, dass das genannte Lager älter als die Anlegung des Grenzwalls sei, aus der Situation und der Technik entnommenen Gründe sind in allen mir bekannt gewordenen Besprechungen des Buches als berechtigt anerkannt worden, so von Haug in der Berl. philol. Wochenschrift 11. Jahrgang 1891, Nr. 17, S. 537, A. Riese im Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschrift 1890, S. 193, Neuerdings C. Koenen in den Bonner Jahrbüchern Heft LXXXXII, 1892, S. 210 ff., der sogar noch weiter geht als ich, indem er das Kesselstädter Kastell bereits am Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. entstanden sein lässt (S. 242), eine Vermutung, in der ich dem verdienten Forscher nicht beizustimmen vermag.

keiten des in Betracht kommenden Terrains auf die regelmässigen Raumdispositionen römischer Befestigungen hinzuweisen schienen.

Schon Hammeran hatte bemerkt, dass im Norden der Strasse »das Feld schroff über dem Wiesenthal erhoht ist und an einer Stelle eine rechtwinkelige Ecke bildete, während an der anderen Stelle es geradlinig fast wie durch einen ehemaligen Wall begrenzt ist«.[1] Auf dieselben Stellen wies uns später ein Mitglied des Frankfurter Altertumsvereins hin, das bei einem gelegentlichen Gang über die Ausgrabungsstätte uns an ganz falscher Stelle graben sah, während doch die wirkliche Lage des Kastells leicht zu erkennen sei.« Damals waren wir freilich nach wiederholten Untersuchungen des Terrains und eingehenden Erfragungen bei den Besitzern der Grundstücke in der Lage, uns gegen den Vorwurf der Blindheit durch den Hinweis darauf schützen zu konnen, dass der geradlinige Wall das alte Niddaufer sei und die rechtwinkelige Ecke ihren Ursprung einem Einschnitt in eben jenes alte Ufer behufs Gewinnung des dort anstehenden Lehms für eine vor ca 30 Jahren vorübergehend betriebene Russenbrennerei verdanke. Bei dieser Gelegenheit war wieder angeblich ein Kanal aufgedeckt worden, nach dem wir später an Stellen, an welchen er nach der angegebenen Richtung sich finden musste, vergeblich graben liessen.

Wichtiger schien uns eine andere Beobachtung, welche von keinem der früheren Forscher gemacht worden war. Wenn auf dem oben umschriebenen Terrain, wie alle älteren Berichterstatter annahmen und auch Hammeran zu vermuten geneigt schien,[2] ein Kastell lag, so musste es mit der rechten Flanke an das Hochufer der Nidda sich so anlehnen, dass seine Front von da an, wo der Fluss die letzte Biegung macht,[3] um bis zur Einmündung des Sulzbachs dem Main parallel zu fliessen, durch den östlichen Anbau der Fischer-Schmidtschen Fabrik nach NNO bis an den Rand des alten Flussbettes zog, welches hier den von Hammeran beobachteten wallartigen Eindruck macht. Wirklich liess sich auch in den Wiesen unterhalb des genannten Besitztums (nach S.) eine gegen die Grenze des letzteren schräg verlaufende Böschung erkennen, welche östlich in einem Bogen in die angedeutete nordnordöstliche Richtung übergeht, nach W. aber

[1] A. a. O. S. 94.

[2] Darauf weisen die oben erwähnten Terrainbeobachtungen (S. 94 hin, wenn auch S. 92 mit begründeter Vorsicht gesagt wird »Ob aber ein Castell angenommen werden darf, ist noch nicht zu entscheiden.«

[3] Tafel I südlich von E und D.

die Grenze des Ackerlandes und die geradlinige Abböschung nach dem Flussufer in spitzem Winkel schneidet, dann jedoch infolge der Nivellierung durch den Ackerbau verschwindet. Die späteren Ausgrabungen haben erwiesen, dass diese Linie wirklich die südliche Begrenzung des römischen Anbaus noch andeutet. Nahm man die Existenz eines Kastells an, so konnte es keinem Zweifel unterliegen, dass dort die Südfront desselben zu suchen sei. Diese Annahme schien durch folgende Umstände bestätigt zu werden. Es fiel auf, dass der genannten Böschung eine dammartige Erhöhung in dem Felde unmittelbar südlich der Chaussee annähernd parallel läuft,[1] welche am Brückchen über den Sulzbach, dicht am letzten Hause von Höchst, der Steinmühle, beginnend, sich im spitzen Winkel so von der modernen Strasse entfernt, dass ihre Verlängerung, die Fischer-Schmidtsche Fabrik in der Mitte ihres Nordflügels schneidend, die Nidda dicht unterhalb der Nieder Brücke trifft. Als ich diese Erhöhung bei der ersten Begehung des Feldes im Frühling 1891 gemeinsam mit einem jungen Kollegen, Herrn Blümlein, entdeckte, da war der erste, sich natürlich aufdrängende Gedanke der, dass wir den Umfassungswal. des oftgesuchten Kastells vor uns hätten; und alle, welchen ich später die Stelle zeigte, waren geneigt, jeden Zweifel an der Richtigkeit dieser Erklärung als unberechtigt zu betrachten, ja die von mir vorgebrachten anderweitigen Erklärungen der Erscheinung als Zeichen der Unsicherheit anzusehen. Auffallend wäre nämlich bei der angedeuteten Annahme der geringe Abstand des Walles von der südlichen Böschung gewesen. Er betrug nur ca. 70 m, also die Hälfte der Breite eines normalen Limeskastells. Abkühlend aber wirkte, und zwar gerade auf die sanguinischen Verfechter der Wallhypothese am meisten, die Mitteilung der Ortsbewohner, die sich bestätigen sollte, das der Wall die »alte Strasse« sei, welche man in den 20er Jahren beim Bau der steinernen Niddabrücke wegen der Veränderung der Brückenachse um wenige Meter nach N. verlegt habe. War somit die dammartige Erhöhung aufs einfachste erklärt, so blieb doch der Parallelismus zu der südlichen Böschung. Wie, wenn die »alte Strasse« einem noch älteren römischen Wege entsprach, der, das Kastell in seiner Längenachse schneidend, zu der römischen Brücke über die Nidda und über sie als rechtsmainische Uferstrasse zur Grenze bei Hanau führte? Der Gedanke lag zu nahe, um abgewiesen zu werden. Dann ergab sich eine normale Breite von ca. 150 m. Die Lage des hypothetisch in den Flurplan einge-

[1] Tafel I, F

zeichneten Kastells wäre — abgesehen von der allerdings auffallenden Vernachlässigung der Position von Hochst — nicht ungünstig gewesen und wurde manche der Bedingungen erfüllt haben, welche die Römer bei der Anlage ihrer Befestigungen zu stellen pflegten. In der Front und auf der rechten Flanke durch die Nidda und weiterhin den Main gedeckt, würde der Platz auch von Norden her wegen der alten Niddabetten schwer zugänglich gewesen sein. Ob der Umstand, dass auch vom Rücken her der Zugang nur durch Ueberschreitung des Sulzbachs möglich war, zu den günstigen zu rechnen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Dass aber der römische Anbau sich ganz erheblich weiter nach Westen hin erstreckt habe, als man bisher annahm, das wurde mir schon bei den ersten Begehungen des Feldes durch zahllose Ziegelfunde, darunter auch mehrere gestempelte, zweifellos. Die Mitteilung endlich, dass auch bei Neubauten im östlichsten Teile von Höchst, dicht jenseits des Sulzbachs, zahlreiche römische Münzen gefunden seien, schien darauf hinzudeuten, dass dort sich Gräber längs einer durch das heutige Höchst nach Mainz führenden Strasse hinzogen. Alle diese Beobachtungen konnten zu einer neuen, systematischen Untersuchung des Terrains nur auffordern und ermuntern.[1] Bei derselben musste der militärische Charakter der Ansiedelung — trotz der sich immer wieder auf die Höhe von Höchst, gelegentlich auch auf den auffallend quadratischen Dorfplan von Nied richtenden Seitenblicke — als Voraussetzung gelten. Diese Voraussetzung zu bestätigen oder zu widerlegen, musste das Ziel der Arbeit sein, nicht zu den alten Anzeichen römischen Anbaus nur neue hinzuzufügen. Dies waren die Grundlagen, dies die Ziele der Ausgrabungen, die mit Hülfe einer in Privatkreisen aufgebrachten Summe im Herbste 1891 ausgeführt wurden. Sie muss man im Auge behalten, will man sich nicht mit manchen durch und für die Ausgrabungen gewonnenen Freunden in Nied-Höchst und anderswo darüber wundern, dass gerade die nach den bisherigen Erfahrungen am

[1] An einer solchen fehlte es bisher gänzlich, was schon Hammeran a. a. O. S. 93 betont. In den Periodischen Blättern a. a. O. S. 139 finde ich die Mitteilung, dass die am 12. Juni 1858 »vorläufig eingestellten« Arbeiten »später in Verbindung mit der demnächst beginnenden Konsolidation« fortgesetzt werden sollten. Die Konsolidation hat dann stattgefunden und manche früher vorhandenen Anhaltspunkte für die Erkenntnis der alten Topographie für immer verwischt. Ueber eine andere Notiz der Periodischen Blätter und die durch sie ermöglichte Auffindung des Berichts über jene Ausgrabungen werden wir, da derselbe, erst lange nach Abschluss der Arbeiten zu Tage gefördert, auf den Verlauf derselben keinen Einfluss ausgeübt hat, weiter unten zurückkommen.

meisten versprechenden Stellen unberührt blieben, dagegen solche angeschnitten wurden, an welchen man bisher gar nicht gesucht und nichts gefunden hatte, auch wirklich weit weniger anschnliche Fundstücke erwarten konnte

II. Der Verlauf der Ausgrabungen.

Wäre es uns darauf angekommen, bei den Arbeiten schnell in die Augen fallende Resultate zu erzielen, so hätten wir den Spaten an den Stellen ansetzen mussen, auf welche sich die älteren Berichte beziehen. Sie zu finden war nicht schwer. Zwischen der Strasse und dem alten Niddabett erstreckt sich eine flache Erhöhung gegen die heutige Nidda nach Osten,[1] welche den bezeichnenden Namen »Hühnerberg« im Volksmunde führt, während das mehr westlich gelegene Feld zwischen der Strasse nnd dem Bahnkörper auf der Flurkarte als »Römerberg« bezeichnet ist. An der erstgenannten Stelle fanden sich sogleich bei den ersten Terrainbegehungen im Fruhjahr 1891 die gewohnlichen Spuren römischen Anbaus in Menge. Sie entsprechen ganz den aus den Berichten zu ziehenden Folgerungen, and die Besitzer und Anlieger haben zweifellos recht, dass dort noch »Mauern«, »Töpfe«, »Münzen« u dgl. in Menge zu finden sind. Aber das wussten wir ja ohnehin, eine Nachgrabung würde sicherlich, da eine solche nie halb ausgeführt werden soll, zur Vertiefung ins Detail gefuhrt haben Dafür ist später noch Zeit genug, dafür haben die Museumsverwaltungen auch eher Musse und Geld als für die undankbarere, aber wichtigere Arbeit der Terrainaufklärung, die doch für die Detailarbeiten erst den Rahmen schaffen soll, in dem die Ergebnisse der letzteren ihre richtige Stelle und Erklärung finden. Es lag nun sicherlich am nächsten, die oben geschilderten Beobachtungen auf dem Terrain südlich der Strasse zu benutzen und Querschnitte gegen die alte Strasse und die Boschung des Niddaufers zu machen. Die späteren Arbeiten haben ergeben, dass wir dort sofort wichtige Anhaltspunkte für die Topographie des römischen Nied ganz im Sinne unserer Vermutungen gewonnen haben würden Aber der Umstand, dass das Niddaufer von fiskalischen Wiesen begleitet ist, sowie andere hier nicht zu erwähnende Gründe hessen uns zur Ausführung von Einschnitten an der genannten Stelle überhaupt nicht, auf den Äckern zu beiden Seiten der Strasse erst später kommen.

Nicht von unseren Wünschen, sondern von der Erlaubnis der Besitzer von Grundstücken und der Art der Bestellung dieser letzteren

[1] Tafel I bei A.

war die Wahl des Ortes abhängig, an dem wir den Spaten ansetzten. Dass wir dies überhaupt konnten, verdanken wir ausschliesslich dem höchst anerkennenswerten Entgegenkommen des derzeitigen Bürgermeisters von Nied, Herrn Franz Simon, und des Ortsbürgers Wilhelm Wagner. Dieselben stellten uns für die Zeit nach Aberntung der Frucht ihre beiden nebeneinander gelegenen Äcker[1] zur Verfügung, die sich nahe dem Bahnkörper (der Ludwigsbahn), in einer Länge von ca. 100 m von O. nach W. so erstreckten, dass ihr westliches Ende mindestens 200 m von den nächsten aus früherer Zeit bekannten Fundstellen, aber noch innerhalb des Bereichs lag, in dem wir römische Reste, hier ausschliesslich Ziegelsteinfragmente, gefunden hatten. Wenn wir hier einen oder mehrere Versuchsgräben in der Längsrichtung der Äcker zogen, so konnten wir hoffen, einige Anhaltspunkte für planmässige Nachgrabungen zu gewinnen, vor allem aber die Besitzer anderer Äcker für unsere Arbeiten zu interessieren und dadurch weitere Erlaubnis zu Nachgrabungen, auch auf dem Terrain zu erhalten, auf welches sich nach der oben angedeuteten Hypothese das Kastell erstrecken konnte. Da mir selbst für zusammenhängende Arbeit nur die vierzehntägigen Herbstferien zur Verfügung standen, für eine möglichst gute Ausnutzung dieser Zeit aber sondierende Vorarbeiten wünschenswert waren, so wurde beschlossen, diese sofort nach Aberntung der Äcker mit beschränkten Arbeitskräften zu beginnen. Sie wurden während des August und der ersten Hälfte des September in zwei durch längere Pausen unterbrochenen Abschnitten so ausgeführt, dass zwei Arbeiter nach genauen Anweisungen Versuchsgräben aushoben, die dann nachmittags oder abends näher untersucht wurden. So konnte zwar langsam, aber da die Arbeiter alle etwaigen Reste unberührt lassen mussten, mit genügender Sicherheit ein Stück Arbeit vorweggenommen werden.

Ich gehe nun zur Darstellung des Verlaufs unserer Ausgrabungen über. Hatte ich im Stillen gehofft, dass wir auf dem Simonschen Acker wohl Anhaltspunkte für die Ausdehnung und Orientierung des römischen Anbaus, aber keine Veranlassung finden würden, uns an einer einzelnen Stelle fest zu arbeiten, so sollte sich diese Hoffnung nur sehr unvollständig erfüllen. Die ersten Spatenstiche führten uns unter der Ackerkrume auf eine Schicht römischer Ziegeltrümmer, wenige Meter aber vom Anfange des Versuchsgrabens stiessen wir bereits auf tiefe Schuttmassen, die sich unzweifelhaft als Trümmer eines römischen Bauwerks erkennen liessen; aber die Zerstörung war

[1] Tafel I A und B, Taf. II, Lageplan bei A und B.

eine so hochgradige, dass wohl die ungefähren Dimensionen, nicht aber bestimmte Fluchtlinien festgestellt werden konnten. Das Suchen nach den letzteren machte einen gegen den westöstlichen Hauptgraben senkrecht gerichteten Versuchsgraben nötig, der uns am Rande des nördlich angrenzenden Ackers auf die offenbar wohlerhaltenen Reste eines Bauwerks führte, welches durch manche Anzeichen, die auf Hypokaustanlagen zu deuten schienen, unsere Neugierde in hohem Grade erregte. Unserem Plane entsprechend liessen wir trotzdem die Stelle vorläufig unberührt, da ihre Aufdeckung fortwährender Aufsicht bedurfte und ausserdem der Nachbaracker erst für spätere Zeit zur Verfügung gestellt wurde. Wir gingen zunächst im Hauptgraben weiter bis an das Ende des Simonschen Grundstücks. Da aber die hier aufgefundenen Reste ihre volle Erklärung erst durch die Aufgrabung des genannten Bauwerks fanden, so nehme ich die Beschreibung desselben vorweg. Die Verzögerung hatte übrigens den Vorteil, dass die bereits durch das gänzliche Fehlen aller massiven Mauern, durch das massenhafte Vorkommen von Backstein- und Ziegeltrümmern der verschiedensten Form, sowie durch manche Anzeichen anderer Art in mir erwachte Vermutung, dass wir es nicht mit einem mit Hypokausteinrichtungen versehenen Bau, sondern mit einer Ziegelei zu thun hätten, sich vor dem Beginn der Aufdeckung so sehr befestigt hatte, dass wir dieselbe von vornherein nach einem klar vorgezeichneten Plan ausführen konnten.

Der Ofen war sowohl durch seine Grösse als auch durch seine Beschaffenheit von allen bisher in unserer Gegend gefundenen Ziegel- und Töpferöfen verschieden. Bei den Töpferöfen von Heddernheim und Heidelberg, sowie bei den grösseren Ziegelöfen von Grosskrotzenburg bestand der unterirdische Heizraum aus einem durch Seitenwangen nach aussen verlängerten Schürloch, an welches sich zwei durch eine Längsmauer getrennte, ebenfalls gewölbte Heizkanäle anschlossen.[1] Die Decke derselben war durch konische Pfeifen durchbrochen, welche die Heizgase in den über ihnen befindlichen Raum für das zu brennende Material leiteten. Diese Teilung des Heizgangs war für alle diese Öfen charakteristisch, so verschieden sie sonst waren, indem der im Jahre 1881 aufgefundene Heddernheimer Ofen rechteckigen, die Heidelberger und Grosskrotzenburger Anlagen ovalen, bezw. kreisrunden Grundriss hatten und das Baumaterial des eigentlichen Ofens am letztgenannten Orte aus Basaltbruchsteinen

[1] Ich habe die Grundrisse und Querschnitte derselben in gleichem Massstab in der Arbeit über den »Römischen Grenzwall bei Hanau«, Hanau 1885, Tafel I mitgeteilt. Dazu »Exkurs über römische Brennöfen«, S. 80 ff.

in Lehmverband, in allen andern Fällen ausschliesslich aus Backsteinen bestand.

Im Widerspruch dazu wurde der Nieder Ofen,[1] der durch seinen rechteckigen Grundriss mit dem zuletzt in Heddernheim gefundenen übereinstimmte, ihn aber in den Massen übertraf, von einem Heizgange aus erwärmt, der sich von dem nicht durch Seitenwangen verlängerten Schürloch an in seiner ganzen Länge erstreckte. Der Heizgang hatte 68 cm lichte Breite und war von zwei aus 40 cm breiten und langen Backsteinplatten aufgemauerten Seitenwangen eingefasst, während sein Fussboden aus gut gebrannten tegulae gebildet wurde, die unter jene einbanden.[2] In 40 cm Höhe über den Bodenplatten waren auf die Seitenwangen senkrecht gegen die Längenachse 4 je 30 cm starke Querzungen aus Backsteinen aufgesetzt, welche in Verbindung mit der vorderen und hinteren Wand 5 Heizkanäle trennten und einfassten, deren Breite bei dem ersten und letzten 30, bei den übrigen 25 cm betrug. Diese Querzungen überbrückten den Heizgang in Wölbungen, welche vermittelst grosser Keilziegel gebildet waren, während über und neben diesen das Material der Rippen aus roheren Backsteinen bestand.

So bildete denn der Heizgang in seiner Gesamtheit einen 2,60 m langen, 0,68 m breiten und im Scheitel 1 m hohen Bogengang, welcher vermöge seiner Dimensionen bequem bis ans hintere Ende mit Brennmaterial gefüllt und ebenso bequem gereinigt werden konnte. Von demselben aus verbreiteten sich die Verbrennungsgase in den 5 Quergassen, so dass der über dem Ofen befindliche Raum gleichmässig geheizt werden konnte. Die Art, wie dies geschah, ist wieder höchst merkwürdig und von der bei anderen Öfen beobachteten

---

[1] Man vgl. zu den folgenden Ausführungen die Grundrisse und Querschnitte auf Tafel II.

[2] Sehr ähnlich konstruiert scheinen die Öfen von Westerndorf gewesen zu sein. Vgl. v. Hefner, Die römische Töpferei in Westerndorf. Oberbairisches Archiv für vaterländische Geschichte, XXII Band, München 1863, S. 56 ff und Tafel IV, Fig. I, II, III. Während sie sich dort durch die Funde als Töpferöfen charakterisierten, lagen in Rheinzabern zahlreiche Ziegel- und Töpferöfen neben einander, die (a. O. S. 59) in der inneren Einrichtung mit einander übereinstimmten, sich aber in der äusseren Form unterschieden, indem die Ziegelöfen viereckig, die Töpferöfen aber rund gebaut waren. Dass dieser Unterschied nicht überall vorliegt, zeigt das Beispiel der Westerndorfer und nach der anderen Seite der Grosskrotzenburger Öfen. Vielmehr scheint sich aus der Form der Öfen beiderlei Zwecks auf das Alter derselben schliessen zu lassen, indem die mit einem Hauptheizkanal wohl die älteren, die mit einer teilenden Zunge versehenen die jüngeren (Ziegel- und Töpfer-) Öfen sind.

verschieden. Die Heizkanäle waren nämlich nicht, wie sonst, durch Backsteine überwölbt, sondern folgendermassen gedeckt. Auf den 30 cm starken Querzungen lagen 40 cm breite hartgebrannte quadratische Ziegelplatten, die also auf beiden Seiten 5 cm überstanden, so dass die Breite des Kanals, abgesehen von dem ersten und letzten, auf 15 cm vermindert wurde; auf diesen Ritzen lag eine zweite Lage gleich grosser Platten, an deren die Stossfugen bildenden Seiten in der Mitte ein dreieckiger Einschnitt so ausgespart war, dass je zwei Ziegelplatten an ihrer Fuge ein ca. 8 cm breites viereckiges Loch gerade über der Mitte des Heizkanals freiliessen. Da über jedem Kanal 7 solcher Pfeifen angebracht waren, so betrug die Gesamtzahl 35 Die 15 cm breiten Lücken, welche zwischen je zwei Reihen der oberen Platten sich ergeben mussten, waren durch Fragmente von Dachziegeln ausgefüllt und mit Lehm ausgestrichen, der durch das Feuer zu einer dem Baumaterial ganz gleichartigen Backsteinmasse verhärtet war. Da nun durch vielfachen und langjährigen Gebrauch nicht nur die Backsteine der Heizungskanäle, sondern auch die Deckplatten zum Teil verschlackt und rissig geworden waren und sich der ganze Fussboden des Oberraums, besonders in der Mitte über dem Gewölbe, gesenkt hatte, so waren die Unebenheiten durch Lehm ausgeglichen worden, der an manchen Stellen zwei- und dreifache Lagen dünner Ziegelplatten bildete, die, wenn sie von den darunterliegenden Ziegeln abgehoben wurden, auf ihrer unteren Seite z. T. den gutgelungenen negativen Abdruck der Legionsstempel fast ebenso fest wie die Originale enthielten. Über dieser Abdeckung war der für die Aufnahme des zu brennenden Materials bestimmte Raum gleichfalls noch aussergewöhnlich gut erhalten. Er war umschlossen von 37 cm starken, aus lufttrockenen Lehmsteinen hergestellten Mauern, die durch den Betrieb des Ofens samt der ihnen ganz gleichartigen natürlichen Lehmschicht, an die sie sich anlehnten, und den Lehmfugen, die sie verbanden, rotgebrannt und an der inneren Seite verschlackt waren. Die Wände waren noch 50 cm hoch über dem Boden des Raumes, und ebensoviel unter der heutigen Oberfläche, d. h. bis zu dem ursprünglichen Niveau erhalten, welches sich überall an der Ausgrabungsstätte durch eine dunkle Brandschicht bemerkbar machte, über welcher Ziegelbrocken bis zur Ackerkrume und in diese hineinreichten. Während nun nach N, O. und W die Backsteinwände sich unbeschädigt in eine Tiefe von 2,70 bis 2,80 m unter dem heutigen Ackerniveau erstreckten, schloss sich an die Westseite, die das Heizloch enthielt, ein Praefurnium an, welches in gleicher Tiefe wie der Heizkanal vor diesem mit Dachziegeln belegt war, die, mit

den Leisten nach oben gerichtet, eine 45 cm breite Rinne für die Entfernung der Asche bildeten. Leider war es hier wegen eines Marksteins und des dicht anliegenden Feldweges nicht möglich, das Praefurnium bis zu der zweifellos zur Oberfläche führenden Rampe oder Treppe frei zu legen. Bis in eine Entfernung von mehr als 2 m vom Heizloch verlief sein Boden horizontal; darf ich nach Analogie eines früher beim Kastell Marköbel aufgedeckten Brennofens schliessen, so war dies in einer Länge von ca. 4 m der Fall, sodass man mit genügend langen Schür- und Kratzeisen operieren konnte, auch Raum genug für Heizmaterial vorhanden war. Dass man auch für sonstige Arbeiten den jedenfalls überdeckten und in der kühlen Jahreszeit behaglich warmen Raum benutzte, darauf deuteten hier wie dort die in ihm gefundenen Reste reinen Thons hin, wie auch gerade hier Scherben roher Küchengeräte und Tierknochen auf häusliche Einrichtung der Arbeiter schliessen liessen.[1]

Die nach dem Praefurnium gerichtete Wand des Ofens war naturgemäss die der Zerstörung am meisten ausgesetzte, da sie, wenigstens in ihrer Mitte, nicht wie die anderen sich an den natürlichen Boden lehnte. Sie hatte sich denn auch erheblich nach aussen geneigt, wodurch der hinter ihr liegende Heizkanal breiter und seine Decke infolge dessen weniger widerstandsfähig geworden war. Besonders in der Mitte war die ursprüngliche Backsteinmauer zweifellos bereits zur Zeit des Betriebs einmal eingestürzt. Denn das hier befindliche Schürloch war nicht wie die übrigen Teile des Heizgangs durch Keilplatten überwölbt, sondern vermöge zweier grosser Dachziegel giebelförmig überdeckt, hinter und über welchen Dachziegelfragmente den Ausbruch füllten, die sich von den stehengebliebenen Teilen der Backsteinmauer deutlich als Flickmaterial abhoben.[2] Dass sie zum Teil Stempel der

[1] Als der Charakter des Bauwerks noch nicht erkannt war, fiel die Dürftigkeit der Gefässscherben, insbesondere der Mangel jeglicher Sigillata in der Umgebung desselben auf und veranlasste vorübergehend zu der Meinung, dass wir eine Anlage aus spätrömischer Zeit, d. h. aus der Zeit nach dem Abzug der Legionen vor uns hätten, ein Irrtum, der durch die Funde der Ziegelstempel im Bau selbst bald beseitigt wurde.

[2] Bei den Ziegel- und Töpferöfen von Rheinzabern ist nach v. Hefner I. 1. S. 59 das »Schürloch ein von der Stirnmauer des Ofens vorspringender Vorbau, meistens mit einem Spitzgewölbe, das durch gegen einander gelehnte Ziegelplatten gebildet ist.« Die Beschränkung »meistens« lässt es unklar, wie es in den anderen Fällen war. Dabei ist zu bemerken, dass v. Hefner nur einen der Öfen selbst aufgedeckt gesehen hat. Es ist wahrscheinlich, dass die Konstruktion vermittelst giebelförmiggestellter tegulae einer späteren Gepflogenheit entspricht, der man in Nied bei der Ausbesserung des alten Ofens folgte. Die anderwärts aufgedeckten Öfen sind meistens sehr oberflächlich beschrieben und so, dass man sich von ihrer Konstruktion keine

22. Legion trugen, während das übrige zum Bau verwendete Material, soweit es gestempelt war, auf andere Truppenteile hinwies, war, wie es ein weiterer Beweis für die ausgesprochene Ansicht ist, so auch von hohem Werte für die chronologische Bestimmung der ganzen Anlage und die Kenntnis ihrer Schicksale. Schon auf dem Wege von der zuerst gefundenen Trümmerstätte zu dem Ofen fanden sich in dem südnördlichen Quergraben neben Stempeln der 14. und der 22. Legion auch solche der in Nied-Höchst früher noch nie gefundenen und in Germanien auf Ziegelstempeln überhaupt höchst selten vertretenen Legio I Adiutrix, die, kurz vor dem Bataveraufstand in Spanien von Galba gegründet, im Jahre 70 nach Germanien kam und nach der allgemeinen Annahme dort höchstens bis in die ersten Jahre des 2. Jahrhunderts, also im Ganzen ca. 30 Jahre geblieben ist. Noch überraschender war es für uns, einige Stempel der ebenfalls sehr frühe in Germanien auftretenden, aber auf Ziegelstempeln bisher nur ganz sporadisch und meistens unsicher nachgewiesenen Cohors I Asturum zu finden, deren Zusammenvorkommen mit der spanischen Legion jedenfalls bemerkenswert ist. Dazu kam als dritte und nach der gewöhnlichen Ansicht allerälteste die Legio XXI Rapax. Aber von besonderem Interesse war die Art des Vorkommens dieser Stempel. Den Fussboden des Heizkanals bildeten tegulae der Leg. I Adiutrix, die auf diese aufgesetzten Seitenwangen bestanden z. T. aus Platten der Leg. XXI Rapax, die schon früher in einem ähnlichen Ofen verwendet gewesen waren, wie ihre Verschlackung auf der einen Fläche und bei einer der Umstand, dass sie die dreieckigen Einschnitte hatte, die nur bei ihrer Verwendung als Deckziegel der Kanäle einen Zweck hatten, verriet; als Deckplatten dienten ausschliesslich die Ziegel der 21. Legion, die fast sämtlich die nämliche Matrize zeigten. Flickarbeit war endlich, wie ich früher nachgewiesen, mit tegulae der 22. Legion ausgeführt, und Bruchstücke von Fabrikaten fanden sich in und neben dem Ofen auf dem natürlichen Boden von allen genannten Truppenteilen, am wenigsten von der 22., am reichlichsten von der Leg. I Adiutrix, deren tegulae den erhaltenen oberen Raum des Ofens so ausfüllten, dass es schwer war, nicht anzunehmen,

Vorstellung machen kann. Dies gilt besonders von der im übrigen lehrreichen Beschreibung der »Töpferei zu Riegel im Breisgau« durch Dr. Schreiber im I. Band (1867) der Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg i. B. S. 1—42. Im Wiesbadener Museum befindet sich das Modell eines bei Hms gefundenen Ofens, der dem unsrigen vollkommen gleichartig gewesen zu sein scheint, auch in der rundbogigen Form der durch Keilziegel hergestellten Rippen. Eine Beschreibung des Ofens scheint nicht veröffentlicht zu sein.

dass sie die letzte, nicht entnommene Füllung gebildet hätten. Sicherlich aber ist dieser Ofen oder ein anderer, der vor ihm an seiner Stelle oder dicht daneben stand, von der 21 Legion in früher Zeit erbaut worden, denn sie hat dasjenige Material gestempelt, welches für die Konstruktion des Ofens von Haus aus bestimmt war; ich darf hier sogleich erwähnen, dass wir verschlackte Decksteine dieser Legion auch über 200 m südlich von unserem Ofen am Niddaufer gefunden haben.

Durch die Untersuchung des erhaltenen Ofens war zunächst der Charakter des 2 m von seinem Südrande beginnenden vertieften Raumes zweifellos festgestellt. Er hatte dieselbe Tiefe und, soweit es sich bestimmen liess, die gleiche Grösse wie unser Ofen, mit dem er auch in der Orientirung genau übereinzustimmen schien. Ebenso war die ihn ausfüllende Schuttmasse — verschlackte Backsteine, rotgebrannte, zerbröckelnde Lehmmasse und Bruchstücke hartgebrannter, z. T. gestempelter Ziegel — dieselbe, die wir erhalten würden, wenn wir unserem Ofen das noch brauchbare Material entnähmen und den Rest dem Einfluss der Witterung aussetzten. Ausserdem fanden sich in den Lücken zwischen den Ziegeltrümmern grosse Mengen feinen weissen Thons, dem ganz gleich, den wir auch im Praefurnium des Ofens und an vielen anderen Stellen in der Umgebung desselben fanden. Er hatte offenbar nahe dem Rande der Baugrube als unverarbeitetes Material gelegen und war durch Überschwemmungen in die erstere hinabgeflösst worden. Dass dem so sei, ergab auch die Beschaffenheit der in dem westöstlichen Hauptgraben gefundenen Reste. Der römische Baulıorizont liegt hier und überhaupt an allen Stellen nördlich der Mainzer Landstrasse, die wir untersucht haben, 50—80 cm unter der heutigen Oberfläche, und überall fanden wir auf dem natürlichen Boden eine Schuttschicht aus Ziegelstücken und sparlichen Gefässresten, häufig untermischt mit Holzkohlen und ungebranntem Thon. Dagegen stiessen wir auf diesen Äckern nirgends auf massive Mauern, was umso merkwürdiger war, da wir noch an zwei Stellen ausser den beschriebenen tiefgehende Schuttmassen fanden, die in jeder Hinsicht der zuerst aufgefundenen Stelle gleich waren und aus ihrer Form sowohl als aus den in ihnen gefundenen Gegenständen sich zweifellos gleichfalls als zerstörte Ziegelöfen erkennen liessen. Dass die Schlacken, die gebrannten Lehm- und ungebrannten Thonmassen, sowie die gestempelten Ziegel nicht etwa aus den zuerst aufgefundenen Öfen hierher verschleppt waren, zeigten besonders die letzteren, da die beiden östlichen Trümmerstätten durchgehends andere Stempel aufwiesen, sowohl was die Form derselben, als auch was die Truppenteile betrifft, deren Bezeichnung sie trugen. Dazu kamen noch folgende

Thatsachen. 6 m östlich vom Rande der westlichsten Trümmerstätte fanden wir den Anfang eines aus Dachziegeln hergestellten kleinen Wasserkanals,[1] der auf dem alten Bauhorizont begann und, sich allmählich senkend, 5 m lang in östlicher Richtung verlief, um schliesslich in einer mit Ziegelplatten belegten, 1 m im Geviert messenden Vertiefung zu endigen. Die Ziegel waren z. T. mit dem Stempel der 14. Legion versehen, wie sie auch in den Ofentrümmern auf verschlackten Plattenfragmenten gefunden waren. Reste von weichem Thon auf dem Boden der Vertiefung und neben dem Kanälchen sprechen dafür, dass die erstere als kleines Schlämmbassin oder »Sumpf« gedient hatte.

Was hier wahrscheinlich war, stellte sich als zweifellos richtig heraus bei einer ähnlichen, aber weit ansehnlicheren und besser erhaltenen Anlage, die 20 m weiter östlich, dicht an der zweiten Schuttgrube lag.[2] Da war aus meistens 55 cm grossen, z. T. aber auch kleineren, gutgebrannten Ziegelplatten und rechteckigen Parkettziegeln[3] ein quadratförmiger Plattenboden von 2 m Seitenlänge gebildet, der 1 m tief in den natürlichen Boden gebettet und von aufrechtstehenden, 55 cm hohen Falzziegeln, die mit den Falzen aneinander stiessen, eingefasst war. Fussbodenplatten und tegulae bildeten so ein kleines Bassin mit ½ m hohem Rand, welches durch reichliche Reste feinen Thons, der alle Fugen des Bodens und der Einfassung ausfüllte und besonders in den Ecken sich noch in ziemlich hohen Lagen fand, deutlich genug charakterisiert war. Die Fussbodenplatten trugen teils den Stempel der 14., teils den der 22. Legion, während zu dem einfassenden Rande ausschliesslich die letztere das Material geliefert hatte.

Jenseits unseres Schlämmbassins nach Osten zog sich auf 15 m der natürliche Boden in gleicher Tiefe von 90 cm horizontal hin, reichlich mit Kohle bedeckt, bis in 50 m Entfernung vom Anfang des Grabens wiederum die Trümmer eines Ofens sich fanden.[4] In diesem aber war ausschliesslich die 22. Legion vertreten, und

---

[1] Taf. II Lageplan bei A und B.

[2] Taf. II bei B.

[3] Diese Bezeichnung erfand mein eifriger Mitarbeiter, Herr Oberstabsarzt Dr. Kuthe, für kleine, teils rechteckige, teils rautenförmige Ziegelplatten, die wir in grosser Menge in und neben den Öfen fanden, in welchen sie offenbar hergestellt waren, um als Fussbodenbelag verwendet zu werden. Die rechteckigen waren teils 0,127 m l., 0,085 br., 0,04 dick, teils 0,085 l., 0,06 br., 0,025 dick, die rautenförmigen massen 0,08 0,065 0,03 und 0,08 0,08 0,03. Von den grössten rechteckigen fanden sich zwei mit dem Stempel der 22. Legion (s. Taf. IV Fig. 70). Ich habe ähnliche Fundstücke anderwärts nicht gesehen.

[4] Taf. I und II B.

zwar mit lauter Stempeln, die durch ihre künstliche, ich möchte sagen, manierierte Form auf späte Zeit hinwiesen, während die mit der 14. Legion verschwistert gefundenen mit wenigen Ausnahmen die sicherlich ältere Form des einfachen Rechtecks, z. T. mit schwalbenschwanzähnlichen Endornamenten, zeigten. Charakteristisch sind für diesen Ofen auch die doppelzeiligen und besonders die mit Stemplernamen versehenen Typen. Die einzeiligen Stempel zeigten an beiden Enden halbmondförmige Ohren, die, mit der Öffnung nach aussen gerichtet, zweifellos als zopfig entartete Schwalbenschwänze anzusehen sind.[1] Dieselben fanden wir auch in einem wiederum ca 100 m weiter östlich, dicht an dem alten Niddabett und den aus früherer Zeit bekannten Fundstätten gezogenen Versuchsgraben,[2] der wiederum tiefe Thon-, Lehm- und Ziegelmassen ohne erkennbare Form lieferte. Ich muss noch hinzufügen, dass alle in diesen Versuchsgraben erkennbaren Fluchtlinien von Bassins und Gruben, Öfen, Kanal und Schuttgruben dieselbe west-östliche Richtung, schräg gegen den Versuchsgraben und parallel der Längenachse unseres erhaltenen Ofens erkennen lassen. Diese Thatsache erklärt sich nur aus der Existenz einer in derselben Richtung verlaufenden Strasse, die noch zu suchen ist.[3] An dieser entlang hat sich nun eine Reihe von Ziegeleien in zeitlicher Aufeinanderfolge so entwickelt, dass die ältesten Anlagen, bezeichnet durch das entschiedene Vorherrschen der nur im ersten Jahrhundert in Obergermanien nachweisbaren Legionen, im Westen liegen, in der Mitte neutrales Gebiet auf eine Ablösung dieses Truppenteils durch die erst seit dem Ende des ersten Jahrhunderts nachweisbare 22. Legion hindeutet, im Osten endlich die aus der Zeit unbestrittenen Besitzes und alleiniger Anwesenheit der 22. Legion stammenden Stempel, z. T. mit Zieglernamen, sich finden.

Nun könnte man vielleicht fragen, woraus denn, zugestanden, dass alle diese Trümmerstätten Reste gleicher oder ähnlicher Anlagen sind, hervorgehe, dass es gerade Ziegelöfen und nicht vielmehr, wie in Heddernheim, Töpferöfen waren? Die Frage ist vollkommen berechtigt; denn abgesehen von dem bei Marköbel gefundenen, ganz anders konstruierten Topferofen ist mir keine derartige Anlage bekannt, aus der man durch die Konstruktion allein die Bestimmung mit Sicherheit erkennen kann. Ausschlaggebend muss da das Material

[1] Taf. IV, Fig. 81–84.

[2] Tafel I, C.

[3] Man vgl. den unten im Auszuge mitgeteilten Bericht des Geometers Lost, der unsere Vermutung zu bestätigen scheint. Dazu dessen Einzeichnung, die auf unserem Plan Taf. I bei A' wiedergegeben ist.

sein. Es entscheidet hier wie in Grosskrotzenburg ganz zweifellos für Ziegelfabrikation. Zunächst wurden in und neben den Öfen, abgesehen von einigen Scherben ziemlich roher, und zwar gebrauchter Thongefässe und Krüge, wie sie bei den Ziegelarbeitern auch ohnehin vorauszusetzen sein würden, gar keine Funde gemacht, die auf das Vorhandensein zahlreicher Töpferwaaren an unserer Stelle schliessen lassen könnten. Der Mangel an Gefässen war sogar auffallend. Dagegen war nicht nur in der Umgebung der Öfen, sondern auch weit und breit, wo immer wir Versuchsgräben oder auch nur Löcher aushoben, der natürliche Boden unter der Ackerkrume mit Ziegeltrümmern und Backsteinresten geradezu bedeckt. Obgleich naturgemäss nur ein kleiner Prozentsatz der Ziegelstücke gestempelt war, haben wir in den wenig ausgedehnten Versuchsgräben ca. 400 Stempel gefunden, und zwar zeigten diese, abgesehen von den zum Bau des erhaltenen Ofens verwendeten tegulae und Platten, überall die verschiedensten Typen. Wir haben über 160 verschiedene Matrizen, und zwar von 6 verschiedenen Truppenteilen, gefunden, eine Erscheinung, die bei so beschränkten Aufgrabungen selbst in den Trümmern einer römischen Stadt einzig dastände, die aber bei einem Platze wie Nied nur eine Erklärung übrig lässt, nämlich die, dass er eine Centralstätte für Ziegelfabrikation war, von der in weitem Umkreis andere Orte versorgt wurden. Wohin die Materialien vor allem gingen, das gedenke ich weiter unten nachzuweisen. Hier nur einige Andeutungen. Rings um den Ofen fanden sich auf dem natürlichen Boden, d. h. also auf dem einstigen Niveau, regellos zerstreut ausser den erwähnten tegulae und Plattenfragmenten quadratförmige Platten von 55, 44, 40, 37, 27½ cm Seitenlänge, Hypokaustpfeilerplättchen von 17½ und 20—21 cm, ferner Keilplatten von 55 cm im Quadrat und ebensolche von oblonger Gestalt von 36 · 25 und 28 . 11 cm. Dazu kommen die früher erwähnten Parkettziegel in grosser Menge und von verschiedener Form und Grösse, einige, wie auch je ein Keilziegel, mit dem Stempel der 22. Legion. Fügt man nun zu diesen Fundstücken hinzu, was uns über die früher am Niddaufer ausgegrabenen und zufällig aufgefundenen Gegenstände berichtet wird — auch damals fiel ja die relativ grosse Ausbeute an Ziegeln mit und ohne Stempel auf —, und rechnet man dazu, was nach Berichten der Bewohner allein in den letzten 30 Jahren ausgepflügt und beiseite geworfen ist, so wird man es nicht als zu kühn ansehen, wenn ich mich anheischig mache, unter Voraussetzung der nötigen Geldmittel und bei freier Verfügung über die Grundstücke, nach zweiwöchiger Arbeit Tausende von Legionsstempeln noch heute zu Tage zu fördern.

Bei der Bedeutung, welche die Auffindung der Ziegelöfen, zumal, wie wir später sehen werden, für mich persönlich gewonnen hatte, lag die Versuchung nahe, den Rest der zur Verfügung stehenden Zeit ganz auf ihre weitere Untersuchung zu verwenden. Trotzdem haben wir dort die Arbeit im Interesse der Lösung unserer Hauptaufgabe abgebrochen, sobald uns Gelegenheit zum Graben auf dem Felde südlich der Strasse geboten wurde. Hier stellte uns derselbe Besitzer, auf dessen Acker wir den ersten Spatenstich gethan hatten, Bürgermeister Simon, auch sein unmittelbar westlich von der Fischerschen Fabrik gelegenes Grundstück zur Verfügung. Der Acker[1] erstreckt sich nach S. bis zu dem nach der Nidda abfallenden Wiesenstreifen, nach N. über die »alte Strasse« hinaus bis zur heutigen Mainzer Chaussee, bot also Gelegenheit zur Untersuchung der »alten Strasse« und zugleich der Stelle, an welcher unserer Hypothese nach die Südfront des etwa vorhandenen Kastells in spitzem Winkel die Grenze des Ackerlandes schneiden müsste. Wir liessen gleichzeitig an beiden Stellen und später auch zwischen ihnen und seitwärts Gräben ziehen. Auch hier stiessen wir sofort auf massenhafte Ziegeltrümmer und unter ihnen auf eine in 70 cm Tiefe horizontal verlaufende Brandschicht, welche gekennzeichnet ist durch Stempel der 22. Legion, die in ihren auf späte Zeit deutenden Formen den im NO. gefundenen entsprechen, aber zugleich wieder eine Menge neuer Typen und Zieglernamen aufweisen. Hart am Rande der Wiesen fiel der natürliche Boden unter einer kanalartigen Anlage aus tegulae der 22. Legion,[2] die genau in der von uns angenommenen Fluchtlinie der Südfront verlief, steil zur Nidda ab. Zwischen ihm und der genannten Anlage fanden wir im Schutte noch fast 2 m tief Stempel der 14. Legion. Ich will sogleich hier bemerken, dass sich diese Erscheinung, zwei Brandschichten über einander mit Spuren der 14. Legion in der unteren, der 22. in der oberen, auf diesem Felde an verschiedenen Stellen wiederholte, ein neuer Beweis für die Richtigkeit unserer Annahme, dass die erste Festsetzung der Römer in Nied und Frankfurt gleichzeitig durch die 14. Legion und vielleicht andere mit ihr kooperierende Truppenteile stattfand, dass aber die Stelle an der Niddamündung in den folgenden beiden Jahrhunderten bis zum Aufhören der Römerherrschaft sehr mannigfache Schicksale gehabt hat, die eine ausserst schwer zu entziffernde Schrift im Boden zurückgelassen haben. Leider mussten wir gerade da, wo

[1] Taf. I, x—F
[2] Taf. I, x

ihre Züge uns deutlicher zu werden schienen, die Arbeit abbrechen; denn die Wiesen sind Staatseigentum, auf welches wir vorläufig nicht hinübergreifen durften. Dort aber war gerade die Lösung der Frage zu erwarten, ob auf unserem Felde ein Kastell gelegen habe, welches den Kern der Nieder Anlagen bildete. Zunächst schienen alle Ergebnisse der Arbeit diese Annahme zu bestätigen. Wenige Meter nördlich vom Ackerrande fanden wir die Trümmer eines massiven Bauwerks,[1] dessen Fluchtlinien sich trotz der Zerstörung noch dadurch erkennen liessen, dass das wertlosere Material in die Fundamentgräben zurückgeworfen und die noch verbleibenden Gruben mit andern in der Nähe befindlichen Trümmern ausgefüllt waren. So fanden sich unter Massen von Kalkbruchsteinen und Mortelbrocken auch einige wenige wohlbehauene Sandsteinquadern, neben zahlreichen Stempeln der 22. Legion auch einige verschlackte Deckplatten der 21. und schwarzgebrannte tegulae der 1. Legion, ganz gleich den im Ziegelofen verbauten. Sie waren zweifellos verschleppt worden. Hier fanden wir auch endlich die ständigen Beigaben römischer Wohnhäuser: Estrichbrocken, Gefässreste aus terra sigillata und anderem Material, Glasstücke, eine Münze u. dgl. Es waren die Trümmer eines stattlichen Hauses, die wir leider auch nur bis nahe der Grenze des Fischerschen Grundstücks, in welches sie hineinzureichen scheinen, verfolgen konnten, teils mit Rücksicht auf das zu Gebote stehende Terrain, teils auch, weil unsere Zeit für dieses Jahr abgelaufen war. Die genaue Aufnahme wird ein Anknüpfen an die bisherigen Ergebnisse jederzeit ermöglichen. Vorläufig ist auch das Gefundene von hohem Interesse. Denn die erkennbaren Fluchtlinien des Bauwerks verliefen fast genau parallel und senkrecht zu der von mir vorher in die Flurkarte hypothetisch eingezeichneten Südfront und zu der alten Strasse. Es lag daher anfangs nahe, das Bauwerk als einen Thorturm aufzufassen, doch bestätigte das Ergebnis der weiteren Aufdeckung diese Vermutung nicht. Für die Orientierung der gefundenen Anlagen gab es nur zwei mögliche Erklärungen: entweder sie war bestimmt durch die Orientierung des noch vorhandenen Kastells, oder, wenn dieses nicht dort lag, durch die Richtung der alten Strasse. Darüber wird die Fortsetzung der Nachforschungen Licht verbreiten.

Für diese wurde nun aber eine sichere Grundlage gewonnen durch den gelungenen Nachweis, dass unter der »alten Strasse« wirklich ein römischer Strassenkörper, oder vielmehr mehrere übereinander liegen. Die Arbeit an dieser Stelle war ganz besonders

[1] Taf. I. D.

beschwerlich und scheinbar undankbar. Der alte Strassenkörper zieht sich als ein über das angrenzende Terrain noch um 1 m und mehr erhöhter geradliniger Damm südlich der Chaussée hin. Es war anzunehmen, dass seine Bedeckung beim Pflügen des Feldes beseitigt war, und dass von ihrer Steinpackung die überall auf dem Damme zerstreuten Bruchsteine aus Taunusschiefer stammten. Dies bestätigte sich sofort[1]. Wir fanden die Reste der Strassenpackung in der ganzen Breite des Dammes noch unter der Ackerkrume, unter ihnen aber, 70 cm unter der heutigen Oberfläche, eine ältere Abnutzungsschicht, welche vor der Anlage einer künstlicheren Strasse, die nicht früher als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hergestellt sein dürfte, die Wegdeckung gebildet haben wird. Phantasiereiche Forscher würden sich mit ihr als der römischen Strasse begnügt haben. Aber unter ihr fanden sich in dem Lehm, der sonst ganz den Eindruck des natürlichen Bodens machte, beim Zerreiben noch stecknadelkopfgrosse Ziegelrestchen. Diese Lehmschicht erstreckte sich in einer zwischen 70 und 80 cm wechselnden Stärke bis zu 1,30 m unter der heutigen Oberfläche. Wir wissen jetzt, dass sie künstlich angeschüttet worden ist, um die neuere »alte Strasse« über das Ueberschwemmungsgebiet zu erhöhen. Unter ihr stiessen wir auf eine sehr feste Kiesschicht und unter dieser wieder auf eine geschwärzte Abnutzungsschicht. Dann kam endlich, auf eine letzte Kieslage gebettet, genau unter der Mitte des jüngeren Strassendammes eine nur 2,25 m breite Packung aus 17—20 cm breiten und hohen Susswasserkalksteinen, die noch so fest an einander gedrückt lagen, dass es sehr schwer war, die ersten herauszubrechen. Neben dieser Packung erstreckte sich nach N. der Weg noch 1¼ m breit als blosse, ca. 40 cm starke Kieslage, an die sich ein Graben anschloss, dessen Profil hier, über 2 m unter dem heutigen Niveau, sich noch vollkommen deutlich durch den Unterschied des fetten natürlichen Bodens und der über ihm befindlichen, mit Kieseln und Ziegelstückchen durchsetzten Schuttmasse erkennen liess. Dies war auf der Südseite nicht der Fall. Denn dort hatten sich die späteren Kiesüberschüttungen nach aussen etwas vorgeschoben; vielleicht wollte man auch den Weg absichtlich verbreitern; und hier fand sich, etwa da, wo der Graben angenommen werden musste, unter den Kieslagen und tiefer als die Packung, Schutt aus Holzkohle und Ziegelstücken, von welchen einige den Stempel der 14. Legion trugen. Auf die Existenz eines Grabens auch auf dieser Seite schien der Umstand hinzuweisen, dass die verschiedenen Kiesanschüttungen hier bis in die obersten Lagen sich

[1] Man vgl. zum folgenden den Querschnitt durch den Strassendamm auf Taf. II.

muldenförmig eingedrückt zeigten. Nehmen wir die Mitte der Kalksteinpackung als die Mitte des ganzen Weges an, so erhalten wir für die älteste, zweifellos römische Strasse einschliesslich der Gräben eine Breite von 7—8 m, für den eigentlichen Strassenkörper mit den Kiesbanketts von höchstens 5 m, vielleicht aber, wenn das südliche Bankett, wie ich es bei Strassendurchschnitten gefunden habe, schmäler als das andere war, auch noch weniger. Dies ist nicht auffallend; denn alle wirklich nachgewiesenen römischen Strassenprofile sind im Widerspruch zu früheren Ansichten, die teils auf der blossen äusseren Anschauung jetzt noch vorhandener Strassen, teils auf der Verwechselung späterer Schichten mit den ursprünglich römischen beruhten, von geringer Breite und durchaus nicht imponierender Mächtigkeit. Die römischen Militäranlagen imponieren überhaupt nicht durch die von Halbwissern so oft gerühmte Stärke und Grösse des Details, sondern durch die Zweckmässigkeit und das Zusammenstimmen der einzelnen Teile zu einem grossen Ganzen, die überall erkennbare Planmässigkeit und die dadurch bedingte Uebersichtlichkeit. So ist es auch mit unserem Wege, er ist meiner Ansicht nach ein Stück der von Mainz nach Kesselstadt führenden rechtsmainischen Heerstrasse.

Dies waren die topographischen Ergebnisse unserer Ausgrabungen. Ueber die Beschaffenheit der wichtigsten Fundstücke und ihren Wert für die Lösung einiger allgemein wissenschaftlicher Fragen werden die folgenden Abschnitte handeln. Ehe wir dazu übergehen, muss ich aber zur Ergänzung des von uns selbst Gefundenen auf den Inhalt eines älteren Berichts zurückkommen, der, von allen neueren Bearbeitern und anfangs auch von uns übersehen, die bisher veröffentlichten Mitteilungen über Funde bei Nied in einigen wesentlichen Punkten ergänzt. Wäre er uns vor unseren Ausgrabungen bekannt geworden, so hätte er denselben vielleicht eine ganz andere Richtung gegeben, ob dies vorteilhaft gewesen wäre, ist freilich schwer zu entscheiden

Bei der abschliessenden Bearbeitung der Ausgrabungsresultate fiel mir eine Stelle der Periodischen Blätter[1] auf, die ich früher unbeachtet gelassen hatte. Es heisst da von Geometer Jost: »der sorgfältige Aufnahmen und Kartierungen vorgenommen hat.« Zwar musste ich, da Hammeran gerade diesen wichtigen Satz nicht erwähnte, bei der anerkannten Sorgfalt dieses Forschers annehmen, dass er sich umsonst nach den »Aufnahmen« umgesehen habe, sei es dass sie von dem

[1] A. a. O., S. 135.

genannten Geometer nie abgeliefert worden waren, oder dass sie sich wenigstens an den vorauszusetzenden Aufbewahrungsorten nicht vorfanden. Doch schien eine Erkundigung nach den Schicksalen dieser unter allen Umständen wichtigen Materialien nötig. Auf eine an Herrn Obersten von Cohausen gerichtete Anfrage erhielt ich denn auch nicht nur die Mitteilung, dass sich die Aufnahmen nebst einem erläuternden Berichte im Archiv des Nassauischen Altertumsvereins vorgefunden hätten, sondern auch die Zusicherung, dass mir beides zur Benutzung übersandt werden solle

Der Bericht, der übrigens sofort in seinem Eingang erkennen lässt, dass von den Leitern des Nassauischen Altertumsvereins damals alles geschehen ist, um für die unternommenen Ausgrabungen eine planmässige Ausführung zu sichern, bestätigt zunächst unsere oben ausgesprochene Ansicht, dass die Arbeiten sich nur auf das unmittelbar am alten Niddabette gelegene Terrain erstreckt haben Leider sind die Schürfungen an den meisten Stellen, »weil die Fortsetzung der Grabung durch besamtes Ackerland gestört wurde,« nicht bis zur vollständigen Aufklärung der Situation fortgesetzt worden, weshalb auch der Bericht nicht ganz den Erwartungen entspricht, die man an das Elaborat eines Technikers zu stellen berechtigt ist. Er hat offenbar die Grundlage der in den Periodischen Blättern gemachten Mitteilungen gebildet, welche im grossen und ganzen seinen Inhalt richtig, aber in einzelnen Punkten durch die subjektive Auffassung des Berichterstatters gefärbt, wiedergeben Auch dem Original gegenüber thut man wohl, von den Erklärungen Josts zunächst abzusehen und die objektiven Angaben allein ins Auge zu fassen Da ist denn zunächst festzustellen, dass von irgend welchen Erscheinungen, welche, wie es in den Periodischen Blättern heisst, »das Vorhandensein bedeutender römischer Militärstationen an der Nied« beweisen,[1] gar keine Rede ist. Abgesehen von den an verschiedenen Stellen aufgefundenen, z. T. tiefen Brandschuttmassen, bei welchen überall die ausserordentliche Menge von Ziegeln und Ziegelbrocken — ganz entsprechend unseren Beobachtungen — auffiel, sprechen die aufgedeckten Baulichkeiten, soweit ihr Zweck erkennbar ist, für ihre Benutzung als Wohngebäude oder für gewerbliche Anlagen.

Sogleich die erste genauer untersuchte und beschriebene Fundstelle[2] unmittelbar an der südlichsten Ausbuchtung der alten Nidda lässt

[1] S. 138 u. 139.

[2] Taf. 1 E². Die Eintragungen Josts sind auf Taf. I unter Beibehaltung der Buchstaben des Originalplans eingetragen, welchen, um sie von den gleichen Bezeichnungen unserer Fundstellen zu unterscheiden, überall ein ² hinzugefügt ist.

sich, zumal nach den bei unseren Ausgrabungen gemachten Erfahrungen, ganz zweifellos als ein Brennofen mit zugehörigen Materialräumen erkennen. Ich lasse den Berichterstatter selbst reden: »Dann« (nach Auffindung von Münzen dicht unter der Oberfläche) »kam man etwa senkrecht, von der Ackerfläche 4' tief, auf einen mächtigen Aschenhaufen (?), welcher sich bis 7 Fuss tief unter die Erdoberfläche erstreckte und 7 und 5 Fuss Durchmesser hatte. Die senkrechten Wände, aus gewachsenem Boden, waren nicht ausgemauert, aber bis zu einigen Zoll Tiefe angebrannt,' etwa 2' höher, oder 5' unter der Oberfläche kam man auf eine geebnete, ebenfalls brandige Stelle, die unmittelbar an das Aschenloch anschloss, welche aber bis zu einer Höhe von 2½—3' mit teils ganzen, noch mehr aber mit zerbrochenen Gefässen aller Art buchstablich angefüllt war; von dieser Stelle sind alle die ins Museum gesandten Töpfergegenstände Die Stelle war 12' lang und wohl ebenso breit. Auf der Ostseite dieser Küche (?) lag ein mächtig grosser Haufen zerbrochener unregelmässig aufeinandergeschobener Dachziegeln, wovon nur einige noch ganz waren; es schien als wäre man hier im Mittel eines Holzbaues, in welchen bei Gelegenheit eines Brandes das Dach zusammenfallend seine Ziegel geschüttet hätte, unter diesen Ziegelstücken, welche bis 5' hoch aufeinander geschichtet waren, fand sich eine Stelle, welche 3' tiefer als das Plateau der vorher beschriebenen (Küchen-) Lage war und in welcher sich die Trümmer einer thönernen ellipsenförmigen Wanne fanden, welche wohl 4 und 7' Durchmesser gehabt haben möchte; es schien eine Badewanne gewesen zu sein. Leider waren aber eine grössere Masse dieser Bruchstücke ohne alle Consistenz, so dass sie nicht aufbewahrt und zusammengebracht werden konnten.« Dann wieder die bedauerliche Angabe, dass die Ausdehnung der ganzen Anlage nicht ermittelt werden konnte, und darauf: »Spuren von Ausmauerung fanden sich auch hier nicht.«

Das ist aber gerade das wichtigste. Wenn je massive Mauern dagewesen wären, so mussten sie bei der offenbar guten Erhaltung der Anlage noch wenigstens teilweise vorhanden sein. Jeder Gedanke an ein »Bad« ist demnach ausgeschlossen, für die Erklärung des zuerst beschriebenen Raumes als »Küche« ist auch keine Spur eines Grundes vorhanden.[2] Charakteristisch ist die Zerbröckelung der

[1] Man vgl. unsere Schilderung des Befundes bei den zerstörten Ziegelöfen oben S. 230.

[2] Knochen u. dgl. Abfälle werden nicht erwähnt, ebensowenig charakteristische Geräte. Die in den Periodischen Blättern erwähnten »Küchengerätschaften« scheinen,

»Badewanne«, die Durchglühung des Bodens an dem nicht ummauerten vertieften Raume, das massenhafte Vorkommen der Gefässe und Ziegel, besonders der letzteren, deren 5' hohe (?) Schichten in keinem Verhältnis zum Umfange des angeblich von ihnen gedeckten Raumes stehen.' Alles passt dagegen vortrefflich zur Annahme einer etwas komplizierten Ziegelei (und Töpferei?). Dazu stimmt nun auch das weitere: »Etwa 6' höher als letztere Sohle« (d. h. wohl der »Badeanlage« mit ihrer »Wanne«, dem Heizgang?) und 3' höher als die Küche lag ein glatter Estrich, welcher 16' lang und 16' breit und ganz horizontal war; er lag nur 2' unter der jetzigen Ackeroberfläche .... An den Estrich schloss ein schmaler, nur 2½' breiter Gang, mit Thonfliessen geplättet, an Die Fliesen aber waren sämtlich zertrümmert, auch ohne Legionsstempel.« Wenn diese »Fliesen« zur ursprünglichen Anlage gehörten, so hätten wir eine ganz analoge Erscheinung wie bei unseren Öfen in dem Schlämmbassin und der mit Falzziegeln hergestellten Wasserrinne. Die Zertrümmerung der Fliesen würde wohl auch hier sich aus der Verwendung alten Materials erklären. Estrichstücke fanden wir auch zwischen unserem Ofen A und den Trümmern des ihm benachbarten. Ueber das Detail der Anlage gestattet der Bericht keine Vermutungen Ob neben Ziegelfabrikation an dieser den Wohnungen näher liegenden Stelle auch Töpfereibetrieb anzunehmen ist, das zu entscheiden wäre eine technische Untersuchung des im Wiesbadener Museum vorhandenen Materials nötig, wobei aber Voraussetzung ist, dass dasselbe sich noch sicher von dem an anderen Stellen gefundenen trennen lässt Auffallend ist das Fehlen aller Stempel auf den Fliesen — von den Dachziegeln ist darüber nichts bemerkt — es könnte für Privatindustrie sprechen, die hier, aus der Anregung der Militäranlagen hervorgegangen und vielleicht von Veteranen betrieben, nichts Auffallendes hätte und die Existenz offenbar gut ausgestatteter Wohnhäuser in unmittelbarer Nähe der Stelle und weiterhin am Ufer der Nidda noch mehr erklären würde, als die Militärziegeleien dies schon thun.

»Mehr westlich« nämlich, etwa 100' von E[1] entfernt, »fand sich gleich am Anfang einiges Werkzeug; ein Meissel, Nägel etc.,

---

da Jost hier nichts bemerkt, was er doch als Beweis für seine Erklärung hätte thun müssen, von anderen Stellen zu stammen. Vgl. weiter unten bei Fundstelle F

[1] Abgesehen davon, dass ein leichter Holzbau ohne Mauerfundamente nicht mit den schweren tegulae und imbrices, sondern mit Schiefer gedeckt sein würde.

zerbrochene Geschirre und ein sehr grosser schön rot aussehender Kuppe (sic) Letten, Töpferthon, wovon dem Museum eine Probe zugesandt wurde Auch eine grosse angehäufte Aschenmasse, Knochen, Fischgräten etc.« Hier haben wir also die oben vermissten Spuren häuslicher Einrichtung, wiederum aber daneben unzweifelhafte Anzeichen des Töpferei- oder Ziegeleibetriebs.

Wenn es nun weiter heisst: »Zwischen hier und E[1] ist die mehrfach beschriebene Brandstelle in einer Tiefe von 2′ unter der Oberkrume überall und selbst durchschnittlich ½′ hoch anzutreffen Unter dieser Brandlage kommt gewachsener Boden vor,« so entspricht dies der Beobachtung, die wir überall in der Umgebung der Öfen, ja im ganzen Nieder Felde gemacht haben.

Der dritte Einschnitt wurde wieder »einige hundert Schritte weiter am Niddabett aufwärts bei F« gemacht. Es ist dies nach dem Plane dicht neben der Stelle, an der wir, hart am Rande der alten Nidda und neben den Spuren früherer Schürfungen, die Reste eines Ofens (C) zu erkennen glaubten und neben gestempelten Ziegeln Massen feinen rötlichen Thons fanden Jost fand dort »2 Stellen, welche auf eine Tiefe von 7 8′ und eine Breite von 8—10′ in unregelmässiger Form mit in Kreuz und Quer aufeinander geschütteten Dachziegelresten, Stücken von Thonplatten u. dgl. m. ausgefüllt waren.« Und hier kommt nun endlich, was man bei einem Techniker längst hätte erwarten sollen, und was seine Benutzer vermöge ihres Verharrens bei unbewiesenen Hypothesen übersehen haben, die allerdings noch schüchtern auftretende Ahnung des wirklichen Sachverhalts. »Hier«, sagt Jost, »sah es nicht so aus, als sei irgend ein Gebäude eingefallen, sondern es schien mehr, als seien Vertiefungen mit dem Bruchwerk einer Ziegelei ausgefüllt worden; es hat sich hier kein einziges ganzes Exemplar irgend einer Ziegelgattung vorgefunden, jedoch mehrere Stücke mit wohl leserlichen Legionsstempeln.« Ich füge zu dem Gesagten nichts hinzu.

Die folgenden Angaben über einen »7′ breiten Gang (bei B[1]) mit gebrannten Fliesen belegt,« der »in der Mitte auf die Breite von 2′ etwas eingesenkt war, so dass sich schliessen liess, es sei ein Canal darunter hergegangen, dieser aber eingefallen«, erregen unsere Verwunderung darüber, dass der Berichterstatter, wie es scheint, diese »Fliesen« gar nicht aufgehoben hat, um sich zu überzeugen, ob seine Vermutung begründet sei. Die Schilderung wie auch die Zeichnung auf dem Detailplan legen die Ansicht nahe, dass es sich um eine dem oben geschilderten Schlämmbassin ähnliche Anlage handelte.

[1] Auf Tafel I bei E[1]

Dem würde auch der Umstand nicht widersprechen, dass »ganz genau in der östlichen Fortsetzung dieses Plattenganges, etwa 50' davon« — auf dem Spezialplan liegt er 50' nordlich — »ein gut in Mauer stehender 12' breiter Canal« gefunden und auf 8' Länge aufgedeckt wurde. Die Zeichnung auf dem »Detailplan« zeigt, dass der Kanal, ähnlich dem in Frankfurt gefundenen auf der Sohle mit Falzziegeln der 14. Legion belegt war, die aber auffallender Weise mit dem Falz nach unten liegen. Wenn nun auf der oberen Fläche der Stempel sichtbar wird, so beruht dies zweifellos auf einem Fehler der Zeichnung, da diese Art von Ziegeln regelmässig auf der Seite gestempelt sind, nach welcher der Rand vorspringt. Mit dem nach dem Detailplan ca. 4 Fuss im Durchmesser (!) breiten Turmfundament (A[3]) »nahe der von Höchst nach Nied führenden Chaussee«, welches in der Mitte der betonartig festen »Fundamentmasse eine konische Vertiefung« hatte, kann man nach der sehr oberflächlichen Beschreibung und der Aufnahme ebenso wenig anfangen, als es nach den gedruckten Berichten seither der Fall war. Nur das darf man mit Sicherheit sagen, dass, wenn auf dem beschriebenen Feld ein Kastell lag, dieses angebliche Turmfundament nichts damit zu thun hatte.

Viel wichtiger für eine spätere Wiederaufnahme der Nachforschungen ist es, dass »in der Mitte zwischen A[3] und B[3] man Spuren eines Weges fand, welcher incl. der Gräben 18' breit war. Beide Gräben waren mit Brandschutt, worunter alte Nägel, Holzkohlen, Knochen und Scherben aller Art vorkamen, ausgefüllt.« Dass »diese Gräben, resp. dieser Weg . . . wie alles andere nur auf eine kurze Strecke verfolgt werden konnte«, nämlich auf den bei der Konsolidation neu angelegten Feldwegen, war für die Ergebnisse jener Ausgrabungen recht ungünstig, um so günstiger für eine planmässige Wiederaufnahme der Nachforschungen. Dass dieselbe an den angeschnittenen Stellen noch bedeutende Resultate verspricht, das — und nicht viel mehr — zeigen die Mitteilungen Josts, in vollkommener Übereinstimmung mit unseren oben ausgesprochenen, auf der Besichtigung des Feldes beruhenden Vermutungen. Ein entschiedenes Verdienst aber hat sich Jost erworben durch Eintragung der Strassenrichtung auf dem Spezialplan, wenn auch leider nur auf eine kurze Strecke. Die nordwestliche Verlängerung des eingetragenen Stückes würde an unserem Ziegelofen A vorüber, die südöstliche, mit der von uns gefundenen Strasse konvergierend, zur alten Niddabrücke führen[1]. Damit aber sind hoch-

[1] Dass der Weg, bevor er diesen Punkt erreichte, nach dem »Spezialplan« über das »Turmfundament« führte, beruht sicherlich auf einer Ungenauigkeit der Zeichnung. Es wird wohl unmittelbar neben dem Wege zu suchen sein.

wichtige Anhaltspunkte für die Topographie des römischen Nied und, wie wir später sehen werden, für die Lösung der Frage nach der Herkunft des in den Ziegeleien verarbeiteten Thons gewonnen, die enge zusammenhängt mit der nach den Ursachen der Wahl und Beibehaltung gerade dieser Stelle für die Anlage einer römischen Militärziegelei ersten Ranges.

III Verkehrswege und Herkunft des Materials.

Die weiteren Mitteilungen Josts über die nach Angaben der Ortsbewohner in der Umgebung von Höchst und Nied noch vorhandenen Fundstellen römischer Gebäudereste und Gräber sind teils auch anderweitig bekannt,[1] teils gehören sie nicht in den Rahmen dieser Abhandlung. Soweit sie erwähnenswert sind, werde ich sie demnächst an anderer Stelle und in anderem Zusammenhang verwerten. Nur auf einen Punkt müssen wir schon hier eingehen. Er betrifft die einzige, schon früher als zweifellos erwiesen angesehene Strassenverbindung der Niederlassung von Nied mit anderen Römerplätzen der Wetterau. Man erkannte dieselbe in dem vom Dorfe Nied am Römerhofe vorüber nach Bockenheim führenden, auffallend geradlinig verlaufenden und stattlichen Vizinalwege, auf dessen Benutzung in römischer Zeit man aus der Auffindung römischer Gebäudereste am »Heidenschloss« im Niederwalde, nahe dem Römerhofe, und bei der Bockenheimer Husarenkaserne schloss.[2] Als Fortsetzung dieser Strasse betrachtete man den ebenfalls ziemlich geradlinig von Bockenheim nach Bergen ziehenden »Diebsweg«, dessen Richtung jenseits Bergen dann wieder die »hohe Strasse« bis zum Limeskastell Marköbel einhält.[3] Dass diese Wege in ihrer Richtung durch das Vorhandensein einer römischen Strasse bedingt sind, ist unzweifelhaft und für den östlichen Teil von mir selbst an verschiedenen Stellen näher belegt worden. Dass aber die heutigen Wege, insbesondere auch beim »Heidenschlosse«, nicht überall noch genau die alte Strassenflucht einhalten, werden die Ausgrabungen der Limeskommission, die sich ja auch auf dieses

[1] Man vgl. meinen Bericht über »römische Ausgrabungen in der Umgebung von Höchst-Nied und Rödelheim«. Auszug im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift. XI, 1892, 1, 1

[2] v Cohausen, Der römische Grenzwall, S 289. Hammeran, Urgesch., S. 27

[3] v Cohausen l. l. Um die Erforschung dieses und anderer alter Wege in der Umgebung Frankfurts hat sich Sanitätsrath Dr Lotz verdient gemacht. Die Ergebnisse seiner Begehungen des Terrains und Erkundigungen bei den Ortsinsassen sind in zahlreichen Artikeln des Korrespondenzblattes des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine aus den Jahren 1875—88 veröffentlicht

Hinterland des Pfahlgrabens erstrecken sollen, beweisen. Von Interesse ist die mit meinen Beobachtungen übereinstimmende Bemerkung Josts, dass bei der Anlegung des Weges von Nied nach Bockenheim am Heidenschlosse romische Gebäudereste »durchschnitten« wurden.

Dass der genannte Weg, wie man annahm, die einzige Strassenverbindung von Nied nach dem Grenzlande gewesen sei, war von mir von jeher bezweifelt worden, schon ehe die Existenz wenigstens einer den Main begleitenden Uferstrasse erwiesen war. Dass eine, wie Spuren der 21 und angeblich auch der 14. Legion an ihren Seiten beweisen, sehr frühzeitige Strasse vom Heidenschloss nach Heddernheim führte, hat die von uns gleichzeitig mit den Nieder Ausgrabungen ausgeführte Wiederaufdeckung eines schon alteren Lokalforschern bekannten, aber in der einschlägigen Litteratur nicht beachteten Pfahlweges in der sumpfigen Niederung südwestlich von Rödelheim[1] bewiesen. Ihre Fortsetzung nach dem Main hin ist noch zu untersuchen und dabei besonders die Frage zu beantworten, ob am Heidenschloss eine Gabelung der von Nied nach NO ziehenden Strasse oder eine Kreuzung der letzteren mit einer von Heddernheim nach dem Main bei Schwanheim führenden Querstrasse anzunehmen ist. Damit in engem Zusammenhange steht die andere Frage, ob der älteste Weg von Höchst-Nied nach Heddernheim über das Heidenschloss oder quer durch die Niederung in geradliniger Verlängerung der von Friedberg nach Heddernheim ziehenden »Steinstrasse« führte. Denn dass das Stück Hofheim-Heddernheim der bekannten »Elisabethenstrasse« nicht aus der ältesten Zeit der Okkupation der Wetterau stammt, sondern eine spätere Korrektur der Strassenverbindung Mainz-Heddernheim-Friedberg ist, dafür sprechen auch abgesehen von der Nichtbeachtung der Position von Höchst gewichtige Gründe, die an anderer Stelle von mir angedeutet worden sind[2] und auf welche ich bei einer späteren Gelegenheit zurückzukommen mir vorbehalte.

Der Umstand, dass man ohne Berücksichtigung der Thatsache, dass das untere Maingebiet zwei Jahrhunderte lang in römischem Besitze war, die bis auf den heutigen Tag besonders gut erhaltene Elisabethenstrasse als die einzige Hauptverkehrsstrasse zwischen Mainz

---

[1] Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift XI, 1, Sp. 5 und 6, IX, No. 63, wo auch die Beziehung der Wasserleitung mit dem Stempel der 21 Legion zu dieser damals nur vermuteten Strassenlinie besprochen ist. Durch den Entdecker dieses Pfahlweges, Ortsrichter Gretzschmar in Rödelheim, hatte wahrscheinlich Jost Kunde von der Entdeckung erhalten. Auf der Übersichtskarte hat er die Stelle richtig, aber die Richtung falsch eingetragen.

[2] Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift XI, 1, Sp. 4.

und der Grenze ansah, hat es verschuldet, dass man die als sekundären Verbindungsweg betrachtete Linie Bergen-Nied an letzterem Orte gleichsam in einem toten Winkel endigen liess, ohne eine direkte Verbindung mit Kastel-Mainz zu suchen, obgleich doch schon die früher erwähnten Inschriften, wenn sie auf Nied bezogen wurden, auf eine solche hinzuweisen schienen. Man suchte nur einen nördlichen Anschluss an die Elisabethenstrasse und über dieselbe hinaus Verbindungswege mit den Taunuskastellen, wobei man Fundstellen römischer Reste als Wegweiser benutzte.[1] Ein wirklicher Strassenkörper war weder gefunden, noch, soviel sich aus den Berichten erkennen lässt, ernstlich gesucht worden. Um so auffallender ist es, dass gerade das wichtigste Ergebnis der Jost'schen Ausgrabungen so gänzlich unbeachtet geblieben ist. Dass der von ihm gefundene Weg nicht nur verschiedene Teile der Zieglerkolonie verband, sondern aus derselben hinaus ins Land führte, dafür spricht bei aller Oberflächlichkeit des Berichts die Erwähnung von Chausseegräben, die er mit unserer rechtsmainischen Landstrasse gemein hat, es sprechen dafür auch die Mitteilungen der Dorfbewohner über Urnenfunde in der Verlängerung der von Jost angegebenen Richtung nach NW., jenseits der Bahnlinien Höchst-Frankfurt.[2] Der weitere Verlauf dieser Strasse ist noch festzustellen und dürfte, nachdem man nun bestimmte Anhaltspunkte gewonnen hat, auch ohne grosse Schwierigkeiten festgestellt werden

Noch günstiger steht es in Beziehung auf die westliche Fortsetzung der rechtsmainischen Uferstrasse. Dass dieselbe, der Hauptrichtung des Mains folgend, im heutigen Hochst jenseits des Sulzbaches ein Knie bildete, war a priori anzunehmen, ebenso dass das Knie etwa da zu suchen sei, wo die Verlängerung des westlichen Stückes der Elisabethenstrasse[3] in der heutigen Stadt die Verlängerung des von uns aufgedeckten Strassenkörpers schneiden würde.[4] Für die Richtigkeit

[1] F. Wilhelm Schmidt in Lokaluntersuchungen über den Pfahlgraben, herausgegeben von E. Schmidt in den Nass. Ann. VI, 107 ff., der S. 141 ff. Habels Vermutungen weiter ausführte und begründete.

[2] Ähnliche Nachrichten waren es wohl, welche Habel und nach ihm Oberstlieutenant Schmidt veranlassten, eine »Strassenlinie« von dem von ihnen angenommenen Kastell nach N. (nach der »Heidenkirche« am kleinen Feldberg) anzunehmen. Vgl. Nass. Ann. VI, S. 141

[3] Ich meine den von Mainz-Kastel bis über Diedenbergen hinausführenden Teil, ehe sie das doppelte Knie bei Hofheim macht.

[4] Etwa bei dem Buchstaben v) westlich der Steinmühle auf unserem Plan Tafel I.

dieser Vermutung haben wir nun aber auch gewichtige Beweismomente gefunden in den Mitteilungen über ältere Funde, besonders von Münzen, im Gebiete der Stadt Höchst, Mitteilungen, die uns während der Ausgrabungen von den Findern selbst und anderen Bewohnern der Stadt zugingen und deren Sichtung und genaue Lokalisierung Herr F. Quilling mit Eifer und Sachkenntnis durchgeführt hat. Er hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen für denselben Band unserer Zeitschrift, in dem auch dieser Bericht zum Abdruck kommt, zusammengestellt.[1] Ich kann mich daher begnügen, auf seine Ausführungen zu verweisen.

Es scheint aus den von Quilling mit Sicherheit lokalisierten Münzfunden in Verbindung mit den Angaben der Finder und Besitzer hervorzugehen, dass sich die von uns aufgedeckte Strasse, von Gräbern begleitet,[2] zunächst über die Steinmühle und den Sulzbach hinaus geradlinig fortsetzte, nordwestlich der ersteren aber in eine südwestliche Richtung überging, etwa der der heutigen Hauptstrasse im westlichen, älteren Teile von Höchst entsprechend. Dazu stimmt auch eine Mitteilung des Bürgers und Bäckermeisters Gärtner über die Auffindung massiver Fundamente in seinem an jener Strasse gelegenen Besitztum. Sprechen die Fundumstände einerseits für römischen Ursprung der Fundamente, so scheinen anderseits die letzteren in ihrer Richtung der heutigen Strassenflucht entsprochen zu haben. Diese Strassenflucht aber weist in ihrer südwestlichen Verlängerung auf Mainz hin, wie ja auch die heutige Mainzer Landstrasse sie benutzt. Abgesehen von diesem schwachen Anhaltspunkte

---

[1] Die Fundstätten sind von ihm auf unserem Plan Tafel I durch kleine Buchstaben t, v, w etc. bezeichnet.

[2] Auf Gräber weisen alle Mitteilungen der Besitzer und Finder, soweit sie überhaupt verwendbar sind, hin. Denselben scheinen auch einige, wohl in Ried gebrannte Thonfabrikate anzugehören, von welchen eins, wie es scheint, die Giebelseite eines Miniaturhauses darstellt, in der ein halbkreisförmiger Raum, wohl für die Aufstellung einer sehr kleinen Figur, ausgespart ist. Auf der Rückseite lassen sich die Ansätze der Längsseiten erkennen. Es wurde von Herrn Bauunternehmer Kuntze, dem Besitzer zahlreicher im östlichsten Teile von Höchst gefundener Münzen, uns für das Museum übergeben. Ein noch kleineres Fabrikat ähnlicher Art schenkte Gymnasiast Grandhomme als auf dem Nieder Felde gefunden dem Museum. Dass in den Ziegelöfen oder in neben ihnen bestehenden anderen Anlagen solche Thongegenstände gebrannt wurden, zeigte eine sehr regelmässig geformte, kleine Pyramide aus Thon mit rundem Loch in der zerbrochenen Spitze, die sich im Ofen A fand. Ein »komischer Thonpfropfen« wurde auch bei den Ausgrabungen im Jahre 1858 gefunden (vgl. Hammeran I. 1. 94). Im Wiesbadener Museum sah ich mehrere kleine Kegel aus gebranntem Thon mit Löchern in den Spitzen. Man erklärt sie als Netzbeschwerer oder dgl. Der von uns gefundene Gegenstand könnte, da er an den Kanten, offenbar zu einem bestimmten Zweck, abgeschliffen ist, auch ein Gewicht sein

ist aus der alten Stadt nur ein Fund, und zwar ein Münzfund, festgestellt worden, was sich leicht daraus erklärt, dass für jene sich eine mehr als tausendjährige Existenz nachweisen lässt, während die östlichen Teile der Stadt, eben die, in welchen zahlreiche Münzfunde gemacht sind, erst in den letzten Jahrzehnten entstanden sind. Es ist daher auch erklärlich, dass Schmidt »vor den östlichen Häusern« von Höchst noch — freilich sehr unbestimmt angedeutete — Spuren einer nach N. führenden Strasse konstatieren konnte.[1] Ob dieselbe das von Schmidt angenommene Ziel verfolgte, das können wir ebenso wenig entscheiden, wie dies bei dem von der Nieder Fundstelle nach N. verlaufenden Wege möglich war.

Dagegen scheint es mir aus inneren Gründen zweifellos, dass, sei es bei Nied oder im heutigen Höchst, ein Weg nach NW abzweigte, der, dem Laufe des Liederbachs folgend, der Herbeischaffung des für den Ziegeleibetrieb nötigen Materials diente. Auf diese Richtung wurde bereits während der Ausgrabungen unsere Aufmerksamkeit gelenkt. Zu den Besuchern der Ausgrabungsstätte gehörte auch der Besitzer einer grösseren Dampfziegelei in Münster im Taunus, Herr Schuckmann. Derselbe erklärte beim Anblick des im Schlämmbassin[2] und neben dem Ofen A gefundenen weissen Thons sofort, das sei Münsterer Material, und zwar gerade aus den Lagen, welche er wieder in Anbau genommen habe. Zum Zweck der Prüfung dieser seiner Ansicht nahm er sich einen Klumpen des Materials mit, um ihn zu brennen. Ich erinnerte mich später an diese Bemerkung, als ich, um die Provenienz unseres Thons festzustellen, mich in der einschlägigen Litteratur[3] umsah und dabei immer wieder auf die Gegend von Münster und Kelkheim verwiesen wurde, wo mächtige Thonlager zu Tage treten und daher zu einer bereits seit langer Zeit bestehenden Ziegler- und Topferindustrie die Grundlage geboten haben, während in der Umgebung von Höchst, Nied und Heddernheim der reine Thon durch eine so starke Löss- und Lehmschicht bedeckt ist, dass an eine örtliche Gewinnung des von uns aufgefundenen

[1] A. a. O. S. 141

[2] Nach seiner Angabe wäre die technisch richtigere Bezeichnung »Sumpf«.

[3] Von besonderem Wert war mir die Schrift von Dr phil F Kinkelin Die nutzbaren Gesteine und Mineralien zwischen Taunus und Spessart. Sonderabdruck aus dem Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a M 1887/88. Daneben bot mir mannigfache Aufklärung über topographische Fragen das Buch von Sanitätsrath Dr Grandhomme Der Kreis Höchst in gesundheitlicher und gesundheitspolizeilicher Beziehung einschliesslich einer geschichtlichen und geologischen Beschreibung desselben. Frankfurt a. M. 1887

Materials nicht zu denken ist. Dass aber dieses, je nach Bedürfnis mit Sand und Kies gemischt, zur Herstellung der von uns gefundenen Ziegel und sonstigen Thongegenstände verwendet sei, darüber waren alle Techniker, die wir um ihre Ansicht befragten, einig. Auch für den Laien ist der Unterschied zwischen den Produkten der Nieder Ziegeleien einerseits und den zur Herstellung der Öfen verwendeten Lehmsteinen, sowie den Erzeugnissen der noch heute an der unteren Nidda in grossem Umfange betriebenen Russensteinfabrikation andersens in die Augen fallend; doch ist in diesen Fragen das Augenfällige nicht immer das Richtige.

Eine an Herrn Schuckmann gerichtete Anfrage wurde dahin beantwortet, dass das von Nied mitgenommene Stück Thon, nachdem es gebrannt war, in Farbe und sonstigem Aussehen — natürlich abgesehen von dem verschieden starken Zusatz von Kies oder Sand — den Münster Fabrikaten vollkommen entspreche, und dass er daher sich in der früher ausgesprochenen Überzeugung nur bestärkt fühle.

Ein Besuch bei dem genannten Herrn bot mir Gelegenheit, nicht nur mich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, sondern auch mir eine bestimmte Ansicht über die Lokalität, welcher die Romer ihr Material entnahmen, zu bilden. Am östlichen Abhange des zwischen dem Lorsbacher Thal und dem Liederbach nach S. bis gegen Hofheim vorspringenden Höhenzuges treten die oben erwähnten Thonlager zu Tage. Die dem heutigen Klembetriebe dienenden Gruben befinden sich westlich von Münster, mit ihnen in unmittelbarem Zusammenhang stehen alte, heute z. T. mit Wald bedeckte Gruben, aus welchen nach Angabe der Bewohner seit unvordenklichen Zeiten das Material für die Münsterer Ziegeleien und Töpfereien entnommen ist. Mehrere hundert Schritte südlich von ihnen, näher dem Rande des Waldes und dem Abhang des Hohenzuges nach Höchst hin, liegt eine andere, sehr ausgedehnte Gruppe alter Gruben, in deren Nähe, am östlichen Abhang der Höhe nach Münster hin, Herr Schuckmann Terrain für seinen Betrieb erworben hat, welches weit fetteren und reineren Thon als die von den Münsterern traditionell ausgebeuteten Lagen bietet. Die Ansicht des Herrn Schuckmann, dass die an sein Territorium anstossenden alten Gruben die von den Römern benutzten seien, hat abgesehen von der von ihm betonten Gleichheit des Materials auch andere gewichtige Gründe für sich. Die nördlichsten von ihnen sind noch 300 Meter von den Münsterer Gemeindegruben entfernt, die ihrerseits durch ihre grosse Ausdehnung auf einen langjährigen Betrieb schliessen lassen. Ferner ist der heutige Wald, welcher die als römisch angesprochenen

alten Gruben deckt, nach Angabe der Ortsbewohner an Stelle eines älteren Hochwaldes getreten, dessen Boden nach der lokalen Tradition niemals Thon entnommen ist. Diese Aussage gewinnt an Glaubwürdigkeit durch die Erklärung, die mir Herr Schuckmann auf meine Frage gab, warum denn die Münsterer die zweifellos weit reicheren und besseren Thonlager unbeachtet liessen und sich mit schlechterem Material begnügten. Es sei zu fett und sandfrei, sagte er, und werde daher ohne die richtige Vermischung mit Sand beim Brennen rissig, bei zweckmässiger Behandlung dagegen sei es vorzüglich und ebensowohl zur Töpferei wie zur Herstellung von Brandziegeln zu verwenden.

Bei dieser Gelegenheit sei die Bemerkung gestattet, dass zwischen Münster und Oberliederbach am Wege nach Höchst Ziegeleien liegen, welche feuerfeste Ziegel aus dem dort anstehenden Thon herstellen, der mit scharfkantigen Quarzkörnern so gemischt gefunden wird, dass eine künstliche Zerkleinerung der letzteren nicht nötig ist. Die Zusammensetzung der Steine erinnert an die der Decksteine in unserem Nieder Ofen, während die in demselben hergestellten Hypokaustkacheln zweifellos künstliche Mischung des Münsterer Thons mit dem geeigneten Quarz verraten.

Diese Beobachtungen bringen uns zugleich die einfachste Lösung der Frage, warum die Römer gerade Nied-Höchst für die Anlage ihrer Militärziegeleien gewählt haben. Es ist die Stelle am rechten Mainufer, welche den Thonlagern des Taunus am nächsten liegt, und von den letzteren hat wiederum kein Teil geringeren Abstand vom Mainknie bei Höchst als die Münsterer Gruben.

Nun fiel mir schon beim ersten Besuche von Münster dicht östlich vom Dorfe, jenseits des Liederbaches, ein am rechten Ufer des letzteren z. T. als Hohlweg verlaufender Feldweg durch seine Geradlinigkeit und durch den Umstand auf, dass er, den Vizinalweg von Soden nach Münster kreuzend, ausserhalb des Dorfes bleibt und nördlich desselben sich so gabelt, dass der eine Arm nach den Thongruben, der andere nach Kelkheim zieht, wo ebenso wie dort sich alte Thongruben befinden und eine althergebrachte Töpferindustrie bestehen soll. Nach SO. zieht der Weg, z. T. durch den Liederbach, der sein Bett verändert zu haben scheint, zerrissen, an den Dorfern Nieder-Hofheim, Oberliederbach und Unterliederbach vorbei; er hält sich immer auf der rechten Seite des Baches, während die jetzige Strasse dem linken Ufer folgt, und ist bis in die Gemarkung Höchst zu verfolgen. Die Verlängerung des zuletzt erkennbaren Stückes würde nördlich von Höchst nach der Steinmühle und jenseits derselben auf unsere Ziegelstätte führen. Da, wo der Weg nahe dem

Dorfe Münster mir zuerst auffiel, glaubte ich in der Böschung noch Reste einer alten, höhergelegenen Pflasterung zu erkennen, eine Beobachtung, die auch mein treuer Gefährte bei allen Nieder Untersuchungen, Dr. Kuhe, bei einer späteren gemeinsamen Begehung bestätigte. Eine Stütze erhielt meine Vermutung durch die Mitteilung, dass jener alte Weg südöstlich von Münster noch heute der »Haingraben« genannt wird.

Die Länge des Weges von den Thongruben bis zu den Ziegeleien beträgt 8 km. Übrigens war die Lage der letzteren vorzüglich geeignet für die Anlegung eines Stapelplatzes des bei den Romern so beliebten Baumaterials, wenn man für die Beförderung desselben nach Mainz einerseits, nach den Grenzstationen anderseits auf die Benutzung der natürlichen Wasserstrasse rechnete. Diss dies aber in hohem Grade der Fall war, das gedenke ich weiter unten noch eingehender nachzuweisen. Genau in der Mitte zwischen dem Mainknie bei Hanau und der Mündung des Flusses bei Mainz gelegen und zugleich im Vereinigungspunkte natürlicher Verkehrswege aus der Wetterau und vom Taunus her, konnte der Nieder Platz wie kein anderer alle Kastelle der Wetterau leicht versorgen, ja bei Benutzung der Wasserstrassen über die genannten Punkte rhein und mainaufwärts waren auch die Obermain- und Odenwaldplatze verhältnismassig bequem zu erreichen. Dass von diesen Vorteilen aber wenigstens die 22. Legion in der Zeit, da ihr allein mit den mit ihr in engster Verbindung stehenden Hulfstruppen der Schutz der Grenze zwischen Lahn und Neckar oblag, in umfassender Weise Gebrauch gemacht hat, wird uns eine nähere Betrachtung der in Nied ausgegrabenen Ziegel und deren Vergleichung mit den anderwärts in den bezeichneten Gebieten gefundenen zeigen.

IV. Die Ziegelstempel.

Wenn ich in dem folgenden Verzeichnisse neben den Typen der von uns aufgefundenen Stempel die Namen derjenigen Plätze anführe, an welchen dieselben sonst noch gefunden sind, so bin ich mir wohl bewusst, in dieser Hinsicht nichts Erschöpfendes und Abschliessendes zu liefern. Das würde bei der Beschaffenheit des Materials und der Art seiner Aufbewahrung in vielen Museen und Privatsammlungen noch weit mehr Zeit in Anspruch nehmen, als mir für diesen Zweck zur Verfügung stand. Nicht alle Falle, in welchen Identität fremder Stempel mit denjenigen unserer Nieder Ziegel vorliegt, habe ich angeführt, wohl aber glaube ich für alle angeführten Analogien nach Anstellung sorgfältiger Vergleichungen und Messungen bürgen zu

können. Es wird für die mittelrheinischen Lokalforscher, welche in der Lage sind, die von mir nur bei vorübergehenden Besuchen der Museen oder nach Abbildungen durchmusterten Sammlungen an Ort und Stelle eingehend zu studieren, leicht sein, zu den von mir nachgewiesenen Fällen der Identität noch weitere hinzuzufügen, welche dann neue Beweise für die Stichhaltigkeit der von mir gezogenen Folgerungen darbieten würden. Freilich gehört eine lange dauernde und sehr eingehende Beschäftigung mit dem Material dazu, um in den einzelnen Fällen volle Sicherheit der Bestimmung zu gewinnen. Scheinbare Verschiedenheit der Typen erklärt sich oft aus mehr oder weniger energischem, aus schrägem oder senkrechtem Eindrücken der Matrize, oft auch aus Unreinlichkeit derselben oder aus der Beschaffenheit des Thons. Dagegen sind auch ganze Reihen gleichzeitig gebrauchter Stempel oft einander so ähnlich, dass nur genaueste Vergleichung und Messung, und zwar nicht nur der ganzen Stempel sondern besonders auch der einzelnen Buchstaben und ihrer Abstände von einander, die Verschiedenheit der Matrizen erkennen lässt. In dieser Hinsicht ist besonders vor der bequemen Erklärung kleiner Unterschiede durch das »Schwinden« der Ziegel beim Brennen zu warnen. Das mag bei verschiedenem Material (mehr oder weniger reinem, bzw. quarzhaltigem Thon) manchmal richtig sein, bei gleichartigen Ziegeln aber ist auch das Schwinden ein so gleichmässiges, dass selbst die ganzen Platten nur geringe Massunterschiede zeigen, diese aber bei den Stempeln bereits fast wegfallen, bei den einzelnen Buchstaben endlich ganz ausser Betracht zu lassen sind. Anderseits ergeben dieselben Matrizen, wenn die Zeichen in konvergierenden Flächen auf Holzplättchen geschnitten sind, bei leichtem Eindruck schone, breite, aber flache Züge, während bei tiefem Einpressen die Buchstaben scharfkantigen Rücken haben. Verzerrungen und Verbreiterungen durch schiefen Eindruck kann man bei einiger Übung und Sorgfalt leicht auf das richtige Mass zurückführen.

Was nun das zur Vergleichung herangezogene Material betrifft, so habe ich mich räumlich auf das Gebiet zwischen Lahn und Neckar beschränkt, weil sich bald herausstellte, dass durch die Grenze Obergermaniens einerseits und einen der Neckarmündung entsprechenden Breitengrad anderseits die Zone bezeichnet ist, innerhalb deren sich bei Ziegelfunden Identität der Matrizen mit den Nieder Stempeln nachweisen lasst. Innerhalb dieses Gebietes sind mir die im Hanauer Museum untergebrachten Funde vom Grenzwall seit langer, die des Frankfurter Museums seit neuerer Zeit durch Autopsie bekannt. Das Material des Mainzer und des Wiesbadener Museums habe ich Stück

für Stück durchgemustert und mit den Nieder Typen verglichen; dasselbe war mit den Darmstädter Stempeln der Fall, soweit sie bereits katalogisiert und aufgestellt waren. Von den noch im Magazin befindlichen lagen mir Abklatsche vor, die noch nicht ausgepackten Exemplare der G. Dieffenbach'schen Sammlung endlich konnte ich nach den in natürlicher Grösse hergestellten, äusserst sorgfältigen Handzeichnungen in den Handkatalogen G. Dieffenbachs, welche mir die Direktion des Grossherzoglichen Museums zur Verfügung stellte, vergleichen. Ausserdem liessen mir die Leiter der genannten Museen, die Herren Oberst v. Cohausen und Sanitätsrat Florschütz, Prof. Adamy, Dr. Henkel und Konservator Lindenschmit, von allen Stempeln, deren wiederholte Vergleichung und Messung mir von besonderem Werte war, Papierabklatsche anfertigen. Dasselbe thaten die Herren Kreisrichter Conrady und Baumeister Jacobi in Beziehung auf das reiche von ihnen zu Tage geförderte Material von den Main- und Odenwaldkastellen und der Saalburg. Von den Saalburgtypen standen mir auch die bis jetzt hergestellten Tafeln für das demnächst zu erwartende Werk v. Cohausens und Jacobis über das interessante Kastell zur Verfügung. Das Material der Museen zu Mannheim, Speyer und Worms, sowie der Bibliothek zu Heidelberg haben mir die Herren Prof. Baumann, Dir. Ohlenschlager, Dr. Weckerling und Hofrat Prof. Zangemeister durch Abklatsche zugänglich gemacht. Einzelne Mitteilungen und Abklatsche verdanke ich der Güte der Herren Prof. Hettner und Geheimrat Bücheler. Allen diesen Herren sowie meinen Freunden in Hanau und Frankfurt, die mich bei der Arbeit durch Rat und That unterstützt haben, sage ich an dieser Stelle herzlichen Dank.

Was die litterarischen Hülfsmittel betrifft, so waren mir, abgesehen von den oben erwähnten Tafeln des noch in Arbeit befindlichen Saalburgwerkes und den gedruckten Katalogen der Museen[1] vom

[1] Katalog des Königlichen Rheinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Bonn (von F. Hettner). Bonn 1876. Die römische Abteilung des Paulus-Museums der Stadt Worms von Dr. A. Weckerling. Worms 1885 und II. Teil 1887. Die römischen Inschriften und Steinsculpturen des Museums der Stadt Mainz zusammengestellt von Dr. phil. Jakob Becker. Wenig bietet der Katalog der historischen Abteilung des Museums zu Speyer 1880, II. Theil 1888. Zahlreiche Ergänzungen zu den Angaben der genannten Kataloge bieten die Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, bei deren Benutzung ich durch die mit vorzüglicher Sorgfalt durch R. Bone hergestellten Register wesentlich gefördert wurde, die Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst und besonders das Korrespondenzblatt derselben, sowie die Annalen des Vereins für Nassauische Altertumsforschung und Geschichte. Ich führe diese Zeitschriften mit den Ab-

grössten Werte Suchiers Publikationen[1] wegen der von mir immer aufs neue erprobten Zuverlässigkeit ihrer Angaben und Zeichnungen, die durchweg auch für den, welcher die Originale nicht zu vergleichen in der Lage ist, eine vollkommen sichere Entscheidung über Indentität oder Verschiedenheit der Matrizen möglich macht, was ausserdem nur noch bei sehr wenigen Arbeiten auf dem in Betracht kommenden Gebiete der Fall ist. Manches entnahm ich den älteren Publikationen von Hansselmann,[2] P. Fuchs,[3] Dorow[4] und Habel,[5] welche besonders von Figuren- und Namenstempeln Abbildungen in natürlicher Grösse gegeben haben. Wo dies sonst bei interessanten Funden geschehen ist, werden die betreffenden Werke an geeigneter Stelle angeführt werden. Dagegen habe ich es nicht für angezeigt gehalten, auch die älteren und neueren Publikationen, welche die Stempel nur durch den Druck wiedergeben, fortlaufend zu zitieren. Denn wenn ich mir auf Grund der Stempelform und der hinzugefügten Erklärung auch in sehr vielen Fällen eine subjektive Ansicht über die Übereinstimmung der angeführten Typen mit den unsrigen zu bilden vermochte, so genügten diese Merkmale doch nur selten, um eine absolut sichere Behauptung auszusprechen. Dies gilt auch von Brambachs verdienstlichem Werke, in noch höherem Grade von Beckers Katalog der Mainzer Inschriften, bei dessen Benutzung ich besonders bedauert habe, dass der Verfasser es unterlassen hat, die von ihm verzeichneten Stempel auch auf den Originalen mit Signaturen zu versehen und die Herkunft derselben anzugeben, so weit es möglich war. Es war mir aus diesem Grunde gerade bei den wichtigen Mainzer Stempeln nicht möglich, den Angaben über die Übereinstimmung mit Nieder Typen die nähere Bezeichnung der betreffenden Exemplare hinzuzufügen. Um so wertvoller war mir

---

kürzungen B. J. W. Z. bzw. K. d. W. Z. und N. A. an. Auch dem Archiv des hist. Vereins für das Grossherzogtum Hessen, sowie dem Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst konnte ich manche Angaben entnehmen.

[1] 1) In der Zeitschrift für Hess. Gesch. und Landeskunde. Neue Folge VIII. Suppl. 1882. II, S. 16 ff. 2) in den Mitt. des Hanauer Bezirksvereins für Hess. Gesch. u. Landesk. No. 10, 1885. 3) in derselben Zeitschrift, No. 13, 1890. S. 96 ff.

[2] Ch. E. Hansselmanns Beweis, wie weit der Römer Macht in denen mit verschiedenen teutschen Völkern geführten Kriegen in die nunmehrige ostfränkische sonderlich Hohenlohische Lande eingedrungen ist. Schwäbisch Hall 1768. II. Thl. 1773.

[3] P. Jos. Fuchs, Alte Geschichte von Mainz. Bd. I, 1771. Bd. II, 1772.

[4] Dorow, Kgl. preuss. Hofrat. Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein. I. Heft 1819, II. Heft 1821.

[5] Von Habels Schriften kommt besonders der Aufsatz der Nass. Ann. II, III, 1853 in Betracht: Über die Feldzeichen des römischen Heeres, insbesondere die Cohortenzeichen der 22. Legion. S. 98 - 269. Nebst Tafel II—VIII.

die bestimmte Angabe des Herrn Konservators, dass das gesamte vorhandene Material ausschliesslich aus Mainz und seiner nächsten Umgebung stamme. Es entspricht dies auch vollkommen den Schlüssen, die man aus der älteren Litteratur zu ziehen berechtigt ist. Denn nach derselben sind wohl zahlreiche Mainzer Stempel in das Wiesbadener Museum gekommen, die ich dort z. gr. T. wieder gefunden habe; von einer Überführung fremder Ziegel in die Mainzer Sammlung dagegen finden sich keine Andeutungen. An dieser Stelle möge die Bemerkung Platz finden, dass die Wiesbadener Forscher von jeher und auch in neuerer Zeit diesem unscheinbaren Material, welches in reich ausgestatteten Museen mit beschränkten Räumlichkeiten oft beim besten Willen nicht in der für wissenschaftliche Benutzung wünschenswerten Weise untergebracht werden kann, eine ausnahmsweise liebevolle Behandlung haben zu Teil werden lassen, der es zu verdanken ist, dass im dortigen Museum bei einer verhältnismässig grossen Anzahl von Fundstücken, selbst aus älterer Zeit, sowohl auf den letzteren selbst als in dem sorgfältig ausgearbeiteten Zettelkatalog genauere Fundangaben sich finden. Dass daneben auch viele Exemplare ohne Lokalisierung vorkommen, ist nicht zu verwundern.

Durch die Verschiedenheit des mir zu Gebot stehenden Materials ist nun auch eine gewisse Inkonsequenz der Behandlung der zur Vergleichung herangezogenen fremden Stempel bedingt. Wo zuverlässige Angaben über die Provenienz vorlagen, habe ich dieselben mitgeteilt, in anderen Fällen mich mit Angabe der Aufbewahrungsstätte begnügt. Wenn aus dieser oder aus anderen Umständen sich Wahrscheinlichkeitsschlüsse auf die ursprüngliche Fundstätte ziehen liessen, so habe ich dies durch Hinzufügung eines Fragezeichens zur Angabe des Fundortes angedeutet. Bei den von mir selbst genauer untersuchten Stempeln füge ich Notizen über die Beschaffenheit des Exemplars nach Zweck, Grösse und Material hinzu, während ich mich bei denjenigen Stempeln, von welchen mir nur der Abklatsch vorlag, mit Angabe der Gleichheit oder Verschiedenheit der Matrize begnügen musste. Wo ich endlich bei verlorengegangenen oder in Privatbesitz befindlichen Exemplaren auf litterarische Angaben angewiesen war, sind erklärlicher Weise meine Notizen nach Form und Inhalt von der Beschaffenheit der Quellen abhängig.

Cohors I Asturum.

1) COHIAS (Fig. 1).

Zweimal vollständig erhalten auf 0,02—0,03 m dicken Falzziegelstücken (tegulae), fünfmal in Bruchstücken auf vollkommen gleich-

artigen Ziegelfragmenten. Von den beiden ganz erhaltenen Stempeln zeigt der eine (Fig. 1ª) die Buchstaben in hohem Relief mit schmalzulaufendem Rücken und lässt so erkennen, dass dieselben in die Holzmatrize von beiden Seiten schräg eingeschnitten sind. Diese Art der Herstellung verrät auch der Buchstaben O, indem er noch den zweimaligen Ansatz das Schnitzmessers erkennen lässt. Das andere Exemplar ist weniger tief eingedrückt, daher erscheinen die Typen breiter, wie sie bei der angedeuteten Art der Herstellung auf der Fläche der Matrize sich darstellen mussten. Der nach links hakenförmige Zahlstrich tritt auf dem im übrigen deutlicheren Stempel (Fig. 1ª) weniger hervor als auf dem anderen und mehreren der Fragmente, weil der Stein an jener Stelle verletzt ist. Dagegen lässt sich auf ihm scheinbar hinter dem S noch ein kleineres T erkennen Das Material der Matrize verrät sich auf beiden Exemplaren auch dadurch, dass der rechte Schwalbenschwanz oben, der linke unten verstümmelt ist, wie es leicht geschehen konnte, wenn die Matrize aus einem Holzplättchen bestand, dessen Fasern der Längenachse derselben parallel liefen. Von den Fragmenten zeigt eins den linken, das andere (Fig. 1ᵇ) den rechten Schwalbenschwanz vollkommen erhalten. Bezüglich der Typen zeigen dieselben die nämlichen Verschiedenheiten durch ungleich tiefen Eindruck. Die Identität der Matrize ist bei allen durch die Masse, sowie durch gewisse Eigentümlichkeiten der einzelnen Buchstaben zweifellos festgestellt. Der Fundort aller war das Praefurnium des Ofens A.

Die Kohorte ist bisher auf Ziegelstempeln nur einmal mit Sicherheit nachgewiesen, und zwar wie hier mit leg. I, VIII, XIV und XXII zusammen, in Gernsheim von F. Kofler Zuerst veröffentlicht im Quartalblatt des hist. V. für das Grossh. Hessen, 1885, 3, S. 12 Die irrige Lesart Coh. Iasorum ist von Kofler selbst W. Z. IV, 1885, S. 67 und V, 1886, S 194 ff und von Hammeran, Korrespondenzblatt d W. Z. V, 1886, S 74 ff. korrigiert worden. Das von mir im Museum zu Darmstadt verglichene Exemplar von Gernsheim (Katal. I B 43) stimmt mit den Nieder Ziegeln, was Material und Matrize betrifft, vollkommen überein. Es existiert also in Obergermanien bis jetzt nur ein Typus der Kohorte (von derselben Matrize). Die daraus und aus den Umständen der Auffindung sich ergebenden Folgerungen werden weiter unten besprochen werden

Aus Germania inferior veröffentlicht Steiner in der Westd Zeitschrift 1885, IV, Museographie 96 ein in der Sammlung des Niederrheinischen Altertumsvereins in Xanten befindliches, von Ausgrabungen auf der »alten Burg« herrührendes »Ziegelbruchstück« mit

Rundstempel, in der äusseren Linie TRAS . REN . O . . perEGRIN, in der unteren MIL CHO . T ASTVR. Doch erklärt er die Zahl, ob I oder II, für zweifelhaft, plaidiert aber für die Lesart Coh. I Asturum.

Legio VIII Augusta.

1) LEG $\overline{\text{VIII}}$. AVG (Fig. 2).

1 Dachziegel (tegula), gefunden in den Trümmern des Hauses bei D.

Die vorliegende Form mit frei von der Matrize abstehenden Schwalbenschwänzen, wie sie die Ziegel der 21. (auch der 11) und 14. Legion in ihren zweifellos ältesten Exemplaren regelmässig zeigen, ist bei der 8. Legion selten Mir ist ein Exemplar der Miltenberger Schlosssammlung, jetzt im Besitz Conradys, und zwei Typen der Saalburg (v. Cohausen und Jacobi LXXVIII, 17. und 20), von welchen der eine mit dem Habelschen identisch ist, bekannt, sie haben aber sämtlich weit geringere Masse als der unsrige, der auch darin den Stempeln der 21 und 14. Legion nahe steht. Alle anderen mir im Original oder durch Abbildung bekannt gewordenen Typen der 8. Legion, so besonders die 4 übrigen der Habelschen Sammlung und 7 von der Saalburg haben ebenso wie die von Conrady in und beim Kastell Miltenberg gefundenen Exemplare dieselbe einfach-rechteckige Form, wie wir sie bei den Nieder Stempeln der Legio I Adiutrix fanden (Fig. 3ff.), mit welchen sie auch in der Grösse, sowie in dem Umstand übereinstimmen, dass bei einigen von ihnen den Schwalbenschwänzen ähnliche Ornamente als lineare Erhöhungen innerhalb des rechteckigen Stempels erscheinen Exemplare der letzteren Art fand ich auch in den Museen zu Wiesbaden (Kat. 9908 aus Wiesbaden) und Darmstadt aus Oberflorstadt (Kat. D I A 93), Hunnenburg bei Butzbach (G. Dieffenbachs Handkatalog, Bd. XVI, p. 29), Capersburg (ebendaselbst Bd. II, p. 45); letzterer Typus ist identisch mit einem aus der Sammlung des älteren Dieffenbach stammenden im Darmst Mus. (Kat. I A 9) Von Heddernheim war das Vorkommen der 8. Legion auf Ziegelstempeln Brambach noch unbekannt, er hat nur eine Steininschrift (1492) aus Praunheim (prope vicum Heddernheim). Hammeran führt (Urgeschichte S. 101) in dem »Verzeichnis der romischen Truppenkörper des Taunusgebiets (nach Stempeln und Steininschriften)« die 8. Legion unter der Rubrik Heddernheim an, nennt aber S. 66—73 keine Ziegel derselben, während er solche der 1. (S. 70) sowie der 14. und 22. Legion (S. 72) erwähnt. Ich fand unter den älteren Beständen des Frankfurter Museums 2 Typen der Legion aus Heddernheim, von welchen der

eine mit einem Stempel der Habelschen Sammlung, der andere mit einem von der Saalburg (v Cohausen und Jacobi LXXVIII, 22) identisch ist. Einen beiden ähnlichen, aber nicht ganz gleichen Stempel fand ich selbst im Sommer 1892 auf dem Heddernheimer Friedhof im Schutt eines neu ausgehobenen Grabes. Ein von G. Dieffenbach 1882 in Friedberg gefundenes und der Legion wohl mit Recht zugewiesenes Fragment (Handkatalog V, S. 338) weicht von allen anderen ab, da es zweizeilig ist.

Legio I Adiutrix.

1) LEG · I · AD (Fig. 3).

9 Falzziegel, mehr oder weniger fragmentiert und gebogen, in und neben dem Ofen A gefunden, offenbar als unbrauchbare Fabrikate ausgeschossen. Material gleichartig, ziemlich sandhaltiger Thon, rotgebrannt Vollkommen gleiche Exemplare habe ich anderwärts nicht gefunden In der Grösse stimmt genau überein ein Ziegel aus *Mainz* im Museum zu Wiesbaden 9997.

2) LEG · I · AD (Fig. 4).

1 Deckplatte eines Brennofens 0,065 dick, schwarzrot, halbverschlackt Dem vorigen sehr ähnlich; aber der Abstand des D vom Rand (0,009 m) ist erheblich grösser als bei jenem (0,004 m). Ob dicht am Rande noch ein I stand, ist zweifelhaft.

Im Wiesbadener Museum (Katalog No. 10231) fand ich einen in der Form genau übereinstimmenden Stempel auf einem mit zahlreichen eckigen Quarzkörnern durchsetzten (feuerfesten?) Backsteinbrocken, Fragment einer Hypokaustpfeilerplatte oder einer Ofendeckplatte Er stammt wohl von derselben Matrize. Der Rand an der rechten Seite ist ebenfalls undeutlich

3) LEG · I AD (Fig. 5)

3 Falzziegelfragmente 0,02 – 0,025 dick. Fundort neben Ofen A nach Süden.

4) LEG I · AD (Fig 6)

8 Falzziegelfragmente wie No 3 Fundort im Ofen A.

5) LEG · I · AD (Fig. 7).

34 mehr oder weniger fragmentierte Falzziegel 0,02 -0,025 dick, die Stempel z. T. sehr undeutlich Fundort der meisten in und neben Ofen A; 2 bildeten Bestandteile seines Fussbodens, sie sind geschwärzt und bröckelig; ein Fragment wurde südlich der Strasse (bei D) gefunden, wohl dorthin verschleppt.

6) LEG · I · AD (Fig. 8).

2 Falzziegelfragmente Fundort Ofen A.

7) LEG·T·AD (Fig. 9).

2 Falzziegelfragmente, gefunden im Ofen A, 1 Keilziegelplatte 0,43 m lang, 0,43 breit, 0,07–0,04 dick, gefunden im Praefurnium des Ofens A.

Der Stempel ist ähnlich den Formen 4 u. 5, aber das D tritt dichter an den Rand.

8) leg. TAD (Fig. 10).

1 Falzziegelfragment. Fundort am Ende des Kanals zwischen A u. B.

Der Grösse nach (0,027 m breit) scheint der Stempel identisch mit einem im Museum zu Mainz befindlichen aus *Mainz*. Ebenso entspricht die Grösse fast genau einem *Gernsheimer* Falzziegel (Museum zu Darmstadt D A 86).

9) ⅁AIƆƎT oder ⊥ECIVD (Fig. 11).

1 Falzziegel. Fundort bei Ofen A.

Der Stempel scheint von einem des Schreibens unkundigen Ziegler nach dem Vorbild eines Abdrucks (daher Spiegelbild) gegeschnitten zu sein. Die Grösse entspricht genau dem Stempel auf einem aus Mainz stammenden Hohlziegel (imbrex) im Wiesbadener Museum 9904, dessen Form sonst gleich No. 1 ist.

10) ⅁IAIƆƎT oder ⊥EGIAD (Fig. 12).

1 Falzziegel aus dem Ofen A.

Vgl. 9, dem der Stempel sehr ähnlich ist, nur dass durch ein weiteres Missverständnis zu dem A oder V noch ein angehöriger Strich hinzugekommen ist, der aus ihm ein N oder И macht

11) LEGTAD(i?) (Fig. 13).

1 Deckplatte eines Ofens, 0,07 dick. Fundort bei A.

12) LEC (1 ad?) (Fig. 14).

1 Backstein 0,055 dick, von Sinter bedeckt. Fundort D (verschleppt). Für die Zugehörigkeit zur Leg. I AD. spricht das flache, schwalbenschwanzähnliche Ornament an der linken Seite, welches sich bei einem Wiesbadener Stempel der Legion wiederfindet. (Kat. 9901 und 9906.) Die Grösse entspricht der eines Mainzer Stempels derselben Legion im Mainzer Museum, dessen Form im übrigen mit No. 3 übereinstimmt.

Die in den Museen zu Mainz und Wiesbaden befindlichen Ziegel der 1. Legion stimmen im Material, soweit sich dies durch den blossen Augenschein entscheiden lässt, mit unseren Nieder Exemplaren überein. Was Form und Grösse der Stempel betrifft, so bilden sie nur weitere Variationen desselben Themas, länglich rechteckige Flächen, in die nur bei einigen wenigen an beiden Schmalseiten kleine drei-

eckige Ornamente flach eingeschnitten sind, welche also auf dem Fabrikat ebenso flach hervortreten

Wenn daher auch bei keinem Exemplar vollkommene Identität der Matrize mit Nieder Stempeln zu erweisen ist, so nehme ich aus den genannten Gründen, bei den Gernsheimer Exemplaren auch wegen des gemeinsamen Vorkommens mit Coh. I Asturum, für sämtliche Heddernheimer, Mainzer, Wiesbadener Ziegel der Legion die Nieder Provenienz an. Die Litteratur über diese Fundstücke findet sich bei Brambach zu 1377a, 1491a, 1537a. Abbildungen von zweien derselben bietet Rossel (Ein Militärdiplom Kaiser Trajans, Taf. III, Fig. 7 u. 8), doch nicht ganz genau (vgl. Brambach 1537a, 1 Anm.). Die Trierer und Rheinzaberner Stempel der Legion (Brambach 829 u. 1822a) kommen für unsere Frage nicht in Betracht.

Legio XXI Rapax.

1) LEGXXIR (Fig. 15a u. b).

4 Falzziegelstücke 0,03—0,035 dick und 1 Backsteinbrocken, sämtlich bei Ofen A gefunden; der Stempel bei allen nur teilweise erhalten.

= *Heddernheim.* Plattenfragment 0,06 dick, im Wiesbadener Museum 10048, gef. 1863.

2) LEGXXIR (Fig. 16a, b u. c).

3 Falzziegelstücke, gef. beim Ofen A und in den Gebäudetrümmern D, und 2 Deckplatten aus dem Ofen A. Ein Falzziegel und eine Platte zeigen den Schwalbenschwanz unten beschnitten (Fig. 16b u. c). Auch im Mannheimer Museum ein Exemplar »aus *Nidda*« (Nied), nach Baumann, Römische Denksteine und Inschriften der vereinigten Altertums-Sammlungen in Mannheim. Mannheim 1890, No. 96. Der rechte Schwalbenschwanz verstümmelt wie bei 16c.

= *Wiesbaden.* Platte 0,055 dick, Wiesbadener Museum 10040.

3) LEGXXIR (Fig. 17).

2 Falzziegelstücke, gef. bei Ofen A, der eine fast ganz erhalten mit beiden Rändern, von dem anderen nur ein Stück.

4) LEGXXIR (Fig. 18).

8 Ofendeckplatten, aus dem Ofen A gebrochen, z. T. verschlackt und zerbrochen, wodurch die Stempel undeutlich geworden sind.

= *Mainz.* Hypokaustplatte 0,175 · 0,175 : 0,045, schlecht und rissig. Museum zu Mainz.

= »*Höchst*.« Falzziegelfragment im Wiesbadener Museum 9982.

5) LEGXXIR (Fig. 19).

16 z. gr. T. zerbrochene Deckplatten aus dem Ofen A, teils untere, teils obere mit rechteckigen Einschnitten auf beiden Seiten

= *Neuenheim* bei Heidelberg. Mannheimer Museum. Baumann a. a. O. 95; vgl Christ, Verh. des Heidelberger Philologentages 1865, S. 216.

= *Mainz*. 2 Hypokaustplatten 0,17 · 0,17 · 0,055 u. 0,04 im Museum zu Mainz.

6) leGXXIR (Fig. 20).

1 Plattenfragment, noch 0,05 m breit, 0,09 m lang, 0,05 m dick, roh, Bruch löcherig, Einschlüsse von Sand, Kalk (u. Kohle?). Material Lehm? Gefunden in der oberen Bodenschicht bei Ofen A nach Süden.

7) LEXXIR (Fig. 21).

2 Strichziegelstücke, verwendet, um die Fugen zwischen zwei Deckplatten im Ofen A auszufüllen, verbunden und ausgeglichen durch Lehm, der hartgebrannt die Stempelabdrücke als negative Matrize zeigte.

= *Mainz*. Hypokaustpfeilerplatte 0,17 : 0,17 : 0,05, roh wie No. 5 Museum zu Mainz.

= *Wiesbaden*. Hypokaustpfeilerplatte = Mainz. Museum zu Wiesbaden 9995

8) LEXXIR (Fig. 22).

2 Ofendeckplatten, eine gefunden im Ofen A, die andere bei den Trümmern an der Nidda D (verschleppt) Der Stempel ist äusserst ungeschickt geschnitten, er verrät besonders deutlich die Art seiner Herstellung und das Material (Holz).

= *Hofheim*. Hypokaustplattenfragment. Mus. zu Wiesbaden 9990.

= *Hofheim*. Platte 0,41 : 0,41. Museum zu Wiesbaden 9987

= *Friedberg*. Hypokaustplatte. Museum zu Wiesbaden 8866.

= *Wiesbaden*. Hypokaustplatte Museum zu Wiesbaden 9989.

9) LEXXIR (Fig. 23$^{a u. b}$).

7 Exemplare, und zwar 2 Deckplatten aus Ofen A, 1 Strichziegel, gefunden als Füllmaterial im Ofen A wie No. 7, 1 Dachziegelfragment, welches aus dem Fussboden des Ofens ausgebrochen wurde, wo die ganze tegula durch die Glut fest mit dem darunterliegenden Lehm verbunden, unter die Seitenwangen des Heizgangs bindend, lag. Sie war durch Glut und Asche schwärzlich gefärbt. Die übrigen 3 Exemplare sind mehr oder weniger fragmentarische Dachziegel. Der Stempel, ähnlich dem vorigen, ist mit demselben nicht identisch. Die Ungeschicklichkeit des Schneiders zeigt sich besonders auch in den unberech-

tigten Auswüchsen an den Buchstaben L, E u. R und der Verbindung des letzteren mit I, offenbar infolge des Aussplitterns der Holzfaser.

= *Mainz*. 3 Hypokaustplatten, 0,17·0,17 0,045 u. 0,055. Mainzer Museum

= *Wiesbaden*. Hypokaustplatten 0,17 l u. br., 0,055 bis 0,03 dick, sehr ungleich und rob. Wiesbadener Museum 9994.

10) LEGXXR (Fig 24[a u. b]).

4 Falzziegel, gefunden neben dem Ofen A.

= »*Nied*.« Falzziegel im Museum zu Wiesbaden 9985.

= *Wiesbaden*. Falzziegel im Museum zu Wiesbaden 10146.

= *Mainz*, nach Abklatsch, nur ist dort der linke Schwalbenschwanz oben abgeschnitten.

11) LEGXXR (Fig. 25).

3 Deckplatten aus dem Ofen A, 2 aus der Decke ausgebrochen, die 3. im Praefurnium gefunden

12) LEGXXR (Fig 26).

2 Hypokaustplatten 0,17 : 0,17 . 0,045, neben Ofen A gefunden. Material ganz gleich den in Mainz gefundenen (viele Quarzkörner), s. oben No. 4, 7, 9 u. a.

13) LEGxxIr (Fig. 27).

1 Falzziegelfragment, Stempel sehr schwach, abgerieben, auf der Rückseite sich rautenförmig schneidende Striche.

= »*Nied*.« Platte 0,20 · 0,205 0,045, im Museum zu Wiesbaden 10469 (gef. 1834).

14) legxxIR (Fig 28).

1 verschlacktes Stück einer Deckplatte von Ofen A.

15) legxxIr? (Fig. 29).

1 Keilplatte 0,39 . 0,265 : 0,06 . 0,04, gefunden im Praefurnium des Ofens A, 50 cm über dem Boden im Schutt. Legende verwischt. Nach Form und Grösse des Stempels und wegen des Fundortes dürfte das durch seine Beschaffenheit interessante Exemplar (aus ziemlich reinem Thon, nicht wie die beim Bau des Ofens verwendeten Keilplatten mit vielen eckigen Quarzkörnern vermischt) der 21. Legion angehören. Doch ist dies nicht ganz zweifellos.

Die Stempel der 21. Legion sind von allen in Nied vorkommenden die gleichförmigsten. Überhaupt ist mir am Mittelrhein und Main unter den von mir selbst untersuchten und den von anderen veröffentlichten keiner begegnet, der eine andere Form als die des rechteckigen Schildes mit 2 frei aus demselben heraustretenden Schwalbenschwänzen hätte. Auch der von Dieffenbach, Handkatalog,

Bd. V, Seite 77 gezeichnete, der im Jahre 1882 in Friedberg gefunden ist, stimmt sowohl in dieser Hinsicht als in der Grösse mit jenen überein, wenn sich auch das Fragment nach der genannten Zeichnung nicht mit Sicherheit auf einen unserer Typen zurückführen lässt. Ueberhaupt sind alle Stempel der Legion ziemlich gleich gross und übertreffen die der 1 und 8. Legion, mit Ausnahme des von uns gefundenen der letzteren, erheblich. Unter den Mainzer Ziegeln der 21. Legion habe ich nur einen gefunden, der nicht zu einem der Nieder Typen gehörte, aber auch dieser steht No. 5 in der Form sehr nahe und hat mit ihm dieselbe Grösse. Im Wiesbadener Museum ist mir keine abweichende Matrize begegnet.

Legio XIIII Gemina Martia Victrix

1) LEGXIIII (Fig. 30[a. b. c. u. d]).

8 Falzziegel, z. gr. T. zerbrochen, 1 zerbrochene Platte 0,27 l, noch 0,16 breit, 0,05 dick. Die Falzziegel wurden z. T. dem Kanal zwischen A und B entnommen (5), z. T. fanden sie sich auf dem natürlichen Boden südlich von Ofen A (3). Die Platte stammt von demselben Fundorte, wo die Trümmer eines zweiten Ofens (A 1, südlich von A) den Herstellungsort dieser und der meisten folgenden Ziegel der 14. Legion vermuten lassen. Eins der Dachziegelfragmente (30[b]) zeigt den Buchstaben L unförmlich erweitert bis zum linken Rande, bei einem anderen (30[d]) ist die rechte Ecke oben annähernd rechtwinkelig ausgebrochen. Beide Varianten erklären sich durch Absplitterungen am Holzstempel (s. oben zu Leg XXIIR, No. 2, 9, 10 u. Coh. I Asturum). Es ist besonders zu beachten, dass diese und einige andere Formen, bei welchen der enge Zusammenhang mit dem Betriebe des zweifellos auch sehr frühen Ofens A 1 auf Frühzeitigkeit hinweist, sich bei keinem Bauwerk ausserhalb Nieds gefunden haben

2) LEGXIIII (Fig. 31[a. b])

2 Platten 0,45 0,45 0,06, Fundort: Boden des Schlämmbassins.

= *Rambach.* Dachziegel im Wiesbadener Museum 9930.

3) LEGXIIIC (Fig. 32). C, wie oft, statt G.

1 Platte 0,42 : 0,41 . 0,045, Fundort. Praefurnium des Ofens A.

1 Falzziegel, Fundort: B.

= *Heddernheim.* Frankf. Museum X, 10505, 5987[a. b], 10489 u. a.

= *Friedberg.* G. Dieffenbachs Handkatalog V, 85. Die dort gezeichneten beiden Fragmente gehören zweifellos unserem Typus an. Wenn der Zahlstrich und das C fehlen, so zeigt schon der Abstand der Zahl vom Rande, dass das letztere übersehen ist, was sich ebenso

wie bei dem Strich daraus erklärt, dass auf allen Exemplaren der Stempel sehr schlecht ausgeprägt ist, eine Beobachtung, welche sich bei zahlreichen in diesem Jahre auf dem Heddernheimer Friedhof gefundenen Fragmenten der Legion, die denselben oder einen sehr ähnlichen Typus zeigen, wiederholt.

4) legXIIIIC (Fig 33).

1 Backsteinbruchstück 0,06 dick. Gefunden im August 1891 in den Fundamenten des Gasthauses zur Krone, wohin es wohl durch Verschleppung gekommen war. Von Dr. Hammeran dem Museum übergeben. Die Form des Stempels ist abgesehen vom Schwalbenschwanz der vorigen sehr ähnlich.

5) LEGXIIIIC (Fig. 34).

2 Platten 0,28 l (ursprünglich quadratisch) 0,05. Fundort bei A. Der Stempel, ähnlich No. 3, aber niedriger, ist schlecht ausgeprägt, der Zahlstrich zweifelhaft.

= *Wiesbaden.* Vergl Rossel, Militärdiplom Taf. III, 2.

= ? *Heddernheim*, gefunden im Sommer 1892 auf einem sehr dicken Backsteinfragment. Die Legende ist sehr verwischt; die Masse stimmen genau überein

6) LEGXIIIIG (Fig. 35ª).

1 Platte mit sehr undeutlichem Stempel, dessen Form z. T. durch die Vergleichung mit den anderwärts gefundenen Exemplaren bestimmt werden musste.

2 Falzziegelfragmente zeigen nur 1 Stück der linken Hälfte LEG, waren aber zur Feststellung der Identität mit anderen Exemplaren wertvoll, weil durch sie sich deutlich erkennen liess, dass die scheinbare Abrundung auf der rechten Seite von einem kaum erkennbaren schwalbenschwanzförmigen Ansatz herrührt.

= *Frankfurt*, Weckmarkt. Ein von Herrn Architekt Thomas 1891 bei einer Kanaleinführung in der geradlinigen Verlängerung des 1889 aufgefundenen Kanals nach SO. gefundenes Falzziegelstück zeigt die rechte Hälfte des Stempels durch Ausrutschen der Matrize etwas verwischt (35ᵇ). Es wurde vom Finder durch mich dem Museum geschenkt.

= *Heddernheim*, im Frankf Museum X, 5998. Der sehr undeutliche Stempel ist von einem anderen mit der Legende LEGXIIIICM(v?) quer überdruckt (sehr ähnlich No. 12).

Sehr ähnlich, nur ein wenig kürzer ist ein Stempel des *Wiesbadener* Museums ohne Angabe der Herkunft.

7) legXIIIIЄM (Fig. 36).

2 Stücke von 0,045 dicken verschlackten Platten, zweifellos Deckplatten eines Ofens. Fundort A 1, südlich von Ofen A.

8) VMƆ · IIIIXƎƎI (Fig. 37a u. b). Der Punkt nach Ɔ ist nicht mehr sicher zu erkennen.

1 Backsteinstück 0,05 dick, gefunden an der Nidda in den Trümmern bei D.

1 Falzziegelstück, gefunden an derselben Stelle von Gymnasiast Dichl in Höchst, durch mich dem Museum übergeben. Das zweite, kleinere Fragment (37b) lässt die erhaltenen Buchstaben deutlicher erkennen als das erste.

9) LEGXIIIIЄM · V (Fig. 38a u. b).

3 Falzziegelstücke, davon 2 aus dem Kanal zw. A u. B, eins aus den Gebäudetrümmern an der Nidda (38b).

= *Heddernheim* (38c). Das Fragment einer Dachziegelplatte wurde von mir im Winter 1891/92 im Schutt eines Brunnens gefunden, den der Konservator des Frankfurter Museums ausgraben liess. Die Identität der Matrize ist durch Untersuchung und Messung festgestellt. Ein sehr ähnlicher, aber kürzerer Stempel aus Heddernheim findet sich im Frankfurter Museum X, 10514.

10) leG XIIII · G · M · V (Fig. 39).

2 Backsteinfragmente 0,043 dick, beide rotbraun geglüht, mit sehr scharfem, glasartigem Bruch, zweifellos Reste von Ofendeckplatten. Fundort A1, südlich von Ofen A.

11) LEGXIIIIGMV (Fig. 40a).

1 Falzziegelstück, gefunden bei A1 (Fig. 40a)

= *Frankfurt* Ganzer Falzziegel (Fig. 40b), in der Höllgasse 1889 aus dem Kanal gebrochen und in Privatbesitz gekommen; daher Hammeran (Frankfurter Archiv III. Folge, III. Bd.) nicht bekannt, durch Herrn Ingenieur Wehner nachgewiesen, von mir erstanden und dem Museum übergeben.

Der von Hammeran l. l. Fig. 4 mitgeteilte Stempel des Frankfurter Museums ist nicht mit dem unsrigen identisch.

12) LEGXIIIIGMV in doppelter Umrahmung (nicht Zahlstrich) (Fig. 41).

2 Plattenfragmente, 0,05 dick, gefunden in den Gebäudetrümmern an der Nidda.

= *Heddernheim.* Frankfurter Museum.

13) GMV (Fig. 42).
LEGXIIII

2 Platten 0,45.0,46 0,065, aus dem Boden des Schlämmbassins bei B

= *Heddernheim*, im Wiesb. Mus. 10234, Platte 0,30 . 0,30 0,042. Die Schwalbenschwänze sind bei dem dortigen Exemplar ebenso verstümmelt wie bei dem unsrigen

Diese Form, Verbindung von Kreisform mit Schwalbenschwänzen, ist der 14. Legion eigentümlich. In der Grösse des Kreises stimmt mit unseren Exemplaren ein Wiesbadener Stempel überein (Wiesb. Museum 10235); doch sind dort die Schwalbenschwänze länger und die Legende lautet: LEGXIIII .
GMV

Dagegen entspricht in letzterer Hinsicht unseren Exemplaren einer der Frankfurter Typen vom Jahre 1889 (Hammeran, Archiv III. Folge, III Band, No. 2). Aber dieser ist wiederum erheblich grösser und reicher ornamentiert. Ich fand denselben Typus übrigens unter den alten Beständen des Frankfurter Museums aus Heddernheim vertreten Endlich entspricht dem Frankfurter Exemplar in der Grösse und annähernd in der Ornamentierung ein Wiesbadener Stempel (10233) auf einer Platte (0,28 i. Q.) aus Heddernheim; aber die
LEG
Legende lautet dort. XIIII . Man vgl. auch Rossel, Ein Militär-
G·M V
diplom Kaiser Trajans, Taf. III, 5.

14) L·(?) XIIIIGmv? (Fig 43ᵃ).

2 Falzziegelstücke mit unvollständig erhaltenen Stempeln. Fundort Gebäudetrümmer am Ufer der Nidda (D).

= *Rambach*. Wiesbadener Museum 9932. Dachziegel.

Ein aus *Wiesbaden* stammendes Exemplar im Wiesbadener Museum (Fig 43ᵇ) von ganz gleicher Gestalt und Grösse, nur mit stärker hervortretenden Schwalbenschwänzen, zeigt im Bogen einen Kreis und zu beiden Seiten desselben Kapricorne.

15) LEGXIIIIGMV (Fig. 44ᵃ).

1 Falzziegel in 3 Stücken, gefunden in den Gebäuderesten am Ufer der Nidda. In dem Halbkreise scheint noch ein Ornament angebracht gewesen zu sein. Die Stelle ist auch auf den anderen Exemplaren zerstört. Nur auf dem sogleich zu erwähnenden Frankfurter Fragment findet sich eine Andeutung Ein kleiner Stempel der 22. Legion im Mainzer Museum zeigt dasselbe Motiv und in dem Bogen einen Kapricorn und einen Adler einander gegenüber

= *Frankfurt*. Von Herrn Architekt Thomas neben dem Kanal mit No. 6 gefunden, jetzt im Frankfurter Museum, abgebildet als Fig. 44ᵇ. Ein grösseres Stück fand ich im Museum, es stammt nach Angabe der Signatur aus

= *Heddernheim*, von wo nach Becker, Frankfurt. Archiv VI, 17 auch ein Exemplar in das Wiesbadener Museum kam. Ein weiteres Stück wurde 1892 dort gefunden.

= *Wiesbaden*. Aus dem dortigen Kastell. Wiesbadener Museum 9972. Dachziegel, nur von der Zahl an nach rechts erhalten. Mitgeteilt auch von Rossel, Militärdiplom Taf. III, 6, aber mit Weglassung des Bogens. Eine Dachziegelplatte des gen. Museums mit vollständig erhaltenem Stempel (9969) ohne Angabe des Fundorts ist wohl die von Becker besprochene (vgl. oben).

16) LEGXIIIIGM (Fig. 45[a.b]).

3 Platten, 0,45 0,45 (bezw. 0,44):0,06, aus dem Boden des Schlammbassins bei B. Die Stempel sehr undeutlich.

= *Heddernheim*. Frankfurter Museum.

17) LEC$\overline{\text{XIIII}}$ (Fig. 46).

1 Falzziegelfragment. Fundort zwischen A und B.

= *Neuenheim* bei Heidelberg. Mannheimer Museum, Baumann S. 39, No. 91. Vgl. K. Christ, Verhandlungen des Heidelberger Philologentages 1865, S. 216. Die auf dem Abklatsch erkennbare Verstümmelung des linken Schwalbenschwanzes entspricht derselben Eigentümlichkeit unseres Exemplars.

18) LEGXIIIIG (?) (Fig. 47).

1 Backsteinbrocken 0,04 dick, gefunden bei A 1 in den oberen Schichten.

19) LEGXIII? (Fig. 48).

1 Backsteinbrocken 0,05 dick.

20) LEGXIIII(?) (Fig. 49).

1 dünne Strichziegelplatte 0,03 dick.

21) legxIIIIGM/(?) (Fig. 50).

1 Falzziegelfragment, gefunden bei B.

22) leg x iiii g m ? (Fig. 51).

1 Platte 0,055 dick, gefunden an der Nidda bei D. Der Stempel hat gleiche Grösse und Form mit einem Mainzer Exemplar, welches die Legende LEGXIIIIGM zeigt. An dem unsrigen ist nur an der einen Ecke, am Ansatz des Schwalbenschwanzes, ein Buchstabenrest zu erkennen, der der 2. Spitze des M entsprechen würde.

23) leg $\overline{\text{XIIII}}$ (Fig. 52).

1 Plattenstück 0,045 dick, durch Kohle geschwärzt, gefunden mit anderen Bautrümmern an der Stelle des südlichen Grabens der Strasse, 2 m unter dem heutigen Niveau. An derselben Stelle wurde ein zweites Plattenstück gefunden, dessen Legende unerkennbar ist, dessen

Form aber der unseres Exemplars entspricht, nur dass die Schwalbenschwänze etwas breiter sind. Ein Mainzer Backstein der 14. Legion hat dagegen vollkommen gleiche Grösse, auch in Bezug auf den Schwalbenschwanz.

24) LEG XIIII (Taf. VI, Fig. 162).
GMV

Dieser Stempel, welchen Herr Architekt Thomas bei Kanalarbeiten auf dem Weckmarkt in Frankfurt a. M. im Jahre 1891 in der Verlängerung des früher aufgedeckten römischen Kanals mit anderen Stempeln derselben Legion (Fig. 35[b] und 44[b]), und zwar auf zwei Dachziegeln fand, wird mit Rücksicht auf seine lokale Bedeutung hier mitgeteilt, weil er Hammeran (Frankf. Archiv, III Folge, III, Tafel IV) noch nicht bekannt war und, wie aus der Identität der anderen Exemplare von derselben Fundstätte mit Nieder Typen hervorgeht, zweifellos aus Nied stammt. (Vgl. 22. Legion b, 47.)

Die Stempel der 14. Legion zeichnen sich vor allen anderen, ausser denjenigen der 22., durch die Mannigfaltigkeit der Formen aus, wie sie auch im unteren Maingebiet an Zahl der aufgefundenen Exemplare nur von denjenigen der genannten Legion übertroffen werden. Überwiegend finden sich von ihr die einfachen Formen des rechteckigen Schildes mit und ohne Schwalbenschwanz, der oft, besonders bei den im letzten Jahre gefundenen Heddernheimer Backsteinen, sich durch Mangel an Symmetrie unvorteilhaft von den entsprechenden Formen der 21. Legion unterscheidet. An letzterem Orte fand sich zusammen mit den genannten Formen öfters ein Stempel, auf dem die Legende LEGXIIII ohne Beinamen in rohen erhabenen Zeichen in einer stumpfwinkeligen Vertiefung, die dem Halbkreise sich nähert, angebracht ist. Dieselbe Matrize findet sich bei Mainzer und Wiesbadener Ziegeln, ist in Nied aber bisher von uns nicht gefunden worden. Zu beachten ist dabei, dass auf einer Wiesbadener Platte von 0,28 m im Quadrat, deren Fundort im Katalog nicht angegeben ist, ein Stempel der genannten Art zugleich mit einem der oben beschriebenen oblongen mit Schwalbenschwanz eingedrückt ist (Kat. No. 9958). Alle diese Formen dürften zu den ältesten der Legion gehören, wenn auch auf den Umstand, dass bei ihnen die Beinamen meistens ganz fehlen oder nur der erste (gemina) vorhanden ist, kein Gewicht zu legen ist; sicherlich nicht in dem Sinn, dass etwa ein Schluss auf Bauthätigkeit der Legion vor ihrer britannischen Periode gezogen werden dürfte.

Was die künstlicheren Stempelformen betrifft, so steht die Legion in dieser Hinsicht in der Mitte zwischen den zweifellos nur

aus sehr früher Zeit vertretenen Truppenteilen (Leg. I Adiutrix, XXI Rapax, Cohors I Asturum, und für das untere Maingebiet gehört dazu auch die Legio VIII Augusta) und der 22. Legion. Der starke Subjektivismus, der sich auf den unserer Ansicht nach späten Exemplaren der letzteren bemerkbar macht, erscheint in der immerhin noch durch einen gewissen Stil geregelten Mannigfaltigkeit der Stempel der 14 Legion erst angebahnt. Manche Motive der letzteren finden wir direkt von der ersteren adoptiert und weiter ausgebildet. In dieser Hinsicht ist von besonderem Interesse der zu No. 15 erwähnte Mainzer Stempel der 22. Legion, auf welchem die grossen Formen der 14. (oben No. 14 und 15) gleichsam en miniature wiedergegeben sind und dem zu No. 14 erwähnten Kaprikorn ein Adler hinzugefügt ist. Wir werden an anderer Stelle andeuten, welche Folgerungen sich für die Geschichte der Legionen aus diesen Betrachtungen ergeben. Auf eins aber möchten wir schon hier hinweisen. Gerade die kunstvollsten Stempel der 14. Legion, welche, wenn auch die jüngsten dieses Truppenteils, doch nach der allgemein geltenden Ansicht kaum über das erste Jahrhundert hinaus verlegt werden können, zeigen Buchstabenformen, welche, wenn sie auf Steininschriften vorkämen, diese ganz sicher nicht der in epigraphischer Hinsicht für das rechtsrheinische Land »besten Zeit« zuzuweisen gestatten würden. Wir kommen auf diesen Punkt später in anderem Zusammenhang zurück.

Legio XXII Primigenia Pia Fidelis.

a. Oblonge Stempel mit einzeiliger Legende

1) LEG XXIIPPF (Fig. 53).

1 Dachziegelfragment, gefunden am Niddaufer bei D.

= *Friedberg*. G. Dieffenbach, Handkatalog V, 10, gibt die Zeichnung eines 1877 auf der Burg gefundenen Ziegelfragments, welches nur die Buchstaben AE enthält, und vermutet, dass es der 22. Legion angehöre wegen des »archaistischen« L. Er zieht einen in Nied 1858 gefundenen Stempel des Wiesbadener Museums heran, dessen erste Buchstaben dieselbe Form hätten, und betont, dass die beiden Vertikalstriche der Zahl auf demselben vom Stempelschneider »vergessen« seien. Wir wissen, dass diese Ligatur der Zahl mit P und R noch bei anderen Stempeln vorkommt, woraus hervorgeht, dass sie nicht auf Vergesslichkeit, sondern auf Raumersparnis beruht. Der Wiesbadener Stempel, den ich vorfand, ist um 10 mm kürzer als der neu gefundene. Das Friedberger Fragment gehört nach den Massen (der Abstand des E vom L ist grösser als bei ersterem) unserem Typus an.

2) LEGXXIIPRpf (Fig. 54).

1 Falzziegelstück, gefunden neben dem Schlämmbassin, ähnlich dem vorigen, aber, wie die Bruchstelle an der rechten Seite noch erkennen lässt, mit PR; nachlässiger geschnitten.

3) leg.xXXIIPR pf (Fig. 55).

1 Falzziegelstück, gefunden bei B. Die Gesamtform und Grösse lässt ein in mehreren Exemplaren im Frankfurter Museum befindlicher Stempel aus

= *Heddernheim* erkennen

4) LEGXXIIdR (Fig. 56[a]).

1 ganz erhaltener, aber verbogener Falzziegel, der als Einfassung des Schlämmbassins diente, 0,52 l., 0,41 b., 0,025 d.

1 Fragment derselben Art von derselben Stelle.

1 Platte von 0,41 m im Quadrat aus dem Boden des Bassins.

= *Heddernheim*. Frankfurter Museum X, 6356.

= *Gernsheim*. 2 Falzziegel im Darmstadter Museum D I A 108 u. 128 (Fig. 56[b]).

5) LEGX xii pr p.f ? (Fig. 57).

1 Falzziegel vom Niddaufer bei D. Zugehörigkeit zur 22. Legion nach der Form des Stempels zweifellos.

6) LEGXXIIPRPF (Fig. 58) R auf dem Ziegel deutlich.

1 Stück eines Falzziegels oder einer dünnen Platte (0,04 dick). Der Stempel ist durch Ausrutschen, wie es scheint, etwas verbreitert, das eigentliche Mass demnach ein wenig geringer anzunehmen.

Grösse und Form = Dorow, Opferstätte I, p. 43, vgl Brambach 1537, f, 25, Bem S. 286. Nach Hettners Verweisung auf diese Stelle (Katalog des Bonner Museums S. 60, No. 155, 2) scheint ein Exemplar durch Dorow ins Bonner Provinzialmuseum gekommen zu sein. Ein im Wiesbadener Museum befindliches Exemplar von Nied, gefunden 1858 (Kat. 10175) ist nicht ganz gleich.

Sehr ~ *Oberflorstadt*, Darmst Mus. I A 52.

» » *Saalburg*, nach Abklatsch eines neuen Fundstückes.

7) LEGXXIIPR (Fig 59[a.b]).

Längsstrich quer über die Mitte der Buchstaben, rechts und links doppelte Einfassungslinien, dazwischen ein kleines halbmondförmiges Ornament an Stelle eines Schwalbenschwanzes. Diese Details sind nur durch genaue Vergleichung sämtlicher Exemplare zu erkennen, da auf keinem der Stempel vollständig ausgeprägt ist.

1 Backsteinfragment. Die Fundstelle kann nicht genau angegeben werden, da die Signatur durch den Regen verwischt war.

= *Heddernheim* (Fig. 59[b]). Ziegelfragment, gefunden im Winter 1892 in der Wand des Hypokaustums vermauert.

= *Neuenheim* bei Heidelberg 3 Exemplare im Mannheimer Museum. Vgl Baumann, 98 u. oben zur 21. Leg. No. 5.

= *Wiesbaden* (?), im Wiesbadener Museum, 10222, »Randziegel«.

= *Saalburg*. Neues Fundstück.

8) LEG XXII PR PF (Fig. 60).

1 Falzziegelfragment, Fundstelle = 7.

9) LEG XXII PIR PF (Fig. 61[a.b]).

Charakteristisch ist die schräge Stellung der Buchstaben R und P.

1 Falzziegelstück (Fig. 61[a]), gefunden bei D.

1 0,045 dickes Plattenstück in 2 Teilen (Fig. 61[b]), gefunden bei D.

= *Wiesbaden*. Wiesbadener Museum 10290. Nach dem Katalog Fundort Wiesbaden. Vgl. Becker u. Klein, J. N., S. 547 (64). Brambach führt den Stempel unter Wiesbaden (1537, f) nicht an, dagegen unter Höchst 1502, c, 6. Hettner führt im Bonner Katalog unter 155, 9 an. LEG XXII PIR PF ohne Angabe der Provenienz. Es dürfte wohl unser Typus sein, der durch Dorow mit anderen Exemplaren aus Wiesbaden und Nied in das Museum gekommen ist.

= *Mainz*. Hypokaustpfeilerplatte 0,165 : 0,17. Vgl. Brambach, 1377, 9, 75, der die Legende falsch ergänzt, was sich dadurch erklärt, dass das Mainzer Exemplar in seiner rechten Hälfte oben durch halbrunde Streifen undeutlich gemacht ist und infolge dessen die erhaltenen Teile von R und P wie ein breites N erscheinen.

= *Gernsheim*. Dachziegel im Darmstädter Museum I A 122.

10) leg. XXII PR PF (Fig. 62).

1 Backsteinbrocken, gefunden bei A.

= *Heddernheim*. Fragment, gefunden 1892 auf dem Friedhof. Sehr ~ *Oberflorstadt* G. Dieffenbach, Handkatalog V, 75.

~ *Bergen*, nach Suchiers Handzeichnung No. 3

11) LEG XXII PPF (Fig. 63[a.b]).

1 Falzziegelstück, gefunden am Niddaufer bei D (Fig 63[a]).

1 Falzziegelstück, gefunden in der Krone zu Nied (Fig. 63[b]). Vgl. 14. Legion, No. 4.

1 grauer Backstein von der Form unserer heutigen Bausteine, aus reinem Thon ohne Zusatz von Sand oder Quarz, muschelig gespalten, wie es scheint nur halbgebrannt. Nach Form und Grösse entspricht das Exemplar den Lehmsteinen, aus welchen die Wände des Ziegelofens A aufgeführt waren.

= *Rückingen*. Suchier 1885, Taf I, 17 u. Text p. 13, 17. Hypokaustplatten 0,04—0,05 dick. Cf. Becker, Frankfurter Archiv VI, 1860.

= *Saalburg* v. Cohausen und Jacobi, Taf. LXXVIII, 5.

= *Mainz*. Platte 0,38 im Quadrat. Vgl. Becker, Kat. 304, 124. Fuchs, Alte Geschichte von Mainz II, Tab. VIII, Clas. IV, No. XXI bezieht den nur bis XXI erhaltenen Stempel fälschlich auf die 21 Legion (s. Text S. 104).

Im Wiesbadener Museum fand ich den Stempel zweimal auf Hypokaustpfeilerplatten von 0,21 m im Quadrat, die nach dem Katalog (10200 u. 10207) aus Mainz stammen.

= *Worms*. Platte 0,42 · 0,42 : 0,05 nach Weckerling, Paulusmuseum II, 6. Die Abbildung giebt den Stempel nicht genau in halber Grösse. Die Angaben im Text S. 92, 14 aber, sowie der mir vorliegende Abklatsch lassen über die Identität keinen Zweifel.

12) LEGXXII pr.p.f.? (Fig. 64).

1 dreieckig behauenes grosses Stück einer grossen Platte, gefunden bei A.

13) leg XXII PPF (Fig. 65).

1 Falzziegelstück, gefunden am Niddaufer bei D.

= *Wiesbaden*
= *Niedernberg* } nach Abklatschen.

14) LEGXXII P.P. (Fig. 66a u. b).

2 Falzziegelstücke, gefunden am Niddaufer bei D.

1 Plattenstück, gefunden am Niddaufer bei D (Fig. 66a).

= *Grosskrotzenburg*. Suchier, Festschrift vom Jahre 1882, S. 16, No. 2.

= *Rückingen* (Fig. 66b). Suchier, 1885, S. 11, 2 und Taf. I, 2. Neuerdings wurde ein vollständig erhaltenes Exemplar von dem genannten Orte durch Dr. Eisenach in Hanau erworben und dem Hanauer Museum übergeben. Die von Suchier aus dem Fehlen des F auf das Alter des Stempels gezogenen Schlüsse sind, wie wir weiter unten sehen werden, unberechtigt. Damit fallen auch die daran geknüpften Vermutungen über das hohe Alter des »Römerbades« bei Rückingen und dadurch der Bäderanlagen bei den Kastellen sowie der letzteren überhaupt. Das Vorhandensein des zweiten P würde ja ohnehin zeigen, dass die Legion bereits den Beinamen »pia«, also doch wohl auch »fidelis« hatte. cf. Westd. Korrespondenzblatt 1886, p. 186.

= *Saalburg*. v. Cohausen u. Jacobi, Taf. LXXVI, 11.

= *Mainz*. Platte 0,285 : 0,29 : 0,05 und Hypokaustplatte 0,21 im Quadrat.

= *Capersburg*. Hypokaustplatte 0,205 im Quadrat Darmstädt. Museum I A 33, 2.

= *Wiesbaden.* Wiesbadener Museum. Backsteinfragment 0,03 dick. Katalog 10077.

= *Ems.* Wiesbadener Museum. Platte 0,03 dick.

15) leg.xXII P.P. (Fig. 67).

1 Falzziegelstück, gefunden bei D am Niddaufer.

Der Stempel ist dem vorigen ähnlich, aber breiter; die Buchstaben sind breiter und näher aneinander gerückt.

= *Wiesbaden.* Wiesbadener Museum 10114. Platte.

16) LEG XXII PRPF (Fig. 68).

2 Strichziegel, gefunden neben Ofen A; von dem einen ist nur das Randornament erhalten.

17) ꟻꟼꟼꟻꟻꟻꟻꟻꟻꟻ LEGXXIIPRPF (Fig. 69).

2 Falzziegelstücke, gefunden in dem Schlämmbassin bei B.

Der Stempel mit seinen eigentümlich mit einander verbundenen Anfangsbuchstaben und Einkerbungen am Rand verrat, besonders wenn man den negativen Abguss betrachtet, deutlich die Art der Herstellung (aus Holz).

= *Saalburg* v. C. u. J Taf. LXXVIII, 12.

= *Wiesbaden.* Dachziegel oder Platte 0,04 dick. Wiesbadener Museum 10140.

= *Mainz?* Es scheint, dass Becker (Kat. 304, 13) ein nach links vollständiges Exemplar vor sich gehabt hat.

18) LEGXXIIPRPF (Fig 70a.b).

2 Fussbodenplättchen, rechteckig, gefunden bei D am Niddaufer.

1 Hohlziegel von derselben Fundstelle (Fig. 70b).

Ich habe solche Plättchen mit Stempeln in keinem Museum, gestempelte Hohlziegel aber sehr selten gefunden.

19) legxxiipRPFID (Fig. 71).

1 Backsteinbrocken 0,04 dick.

= *Heddernheim.* Im Frankfurter Museum.

= *Mainz?* Wiesbadener Museum, Becker u. Klein, J. N., 78, S. 547. Brambach 1377, g, 89.

20) leG XXII P·P F (Fig. 72).

1 Falzziegel, gefunden westlich neben dem Schlämmbassin.

= *Wiesbaden*, Museum 10098, gefunden »im Sonnenberger Wald, die Krombach genannt«

= *Gernsheim.* 2 Dachziegel im Darmstädter Museum I A 102 und 111.

Der Stempel ist nach Grösse und Form einem Exemplar von der Villa zu *Bergen* (nach Suchiers Handzeichnung) und einem von *Oberflorstadt* (Darmstädter Museum, I A 42) sehr ähnlich.

21) leg xxiipr.PF (Fig. 75).

P ist z. T. abgesplittert, der Bogen am Original erkennbar.

Falzziegelfragment aus dem Schlämmbassin

22) LEGXXIIPRPF (Fig. 74)

2 Platten 0,41 i. Q aus dem Schlammbassin.

= *? Mainz*, im Stephansbad 1885 gefunden Grosse Platte

= *? Wiesbaden*. Wiesbadener Museum 10240. Der Stempel ist ebenso wie ein anderer in derselben Sammlung, der nach dem Katalog 10187 aus Höchst stammt, dem unsrigen in Grösse und Form ganz gleich; nur erscheint das F etwas näher an den Rand gerückt, vielleicht, weil die Matrize auf unseren Exemplaren beim Eindrucken sich nach rechts verschoben hat.

23) LEGXXIIPRPF (Fig. 75).

1 Falzziegel, zwischen dem Kanal und dem Schlämmbassin gefunden. Im Wiesbadener Museum befindet sich eine Platte aus »*Höchst*« mit demselben Stempel, Kat 10019.

= *Mainz*. Falzziegel im Mainzer Museum. Platte 0,29 : 0,04 im Wiesbadener Museum 10186.

24) leGXXIIPRPf (Fig. 76).

1 Falzziegel, gefunden nahe dem Kanal bei B.

= *Saalburg*. v. C. u. J., LXXVI, 1.

= *Wiesbaden*. Wiesb. Museum 10225 Platte 0,31 : 0,31 : 0,06.

25) LEGXXII PR P F (Fig. 77).

6 Platten, 0,045—0,06 dick, in mehr oder weniger fragmentarischem Zustande. Fundort teils im Schlämmbassin, teils bei D am Niddaufer.

= *Mainz* Mainzer Museum.

= *Wiesbaden* Wiesbadener Museum 10070. Platte 0,04 dick

= *Gernsheim* Darmstädter Museum, 1 »Heizplatte« I A 125 und 1 Dachziegelstück I A 95

26) LEGXXII PR P F (Fig. 78[a u. b]).

1 Stück einer 0,05 dicken Platte (Ofendeckplatte). Fundort D *Heddernheim*. Stück einer Strichziegelplatte, welches in dem im Winter 1891/92 auf dem Friedhof aufgedeckten Hypokaustum verbaut war (Fig. 78[b]).

= *Mannheim*, nach Abklatsch. cf Baumann 103.

= *Mainz*. Stück einer Keilplatte 0,11 (?) 0,28 0,05 (oben)

= *Oberflorstadt* Darmstädter Museum I A 19 Dachziegelstück.

27) LEGXXII PRPf (Fig. 79)

2 Falzziegelstücke, gefunden bei D am Niddaufer.

= *Wiesbaden* Wiesbadener Museum 10078.
= *Heddernheim* Wiesbadener Museum 10086
= *Saalburg*. Neuer Fund.

28) leg xxIIPRPF (Fig. 80).
1 Falzziegelfragment Fundort D
= *Heddernheim*. Wiesbadener Museum 13293. Falzziegel
= *Saalburg*. v. C. u. J., LXXVI, 3

29) kEGXXIIPRPF (Fig. 81).

8 Falzziegel, verbogen, mehr oder weniger fragmentarisch, gefunden sämtlich bei B (Trümmer eines Ofens). Die Stempel sind sehr undeutlich, die ersten Buchstaben sehr nahe an einander gerückt. E erscheint nur wie I, F hat schräg emporgerichtete Querstriche.

= *Marienfels* (Villa) Wiesbadener Museum 10241 Hypokaustplatte 0,22 i. Q.

= *Wiesbaden* (?). Wiesbadener Museum 10226, ohne Angabe des Fundorts. Hypokaustplatte 0,21 i. Q.

= *Höchst* Wiesb. Museum 10065 Hypokaustplatte 0,21 i. Q

= *Mainz* Mainzer Museum. Hypokaustplatte 0,21 i. Q

30) LEGXXPPF (Fig. 82).

3 Falzziegel = 29. Fundort B.

= *Heddernheim*. Gefunden im Winter 1891/92. Hypokaustplatte.

= *Wiesbaden*. Wiesbadener Museum 10178. Hypokaustplatte 0,28 : 0,04.

31) kEGXXIIPRPF (Fig. 83ᵃ).

4 Falzziegelstücke = 29. Auch der Stempel sehr ähnlich Fundort B

= *Heddernheim* (Fig. 83ᵇ). 1 Hypokaustpfeilerplatte und 1 Fragment 0,215 im Quadrat, gefunden im Hypokaustum auf dem Friedhofe im Winter 1891/92.

= *Höchst*. Wiesbadener Museum 10101 Hypokaustpfeilerstück.

32) ꟻꟼIIXXƆƎI (Fig. 84ᵃ).

7 Falzziegel = 28. Fundort B. Die Ohren sind bei den meisten Exemplaren kaum erkennbar. I hat nach 84ᵇ schräge Querstriche.

= *Heddernheim* (Fig. 84ᵇ). Platte 0,37 l., 0,045 dick, gefunden im Winter 1891/92 in dem Hypokaustum auf dem Friedhofe.

33) LEGXXIIPRPF (Fig. 85).
Falzziegelstück, gefunden südlich von A.

= *Mainz*. Mainzer Museum. Platte 0,37 : 0,37 0,04.

= *Wiesbaden* (Igstadt). Wiesbadener Museum 10122. Falzziegel.

~ *Bergen*, nach Suchiers Handzeichnung No. 6; ob identisch, ist zweifelhaft.

34) LEGXXIIPRPF (Fig. 86)

1 Falzziegelstück. Fundort A.

= *Saalburg*. v. C. u. J. LXXVI, 1.

= *Mainz*. Mannheimer Museum Baumann 111. Fundort ein Soldatengrab bei Mainz. Fickler, Arch. Z. 1868, S. 29.

Sehr ~ *Oberflorstadt*. Ziegelfragment im Darmstädter Museum I A 44.

35) LEgxxiiprpf (Fig. 87)

Ergänzt nach einem Mainzer Exemplar, welches die Querstriche des F schräg aufwärts gerichtet zeigt.

1 Falzziegelstück, gefunden bei D am Niddaufer.

= *Mainz*. Mainzer Museum. Abklatsch.

36) LEGXXIIPRPF (Fig. 88).

Sehr ähnlich a, 22; jedoch ist dort das F schief gestellt.

1 Falzziegelstück, gefunden am Niddaufer bei D.

Ein Heddernheimer Stempel des Frankfurter Museums hat ganz gleiche Grösse und Form; nur ist bei ihm RP schief nach links gerichtet.

37) LEGXXIIPr p.f.? (Fig. 89).

1 Falzziegelstück, gefunden bei D am Niddaufer.

38) LEGXXIIP r. p. f.? (Fig. 90).

1 Falzziegelstück, gefunden im Kanal zwischen A und B.

39) LEGXXP r. p. f.? (Fig. 91)

1 Falzziegelstück, als Füllmaterial im Boden des Schlämmbassins benutzt.

40) legxXIIPRPf (Fig. 92)

1 Falzziegelfragment, gefunden bei D am Niddaufer.

= *Bergen*. Wiesbadener Museum 13475. Falzziegel. Dazu stimmt Suchiers Handzeichnung eines Bergener Stempels No. 1.

= *Heddernheim*. Neuer Fund Sommer 1892.

Ein Stockstadter Stempel zeigt nach dem Abklatsch dieselbe Form der Buchstaben, nur sind dieselben ein wenig niedriger. Doch sind die zahlreichen Stempelformen dieser Art z. T. so wenig von einander verschieden, dass es oft schwer ist, sie mit Sicherheit zu unterscheiden. Ich habe in solchen Fällen bei den zuletzt aufgeführten Nummern die Identität als zweifelhaft bezeichnet, bezw. nicht ganz sichere Parallelfunde unerwähnt gelassen.

41) leg x$\overline{\text{XII}}$PRICF (Fig. 93a u. b).

1 Falzziegelstück, gefunden bei D am Niddaufer.

= *Heddernheim* Der Stempelrest erschien rätselhaft, da er nur aus einem umgekehrten D und mit demselben ligierten, sehr undeutlichen F bestand. Ein älteres Exemplar des Frankfurter Museums X, 8596 (Fig. 93b) bot die Aufklärung und die Möglichkeit, die Gesamtform zu bestimmen. Später fand ich auch im Wiesbadener Museum den Stempel (Kat 10118), gleichfalls aus Heddernheim, auf einer Platte von 0,38 : 0,38 . 0,04.

42) lEG XXII PPF (Fig. 94).

1 Plattenstück 0,04 dick, gefunden bei D am Niddaufer

(Feldbergkastell) »bei *Reifenberg*«. Wiesbadener Museum 10049. Hypokaustplatte 0,21 i. Q. Das Wiesbadener Exemplar zeigt den ganzen Stempel (oblong mit grossen Schwalbenschwänzen).

= *Gernsheim*. 1 Dachziegel im Darmstädter Museum I A 121. Der Schwalbenschwanz auf der rechten Seite ist oben beschnitten

b. Zweizeilige Stempel (ohne Namen) und Figurenstempel.

1) LEG XXII (Fig 95).
PR P F

1 Keilplatte 0,28 : 0,113 0,045—0,035, gefunden bei D am Niddaufer

= *Mainz* Mainzer Museum Hypokaustplatte 0,21 : 0,21 · 0,05 Ob Brambach 1377, g, 20 unser Exemplar meint, lässt sich bei der ungenügenden Angabe der Merkmale ebenso wenig entscheiden, wie die Frage, ob einer der bei Becker, Kat 304, 78—86, angeführten Backsteine mit demselben identisch ist Auf der Saalburg (v. C. u J, LXXV, 11), in Grosskrotzenburg (Suchier, Festschrift 1882, No. 7) und Ruckingen (1885, No. 22 u. 37) sind ähnliche, aber nicht identische Stempel gefunden Mit Ruckingen 37 stimmt ein neu gefundener Saalburgstempel überein.

2) kIIG XXII (Fig, 96a u. b).
PRI PI F

2 Falzziegelstücke, gefunden bei D am Niddaufer

= *Ruckingen* Backsteinstück 0,05 dick. Suchier 1885 Taf. I, 23

= *Mainz* Hohlziegelfragment. cf Becker, Kat. 30440. Suchiers Vermutung l l p 14, 23 ist zutreffend. Die von ihm bewiesene Vorsicht gegenüber Beckers unbestimmten Merkmalen war freilich noch mehr am Platz, als Suchier annehmen konnte, da ihm der,

abgesehen von dem Zusatz I am Ende, in Form und Massen genau übereinstimmende Typus b, 10 (Fig. 104) nicht bekannt war. cf. Brambach 1377, 9, 21 Die Schlussfolgerung, welche P Fuchs (II p. 123) zu dem auch ihm bekannten Stempel (Taf. XI, No. XXXVII) aus der Form der Buchstaben auf die Spätzeitigkeit der Fundstücke (Constantins Zeit) zieht, ist nicht haltbar gegenüber dem Vorkommen am Grenzwall.

= *Wiesbaden.* Dachziegel im Wiesbadener Museum 10177, doch ohne Angabe der Fundstelle

Wohl auch = *Dortelweil.* vgl. Becker, Frankfurter Archiv VI, 1854, S. 18. Wenn B. ebenso wie Römer-Büchner C statt G schreibt, so erklärt sich dies leicht aus der auffallenden Form des Buchstabens.

3) LEG XXII (Fig. 97[a]).
pR · P · F

1 Falzziegelstück, gefunden bei B.

= *Heddernheim.* 2 Ziegelstücke (tegulae), gefunden im Jahre 1892 auf dem Friedhofe (Fig. 97[b]).

Sehr ~ *Mainz*, nur ist der dortige Stempel ein wenig kleiner und hat in den halbrunden Ohren je einen geraden Strich. Er stimmt genau mit dem Saalburgstempel v. C. u. J. LXXVIII, 6 überein. Bezüglich der Angabe bei Becker 304, 78 85 vgl. die Bemerkung zu b, 1. Dasselbe gilt für Brambach 1377, 9, 20 u. 62.

4) LEGXXIIPP (Fig. 98[a b]).

2 Falzziegelstücke, gefunden bei B u. D.

= *Mainz.* Mainzer Museum Platte 0,28 im Quadrat und Hypokaustplatte 0,21 : 0,21 0,06. Auf den Mainzer Exemplaren ist das Ornament zwischen den beiden sich begegnenden Zweigen weit deutlicher als auf den unsrigen Es erscheint wie ein breites lapidares A, an dessen Querstrich nach unten zwei bogenförmige Verzierungen angebracht sind.

= *Heddernheim.* Wiesbadener Museum 10199. Platte 0,285 l. Q

= *Wiesbaden* Wiesbadener Museum 10167 ohne Angabe des Fundorts. Der Stempel ist zweimal übereinander auf derselben 0,28 l. u. br. Platte angebracht. Dasselbe ist der Fall bei einer anderen Platte derselben Sammlung, die ausserdem noch eine eingeritzte Kursivinschrift zeigt Ein drittes Exemplar ebendaselbst 10200 ist den genannten gleichartig.

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVI, 17, wo der Schluss PF gelesen ist. Eine genaue Vergleichung des Stempels zeigt aber seine Identität mit dem unsrigen, zugleich auch den Grund des Irrtums, das spitz-

winkelige Ornament am Rande, welches auf weniger gut ausgeprägten Exemplaren für F gehalten werden kann.

= *Worms.* Platte 0,27 : 0,035 nach Weckerling Kat. II, S. 89, gefunden bei Ausgrabungen bei Mariamünster 1882. Der Stempel ist nach dem Abklatsch vorzüglich ausgeprägt.

5) LEG: XII pr.p.f. ? (Fig. 99).

1 Falzziegelstück, gefunden unter vielen Ziegeltrümmern und Brandschutt 12 m südlich der Strasse. Der Stempel war jedenfalls dem vorigen sehr ähnlich, wie der Anfang des starken Trennungsbalkens und eines Zweiges, bzw. einer Ähre, erkennen lässt. Welchem der bei Becker Kat. 304, 16, 19, 37, 38, 39 angeführten Stempel dieser und der vorhergehende entsprechen, ist nicht zu entscheiden.

6) LEG XXII PRI (Fig. 100).
PF

1 Keilplatte 0,27 lang, 0,13 breit, 0,044 · 0,03 dick, gefunden auf dem Felde zwischen Nied und Höchst, im Besitze des Herrn Dr. Lina in Höchst.

1 Bruchstück einer gleichartigen Platte, gefunden von uns neben dem Ofen A.

= *Mainz.* Platte 0,28 l. Q. : 0,05 mit anklebendem Ziegelmörtel. cf. Becker Kat. 304, 77 und Brambach 1377, g, 47, wo fälschlich PRIMI gelesen ist, indem das Ornament am rechten Rande, wie es bei dem Mainzer Exemplar geschehen konnte, für Buchstaben gehalten wurde.

= *Worms.* Platte 0,21 l. Q.; cf. Weckerling Kat. II, S. 89, 1 u. 2.

7) LEG (I?). Zwischen beiden Zeilen ein Blitzbündel (Fig. 101).
XXII P·P

1 Falzziegel, gefunden neben dem Schlämmbassin, vgl. b, 11.

8) LEG XXII (Fig. 102a).
PRPFAT ?

1 Hypokaustplatte 0,22 l. Q. : 0,04. Fundort D.

Die Platte war, wie alle am Niddaufer im Überschwemmungsgebiete des Flusses gefundenen Ziegel, sehr stark mit Sinter bedeckt, der vom Stempel kaum die vertiefte Rosette bemerken liess, welcher wohl eine gleiche an der linken Seite entsprochen hat. Vorsichtige Behandlung mit Salzsäure liess nach Beseitigung der aufsitzenden Sandkörner allmählich die obere Zeile und das aus schrägen Kreuzen zwischen 2 Parallellinien bestehende trennende Band erkennen. Die untere Linie ist nur mit Benutzung wechselnden Lichtes unsicher zu erkennen. Der Zusatz ANT (omniana) in üblicher Ligatur scheint

mir zweifellos. Ornament und Zusatz haben wir in Nied sonst nicht gefunden. Dagegen befindet sich im Wiesbadener Museum eine der unsrigen gleichartige Hypokaustplatte aus *Nied*, welche einen kleineren Stempel (Fig. 102[b]) trägt, der auf beiden Seiten von Rosetten, ganz gleich dem unsrigen, begrenzt ist (Kat. 10182). In derselben Sammlung kommt derselbe Stempel noch einmal auf einer gleichartigen Platte vor (Kat. 10150), die in *Mainz* gefunden wurde. Im Wiesbadener Museum fand ich einen im dortigen Kastell gefundenen Rundstempel mit sonst nicht vorkommender Einfassung und einer der unserigen ganz gleichen Rosette in der Mitte. Die dieselbe umgebende Legende zeigte den Zusatz *AT* deutlich. Auch im Mannheimer Museum befindet sich dieser Stempel auf einer Ziegelplatte aus *Schlossau*. Baumann Kat. 122 liest die letzten Buchstaben PA und hält sie für Teile eines Namens, dessen »Lesung und Deutung unsicher« sei. Mir scheint nach dem Abklatsch auch dort *AT* gelesen werden zu müssen, indem, was B. und Christ für ein sehr grosses dreieckiges Interpunktionszeichen halten, ein ebenso wie in den oben angeführten Fällen mit N ligiertes T sein dürfte. Das Ornament bezeichnet B. richtig als Rosette. Dasselbe scheint demnach charakteristisch für die späte Zeit zu sein. Ob hierher auch ein Mainzer Rundstempel gehört, dessen Ornament Habel, N. A. IV, 3, S. 253 als Rad mit 6 Speichen ansieht und als Kohortenzeichen der 22. Legion erklärt, lasse ich dahingestellt sein. Auf der Abbildung zeigt das sonst ganz unseren Rosetten ähnliche Ornament allerdings in der Mitte noch einen kleinen Kreis, der vielleicht als Nabe gedeutet werden könnte (l. l. Taf. VIII, 4). Bei den oben beschriebenen Stempeln fehlt derselbe; die Deutung als Rad ist hier unmöglich. Wegen der Wichtigkeit des Zusatzes Antoniniana für die Chronologie der Nieder Zieglerkolonie war es mir wertvoll, dass auch Prof. A. Riese auf unserem Nieder Stempel die Ligatur *AT* als zweifellos vorhanden anerkannte.

9) leg. XXII (Fig. 103).

p r p i f

1 Plattenstück 0,43 l., 0,065 dick. Von dem Stempel ist nur die Gesamtform und die unteren Enden von Buchstaben zu erkennen. Da die Form und Grösse des Stempels genau mit einem Mainzer Exemplar auf einer Hypokaustpfeilerplatte von 0,18 i. Q. übereinstimmen und dies sich bei einer gleichartigen Wiesbadener Platte wiederholt, nehme ich Identität an.

Mainz. Mainzer Museum.

= *Wiesbaden*. Wiesbadener Museum 10029.

10) LEG · XXII (Fig. 104ᵃ·ᵇ).
PRF PIFI

1 Falzziegelstück (Fig. 104ᵃ), gefunden bei D. Der Stempel ist nach Form und Grösse fast genau = b, 2; doch fehlt dort das I am Ende der zweiten Zeile.

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVI, 20.

= *Capersburg.* Falzziegelfragment im Darmstädter Museum I A 28.

= *Friedberg.* »0,041 0,05 dicke Thonplatte«, gefunden 1877, nach G. Dieffenbachs Handkatalog V, 3; und gef. 1882, Handkatalog XVI, 2, 6, 8.

= *Niedernberg,* nach Abklatsch.

= *Gernsheim.* Darmstädter Museum I D 123. Falzziegel. (Fig. 104ᵇ).

11) LEGXXII (Fig. 105).
PR · pf

Zwischen den beiden Zeilen ein Blitzbundel, vgl. b, 7 (Fig. 101).

1 Falzziegelstück, gef. bei D.

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVI, 14.

= *Öhringen.* Hansselmann II, Tab. XIII, Fig. 9.

= *Mainz,* nach Habel, N. A. II, 3, Taf. V, 4 u. S. 148. In der Habelschen Sammlung auf Schloss Miltenberg befindet sich ein Exemplar des Stempels, wohl das von Habel mitgeteilte, von welchem mir durch Conradys Güte ein Abklatsch vorliegt, der die Identität mit unserem Typus beweist.

12) LEGXXII PR · Ꝑ (Fig. 106ᵃ).

Randornament Zickzacklinie zwischen 2 konzentrischen Kreisen. In der Mitte ein kreisförmiger Buckel in halbmondförmiger Vertiefung.

2 aneinander passende Falzziegelfragmente, gefunden bei D.

= *Rückingen.* Suchier, 1885, S. 12, 8 u. Taf. I, 8. »Dachziegel« 0,02 dick, gefunden am »Prætorium«; »Fragment« (Backstein?) im Hypokaustbau des Kastells.

= *Grosskrotzenburg?* Suchier 1882, S. 16, 8, »ein sehr kleines, 7 cm dickes Stück«, nach Suchiers Angabe 1885, S. 12, 8 »nicht identisch (mit dem letztgenannten), aber offenbar ganz gleichartig«. Nach der ergänzten Handzeichnung Suchiers dürften die beiden Stempel doch wohl identisch sein. Sicher ist der Rückinger dem unsrigen gleich.

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVIX, 15 (Fig. 106ᵇ).

= *Ohringen.* Hansselmann, II, Tab. XIII, Fig. 8. Grösse und Form stimmen genau, nur fehlt der Buckel in der Mitte, wohl weil der nachgebildete Stempel schlecht ausgeprägt war.

= *Mainz.* Museum. Platte 0,35 : 0,36 : 0,045, die Mitte ist undeutlich. Eine andere grosse Platte derselben Sammlung zeigt dasselbe Randornament, aber in der Mitte eine undeutliche, von der unsrigen verschiedene Figur. Vielleicht identisch mit dem Grosskrotzenburger Fragment?

13) LEG·XXII·P·P·F (Fig. 107[a]).

Durchmesser 0,064 (bei schärfer ausgeprägten Exemplaren 0,061). In der Mitte ein Palmblatt, über der Zahl ein gebogener Strich, scheinbar Verdoppelung des Randes des Palmblattes.

3 Falzziegelstücke, gefunden bei D. Der Stempel ist nur auf einem Exemplar und zwar sehr undeutlich erhalten, ein Fragment zeigt nur noch Reste der Zahl, ein drittes Stück den ganzen Stempeleindruck, so dass die Grösse zu erkennen ist, von der Legende aber nur schwache Spuren. Es kann daher mit Sicherheit nur das erste Exemplar bestimmt werden.

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVII, 11. Der Durchmesser des sehr gut ausgeprägten Stempels ist ein wenig kleiner; da aber die Masse und Abstände der Buchstaben und des inneren Ornaments übereinstimmen, ist die Identität zweifellos. Die grössere Ausdehnung und geringere Schärfe unseres Stempels ist wohl durch Verschiebung beim Einpressen zu erklären.

= *Mainz.* (Fig. 107[b]). Mainzer Museum. Hypokaustplatte 0,2 : 0,21 : 0,07, und längliche Platte 0,41 : 0,29 : 0,05 – 0,035. cf. Becker Kat. 304, 103: »in der Mitte ein Bäumchen«. Ein im Wiesbadener Museum befindlicher Rundstempel aus Mainz mit Bäumchen (Kat. 10169) ist dagegen nicht identisch mit dem vorstehenden und dem unsrigen.

= *Wiesbaden.* Wiesb. Museum. Hypokaustplatte 0,21 i. Q.

= *Marienfels.* Wiesbadener Museum 10060. Hypokaustplatte = der vorigen.

= *Friedberg.* G. Dieffenbach, Handkatalog XVI, 1 »mit Palme«.

= *Hunnenburg* bei *Butzbach.* Dachziegelstück 0,026 dick. Darmstädter Museum I A 61. cf. Hess. Archiv IV, 302, Fig. 99.

= *Ohringen.* Hansselmann II, Tab. XII, Fig. 3.

Habel, N. A. II, 3, 243, erwähnt einen Stempel aus *Höchst* mit der »Palme«. Nach der Zeichnung, Tab. VII, 4, ist er identisch mit dem unsrigen; nur ist statt des ersten P ein P in Verbindung mit rückwärtsstehendem R gezeichnet, offenbar durch Verkennung des vorhergehenden dreieckigen Interpunktionszeichens. Diese Vermutung

wird bestätigt durch den Abklatsch des in der Habelschen Sammlung vorhandenen Exemplars.

14) leGXXII Pr.p.f. (Fig. 108). Zwischen II und P nur Interpunktion.

1 Plattenstück, 0,05 dick, gefunden bei C.

= *Mainz*. Mainzer Museum Dachziegelstück, kenntlich durch den Eindruck einer Hundepfote. Der Stempel ist gut erhalten

= *Haselbeck*. Darmstadter Museum I A 68. Platte 0,28 l. Q 0,05 Stempel z. T. zerstört.

Der Saalburgstempel, v. C. u. J. LXXVII, 1, sowie ein neugefundener von gleicher Form und mit gleicher Legende sind kleiner als der unsrige.

15) LEGXXIIPPF· (Fig. 109). In der Mitte ein Halbmond mit abgestumpften Enden (oder Amazonenschild?).

1 Hypokaustplatte 0,21 l. Q., gefunden bei D.

= *Öhringen?* Hansselmann II, Tab XII, Fig. 5 Grösse und Form stimmen genau überein; nur ist der Halbmond mit spitzen Enden gezeichnet und die Legende ein wenig nach rechts verschoben. Übrigens sind die Varianten dieser Form sehr zahlreich und schwer von einander zu unterscheiden, daher oft fälschlich identifiziert.

16) LEGXXIIP^{q}· (Fig. 110).

Der Stempel ist, abgesehen von der Ligatur des P und F dem vorigen ganz gleich. Doch hat der Halbmond spitze Enden und zwischen seinen Hornern einen kleinen Buckel.

1 Platte, oblong 0,37 : 0,265. Fundort D.

= *Saalburg* G Dieffenbach, Handkat. V, 27. 1878 durch Geschenk in Dieffenbachs Besitz gekommen und mit dessen Sammlung wohl ins Darmstädter Museum. Er befindet sich auf dem »Stück einer Heizröhre« Auf der Abbildung fehlt nur der an F nach rückwärts (durch Ligatur des P) angesetzte Bogen, der auch auf unserem Exemplar schwer zu erkennen ist. Identisch scheint auch ein von G. Dieffenbach, N. A. XIV, S. 298, 186 beschriebener Stempel zu sein, der sich in *Friedberg* »auf einer grossen ziegelähnlichen Wärmeleitungsplatte« fand. Die im Gegensatz zu dem bei Habel, N. A. II, 3, Taf VI, Fig. 5 abgebildeten Mainzer Stempel (ich fand den Stempel in Mainz auf einer grossen Platte wieder; Hammeran, Westd. Korrbl. V, 159 konstatierte ihn unter den Florstädter Typen) angegebenen Merkmale passen ebenso wie die als dem Mainzer Exemplar entsprechend angenommene Grösse genau auf unseren Stempel

= *Heddernheim.* Wiesbadener Museum 10160 Bruchstückfragment Im Katalog steht dazu die Bemerkung: »derselbe fand sich (auch) in Burg Friedberg«, s. oben S. 282.

17) leg XXII PR PI (Fig. 111).

1 Falzziegelstückchen. Stempel sehr undeutlich, dass in der Mitte eine Figur angebracht ist, kann man erkennen, nicht aber, welche Fundort D

= *? Mainz.* Museum. Nach Grösse und Form der auf dem unsrigen erhaltenen Buchstaben ist Identität anzunehmen. Die Figur in der Mitte gleicht auf den beiden Mainzer Exemplaren einer Sichel, deren Stiel sich über dem L befindet. Vor ihrem nach links offenen Bogen sind mehrere erhöhte Dreiecke Doch ist die Deutung und Identifizierung, letztere besonders aus dem oben angeführten Grunde, zweifelhaft. Habel deutet das Zeichen l. l. S. 263 als CX (Cohors decima). Ich vermag aber die X auf den Mainzer Exemplaren, von welchen er Taf VIII, Fig 7 offenbar das eine in Abbildung wiedergibt, nicht zu erkennen. Wenn nun Habel selbst sagt »der Stempel ist von ungemein rohem Schnitt, und kaum ist das breite Kreuz in der Mitte für ein Zahlzeichen zu erkennen,« so kann uns dies in unserer Vorsicht gegenüber seiner Erklärung nur bestärken

Aber gerade die grosse Zahl dieser an Gestalt und Grösse fast ganz gleichen Stempel und ihr Vorkommen an verschiedenen Nachbarplätzen, sowie die Gleichheit des Materials sprechen für Nieder Provenienz, wenn auch von mehreren derselben zufällig bei unseren Ausgrabungen nicht identische Exemplare gefunden sind

18) LEG XXII (Fig 112*).

Der Stempel stellt eine Vereinigung des oblongen Schildes mit eingekerbtem Schwalbenschwanzornament und des Kreis- (oder Rad-) Motives dar Ob die speichenartigen Verbindungsstriche zwischen dem innern Kreis und dem Rande Buchstaben sein sollen und etwa (nach links zu lesen) PRIPIF bedeuten, ist schwer zu sagen Habel scheint den Stempel nicht gekannt zu haben, sonst hätte er ihn wohl für seine Kohortenzeichentheorie verwendet

1 Falzziegelstück. Fundort D.

= *Saalburg.* v. C. u. J LXXVIII, 8

= *Oberflorstadt.* G Dieffenbach, Handkatalog XVI, 21 u. 23 Tonplattenfragmente, von welchen das eine (23) Dieffenbach selbst auf dem Felde s. ö. von Oberflorstadt am 12 Oktober 1886 gefunden, das andere vom Ortsbürger W Stoffel an demselben Tage erhalten hat. Die Zusammengehörigkeit der beiden gewissenhaft gezeichneten Stückchen war D. entgangen.

= *Wiesbaden* Wiesbadener Museum 10097. Falzziegelfragment cf. Rossel, Militärdiplom, Taf. III, 11. Ausserdem befindet sich in demselben Museum ein Exemplar ohne Angabe der Provenienz, Kat. 10181 (Plattenstück 0,047 dick).

= *Mainz* Wiesbadener Museum 10057, 10126, 10057 (Falzziegel), 10182 (Platte 0,29 : 0,045).

= *Gernsheim* (Fig 112[b]). Vollständig erhalten auf 4 Hypokaustplatten von 0,29 m im Quadrat (wohl vom Sockel der Pfeilerchen). Darmstädter Museum I A 97, 98, 109 und 113. Fragmentarisch auf drei Plattenstücken, von welchen zwei die untere Hälfte des Rades und die rechte Seite enthalten (I A 112 und 128), die dritte (I C 32) nur das Ornament an der linken Seite und die Buchstaben LE (Fig. 112[c]). Dieses Fundstück ist aber von besonderem Werte, weil auf demselben Ziegel noch ein zweiter Stempel (Fig. 112[d]) ausgeprägt ist, der sich mehrfach allein und mit anderen vereinigt gefunden hat, bisher aber meistens unrichtig wiedergegeben ist. Auch wir haben ihn, freilich kaum kenntlich, zusammen mit einem Namenstempel gefunden. Ich werde daher bei der Beschreibung der letzteren unter c, 3 näher auf diesen interessanten Gegenstand eingehen

19) LE PP GXXII (Fig. 113).

Charakteristische Vereinigung von Kreuz- und Kreisform.

1 Plattenfragment 0,05 m dick. Fundort, das Feld neben den Ziegelöfen Besitzer: Dr. Lina in Höchst

= *Saalburg*. v. C. a. J. LXXVII, 19.

= *Mainz*. Mainzer Museum. Neu gefundene Hypokaustplatte 0,21 · 0,21 0,05 Eine gleichartige Platte, »gefunden von Emde in römischen Ruinen bei Mainz«, im Wiesbadener Museum 10058.

20) LEGXXII (Fig 114).

Kreis mit einer Scheibe an jeder Seite. Über die Form spricht, frühere Ansichten zusammenfassend, Suchier in der Festschrift von 1882, S. 16, 4 bei Erwähnung des folgenden Stempels (b, 21) und 1885, S. 12, 4.

4 Falzziegelstücke mit Bruchstücken des Stempels, gefunden bei D.

1 Plattenstück 0,045 dick, mit dem ganzen Stempel, von demselben Felde, im Besitze des Dr Lina in Höchst. Zu demselben gehört ein anderes Stück, welchem mit ersterem eine grosse, in den weichen Thon geritzte Kursivinschrift gemeinsam angehört Erhalten

sind von derselben die beiden Zahlstriche und P nebst der Hälfte eines F, also leg. xx II P F.

= *Mainz.* Plattenfragment 0,045 dick. cf Becker 304, 88.

= *Rückingen.* Suchier 1885, S. 14, 26 u. Taf. I, 26. Auch die dort gefundenen Exemplare sind Plattenfragmente von 0,045 Dicke.

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVII, 18.

= *Worms.* cf. Weckerling II, S. 92, 10 u. 11. Die Abbildung Taf. II, 5 ist etwas zu klein. Die Abklatsche beweisen die Identität. Die von Weckerling angenommenen Unterschiede der beiden Exemplare des Wormser Museums beruhen auf Täuschung durch mangelhaften Abdruck der einen Scheibe bei No. 11 und aufsitzenden Sinter — wie der Abklatsch erkennen lasst — bei No. 10.

= *Capersburg.* Darmstädter Museum I A 33. Dachziegelfragment 0,04 dick.

= *Niedernberg.* 2 Exemplare nach Abklatsch.

= *Wiesbaden.* Wiesbadener Museum 10202. Backsteinbrocken ohne Angabe der Fundstelle. In derselben Sammlung eine 0,29 l., 0,045 dicke Platte aus *Höchst* mit gut erhaltenem Stempel

21) ·I·d·d II (Fig. 115[a.b.]).
LEGXX

Form = b, 20 (Fig. 114), nur dass die beiden Zahlenteile II von XX getrennt sind.

2 Falzziegelstücke, gefunden bei D.

= *Grosskrotzenburg.* Suchier 1882, S. 16, 4 und 1885, S. 12, 4. Platte 0,56 lang, 0,06 dick. Ein gutes Exemplar aus Grosskrotzenburg fand ich im Darmstädter Museum aus der Dieffenbachschen Sammlung. Kat. I A 32: Hypokaustplatte 0,29 lang, 0,052 dick.

= *Rückingen.* cf. Suchier 1885, S. 12, 4. Platte 0,29 l.

= *Mainz.* Museum. Neu gefunden auf einer 0,21 l. u. 0,05 dicken Hypokaustplatte. Nach Habel, N. A. II, 3, S. 182 u. Taf. VIII, 3, in Mainz und Nied oft gefunden. 3 Mainzer Exemplare befinden sich im Wiesbadener Museum Kat. 10009, 10090, 10125; ebendort auch zwei ältere aus *Nied*: 10154 (Hypokaustplatte 0,21 lang und breit) und 10196 (oblonge Platte 0,41? 0,14 . 0,04).

= *Oberflorstadt?* cf. Hammeran, Westd. Korrespondenzbl. V, 159. Da Hammeran bei Aufzählung der Florstädter Stempel, nachdem er gesagt hat: »So findet sich der Stempel mit dem Capricorn, dem Rad, den beiden Disken vor«, dieselben ausdrücklich als identisch mit den »bei Habel, Nass. Ann. II, 3 gut abgebildeten« erklärt, dort aber von den 3 Nieder Stempeln »mit Disken« nur unser Typus No. 115 abgebildet ist, so muss Hammeran diesen erkannt haben

Die Koflerschen Funde von Oberflorstadt sind mir leider im Darmstadter Museum nicht vorgelegt worden. Der im Westd. Korrespondenzbl. VII, 1888, No. 48, Sp. 71 abgebildete Stempel ist dem unsrigen nicht gleich, scheint vielmehr mit No. 22 identisch zu sein.

= *Wiesbaden* Wiesbadener Museum 10085 und 10417

= *Friedberg*. Dieffenbach, Handkat V, 45

= *Augst*. Wiesbadener Museum 10188. Hypokaustplatte 0,20 lang, 0,055 0,06 dick.

= *Niedernberg*, nach Abklatsch.

22) LEGXXII (Fig. 116a,b).
PRIPIF

Iorm = b, 20 und 21, aber mehr oval und grösser

1 Plattenstück, 0,05 dick, gefunden bei D.

Im Mannheimer Museum ist ein ganz erhaltenes Exemplar »aus *Nidda*«. cf. Baumann 110, es ist nach dem Abklatsch mit dem unsrigen identisch.

= *Heddernheim* (Fig. 116b). Grosse Platte 0,41 1 Q., fast ganz erhalten, gefunden im Hypokaustum auf dem Friedhof im Winter 1891/92. Ebendort fand sich auch ein Plattenfragment mit einem Teil des Stempels vermauert.

= *Saalburg*. Neu gefunden. Abklatsch.

= *Oberflorstadt?* Vgl. die Bemerkung zu No. 21.

23) leg XXII (Fig. 117).
pr p f ?

Kreis mit Capricornus in der Mitte.

1 Falzziegelstück, gefunden südlich von der römischen Strasse bei I. Welche von den verschiedenen Formen des Capricornus vorliegt, lässt sich bei dem Zustand des Stempels nicht mit Sicherheit sagen, wohl aber, dass es keine der bisher veröffentlichten ist, wenn auch die Grösse zu mehreren derselben zu stimmen scheint. Vgl. Habel, N. A. II, 3, Taf. V, 1—3; v. C. u. J. Taf LXXVII, 13 und 16, Suchier 1885, Taf II, 30 und 1882, S. 17, 6. Die Angaben bei Becker Kat. 304, 105 und 106, sowie bei Brambach an verschiedenen Stellen genügen nicht zur Unterscheidung. Sehr ähnlich scheint, abgesehen von der Legende, ein aus Heddernheim stammender Stempel des Wiesbadener Museums auf einer 0,21 langen Hypokaustpfeilerplatte (Kat. 10219) zu sein.

24) p p f (Fig. 118a).
LEGXXII

Kreis mit Capricornus in der Mitte.

1 Falzziegelfragment, gefunden bei D.

= *Rückingen.* Suchier 1885, S. 15, 30, Taf. II, 30. Die von Suchier angeführten Verschiedenheiten der 3 gefundenen Exemplare beruhen wohl auf verschieden sorgfältigem Eindruck der Matrize. Müsste man verschiedene Matrizen annehmen, so wäre jedenfalls die eine nach der anderen geschnitten. Von den von Suchier im Manuskript in natürlicher Grösse gezeichneten Formen entspricht die mit *a* bezeichnete der unsrigen genau.

= *Mainz.* Platte 0,55 lang, 0,045 dick (Fig. 118[b]).

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVI, 13

= *Oberflorstadt?* cf. Hammeran, Westd Korrbl. V, 159. Ich habe den Stempel nicht vergleichen können. Nach Hammerans Angabe (s. oben zu No. 115) muss der dort gefundene »Stempel mit dem Capricorn« dieser, nicht Fig 117, sein.

25) LEG IIXX PF ꓤꓤ (Fig 119).

Kreuz, in der Mitte ein kreisrunder Buckel.

2 Backsteinstücke (keilförmige?), 0,03 und 0,045 dick.

1 Platte, oblong 0,13 breit, noch 0,17 lang, 0,045 0,04 dick, gefunden bei D.

= *Mainz.* Brambach 1377, g, 54.

Becker Kat. 304, 71 meint wohl denselben Stempel, wenn er auch das umgekehrte PR mit den Bogen nach rechts gestellt sein lässt: ꓤꓤ.

= *Saalburg.* Neu gefunden, nach Abklatsch.

26) kEGIXxII pri PF (Fig 120). IX auf dem Ziegel deutlich erkennbar. Halbkreis.

1 Falzziegel, gefunden in dem Schlämmbassin. Auf demselben Ziegelstücke fand sich der folgende Stempel zweimal

= *Mainz?* P. Fuchs I, Tab. XX, No. LII, p. 177 Jedenfalls sehr ähnlich; nicht = Brambach 1377, g, 48.

27) ꓷꓷꓤꓤꓷꓷꓤꓤꓷꓷꓤꓤ(X ꓷꓷꓤ) (Fig. 121[a, b]).

Halbkreis, nicht mit dem Zirkel gemacht

1 Falzziegelfragment; s. zu No 26. Von dem einen Abdruck ist etwas mehr als die Hälfte von links aus, doch ohne die Enden, von dem anderen nur die Enden ohne Buchstaben erhalten.

= *Saalburg.* Dieffenbach, Handkat. XVI, S. 61. Gefunden 1876, in Dieffenbachs Besitz gekommen als »Geschenk der Frau Seminardirektor Schaefer am 29. April 1890«.

28) LEGXXIIPRPF ı . . . (Fig. 122).

Hufeisenform (zu lesen mit der Öffnung nach oben).

ı Platte 0,44 0,44 0,065 aus dem Boden des Schlämmbassins gebrochen

= *Mainz*. cf. P. Fuchs II, T. XI, Clas. IV, No. XXXVIII, auf einem »ungewöhnlich dicken gebackenen Stein«. Wegen der mit ihm in der Nähe der Albanschanze gefundenen Münzen verlegt ihn P. Fuchs in die Zeit des Severus Alexander. Leider sind auf dem Stempel dieselben letzten Buchstaben zerstört wie auf dem unsrigen. Die bei P. Fuchs angegebenen Reste (vgl. auch Brambach 1377, g, 22) lassen ebenso wie bei uns statt der Ergänzung: centurie DIDI die in FIDEL zu. Jedenfalls würde ich statt der von Fuchs angenommenen Erklärung, wenn der Name DIDIVS in den Buchstabentrümmern stecken sollte, lesen DIDIF.

29) LEGXXIIPPF (Fig. 123ª).

Halbkreis (zu lesen mit der Öffnung nach oben).

3 Falzziegelstücke, ı gefunden neben dem Schlämmbassin und 2 bei D.

= *Saalburg*. v. C. u. J. LXXV, 10. Dazu ein neuer Fund, nach Abklatsch identisch.

= *Mainz*. Platte 0,28 : 0,28 : 0,05. (Fig. 123ᵇ.)

ꟻIↃ

30) IIIIIIXX ↄƎ 1 (Fig. 124). Delphin

ı Keilplatte 0,4 (?) : 0,28 0,045 0,03

ı Falzziegelfragment. Fundort beider bei D

= *Mainz*. ı Hypokaustplatte 0,21 im Quadrat und ı Platte 0,41 : 0,41 0,045 cf. P. Fuchs, II, T. XI, Clas. IV, No. XXXIX. Das D der oberen Linie ist fälschlich als F aufgefasst. Fuchs bemerkt, die beiden letzten Buchstaben seien eingedrückt, die anderen erhaben. Das ist offenbar, wie ich mehrfach beobachtet habe, durch Aussplitterung der beiden Buchstaben bewirkt, die ursprünglich ebenfalls erhaben waren und dadurch dem reibenden Gegenstande Widerstand leisteten. Fuchs' Bemerkung, »offenbar« sei »jeder Buchstabe für sich ausgedruckt worden«, ist sicher falsch. Auch im Wiesb. Museum befindet sich ein Exemplar aus Mainz, Kat. 10013.

= *Arnsburg*. Dachziegelfragment. Darmstadter Museum D I A 62; cf. Archiv d. Hess. V. III, XV, 9 (verkehrt gezeichnet).

= *Martinsfels* (»Villa«). Wiesbadener Museum 10012. Hypokaustplatte 0,21 i. Q.

= *Heddernheim*. Wiesbadener Museum 10087. Hypokaustplatte 0,21 i. Q.

= *Wiesbaden*, nach v Cohausen, N. A. XXI, 9 (umgekehrt und nicht ganz richtig gezeichnet). Ich habe diese Platte (0,20 im Quadrat) im Museum nicht gefunden

= *Saalburg*. v. C. u. J. LXXVIII, 9. Doch ist der Stempel umgekehrt zu lesen. Die Delphinform konnte aus dem Fragment kaum erkannt werden

31) LEGXXIIPPF (Fig 125[a]). Delphin.

Der Vertikalstrich des G ist stark verlängert, so dass der Buchstabe aussieht wie ein umgekehrtes D. Vielleicht liegt Ligatur mit I vor.

1 Falzziegelstück, gefunden bei D, enthält nur den Schwanz. Im Wiesbadener Museum Kat. 10018 ist der Stempel vollständig auf einem »bei *Nied*« gefundenen Falzziegel

= *Rückingen*. Sachier 1885, Taf. II, 34 und Text S 16, 34. Abgebildet Fig. 125[b]

= *Niedernberg*, nach Abklatsch. cf Sachier l. l. u Westd Korrbl II, 5, 72, S. 55

= *Mainz*. Platte 0,41 i. Q. Sehr ähnlich ist auch der Stempel einer dort befindlichen Keilplatte 0,28 : 0,14 : 0,06—0,055.

32) LEGXXII PRIPF (Fig. 126).

Bandförmiger Stempel, ähnlich einem langgezogenen, liegenden S

1 Falzziegelfragment. Fundstelle wegen Verwischung der Signatur nicht genauer zu bestimmen, wahrscheinlich D.

= *Friedberg* G. Dieffenbachs Handkat. V, 4

= *Saalburg* v. C. u. J., LXXVIII, 7.

= *Wiesbaden*, nach Abklatsch.

= *Gernsheim*. Hypokaustdeckplatte im Darmstädter Museum I A 126.

33) LEGXXIIPR PI F (Fig. 127) Hammer?

1 Strichziegel, gefunden südlich vom Ofen A.

1 Falzziegel, gefunden bei D.

Ich habe diesen auffallenden Stempel in keinem Museum gefunden; ebensowenig ist er bisher veröffentlicht worden.

34) LEGXXIIPRPFID(EL?) (Fig. 128). Sandalenform.

1 Plattenstück 0,04 dick. Fundort D.

Auch dieser Stempel, der schon durch seine breiten und abgerundeten Buchstaben auffällt, ist mir sonst nirgends begegnet Sandalenform kommt noch vor im Mainzer Museum, ebenso im Wiesbadener Museum 10014 und 10074 aus Wiesbaden.

35) ꟻꟼⅡXXƆƎ⅃ (Fig 129[a u. b]). Sandalenform?

2 Plattenfragmente, das grössere 0,06 dick (zusammengehörig?), gefunden bei D Auch von diesem Stempel gilt, was zu No. 33 und 34 bemerkt ist.

36) ƙЄGXXIIPRPF (Fig. 130[a u. b]).

Bandform in Gestalt eines umgekehrten S (Spiegelbild) in gebrochenen Linien, 0,07 lang, 0,04 breit. Das L hat schrägen Querstrich, das E Bogenform.

2 Falzziegelfragmente, gefunden bei A

= *Heddernheim* Frankf. Museum. 3 Exemplare X, 5999 u 5792[c].

= *Wiesbaden.* Falzziegelstück. Wiesbadener Museum 10079.

37) LEGXXIIPPF (Fig. 131). Langgezogenes S.

1 Plattenstück 0,04 dick, wahrscheinlich Deckplatte eines Ofens, gefunden bei D.

= *Mainz.* Platte 0,28 im Quadrat P Fuchs I, Tab. XX, No. LIIII zeigt einen ähnlichen Stempel. cf. Becker, Kat 304, 100, 101, 102?

= *Saalburg.* Neuer Fund nach Abklatsch

~ *Wiesbaden.* Wiesb Museum 10166. Backsteinstück 0,048 dick Fundstelle nicht bezeichnet.

~ *Heddernheim* Wiesbadener Museum 10089.

38) LEGXXII·P P·FI (Fig. 132[a]) Stark geschwungenes S

1 Falzziegelstück, gefunden bei D

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXV, 9.

= *Mainz.* Keilziegelstück 0,28 br., 0,41 l.? 0,09 dick (Fig. 132[b]). cf P. Fuchs zum vorigen Stempel

= *Wiesbaden.* Fundort nicht angegeben.

= *Gernsheim.* Dachziegelstück im Darmstädter Museum I A 127

39) ꟼꟼꟼⅡXX • ƆƎ⅃ (Fig. 133[a u. b]).

Langgestrecktes S. Auffallend grosser Zwischenraum zwischen G und X

1 Falzziegelstück, gefunden im Wirtshaus zum Schwan mit a, 11 Ein sehr ähnlicher Stempel, nur umgekehrt gebogen, befindet sich im Wiesbadener Museum Kat 10216 Fundort »*Höchst.*«

= *Wiesbaden* (Fig. 133[b]). Wiesbadener Museum 10102, gefunden »im Kastell«. Der Stempel ist ganz erhalten und ergänzt den unsrigen.

= *Saalburg.* Neuer Fund nach Abklatsch.

40) LEG$\overline{\text{XXII}}$ppf (?) (Fig. 134). Form unbestimmt

1 Falzziegelstück, gefunden bei D.

~ *Saalburg.* v. C. und J. LXXVI, 14.

41) LEGXXIIRP (Fig. 135a u. b).

Oblong mit gebogenen Schwalbenschwänzen, der Länge nach in drei Felder geteilt, im oberen und unteren Felde schlangenförmiges Ornament. R = $\widehat{PR}$

1 Falzziegelstück, gefunden bei D (Fig. 135b).

= *Rückingen* (Fig. 135a). Suchier 1885, I, 16 u. S. 13, 16

= *Wiesbaden?* N. A. XXI, 1889, Taf. III l. Ich habe den Stempel im Museum nicht gefunden.

42) leGXXIIPPf (Fig. 136). Unsichere Form

1 Plattenstück 0,04 dick, gefunden bei B in den Trümmern eines Ziegelofens.

43) . . . IPF (Fig. 137). Form und Legende unsicher.

1 Falzziegelfragment, gefunden bei D.

44) LEGXXIIPRPF (Fig. 138a, b u. c).

Oblong mit reicher Ornamentierung 0,27 l., 0,098 b.

2 zusammengehörige (?) Stücke einer Heizkachel (Fig. 138a u. b). Fundort B.

= *Wiesbaden.* Wiesbadener Museum Kat. 10340 und 10341: »2 Heizkacheln gefunden an der Rose«, abgebildet Fig. 138c cf. N. A. XXI 1890, Taf. III, c (nicht Taf. III, 1, wie es im Text S. 12, c heisst). Der Stempel hat je 11, nicht 8 rechteckige Zacken, wie er auf der dortigen Abbildung erscheint.

= *Saalburg*, nach Abklatsch. v. C. und J. LXXV, 3. Dazu Suchiers zutreffende Berichtigung (im handschriftlichen Nachtrag zur Arbeit von 1885), dass die Ecken nicht rechteckig, sondern abgestumpft sind. Nach Suchier ist ein im Hanauer Museum befindliches »winziges Fragment« des Stempels durch Buchenau von der Saalburg dorthin verbracht.

= *Oberflorstadt* »Thonröhrenstückchen«, Geschenk des Wilh. Stoffel von Oberflorstadt an G. Dieffenbach, jetzt im Museum zu Darmstadt. G. Dieffenbachs Handkat. XVI, 16.

= *Friedberg.* »Auf einer Thonheizröhre«. G. Dieffenbachs Handkat. XVI, 17.

= *Gernsheim.* Fragment im Darmstädter Museum I A 128, zweifellos ebenfalls von einer Heizkachel. Erhalten sind die oberen Teile von XXIIP mit dem angrenzenden Randornament.

45) ꟻꟼꟼIIXXƆƎꟻ (oder umgekehrt) (Fig. 139). Halbkreis.

1 Falzziegelstück, gefunden bei D von Prof. Sommer, dessen Sohn es an der Ausgrabungsstätte nach Beendigung der Arbeiten zu Tage gefördert hatte

46) . . . . IIPF ? (Fig. 140).
1 abgeriebenes Falzziegelstück Fundort D Legende unsicher

47) LEG (Fig. 161). Kreis
XXII
PRP

Dieser Stempel ist zwar nicht von uns in Nied bei den Ausgrabungen gefunden; da er aber als von diesem Orte stammend im Wiesbadener Museum mehrfach bezeichnet ist und wir ein Exemplar auf einem Str chziegelstück bei den Ausgrabungen auf dem *Heddernheimer* Friedhofe im Sommer 1892 gefunden haben, so hielt ich es mit Rücksicht auf das häufige Vorkommen der Form für angemessen, dieselbe beizugeben. Vgl. zur 14. Legion, No. 24 (Fig. 162).

= *Friedberg* G Dieffenbachs Handkat. I, 140. cf. N. A. XIV, 298, No. 185.

= *Mainz.* cf. Brambach 1377, g, 13, nach P. Fuchs II, 114, Taf. X, XXVII Der Stempel findet sich auch heute noch im Mainzer Museum auf einer 0,05 dicken Platte Becker, Kat. 304, 35 u 90, scheint das oben quer liegende F übersehen zu haben. Übrigens sah ich einen sehr ähnlichen Stempel auf einer Keilziegelplatte (0,3 : 0,14 : 0,047—0,04) des Mainzer Museums ohne das charakteristische F

$$\text{mit der Legende: } \begin{matrix} \text{LEG} \\ \text{XXIIP} \\ \text{PF} \end{matrix} = \text{Saalburg v. C. u. J LXXVII, 4}$$

Derselbe fehlt bei Brambach und Becker, wenn nicht bei letzterem l. l. 304, 128 wie das eine X, so auch das P der letzten Zeile übersehen ist.

= *Wiesbaden.* Wiesbadener Museum. Zweimal Kat. 10103, 10059 mit ausdrücklichen Angaben über die Provenienz aus der Stadt und deren nächster Umgebung, zweimal, 10203 u. 10205, ohne nähere Angabe des Fundorts. Platten 0,05 dick cf N. A. XXI, Taf III, p. Das F ist auch hier übersehen.

= *Orlen.* Wiesbadener Museum. Kat. 10148 }
= *Augst.* Wiesbadener Museum. Kat. 10204 } Platten 0,05 dick.

Aus »*Nied*« und »*Höchst*« befinden sich im Wiesbadener Museum. 3 Platten gleicher Beschaffenheit Kat. 10017, 10129, 10159, wonach Suchiers Bemerkung 1885 S. 12, 3 zu erweitern ist.

= *Ruckingen* Suchier 1885 S. 12, 3 u. Taf I, 3 »fünfmal und zwar in dem Hypokaustgebäude (im Kastell) auf dicken und grossen Platten.«

= *Grosskrotzenburg* Suchier 1882. S. 16, 3. Dort ist das liegende F noch nicht erkannt

= *Mannheim* (?). Mannheimer Museum Baumann 108. Ohne Angabe des Fundortes.

Die Deutung der Figurenstempel hat seit mehr als hundert Jahren den Lokalforschern viel Kopfzerbrechen bereitet, ohne dass wir durch die über diese Frage angestellten Untersuchungen erheblich weiter oder gar zu einem Abschlusse gekommen wären. Die Auffindung mehrerer, sämtlich mit Nieder Typen identischer Stempel gab im Jahre 1773 Ch. E. Hansselmann Veranlassung, die Vermutung auszusprechen, dass wir in dem Blitzbündel, dem »Bock« (Capricornus), der »Palme« etc. Kohortenzeichen zu erkennen hätten, deren Verteilung auf die zehn Kohorten der 22. Legion aber schwierig sei.[1] Diese Verteilung hat dann 60 Jahre später Habel in einem gelehrten Aufsatze durchzuführen gesucht,[2] während schon vorher Lehne[3] gegen die Deutung gerade des Capricornus, von dem Habels Beweisführung hauptsächlich ausging, als Kohortenzeichen polemisiert und darauf aufmerksam gemacht hatte, dass der Capricornus als Nativitätszeichen des Augustus sich auf die ganze Legion beziehe, übrigens auch bei anderen Legionen vorkomme.[4] Das letztere ist wahr, wurde aber nicht das beweisen, was Lehne behauptet. Ebensowenig aber ist es Habel gelungen, seine Ansicht so zu begründen, dass dieselbe, wie manche seiner Nachfolger stillschweigend oder ausdrücklich zustimmend voraussetzten, über allem Zweifel erhaben wäre. Denn wenn auch der hochinteressante Capricornus aus Bronze, dessen Auffindung in der Nähe der Platte im Taunus Habel zu seiner Hypothese veranlasste, wohl zweifellos ein Feldzeichen krönte, und wenn auch das Schildchen mit den Buchstaben COHV zu demselben gehörte und sich auf die 5. Kohorte der 22 Legion bezog, so beweist dies nicht, dass auch der Capricornus selbst noch einmal diese Kohorte bezeichnen sollte; er konnte ebensowohl das Ganze, die Legion, andeuten, deren Teil, die Kohorte, durch das Schild bezeichnet wurde. Wenn nun im folgenden Habel die übrigen ihm bekannten Figuren, besonders der Ziegelstempel, unter die einzelnen Kohorten unterzubringen versucht, so hält er sich zwar von Hansselmanns phantastischen

[1] Ch. L. Hansselmann's Beweis, wie weit die Römer etc. Band II, 1773, S. 176 ff., bes. 177 u. 178.

[2] J. G. Habel, Über die Feldzeichen des römischen Heeres, insbesondere die Kohortenzeichen der XXII. Legion. N. A. II, III 1837, S. 98—269, nebst Taf. II—VIII.

[3] Fr. Lehne's gesammelte Schriften, herausgeg. von H. Külb. II. Bd. 1837, S. 241 ff.

[4] l. l. S. 241.

Deutungen, nicht aber von mannigfachen Willkürlichkeiten frei, wie wir dies bei dem Stempel b, 17 bereits gelegentlich an einem Beispiele gezeigt haben. Aber während dort der Mangel einer brauchbaren Figur für die 10. Kohorte Habel nötigte, zur angeblichen Zahl X seine Zuflucht zu nehmen, sind wir heute in der umgekehrten Lage: wir kennen jetzt noch eine Menge weiterer Figuren auf Stempeln, die ebensogut wie die von Habel beschriebenen Anspruch darauf erheben könnten, als Kohortenzeichen angesehen zu werden, es aber ebensowenig als jene sein dürften. Es haben denn auch die meisten neueren Forscher Habels Hypothese auf sich beruhen lassen und, wenn sie überhaupt auf die Frage zu sprechen kamen, sich begnügt, die Bedeutung der einzelnen Figuren an sich festzustellen, was auch nicht immer ganz leicht ist. Wenn ich die Figuren auf die Herstellung der Ziegel beziehe und ihre Deutung nicht von der der Namenstempel trenne, so hat dies u. a. darin seinen Grund, dass bei einem Stempel (c, 3) die Figur, welche zweifellos ein grosses lateinisches S darstellen soll, den Anfangsbuchstaben der beiden verschiedenen in dieser Fassung vorkommenden Namen wiederholt. Ich erkenne in den Figurenstempeln im engeren Sinne einen Übergang von der älteren Sitte, die Legion allein zu nennen und nur durch kleine Nuancen die Hersteller der Ziegel anzudeuten, zu der späteren Gepflogenheit, die letzteren mit ihrem Namen zu bezeichnen, und speziell die oben erwähnte Figur mit den beiden nur durch die ersten Buchstaben angedeuteten Namen: M·S· und L·L·S· steht gewissermassen an der Grenze. Dazu stimmt der Umstand, dass wir in einem und demselben Hypokaustum auf dem Friedhofe zu Heddernheim neben zahlreichen Namenstempeln gerade jenen S-Stempel in den Pfeilern fanden, und ausserdem von den einzeiligen, unter *a* verzeichneten Stempeln diejenigen, bei welchen die halbmondförmigen Ohren eine spätere, verzopfte Abart der Schwalbenschwänze erkennen lassen,[1] während andere einzeilige Stempel sich auf den in den Mauern verbrauchten Ziegelbrocken fanden, die sehr wohl als Reste älterer Bauwerke angesehen werden können. Dass die entwickeltsten Figurenstempel mit den Namenstempeln gleichzeitig und zwar spätzeitig sind, beweist auch das Vorkommen des oben besprochenen Stempels IVSTVMFECIT auf denselben Ziegeln mit Figuren- und Namenstempeln. Auf diesen Punkt kommen wir weiter unten eingehender zurück.

[1] Vgl. oben a, 30 (Fig. 82).

c. Namenstempel

1) LEG·XXII PPF (Fig. 141ª).
M·ST·MF

8 Falzziegelstücke, sämtlich aus stark mit weissem Quarz gemischtem Thon, in dem der Stempel sich meistens undeutlich ausgeprägt hat; vollständig erhalten war er nur auf einem Exemplare. Fundort B, bei einem Fragmente D.

= *Wiesbaden.* »Aus der Heidengasse« Museum 10024.

Bei zwei anderen Exemplaren derselben Sammlung, 10208 und 10244, fehlt genauere Angabe des Fundortes.

= *Heddernheim.* Falzziegelstück (Fig. 141ᵇ). Gefunden bei den Ausgrabungen auf dem Friedhof im Februar 1892.

Der Stempel ist besonders dadurch wichtig, dass er uns zeigt, dass Namenstempel und zweizeilige Figurenstempel gleichzeitig neben einander gebraucht wurden. Unter den Saalburgstempeln finden sich nämlich zwei, welche in der äusseren Form und Grösse fast vollkommen mit dem unsrigen übereinstimmen, so dass wohl zwei Nachahmungen eines Originals vorliegen. Von denselben zeigt aber der eine (Fig. 141ᶜ) die Legende $\frac{\text{LEG(XXII)}}{\text{PR(PF)}}$ (cf. v. C. u. J. Taf. LXXVIII, 2), der andere dagegen (links fragmentarisch) nach der Abbildung $\frac{\text{LEG XXII P}}{\text{XG NIAL}}$ (cf. v. C. u. J. Taf. LXXVI, 28). Doch dürfte dieselbe nach dem Abklatsch nicht vollkommen sicher sein. Zweifellos aber ist die zweite Zeile verschieden von der der beiden anderen Stempel. Mit dem letztgenannten Stempel ist identisch ein Mainzer Typus auf einer grossen Keilplatte, welche noch (als Fragment) 0,37 breit und in der Mitte 0,055 dick ist. Auch hier ist die zweite Zeile undeutlich ausgeprägt, doch scheint statt des X ein C vorhanden zu sein; und da diese Form nach dem Abklatsch auch auf dem Saalburgstempel möglich ist und zwischen G und N noch ein schmales E zu stehen scheint, so lautet der Name vielleicht C·GENIAL(is). Dem P der oberen Zeile scheint ausserdem noch ein P in der unteren entsprochen zu haben. Bei Brambach und Becker fehlt der Mainzer Stempel. Ob er erst nach dem Erscheinen ihrer Bücher ins Museum gekommen ist, konnte ich nicht feststellen. Dagegen ist das bei Becker I N. 1878, S. 543 mit der Bezeichnung »incerto loco« unter den Stempeln des Wiesbadener Museums aufgeführte Exemplar mit der Legende $\frac{\text{LEG XXII PRP}}{\text{A·ST I ··}}$ zweifellos identisch mit unserem Nieder Stempel und dem oben angeführten,

Katalog 10208. Die von Becker angeführte Legende habe ich im genannten Museum nicht gefunden. Dass die zweite Zeile die drei Namen eines römischen Bürgers, etwa M.(arcus) Statilius Mutilus oder M. Statutius (oder Statius) Maturus o. dgl. enthielt, scheint mir zweifellos, da bei Ziegelstempeln die Anführung der drei Namen Regel ist, wenn Abkürzungen bis auf die Anfangsbuchstaben angewendet sind. Das MF hat man bei Töpferstempeln wohl auch als manu fecit erklärt. Doch ist von der Exemplifizierung auf die letzteren, wie ich später nachweisen werde, ganzlich abzusehen.

2) LEG XXII PPF (Fig. 142[a,b])
C·C·SECVNF

4 Falzziegelstücke, 3 gefunden bei B und 1 bei D.

= *Heddernheim* (Fig. 142[a]). 2 Falzziegelfragmente, ein Plattenfragment und eine ganz erhaltene Platte 0,36 . 0,36 : 0,05 m, gefunden im Februar 1892 bei der Aufdeckung des Hypokaustbaus auf dem Friedhofe. Die Dachziegelstücke fanden sich neben dem Hypokaustum, die Platte lag noch an ihrer ursprünglichen Stelle als unterste und grösste Lage eines der Pfeiler, über welcher zunächst eine 0,27 (bzw. 0,28) m i. Q. messende Platte folgte, die dann den aus 0,21 m i. Q. grossen Platten aufgeführten Pfeiler trug, der also hier eine aus zwei Platten gebildete, nach unten sich verbreiternde Basis hatte. Die Heddernheimer Stempel waren z. T. besser ausgeprägt als die Nieder und zeigten besonders die Rosette in der Mitte des die beiden Zeilen der Legende trennenden ornamentierten Streifens deutlich.

= *Wiesbaden*. Falzziegelfragment vom »Höfchen bei Wiesbaden«. Mus. 10144. Brambach 1537, g, 19 und 22 führt den Stempel einmal ohne nähere Fundangabe, das andere Mal als »in castro Romano« gefunden im Wiesbadener Museum an. Einmal hat derselbe ihn in No. 19 ganz gleicher Form (das erste C ist nicht ausgeprägt) bei Heddernheim, 1491 c. 10, als im Wiesbadener Museum befindlich aufgeführt unter Berufung auf Becker J. N. 1878, S. 545 (15). Da er auch für die Wiesbadener Stempel nicht eigene Vergleichung angiebt, so liegt wohl eine doppelte Anführung desselben Exemplars für Wiesbaden und Heddernheim vor. Übrigens verweist Brambach im Register S. 380 auf beide Stellen unter der falschen Bezeichnung S. SECVN.

= *Schlossau*, nach Abklatsch von Conrady cf. K. Christ, B. J. XLIX 1870, S. 199; dsgl. nach Abklatsch von Baumann aus dem Mannheimer Museum cf. Baumann, R. Denksteine etc., S. 40, No. 117, der aber mit Unrecht gegen K. Christ, Verhandl. des Heidelberger

Philologentages 1865, S. 216, nach einem anderen Stempel der Mannheimer Sammlung die fehlenden (undeutlich ausgepragten) ersten Buchstaben ergänzt CAE(cilius) Secundus fecit. Der von B. herangezogene Stempel aus Neuenheim (No. 116) mit der deutlichen Legende. LEG XXII PRPF / CAE SECVND ist nach Grosse und Form (Oblong mit Schwalbenschwänzen) von dem unsrigen verschieden. Einen dem letztgenannten sehr ähnlichen (»fast derselbe«) Stempel erwähnte K. Christ a. a. O. als im Grossh. Antiqu. zu Karlsruhe befindlich mit der Legende LEG XXII PPF / CA· SECVNF·. Er hat spater (B. J. XLIX 1870, S. 109) selbst erkannt, dass er mit Mone (Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins XVII, S. 386) und Brambach (add. 1736) die ersten Buchstaben mit Rücksicht auf das vorschwebende CAE falsch gelesen hat für C G. Ebenso dürfte der Stempel Brambach 1307, 2 LEG·XXII·PPF· / CLSECVN, der »aus den im Jahre 1862 und 1683 (sic!?) entdeckten römischen Badegemächern des Castells« stammt, da B. sich auf Steiner beruft, dem unsrigen gleich sein; denn das F der zweiten Zeile ist bei vielen Exemplaren kaum sichtbar, wie auch die ersten Buchstaben meistens wenig deutlich ausgeprägt sind. Die Differenzen in der Interpunktion endlich sind bei Ziegelstempeln in den meisten Fällen nicht massgebend, weil die Punkte undeutlich, oft auch bei rauher Oberflache des Ziegels überhaupt nicht erkennbar sind und daher bald übersehen, bald fälschlich angenommen werden. Ob in dem CAE des Neuenheimer Stempels, wie Christ l. l. meint, »derselbe Vorname gemeint ist,« wie bei unserem Nieder und dem Schlossauer Stempel, mag umsomehr dahingestellt sein, da Christ selbst später die Erklärung C(aius) C(ornelius) SECVN(dus) F(ecit) vorgezogen hat (B. J. XLIX, S. 110). Er bezieht sich dabei auf einen zu »Bachen aufbewahrten Schlossauer Stempel« mit der Legende. LEG·XXII PPF· / COR·SECVN, von dem er aber selbst sagt, dass »das Cognomen undeutlich ausgeprägt sei« (a. a. O. S. 110, 2.). Ohne Zweifel haben wir auf unserem Nieder Stempel die 3 Namen eines römischen Bürgers, das praenomen und das nomen gentilicium nur mit den ersten Buchstaben, das cognomen fast ganz ausgeschrieben, zu erkennen. Auffallend ist, dass auch Christ (a. a. O. S. 109 und 110) von Töpfernamen spricht, wenn er auch sicherlich mit Recht auf den Schlossauer Stempeln Namen erkennt und Mones und Knapps z. T. phantastische Erklärungsversuche ablehnt.

3) LEGXXIIPPF·M·S·F (Fig. 143ª).

7 Falzziegelstücke, meistens verbogen, sämtlich neben dem zerstörten Ofen B gefunden, zu dessen missglückten Fabrikaten sie ebenso zweifellos gehörten, wie die unter a, 29, 30, 31 und 32 verzeichneten, durch ihre halbkreisförmigen Ohren (statt der Schwalbenschwänze) ausgezeichneten Typen

= *Heddernheim.* Falzziegelstück mit Spuren einer nägelbeschlagenen Sandale (Fig. 143ᵇ).

= *Wiesbaden.* Wiesbadener Museum Kat. 10011 und 10012. 2 Platten Sie sind den unsrigen vollkommen gleich, nicht wie der N. A. XXI, k abgebildete Stempel gleich den folgenden Exemplaren.

~ *Marienfels.* Wiesbadener Museum. Kat. 10137. Platte 0,28 l. Q cf Brambach 1545, 7 nach Becker I. N. 1878, S. 545 (84).

Die Legende I I·S·F statt M·S F war ich anfangs geneigt für einen Lesefehler Beckers zu halten, zumal da das Wiesbadener Exemplar von Marienfels nicht recht deutlich ist. Als ich aber den bei Becker im Mainzer Katalog unter No. 304, 125 und 126 mit der Bezeichnung Bk (Backstein) Bd (Bandstempel) verzeichneten Stempel im Mainzer Museum auf einer Hypokaustplatte (Fig 143ᶜ) wieder fand, sah ich, wenn auch Beckers Lesung nicht vollständig, so doch die Verschiedenheit von unserem Nieder Stempel bestätigt. Der Schluss der Legende lautet nämlich L·L·S·F. Die dreieckigen Punkte nach den beiden L sind zweifellos vorhanden, bei S unsicher. Die horizontalen Striche des L fügen sich so an den unteren Rand an, dass eine Verwechselung mit I leicht möglich war, wie denn auch Rossel, Ein Militärdiplom etc., Taf III, Fig. 12 den undeutlich ausgeprägten Stempel nach PF mit wiederholtem F. FISF gelesen hat. Besonders merkwürdig aber ist die fast vollkommene Übereinstimmung der beiden Typen in der Gesamtform und Grösse, so dass, da auch die Buchstaben und Zahlen bis auf den Schluss genau gleich gestellt sind, die Unterscheidung bei schlecht ausgeprägten Exemplaren sehr schwer ist. Der einzige Unterschied ausser den Buchstaben besteht darin, dass bei unseren Exemplaren die Enden etwas ausgeschweift und durch ein vertieftes Schwalbenschwanzornament ausgezeichnet, bei dem Mainzer Typus dagegen leicht ausgezackt sind. Da auch der Stempel c, 1 aus dem Ofen B stammt, liegt die Vermutung nahe, dass unser M S· denselben Namen wie das dortige M·ST· enthält Was die Gesamtform betrifft, so halte ich dieselbe nicht für die Imitation eines Bandes, sondern für ein S, welches in beiden Fällen auf den mit S beginnenden Hauptnamen des Zieglers hinweisen soll. Die vollkommene Gleichheit der Form und Grösse

nötigt zur Annahme gleicher Provenienz, da offenbar ein Stempel nach dem anderen mit genauer Anlehnung an das Original geschnitten ist. Ein Exemplar unserer Nieder Ziegel ist dadurch von besonderem Interesse, dass ausser dem sehr gut erhaltenen Namenstempel noch ein anderer eingeprägt ist, dessen Legende im noch weichen Thon ausgekratzt zu sein scheint, während die beiden konzentrischen Kreise, zwischen welchen sie sich befand, noch vollkommen deutlich erhalten sind (Fig. 143[a]). Da Form und Grösse dem oben unter b, 18 erwähnten Rundstempel von Gernsheim (Fig 112[c]) zu entsprechen schien, der gleichfalls neben einem anderen Stempel eingedrückt war, so unterwarf ich beide und mehrere andere, besser erhaltene Exemplare aus Gernsheim und Mainz einer genauen Untersuchung und Messung, welche nun nicht nur zweifellose Identität aller Exemplare ergab, sondern auch bei dem Nieder Stempel unter Anwendung wechselnden Lichtes noch die Spuren der Buchstaben C I T in denselben Massen und Abständen wie bei den besser erhaltenen Exemplaren erkennen liess. Die Legende der letzteren ist folgende: IVSTVMFECIT mit einem grossen Blatt als Interpunktionszeichen nach T (dasselbe ist besonders gut ausgeprägt auf dem von uns Fig. 112[a] mitgeteilten Mainzer Exemplare) Derselbe Stempel kehrt teils ganz, teils fragmentarisch wieder auf einer Reihe von Gernsheimer Ziegeln, die wie der obengenannte durch Koffer gefunden und dem Darmstädter Museum einverleibt sind, wo sie mit I C 30, 31, 33, 35, 36 und I A 124 bezeichnet sind. Eines dieser Exemplare stimmt auch darin mit unserem Nieder Ziegel überein, dass neben dem Rundstempel ein Figurenstempel in Gestalt eines langgezogenen S (ähnlich dem unter Fig 131 aus Nied aufgeführten) angebracht ist (Fig. 143[d]), dessen Legende freilich bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Ein anderer, von dem nur die Buchstaben E G sichtbar sind, ist mit einem kreisförmigen Stempel der 22. Legion auf einem Dachziegel vereinigt, wobei der Kreis von einer oblongen Umfassung umrahmt ist, welche an beiden Seiten mehrere bogenförmige Ausschnitte nebst ihnen entsprechenden Strichornamenten zeigt. Die Art der Ornamente deutet auf Gleichzeitigkeit mit einer Gruppe von Stempeln hin, welche durch den mehr oder weniger deutlich erkennbaren Zusatz *AT*(oniniana) dem III. Jahrhundert zugewiesen werden Wie wenig die Form der Buchstaben bei Stempeln für die chronologische Bestimmung derselben ausschlaggebend ist, zeigte neben vielen anderen Beispielen dieses in schlagender Weise. Während der Rundstempel, wie alle von mir beigegebenen Abbildungen (Fig. 112[a-d], 143[d]) zeigen, durch schöne, regelmässige Buchstaben ausgezeichnet ist, fällt

die Legende des anderen durch ihre ausserordentlich flüchtigen und unregelmässigen Zeichen auf, deren Bedeutung z. T. nur zu erraten ist (I statt L, die I der Zahl mit P verbunden, das zweite P fast wie I). Der Stempel IVSTVMFECIT ist identisch mit dem unsrigen auch in *Obernburg* von Conrady gefunden. Vgl. Westd. Zeitschrift IV, II 164 und Taf. III, Fig. 7. Ein sehr gut erhaltenes Exemplar befindet sich im Mainzer Museum aus Mainz (Fig. 112[d]). Endlich ist derselbe auch auf der Saalburg — also wiederum neben zahlreichen Stempeln der 22. Legion, deren Typen auf Nied hinweisen — gefunden worden; cf. v. C. u. J. Taf. LXXIX, 23: IVSTVM··CIT. Wenn Becker, N. A. XIII, 236 eine Verschiedenheit des Saalburgstempels von dem Mainzer Exemplare annimmt, indem er den ersteren IVSTVMECIT (ohne das mit M ligierte I) liest, so zeigt die Abbildung bei Jacobi, dass gerade an der fraglichen Stelle der Stempel so mangelhaft ausgeprägt ist, dass Jacobi es vorgezogen hat, eine Lücke zu lassen. Die Legende scheint dort dieselbe wie bei den übrigen Exemplaren zu sein, dagegen ist die Mitte durch mehrere konzentrische Kreise reicher ornamentiert. In unmittelbarer Verbindung mit LEGXXIIPPF erscheint die Legende IVSTVMFFCIT und IVST·MF (?) auch auf zwei unter sich verschiedenen Stempeln von Marienfels bei Brambach 1545, 4 und 5

LEGXXIIPRPF

4) SEMPERO (N oder I?) (Fig. 144[a, b]).

1 Falzziegelstück, gefunden bei D (Fig. 144[a]).[1]

Den vollständigen Stempel beschreibt nach den Rückinger Exemplaren (Fig. 144[b]) Suchier 1885, S. 16, No. 38 zutreffend folgendermassen: »von links nach rechts LEGXXIIPRPF (ligiert PR und PF), unter dem L ein X, über dem letzten P noch ein X; von unten nach oben SEMP (M mit P verbunden) IRO und ganz oben ein Zeichen, das nicht gut ein F sein kann.« Wenn er aber fortfährt »vielleicht bedeutet es nur die Zahl II, die sich mit den beiden XX zu XXII vereinigen würde,« so möchten wir mit Rücksicht auf die verzerrte Form auch der übrigen Buchstaben doch entschieden die Erklärung als F(ecit) vorziehen. Die Deutung des Namens

[1] Auf der Tafel ist irrtümlich bei No. 144 der Nieder Stempel auch mit b bezeichnet.

Sempronius Frontinus ist auch ohne die u. E. verfehlte Hinweisung auf Töpferstempel zweifellos richtig. Sie wird besonders durch einen früher in Nied gefundenen Stempel bewiesen, der in der Gesamtform dem unsrigen sehr ähnlich, aber sorgfältiger geschnitten ist und auch die gleiche Legende, aber in kleineren und weit regelmässiger geformten Buchstaben zeigt (Fig. 144ᵃ). Sie lautet dort deutlich: SEMPR FRONT. Er ist in 2 Exemplaren im Wiesbadener Museum (Kat. 10221 und 10131) vorhanden. Derselbe Stempel findet sich im Wiesbadener Museum auf einem Dachziegel aus dem Kastell *Hofheim* (Kat. 11061; cf. Brambach 1530, c, 4), aus *Mosbach* (Kat. 10092; cf. ibid. 1510), aus *Mainz* (Kat. 10091, cf. ibid. 1537, g, 98). Ein aus *Nied* stammendes Exemplar befindet sich auch im Mannheimer Museum, cf. Baumann l. l. No. 123.

Mit unserem Nieder Fragment identisch sind folgende Stempel:

= *Ruckingen.* (Fig. 144ᵇ). 3 Exemplare. Suchier 1885, S. 16, 38.

= *Saalburg*, nach Abklatsch v. C. u. J. LXXVI, 27. Doch ist die Legende nicht ganz richtig wiedergegeben, indem das mit dem M ligierte P übersehen und der letzte zweifelhafte Buchstabe als N bezeichnet ist.

= *Mainz.* Keilziegel 0,41 : 0,28 : 0,092—0,055 m, cf. Becker Kat. 304, 114. Bei Brambach fehlt er; denn 1577, g, 98 ist der oben beschriebene andere Typus, auch heisst es ausdrücklich »in museo Wisbadensi«.

= *Arnsburg.* Im Darmstädter Museum, 1843 gefunden. Brambach 1422, a, 7 giebt den Stempel nach eigener Vergleichung i. g. richtig wieder, besonders auch in der Schreibung E für F bei Frontinus. Doch bezeichnet er den letzten Buchstaben auch als N und übersieht die Ligatur des R mit P.

= *Oberflorstadt,* nahe dem Mithräum. Darmstadter Museum D I A 92. cf. Westd. Korrbl. VII, 1888, No. 48, S. 71.

Im Bonner Museum befindet sich ein wahrscheinlich durch Dorow dorthin gebrachtes Exemplar aus *Nied* (»Nidda in Nassau«), welches nach Hettner, Kat. S. 61, No. 55, 7 den Namen SEMP RON und die Bezeichnung der Legion in der Form LEGXXIIPPI zeigt. Wäre das letztere nicht der Fall, so würde ich annehmen, dass bei unserem Typus das I vor RON übersehen wäre, welches auf manchen Exemplaren kaum zu sehen ist. In der mitgeteilten Form stimmt der Bonner Stempel mit keinem der oben angeführten genau überein. Zweifelhaft ist die Identität des Stempels von Bingen, Brambach 873, b, 2, wenn ihn Brambach auch S. 380 als »= 1377, g, 98« bezeichnet.

5) LEG·XXIIPRPF (Fig. 145a,b).
M·DEVATF

1 Falzziegelstück, gefunden bei D (Fig. 145a).

= *Saalburg* (Fig. 145b). v. C. u. J LXXVI, 25 Der dort rätselhafte vorletzte Buchstabe der unteren Zeile ist nach meiner Vergleichung des Abklatsches mit dem unsrigen wohl zweifellos ein T, dessen oberer Querstrich ebenso wie bei dem F schräg gestellt und nach links verkürzt ist. Der ihm entsprechende untere Querstrich dürfte nur eine ungehörige Verbreiterung des Vertikalstrichs sein Das Saalburgexemplar ergänzt das unsrige nach rechts und zeigt den Schwalbenschwanz, der auf dem letzteren undeutlich ausgeprägt ist, deutlich.

6) LEGXXIIPRPF (Fig. 146)
MI .VATVSF

3 Ziegelstücke von gelblichem, mit zahlreichen weissen Quarzkörnern vermischtem Thon. Dieselben haben die Oberfläche sehr rauh und den Stempel undeutlich gemacht, der bei dem einzigen ganz erhaltenen Exemplar auch noch durch bogenförmige Eindrücke entstellt ist. Fundort D.

Der Name scheint derselbe wie bei No. 5 zu sein. (M. Devatus mit Weglassung des nomen gentilicium?)

= *Wiesbaden.* Wiesbadener Museum 10211, ohne nähere Angabe des Fundortes. Platte 0,04 dick. Auch dort sind nur die bei unseren Exemplaren deutlich erkennbaren Teile erhalten. Das Material stimmt mit dem unsrigen überein. cf. Brambach 1537, f, 28 und Becker, I N. 1878, S. 547 (97).

7) LEGXXIIPRPF (Fig. 147a).
DIDIVS·FE

3 Falzziegelstücke, gefunden bei B.

In *Heddernheim* fanden sich im Winter 1891/92 bei den Ausgrabungen auf dem Friedhofe mehrere Strichziegelstücke, die eine Imitation unseres Stempels in roherer Form und mit flüchtiger eingeschnittenen Buchstaben zeigten (Fig. 147b). Denselben Typus fand ich im Wiesbadener Museum (Kat 10038) als von *Hollerborn* stammend. Er dürfte identisch sein mit dem bei Brambach 1537 f, 27 und Becker, I. N. 1878, S. 547 (8) verzeichneten Stempel des Wiesb. Museums. Wenn derselbe dort in der Form LEGXXIIPRPF / DIDIN erscheint, so zeigt schon die Zahl der Buchstaben, dass die zweite Zeile verstümmelt ist Es erklärt sich dies aus der nachlässigen Form und Anordnung der Buchstaben, von welchen S fast nur als leicht

gebogener Strich erscheint. Den Namen DIDIVS glaubte auch Fuchs II, 123 auf einem hufeisenförmigen Mainzer Stempel (zwischen der Albanschanze und der Kapelle gefunden) in den verstümmelten letzten Buchstaben zu erkennen, die er las: »piae fidelis centuriae (?) DIDIE«. Doch man vergleiche oben zu b, 28.

8) LEGXXII P·P·F (Fig. 148a).
IVL PRIMVS·I

2 Falzziegelstücke, gefunden bei D. Auf dem einen ist der Stempel ganz, aber sehr undeutlich, auf dem anderen nur das rechte Ende, aber deutlich erhalten. Auch im Mannheimer Museum ist ein gut ausgeprägtes Exemplar unseres Stempels »aus *Nidda*«, cf. Baumann, S. 124. Die Platte ist auch dadurch bemerkenswert, dass derselbe Stempel dreimal auf derselben abgedrückt ist. K. Christ (B. J. XLIX, S. 112) führt einen Stempel der 22. Legion aus »Nidda bei Frankfurt« als »im Mannheimer Altertumsverein befindlich« an, worauf in einer Reihe LEG·XXP·P·IVL PRIMVS·F· stehe. Baumann kennt ihn nicht. Es dürfte wohl ein Irrtum Christs vorliegen. Wo sich das von Christ a. a. O. S. 112, 7 angeführte Fragment $\frac{\text{LEG·XXII (p. p. f.)}}{\text{IVL·PRI(mus)}}$ gefunden hat, ist nicht angegeben, doch lässt der Zusammenhang auf Schlossau, mindestens auf die Odenwaldlinie schliessen. Die Identität mit unserem Stempel dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, wenn auch die Ergänzung nicht ganz richtig ist.

= *Rückingen*, auf einer Platte. Suchier 1885, I, 25.

= *Saalburg*. v. C. u. J. LXXVI, 21, wo das I am Anfange der zweiten Zeile, welches unmittelbar mit dem V zusammenhängt, und das kleinere F am Ende der zweiten Zeile übersehen sind.

= *Mainz* (Fig. 148a). 3 Hypokaustplatten 0,21 lang und breit, 0,055 dick, eine trägt denselben Stempel zweimal. cf. Brambach. 1377, g, 93. 95; die angenommenen Differenzen der Interpunktion beruhen nur auf mangelhaftem Abdruck des Stempels. Dasselbe gilt gegenüber Becker, Kat. 304, 116—118. Das F hinter dem Namen, welches ebenso wie das der ersten Zeile kleiner und sehr undeutlich ist, haben beide übersehen, obgleich es gerade auf dem einen der beiden vollständigen Mainzer Stempel deutlicher ist als auf irgend einem anderen ausser dem Rückinger Exemplare. Auch P. Fuchs hat es auf einem II, Taf. XI, XXXV abgebildeten und p. 122 beschriebenen Stempel nicht, wie er auch in der ersten Zeile I statt F schrieb. cf. Brambach 1377, g, 92. (Die dazu gehörige Anmerkung ist durch

einen Druckfehler als 90 bezeichnet, das Citat aus Fuchs zeigt, dass sie sich auf 92 bezieht.) Trotz aller Differenzen ist die Identität der sämtlichen genannten Stempel nach den von mir vorgenommenen Messungen und Vergleichungen zweifellos. Dasselbe gilt von allen folgenden Exemplaren.

= *Wiesbaden.* Wiesbadener Museum ohne nähere Angabe des Fundortes. 3 Hypokaustplatten 0,21 l. u. br., Kat. 10061 und 10016, cf. N. A. XXI, Taf. III, n. (Das F der zweiten Zeile fehlt).

= *Marienfels.* Wiesbadener Museum. 4 Hypokaustplatten 0,21 l. u. br., Kat. 10246, 10247, 10249 (der Stempel zweimal quer über einander), 10250 (fragmentarisch). 1 grössere Platte 0,27 lang und breit (wohl aus demselben Hypokaustum wie die anderen als Zwischenlage zwischen dem Fussboden und dem eigentlichen Pfeilerchen), Kat. 10209, cf. Brambach 1545, 8. Die Stempel finden sich bei Becker und Klein, I. N. nicht; sie sind also wohl nach Abfassung der Schrift ins Museum gekommen.

= *Heddernheim.* cf. Brambach 1491, c, 11; Frankfurter Archiv VI, 17, 3. Becker hat hier das F der zweiten Zeile richtig erkannt; auch der Punkt nach S scheint nach einem Mainzer Exemplare richtig zu sein.

= *Bierstadt* (?). Becker, I. N. 1878, S. 545. $\frac{\text{XXIIPPF}}{\text{VLPRIMVS}}$ ist wohl ein Stück desselben Stempels. Ich habe das Exemplar im Wiesbad. Museum, wo es nach B. sich befinden soll, nicht gefunden, cf. Brambach 1509, 1. (Im Register S. 380 fehlt diese Nummer).

= *Worms* (Fig. 148b). 2 Platten 0,42 l. u. br. und 1 Hypokaustplatte 0,21 l. Q. Im Paulusmuseum. cf. Weckerling II, S. 90, 6, 8 und 9 (auch 7?). Das F nach dem Namen ist hier überall erkannt, die Verschiedenheit der Interpunktion zwischen 6 und 8 (bei letzterem fehlt der Punkt nach G und L) ist irrelevant (s. oben). Der Grössenunterschied (10½ cm und 10 cm Länge) zwischen 6 und 8 erklärt sich durch schrägen Eindruck des Stempels 6, der noch deutlich am Abklatsch zu erkennen ist. In der allgemeinen Bemerkung zu dem Stempel (S. 90), wo W. die ihm bekannten Fundorte desselben angiebt, nennt er auch Birstein. Das beruht auf Verwechselung mit dem früheren Aufbewahrungsorte eines Rückinger Stempels (jetzt im Hanauer Museum). Ob W. mit Recht einen nach Schannat Hist. ep. Worm. im ersten Teil des Katalogs als Legionsbaustein bezeichneten »Denkstein« jetzt mit Rücksicht auf die neueren Ziegelfunde bezweifelt und annimmt, dass es »jedenfalls auch ein solcher war« (S. 89), lässt sich, da der früher im Bischofshof als

»Bruchstück« eingemauerte »Denkstein« nicht mehr existiert, nicht mit Sicherheit entscheiden Brambach bemerkt, wohl als Konjektur: »in laterculo«. Die Legende lautet bei ihm LEG XX PP· IVL·PRIMVS, bei Weckerling: LEG·XX(II)PP IVL PRIMVS·

= *Marköbel* Fragment eines Dachziegels mit den Buchstaben MVSF und unbedeutenden Resten der oberen Zeile, gefunden an der porta principalis sinistra des Kastells bei deren Aufdeckung im September 1892 durch den Streckenkommissar der Reichs-Limes-Kommission. Das winzige Fundstück ist von hervorragender Bedeutung. Denn wie bereits bei der ersten Auffindung des Kastells durch den Hanauer Geschichtsverein der Mangel an gestempelten Ziegelsteinen auffiel (cf. Wolff-Dahm, Der römische Grenzwall bei Hanau, S. 72, und Suchier 1885, S. 17), so sind auch in diesem Jahre neben zahllosen ungestempelten Ziegeln und Backsteinen nur zwei gestempelte Fragmente gefunden, die beide, wie das einzige Fundstück vom Jahre 1884, der 22. Legion angehören. Alle diese Exemplare stimmen im Material mit den Nieder Ziegeln überein und unterscheiden sich auf den ersten Blick von der Mehrzahl der offenbar an Ort und Stelle hergestellten übrigen Marköbeler Steine, welche überhaupt durch ihre intensiv rote Färbung eine besondere Stellung unter dem gleichartigen Material einnehmen. Was die Typen betrifft, so stehen die beiden anderen Fragmente den oben angeführten Stempeln Fig. 94 und 118 sehr nahe.

Über den Stempel IVL PRIMVS F, den am häufigsten vorkommenden von allen Namenstempeln, existiert bereits eine ganze Litteratur, aus der ich nur diejenigen Werke und Stellen angeführt habe, die für meinen Zweck, Nachweis der Identität oder Verschiedenheit der Matrize, von Wert sind. Bei den vielen kleinen Diskrepanzen der überlieferten Form war es mir von besonderem Werte, dass ich durch Vergleichung der Originale oder guter Abklatsche mir noch die sichere Überzeugung der Identität aller scheinbar verschiedenen Formen bilden und in den meisten Fällen die Ursachen jener Abweichungen nachweisen konnte Sie liegen in der Beschaffenheit des Materials, nicht in ungenügender Sorgfalt der Herausgeber.

9) LEG XXII PR P F (Fig. 149[a.b]).
IVLIVS AVGVR F·

2 Plattenfragmente 0,045 und 0,05 dick, das eine offenbar von der Deckplatte eines Ofens, braunrot geglüht, mit Resten gebrannten Lehms auf der Rückseite. Fundort D.

= *Saalburg* (Fig. 149[4]). v. C. u. J. LXXVI, 24.

= *Hofheim.* cf. Brambach, 1503, 6 nach Becker, I. N. 1878, S. 547 (134) »in museo Wisb.«

= *Heddernheim* cf Brambach 1491, 6, nach Becker, I N. 1878, S 543 (137) »in museo Wisb.« Ich fand die beiden Exemplare im Wiesbadener Museum, das eine (Kat. 10174) auf einer 0,42 l. u. br., 0,05 dicken Platte, das andere (Kat 10170) auf einer 0,28 l u. br. Hypokaustplatte. Dadurch, dass auf den Abklatschen die Signatur weggelassen wurde, ist es mir leider nicht mehr möglich, zu sagen, welches der beiden Exemplare von Hofheim und welches von Heddernheim stammt. Beide aber sind mit unserem Nieder Stempel identisch, die scheinbaren Abweichungen, dass nach B beim Hofheimer Stempel das F nach R, bei dem Heddernheimer nach P fehlt, sind, wie ich mich durch Vergleichung der Originale überzeugte, nur durch die Beschädigung, bzw. mangelhaften Abdruck des Stempels veranlasst. Aus *Heddernheim* findet sich der Stempel noch einmal sehr gut ausgeprägt im Frankfurter Museum X, 6358 (Fig. 149[5]). Was den Namen betrifft, so ist wohl eher an Augurinus zu denken als an Augur, wie Brambach nach dem Register S. 380 die Stempel 1491, c, 6 u 14 und 1503, 6 liest Ein praefectus C. Iulius Augurinus wird genannt auf einer Steininschrift aus Neros Zeit, die im Jahre 1882 bei den Bruckenarbeiten im Rhein bei Mainz gefunden wurde; cf. J. Keller, I Nachtrag zu Beckers Kat S. 12, No. 130, b. Ob der Stempel Brambach 1491, c, 14 von *Heddernheim*, auf welchem dieselbe Legende wie auf dem unsrigen, aber in einer Linie steht, von Becker, I N. 1878, S. 547 (134) ungenau wiedergegeben ist, kann ich nicht entscheiden: im Wiesbadener Museum, in dem er sich nach Beckers Angabe befinden soll, habe ich ihn nicht gesehen

= *Schlossau.* cf. K. Christ, B. J. XLIX, S. 112.

10) LEG XXIIPP (Fig 150).
IVLBELLICI

1 Falzziegelstück, gefunden bei D.

= *Wiesbaden*, nach v Cohausen, N. A. XXI, Taf III, f. Ich habe den Stempel im Museum nicht gefunden.

Im Wiesbadener Museum befindet sich ein Votivaltar (cf. Brambach 1107), der »in der Mainzer Festungsmauer innerhalb der Wälle zwischen dem Neuthor und der Citadelle hoch oben eingemauert war«. Denselben hat BIBIS·TRIBIS·QVADRVII (?) IVL· BELLICVS V .RA·LEG XXII·P·P F geweiht Bei der Seltenheit des Cognomens ist dieser Stein von besonderer Bedeutung für die Erklärung unseres und anderer Namenstempel. Darüber unten mehr.

Das Cognomen Bellicus erklärt Holder in seinem soeben erschienenen Buch: Alteeltischer Sprachschatz, S. 388—390 als celtischer Abstammung. Von den von ihm angeführten Beispielen sind für unsere Frage von Interesse: C. I. L. VIII, 5790: Julia Q f Bellica (Beni Ziad) wegen der Gleichheit des nomen gentilicium mit beiden angeführten Fällen, C. I. L. VII, 163: Deo trivii Bellicus don. aram. (Procolitiae) und p 315, n. 191 Deae Conventinae Bellicus v. o l m. p. (Chester). Die angeführten Töpferstempel kommen nicht in Betracht

11) LEGXXIIPRPF ? (Fig. 151a u. b).
IVLIMMVNF ?

1 Ziegelstück, stark durch Kohle und Asche gefärbt, von Herrn Dr. Broetz in Höchst dem Frankf Museum geschenkt. Es dürfte mit den Münzen des Herrn Bauunternehmer Kunze zusammen gefunden sein; dann würde seine Beschaffenheit sich aus dem Zusammenliegen mit dem Inhalt der Brandgräber erklären (Fig. 151a)

= *Mainz* (Fig. 151b). Platte 0,27 l. u. br., 0,05 dick, Stempel ganz erhalten. Brambach 1377, g, 99 hat die Legende, so gut es durch beschnittene Lettern möglich ist, wiedergegeben. Doch schreibt er auffallender Weise den zweiten Buchstaben I, während hier gerade das E sowohl auf unserem als auf dem Mainzer Exemplare ganz deutlich zu erkennen ist. In den letzten Zeichen der ersten Reihe erkenne ich vollkommen sicher das übliche PRPF, wenn auch diese wie alle Buchstaben missgestaltet sind und deutlich erkennen lassen, dass sie von ungeübter Hand in Holz eingekerbt sind, wobei jede Abweichung von der geraden Linie möglichst vermieden wurde. Für die zweite Zeile vermutet Brambach — sicherlich mit Unrecht — den Namen IVL primus. Becker (Kat. 304, 34) erkannte, dass in der Mitte des Namens eine Ligatur von zwei M vorliegt, der Art, dass nur 6 Striche (statt 8) zu einem Zeichen vereinigt sind; das Ende des Namens festzustellen, darauf verzichtet er. Wiederholte Vergleichungen machen es mir zweifellos, dass die letzten Buchstaben VNI (unf.) bedeuten und dass der Stempel zu lesen ist: IVL(ius) IMMVN(is) F(ecit). Die Namenverbindung Iulius Immunis scheint auch in der Inschrift bei Brambach 665 zu stecken.

12) LEG·XXII·P·P·F (Fig. 152a u. b).
C·V·V F

1 Falzziegelstück von gelblichem, wenig mit Sand vermischtem Thon, von dem Gymnasiasten Stifft aus Höchst mir für das Museum überlassen. Fundort nach Angabe des Gebers bei D (Fig. 152a).

1 kleines Ziegelstück, auf welchem nur die bei dem ersteren fehlenden Teile der ersten Zeile erhalten sind. Nach der Grösse und Form der Zeichen, sowie nach der Beschaffenheit des Materials dürfte es demselben Stempel angehören Fundort bei D

= *Schlossau*, im Mannheimer Museum (Fig 152[b]); cf. Baumann 115. Nach meiner Vergleichung des guten Abklatsches ist der von Baumann als zweifelhaft bezeichnete Vertikalstrich nach dem zweiten V nur ein dreieckiges Interpunktionszeichen, so dass der Namen C·V·V· lautet mit folgendem F(ecit). K Christ hat (B J XLIX, S 111) frühere irrige Erklärungen z T. selbst zurückgenommen. Ein C. Vibulius Valentinus miles leg. XXII wird auf einem Grabstein aus Mainz im Mainzer Museum genannt, cf. Becker, Kat 192

13) (C?) AVITFORTF (Fig. 153[a,b]).
LEGXXPR

1 Backsteinbrocken (Fig. 153[a]), gefunden vor Beginn der Ausgrabungen in der Nähe des alten Niddabettes bei einer Begehung des Feldes durch Gymnasiallehrer Blümlein und den Verfasser.

= *Heddernheim* (Fig. 153[b]) Backsteinstück ganz gleicher Art im Frankfurter Museum X, 6355 Geschenk des Herrn Sanitätsrats Lotz, angeblich aus Heddernheim. Der Namen (C·²) Avitus Fortis scheint zweifellos. Über das nomen gentilicium Avitus (römisch, nicht celtisch) handelt Holder, Altceltischer Sprachschatz, S. 315

14) LEG·XXIIP P·F (Fig. 154[a,b])
L CA·SEVI

1 Ziegelstück 0,04 dick, gelb, gut gebrannt, mit geringem Sandzusatze. Fundort D (Fig. 154[a]).

= *Schlossau* »Ziegel« im Mannheimer Museum (Fig 154[b]); cf Baumann 118; cf Christ, B. J. XLIX, S. 110, 3 Die Deutung L(ucius) Cae(cilius) Sev(erus) f(ecit) ist nur eine von vielen möglichen. Denn was Baumann für den Querstrich hinter CA hielt, ist nur ein Interpunktionszeichen, wie auch K. Christ (B. J XLIX, S. 110, 4) erkannte; Brambach 618 wird ein Caldius Severus genannt. Doch können gerade bei diesem Stempel alle Citate nur exemplifikatorischen Wert haben

15) . . GXXIIP P F (Fig. 155[a]).
. . . . . VND

1 Backsteinbrocken 0,044 dick, gelbrot, gut gebrannt, ohne Quarz, wenig Sand.

~ *Neuenheim*, aber nicht identisch. Mannheimer Museum (Fig. 155[b]). cf. Baumann 116; Christ l. l. S. 216. Die Ähnlichkeit beruht

besonders darin, dass beide Stempel Schwalbenschwänze haben, durch welche der die beiden Zeilen trennende Querstrich hindurchgeht. Es wäre also wohl denkbar, dass wir, wie bei No. 7, zwei Matrizen desselben Zieglers anzunehmen hätten, dessen Namen nach Baumann l. c. S. 109, 116 Caecilius Secundus wenigstens gewesen sein könnte. Da nun anderseits der Stempel Baumann 116 mit unserem oben beschriebenen No. 2 dasselbe Ornament am Rande der Langseiten (rechteckige Auszahnungen) hat, so ist die Identität des Namens aller 3 Stempel ziemlich wahrscheinlich.

16) LEGXXIIPPF (Fig. 156[a-b]).
HELCAMVL

1 Ziegelstückchen, gelblich, gut gebrannt, feiner Glimmerschiefer dem Thon beigemischt. Fundort D (Fig. 156[a])

= *Saalburg* (Fig. 156[b]). v. C. u. J. LXXVI, 19, cf. Becker N. A. XIII, 234. Dass auf den von B. angenommenen »Punkt zwischen CA und MVL nicht zuviel Gewicht zu legen ist«, darf man zugeben, aber nicht, »weil solche Punkte auf Inschriften oft nicht blos, wie hier, die Silben, sondern selbst bisweilen die einzelnen Buchstaben trennen«, sondern weil der scheinbare Punkt nach den uns vorliegenden Abklatschen überhaupt nicht zur Inschrift gehört, sondern in der Beschaffenheit des Ziegelmaterials seinen Grund hat.

= *Wiesbaden*. Wiesb. Museum 10245 ohne nähere Angabe des Fundortes. Platte 0,28 : Q, 0,04 dick. Der erste Teil des Namens bedeutet jedenfalls Helvius, der zweite ist zweifelhaft, Beckers Deutung (N. A. XIII, 235) Camulus wahrscheinlich.

17) LE . (Fig. 157[a])
VE . . . . . .

1 Ziegelstück, dunkelgrau versintert, Bruch gelb, gut gebrannt, Thon wenig mit Sand vermischt. Der in dem Museum zu Wiesbaden befindliche Stempel (Fig. 157[b]) VERA CAPIT = Veranius (?) Capito ist nicht identisch. cf. Brambach 1491, c, 5 (aus Heddernheim) und 1537, f, 9 (aus Wiesbaden[2]).

18) LEG XXii pr p.f? (Fig. 158)
. . . . .

1 Platte, noch 0,33 lang und 0,22 breit, gefunden bei D.

Die zweite Zeile enthält nach der Zahl der in ihren Resten erkennbaren und der unter den abgebrochenen Teilen der oberen Zeile zu ergänzenden Buchstaben wohl einen Namen, nicht die Buchstaben PRPF.

19) $\begin{matrix} \text{L} & \text{I} \\ \text{XXII} & \text{MAR} \\ \text{PR·P} & \text{AER} \\ \text{F} & \text{F} \end{matrix}$ (Fig. 159a, b).

1 Plattenstück, gut gebrannt, gelb, 0,05 dick, gefunden bei D (Fig. 159a). Die Form des Stempels wäre aus dem kleinen Fragment, welches dazu so unglücklich abgebrochen war, dass man das schräg liegende T für einen Teil des symmetrischen Strichornaments halten musste, nicht zu erkennen gewesen, wenn wir nicht im Februar 1892 in dem auf dem Friedhofe zu Heddernheim aufgedeckten Hypokaustum den ganzen Stempel (Fig. 159b) gefunden und dadurch zugleich die Möglichkeit gewonnen hätten, die Identität unseres Fragments mit mehreren anderen, z. T. falsch publizierten, von anderen Orten nachzuweisen.

= *Heddernheim* (Fig. 159b). S. oben Platte 0,36 l. u. br., 0,045 dick, unterste Lage eines Hypokaustpfeilers, und zwei Bruchstücke einer gleichen Platte mit der rechten Hälfte des Stempels. Im Museum zu Wiesbaden fand ich zwei Fragmente des Stempels, eins, Kat. 10215, auf einem 0,05 m dicken Plattenstücke von gleicher Beschaffenheit wie die unsrigen, ein anderes, Kat 10214, auf einem dünneren Ziegelstück, die beide als aus *Heddernheim* stammend bezeichnet sind Da bei dem einen 1860 als Jahr der Erwerbung angegeben ist, so erklärt es sich, dass die Stücke bei Becker-Klein l. N noch nicht vorkommen. Auch bei Brambach finden sie sich nicht.

= *Friedberg*. Mehrere Fragmente des Stempels im Schutt beim Bau des Wasserturms von G. Dieffenbach und Rektor Schaefer 1882 gefunden. Dieffenbach, Handkat V, 93 stellt aus ihnen die Legende zusammen: $\begin{matrix} \text{leg . XXII PR PF} \\ \text{L MARTAERF} \end{matrix}$. Die Identität ist nach den sorgfältig hergestellten Pausen zweifellos.

= *Wiesbaden*, gefunden »auf Engelhardts Acker«. cf. Brambach 1537, f, 29 (nach Per. Blatter 1860, 13, p. 365 und Steiner 3708) mit dem Zusatz »in mus. per. (nit)«. Thatsächlich ist der Stempel nicht mehr dort vorhanden. Brambachs Gewährsmänner übersahen das liegende T und lasen in der offenbar z T zerstörten dritten Zeile des Namens nur die Vertikalstriche I I. Brambach selbst aber führte im Register S 380 im Widerspruch zu seinem eigenen Texte S. 285 nur M A R an; cf Becker u. Klein l. N. S. 562, No. 97, wo $\begin{matrix} \text{I} \\ \text{MAR} \end{matrix}$ angeführt ist mit dem Zusatz, dass es vermuthlich der Töpfername

Martialis sei (?), aquam l. I casu potius mersa esse videatur« (?). An derselben Stelle p. 541, n 78 findet sich »P XX GIVIARI vel G·MARI rep. 1732 Aq Matt«. cf Brambach 1537, f, 5 und Anm S 286, der den Stempel nach »Schwenck p. 111« (Schenck?) $\frac{\text{I E G XXII P}}{\text{XX G M A R I}}$ schreibt. Brambach führt ihn übrigens im Register fälschlich unter 1537, f, 15 (statt 5) an. Bei der offenbar unsicheren Überlieferung der Form lage es nahe, an Identität mit unserem Nieder und Heddernheimer Typus zu denken. Umso erfreulicher war es mir, einem allerdings ebenfalls fragmentarisch erhaltenen Stempel aus *Oberflorstadt* (Dachziegel) im Darmstädter Museum (I A 129) zu begegnen, der deutlich die Legende $\frac{\text{· E G XXII}}{\text{G M A R I}}$ zeigt. Der weit nach links überragende Horizontalstrich des R, eine Ligatur mit T, hat offenbar die verkehrte Ligatur Ⱥ veranlasst Vor G scheint noch ein C sichtbar, welches zu dem zweifellos verderbten XX Veranlassung gegeben hat Leider sind Anfang und Ende abgebrochen, so dass es zweifelhaft ist, ob wir auch in diesem Namen das nomen gentilicium Martius zu erkennen haben, oder ob dieses in dem G mit dreieckigem Interpunktionszeichen? steckt und der Name zu deuten ist· C· G· Martinus. Hammeran, Westd Korrbl V, 159, S. 214, scheint denselben Stempel gesehen zu haben, da er ihn als identisch mit dem von Klein, N. A. VI, 1, S 48 verzeichneten . . . XGNIARI bezeichnet und auf v. Cohausen, N A XV, S. 415 AVGNIARI (?) hinweist Der Namen unseres Nieder Stempels lautet zweifellos L. Martius Afer Afer als Cognomen findet sich nach Kellers Ergänzung auch auf einem Grabstein von Mainz, cf. I. Nachtrag S. 14, no. 140, a.

20) LEGXXIIPPF (Fig. 160).
HELVIVSM⊛TANVS(F?)

Der Stempel befindet sich im Bonner Museum, wo ihn als »in *Nidda* in Nassau gefunden« Brambachs Gewahrsmanner (Lersch, Centralmuseum rheinischer Inschriften II, 64; Klein, N A VI, 47, 26, Steiner, C. I. R. Rh. 662) aufführten Brambach (1501, 5 Anm.) konnte ihn dort nicht finden (»in indigesta laterum farragine non inveni«) Er giebt den Namen in der Form HELVIVS MOIANS. Hettner fand ihn und führt ihn im Katalog 155, 5 in der Form HELVIVS MOTANS an, mit dem Zusatz: »Motans wohl gleich Montanus«. Da wir nun im Februar 1892 in dem auf dem Heddernheimer Friedhofe aufgedeckten Hypokaustum die Pfeilerplatten mit

ihm gestempelt fanden, erhielt er für unsere Frage besonderen Wert. Durch die Güte der Herren Prof. Hettner und Geh. Rat Bücheler kam ich in den Besitz guter Abklatsche des Bonner Stempels, welche die Annahme vollkommener Übereinstimmung mit dem unsrigen bestätigten. Ich hatte inzwischen auf gut ausgeprägten Exemplaren der letzteren im O ein kleines N gefunden. Da ferner über dem angeblichen I am erhöhten Rande sich der Querstrich als leichte Verbreiterung desselben erkennen liess und N mit V offenbar ligiert ist, so war Hettners Konjektur, ohne dass irgend welche Ergänzung nötig wäre, bestätigt. Rechts scheint, dicht an den Rand gedrückt, noch ein F beabsichtigt zu sein. Ich muss hier bemerken, dass ich meine Entdeckungen später im Katalog des Wiesbadener Museums (10256) schon von einem anderen (Rossel?) ebenfalls gemacht fand.

= *Heddernheim*. Frankfurter Museum. 12 Hypokaustplatten (Fig. 160) 0,21 : 0,21 · 0,038, neu (noch nicht katalogisiert).

= *Wiesbaden*. Wiesb. Museum Kat. 10022 (Rheinstrasse 1872). Hypokaustplatten, nach Grösse und Material = den Heddernheimer Exemplaren.

= *Martenfels*. Wiesbadener Museum. 7 Hypokaustplatten, ebenfalls = den obigen, nur dass die Länge und Breite zwischen 0,21 und 0,22 m variert. Kat. 10041, 10095, 10256, 10260, 10275, 10258, 10259. Brambach 1545, 9 liest hier MOIANSF und fügt in der Anmerkung hinzu »sexies« (?). cf. I. N. 1878, S. 545. »lege Molanus neve Moians, Molans, Mopanus«. Becker weist N. A. XIII, 235 auch auf Molianus bei Brambach 1030 hin.

Die Wichtigkeit der Namenstempel für die uns hauptsächlich beschäftigenden Fragen veranlasst mich, den für Nied nachgewiesenen Typen noch einige andere hinzuzufügen, die teils von uns in Heddernheim zuerst gefunden, teils von mir durch Vergleichung der an den verschiedenen Sammlungen vorhandenen Exemplare vollständiger oder richtiger festgestellt worden sind, als sie sich bei Brambach verzeichnet finden.

In dem Hypokaustum auf dem Friedhof zu *Heddernheim* wurden ausser den oben genannten im Februar 1892 folgende Stempel gefunden:

21) LEGXXII·PR·P F
CAL· STRABO

In reich ornamentierter Einfassung mit rechteckiger Auszahnung am Rande, wie No. 6, und kleinen Schwalbenschwänzen vor und nach jeder der beiden Zeilen (innerhalb der Umrahmung).

2 Hypokaustplatten aus dem Sockel der Pfeiler (Mittelplatten) 0,28—0,29 l. u. br., 0,04 dick.

3 Bruchstücke solcher Platten mit fragmentiertem Stempel, z. T. in der Seitenmauer des Hypokaustums vermauert.

1 Fragment mit gut erhaltenem Stempel im Frankfurter Museum X, 2499.

1 kleines Bruchstück, vor Jahren von Prof. Riese auf dem Heddernheimer Felde gefunden, in dessen Besitz.

= *Wiesbaden* (Spelzmühle). Dachziegel im Wiesbadener Museum 10071 cf. Brambach 1537, f, 13 und 26 nach Becker, I N. 1878, S. 543 (104) u. 1878, S. 546 (10). Becker schreibt CAI STRA (BO) und fügt S. 543 hinzu i. e Caius Strabo? Nach ihm schreibt auch Brambach überall CAI. Nach meiner Vergleichung ist aber der Wiesbadener Stempel (ich fand nur einen) dem Heddernheimer vollkommen gleich und L statt I zweifellos.

= *Marienfels*, auf einem Ziegel im Wiesbadener Museum 10094, cf. Brambach 1545, 11 nach I. N. 1878, S. 546 (99), vgl. oben.

= *Hofheim*, auf einem Dachziegel im Wiesbadener Museum 10118, cf. I. N. 1878, S. 546 (39). Von Brambach 1503 und im Register übersehen.

= *Oberflorstadt*. Dachziegelstück. Vom Stempel ist erhalten CAI. nebst Resten des S und T und ein Teil des Randes. Die Identität ist zweifellos. Die Einreihung unter die Kohortenstempel I B 44 dürfte demnach zu korrigieren sein. Hammeran, Westd. Korrbl. V, 159 S. 214 sah offenbar dasselbe Fragment bei Kofler und bezog es richtig auf den »aus Wiesbaden, Marienfels, Hofheim, Heddernheim bekannten CAI STRABO«. Wenn er sagt: »wenigstens sind die 3 ersten Buchstaben erkennbar erhalten«, so ist dies bezüglich des I nach unserer obigen Bemerkung zu korrigieren.

Zur Erklärung des Namens vgl. man die verlorene Stempelschrift (»titulus lapideus«) aus Mainz bei Brambach 1062 $\frac{\text{LEG·XXII PR·P·F·}}{\text{CAL·STRABO}}$, zu der P. Fuchs, I, 163, 40 vor C das Centurionenzeichen ergänzt, wie es sich auf zahlreichen Legionsbausteinen (ein solcher ist nach der Abbildung bei Fuchs Tab. XVIII, No. XXXX [nach Huttich] der Stein) in Mainz vor dem Namen findet. Lehne schreibt GAI. Auch bei unserem Ziegelstempel konnte man zweifelhaft sein, ob C oder G zu schreiben sei, da das G auch in LEG, wie oft auf Stempeln, von C kaum zu unterscheiden ist. Der Name könnte lauten: Calpurnius, aber auch Calvius oder Calvisius etc. Strabo.

22) leg XXII P·P·F·
VAL PRISCI

Oblong mit abgerundeten Schwalbenschwänzen = No. 7, Fig. 147[b]. Nachlässig geschnitten mit ungleich grossen Buchstaben. Das I am Ende der zweiten Zeile soll jedenfalls F bedeuten.

Dachziegelstück, im Hypokaustum vermauert.

Im Wiesbadener Museum 13294 befindet sich ein 1883 durch Schenkung in die Sammlung gekommener Dachziegel mit demselben Stempel, gleichfalls aus *Heddernheim*. Der Stempel war bisher unbekannt.

23) LEG XXII PPF
BRICIC(M)

Oblong mit halbkreisförmigen Ohren (statt der Schwalbenschwänze ~ No. 2). Der letzte Buchstabe der zweiten Zeile ist unsicher. Am wahrscheinlichsten ist er die Hälfte eines zweiten M, so dass dieselbe Ligatur vorläge, die ich bei No. 11 annahm.

Dachziegelstück, im Hypokaustum vermauert.

= *Wiesbaden*. Wiesbadener Museum. Brambach 1537, ſ. 32 (nach I. N. 1878, S. 547) liest $\frac{\text{LEG XXII . . .}}{\text{BRICIC . .}}$. Das G als vierter Buchstabe der zweiten Zeile ist zweifelhaft. Der Zusatz B.'s in der Anmerkung S. 286: »tal.s, sed II omissis, dicitur Bonnae esse in mus. reg.« Lersch C. II. 5 findet keine Bestätigung in Hettners Katalog No. 155, S. 60 u. 61. Dorow, Opferstätte II, p. 5 u. Taf. XI, Fig. 3 hat denselben Stempel. Der Stempel ist auffallend, weil abweichend von der sonst bei Ziegelstempeln geltenden Regel nur ein und zwar ein nichtrömischer Name angeführt ist. Dies, sowie das M, erinnert an Töpferstempel, cf. Froehner 445 BRIC . . . . (Augustae Raur. rep.).

24) SENTI SABEL
LEG XXII PRPF

Oblong, an den Rändern mit schrägen Strichen als Ornament. Hypokaustplatte 0,28 l. u. br., 0,04 dick.

= *Wiesbaden*. Plattenstück 0,05 dick, im Wiesbad. Museum 10142. 1867 am Schützenhof gefunden. 1 anderes, aus 2 Fragmenten zusammengesetztes Plattenstück, 0,04 dick (14249) in der Heidenmauer vermauert gefunden. cf. Westd. Zeitschr. X, IV, 1891, No. 56 S. 393, wo der Namen Sentius Sabellus erklärt wird mit dem Zusatz »Ziegelmacher« (v. Cohausen), und Nass. Ann. XXVIII, 1891, S. 150.

= *Mainz*, nach Abklatsch, cf. Becker Kat. 304, 87. Der Stempel kommt bei Brambach nicht vor.

25) LEG·XXII P·P·F
C·DO·SE NEX·I·

Oblong mit ausgezackten Schwalbenschwänzen, ähnlich No. 14, Fig. 154.

2 Ziegelstücke, vom Dach des Hypokaustgebäudes?

Der Stempel ist bisher noch nicht gefunden worden. Als nomen gentilicium von Centurionen findet sich im Rheinland Donnius (cf. Brambach 651) und Domitius (cf Brambach add. 2028 und Hettner, Westd. Zeitschr. II, IV, 427), das letztere bei Soldaten der 22. Legion in Afrika C. I. L. VIII, 9655 u. 9656. Das seltene cognomen Senex fand ich auf einer Grabinschrift im C. J. L. VIII, 6750 und unsicher beglaubigt bei Brambach add. 2055.

Im *Mannheimer* Museum befinden sich ausser den oben als mit Nieder Stempeln identisch bezw. ihnen ähnlich bezeichneten Typen noch folgende:

26) LEG XXII P P F
VAL PRIM(VS)F

Oblong, an den Rändern rechteckig ausgezahnt, wie No. 6 u. 21.

Aus *Neuenheim* cf. Baumann 121. Er schreibt den Namen L VAL PRIMV.. Das L halte ich für einen Teil des linken Randornaments; dagegen erkenne ich nach M noch Teile des F; der Zwischenraum zwischen ihnen und M beweist, dass der Name ausgeschrieben war. cf. Christ Verhandl. d. Philologenvers 1865, S. 216. Der Name wird von Brambach add. 1708 S. 380 als val primus angeführt. Es ist das Neuenheimer Exemplar gemeint, das einzige, wie es scheint, welches bis jetzt bekannt geworden ist.

27) LEG XXII p. p. f.
IVLFEL·

Oblong, oben und unten schräge Striche als Ornament, rechts und links breite, aber undeutliche Ornamente; zwischen beiden Zeilen, nicht parallel den Langseiten, sondern schrag von links oben nach rechts unten, zwei Parallellinien mit schrägen Strichen im Zwischenraum zwischen ihnen.

Aus *Schlossau* cf. Baumann 119 u. K. Christ, B. J. XLIX, S. 111. Die Ergänzung Julius Felix dürfte kaum zweifelhaft sein. Der Stempel war Brambach noch nicht bekannt; dagegen Habel nach einem in G. Dieffenbachs Handkatalog V, bei S. 11 eingeheften Verzeichnisse.

28) LEG XXII·P P·F
IVL·SATVRNINSF

Oblong, klein, ohne Ornamente.

Aus *Schlossau*, cf Baumann 119. Die Erklärung des Namens als Iulius Saturninus ist zweifellos richtig, die Identität mit dem von Becker Kat. 304, 123 mitgeteilten Stempel aber nicht wahrscheinlich, wenn auch die dort vorhandenen Buchstabenreste gleichfalls den Namen Saturninus enthalten dürften. Brambach kannte weder den einen noch den anderen.

Ausserdem wurden in unserem Gebiete noch folgende Typen gefunden:

29) LEG XXII P P I
L·CO PEC·F E

Oblong mit bogenförmigen Ohren, ähnlich No. 2, (Fig. 142) und No. 23. Zwischen beiden Zeilen eine Reihe rautenförmiger Erhöhungen als Trennungsstrich

Auf einem Ziegel in *Friedberg* gefunden, gezeichnet von G Dieffenbach im Handkatalog V, S. 11

= *Wiesbaden.* Wiesb. Museum ohne Angabe des Fundortes. cf. Brambach 1537, f, 23· $\frac{\text{LEG XXII PP F}}{\text{L·COPEC·F·F}}$ Dieffenbachs Zeichnung ist ohne Zweifel genauer, demnach sind 3 Namen (etwa L. Cornelius Peculiaris oder dgl.) anzunehmen.

30) LEG XXII P·P̂F̂
BRE QVA

Oblong mit halbkreisförmigem Ausschnitt auf beiden Seiten innerhalb der Umfassungslinie, in dem Halbkreis je ein schrag gestelltes Kreuz. P und F ligiert.

Im Museum zu *Mainz* Hypokaustplatte 0,21 l. u br., 0,05 dick.

= *Rückingen?* cf. Suchier 1885, S. 14, No. 24. Ein dünnes Ziegelstück, auf dem nur $\frac{\text{LEG}}{\text{BR}}$ und das linke Ornament sichtbar sind Es fand sich unter den älteren Beständen des Hanauer Museums vor Suchier vermutete, dass es aus dem Römerbad stamme. In späteren handschriftlichen Ergänzungen zu seiner Arbeit spricht er, da ihm inzwischen der Stempel auch von der Saalburg bekannt geworden ist, die Vermutung aus, das Stück könne durch Buchenau von der Saalburg mitgebracht sein Die Provenienz ist demnach unsicher Suchiers Vermutung, in dem BR stecke ein verschriebenes PR, wird durch den vollständigen Mainzer Stempel widerlegt.

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVI, 26. In den Seitenornamenten ist das X zu ergänzen.

31) LEG XXII P·PF
MANCANDIF

Oblong ohne Ornamente.

Marienfels. 6 Hypokaustplatten 0,21 ı Q. im Museum zu Wiesbaden 10255. Nach Abklatsch cf. Brambach 1545, 6.

= *Mainz.* 1377, g, 96 u. 97 cf. Brambach nach Kem. Wenn No. 96 MANGANDIF, No. 67 MANCANDIF geschrieben ist, so ist nur die letztere Form nach einer Vergleichung der Wiesbadener Exemplare richtig, demnach auch Brambach 1545, 6 und Register S. 380 zu korrigieren.

= *Saalburg.* v. C. u. J. LXXVI, 23. Auch hier ist nach dem Abklatsche C deutlich und auf der Abbildung richtig wiedergegeben cf. Becker N. A. XIII, 235. Ob eine leichte Erhöhung zwischen C und A ein Interpunktionszeichen bedeutet und dort also der erste (abgekürzte) Namen endigt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wahrscheinlicher ist die Trennung MAN(lius?) CANDI(das?) F(ecit). Becker N. A. XIII, 235 lässt in der Wiedergabe der Legende G oder C zweifelhaft, liest dann aber den Namen Mangandius unter Hinweisung auf die Mainzer Stempel, doch steht seine Angabe, dass bei diesen »MA teils getrennt geschrieben, teils in eine Ligatur zusammengefasst war«, im Widerspruch zu seiner Veröffentlichung derselben im Katal. 304, 119—121, wo nur auf einem Exemplar die ersten Buchstaben erhalten und dort wie bei uns ligiert sind. Es scheint demnach nur ein einziger Typus vorhanden zu sein.

32) LEG XX $\overline{\text{PF}}$
IVNIIRF

Oblong mit abgerundeten Schwalbenschwänzen, die nach aussen zwei halbkreisförmige Auszahnungen und ihnen entsprechende bogenförmige Strichornamente zeigen.

Im Wiesbadener Museum kommt der Stempel auf einem Plattenfragment 10119 aus *Hofheim* (cf. Brambach 1503, b, 3 nach I. N. 1877, wo der Name fälschlich VNFER lautet) und auf einem Dachziegelstück 10021 aus *Nied* vor. Identisch ist das bei v. C. u. J. LXXVI, 22 abgebildete Fragment mit undeutlicher Legende. Der Name könnte IVNI(us) FR(ontinus) F(ecit) bedeuten. Brambachs Vermutung: »cum fec ?« (S. 380) ist sicher falsch.

Fügen wir zu diesen Nummern noch die oben unter c, 1, 2, 3, 4, 7, 17, 19 gelegentlich angeführten Namen bzw. Varianten hinzu, so steigt die Zahl der von mir verglichenen Namenstempel aus dem in Betracht kommenden Gebiete auf 40. Ausserdem dürften noch einige Typen anzuführen sein, welche ich weder in den betreffenden Sammlungen, noch unter den mir zur Verfügung gestellten Abklatschen vollständig wieder aufgefunden habe, die aber doch sicher beglaubigt sind. Es sind folgende

41) LEGXXIIP·P F
IVL GRAT·F

»Ziegel« im *Mainzer* Museum. cf. Becker, Kat. 304, 122, Brambach 1377, g, 91. In der Habelschen Sammlung auf Schloss Miltenberg befindet sich ein Stempelfragment mit der Legende L E G· X . . . .
IVL G R . . . , wohl zweifellos mit dem angeführten Mainzer Exemplar identisch.

42) In derselben Sammlung sind auf einer Platte zwei Stempel übereinander angebracht, von welchen der eine L XX II, der andere SATURNV (N umgekehrt, rechts abgebrochen) enthält. cf. Becker, Kat. 304, 123. Zwar giebt Becker den Stempel in dieser Form:
L XX II . . . . .
ATVRNVS ; aber die charakteristischen Merkmale beider Zeilen, das Fehlen der Buchstaben E G, die verkehrte Form des N, machen es mehr als wahrscheinlich, dass Becker eine Platte vorlag, auf der beide Stempel so dicht untereinander angebracht waren, dass er sie für einen zweizeiligen Namenstempel hielt und demnach auch annehmen musste, die erste Zeile habe die üblichen Beinamen enthalten, die nur nicht deutlich ausgeprägt seien. Der Habelsche Stempel zeigt, dass das nicht der Fall war. Er stimmt in der Form und Grösse, in dem Fehlen der beiden genannten Buchstaben und jeden Beinamens (PR·P·F·) mit einer Reihe von Mainzer und Miltenberger Exemplaren (wohl alle auch aus Mainz) überein, die in jeder Hinsicht von allen Nieder Stempeln verschieden sind und mir durch ihre Verwandtschaft mit den im Speyerer Museum vorhandenen Stempeln auf Rheinzaberner Provenienz hinzuweisen scheinen.

43) . . . . PPF AGRIP·F

Neben No 8 in *Bierstadt* bei Wiesbaden gefunden. cf. Brambach 1509. Nach I. N. 1878 im Museum zu Wiesbaden vorhanden. Ich habe ihn dort nicht gesehen.

44) LEG XXII
ATTIVLII

Nach Brambach 1491, c, 2 u. I. N. 1878 in *Heddernheim* gefunden und im Wiesbadener Museum aufbewahrt. Vgl. die letzte Bemerkung zu No. 43. Nach Habel in Dieffenbachs Handkatalog V zu S. 11 lautet die Legende ATTI IVNI.

45) LEG·XXII P P·F$\widetilde{\text{QV}}$I

Auf bandförmigem bzw. in Gestalt eines S gebogenem Stempel. Gefunden auf grossen Platten im Hypokaustum des *Rückinger* Kastells. cf. Suchier 1885, Taf II, 36 und S. 16, 36. Zweifellos identisch ist der bei Knapp, Römische Denkmale des Odenwalds, Taf. VII, Fig. 54 abgebildete Stempel aus *Vielbrunn* im Odenwald, der ebenfalls auf grossen Platten eines Hypokaustums gefunden wurde Knapp las LEG XXII P P F·Q I; die einzige Differenz F statt I erklärt sich leicht. (Die Punkte kommen bei Ziegelstempeln, da sie oft nicht erkennbar sind, nicht in Betracht.) Phantastisch aber sind Knapps Erklärungsversuche. Auch Suchiers Deutung: Quirinus fecit hat nur exemplifikatorischen Wert. cf. Hammeran, Westd. Zeitschr. 1885, S 406, dessen Bemerkung, dass der Stempel ausser in Rückingen nicht vorkomme, nach obigem jedoch zu korrigieren ist. Man vgl auch K. Christ, B. J. XLIX, S. 114, der Knapps Deutung zurückweist

46) LEGXX . . . . . MVSF

Ein Kreisstempel, gefunden auf der *Saalburg*. cf. v. C. u. J., LXXVII, 20. Die Buchstaben sind ausserordentlich flüchtig geschnitten, so dass sie z. T. fast wie Kursivschrift aussehen. Jacobi giebt die Legende nach PPF so, dass man etwa RIAMVS liest. Es dürfte wohl der Name PRIMVS darin zu erkennen sein. Anderwärts ist der Stempel m. W. nicht gefunden.

47) (?) LEG XXII·PPF
IVL·SAEVIO

Diesen Stempel führt K Christ B. J. XLIX, 112 als aus *Schlossau* stammend unter den Exemplaren des Mannheimer Altertumsvereins an und erklärt ihn: »Iulii Saevi officina?« Unter den mir zugestellten Abklatschen der Mannheimer Sammlungen fand sich der Stempel nicht. Ebensowenig führt ihn Baumann an. Die von Christ a. a. O. S. 112, 8, 9, 10 aufgeführten Mannheimer Namenstempel scheinen falsch gelesen zu sein. No. 8 dürfte in seinem letzten Teil den Beinamen Antoniniana enthalten, No. 9 lautet zweifellos LEG XXII PRIPF Vgl. auch Baumann a. a O S. 40.

Im Ganzen sind also bis jetzt etwas mehr als 40 Namenstempel der 22. Legion aus Obergermanien bekannt. Von denselben kannte Brambach 26, grosstenteils in verstümmelter oder falsch überlieferter Form. Ganz neu sind von uns gefunden: No. 7 in zwei Typen von Nied und Heddernheim, 10, 13, 17 in Nied, 22, 25 in Heddernheim. Bei einer sehr grossen Anzahl boten unsere Funde und ihre Vergleichung mit den in den verschiedenen Sammlungen vorhandenen Exemplaren die Möglichkeit sicherer Ergänzung und Deutung. Mit sehr wenigen Ausnahmen aber weisen sie durch die Form der Stempel sowie die Beschaffenheit des Materials auf gleiche Provenienz hin. Von besonderem Interesse ist es, dass von den angeführten Namenstempeln die Hälfte bei den vorjährigen Ausgrabungen in Nied gefunden, bezw. wiedergefunden worden ist, während ausser dem benachbarten Heddernheim keine andere Fundstätte, selbst Mainz und Wiesbaden nicht, mehr als 10 Namen aufzuweisen hat, wobei noch in Betracht kommt, dass bei einigen Wiesbadener Ziegeln, von welchen der Fundort nicht angegeben wird, die Herkunft aus Nied wahrscheinlich ist.

Was nun die Bedeutung der Namen auf Militärziegeln betrifft, so sind hierüber ebenso verschiedene Ansichten geäussert worden, wie über die Figurenstempel. Man hat sie für die Namen der Centurionen gehalten, von deren Abteilungen die Ziegel hergestellt oder die Bauten ausgeführt worden seien, bei welchen die ersteren Verwendung fanden. Man konnte sich dabei auf die zahlreich in Mainz gefundenen Bausteine berufen, auf welchen ebenso wie auf den Ziegeln in einer rechteckigen Umrahmung mit Schwalbenschwänzen unter der Bezeichnung der Legion ein dreiteiliger Namen mit Centurienzeichen davor eingemeisselt ist. Einer dieser »tituli lapidei«, der freilich nicht mehr existiert, hatte nach P. Fuchs I, tab. 40 und p. 164, 40 genau dieselbe Legende (ohne Centurienzeichen) wie unser Stempel c, 21 (cf. Brambach 1062), und bei einem anderen hat diese vollkommene Übereinstimmung mit dem Stempel c, 8 sowohl Brambach 908 veranlasst, im Widerspruch zu der ausdrücklichen Angabe Schannats am Rand die Bezeichnung »in laterculo« hinzuzufügen, als auch Weckerling bewogen, seine frühere Ansicht im Hinblick auf die späteren Funde der Ziegelstempel in gleichem Sinne zu ändern. cf. Kat. des Paulus-Museums I, 76, 2 u. II, 89. Diesen beiden nicht ganz sicher beglaubigten Fällen steht ein anderer gegenüber, wo ein Nieder Stempelnamen, und zwar ein seltener, genau in derselben Form auf einer Weihinschrift vorkommt (c, 10 und Brambach 1107), auf der letzteren aber sein Träger als veteranus leg. XXII p. p. f. bezeichnet ist. Als Beweise können beide Fälle weder für noch gegen die angeführte Ansicht betrachtet werden.

Andere bezeichneten gleichfalls mit einer von der Beweispflicht sich entbindenden Selbstverständlichkeit die auf den Ziegeln genannten Personen als »centuriones fabrum« Dabei ist es unklar, ob sie sich bei einer Legion nur eine oder mehrere centuriae fabrum figlinorum denken. Das letztere wäre kaum denkbar, dem ersteren würde die von uns in Hedderuheim beobachtete Thatsache widersprechen, dass in einem einzigen Hypokaustum, und zwar in den untersten Lagen der Pfeiler, die allein noch vorhanden waren, nicht weniger als zehn verschiedene Namenstempel sich fanden, und zwar unter Umstanden, welche die Annahme teilweiser Zerstörung und späterer Wiederherstellung aus zerstreutem Material ausschlossen. Auch in der Villa zu Marienfels scheint nach den Notizen im Katalog des Wiesbadener Museums dieselbe Erscheinung, wenn auch in geringerem Umfange beobachtet zu sein[1]

Demnach scheint es wie vorsichtiger, so auch zutreffender zu sein, mit Brambach, K. Christ, Baumann u. a. in den Namen einfach die Bezeichnung der Ziegelbrenner — oder, wie v. Cohausen es ausdrückt, der Ziegelmacher — zu sehen, sei es, dass dieselben aktive Soldaten waren, die, weil sie bestimmte Mengen von Ziegeln fertigstellen mussten, ein Interesse daran hatten, ihre Erzeugnisse durch Namen oder andere Zeichen kenntlich zu machen,[2] oder sei es, was jedoch nur in später Zeit der Fall gewesen sein dürfte, dass Veteranen auf eigene Rechnung für die Legion arbeiteten.

Für die Entscheidung dieser Frage würde der oben bei b, 18 und c, 3 erwähnte rätselhafte Stempel IVSTVMFECIT von besonderem Werte sein, wenn er von C. Klein richtig gedeutet sein sollte durch die Worte: »er hat das Gerechte gethan« (cf. Becker, N. A. XIII, S. 236); wir würden dann in dem Stempel einen Approbationsstempel zu erkennen haben, welchen der die Aufsicht führende Militärbeamte, vielleicht der bei Brambach 105 (nach Janssens Konjektur) erwähnte magister figulorum, auf den in anderem Zusammenhang auch Hammeran (Westd. Zeitschr IV, IV, 1885, S. 406) aufmerksam macht, auf die Schlussziegel der einzelnen straturae (cf

[1] Man vgl. auch Brambach 1545. Auch bei der Villa bezw dem Badegebäude beim Kastell Schlossau fällt die Mannigfaltigkeit der gefundenen Namenstempel auf.

[2] Für diese Annahme sprechen besonders auch die Ziegelstempel von Aachen, welche Hettner, W. Z. II, IV, S 428, in überzeugender Weise ergänzt: »trans Rhenum f(ecit) . . . us Iullinus m(iles) l(egionis) I M(inerviae).« Die Bezeichnung »Fabrikantenstempel«, welche Hettner gebraucht, ist wohl in dem von uns angenommenen Sinne zu fassen, da der »Fabrikant« sich ja als aktiven Soldaten zu erkennen giebt.

Brambach 1397 und Hammeran l. c.) drückte. Für die Richtigkeit dieser Deutung und gegen Beckers Erklärung (N. A XIII, S. 236 und Kat S 99, VII, A, VII) als Namenstempel Iustum(us) fecit sprechen aber mehrere gewichtige Gründe. Nur wurde die Übersetzung wohl besser lauten »Er hat das rechtmässige (ihm gebührende) Quantum (von Ziegeln) gemacht«[1]

Zunächst wurde die Ligatur bei aller gerade auf diesem Gebiete herrschenden Regellosigkeit doch auffallen, wenn der eine der ligierten Buchstaben zum vorhergehenden, und zwar verkürzten Namen, der andere zum Verbum gehörte, während sie sehr erklärlich ist, wenn iustumfecit zu einer Approbationsformel erstarrt war. Ferner fällt die regelmässige, an lapidare Inschriften erinnernde Form der Buchstaben umso mehr auf, wenn sie sich, wie oben gezeigt ist, auf derselben Ziegelplatte mit anderen Stempeln finden, welche man, wenn man die allgemeinen chronologischen Merkmale der Epigraphik auf diese Art von Inschriften anwenden dürfte, in eine weit spätere Zeit setzen müsste. Die Sache verliert alles Auffallende, wenn wir den Legionsstempel als Privateigentum, vielleicht eigenes Fabrikat des Ziegelmachers, den anderen dagegen als offizielles Instrument[2] ansehen

[1] Dass das Adjektivum iustus in Verbindung mit einem von einem Verbum, welches eine Leistung (wie facere) ausdrückt, abhängigen Objektssubstantivum eine der oben angenommenen entsprechende Bedeutung hatte, und zwar besonders auch in der militärischen Sprache, zeigen u. v. a. besonders auch Stellen wie Caes. bell civ I, 23, 5, III, 76, bell gall VIII, 39. Man vgl. besonders den Ausdruck »iustum iter conficere« in der Stelle b. c. III, 76 »confecto iusto itinere eius diei, quod proposuerat Caesar«, in welcher mit Recht »iusto« auf ein bestimmtes, durch das militärische Reglement festgesetztes Quantum bezogen wird, vgl. Forcellin. (nach Lipsius) sub v. »iustus«. Auf dieselbe Bedeutung weist auch die Stelle »dum iusta muri altitudo expleatur« Caes. b. g. VII, 23 fin. An der Substantivierung des neutr. sing. im Sinne eines vorschriftsmässigen Quantums wird man bei dem entsprechenden Gebrauche des verwandten debitum (z. B. persolvere) und gegenüber Stellen wie »numerum ad iusta perducere« = ad solitum ac debitum opus praestandum (Colum. de re rust. I. c. 8) am wenigsten bei einer Stempelinschrift Anstoss nehmen, bei der es auf Kürze ankam.

[2] Der Stempel ist von allen Neuer Typen der einzige, der ganz entschieden den Eindruck macht, als ob er von einer Metallmatrize herrühre, und dem entspricht auch das von der Saarburg stammende Exemplar nach Jacobis Abbildung. Dann würde sich der grosse Unterschied der Buchstabenformen auf zwei gleichzeitig eingedrückten Stempeln desselben Ziegels erklären. Ein gut gearbeiteter Metallstempel würde in der Hand eines beaufsichtigenden Beamten ebenso natürlich sein, wie bei demselben (centurio) ein so schlechtgearbeiteter oder gar mit falscher Legende versehener Holzstempel auffallen würde, wie wir sie oben beschrieben haben und u. a. bei Fig. 11, 12, 23, 61, 94 und selbst bei einem Namenstempel Fig. 151 dargestellt sehen

Ebenso erklärt sich bei unserer Annahme das öftere Nebeneinandervorkommen des letzteren mit den unserer Ansicht nach sämtlich gleich den Namenstempeln auf persönliche Leistungen hinweisenden Figurenstempeln. Wenn der Approbationsstempel gelegentlich auch ohne Legionsstempel — aber immer mit solchen gemeinsam verbaut — vorkommt, so ist dies darauf zurückzuführen, dass nicht alle Ziegel einer Lieferung gestempelt wurden, wie das der Befund bei unseren Ziegelöfen bestätigt hat, und wie es auch heutigen Gepflogenheiten entspricht.

Dass auf unserem Ziegel c, 3 der Approbationsstempel wieder ausgekratzt ist, kann man darauf zurückführen, dass bei näherer Untersuchung sich herausstellte, dass die richtige Zahl noch nicht erreicht war. Wollte man mit Becker annehmen, dass von zwei Namen der eine getilgt sei, so müsste man wohl an betrügerische Stempelung fremden Materials denken, während der öfters vorkommende Fall, dass zwei Stempel verschiedener Form auf einem Stein abgedrückt sind — von Namenstempeln ist mir dies nicht bekannt[1] —, ohne dass der eine getilgt wäre, auf einen Irrtum nebeneinander arbeitender Ziegler zurückgeführt werden kann. Das mehrmalige Nebeneinandervorkommen derselben Form auf einem Stein endlich wird, wo nicht der mangelhafte Abdruck des einen Stempels eine genügende Erklärung bietet, als Spielerei gedeutet werden müssen.

Welche Kategorie der bei der Ziegelfabrikation beschäftigten Personen die Namen bezeichnen, mag aber um so mehr unentschieden bleiben, da in dieser Beziehung unter verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Zeiten verschiedene Gepflogenheiten geherrscht zu haben scheinen. So kann z. B. mit unseren Nieder Namenstempeln nicht in Vergleich gebracht werden der in Mirebeau gefundene Stempel LEG VIII AVG·L·APPIO·LEG·, den man sicherlich mit Recht auf den Statthalter L. Norbanus Appius Maximus bezogen hat.[2] Ebensowenig wird man spätzeitige Stempel heranziehen dürfen, auf welchen, wie z. B. auf pannonischen Ziegeln C. I. L. III, 3749 ff. hohe Beamte mit ihren Titeln bezeichnet sind. Aber das zeigt sich doch überall, dass auf solchen Stempeln Personen genannt sind, welche, sei es als Auftraggeber, sei es als Ausführende mit der Herstellung der Ziegel in Zusammenhang stehen; und dies allein scheint auch der Sitte der verschiedensten Zeiten und Völker und ganz besonders auch

[1] Der von Hettner, Westd. Z. II, 6, 1883, Museographie von 1882, S. 221 erwähnte Fall bezieht sich nicht auf Militärziegel.

[2] Th. Mommsen, Lugonische Legionsstempel, Hermes XIX, 1884, S. 437.

der unsrigen zu entsprechen. Es ist daher auffallend, dass Suchier[1] bei Besprechung des Stempelnamens Frontinus sagt. »Die Töpferstempel nennen den Verfertiger der Gefässe, die Namen auf Legionssteinen können aber nicht den bezeichnen, der die Backsteine machte, sondern nur den Stempelschneider«. Diese Annahme ist vielmehr die denkbar unglaublichste, wenn, wie es ja nach Suchiers Worten angenommen werden muss und für die kunstvolleren Stempelformen auch sicherlich anzunehmen ist, Stempelschneider und Ziegelmacher verschiedene Personen waren.[2] In diesem Falle könnte der Stempelschneider seinen Namen an irgend einer Stelle des Instruments angebracht haben, sicherlich aber nicht so, dass derselbe in gleicher Grösse wie die Bezeichnung der Legion auf dem Ziegel prangte. Aber wenn es auch denkbar wäre, dass der Besteller der Matrize dem Holzschnitzer gestattete, seinen Namen in so anspruchsvoller Weise anzubringen, wie dies z. B. auf dem prächtigen Stempel c, 19 (Fig 159[b]) der Fall ist, so ist es dagegen kaum denkbar, dass ein solches Stempelungeheuer wie das c, 11 (Fig. 151) von einem Spezialkünstler herrührte, und dass dieser den Ehrgeiz besessen haben sollte, sich auf den unverwüstlichen Ziegelplatten ein monumentum aere perennius seiner Unfähigkeit zu setzen. Von dem Ziegelmacher, der nicht seine Fertigkeit im Holzschnitzen, sondern die Thatsache der Herstellung einer gewissen Anzahl von Ziegeln dokumentieren wollte, ist es dagegen sehr wohl denkbar, dass ihm auch ein den Anforderungen der Epigraphik und Ästhetik nicht entsprechendes Instrument genügte.

Mit Recht bemerkt Hammeran[3] gegen Suchier, dass die Heranziehung der Töpferstempel keinen Zweck habe Den einzigen Grund aber, den er dafür anführt, dass die Töpferstempel »doch naturgemäss meist der letzten Zeit römischer Okkupation, also dem 3 Jahrhundert, angehören, die Namenstempel aber grossentheils aus der Zeit der Erbauung des Kastells stammen werden«, kann ich weder als bewiesen, noch nach meinen Beobachtungen auch nur als wahrscheinlich an-

[1] Weitere römische Münzen und Stempel etc. 1885, S. 16 Anm

[2] Auch Hammeran, Westd. Zeitschr IV, IV, S. 406 spricht von dem »Namen des Stempelschneiders, den dieser in eine Holzform einschnitt«, ohne dass man jedoch seine Ansicht über das Verhältnis desselben zum Benutzer des Stempels erkennen könnte. Wenn er an anderer Stelle (Westd. Zeitschr III, 4, S. 191) diesen Stempeln den Charakter von Urkunden vindiziert, so ist nicht recht verständlich, was auf diesen, die doch nur die Herstellung, bzw. Verwendung des Baumaterials beurkunden können, der Namen eines von dem Benutzer verschiedenen Holzschnitzers zu thun haben sollte

[3] J. J. S. 406.

erkennen. Sämtliche Namenstempel von Rückingen, auf die sich zunächst Suchiers und Hammerans Bemerkungen beziehen, stammen aus dem Hypokaustbau und dem sog. Römerbad, die zweifellos nicht in der ersten Zeit der Anlage des Kastells erbaut wurden, und die meisten Namenstempel aus Nied, von welchen genauere Fundnotizen vorhanden sind, besonders die zahlreichen Exemplare von Marienfels und Heddernheim wurden in Hypokausten gefunden, welche aus später Zeit stammen, wie denn der grosse Gebäudecomplex in Heddernheim nachweislich auf Trümmern älterer Bauwerke errichtet ist. Auch die komplizierte Umrahmung mancher Namenstempel, welche eine Kombination aller älteren, einfacheren Stempelformen darstellt, spricht für ihre Spätzeitigkeit. Hiermit sind wir an die Frage nach dem Werte der Stempel für die Entscheidung historischer, besonders chronologischer Fragen herangetreten, welche ein näheres Eingehen erfordert.

V Über die wissenschaftliche Bedeutung der Nieder Ziegelfunde.

Ich habe, veranlasst durch die Auffindung ausgedehnter Ziegeleien der 4. Vindelicierkohorte beim Kastell Grosskrotzenburg und die Thatsache, dass die Ziegel dieses Truppenteils an auffallend vielen Orten des Taunuslimes einerseits und der Mainlinie Miltenberg—Grosskrotzenburg anderseits, und zwar an der letztgenannten Strecke mit den gleichen Stempeltypen wie in Grosskrotzenburg gefunden werden, zuerst im Jahre 1885[1] die Ansicht ausgesprochen, dass 1) die Auffindung von Stempeln irgend eines Truppenteils in einem bestimmten Kastell allein nicht massgebend sein könne für die Bestimmung der Garnison des letzteren und dass 2) die Auffindung derselben Typen von Stempeln der 4. Vindelicierkohorte an verschiedenen Punkten der Mainlinie sich am leichtesten erkläre, wenn man annähme, dass die Grosskrotzenburger Ziegeleien auch andere Truppenteile, die mit den Vindelciern zu einem Armeeverbande gehörten, mit Baumaterial versahen.

Der von mir ausgesprochene Gedanken fand in den meisten Besprechungen der Arbeit mehr oder weniger entschiedene Zustimmung.[2]

[1] Wolff-Dahm, S. 8 ff.

[2] So mit aller Entschiedenheit O. Keller in der Berliner phil. Wochenschrift, 1885 No. 29/30, S. 930 f. und P. Ladewig in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft, herausg. im Auftrage der H. st. Ges. zu Berlin, VII. Jahrg., II, 7. Eben-

Von besonderem Werte aber war es mir, dass v Cohausen, der, wie ich wusste, gerade auf diesem Gebiete auch in technischer Hinsicht die eingehendsten Studien gemacht hatte und der noch in seinem grossen Pfahlgrabenwerk, der bis dahin als selbstverständlich angesehenen allgemeinen Ansicht folgend, die Garnisonen der Kastelle nach den gefundenen Ziegeln bestimmt hatte, die ausgesprochene Ansicht nicht nur rückhaltlos als berechtigt anerkannte, sondern durch Hinzufügung des neuen Grundes befestigte, »dass wir Ziegel mit Militärstempeln auch bei Villen und Gehöften finden, die, fern von Garnisonsorten, nichts mit dem Militärwesen zu thun hatten.«[1] Einen von mir nur angedeuteten Grund[2] führt v Cohausen weiter aus durch die Bemerkung, dass »der bei der Kapersburg, Saalburg, am Feldberg und bei Holzhausen an der Heide vorkommende Lehm«, wie es scheine, »nie ein Ziegelprodukt geben könne, wie es die dort gefundenen Legions- und Kohortenziegel geben.«[3] Wenn er dann hinzufügt: »das sind, wenn auch unangenehme, aber schlagende Wahrheiten, die uns abhalten müssen, aus den Ziegelstempeln zu schliessen, dass die darauf genannten Truppenkörper da in Garnison lagen, wo wir jene gefunden haben«, so ehrt dieses Zugeständnis den verdienten Forscher jedenfalls mehr, als wenn er seine Autorität eingesetzt hätte, um einen Irrtum, den wir alle mit ihm geteilt haben, festzuhalten

Entschiedenen Widerspruch fand die Hypothese nur von einer Seite A Hammeran erklärte in einer Recension unserer Schrift[4] die von mir angenommene Lieferung von Ziegeln an einen Ort, an dem die auf den Stempeln genannte Kohorte nicht garnisoniert habe, als einen »merkwürdig unrömischen Betrieb« und sagt an einer anderen Stelle,[5] »Die Anwesenheit der einzelnen Truppenkörper, welche die Stempel bekunden, an den Fundorten kann und darf nicht bezweifelt

so v Cohausen in Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Gesch und Altertumsvereine 1885 No. 6 und in den Nass Annalen Bd. XIX, 1886 S. 160. Man vgl. A Duncker in v Sybels Hist Zeitschr 1885 S. 365 und A Velcke in der Deutschen Litteraturzeitung 1885 No. 40, der die Frage unentschieden lässt Wenn Th. Mommsen im Hermes XIX, 438 bei Besprechung der Lugonenziegel bemerkt, dass im allgemeinen die Ziegel für Garnison in der Provinz beweisend seien, im vorliegenden Falle nicht so begrüsse ich diesen Satz als ein indirektes Zeugnis des berühmten Forschers für meine Ansicht dass die Stempel nicht beweisend sind für Garnison in loco.

[1] Vgl Korrespondenzblatt a. a. O. und N. A. XIX, S. 160.

[2] l. l. S. 10.

[3] N. A. a. a. O. S. 160.

[4] Westd. Zeitschr IV II, 1885 S. 177 ff., bes. S. 185.

[5] Westd. Zeitschr, IV, IV S. 404.

werden, wenn wir nicht alle Verhältnisse auf den Kopf stellen wollen, und es erscheint als eine verhängnisvolle Verkennung der natürlichen Voraussetzungen römischer Militärbauten, sich die Ziegel und Backsteine von anderen Werkleuten als den darauf bezeichneten verbaut zu denken«. Das Vorkommen derselben Typen an verschiedenen Orten erklärt er daraus, dass »eine identische Matrize bestanden haben werde, woraus an verschiedenen Orten gleichzeitig von Abteilungen derselben Kohorte Stempel gebrannt wurden«.[1] Anderseits sagt er an derselben Stelle: »Der fruchtbarste Gedanke, der in Wolffs Ausführungen liegt, ist der, dass überhaupt von auswärts fertige Ziegel geliefert und dass nicht alle in dem Kastell, wo sie sich fanden, gebrannt wurden. Ein bestimmter Fabrikationsort, ein Depot gleichsam für den Truppenbedarf wird supponiert werden dürfen, wo geeignete Tonlager sich fanden, fabrizierte man, an anderen Orten nicht«.[2]

Die zuletzt angeführten Sätze entsprechen so vollkommen meiner Überzeugung, die ich schon vorher bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen hatte,[3] sie bezeichnen so sehr den eigentlichen Kernpunkt einer Hypothese, dass ich auf die einzelnen Ausstellungen um so weniger einzugehen Veranlassung habe, da sie teils, wie z. B. die Annahme, dass eine identische, an verschiedenen Orten gleichzeitig gebrauchte (also doch wohl in verschiedenen Exemplaren vorhandene?) Matrize das Vorkommen derselben Typen an verschiedenen Orten erkläre, durch meine Bemerkungen zu den einzelnen Typen hinlänglich widerlegt erscheinen, teils von mir als berechtigt zugestanden werden. So gebe ich selbstverständlich die damals ausgesprochene Vermutung, die in Friedberg und Rückingen gefundenen Heizkacheln mit identischen Stempeln der 22. Legion möchten aus einer Friedberger Ziegelei stammen, auf, nachdem ich den Fabrikationsort der Rückinger und Friedberger Ziegel bei Nied gefunden habe. So habe ich es längst als eine Inkonsequenz erkannt, wenn ich noch im Jahre 1885 aus dem Vorkommen von Ziegeln der 22. Legion neben denjenigen der Kohorten in den Limeskastellen mit Hammeran[4]

[1] Westd. Zeitschr. IV, II, 1885, S. 186.

[2] Derselbe Gedanke wird von H. mit noch grösserer Entschiedenheit in der Recension von Suchiers Arbeit über »Weitere römische Münzen und Stempel aus der Nähe von Hanau«, Westd. Zeitschr. IV, IV, S. 406, betont und durch neue Gründe gestützt. Daneben aber wird ebenso entschieden »die Anwesenheit der auf den Stempeln genannten Truppe am Fundorte« betont.

[3] So Wolff Dahn, Der römische Grenzwall, S. 10.

[4] Hammeran a. a. O. IV, II, S. 187 nimmt nicht nur von der Legion an, dass sie »in sehr ausgiebiger Weise auseinander gerissen werden musste, um der

und den meisten anderen Forschern folgerte, dass kleine Abteilungen des genannten Truppenteils neben der aus den Auxiliarkohorten bestehenden Garnison in den Kastellen gelegen hätten. Bei allen diesen Fragen waren wir bis in die neueste Zeit so sehr genötigt, aus dem Rohen heraus zu arbeiten, und überhaupt war und ist die gesamte Limesforschung in einem solchen Entwicklungsprozess begriffen, dass es ein zweifelhafter Ruhm wäre, hier nichts gelernt und nichts vergessen zu haben.

Der eigentliche Fundamentalsatz meiner Ausführungen vom Jahre 1885, dass aus dem Vorhandensein von Stempeln eines Truppenteils an einem Platze nicht sofort, wie man bis dahin allgemein gethan hatte, der Schluss gezogen werden könne, dass der Truppenteil die Besatzung des betreffenden Platzes gebildet habe, dürfte jetzt als allgemein anerkannt betrachtet werden;[1] bestände noch irgend ein Zweifel an seiner Richtigkeit, so müssten ihn die Nieder Stempel und die Art ihrer Auffindung jetzt ein Ende bereiten. Eben diese aber bietet für die vermutete Existenz einer »Centralwerkstätte der Ziegelfabrikation« der 22. Legion einen ebenso überraschenden wie erfreulichen Beweis. Dass neben dieser Centralwerkstätte »ein gesonderter Betrieb in den Kastellen bestand«,[2] steht nicht im Widerspruch zu meiner früher geäusserten Ansicht. Hatte ich doch gerade die Existenz der Kohortenziegel beim Krotzenburger Kastell nachgewiesen und daneben Legionsziegeleien vermutet, die ich nur in Friedberg suchte, wie Hammeran in Mainz,[3] während die Wahrheit uns beiden räumlich viel näher lag. Ja ich habe sogar an einer anderen Stelle eben jener von Hammeran besprochenen Schrift[4] auf die

Limesbesetzung zu entsprechen«, sondern glaubt auch »die gleichzeitige Anwesenheit (der 4 Vindelicierkohorte) auf der Saalburg, in Krotzenburg und Miltenberg nachgewiesen zu haben«.

[1] »Dass dieser Schluss zu unmöglichen Folgerungen führt,« betont auch E. Hübner in seinen »Neuesten Studien über den römischen Grenzwall« in den Bonner Jahrbüchern LXXX, 1889, S. 38.

[2] Westd. Zeitschr. IV, IV, S. 406.

[3] Westd. Zeitschr. IV, IV, S. 405.

[4] S. 62 und Taf. III. Dass bei einem Kastell, welches zu gewisser Zeit eigenen Ziegelbetrieb hatte, trotzdem sich Fabrikate von anderen Herstellungsorten finden, habe ich bereits damals aus der langen Dauer der Okkupation erklärt (S. 10), während welcher man wohl schwerlich, wenn nach längerem Stillstand ein Neubau hergestellt werden sollte, »immer sogleich eine besondere Ziegelei baute oder eine vor Jahrzehnten gebrauchte wieder herstellte«. Ich gehe auf diesen Punkt weiter unten auf Grund neuerer Erfahrungen näher ein.

wahrscheinliche Fundstätte einer Ziegelei auch beim Rückinger Kastell hingewiesen.

Gegen die Annahme einer Centralwerkstätte, von der »dann die Ziegel nach allen Seiten versandt sein mussten,« erhob E. Hübner[1] Bedenken, die so lange eine gewisse Berechtigung hatten, als eine solche Centralwerkstätte nicht thatsächlich nachgewiesen war. Er meinte, gerade die grosse Verschiedenheit der wenn auch dem Inhalte nach gleichen Stempel eines und desselben Truppenteils spreche vielmehr dafür, ihre Herstellung an verschiedenen Orten anzunehmen. Ich glaube oben eine mit den Thatsachen besser in Einklang stehende Erklärung dieser Erscheinung für die Stempel der 22. Legion, für welche die erwähnte Beobachtung ja doch in erster Linie gilt, gegeben zu haben. Wenn aber Hübner bemerkt, das Vorkommen »völlig identischer, aus einer Matrize stammender Stempel an verschiedenen Orten« beruhe, »wie häufig nachgewiesen werden könne, auf Verschleppung in moderner Zeit,« so habe ich auf Fälle dieser Art wiederholt selbst hingewiesen und daran die Mahnung geknüpft, bei allen Ziegelfunden sorgfältig die Fundumstände zu notieren;[2] ein grosser Teil des in den Museen vorhandenen Materials ist, wie wir oben an zahlreichen Beispielen sahen, wegen des Mangels zuverlässiger Fundnotizen für wissenschaftliche Fragen wertlos. Auf diejenigen Fälle, die mich zu den angegebenen Schlussfolgerungen veranlassten, passt die Bemerkung nicht. Auch »die successive Benutzung derselben Matrizen an verschiedenen Orten«, die an sich wohl denkbar wäre, kann viele der oben beschriebenen Erscheinungen nicht erklären, insbesondere diejenigen nicht, wo die Matrize in verschiedenen Stadien der Erhaltung, bezw. Verletzung, an Stempeln verschiedener Orte nachweisbar ist. Wenn daher der verdiente Forscher sagt, »bis auf den schwerlich zu erbringenden Gegenbeweis werde man stets anzunehmen haben, dass in der Regel auch die Ziegel in loco von den für die Bauten kommandierten« (also nicht notwendig in loco stationierten?!) »Truppenteilen hergestellt worden seien«,[3] so glaube ich gegen die Notwendigkeit der Annahme einer Herstellung in loco nicht nur durch die angedeuteten Thatsachen, sondern vor allem durch die Auffindung der Centralziegeleien den vermissten Gegenbeweis erbracht zu haben.

[1] A. a. O. S. 39.

[2] So schon in der Festschrift vom Jahre 1882, S. 63, Anm. †, ferner Rom. Grenzwall 1885, S. 9 u. 10, und an vielen anderen Stellen.

[3] A. a. O. S. 40.

So bleibt denn nur ein Punkt, auf den sich eigentlich Hammerans Widerspruch im Grunde allein bezog und worin ihm Hübner beistimmt, die Möglichkeit, dass die Ziegel von anderen Truppenteilen als den auf ihren Stempeln genannten verbaut wurden. Denn nur die Möglichkeit dieses Vorgangs habe ich s. Z. behauptet und speziell für die Miltenberger Ziegel der 4. Vindelicierkohorte, von welcher die ganze Untersuchung ausging, ausdrücklich die Alternative gestellt, dass die »Kohorte entweder bei der Herstellung des nachweisbar z. T. zerstörten und wieder aufgebauten Kastells thätig war oder nur Ziegel für die Bauten in und bei demselben lieferte«.' Aber freilich, die Möglichkeit einer solchen Lieferung genügt, um den Ziegelfunden unter Umständen einen Teil ihrer Beweiskraft für die Stationierung ihrer Hersteller zu nehmen und dadurch manchen früher einfach als selbstverständlich hingenommenen Schlussfolgerungen ihre trügerische Grundlage zu entziehen

Aber handelt es sich denn wirklich um ganz andere Truppenteile in den von mir angenommenen Fällen? Dass das Heer Obergermaniens in der in Betracht kommenden Zeit ein geschlossenes Corps bildete, dürfte ja wohl keinem Zweifel unterliegen Nun ist aber doch sicherlich anzunehmen, dass, seit nur zwei Legionen in Obergermanien lagen und diese nach Domitians Aufhebung der Doppellager ihre Garnisonen dauernd in Strassburg und Mainz hatten, diese Legionen samt den ihnen beigegebenen Kohorten bestimmt abgegrenzte Bezirke hatten wie unsere Armeecorps Die geographische Lage und die Ziegelfunde sprechen übereinstimmend dafür, dass der Bezirk der 22. Legion sich nach Süden bis über den unteren Neckar hinaus erstreckte. Wenn innerhalb desselben sich Inschriften und Ziegel der 8. Legion finden, so dürften beide Arten von Denkmälern zum grössten Teil aus der Zeit vor und während der Anlage des

' V. a. O. S. 8. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dass auch ich nie bezweifelt habe, dass die Ziegel in den weitaus meisten Fällen von dem Truppenteil verbaut wurden, der sie brannte und stempelte. Wenn man eine Inconsequenz gegenüber meiner Hypothese darin gesehen hat, dass ich doch die 4 Vindelicier kohorte in Grosskrotzenburg und die 3 Dalmaterkohorte in Rückingen stationiere, so übersieht man dass ich mich für ersteren Ort auf Steininschriften, darunter besonders auf den von mir aufgefundenen datierten grossen Dolichenusaltar stütze, und dass wir auch in Rückingen ein Inschriftfragment der Coh. III Dalm. gefunden haben, welches nach Form und Grösse der Buchstaben, sowie mit Rücksicht auf den Fundort, als ein architektonischer Bestandteil des Praetoriums angesehen werden muss. Vgl. Wolff-Dahm S. 38. Wo Steininschriften und Ziegel so schön zusammenstimmen, wird niemand so thöricht sein, auch den letzteren Beweiskraft für die Stationierung des betr. Truppenteils beizumessen.

Pfahlgrabens, also auch vor der definitiven Teilung der Bezirke, stammen,[1] z. T. auch durch gelegentliche Verschiebungen zu erklären sein, deren Veranlassungen uns naturgemäss zum grössten Teil verborgen sind und bleiben dürften. Dass zur Zeit, wo der Pfahlgraben zweifellos vollendet war, also in der Mitte des 2. Jahrhunderts, die 8. Legion ihr Standquartier dauernd in Strassburg hatte[2] und in Mainz nur die 22. Legion lag, kann als allgemein anerkannt betrachtet werden.[3] Nur auf diese Zeit aber konnten und sollten sich die Bemerkungen über Versendungen von Ziegelmaterial an benachbarte, mit der fabrizierenden Kohorte unter einem Oberkommando, dem des Legionskommandeurs, stehende Truppenteile beziehen. So gut wie derselbe von den grossen Legionsziegeleien Sendungen nach den seiner Oberaufsicht unterstellten Grenzkastellen dirigieren konnte, ebensogut konnte er auch eine Kohortenziegelei, welche wegen des in der Nähe ihres Garnisonsortes vorkommenden guten und reichlichen Thons die Ziegelfabrikation über das nächste Bedürfnis hinaus fortsetzte, zu ergänzenden Lieferungen heranziehen. Dass dies geschah, lehren die Thatsachen, wenn man ihnen unbefangen ins Auge sieht. Einen Widerspruch gegen das, was wir sonst durch Schriftsteller und Inschriften von den militärischen Gepflogenheiten der Römer wissen, wird man in einem solchen Vorgang wohl schwerlich erkennen. Wohl aber kann derselbe uns dazu dienen, das noch sehr lückenhafte Bild römischen Lebens an der Grenze, welches wir uns nach jenen Quellen entwerfen, zu ergänzen.

Aber sehen wir zunächst von jenen Lieferungen der Kohorten ab und suchen die wissenschaftlichen Ergebnisse der Nieder Funde unbeeinträchtigt durch Rück- und Seitenblicke so festzustellen, wie sie sich bei vorurteilsfreier Betrachtung von selbst mit Notwendigkeit darbieten. Schon bei der Beschreibung der einzelnen Ziegelstempel habe ich bemerkt, dass dieselben nach ihren Typen in zwei sich streng

[1] Dass die 8. Legion auch den nördlichen Teil des Grenzwalls anlegen half, zeigen uns u. a. Inschriften, wie die Brambach 1538 vom Limeskastell Orlen bei Idstein: PRO N TREVERORVM P LXXXXVI / SUB CVR AGENTE CRES / CENTINO RESBECTO Ç LEG VIII AVG.

[2] Nach Ptolemaeus Geographia II, 9, 9.

[3] Dass zur Zeit der Besetzung des Limes nicht nur die Kohorten, sondern auch die 22. Legion in sehr ausgiebiger Weise auseinandergerissen werden musste, um der Limesbesetzung zu entsprechen« (Westd. Zeitschr. IV, II, S. 187), dürfte nach dem, was militärische Forscher über die Bedeutung des Limes in den letzten 10 Jahren geschrieben haben, kaum noch annehmbar sein. Denn so weit ihre Ansichten im einzelnen auseinandergehen, so stimmen sie doch darin alle überein, dass der Pfahlgraben mit seinen kleinen Kastellen und kleinen Garnisonen als eigentlich militärisches Centrum Mainz mit einer starken Besatzung voraussetze.

von einander scheidende Gruppen teilen, zwischen welchen die Stempel der 14. Legion gleichsam eine verbindende Brücke herstellen. Diese Scheidung steht nun aber auch in vollkommenem Einklang mit der Geschichte der auf den Stempeln vertretenen Legionen, soweit dieselbe bis jetzt festgestellt werden konnte.

Es wird allgemein angenommen, dass von den in Betracht kommenden Truppenteilen die 21. und 1. Legion nur im ersten Jahrhundert einige Zeit in Obergermanien gestanden haben[1] und dass

[1] Über die 21. Legion ist die grundlegende Arbeit die von H. Meyer, Geschichte der XI. und XXI. Legion in Mitth. der antiq. Gesellsch. in Zürich, Band VII, 1851, S. 125 ff. Dort ist auch die ältere Litteratur besprochen, S. 141 ff. Dass die Legion vor dem Bürgerkriege in Obergermanien stand, ist zweifellos, ihre Stationierung in Vindonissa in dieser Zeit wird durch Grabsteine und Ziegel bewiesen. Am Bürgerkriege nahm sie hervorragenden Anteil, nach Beendigung des italischen Krieges wird sie zur Unterdrückung des Aufstandes des C. Civilis an den Rhein geschickt und bleibt einige Zeit in Germania inferior (cf. Mommsen, R. G. V, 143, Anm. 1). Von da an wird ihre Geschichte dunkel, seit Domitians Zeit fehlen alle Spuren, in den Legionsverzeichnissen aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. fehlt sie. Über Zeit und Ursache ihres Unterganges bestehen verschiedene Meinungen, doch setzen alle Neueren denselben spätestens unter Trajan an. Ausser den genannten Quellen vgl. man bes. Ritterling, De leg. X gemina, S. 69 ff., Schiller, R. Kaiserzeit, I, 2, S. 532, v. Domaszewski in Marquardt, Römische Staatsverwaltung III, S. 450, Anm. 8 nach Bergk, Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande in römischer Zeit, S. 70, L. Hübner, Hermes XVI, S. 384, Hettner, Bonner Kat. S. 9, No. 23. Nach Ritterling a. a. O. S. 69 blieb sie von 70 n. Chr. an in Untergermanien, wurde aber von Domitian zum Chattenkriege herangezogen, was bereits Meyer a. a. O. S. 142 vermutet hatte und neuerdings Asbach, Westd. Ztschr. V, 1886, S. 370 mit Entschiedenheit annimmt. Auch Keller, Westd. Ztschr. VI, 1887, S. 81 ff. schliesst sich Ritterling an.

Die ältere Litteratur über die Leg. I Adiutrix findet man bei Marquardt, Röm. Staatsverwaltung, II. Aufl. III, S. 449, Anm. 3 mit Zusatz von v. Domaszewski. Nach Mommsen, R. Gesch., V, 59 Anm. kam die von Galba gestiftete Legion von Spanien im Bataverkrieg an den Rhein, kehrte dann nach Spanien zurück, kam im Jahre 88 n. Chr. zum zweitenmal nach Germanien, focht unter Domitian an der Donau und stand unter Trajan noch in Obergermanien (a. a. O. 145, Anm. 1 nach der Inschr. bei Brambach 1666). S. 199, Anm. 1 bestimmt er den Aufenthalt in der letzteren Provinz genauer bis zum Anfang von Trajans Regierung und lässt die Legion dann nach Pannonien kommen, wo Inschriften und Ziegel ihren Aufenthalt in Brigetio im 2. Jahrhundert beweisen. Dagegen lässt Ritterling a. a. O. S. 70, n. 1 sie seit 70 in Obergermanien bleiben und am Chattenkriege teilnehmen, S. 74. Derselbe polemisiert S. 75 gegen Pfitzner, Kaiserlegionen S. 78, nach dem die Legion seit Domitian dauernd an der Donau stand, wohl mit Recht. Wenn aber R. aus dem Vorkommen ihrer Stempel in Friedberg und Bergen (?) und dem Fehlen derselben am Limes schliesst, sie sei 85 oder 86 an die Donau beordert und unter Trajan noch einmal nach Obergermanien gekommen, so ist dieser Schluss nicht überzeugend. Man könnte eher folgern, dass der eigentliche Grenzwall später angelegt sei, als R. annimmt. Asbach, der Westd. Zeitschr. III, 10 nach Mommsen a. a. O. die 1. Legion mit der 7. gegen Antonius an den Rhein

mit ihnen gleichzeitig bereits die Coh. I Asturum[1] und die 8. Legion[2] sich dort befand. Von der 14. Legion[3] weiss man, dass sie 70 n. Ch. nach Obergermanien zurückkehrte, und nimmt aus guten Gründen an, dass sie ums Jahr 100 n. Ch. nach Pannonien verlegt wurde oder bereits verlegt war. Dagegen ist die 22. Legion erst seit dem Ende des ersten Jahrhunderts wieder in der Provinz nachweisbar, in die

geführt werden liess, nimmt Westd. Ztschr. V, 370 ihre Beteiligung am Chattenkrieg mit Ritterling an. Nach Schiller I. 2, 531, n. 2 wäre sie unter Domitian aus Hispanien nach Pannonien gefahren worden für die im Dakerkrieg 86 n. Ch. vernichtete 21. Legion. Die Inschriften und Ziegel sprechen bei ihr jedenfalls für einen längeren Aufenthalt am Mittelrhein und Main als bei der XXI. Rapax. Was die Nieder Stempel betrifft, so wird man wegen des oben bewiesenen engen Zusammenhangs der Ereignisse bei der Legionen sich entscheiden müssen, ob man die 1. Legion bereits während des Chattenkrieges im Maingebiet stationiert sein oder die Nieder Ziegeleien schon im Jahre 69/70 in Betrieb sein lassen will.

[1] Die Coh. I Asturum stand in den Jahren 74 und 82 n. Ch. nach den Militärdiplomen IX und LXVIII in Germania bzw. Germania superior. Die Zeit ihrer Verlegung nach und von Germanien ist zweifelhaft, besonders aus welcher Periode die Inschriften in Noricum stammen, cf. C. I. L. III, 4839, 4842, 5292 u. 5330 (?). Pichler, Virunum, Graz 1888, S. 256. Ulrichs, Die Schlacht am Berge Graupius, Würzburg 1882, S. 23. Aus Germanien lässt sie Ulrichs a. a. O. S. 26 im Jahre 84 nach Britannien kommen, während Hübner, Das römische Heer in Britannien, Hermes XVI, S. 576 u. 577 annimmt, dass dies erst unter Hadrianus geschehen sei. Die Folgerung Henzens, Rhein. Jahrb. XIII, S. 66, dass die Kohorte, da sie kurz vor und nach Hadrians Regierung in Britannien nachweisbar sei, wohl auch in der Hadrianischen Zeit dort stationiert gewesen sein möge, ist in dieser allgemeinen Fassung unhaltbar, seit bei den ersten Arbeiten der Reichslimeskommission im Herbste 1892 in Neckarburken ein Militärdiplom vom Jahre 134 gefunden ist, welches die Kohorte als Bestandteil des Heeres in Obergermanien erkennen lässt. F. Hettners Bericht über die Thätigkeit der Reichslimeskommission, wo S. 154 dieses wichtige Dokument zum ersten Mal veröffentlicht wird, ging nur zu, als das Manuskript dieses Bogens bereits in der Druckerei, aber noch nicht abgedruckt war. Ich konnte daher die Mitteilung noch verwerten; die früheren Erwähnungen der Kohorte, bes. S. 268, zu ändern, war dagegen nicht mehr möglich, übrigens auch kaum nötig, da unsere Nieder und die Cornelianer Ziegel, wie ihre Form und die Fundumstände beweisen, zweifellos aus dem ersten Jahrhundert n. Ch. stammen.

[2] Über die früheren Schicksale der 8. Legion vgl. man Mommsen, C. I. L. III, 182. Vor dem Bürgerkriege war sie in Mösien stationiert (Tac. hist. II, 85, vgl. Marquardt a. a. O. S. 449, Anm. 5), nach Beendigung des Bataverkrieges blieb sie dauernd in Obergermanien (Mommsen, R. G. V, 14, n. 1), wo sie zu Ptolemaeus Zeit ihr Standquartier in Argentoratum hatte. E. Hübner (Westd. Ztschr. V, S. 230) lässt sie vom Jahre 70 an »längere Zeit im unteren Germanien« mit der 22. Legion vereint sein. Dies könnte höchstens bis auf Zeit des Chattenkrieges der Fall gewesen sein. Doch vgl. man auch Ritterling a. a. O. 71.

[3] Mommsen C. I. L. III, 416 u. 482. Hübner, Hermes XVI, 553 u. a. Für unsere Frage kommt nur der zweite Aufenthalt in Obergermanien seit dem Jahre 70 n. Ch. in Betracht.

sie vielleicht ums Jahr 90 n. Chr. kam, um, eine vorübergehende Anwesenheit in Afrika abgerechnet,[1] bis zum Ende der römischen Herrschaft, bzw. ihrer Auflösung, dort zu bleiben.[2]

Nun ist eine ebenso allgemein geltende Annahme die, dass das Maingebiet und die Wetterau, abgesehen von der unmittelbaren Umgebung von Mainz, nach der Räumung des rechtsrheinischen Gebietes erst unter den Flaviern, in weiterer Ausdehnung wohl durch Domitians Chattenkrieg, wieder besetzt wurde.[3] Da nun die Existenz von Ziegeleien an der Niddamündung den Besitz der Wetterau mindestens bis Frankfurt und Homburg, wahrscheinlicher aber bis Hanau-Kesselstadt und Friedberg voraussetzt, und da ferner der Gedanke, dass die ältesten Nieder Ziegelstempel schon in der Zeit der ersten Okkupation unter Augustus hergestellt seien, unbedingt abzulehnen ist,[4] so bleibt für den Ziegel-

[1] Mommsen, C. I. L. VIII, 817. Hettner, Westd. Zeitschr. V, S. 245, Anm. 2.

[2] Wie bei der 14. das Ende, so steht bei der 22. Legion der Anfang ihres obergermanischen Aufenthalts nicht ganz fest. Grotefend in Pauly's Realencyklopädie (sub v. legio) nahm an, sie sei von Claudius gestiftet und seitdem immer in Germ. sup. gewesen, nur dass ein Teil von ihr mit Vitellius nach Italien zog. Gegen Ihne, der sie von 71–91 n. Chr. in Pannonien verweilen lässt, weist Ritterling a. a. O. S. 68 auf die Denkmäler ihres Aufenthalts in Untergermanien hin. Er vermutet, dass die Legion, nachdem sie aus Obergermanien mit Vitellius nach Italien gezogen war (S. 66), nach Illyricum geschickt wurde und von dort ca. 71 n. Chr. nach Germania inferior kam (S. 67). Dort erhielt sie nach ihm wegen ihrer Treue gegen Antonius Saturninus im Jahre 89 n. Chr. den Beinamen pia fidelis und kam bald darauf, vielleicht schon 90 n. Chr. nach Obergermanien, wo sie dann in Mainz dauernd ihr Standquartier hatte (S. 76 f.). Dagegen lässt Hettner im Bonner Kat. S. 9 zu No. 25, Anm. 2 u. S. 10 sie in Germ. inf. nur unter Trajan und Hadrian stehen, ähnlich schliesst Urlichs, Bonner Jahrb. XXXVI, 1864, S. 101 aus der Form der Denkmäler auf die Zeit von 103–120. Ihm stimmt Klein, B. J. LXXX, 213 bei bezüglich der neueren Ziegelfunde vom Appellhofe in Köln.

[3] Der Chattenkrieg Domitians ist in neuerer Zeit zum Gegenstande eingehenden und erfolgreichen Studiums gemacht, bes. von J. Asbach, Die Kaiser Domitian und Trajan am Rhein, Westd. Zeitschr. III, S. 1 ff., dann von K. H. Zwanziger, Der Chattenkrieg des Kaisers Domitian, Würzburg 1883, und neuerdings von J. Asbach in einer Besprechung der letztgenannten Arbeit, Westd. Zeitschr. V, 1886, S. 369 bis 373. Die Ergebnisse Asbachs, wie sie diese Besprechung z. T. korrigiert und ergänzt, stimmen, was die Beteiligung der I, VIII, XI, XXI u. XIV. Legion (S. 370) an dem Kriege betrifft, vollkommen mit den Schlussfolgerungen überein, zu welchen auch unsere Nieder Funde und ihre wissenschaftliche Verwertung genötigt haben.

[4] Über C. Koenens Vermutung (Bonner Jahrb. LXXXVII, 240 ff.), dass bereits in augusteischer Zeit Lager und Kastelle mit massiven Mauern bis zur Kinzigmündung angelegt seien, habe ich oben S. 219, Anm. 1) gesprochen. Aber auch wenn dieser, wie ich glaube, verfehlte Gedanken des verdienten Forschers Anerkennung fände, so würde doch, wie wir weiter unten sehen werden, und wie auch Koenen S. 242 andeutet, an Herstellung gestempelter Legionsziegel in der damaligen Zeit nicht zu denken sein.

betrieb der zuerst genannten Truppenteile nur der sehr beschränkte Zeitraum von höchstens 20 Jahren, wahrscheinlich aber ein noch geringerer übrig. Zu diesen Truppenteilen aber rechne ich auch die 8. Legion, die zwar in der Provinz noch lange Zeit verblieb, nicht aber in deren nördlichen Teilen, und für deren nur frühzeitige Fabrikation in Nied sowohl die geringe Zahl der dort gefundenen Ziegel als auch bei dem einzigen ganz sicher beglaubigten Exemplare, welches wir selbst fanden, die von allen anderen bekannten Typen abweichende, mit den Stempeln der 21. und 14. Legion und der Coh. I Ast. übereinstimmende Form spricht. Während daher, wie wir oben sahen, bei der 21 und 1 Legion es mehr als wahrscheinlich ist, dass von ihnen während ihres Aufenthalts in Obergermanien nur in den Nieder Ziegeleien gestempelte Ziegel und Backsteine hergestellt worden sind, stammen die an verschiedenen Orten gefundenen Stempel der 8. Legion ebenso zweifellos grösstenteils aus anderen, wahrscheinlich später angelegten Öfen, deren Lage noch unbekannt ist. Der umgekehrte Fall scheint bei der 14 Legion vorzuliegen. Im Mainzer Museum fand ich eine Anzahl von Ziegeln der genannten Legion, welche von allen Nieder Exemplaren durch die Beschaffenheit des Materials sowie dadurch abweichen, dass der den älteren Nieder Exemplaren ähnliche Stempel die Buchstaben G·M·V ganz oder teilweise, sowie auch andere Buchstaben in den Schwalbenschwänzen aufweist,[1] und dass ein Teil von ihnen die Legende L XIIII statt LEG·XIIII hat.[2] Dieselben Formen finden sich nun im Museum zu Speyer. Da bei ihnen die Provenienz aus Rheinzabern ausdrücklich angegeben wird, so nehmen wir wohl auch bei ersteren dieselbe mit Recht an und schreiben sie der Zeit kurz vor der Okkupation des rechtsrheinischen Gebietes zu. Dagegen spricht bei einer Anzahl von linksrheinischen Stempeln der 22. Legion, die z. T. ebenfalls auf Rheinzabern zurückgeführt werden, die geringe Grösse des Stempels und die verwilderte, der Kursivschrift nahekommende Form

[1] Das meint offenbar auch Brambachs Gewährsmann zu No. 1822, wenn er von Stempeln der 14 Legion aus Rheinzabern spricht, »die sich durch die Buchstaben R und N, A und G in den Griffen (?) auszeichnen.«

[2] Nur beiläufig mache ich bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, dass diejenigen meistens in Holland gefundenen Stempel der 10. Legion, bei welchen der Zusatz P(ia) F(idelis) fehlt, zum grössten Teil die Legende LX G zeigen, während die mit dem Zusatz versehenen, welche nach Ritterlings einleuchtender Beweisführung der Zeit nach 88 n. Ch. angehören, sowie die pannonischen Ziegel in überwiegender Zahl den Stempel LEG X G P F tragen.

für späte Zeit, wo der Verlust des Mainlandes wieder auf linksrheinische Thonlager anwies.

Neben der Kürze der Zeit, die für die Ziegelthätigkeit der älteren Legionen übrig bleibt, fällt die Thatsache auf, dass, abgesehen von den Funden identischer Matrizen in Mainz, Friedberg, Wiesbaden etc., in Gernsheim am Rhein von Kofler neben Ziegeln der 22. Legion auch solche der 8., 14. und 1. Legion sowie der Coh. I Asturum, und zwar alle, die ich vergleichen konnte, von Nieder Matrizen stammend, gefunden sind. Besonders ist dies zweifellos und höchst auffallend bei den Stempeln der Kohorte Es legt dies den Gedanken nahe, der sich schon aus der gemeinsamen, wie es schien, abwechselnden Benutzung desselben Ofens seitens mehrerer der genannten Truppenteile ergab, dass dieselben — abgesehen von der 22. Legion, deren Vorkommen an allen benachbarten Römerstätten nichts Auffallendes hat — zur Zeit der Herstellung der Ziegel zu einem Heere vereinigt waren, von welchem und für welches Bauten sowohl im eroberten Gebiete als auch rückwärts in Mainz und Gernsheim, wo man sicherlich mit Recht einen wichtigen Rheinübergang sucht,[1] ausgeführt wurden.

Eine bedeutende Stütze für diese Ansicht, zugleich aber auch neue Rätsel bietet nun aber der an sich höchst merkwürdige Ziegelfund von Mirebeau-sur-Bèze bei Dijon, den Th. Mommsen im Hermes nach Mowat beschrieben und erklärt hat[2]. Da fanden sich zunächst zahlreiche Dachziegel mit dem Stempel LEG·VIII·AVG·, von welchen die Hälfte den Zusatz hatte L·APPIO·LEG gleich den in Neris in Aquitania zu Tage gekommenen, was Mommsen mit Mowat auf den Statthalter L. Norbanus Appius Maximus, den Besieger und Nachfolger des aufständischen L. Antonius Saturninus bezieht. Wichtiger für unsere Frage ist eine Gruppe von ebendort gefundenen Ziegeln, die sämtlich von kombinierten Vexillationen verschiedener Truppenteile gebrannt sind. Abgesehen von zwei ganz fragmentarisch erhaltenen Stempeln sind sie bezeichnet. 1) $\frac{\text{VEXIL·LEGIONVM}}{\text{I·VIII XI XIIII·XXI}}$ und 2) $\frac{\text{VEXIL·LEGIONum}}{\text{VIII·XI·XIIII XXI}}$

Hier haben wir also zunächst, was ich soeben als Vermutung aussprach: Ziegel eines vereinigten Heeres, die sogar die Teile dieses Heeres auf einem Stempel vereinigt enthalten. Aber weit wichtiger ist es, dass wir genau dieselben 4 Legionen vereinigt finden, die in

[1] Hübner, Bonner Jahrb. LXXX, S. 31 nach Kofler, Westd. Korrbl. IV, 1885, S. 145 ff.

[2] Lugdunische Legionsziegel, Hermes, XIX, 1884. S. 437 ff.

Nied als die ersten nebeneinander, ja in demselben Ofen gebrannt haben.[1] Zu ihnen kommt noch eine, die 11., welche zwar in Nied noch nicht gefunden ist, dagegen in Friedberg, und zwar in einer Form, die den Typen der 21. und den älteren der 14. Legion ganz ausserordentlich nahe steht.[2] Sollte das Zufall sein? Mommsen hebt hervor, dass die Fünfzahl der Legionen für eine ausserordentliche Konzentrierung von Truppen spreche und stützt Mowats Vermutung, dass dieselbe bei Gelegenheit des Bataverkrieges stattgefunden habe, durch einleuchtende Gründe. Er hält den Fundort für eine Reserve- und Depotstellung der konzentrierten Armee

Nun hat aber 12 Jahre später für den Chattenkrieg Domitians zweifellos auch eine starke Truppenkonzentration in Obergermanien stattgefunden; die beteiligten Legionen werden uns von den Quellen nicht genannt Wir finden aber eben jene 5 Legionen in dem damals eroberten Gebiete auf Ziegelstempeln vertreten, und zwar unter Umständen, die sowohl ihre Zusammengehörigkeit zu einem Heere, als auch die Kürze ihres Aufenthalts in jenen Gegenden beweisen.[3] Und wiederum dieselben Truppenteile kommen endlich auf Ziegeln mit gleichen Matrizen bei einer Rheinübergangsstelle vor, die für die Sicherung des neu gewonnenen Gebiets jedenfalls höchst wichtig war und überdies in der Verbindungslinie zwischen jenen vorgeschobenen Posten und der von Mommsen angenommenen Depotstellung bei Mirebeau, dem Knotenpunkt der von Genf und Lyon

---

[1] Vgl. oben S. 229.

[2] Über die 11 Legion vgl. man neben der grundlegenden Arbeit von Meyer, Gesch. der XI. u. XXI. Legion, a. a O. S. 146 ff. Marquardt a. a O. S. 448, Anm. 3. Ihren Aufenthalt in Germ. sup. zu Anfang der Regierung Trajans beweist Mommsen, R. G. V, S. 145, Anm. 1 durch die Inschrift bei Brambach 1666. Er lässt sie C. I. L. III, 280 nach Tac. hist. IV, 68 bald nach 69 n. Ch., wo sie noch in Dalmatien stand (Tac. hist. II, 11, 67, 86 u. III, 50) nach Germ. sup. verlegt worden. Dass sie mit der 1., 14., 21. und 8. Legion am Chattenkriege teilnahm, nimmt Ritterling a. a O. S. 74 wohl mit Recht an, nach ihm auch Asbach, Westd. Ztschr V, 1886, S. 370. Einen kurzen Aufenthalt in Mainz und Friedberg nach 70 n. Ch. hält auch Hammeran, Westd. Korrbl. VI, 1887, No. 48, S. 80 ff. für wahrscheinlich.

[3] Während die bei der Beziehung der Lingonenziegel auf den Bataverkrieg vorausgesetzte Zusammensetzung des obergermanischen Heeres in den Jahren 69/70 doch mit Rücksicht auf die handschriftlichen Lesarten der wichtigen Stelle Tac. hist. IV, 68 immerhin zweifelhaft ist. cf. Tacitus ed. C. Halm, tom. I, p. XXVIII, 68, 19 u. 22 A Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Litteratur, V, 92, S. 142, nebst Anm. 1 u. 2. Schon Ritterling, a. a. O. S. 75, n. 1, hat die Vermutung ausgesprochen, dass die Lingonenziegel auf den Chattenkrieg zu beziehen seien, obgleich er mit Mommsen an der angeführten Stelle der Historien die 1., nicht die 10. Legion liest.

nach Metz und Paris (nicht auch zum Rhein?) führenden Heerstrassen lag. Wie, wenn bei Mirebeau die Depots für Domitians Chattenkrieg gewesen wären? Dann würde auch die mit dem Namen des Norbanus versehene Gruppe von Ziegeln der 8. Legion der unsrigen zeitlich nahe rücken, vor allem aber würde auf ein für die Geschichte des rheinischen Germanien hochwichtiges Ereignis, den Chattenkrieg Domitians, über den wir zu unserem Bedauern so mangelhaft unterrichtet sind, ein neues Licht fallen. Auf die Zusammensetzung des kaiserlichen Heeres, seine Anmarsch- bzw. Rückzugslinie, die schon damals vorhandenen befestigten Rheinübergänge würden sich mehr oder weniger zwingende Schlüsse ziehen lassen.

Dass aber etwa umgekehrt das Nebeneinandervorkommen und Zusammenarbeiten der genannten Truppenteile bei Nied für eine dauernde Besetzung der Wetterau bereits vor dem Bataverkriege spreche, wird man beim gegenwärtigen Stand der auf die Okkupation des rechtsrheinischen Germanien bezüglichen Forschung kaum anzunehmen geneigt sein. Es würde dagegen auch die Beschaffenheit der Ziegel und die Form der Stempel sprechen, die eine zweifellose Kontinuität des Ziegeleibetriebes in Nied zwischen jenen älteren und den z. T. weit ins 3. Jahrhundert hinein reichenden Erzeugnissen der 22. Legion erkennen lassen, wie anderseits die Nieder Ziegel sich deutlich von denjenigen Exemplaren derselben Legionen unterscheiden, die mit grosser Wahrscheinlichkeit vor das Jahr 70 n. Ch. zu setzen sind.

Dies führt uns auf die Frage über das Alter der Sitte, Militärziegel mit dem Stempel des betreffenden Truppenteils zu versehen, die nicht ohne weiteres, wie oft geschieht, mit der nach dem Alter der Militärziegeleien überhaupt identifiziert werden darf. E. Hübner hat darauf aufmerksam gemacht, dass in Britannien vor dem Ende des 1. Jahrhunderts die dort liegenden Legionen keine Ziegeleien für ihren Bedarf angelegt haben.[1] Ebenso sagt Th. Mommsen von Pannonien, dass die Sitte, Militärziegel zu stempeln, erst am Ende des 1. Jahrhunderts beginne,[2] und von Dalmatien, dass vor Vespasian keine »figlinae militares« angelegt seien.[3] Das Fehlen der Militärziegel in ganz Kärnten aber, welches F. Pichler hervorhebt,[4] erklärt dieser daraus, dass Noricum bereits im ersten Jahrhundert »als friedliches Gebiet« zu betrachten war.

[1] Hermes XVI, 521 und 531.
[2] C. I. L. III, 482 und 416.
[3] C. I. L. III, 280.
[4] Virunum, Graz 1878, S. 222 und 76.

Diese Beobachtungen stimmen vollkommen mit der Überzeugung überein, die ich mir seit längerer Zeit durch das Studium der germanischen Militärstempel gebildet habe, nur dass die Anfangsgrenze hier gegenüber Britannien etwas zurückzusetzen ist. Die in der Varianischen Niederlage untergegangenen Legionen (XVII, XVIII, XIX) haben keine Stempel hinterlassen. Ebensowenig scheinen von den beiden im Jahre 43 n. Ch nach Britannien geführten Legionen, II Aug. und XX Val. Victr., Stempel am Rhein vorhanden zu sein.[1] Dagegen hat die 13. Legion, die unter Nero nach Pannonien verlegt wurde,[2] nach der Überlieferung durch P Fuchs einige Stempel in der Umgebung von Mainz hinterlassen,[3] und ebenso sind im Otterbach bei Rheinzabern neben zahllosen Produkten der dortigen Privatziegeleien einige wenige Ziegel mit Stempeln der 13. (?) und 4. Legion gefunden worden.[4] Von der letztgenannten Legion, die ebenso wie die I Germ., V Alauda und XVI nach dem Bataverkrieg aufgelöst wurde, kommen in den mittelrheinischen Museen Stempel vor; aber sie sind selten, von jedem Truppenteil nur in wenigen Typen vertreten, überdies z T. zweifelhaft oder falsch gelesen (z. B. IIII Mac. statt XIIII G M·V).

Es scheint demnach, dass am Rhein die Sitte, Militärziegel mit dem Stempel des Truppenteils zu versehen, kurz vor dem Jahre 70 n. Ch. aufgekommen ist und sich von dort erst später nach Britannien verbreitet hat, so dass z. B. die 14. Legion, als sie im genannten Jahre aus Britannien nach Obergermanien zurückkehrte, dort noch keine gestempelten Ziegel zurückliess. Es ist daher schon aus diesem Grunde das Fehlen des Zusatzes G·M·V· auf Ziegeln im Main- und Rheinlande bei ihr nie als ein Beweis dafür zu betrachten, dass der betr. Ziegel vor dem Jahre 43 n. Ch. gebrannt sei.[5]

Von ganz besonderer Bedeutung würden die Ziegel der 21. Legion für die Lösung dieser Frage sein, wenn ihre Geschichte nach dem

[1] Brambach 128, b und g dürfen nach des Verfassers begründeten Zweifeln schwerlich als Beweis für das Vorhandensein je eines Stempels mit der Legende L II und L XX·V· angesehen werden, ganz abgesehen davon, dass der erstere ebensogut auf die II Adiutrix bezogen werden könnte

[2] cf. Mommsen, C. I. L. III 4182.

[3] Brambach 1377, d, 1, 2, 3

[4] Westd. Zeitschr. IV, S. 205 (Harster).

[5] Wenn die Legion bereits vor dem Jahre 43 n. Ch. in Germanien Ziegel gebrannt hätte, so wäre es schwer verständlich, dass sie während der 27 Jahre ihres britannischen Aufenthalts, in welchen sie an der Eroberung der Insel und an der Gründung der ersten Stationen und Städte so hervorragenden Anteil nahm, kein derartiges Zeichen ihrer Thätigkeit dort hinterlassen hätte.

Jahre 70 n. Ch. weniger dunkel wäre. Ausser dem von mir als Lieferungsgebiet der Nieder Ziegeleien in Anspruch genommenen Bezirk sind Stempel der Legion in grösserer Anzahl im alten Vindonissa und dessen Umgebung, nördlich bis in die Gegend von Schaffhausen (Schleitheim), und einige wenige, z. T. unsicher überliefert, am Niederrhein gefunden worden.

Von diesen sind die oberrheinischen und ein Bonner Typus in natürlicher Grösse von Meyer veröffentlicht.[1] Die ersteren entbehren sämtlich des Beinamens R(apax), haben dagegen z. T. andere Buchstaben nach der Zahl, welche noch nicht sicher erklärt sind.[2] Sie haben ferner alle bis auf einen, dessen Zugehörigkeit zur Legion unsicher ist,[3] die Legende L·XXI·, nicht LEG· oder LE· Die Buchstaben sind bis auf einen Typus vertieft, wie Meyer wohl mit Recht meint, durch eiserne Stempel eingedrückt.[4] Die niederrheinischen Ziegel scheinen, soweit sie sicher beglaubigt sind, sämtlich den Beinamen zu zeigen. Ein von Meyer in natürlicher Grösse veröffentlichter Bonner Stempel[5] stammt zweifellos von einer hölzernen Matrize, hat erhöhte Buchstaben, die in ihrer unregelmässigen Form fast genau mit unseren beiden Nieder Typen Fig. 22 und 23 übereinstimmen. Aber der Beiname der Legion ist durch 3 Buchstaben RAP (R und A ligiert)[6] angedeutet, dagegen ist das Wort legio abweichend von allen Nieder Stempeln und übereinstimmend mit den Schweizer Typen nur durch L bezeichnet.[7] Da wir die letztere Schreibart auch auf den nicht aus Nied stammenden und nur auf dem linken Rheinufer vorkommenden Stempeln der 14. Legion finden,[8] die auch aus anderen Gründen als die ältesten dieses Truppenteils zu betrachten sind, so haben wir hier wohl eine Gepflogenheit zu erkennen, welche in der ersten Zeit in den Militärziegeleien des Ober- und Mittelrheins ebenso allgemein verbreitet war, wie später die Schreibweise LEG Wir würden dann in den Schweizer Stempeln die ältesten, in den Nieder Typen die jüngsten Formen zu erkennen haben, zwischen welchen

[1] Mitth. der antiq. Ges. in Zürich, VII, Taf. I und II.

[2] A. a. O. Taf. I, 10, 11, 12 und Taf. II, 13—16. Vgl. Text S. 145.

[3] Taf. II, 16.

[4] A. a. O. S. 138.

[5] Taf. II, 17.

[6] Man vgl. auch Brambach, C. I. R. 511, c, 1 and Hettner, Bonner Katalog, 154.

[7] Die von Brambach und Hettner verzeichneten Bonner Exemplare haben dagegen die Form LEGXXIRAP

[8] Nur bei *einem* Nieder Typus ist die Form L·XIIIG wahrscheinlich (Fig. 43ª), aber auch da nicht sicher.

die niederrheinischen eine Übergangsphase bilden. Dies entspricht aber vollkommen den Vermutungen, welche bereits Meyer in Beziehung auf die Schicksale der Legion nach dem Jahre 70 n Ch. ausgesprochen hat. Insbesondere spricht die Gleichförmigkeit der Schweizer Stempel für die Richtigkeit seiner Annahme, dass die 21. Legion nach dem Jahre 70 n Ch. vom Niederrhein nicht noch einmal nach Vindonissa zurückkehrte,[1] sondern von dort aus an den Main kam, und zwar, wie die Gleichförmigkeit ihrer mittelrheinischen und wetterauischen Stempel im Gegensatz zu denjenigen der 14. Legion annehmen lässt, erst später als diese, wohl im Chattenkriege. So stimmen alle uns bekannten Thatsachen darin überein, dass sie uns beweisen, die 21 Legion habe nur verhältnismässig kurze Zeit nach dem Jahre 82 in Mainz und dessen Umgebung gestanden

Dagegen nimmt unter allen älteren Legionen die 14. eine besondere Stellung ein, teils durch die grosse Zahl der von ihr vorhandenen Ziegel und ihrer Fundorte, teils durch die Mannigfaltigkeit ihrer Stempel und die Verwandtschaft mancher der letzteren mit solchen der 22. Legion. Diese Umstände erklären sich wohl am leichtesten durch die Annahme, sie habe, während jene nur die Wetterau erobern und mit den ersten Verteidigungsanstalten versehen halfen, noch einige Zeit nach ihrem Abgange in hervorragender Weise die Besatzung derselben gebildet, bis sie dies der 22. Legion und deren Hulfskohorten allein überlassen konnte.[2]

Die 22. Legion endlich hat den Ziegelbetrieb, den sie von ihren Vorgängerinnen übernommen hatte, während der ganzen Zeit friedlichen Besitzes der durch den Grenzwall gesicherten Wetterau fortgesetzt. Jetzt erst, unter den veränderten Verhältnissen, da anderthalb Jahrhunderte lang keine nennenswerten Veränderungen in den Besitzverhältnissen, ja, so auffallend dies erscheinen mag, selbst in den Truppendislokationen an der germanischen Grenze stattfanden, kann

[1] Auch der Umstand, dass die 21 Legion nur wenige Meilen über den Rhein nach N. bis Schleitheim, nordwestlich von Schaffhausen nachweisbar ist, während die 11 Spuren ihrer Anwesenheit in Baden-Baden und Rottweil hinterlassen hat, stimmt zu der Annahme Meyers, dass die erstere, als die Besetzung des Neckargebietes begann, nicht mehr in Vindonissa stand

[2] Dass bei der Anlage des Pfahlgrabens, an der die 14 Legion nicht beteiligt gewesen zu sein scheint, Abteilungen der 8. Legion, bzw der ihr beigegebenen Hülfstruppen, auch in den nördlichen Gegenden thätig waren, habe ich oben als wahrscheinlich bezeichnet. Es setzt dies nicht zugleich eine Stationierung der Legion in Mainz voraus. Dieselbe scheint vielmehr zu jener Zeit bereits in Argentoratum in Garnison gelegen zu haben.

von einer Centralwerkstätte für Ziegelbetrieb in dem oben angedeuteten Sinn mit allen aus dieser Annahme gezogenen Konsequenzen die Rede sein

Besondere Schwierigkeiten bietet die Frage nach dem Verhältnis der Legionsziegeleien von Nied zu den einzelnen Kastellen bezüglich der Gründe, welche zu Ziegelsendungen von der ersteren Stelle aus Veranlassung gaben, wenn die letzteren eigene Ziegeleien am Ort oder in der Nähe hatten, zumal wenn dieselben, wie es in Grosskrotzenburg zweifellos der Fall war, lange Zeit hindurch über den eigenen Bedarf hinaus produzierten. Hier genügen in weitaus den meisten Fällen die Fundnachrichten nicht, um ein bestimmtes Urteil zu gestalten. Manche Arten von Ziegelfabrikaten scheinen nur in den Nieder Öfen der 22. Legion gefertigt zu sein; so die grossen Hypokaustkacheln, die Keilziegel, die Parkettplättchen und oblongen Backsteine, anderseits scheinen die Krotzenburger Vindelicier besonders viele kleine Hypokaustpfeilerplatten versandt zu haben, welche wiederum in Nied seltener und, wie es scheint, nur zu einer gewissen Zeit gebrannt wurden. Aber andere Kategorieen, wie Dachziegel, grössere Hypokaust- und Fussbodenplatten kommen an denselben Orten sowohl aus den Öfen der 22. Legion als auch mit Stempeln der verschiedenen Kohorten so zahlreich vor, dass man hier nur an zeitlich verschiedene Bauten einerseits und an einen die Leistungsfähigkeit der Kohortenziegelei übersteigenden Verbrauch bei schnell herzustellenden Bauten anderseits denken kann. An manchen Stellen scheinen die Kohortenziegel hauptsächlich an den Türmen des Kastells selbst verbaut worden zu sein, während Legionsziegel besonders in den grossen Badegebäuden und den Hypokaustbauten im Kastell, die zweifellos aus späterer Zeit stammen, gefunden werden. Letzteres ist in Rückingen auch bezüglich der von Grosskrotzenburg stammenden Vindelicierstempel der Fall Was die von v. Cohausen erwähnte Thatsache betrifft, »dass wir Ziegel mit Militärstempeln auch in Villen und Gehöften finden, die, fern von Garnisonsorten, nichts mit dem Militärwesen zu thun hatten«, so sind dies m. W. ausschliesslich Legionsziegel und zwar, wie es scheint, nur solche der 22. Legion aus verhältnismässig später Zeit.[1] Die in der Villa Marienfels gefundenen zahlreichen Stempel sind fast sämtlich Namenstempel und zwar zum

[1] Von Rambach erwähnt Brambach 1538 nach f. N. 1876 und Autopsie mehrere Stempel der 14. Legion ohne nähere Fundangabe v. Cohausen erwähnt an der von ihm als »Villa« bezeichneten Stelle nur einen Stempel der 22. Legion. Der r. Grenzwall, S. 185, 4.

Teil dieselben Typen, die wir im vorigen Winter in einem späten Hypokaustum, das, wie es scheint, mit dem Militärwesen nichts zu thun hat, auf dem Friedhofe zu Heddernheim fanden. Aber alle diese Bemerkungen erheben keinen Anspruch darauf, abschliessende Resultate zu geben; sie sollen nur andeuten, worauf man bei künftigen Funden mehr als bisher zu achten hat, um denselben wissenschaftlichen Wert zu verleihen. Wenn man bei den Arbeiten der Limeskommission alle gefundenen Ziegelstempel nach den angedeuteten Gesichtspunkten inventarisiert, so wird man sicherlich in wenigen Jahren mehr als jetzt in der Lage sein, dieselben — wenigstens die der 22. Legion — chronologisch zu bestimmen. Dass aber dann diese unscheinbaren Denkmäler recht wichtige Quellen für die Geschichte des Pfahlgrabens und seines Hinterlandes werden können, leuchtet von selbst ein. Nur wird man darauf verzichten müssen, für die Zeitbestimmung der Ziegelstempel die bei Stein- und Metallinschriften, ja auch bei Griffelinschriften massgebenden epigraphisch-palāographischen Grundsätze ohne weiteres als massgebend anzusehen. Auf welche Irrwege das führen könnte, glaube ich oben bei Besprechung der einzelnen Typen an einigen wenigen Beispielen dargethan zu haben.[1] Wichtiger als die Buchstabenform ist die Gesamtform der Stempel, wichtiger als diese die genaue Feststellung der Fundumstände. Mit Hülfe beider Kriterien habe ich bereits die Möglichkeit gewonnen, gewisse Gruppen von Stempeln, auch innerhalb der 22. Legion, chronologisch zu unterscheiden; nur auf diesem Wege wird man weiter kommen.

Anhang I.

Zur Erklärung der Tafeln.

Tafel I ist nach einer im Besitze des Tiefbauamts zu Frankfurt a. M. befindlichen Aufnahme, bei der die Katasterblätter zu Grunde gelegt wurden, im Massstab 1 : 5000 gezeichnet worden. Sie zeigt die Wege und Grundstücksgrenzen, wie sie seit der Konsolidierung vom Jahre 1858 bestehen, die früheren Grenzen zu erlangen, wurde vergeblich versucht. Die neueste Regulierung der Nidda wurde, weil sie für das Verständnis der Ausführungen belanglos ist und bei dem Massstabe

[1] Auch die Vergleichung des Bonner Stempels der 21. Legion mit den Nieder- und Schweizer Typen derselben, die doch sämtlich in das 1. Jahrhundert gehören, zeigt, wie gefährlich einseitige Schlüsse aus der Form der Buchstaben auf das Zeitalter der Ansiedelungen, in welchen sie gefunden werden, sein können.

des Kartchens nur verwirrend wirken würde, weggelassen, dagegen ist das in dem Ausgrabungsbericht oft erwähnte nahe Niddabette, obgleich es längst vollkommen ausgetrocknet und seine Ufer teilweise in neuester Zeit verschleift sind, eingezeichnet worden. Die Terrainunterschiede sind durch Horizontalkurven, welche Höhenschichten von 2 zu 2 Frankf. Fuss von einander trennen, bezeichnet, wobei zugleich durch Abschattierung der höheren Lagen versucht worden ist, das Bild einigermassen plastisch zu machen.

Die Einzeldarstellungen auf Tafel II sind ursprünglich im doppelten Massstab gezeichnet. Die von Herrn Quilling beschriebene Münze ist als Zeichnung in natürlicher Grösse, sowie anderthalbfach vergrössert nach einem Gipsabguss als Photographie wiedergegeben. Bei dem Profil A—F—E durch das ganze Ausgrabungsgebiet sind die Höhen im 10fachen Massstab der Längen gezeichnet. Das Lichtbild des Ziegelofens bei A ist an Ort und Stelle in dem Augenblick aufgenommen, als die zur Erkenntnis der Konstruktion und Baugeschichte des Ofens notwendige Zerstörung so weit vorgeschritten war, dass sie einen Einblick in die Gesamtanlage von aussen gestattete.

Bei der Wiedergabe der Stempeltypen auf Tafel III—VI war die Aufgabe zu lösen, dass die grosse Zahl von 160 Typen, bezw. 235 Stempeln auf möglichst geringem Raum mit möglichst grosser Deutlichkeit, und zwar unabhängig von jeder subjektiven Auffassung des Verfassers oder eines Zeichners dargestellt wurde. Wenn es gelungen ist, dieses Ziel in einem so hohen Grade zu erreichen, dass die z. gr. Teil nur fragmentarisch erhaltenen und sehr undeutlich ausgeprägten Stempel trotz der Reduktion auf $^1/_3$ der Grösse auf den Tafeln ebenso deutlich, z. T. — wegen der Beseitigung der Farbenunterschiede — noch deutlicher zu lesen sind, als auf den Ziegelplatten, so ist dies vor allem dem rastlosen Eifer des Herrn Ingenieur Wehner zu verdanken, der keine Mühe scheute, um durch immer neue Versuche das angewendete Verfahren von allen ihm anfangs anhaftenden Mängeln zu befreien und so schliesslich ein Resultat zu gewinnen, wie es der Verfasser als Grundlage für seine Beweisführung nur wünschen konnte, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte. Von den verschiedenen ins Auge gefassten Methoden der Wiedergabe erschien die Herstellung von Gipsabgüssen für die photographische Aufnahme am zweckmässigsten, teils wegen ihrer Vorzüge für die letztere an sich, teils weil die Gipsplatten leicht bis zu dem für die Darstellung des Stempels notwendigen Masse beschnitten und so in möglichst grosser Zahl auf verhältnismässig geringem Raume gruppiert werden konnten. Die Matrizen wurden aus feinem weissen Thon (Pfeifenerde) hergestellt, der vermittelst einer hölzernen Walze in Kuchenform auf die Ziegelplatten aufgerollt, nach seiner Entfernung von den letzteren beschnitten und durch Umrahmung mit Stäbchen aus demselben Material in eine zur Aufnahme des Gipsbreies geeignete Gussform verwandelt wurde. Bei sorgfältiger Behandlung gab der Abguss nicht nur den Stempel auf das genaueste wieder, sondern liess auch die Beschaffenheit des Steins mit allen seinen auf der Verschiedenheit seines Materials und seiner Schicksale beruhenden Eigentümlichkeiten erkennen. Dadurch ist der Leser in die Lage versetzt, besonders mit Hülfe der Lupe, die Richtigkeit der Lesung und Deutung der Stempel so sicher zu kontrollieren, als wenn er die Ziegel selbst vor sich hätte.

Für die im Privatbesitz oder auswärtigen Museen befindlichen Stempel, welche teils zum Nachweis der Identität mit Nieder Typen, teils besonders zur Ergänzung der letzteren, wenn dieselben nur fragmentarisch erhalten waren, dienen mussten, wäre eine Herstellung der Abgüsse an Ort und Stelle zu umständlich gewesen. Hier leisteten die oft erwähnten Abklatsche auf Filtrierpapier gute Dienste. Dieselben wurden möglichst trocken auf einige Sekunden in eine klare Spiritusauf-

lösung gebleichten Schellacks gebracht, so dass sie von dem Lack nicht überzogen, sondern nur durchtränkt waren. Nachdem sie darauf an der Luft oder am Ofen getrocknet waren, wurden sie in feines gebleichtes Leinöl getaucht und dieses dann mit Fliesspapier sorgfältig abgetupft. Die Abklatsche waren nun so hart und undurchlässig, dass sie, die negative Seite nach oben gelegt, ganz wie Thonabdrücke gebraucht werden konnten, indem man sie mit Thonstäbchen umrahmte und mit Gipsbrei übergoss. Mit Hülfe solcher Abklatsche sind alle nicht von uns selbst gefundenen oder im Frankfurter Museum befindlichen Stempel wiedergegeben worden, mit Ausnahme des grossen und schönen Wiesbadener Exemplars Taf. V, Fig. 138c, welches direkt vom Papierabklatsch photographiert worden ist. Die Gipsplatten wurden schliesslich beschnitten und auf einem Brett zu Tafeln in dreifacher Grösse des beabsichtigten Formats zusammengestellt. Ein Rahmen mit eingezeichneten Centimeterabteilungen liess die beabsichtigte Verkleinerung leichter kontrollieren und bietet auf unseren Tafeln selbst für die Vergleichung mit anderen Fundstücken einen zuverlässigen Massstab.

Zum Schlusse mache ich die Benutzer dieser Tafeln noch auf eine Eigentümlichkeit derselben aufmerksam, welche sich, ohne unsere Absicht, als eine Folge des angewandten Verfahrens ergab. Wenn man die Blätter umkehrt, sodass die Buchstaben auf dem Kopfe stehen, sieht man statt der positiven Wiedergabe des Stempels das Bild der negativen Matrize. Die Abbildung giebt so genau den Anblick der Oberfläche des benutzten Instruments wieder, was wesentlich dazu beitragen dürfte, meine Bemerkungen über Material und Herstellung der Matrizen, besonders auch über erkennbare Beschädigungen der letzteren, leichter verständlich zu machen.

Anhang II.

An dieser Stelle sollte der Arbeit die im chemisch-technischen Institut der Herren Dr Popp und Dr. Becker hergestellte Analyse einer grösseren Anzahl von Ziegelproben aus Nied und Heddernheim beigegeben werden. Leider ist die zeitraubende Arbeit vor der Beendigung des Druckes noch nicht vollendet. Die Veröffentlichung ihrer Ergebnisse muss daher für einen späteren Band des Archivs aufgespart werden. Nach den bisher festgestellten Analysen von 8 Ziegelstücken verschiedener Art aus Heddernheim (mit Nieder Stempeln) steht, wie nur Herr Dr Popp schreibt, schon jetzt fest, dass der für dieselben »verwendete Thon derselben Fundstätte entstammt.« Der Thon ist je nach dem Zwecke der Fabrikate in verschiedenem Verhältnis gemischt. Besonders von den von Hypokaustpfeilern und Heizkacheln entnommenen Proben wird gesagt, dass sie »ein augenscheinlich durch Mischung erzieltes, ausgezeichnetes, feuerfestes Material darstellen«

Diese durch die beigegebene Analyse begründete Ansicht stimmt vollkommen zu der, welche ich auf anderem Wege gewonnen und oben (S. 248 ff.) dargelegt habe, dass unsere Ziegel nicht aus dem bei Nied anstehenden Lehm, sondern aus Münsterer Thon in berechneter Mischung mit anderen Bestandteilen, besonders Sand- und Quarzkörnern hergestellt seien. Sie entspricht auch den Angaben der Alten über das Material (creta nicht lutum) der Brandziegel (tegulae, testa, lateres

coctu, latercuh coctiles), die von technischen Autoren ebenso deutlich von den Luftziegeln (lateres) unterschieden werden, wie bei den Griechen (z. B. Xenophon Mem. III, 1, 7) κέραμος von πλίνθος, wenn auch die Ausdrücke lateres und πλίνθοι im weiteren Sinn oft für Brandziegel gebraucht werden, ganz ebenso, wie wir nicht immer zwischen Ziegel und Backstein, Thon und Lehm unterscheiden. Man vgl Vitruvius de archit. II, 8, 18 und 19 neben II, 3, 1 ff. und Plinius N. H. XXV, 159. Wir haben es in unserer Arbeit bei den gut erhaltenen Dachziegeln und Platten selbstverständlich nur mit der ersteren Kategorie zu thun, auf welche man Vitruvs Angaben (II, 3, 3 ff.) über die üblichen Masse u. dgl. nicht, wie es oft geschieht, anwenden sollte.

Berichtigungen.

Auf S. 232, Z. 16 ist (Schutt) gruben statt graben zu lesen.

Auf S. 263 zu Leg. XIIII, 4 und S. 270 zu Leg. XXII, 2, 11 ist als Fundort fälschlich das Gasthaus »zur Krone« genannt, während es heissen muss »zum Schwan«.

Auf S. 288, No. 30, Z. 23 ist der erste Buchstabe ꟻ, nicht I zu lesen

V.

Die in Höchst, Nied und Umgebung gefundenen antiken Münzen.

Von

F. Quilling.

So reich die Ergebnisse der in der Nieder Gemarkung im vorigen Jahre veranstalteten Ausgrabungen im Allgemeinen gewesen sind, so gering war die Ausbeute an den neben den Ziegelstempeln besonders für Datirung der Funde wichtigsten Monumenten, den Münzen: es sind deren während der Ausgrabungen selbst nur zwei (No. 17 u. 31) gefunden worden.

Um so mehr war es, wenn das gesammte bis jetzt vorliegende Fundmaterial zur Verwendung kommen sollte, geboten, die bereits früher in Höchst, Nied und Umgebung gefundenen, in Privatbesitz daselbst und sonst zerstreuten Münzen zu sammeln und zu verzeichnen, so weit noch möglich, mit genauer Angabe des Fundortes und der Fundumstände Diese Arbeit wurde sehr erleichtert durch das bereitwillige Entgegenkommen der verschiedenen Besitzer, welchen auch an dieser Stelle mein Dank hierfür ausgesprochen sei.[1]

Für einen Theil der Münzen — wenn auch nur einen geringen — liess sich der Fundort nebst den Fundumständen noch ganz genau feststellen, für einen anderen wenigstens noch im Allgemeinen; beide Theile, zusammen genommen, ergeben fast die Hälfte der gesammten überhaupt in Betracht kommenden Münzen Die andere Hälfte ist nach Aussage der Besitzer zwar ebenfalls in Höchst, Nied und Umgebung zu Tage gefördert worden, doch konnten Fundort und Fundumstände meist gar nicht mehr, vereinzelt nur sehr unsicher angegeben werden, jedenfalls ist dieser Theil der Münzen wissenschaftlich nur mit grosser Vorsicht zu verwerthen und zwar aus folgenden Gründen:

---

[1] Zu ganz besonderem Danke bin ich auch Herrn Gymnasiallehrer Dr E. Suchier in Höchst verpflichtet für seine thatkräftige Unterstützung während meiner Arbeiten dortselbst.

1) Haben Einige der Besitzer neben den in ihrer Nachbarschaft gefundenen Münzen auch andere gesammelt, auswärts auf Auktionen erworben und sonst Es können infolgedessen sehr leicht Verwechslungen der Münzen untereinander vorgekommen sein.
2) Fand sich unter den Münzen der zweiten Gruppe eine grobe Fälschung (No. 56). Es ist dies schon an und für sich ein bedenklicher Umstand, dazu kommt aber, dass das Stück seinem Äusseren nach niemals — wie man etwa annehmen könnte — in der Erde (vielleicht schon früher durch Verlust dahin gerathen) gelegen haben kann, also irgendwoher erworben sein muss.
3) Machen die Münzserien einzelner Besitzer durch die ununterbrochene Reihenfolge der darin vertretenen Kaiser in ihrer Vollständigkeit den Eindruck, als seien sie nicht etwa einzeln und von verschiedenen Seiten nach und nach erworben, sondern als Gesammtheit auf einmal, als Theil eines grösseren Ganzen.
4) Damit im Zusammenhange steht ein Moment, welches einen scharfen Unterschied zwischen der ersten und unsrer Gruppe markirt, hier aber nur angedeutet werden kann: Hier die gleichmässige Vollständigkeit, dort eine grosse Lücke zwischen der Münze des Alexander Severus (No. 36) und denen Constantins I. (No. 38 ff). Wir kommen auf diese überraschende Thatsache und ihre Erklärung weiter unten zurück.

Aus den angeführten Gründen empfahl es sich, die beiden Gruppen nicht ineinander zu verarbeiten, sondern eine Scheidung der gesammten Münzen in zwei Abtheilungen vorzunehmen.

A. solche, welche sicher in Höchst, Nied und Umgebung gefunden sind und deren Fundort und Fundumstände (wenigstens in den meisten Fällen) noch angegeben werden konnten,
B. solche, welche angeblich zwar ebenfalls in Höchst, Nied und Umgebung gefunden, jedoch nur mit Vorsicht zu benutzen sind.

Die verschiedenen Besitzer vertheilen sich auf beide Gruppen wie folgt:

A. Gymnasiallehrer Brötz[1] in Höchst.
Bauunternehmer B. Elzenheimer in Hanau.
Kaufmann Lugenbühl in Wiesbaden.

[1] Herr B. ist im Besitze der von seinem Schwiegervater, dem Bauunternehmer Herrn Kunz, in den Jahren 1857—63 in Höchst gefundenen Münzen.

Städtisches Museum[1] zu Frankfurt a. M.
Museum zu Wiesbaden.
Tischlermeister Schäfer in Höchst.
Fabrikbesitzer Scriba in Höchst.
Steuerrath von Winckler in Wiesbaden.

B. Lackfabrikant Bastert
Gastwirth G. Döst (»Krone«)
Spezereihändler L. Döst
Gastwirth J. B. Hartmann (»Schöne Aussicht«)
Gymnasiallehrer Dr. Lina
Tischlermeister Schäfer
} in Höchst.

Für beide Gruppen gebe ich im Folgenden je zwei Tabellen, die erste chronologisch, die zweite nach den Besitzern angeordnet. Letztere wurde beigefügt, um einen Überblick zu ermöglichen, einmal über das Gepräge der einzelnen Sammlungen (woraus sich, wie wir gesehen, wichtige Schlüsse ergeben können), zweitens über deren augenblicklichen Bestand, von welchem dann die später erworbenen und später zu bearbeitenden Münzen leicht zu trennen sein werden.

Den Beschluss bildet ein fünftes Verzeichniss, in welchem die Münzen soweit möglich nach Fundorten (mit den Buchstaben q–z — vgl. die zu der vorhergehenden Abhandlung des Herrn Prof. Wolff gehörige Karte — angegeben) unter genauer Mittheilung der Fundumstände, soweit sie noch bekannt waren, zusammengestellt sind.

---

[1] Der Bestand des Frankfurter Museums an Höchster Münzen setzt sich zusammen aus:

8 Stück (No. 3, 7–9, 12, 13), welche Herr Bauunternehmer Seidel in Höchst ihm in liberalster Weise zum Geschenk machte,
1 » (No. 17), Geschenk des Herrn Prof. G. Wolff
1 » (No. 31), Geschenk des Herrn Domänenrath Thaler in Höchst.

A. Sicher in Höchst, Nied und Umgebung gefundene Münzen.

Verzeichniss No. I.

No.	Stück-Zahl	Zugehörigkeit	Beschreibung.	Bemerkungen.	Besitzer.
1	1	Gallien.	Muret, Catalogue des monnaies gauloises de la bibliothèque nationale nº 8882 bis 8883 und Atti dell' Accademia di Torino 1891 pag 366—368 no. 75 (v Duhn)	«Die Zeit der gallischen Kupfermünze lässt sich nur ungefähr bestimmen da auf einigen Typen dieser Münze die lateinische Inschrift AVAVCIA vorkommt und es eine für die keltischen Numismatiker noch offene Frage ist, ob solche Münzen im nördl Gebiete Galliens vor der Eroberung Caesars angenommen werden dürfen da andrerseits die Umbildung von Münze, Mass und Gewicht durch Augustus im Jahre 27 der gallischen Separatprägung ein Ende bereitet hat (cf Monum d Accad di Torino 1891 pag 348 und 387), können wir vorsichtigerweise nur die Zeit zwischen 51—27 v Chr für die Münze ansetzen» Dieselbe hat sich bis jetzt nur in Gallia belgica und auf dem grossen St Bernhard gefunden bei den Ausgrabungen, welche Herr Prof von Duhn im vorvorigen Jahre daselbst veranstaltet hat (v.)	Brötz.
2	1	Gens Antonia.	Babelon, Monnaies consulaires I 203 133. (v.)		Brötz.
3	1	Gens Valeria	Babelon, II 519. 17 (v.)		Städt. Museum zu Frankfurt a. M
4	1	Augustus.	Cohen, Monnaies impériales² I 66. 29. (v.)		Brötz
5	1	»	Cohen I. 90. 199. (v.)		»
6	2	»	Cohen I 95 240. (v.)		»
7	3	»	Cohen I 95 240. (v.)		Städt Mus. Ffurt.
8	1	»	Cohen I 95 240. (v.)	Revers mit Contremarke *IR*	»
9	1	»	Cohen I 114 369. (v.)		»
10	1	»	Cohen I 137. 504 (v.)	Nur zur Hälfte erhalten.	Scriba
11	1	»	[CAESAR AVGVST PONT MAX TRIBVNIC POT] Kopf nach rechts R M [SALVIVS OTHO?] [III VIR] AAAFF im S C in der Mitte Mittelerz (v.)		Brötz.

12	1	Augustus	CAESAR AVGVSTVS TRIBVNIC POTEST K. n. r. R. CN PISO CN F III VIR AAAFF am S C in der Mitte Mittelerz *(w.)*	Nicht bei Cohen.	Städt. Mus. Ffurt
13	1	Augustus und Agrippa	Cohen I. 179. 7 oder 10. *(u.)*	Avers sowohl wie Revers mit Contremarke IMP	Städt. Mus. Ffurt
14	1	»	Cohen I. 179. 7 oder 10. *(r.)*	Revers mit Contremarke IMP	Schäfer
15	1	»	Cohen I. 179. 7 oder 10. *(ra.)*		Brötz.
16	1	»	Cohen I. 179. 7 oder 10 *(w.)*		Scriba.
17	1	Germanicus Tiberii fil.	Cohen I. 224. 1 *(x.)*		Städt. Mus. Ffurt
18	1	Claudius I.	Cohen I. 250. 1 oder 2 *(va.)*		Brötz.
19	1	Nero	Cohen I. 290. 171. (K. N. 21.)		Mus. Wiesbaden
20	3	Vitellius.	Cohen I. 365. 121.[3]		Lugenbühl.
21	1	Domitianus	Cohen I. 482. 131. *(z.)*		Schäfer
22	1	»	IMP CAES DOMIT AVG GERM COS XII CENS PER PP Belorbeerter K. n. r. R. MONETA AVGVSTI S C Moneta mit Waage und Füllhorn n. l. stehend. Mittelerz. *(t.)*	Nicht bei Cohen.	Winckler
23	1	Nerva.	Cohen II. 10. 116. (K. N. 27.)		Mus. Wiesbaden
24	2	Traianus.	Cohen II. 83. 628.		Lugenbühl.
25	1	»	IMP CAES NERVA TRAIAN AVG GERM P M Belorb. K. n. r. R. TR POT COS III PP Weibliche Figur n. l. sitzend, rechts Zweig haltend, die Linke auf den Sessel gestützt Abschnitt S C Grosserz *(va.)*	Nicht bei Cohen.	Brötz.
26	1	»	IMP CAES NERVA TRAIAN AVG GERM DACICUS P M Belorb. K. n. r. R. TR P VII IMP IIII COS IIII DES V PP Victoria mit Kranz und Palme n. l. schwebend. Mittelerz *(t.)*	Nicht bei Cohen.	Elzenheimer.
27	1	Hadrianus.	Cohen II. 135. 337. (K. N. 16)		Mus. Wiesbaden.
28	1	»	Cohen II. 206. 1192. *(ra.)*	»Buste drapé.«	Brötz.
29	1	»	Cohen II. 218. 1358. (K. N. 175.)		Mus. Wiesbaden
30	1	»	Nichts mehr erkennbar als K. n. r. Mittelerz *(va.)*		Brötz
31	1	L. Aelius.	Cohen II. 263. 56. *(x.)*		Städt. Mus. Ffurt.

[1] Sämmtliche Mittheilungen über diese Munze verdanke ich der Güte des Herrn Prof. von Duhn in Heidelberg.
[2] Es wird stets nach der zweiten Auflage von Cohen citirt, nur in Fällen, wo der für die Arbeit nicht mehr benutzbare VIII. Band derselben in Betracht käme, nach der ersten Auflage, zumal Band VII in vieler Beziehung vollständiger ist, als der neu erschienene VII.[2]
[3] In dem mir von Dr. Florschütz übersandten Verzeichniss wird Vitellius Cohen no. 45 (Silber) citirt an dieser Stelle findet sich aber eine Goldmünze verzeichnet. Derselbe Typus in Silber hat no. 46 = Cohen[2] I. 365. 141, er wird wohl gemeint sein.

No	Stück Zahl.	Zugehörigkeit.	Beschreibung	Bemerkungen.	Besitzer.
32	1	Antoninus Pius.	Cohen II. 306. 362. (v₂.)	Hinter der linken Schulter der Felicitas wird — was bei Cohen nicht angegeben ist — deutlich ein nach oben gerichteter Zweig sichtbar. Motiv unklar	Brötz
33	1	»	[ANTO]NINVS [AVG PIVS PP TR P] Belorb. K. n. r. & (TR POT X .) Der Kaiser n. l. auf einem Podium sitzend, neben, fast vor ihm, steht nach l. Liberalitas, ein Füllhorn ausschüttend in die ausgestreckten Hände einer ihr gegenüber am Fusse der Estrade nach r. stehenden Figur. Abschnitt: LIBERALITAS . . . Grosserz (v₂.)		»
34	1	M. Aurelius	Cohen III. 56. 555 oder 57. 564 (v₂.)		Brötz.
35	1	Faustina II.	Cohen III. 139. 36. (v₂.)		»
36	1	Alexand. Severus	Cohen IV. 423. 207 (K. N 23.)		Mus. Wiesbaden. Lugenbühl.
37	1	Tetricus I	Cohen VI. 104. 117.		Brötz
38	1	Constantinus I.	Cohen VII 258. 254. (v₁.)	Abschnitt ?	»
39	1	»	Cohen VII 281. 454 (v₁.)	Im Felde S—F Abschnitt ARLP	»
40	1	»	» (v₁.)	Abschn PLG	»
41	1	»	» (v₁.)	Abschn · STR€	»
42	1	»	Cohen VII. 311. 689. (v₁.)	Im Felde C R Abschn. · PLG	»
43	1	Crispus.	Cohen VII. 340. 5. (v₁.)	Feld C—R, Abschn PLG	»
44	1	»	Cohen VII 341. 27. (v₁.)	Feld P—B (?) Abschn : PLON	»
45	1	»	Cohen VII 342. 44 (v₁.)	Abschn. PTR	»
46	1	Constantinus II	Cohen VII 367 16. (v₁.)	Abschn . PLON	»
47	1	»	Cohen VII 378. 122 (v₁.)	Abschn . TRS	»
48	1	»	Cohen VII 384. 165. (v₁.)	Abschn Q ✱ AR	»
49	1	»	Cohen VII 395. 240. (v₁.)	Feld S—F. Abschn.: T CONSTANT	»
50	1	Constantius II	Cohen VII. 447. 45. (v₁.)		»
51	1	»	Cohen VII. 455. 104. (v₂.)	Abschn TRP	»
52	2	Gratianus.	Cohen² VI 437 58.		Lugenbühl.
53	1	Maximus	Cohen² VI. 467 14 (v₁.)	Abschn. TCON	Brötz.
54	1	Honorius.	Cohen¹ VI. 480. 32. (v₁.)		»

Verzeichniss No. II

Besitzer	No.	Stück Zahl	Zugehörigkeit	Beschreibung	Bemerkungen
Brötz.	1	1	Gallien.	Muret, Catalogue des monnaies gauloises de la bibliothèque nationale n° 8882 bis 8883 und Att. de l'Accademia di Torino 1891 pag. 366—368 n° 75 (v. Dulm.) (vs.)	Vgl. das vorige Verzeichnis unter No. 1
»	2	1	Gens Antonia	Babelon I. 203. 133. (vs.)	
»	4	1	Augustus	Cohen I. 66. 29. (vs.)	
»	5	1	»	Cohen I. 90. 199. (vs.)	
»	6	2	»	Cohen I. 95. 240. (vs.)	
»	11	1	»	[CAESAR AVGVST PONT MAX TRIBVNIC POT] Kopf n. r. ℞ M [SALVIVS OTHO?] [III VIR] AAAFF um S C in der Mitte. Mittelerz. (vs.)	
»	15	1	Augustus und Agrippa.	Cohen I. 179. 7 oder 10. (vs.)	
»	18	1	Claudius I.	Cohen I. 250. 1 oder 2. (vs.)	
»	25	1	Traianus.	IMP CAES NERVA TRAIAN AVG GERM PM. Bel. K. n. r. ℞ TR POT COS IIII PP. Weibl. Fig. n. l. sitzend, r. Zweig haltend, die Linke auf den Sessel gestützt. Abschnitt: S C. Grosserz. (vs.)	Nicht bei Cohen.
»	28	1	Hadrianus.	Cohen II. 206. 1192. (vs.)	»Buste drapé.«
»	30	1	»	Nichts mehr erkennbar als K. n. r. Mittelerz. (vs.)	
»	32	1	Antoninus Pius	Cohen II. 306. 362. (vs.)	Hinter der linken Schulter der Felicitas wird — was bei Cohen nicht angegeben ist — deutlich ein nach oben gerichteter Zweig sichtbar. Motiv unklar
»	33	1	»	[ANTO]NINVS [AVG PIUS PP TR P] Belorb. K. n. r. ℞ [TR POT X .] Der Kaiser n. l. auf einem Podium sitzend, neben — fast vor — ihm steht n. l. Liberalitas, ein Füllhorn ausschüttend in die ausgestreckten Hände einer ihr gegenüber am Fusse der Estrade n. r. stehenden Figur. Abschn.: LIBERALITAS. Grosserz. (vs.)	

Besitzer	No	Stück Zahl	Zugehörigkeit	Beschreibung	Bemerkungen
Brötz.	34	1	M. Aurelius.	Cohen III 56. 555 oder 57 564 (v₂.)	
»	35	1	Faustina II	Cohen III 139. 36. (v₂.)	
»	38	1	Constantinus I	Cohen VII 258. 254. (v₁.)	Abschnitt?
»	39	1	»	Cohen VII 281 454 (v₁.)	Feld S—F Abschn. ARLP.
»	40	1	»	» (v₁.)	Abschn PLG
»	41	1	»	» (v₁.)	Abschn. STRE.
»	42	1	»	Cohen VII 311 689. (v₁.)	Feld C—R Abschn PLG.
»	43	1	Crispus	Cohen VII 340. 5 (v₁.)	Feld C—R Abschn. PLG.
»	44	1	»	Cohen VII 341 27 (v₁.)	Feld P—B (?) Abschn. PLON
»	45	1	»	Cohen VII 342 44 (v₁.)	Abschn. PTR.
»	46	1	Constantinus II	Cohen VII 367 16 (v₁.)	Abschn PLON
»	47	1	»	Cohen VII 378. 122 (v₁.)	Abschn.. TRS
»	48	1	»	Cohen VII 384 165. (v₁.)	Abschn. Q * AR
»	49	1	»	Cohen VII 395. 240. (v₁.)	Feld S F Abschn TCONSTANT
»	50	1	Constantius II	Cohen VII 447 45 (v₁.)	
»	51	1	»	Cohen VII 455 104 (v₁.)	Abschn. TRP
»	53	1	Maximus.	Cohen¹ VI 467 14 (v₁.)	Abschn. T CON
»	54	1	Honorius	Cohen¹ VI 480. 32 (v₁.)	
Elzenheimer.	26	1	Traianus.	IMP CAES NERVA TRAIAN AVG GERM DACICVS PM Belorb. K n. r ℞ TR POT VII IMP IIII DES V PP Victoria mit Kranz und Palme n. l schwebend Mittelerz (t.)	Nicht bei Cohen.
Lugenbühl	20	3	Vitellius.	Cohen I 365 111	
»	24	2	Traianus.	Cohen II 83 628	
»	37	1	Tetricus I.	Cohen VI. 104 117	
»	52	2	Gratianus	Cohen¹ VI 437 58.	
Mus. Frankfurt.	3	1	Gens Valeria	Babelon II 519 17 (w.)	
»	7	3	Augustus.	Cohen I 95 240. (w)	
»	8	1	»	Cohen I 95 240. (w)	Revers mit Contremarke AR
»	9	1	»	Cohen I 114. 369 (w)	
»	12	1	»	CAESAR AVGVSTVS TRIBVNIC POTEST K n r ℞ CN PISO CN F III VIR AAAFF um S C in der Mitte Mittelerz (w.)	Nicht bei Cohen
»	13	1	Augustus und Agrippa	Cohen I 179 7 oder 10. (w.) Cohen I 224 1 v	Avers sowohl wie Revers mit Contremarke IMP
»	17	1	Germanicus Tiberii fi.		
»	31	1	Aelius	Cohen II 26[illegible] 36. (v.)	

»	24	1	Hadrianus	Cohen II 113 117 (R N 107)	
»	29	1	»	Cohen II 218 233 (R N 175)	
»	36	1	Alexander Severus	Cohen IV 423 207 (R N 23)	
Schäfer.	14	1	Augustus und Agrippa	Cohen I 179 7 oder 10. *(r.)*	Revers mit Contremarke IMP
»	21	1	Domitianus.	Cohen I 482 131 *(r.)*	
Scriba.	10	1	Augustus.	Cohen I 137 504 *(av.)*	Nur zur Hälfte erhalten.
»	16	1	Augustus und Agrippa.	Cohen I. 179 7 oder 10. *(av.)*	
Winckler	22	1	Domitianus	IMP CAES DOMIT AVG GERM COS XII CENS PER PP Belorb K n r R MONETA AVGVSTI S C. Moneta mit Waage u Füllhorn n l. stehend. Mittelerz. *(l.)*	Nicht bei Cohen.

B. Angeblich in Höchst, Nied und Umgebung gefundene Münzen.

Verzeichniss No. III.

No.	Stück Zahl	Zugehörigkeit.	Beschreibung	Bemerkungen.	Besitzer
55	1	Pella in Macedonien	Berliner Münzkatalog Macedonien pag 97 n° 9.		Bastert
56	1	Sardes	Mionnet IV 118 660 Ohne Monogramm.	Grobe Fälschung!	Hartmann.
57	1	Gens?	Romakopf n. r R. Zweigespann n r Darunter undeutlicher Gegenstand. Denar	Näher nicht mehr bestimmbar	Lina
58	1	Jul Caesar	Cohen I 9. 12		»
59	1	Augustus	Cohen I 126. 448		»
60	1	Augustus und Agrippa	Cohen I. 179 7 oder 10. *(r?)*		Bastert.
61	1	»	Cohen I 179 7 oder 10.	Revers mit Contremarke IMP und AVG	Schäfer
62	1	Claudius	[TI CLAV]DIVS CAESAR AVG IMP P M TR P K nach r. R CERES AVGVSTA Abschnitt S C Ceres ohne Schleier n l. sitzend r 2 Aehren mit Mohn, l. Scepter (?) quer im Arm haltend. Mittelerz	Avers mit Contremarke N CAPR Nicht bei Cohen	Lina

No.	Stück Zahl	Zugehörigkeit	Beschreibung	Bemerkungen.	Besitzer
63	1	Nero	Cohen I. 299. 302.		Hartmann.
64	1	Vespasianus.	Cohen I. 413 574		Bastert
65	1	»	Nur noch erkennbar K. n. Mittelerz		Lina
66	1	Domitianus	Cohen I 519. 589.		Hartmann
67	1	»	Cohen I. 523 647		Lina.
68	1	Nerva	Cohen II 2. 6.		»
69	1	Traianus	Cohen II 55 356.		Hartmann.
70	1	Hadrianus.	Cohen II 161 645.		»
71	1	»	Nur noch erkennbar, Belorb. K. n. r. Mittelerz.		Bastert
72	1	Antoninus Pius.	Cohen II 331 625.		»
73	1	»	ANTONINVS AVG PIVS Kopf m Strahlenkrone n. r. R. Umschrift ? S C. Figur im Libertastypus n. l. Mittelerz	Sehr schlecht erhalten	»
74	1	Faustina II	FAVSTINA AVGVSTA K. n r R. Umschrift nicht mehr erkennbar Juno mit Schale und Scepter n l Daneben Pfau Mittelerz		L. Döft.
75	1	Caracalla.	Cohen IV 188. 431		Hartmann.
76	1	Alexand. Severus	Cohen IV 411. 95		Lina.
77	1	»	Cohen IV 443 412		Schäfer
78	1	Julia Mamaea	Cohen IV 492 22		Lina
79	1	Gordianus III.	IMP GORDIANVS [PIVS FEL] AUG Kopf m Strahlenkrone nach rechts. R. FELICITAS AVGG (sic!). Felicitas mit caduceus und Füllhorn n. l. Denar	Nicht bei Cohen	»
80	1	Herennius Etruscus	Mionnet V 212 507	Geprägt n Antiochia Syriae	Hartmann.
81	1	Valerianus I	Cohen V 305 74.		Lina
82	1	Gallienus	Cohen V 363 165		Hartmann
83	1	Tetricus I.	Cohen VI 102 95		»
84	1	»	Cohen VI 102 100.		Lina
85	1	»	Cohen VI 113. 207		Hartmann
86	1	»	Nicht näher bestimmbar		Lina.
87	1	Tetricus II.	Cohen VI 127 88.		»
88	1	»	Cohen VI 128. 97		Hartmann
89	1	Claudius II. (Gothicus)	Cohen VI 159. 301		»
90	1	Aurelianus	Cohen VI 192 159.	Abschn. XXI R	»
91	1	Probus	Cohen VI 260 39.	Abschn RVS	»
92	1	»	Cohen VI 264 82	Abschn XI	»
93	1	»	Cohen VI [illegible]	Abschn A	»

94	1	Maximianus Herc.	Cohen VI. 517. 129	Feld B — ✱ Abschn. TR	Hartmann
95	1	»	Cohen VI. 530. 371	Zwischen Jupiter und Kaiser TR Abschn. XXI, rechts davon Fackel	»
96	2	Helena oder Theodora	Büste n. r. R. PAX PVBLICA. Entweder Cohen VII. 95. 4 oder Cohen VII. 98. 1, 2 Klembronzen in Quinargrösse		Lina
97	1	Maximianus II. (Daza)	Cohen VII. 137. 55		Hartmann
98	1	Maxentius	IMP C MAXENTIVS PF AVG Belorb. K. n. r. R. CONSERV VRB SVAE. Roma mit Kugel und Lanze in sechssäuligem Tempel sitzend, neben ihr Schild. Mittelerz	Abschn. ABS. Nicht bei Cohen, ähnlich VII. 168. 21	»
99	1	Constantinus I.	Cohen VII. 231. 15	Feld C—R Abschn. PLC	Lina
100	1	»	Cohen VII. 231. 20	Abschn. STR	Hartmann.
101	1	»	Cohen VII. 232. 123	Abschn. PTR	»
102	1	»	Cohen VII. 257. 243	Nicht »tête diademée« sond. »tête laurée« Im Felde links Γ. Abschn. CONS	Lina
103	1	»	Cohen VII. 259. 263	Feld A. Abschn. COL (sic!)	Hartmann
104	1	»	Cohen VII. 280. 442	Feld S A Abschn. PTR	»
105	1	»	Cohen VII. 281. 454	Abschn. SMRA	»
106	1	»	Cohen VII. 290. 525	Feld F—T	»
107	1	»	Cohen VII. 290. 525	Feld T—F. Abschn. A ·	Lina
108	1	»	Cohen VII. 290. 525. (q ?)	Feld T—F. Abschn. PTR	Schäfer
109	1	»	IMP CONSTANTINVS P (sic!) AVG Belorb. Büste in Panzer n. r. R. SOLI INVICTO COMITI Sol n. l. stehend, die R. erhebend, L. Kugel haltend. Kleinerz	Feld (links) A Abschn. PLS. Nicht bei Cohen	Hartmann.
110	1	Urbs Roma	Cohen VII. 330. 1.	Abschn. TR ✱ S	Lina
111	1	Crispus	CRISPVS NOB CAES. Belorb. K. n. r. R. PROVIDENTIAE AVG. Lagerthor. Kleinerz	Abschn. P · Nicht bei Cohen	G. Döft
112	1	Constantinus II.	Cohen VII. 369. 38.	Abschn. STR ◡	Lina
113	1	»	Cohen VII. 369. 39.	Abschn. PTR	G. Döft
114	1	»	Cohen VII. 369. 39.	Abschn. STR	»
115	1	»	Cohen VII. 377. 114	Abschn. SMANs	Hartmann.
116	1	»	Cohen VII. 379. 127	Abschn. TR ✱ P	»
117	1	Constans I.	Cohen VII. 413. 54	Abschn. TRP	Lina.
118	1	Constantius II.	Cohen VII. 447. 47	Abschn. SPLC.	Hartmann.
119	1	»	Cohen VII. 455. 104	Abschn. TRP	G. Döft
120	1	Magnentius	Cohen VI. 337. 59	Abschn. nicht mehr erkennbar	Hartmann.
121	1	Constantius Gallus	Cohen VI. 353. 41	Abschn. ALEF	»

No.	Stück Zahl	Zugehörigkeit	Beschreibung	Bemerkungen.	Besitzer
122	1	Valentinianus I	Cohen[1] VI 404 50	Feld $F-\frac{A}{XQ_{(?)}}$ Abschn. RSIS • P	Hartmann
123	1	»	Cohen[1] VI 405 53	Feld R F Abschn P (?) SISC	Bastert
124	1	Valens	Cohen[2] VI 419. 63	Abschn SMKΔ	Lina
125	1	»	Cohen[2] VI 419. 64	Abschn • QM	Hartmann.
126	1	»	Cohen[1] VI 419. 64	Abschn. SMAQP	»
127	1	»	Avers wie Cohen[1] VI 419. 64 Mehr nicht erkennbar Kleinerz		Lina
128	1	»	Cohen[2] VI 420. 72	Feld OI—I Abschn STR	Hartmann
129	1	»	DN VALENS PF AVG Kopf in Diadem n. r. R SECVRITAS REI PVBLICAE Victoria in Vorderansicht stehend, hält r. einen Kranz hoch, in der gesenkten L. eine Palme Kleinerz	Abschn. T (?) RP Nicht bei Cohen	Bastert
130	1	Gratianus	Cohen[1] VI 436. 55	Feld F $\frac{R}{A}$ Abschn SISCP	Hartmann
131	1	»	Cohen[1] VII (Supplement). 404 2	Feld S Abschn. LVG P.	»
132	1	Valentinianus II	Cohen[1] VI 447 41	Abschn. SCON	»
133	1	»	Cohen[1] VI 447 43	Abschn. P CONOB	1 Döft
134	1	Justinianus I.	Sabatier, Monnaies byzantines I 188 87 pl. XVI 5	Durchmesser 15 mm. Æ.	Bastert
135	1	»	Sabatier I 191 121 pl XVII 14	Durchmesser 15 mm Æ.	Hartmann.
136	1	»	NVS AVG Behelmte Büste in Vorderansicht mit Kugelkreuz und Schild. R Index L ANNO • II • Abschn. THEVP (im gewöhnlichen Typus).	Durchmesser 21 mm Æ Nicht bei Sabatier Leider war es wegen Mangels an Zeit nicht mehr möglich, die R. R. von No. 136 u. 137 festzustellen	»
137	1	Justinus II. und Sophia	Justinus II. und Sophia in Vorderansicht sitzend mehr nicht erkennbar R. Index M. zwischen dessen Mittelbalken Christusmonogramm, unter denselben Marke B ANNO • II Abschn. CON. Ueber dem Ganzen in auswärts gerichteter Schrift THEVP (im gew. Typus).	Durchmesser 30 mm Æ. Nicht bei Sabatier	»
138	1	Johannes Zimisces (969–976)	Sabatier II 142 5 pl XVIII 2	Durchmesser 27 mm. Æ	»
139	1		Sabatier II 142 5 pl XVIII 2	Durchmesser 27 mm. Æ	»

Besitzer	No	Stück-Zahl	Zugehörigkeit	Beschreibung	Bemerkungen
Bastert.	55	1	Pella in Macedonien	Berliner Münzkatalog Macedonien pag 107 n° 9.	
»	60	1	Augustus und Agrippa	Cohen I. 179. 7 oder 10. (r?)	
»	64	1	Vespasianus	Cohen I 413 574	
»	71	1	Hadrianus	Nur noch erkennbar Belorb K n r Mittelerz	
»	72	1	Antoninus Pius.	Cohen II. 331 625	
»	73	1	»	ANTONINVS AVG PIVS Kopf m Strahlenkrone n r R Umschrift? S C Figur im Libertastypus n l Mittelerz.	Sehr schlecht erhalten
»	123	1	Valentinianus I	Cohen² VI 405. 55	Feld R—F Abschn. P (?) SISC.
»	129	1	Valens	DN VALENS PF AUG Kopf m Diadem n r R SECVRITAS REI PVBLICAE Victoria in Vorderansicht stehend hält r. einen Kranz hoch, in der gesenkten L eine Palme Kleinerz	Abschn T (?) RP
»	434	1	Justinianus I	Sabatier I 188 87 pl XVI 5	Durchmesser 15 mm Æ
G. Döft.	112	1	Crispus	CRISPVS NOB CAES Belorb K n r R PROVIDENTIAE AUG Lagerthor Kleinerz	Abschn. P ·· Nicht bei Cohen
»	113	1	Constantinus II	Cohen VII 369 39	Abschn PTR
»	113	»	»	Cohen VII 369. 39.	Abschn STR
»	119	1	Constantius II	Cohen VII 455 104	Abschn TRP
L. Döft.	74	1	Faustina II	FAVSTINA AVGVSTA K n r R Umschrift nicht mehr erkennbar Juno mit Schale und Scepter n l Daneben Pfau Mittelerz	
»	133	1	Valentinianus II	Cohen² VI 447 43	Abschn P CONOB
Hartmann.	56	1	Sardes	Mionnet IV 118 660 Ohne Monogramm	Grobe Fälschung!
»	63	1	Nero	Cohen I 299 302	
»	66	1	Domitianus	Cohen I 519 589	
»	69	1	Trajanus	Cohen II. 55 356	
»	70	1	Hadrianus	Cohen II 461. 645	
»	75	1	Caracalla	Cohen IV 188. 431	

Besitzer.	No.	Stück-Zahl	Zugehörigkeit.	Beschreibung.	Bemerkungen.
Hartmann.	80	1	Herennius Etruscus	Mionnet V 212 507	Geprägt in Antiochia Syriae
»	82	1	Gallienus	Cohen V 363 165	
»	83	1	Tetricus I	Cohen VI 102. 95	
»	85	1	»	Cohen VI 113 207	
»	88	1	Tetricus II	Cohen VI 128. 97	
»	89	1	Claudius II (Gothicus)	Cohen VI 159 301	
»	90	1	Aurelianus	Cohen VI 192 159.	Abschn. XXI R
»	91	1	Probus	Cohen VI 260. 39	Abschn. RVS
»	92	1	»	Cohen VI 264. 87	Abschn. M
»	93	1	Diocletianus	Cohen VI 432 169	Abschn. A
»	94	1	Maximianus Herc.	Cohen VI 507 129.	Feld B — ✱ Abschn TR
»	95	1	»	Cohen VI 530. 371	Zwischen Juppiter und Kaiser TR Abschnitt XXI, rechts davon Fackel
»	97	1	Maximinus II. (Daza.)	Cohen VII 147 55	
»	98	1	Maxentius	IMP C MAXENTIVS PF AVG Belorb K n. r ℟ CONSERV VRB SVAE Roma mit Kugel u. Lanze in sechssäuligem Tempel sitzend neben ihr Schild. Mittelerz	Abschn. ABS. Nicht bei Cohen, ähnlich VII. 168. 21.
»	100	1	Constantinus I	Cohen VII 231 20.	Abschn STR
»	101	1	»	Cohen VII 242. 123	Abschn. PTR
»	103	1	»	Cohen VII 259. 263	Feld A Abschn. COL (sic!)
»	104	1	»	Cohen VII 280. 432	Feld S—A Abschn. PTR
»	105	1	»	Cohen VII 281 454	Abschn SMRA
»	107	1	»	Cohen VII 290. 525	Feld F—T
»	109	1	»	IMP CONSTANTINVS F (sic!) AVG Belorb Büste in Panzer n. r ℟ SOLI INVICTO COMITI Sol n stehend, die R erhebend, l. Kugel haltend. Kleinerz	Feld (links) A Abschn PLS Nicht bei Cohen
»	115	1	Constantinus II.	Cohen VII 377 114	Abschn SMANs
»	116	1	»	Cohen VII. 379. 127	Abschn TR • P
»	118	1	»	Cohen VII 447 47	Abschn SPLC
»	120	1	Magnentius	Cohen² VI 337 59.	Abschn. nicht mehr erkennbar.
»	121	1	Constantius Gallus	Cohen² VI 353 41	Abschn. ALE.Γ
»	122	1	Valentinianus I	Cohen² VI. 404 50.	Feld F — ☧Q (?) Abschn. BSIS • P
»	125	1	Valens.	Cohen² VI. 419. 64	Abschn QM
»	126	1	»	Cohen² VI 419 64	Abschn SMAQP
»	128	1	»	Cohen² VI 420 72	Feld G — I Abschn STR

Hartmann.	130	1	Gratianus	Cohen[1] VI 436. 55	Feld F ℞ Abschn. SISCP
»	131	1	»	Cohen[1] VII (Supplement) 404 2	Feld S Abschn. LVGP
»	132	1	Valentinianus II	Cohen[1] VI 447 41	Abschn. SCON.
»	135	1	Justinianus I	Sabatier I 191 121 pl. XVII 14	Durchmesser 15 mm. Æ
»	136	1	»	NVS AVG Behelmte Büste in Vorderansicht mit Kugelkreuz und Schild ℞ Index I ANNO * II * Abschn. THEVP (im gew. Typus)	Durchmesser 21 mm. Æ Nicht bei Sabatier Vgl. im Uebrigen oben Verzeichniss No III unter No. 136 (Bemerkungen)
»	137	1	Justinus II und Sophia	Justinus II und Sophie in Vorderansicht sitzend, mehr nicht erkennbar ℞ Index M Zwischen dessen Mittelbalken Christusmonogramm. unter denselb. Marke B ANNO o[1] I Abschn. CON Ueber dem Ganzen in auswärts gerichteter Schrift THEVP (in gew. Typus)	Durchmesser 30 mm. Æ Nicht bei Sabatier
»	138	1	Johannes Zimisces (969—976)	Sabatier II. 142 5 pl. XLVIII 2	Durchmesser 27 mm. Æ
»	139	1	»	Sabatier II 142 5 pl. XLVIII 2.	Durchmesser 31 mm. Æ
Lina	57	1	Gens?	Romakopf n. r. ℞ Zweigespann n. r. Darunter undeutlicher Gegenstand Denar	Näher nicht mehr bestimmbar
»	58	1	Jul. Caesar	Cohen I. 9. 12	
»	59	1	Augustus.	Cohen I. 126. 448.	
»	62	1	Claudius.	[TI CLAV]DIVS CAESAR AVG IMP P M TR P K n. l. ℞ CERES AVGVSTA Abschnitt S C Ceres ohne Schleier n. l. sitzend, r. 2 Aehren mit Mohn, l. Scepter (?) quer im Arm haltend Mittelerz	Avers mit Contremarke NCAPR Nicht bei Cohen
»	65	1	Vespasianus	Nur noch erkennbar K n. l. Mittelerz	
»	67	1	Domitianus	Cohen I 523. 647	
»	68	1	Nerva	Cohen II 2 6.	
»	76	1	Alexand. Severus	Cohen IV 411 95	
»	78	1	Julia Mamaea	Cohen IV 492 22	
»	79	1	Gordianus III	IMP GORDIANVS [PIVS FEL] AVG K in Strahlenkrone n. r. ℞ FELICITAS AVGG (sic!). Felicitas mit caduceus und Füllhorn n. l. Denar	Nicht bei Cohen

Besitzer	No	Stück Zahl	Zugehörigkeit	Beschreibung	Bemerkungen
Lina	81	1	Valerianus I	Cohen V 305 74	
»	84	1	Tetricus I	Cohen VI 102 100	
»	86	1	»	Nicht näher bestimmbar.	
»	87	1	Tetricus II	Cohen VI 127 88	
»	96	1	Helena oder Theodora	Büste n. r. R/ PAX PVBLICA Entweder Cohen VII 95 4 oder Cohen VII 98. 1 2. Kleinbronzen in Quinargrösse	
»	99	1	Constantinus I	Cohen VII 231 15	Feld C — R Abschn PLC
»	102	1	»	Cohen VII 257 245	Nicht »tête diademée«, sondern »tete laurée«
					Feld (links) F Abschn CONS
»	107	1	»	Cohen VII 290. 525	Feld T — F Abschn. A
»	110	1	Urbs Roma	Cohen VII 330. 17	Abschn. TR ✱ S
»	112	1	Constantinus II	Cohen VII 369. 38.	Abschn. STR ◡
»	117	1	Constans I	Cohen VII 413. 51	Abschn TRP.
»	124	1	Valens	Cohen² VI 419. 64	Abschn. SMKΔ
»	127	1	»	Avers wie Cohen² VI 419. 64. Mehr nicht erkennbar Kleinerz	
Schäfer	61	1	Augustus und Agrippa	Cohen I 179 7 oder 10.	Revers mit Contremarke IMP und AVG
»	77	1	Alexand Severus	Cohen IV 443 412	
»	108	1	Constantinus I	Cohen VII 290 525 (q?)	Feld T — F Abschn. PTR

Verzeichniss No V.

Bezeichnung auf d. Karte	No.	Zugehörigkeit	Fundort und Fundumstände	Bemerkungen	Besitzer
[q]	108?	Constantinus I.	Beim Umgraben eines Gartens, gelegen am Ecke der Jahnstrasse u. Emrich-Josephstrasse ungefähr 0.25 m tief gefunden ohne weitere Gegenstände	Der Besitzer vermochte nicht mehr mit absoluter Sicherheit zu bestimmen welche seiner Münzen an der bezeichneten Stelle gefunden wurde (NB konnte auf der Karte nicht mehr angegeben werden)	Schäfer
r	14	Augustus und Agrippa	1890 gefunden beim Fundamentiren der jetzigen Villa Büttler (Strasse Höchst-Nied letztes Haus) ungefähr 2 m tief in aufgefülltem Boden zusammen mit Ziegelbrocken und [illegible]		»

	[5]	?	?	Nach Aussage des Sohnes des Herrn Zimmermann Maurer (des Hausherrn) sind an dieser Stelle beim Bau des Hauses ebenfalls Münzen gefunden worden, über welche jedoch trotz aller Nachforschungen Näheres nicht mehr zu erfahren war	?
	1	22	Domitianus	Beim Fundamentiren eines Trägers ziemlich in der Mitte des Wohnhauses des Herrn Grossmann Besitzers der Steinmühle, in einer Tiefe von angefahr 3 m gefunden zugleich mit Heizkachelträmmern und Ziegeln	Einer der mitgefundenen Ziegel (leg XIV) befindet sich noch im Besitze des Herrn Scriba zu Höchst Herr Winckler erhielt die Münze No. 22 durch den Schwager des Herrn Grossmann, Herrn Steuerinspector Bill zu Hadamar	Winckler
		26	Traianus	Ebenda und unter den gleichen Umständen gefunden	Herr Elzenheimer, nunmehr Bauunternehmer in Hanau, leitete die Niederlegung und den Wiederaufbau der in den Jahren 1887—88 theilweise abgebrannten Grossmann'schen Mühle	Elzenheimer
	n	—	Urbs Roma?	Von Herrn Bauunternehmer Kunz in Höchst wurde angefähr im Jahr 1857 an der bezeichneten Stelle eine quer liegende *Rolle* ganz gleicher Münzen (c. 80 Stück) gefunden. Die Rolle liess sich leicht in ihre Einzelbestandtheile auflösen und als solche ergaben sich nach Aussage des Herrn K durchgängig Münzen, welche auf dem Revers die säugende Wölfin zeigten. Es liegt danach die Vermuthung nahe, dass die fragl. Münzen solche mit dem »Urbs Roma«-Typus waren. Diese Vermuthung erhält eine — allerdings schwache — Bestätigung durch die Thatsache, dass sich in der Sammlung des Herrn Dr. Lina, welchem Herr K mehrmals einzelne Münzen abtrat, eine solche mit dem »Urbs-Roma«-typus findet (n° 130.)	Leider sind diese sämmtlichen Münzen einzeln verkauft worden. Münzen in Rollen sind auch sonst z. B. auf der Saalburg, meines Wissens jedoch niemals in so guter Erhaltung wie im vorliegenden Falle, sondern naturgemäss stark oxydirt und in kaum zu trennendem Ganzen	-

Bezeichnung auf d. Karte			Fundort und Fundumstände	Bemerkungen	Besitzer
v_1 v_2.	Sämmtliche Münzen im Besitze des Herrn Brötz		Die von Herrn Bauunternehmer Kunz in den Jahren 1857—63 in einer Tiefe von ungefähr 1 m (t_1) und 3 m (t_2) gefundenen Münzen. Ueber die Fundumstände wusste Herr K. nichts mehr anzugeben, doch besass er zahlreiche Ziegel (mit Stempeln), welche aller Wahrscheinlichkeit nach zusammen mit den Münzen gefunden worden sind.	Eine Scheidung seiner Münzen nach den Fundumständen vermochte Herr K. nicht mehr vorzunehmen, doch darf man wohl nach Analogie der Fundumstände der anderen Münzen annehmen, dass v_2 die Münzen der früheren Zeit (bis Faustina fil. n° 35), t_2 dagegen die der späten, constantinischen und nachconstantinischen, Periode sein werden (n° 38 ff.).	Brötz
w	Sämmtliche Höchst-Nieder Münzen im Besitze des Mus. Frankfurt mit Ausnahme von No. 17 und 31. Die Scriba'schen Münzen No. 10 und 16.		Ein Theil der von Herrn Bauunternehmer Seidel in Höchst bei Anlegung eines Schuppens auf dem zur Scriba'schen Fabrik gehörigen Grundstück zu Tage geförderten Münzen.	Diese Münzen wurden anfangs gar nicht beachtet, so dass der grösste Theil derselben mit dem Grund welcher sie barg und der zur Ausfüllung einer Grube in der Nachbarschaft verwendet wurde, abhanden kam. Es wird die Aufgabe der nächsten Ausgrabungen in Höchst sein, diesen Grund sammt den Münzen wieder zu heben.	Mus. Frankfurt und Scriba
	No.	Zugehörigkeit.			
x	17	Germanicus Tib. fil.	Während der Ausgrabungen in Gegenwart des Herrn Prof. Wolff, ca. 1 m tief, zusammen mit bemalten Mörtelresten, Mauersteinen, Bauschutt von grösseren Gebäuden, Ziegelstempeln der VIII (dem einzigen gefundenen), XIV und XXII Legion gefunden.		Mus. Frankfurt
	31	L. Aelius.	Von Herrn Domanenrath Thaler in Höchst auf dem Nieder Felde gefunden.		»
[y]	23	Nerva.	»Gefunden bei Nied« (Florschütz) (Kat. N. 21).		Mus. Wiesbaden
[z]	21	Domitianus	Gefunden auf dem Terrain der Farbwerke. Genaueres war nicht mehr festzustellen.		Schäfer

Nicht aufgenommen in vorstehende Verzeichnisse[1] wurde eine Münze, deren Bestimmung nicht absolut sicher ist; ich halte sie für einen Alexander Severus, ebenso Herr Prof. B. Pick in Zürich,[2] doch ist nach des letzteren Meinung bei der schlechten Erhaltung des Stückes die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sie dem Elagabalus oder allenfalls dem jugendlichen Caracalla angehört. Ich gebe diese Münze, da sie meines Wissens bisher noch nicht publicirt ist, in mechanischer Reproduktion auf Tafel II vergrössert wieder, neben dem Lichtdruck befindet sich eine von Herrn Ingenieur Wehner[3] ausgeführte Federzeichnung in natürlicher Grösse zur Verdeutlichung der Typen und Buchstabenvertheilung

Beschreibung [IMP]CM AV ·XANDO AVG Belorb. K. n. r.
℞. GEN[COL?]CRE Genius mit Schale und Füllhorn n. l. stehend.

Die Münze gehört also nach Cremna in Pisidien.

Was nun die Beobachtungen und Folgerungen betrifft, zu welchen man bei eingehender Betrachtung der gegebenen Zusammenstellungen gelangt, so sind dieselben nur von geringer Bedeutung, wenn anders man nicht den sicheren Boden verlassen und sich zu allzu gewagten Hypothesen verleiten lassen will. Es sind eben zu einer richtigen Beurtheilung des bis jetzt aus Höchst, Nied und Umgebung vorliegenden Münzenmaterials immer zwei Punkte im Auge zu behalten: einmal der, dass die Anzahl der wissenschaftlich verwerthbaren Münzen nur eine verhältnissmässig geringe ist und ferner, dass alle diese Münzen nicht planmässigen und erschöpfenden Ausgrabungen entstammen,

[1] Sämmtliche darin aufgeführte Münzen kenne ich aus Autopsie und habe ich selbst bestimmt mit Ausnahme der im Museum zu Wiesbaden und in der Lugenbühl'schen Sammlung befindlichen. Doch hat mir Herr Dr. Florschütz freundlichst ein Verzeichniss der in beiden Sammlungen vorhandenen, für mich in Betracht kommenden Münzen zur Verfügung gestellt, worin dieselben nach Bestimmungen des stets sorgfältig arbeitenden Herrn Isenbeck aufgeführt sind, ich habe dieses Verzeichniss, welches nach der ersten Auflage von Cohen citirt, nach der zweiten Auflage dieses Werkes umgeändert. Ebenso wie Dr. Florschütz gebe auch ich — in Klammern hinter der Beschreibung — jedesmal die Katalognummern der im Museum zu Wiesbaden befindlichen Exemplare.

[2] Für wichtige Mittheilungen bezüglich dieser Münze sowie der Nummern 55 und 80 spreche ich Herrn Prof. Pick auch hier meinen verbindlichsten Dank aus.

[3] Herrn Wehner bin ich ausserdem für Überwachung der Reproduktionsarbeiten zu lebhaftestem Danke verpflichtet.

sondern einzelnen, gelegentlich gemachten Funden. Erst wenn die für die nächste Zeit in Aussicht genommenen grösseren und systematischen Ausgrabungen daselbst zum Abschlusse gelangt sein werden, erst dann wird man durch Heranziehung des *gesammten* Münzenmateriales zu bedeutenderen und endgültigen Resultaten gelangen können.

Immerhin lassen sich auch jetzt schon zwei Ergebnisse als gesichert betrachten.

1. Bei einer genaueren Betrachtung des Verzeichnisses No. I. muss es, wie schon oben angedeutet, auffallen, dass sich zwischen der Münze des Alexander Severus (no. 36) und denen Constantins I (no 38 ff) eine grosse Lücke findet (der eine Tetricus no. 37 kommt dem gegenüber kaum in Betracht). Diese Lücke kehrt nun aber regelmässig wieder in sämmtlichen Verzeichnissen der Münzfunde an Limesplätzen.[1] Zuletzt hat Herr Prof Wolff in seiner Abhandlung »Römische Totenfelder in der Umgebung von Hanau« (Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst II (1883) Heft 4 pag. 426 ff) auf diese Thatsache hingewiesen und dafür a. a. O eine ausserordentlich ansprechende Erklärung auf Grund der damaligen Handelsverhältnisse gegeben Seine Vermuthung erhält durch unsere Zusammenstellung der in Höchst etc. gefundenen Münzen ihre volle Bestätigung.

2. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass sämmtliche Stellen, an welchen bis jetzt Münzfunde gemacht sind, in einer Richtung von Ost nach West liegen und zwar dermassen in gerader Linie, dass die Vermuthung gerechtfertigt erscheint, es sei dort eine römische Strasse zu suchen. Herr Prof. Wolff ist auf Grund anderer Beobachtungen zu derselben Annahme gelangt und ein Stück dieser Strasse, genau in der angegebenen Fluchtlinie liegend, ist auch wirklich früher zu Tage gekommen in dem Hofe des Herrn Eisenhandler Brendel gehörigen Gebäudes (Ecke Hauptstrasse und Homburgerstrasse) bei Erdarbeiten, welche unter Leitung des Herrn Seidel daselbst stattfanden. Der Fundort *q* liegt genau in der Verlängerung dieser Fluchtlinie nach Westen zu.

[1] Der Umstand, dass dies bei Gruppe B nicht der Fall ist, spricht gegen ihre Zuverlässigkeit (vgl. den unter no. 4 bei Beleuchtung derselben angeführten Grund).

Nach den längs dieser Strasse gemachten Funden darf man schliessen, dass schon in der frühesten Kaiserzeit[1] Niederlassungen daselbst bestanden, dass solche noch in der letzten Zeit römischer Herrschaft, ja noch später dort existirt haben und von den »unter germanischer Herrschaft zurückgebliebenen Romanen« besiedelt waren.

Diese beiden Schlussfolgerungen sind meines Erachtens die einzigen, welche mit Recht aus den oben gegebenen Zusammenstellungen zu ziehen sind; alle anderen würden zu sehr in das Gebiet der Hypothese gehören und müssen daher unterbleiben. Ist es doch auch nicht der Zweck dieser Zusammenstellungen, zu epochemachenden Resultaten zu führen, sondern der, das bis jetzt in Hochst, Nied und Umgebung an Münzen zu Tage geförderte Material festzulegen, es zu retten und zugänglich zu machen für eine wissenschaftliche Verwerthung.

[1] Dass die an den bezeichneten Fundstellen entdeckten Münzen auch wirklich zu Rückschlüssen auf die Zeit welcher sie ihrem Gepräge nach angehören, berechtigen und dass sie nicht etwa später durch irgendwelchen Zufall in den Boden gerathen sind, beweisen die Fundumstände, namentlich die Thatsache, dass sämmtliche Münzen der früheren Zeit in einer Tiefe von 2—3 m, die der späteren meist nur 1 m tief gefunden worden sind.

VI.

Kleinere Mittheilungen.

1. Die Anfänge der Porzellan-Fabrikation in Frankfurt a. M.

Von Stadtarchivar Dr R. Jung.

Als 1711 Johann Friedrich Böttger in Dresden den Chinesen die Fabrikation des Porzellans nacherfunden hatte, entstanden bald eine ganze Reihe kleinerer oder grösserer Manufakturen in Deutschland, von denen nur die Fabriken von Meissen, Wien und Berlin ihr Dasein bis auf unsere Tage fortführen konnten. Die Meissener Anstalt war die Stammmutter, ihre älteste Tochter war die Wiener, die zweitälteste die Höchster Fabrik. Von der Bedeutung der Manufaktur im benachbarten Mainstädtchen hat vor einigen Jahren Herr Ernst Zais in einem trefflichen, schön ausgestatteten Werke eingehende Nachrichten gegeben,[1] von der Schönheit ihrer Erzeugnisse können wir uns an der stattlichen Anzahl der Höchster Porzellane in unserem historischen Museum noch heute überzeugen. Mit berechtigtem Stolze mag der Frankfurter beim Anblicke dieser niedlichen Figürchen sich erinnern, dass Frankfurter Unternehmungsgeist und Frankfurter Kapital die Gründung der Höchster Fabrik zu verdanken ist. Die hiesigen Bürger Johann Christoph Göltz und Johann Felician Clarus vereinigten sich 1746 mit dem Techniker Adam Friedrich von Löwenfincken, dem Landsmanne Böttgers, zur Anlegung der Porzellanfabrik in Höchst, welche die zahlreichen Nebenbuhlerinnen in der unteren Maingegend weit überragte. Denn gerade unsere Gegend, die einerseits den Bezug billigen und guten Rohmaterials und andererseits dank ihrer emsigen Handelsthätigkeit und ihren günstigen Verkehrsverhältnissen den leichten Vertrieb der Erzeugnisse gestattete, sah um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine ganze Reihe solcher Manufakturen entstehen und leider auch vergehen: aus der nächsten Umgebung seien nur Offenbach, Kelsterbach, Flörsheim, Weissenau, Neu-Hanau, aus der weiteren Frankenthal, Kassel, Fulda, Ludwigsburg

[1] Zais, Die Kurmainzische Porzellan-Manufaktur zu Höchst, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Kunstgewerbes (Mainz 1887).

genannt.[1] Die ältesten dieser Fabriken wurden noch im 17 Jahrhundert gegründet und zwar für die Herstellung von Fayencen, welche der Sprachgebrauch damals als Porzellan bezeichnete. Erst nach Böttgers Erfindung wurde diese Bezeichnung auf die durch ihn berühmt gewordene Masse beschränkt. Von diesen Porzellan- oder richtiger Fayence-Fabriken entstanden die Hanauer 1661, die Kasseler 1680.

Nur wenige Tage vor der Gründung der Hanauer Fabrik wurde auch in Frankfurt der Versuch gemacht, die Fabrikation der Fayence in der alten Handelsstadt am Main einzuführen. Am 21. Februar 1661 wurde im Rathe das nachfolgende Gesuch vorgetragen:[2]

> Wolledel, gestreng, edle, vest, hochgelehrt, wolfürsichtig undt hochweise insonders grossgunstige, hochgeerte und gebietende Herrn Schultess, Bürgermeister und Rhadt.
>
> Ew Wohledel Gestrengen undt Herrlichkeiten beliebe Ihne inn Underthenigkeit anbringen zu laessen, wass massen wir underschribene alhiesige Einwohner unss entschlossen, wann es mit Ew Wohledel, Gestrengen undt Herrlichkeiten grossgünstigem Consens zu erhalten wehre undt unss auff die zweinzig Jahr sicherer Freyheit, dass unss kein anderen einnichen Eintrag thun dörffe, neben Verstattung einer hierzu erforderender Bewerrsstadtgerechtigkheit undt dass der Offen, an dessen Verfertigung überaus viel gelegen, weil solches dieser Ört Meistern unbekandt, garren (?) Hollendischer Maurer aufzurichten unss vergunstiget wurde, dass wir alhier ein Porcellenbackerey anrichten, ein gewisses Capital hiezu anwenden undt damit Wagenuss thun wollten, wann allein von Ew. Wohledel, Gestrengen und Herrlichkeiten wir beneben dises erlangten möchten, dass so wohl die jenige Materia, so wir hierzu gebrauchen, undt Materiata aber dass, wo mit seye gezunder bezigt, in dass künfftig mit ferner Aufflag nicht beswhert, alss auch unsern Director undt dessen Gesindt, denen wir dieses Negotium zuvertrauwen möchten, gegen Erlegung eines billichen undt erträglichen Beysetzgelt alhier gebtten wurden, dass seye sonsten anders gemeinner Statt Beswerten nicht underwurffig sein mochten.
>
> Nachdemahlen wir dann an unserem underthenigen Ort derlür gehalten, weiln durch dergleichen Negotii keinem einnichen Menschen den geringste Eintragh oder Nachtheil mit beschichet, hingegen aber Nahrunga undt Gewerb zu der Burgerschaffts besten vermehret, benebens auch gemeinen Stadt Rhumb und Aufnehmen hiedurgh befordert wirdt, dass Ew Woledel. Gestrengen und Herrlichkeiten zu obverstandenner Vergünstigung nicht abgeneigt sein möchten.
>
> Weshalben Ew. Woledel. Gestrengen undt Herrlichkeiten wir hiemit gehorsamblich ansuchen wollen, die geruhen grossgünstig unss nicht allein zu verstatten, dass wir in alhiesigem Territorio ein dergleichen Porcellain-Backerey anrichten, ein hierzu bequemliches Haus bestehen undt unss der Feuwers-

[1] Ueber die Fabrik am letztgenannten Orte vgl. Pfeiffer, Die Ludwigsburger Porzellanfabrik, in den Wurtembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, Neue Folge, I. 241 ff., woselbst reichliche Anmerkungen über die Literatur zur Geschichte der einzelnen Fabriken zu finden sind.

[2] Rathssupplikationen des Stadtarchivs I. Jahrgang 1661

gerechtigkeit bedienen mögen, sondern uns̄ bevelen mit solchem Privilegie undt Fryheidt, dass in denen nechst nach einander folgende zweintzich Jahren dergleichen Gewerb alhier Niemant sonsten gebrauchen und aenfange möge, alss dass auch die Materia undt Materiate höcher, alss jetziger Zeit beschicht nicht ferner beleght, dann auch unser Director undt Gesindt gegen Erlegung eines billichen undt erträglichen Schutzgelts frey wohnen undt gelitten werden möchten, versehen undt bitten auch uns̄ desswegen einen schrifftlichen Schein schleunigst, sintemahl sich die Arbeytsknecht eintzten Thagen auf die Reys erheben werden, ertheilen zu lassen, diesem obrigkeitlichen Favoor sein umb Ew. Fuel Gestrengen undt Herrlichkeiten wir andernwertigh in Underthenichkeidt erbetig undt willigst, alss wir ohne dem verbleiben

Ew. Wolledel, Gestrengen undt Herrlichkeiten
underthenighe gehorsame Schutzverwante
Daniel Behaghel in mein alss meines Swagers
Jacobus von der Wallens Nahme

Es handelte sich somit um die Einführung eines ganz neuen Gewerbes in die Stadt, für welches die Bittsteller auch ganz besondere Vergünstigungen seitens des Rathes beanspruchen. Die wichtigste dieser Vergünstigungen ist der monopolistische Betrieb auf die Dauer von 20 Jahren, der das junge Unternehmen vor jeder Konkurrenz schützen sollte, weniger von Bedeutung und für den Rath leichter zu erfüllen sind die Gesuche um eine Feuerstätte, um billige Schutzbedingungen für das Personal, um Verschonung mit Abgaben, welche das Rohmaterial für die Fabrik und deren Erzeugnisse vertheuern. Von Interesse ist für uns noch die Angabe der Gesuchsteller, dass es zur Errichtung des Ofens eines holländischen Maurers bedarf, dass also die erforderlichen technischen Kenntnisse hier und in der Umgebung fehlten.

Auf diese Eingabe fasste der Rath den nachfolgenden Beschluss:

Alss Daniel Behagel vor sich undt im Namen Jacobus von der Walen gebetten, ihnen alhie eine Feuerstätt undt Purcellain-Backerey uff 20 Jahr dergestalt zu vergönnen, dass in solcher Zeit dergleichen keinem andern vergönnet undt die Arbeitere bey einem leidlichen Schutzgelt gelasen werden möchten sollen sich die Herrn Burgermeistere der Umbstände mehrers erkundigen undt mit nechstem referiren.

Dieser vorsichtige Beschluss des Frankfurter Rathes, der in Hinsicht auf die Begründung einer neuen Industrie in der Stadt und auf die von den Unternehmern geforderten Gegenleistungen des Gemeinwesens nicht ungerechtfertigt erscheint, wurde von Behaghel und seinem Schwager von der Waale offenbar als Ablehnung aufgefasst. Denn nur wenige Tage später, am 1. März 1661, wandten sie sich mit dem gleichen Gesuche an den Rath der Neustadt Hanau. Hier hatte sich durch die in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfolgte Einwanderung zahlreicher Wallonen und Niederländer eine blühende industrielle Thätigkeit entfaltet, welcher die Verwaltung der Stadt wie auch der Landesherr allen Vorschub leisteten. Die Vorbedingungen für die Gründung eines industriellen Unternehmens waren hier gleich günstige wie in der

Handelsstadt am Main, die Freiheit in der Führung eines solchen bei dem Entgegenkommen der Behörden eine grössere, die Kosten des Grunderwerbs und des Baues der Fabrik sowie der Lebenshaltung der Angestellten geringere. Das Gesuch an die Stadt Hanau, nach welchem die Bittsteller in dieser Sache schon verschiedene Reisen in Sachen ihrer Gründung nach den Niederlanden unternommen hatten und auch über ein Kapital von 6000 fl. verfügten, ging auf Gewährung eines Privilegs für die alleinige Fabrikation auf 25 Jahre, Zollfreiheit für den Import der Materialien und den Export der Fabrikate, Erleichterung der bürgerlichen Leistungen für das Personal der Fabrik — also ungefähr dasselbe, was die Bittsteller von dem Frankfurter Rathe begehrt hatten. Die von diesem mit misstrauischer Vorsicht betrachteten Unternehmer wurden in Hanau mit offenen Armen aufgenommen, bereits vier Tage nach Einreichung des Gesuches wurde von dem Grafen Friedrich Casimir von Hanau das Privileg unterfertigt, kraft dessen Daniel Behaghel und Jakob von der Walle ihre Fabrik in Neu Hanau gründeten.

So wurde Frankfurt in der Fabrikation der Fayence von der kleinen Nachbarstadt überholt; aber bald darauf muss auch hier ein derartiges Unternehmen entstanden sein. Die erste Spur einer hiesigen Porzellanfabrik findet sich in einer Notiz Lersners,[1] laut welcher am 19. Januar 1713 ein »Porcelain-Mahler in dem Porcelain-Hoffe von einer Stiege abstürzend verunglückte. Dieser Porzellanhof lag auf dem Grundstücke Lit. B No. 213 der Stelzengasse, die Erinnerung an ihn lebt noch heute in dem Namen der nach ihm benannten Gasse fort.[2] Nur wenig ist über die Geschichte der Fabrik in dem Hofe bekannt. Noch 1741 wird in diesem eine Fabrik erwähnt, aber nicht, was diese Fabrik erzeugt. Die Frankfurter Porzellan-Fabrik wird in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Konkurrentin der Hanauer genannt. In der 1747 erschienenen Beschreibung Frankfurts von J. B. Müller wird der Fabrik nach den Seiden- und Tabak-Manufakturen an dritter Stelle gedacht: »Nach diesen ist die Porcellain-Fabric, worinnen vieles Porcellain wohl gemacht und vieler Orten hin verführet wird.« 1773 wird sie noch als Konkurrentin der Hanauer Fabrik von dem Besitzer derselben in einer Eingabe an seinen Landesherrn erwähnt. In den 1786—1788 erschienenen Beschreibungen der Stadt von Moritz, Faber und Gercken wird unter den hiesigen Fabriken keine Porzellan-Fabrik mehr genannt, sie war

[1] Chronik II, 825.

[2] Das Bürger-Receptionsprotokoll der Neustadt Hanau zu 1736 sagt von dem Porzellanbrenner Philipp Friedrich Lay: »er ist 30 Jahre von Hause weg, binnen welcher Zeit er zu Franckfurt in dem dasigen Porcelain-Hauss gewesen«, wenn diese Angabe wörtlich genommen werden darf, so hätte die hiesige Porzellanfabrik schon etwa 1706 bestanden.

also damals bereits eingegangen. Im Handelskalender von 1771 · dem ältesten mir bekannten — werden die Porzellanwaaren-Geschäfte Carl Behagel, Höcklein, Jordis und Dilges aufgeführt; sie handeln mit Dresdener, Ostindischen, Frankenthaler und Höchster Fabrikaten, aber nicht mit Frankfurter. So ist uns von der hiesigen Fabrik nichts weiter als die Existenz in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekannt Gern würden wir diesen Mangel an Nachrichten verschmerzen, wenn wir uns noch einiger Erzeugnisse dieser vaterstädtischen Industrie erfreuen könnten; solange aber die Marke der Frankfurter Fabrik noch nicht festgestellt werden kann, sind wir lediglich auf Vermuthungen angewiesen [1]

Wir kehren zu den zwei Männern zurück, welche 1661 den ersten Versuch machten, in Frankfurt eine Porzellan-Fabrik zu begründen. Beide sind interessante Menschen.

Die Familie Behaghel gehörte zu jenen Auswanderern, welche durch die kirchliche Reaktion der spanischen Gewalthaber um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gezwungen wurden, ihre Heimath, die südlichen Niederlande und das nördliche Frankreich, zu verlassen. Der Zuwachs an Bevölkerung, welchen diese Auswanderung dem westlichen Deutschland brachte, war zwar gering an der Zahl, aber reich an Werth und Bedeutung. Ueberall, wohin sie sich wendeten und ihre Sondergemeinden begründeten, rief ihr Gewerbfleiss neue Industrien ins Leben oder gab den bereits vorhandenen einen frischen Aufschwung Eine der bedeutendsten niederländischen Kolonien entstand in Frankfurt am Main. In dem Verzeichniss ihrer Angehörigen vom 8. Juli 1560 finden wir auch »Nicles Behagele, Jaquemeyn seyn weyb, 1 magt,« bereits am 30. April hatte er den Bürgereid geleistet und das Bürgerbuch nennt uns auch Stand und Heimath, er war ein Handelsmann aus Kemmel bei Yperen. Er ist bald wieder von hier verzogen, 1573 wird er nicht mehr in dem Verzeichniss seiner hiesigen Landsleute erwähnt; von den Schicksalen dieses Zweiges der Familie ist mir überhaupt nichts bekannt Einige Jahre vor dem ersten Behaghel war auch der erste Walle nach Frankfurt gekommen, das Bürgerbuch verzeichnet unter dem 13. März 1556 Johann und Rupert von Wall aus St. Thomas, welche beide durch Heirath mit Bürgerstöchtern das Frankfurter Bürgerrecht erwarben. Diese Familie pflanzte sich in Frankfurt fort.

[1] Nur vermuthlich darf ein im Historischen Museum befindlicher Fayence-Krug, dessen Boden mit »Johann Carl Auer 1742 a Frankfurth« bezeichnet ist und der einen in Blau aufgemalten Adler mit F auf der Brust trägt, als Erzeugniss der hiesigen Fabrik betrachtet werden — Ueber die beiden bedeutenden Frankfurter Porzellanmaler Kuntze vgl. Hüsgens Artistisches Magazin S. 336 ff dass sie in der hiesigen Fabrik gearbeitet haben, ist nicht bekannt.

1562 flüchtete Jakob Behaghel aus der Gegend von Nieukerken, Warneton und Armantières, welche Städte ebenso wie Kemmel zwischen Yperen und Lille, also an der heutigen Grenzscheide zwischen Belgien und Frankreich liegen, nach Norwich in England und fand hier bald seinen Tod. Dessen gleichnamiger Sohn aber wanderte 1569 aus Nieukerken nach Frankenthal aus und gründete hier eine Familie, deren Zweige sich bald auch nach Hanau und Frankfurt ausdehnten. Ein Enkel dieses Jakob Behaghel, des Gründers der Familie, war unser Daniel Behaghel. Er wurde am 18. November 1625 in Hanau geboren, heirathete am 20. Mai 1654 in Mülheim bei Köln Magdalena v. Mastricht und starb am 15. April 1698 in Frankfurt. Hiesiger Bürger ist er niemals gewesen, sondern nur Beisasse, Schutzverwandter, seine beiden ältesten Brüder dagegen waren die ersten Behaghel, welche 1638 bezw. 1641 das Frankfurter Bürgerrecht erwarben. Viel ist von Daniel nicht bekannt. Seine Mutter war 1631 mit Hieronymus Simons van Alphen aus Köln in Hanau eine zweite Ehe eingegangen; eine Tochter aus dieser Verbindung, Johanna, heirathete 1655 Jakob van der Walle aus Rotterdam, der letztere war also der Gatte einer Stiefschwester Daniels und wie dieser niemals Bürger, sondern nur Beisasse in Frankfurt.[1] Aus den oben mitgetheilten Thatsachen haben wir erfahren, dass und in welcher Weise sich die beiden Schwäger zu geschäftlichen Unternehmungen vereinigten.

Es werde hier noch ein kurzer Blick auf das Schicksal ihrer gemeinschaftlichen Gründung, der Hanauer Fayence-Fabrik, geworfen. Nach vierzehnjährigem Betriebe, im Jahre 1675, bewarben sich Daniel Behaghel und Jakob van der Walle beim Grafen von Hanau um die Erneuerung ihres Privilegs, in ihrer Eingabe sagen sie, dass die Fabrik zwar der Neustadt Hanau vielen Vortheil bringe, ihnen selbst aber nur einen bescheidenen Nutzen getragen habe. Die Intriguen ihres Werkmeisters Johann Baly brachten ihr Gesuch zum Scheitern und verschafften diesem selbst im Jahre 1679 das Privileg auf 10 Jahre. Nach Balys und seiner Wittwe Tode erlangten aber 1694 Daniel Behaghel und seine Stiefschwester, die inzwischen ihren Gatten Jakob van der Walle verloren hatte, wiederum das Privileg. Sie und ihre Erben betrieben nun das Geschäft gemeinsam bis 1727, in welchem Jahre Daniels Sohn Abraham und Schwiegersohn Gerhard Bieben ihren

[1] Ueber die Genealogie der vielverzweigten Familie Behaghel gibt deren »Stammbuch« eingehende Auskunft, es wurde 1712 von Isaak B. jun. in Frankfurt angelegt und von Karl B. jun. ebenda 1744 fortgesetzt. Auch befindet sich noch eine Fayence-Platte mit dem Wappen des Geschlechtes, welches sich der Vater Isaaks 1710 aus Holland hatte mittheilen lassen, im Besitze der Familie, die Platte wurde nach der Unterschrift 1711 angefertigt, das Wappen in Farben darauf eingebrannt, wohl eine Arbeit der Hanauer Fabrik.

Antheil an Henrich Simons van Alphen, den damaligen Besitzer der van der Walleschen Hälfte, verkauften. Die weitere Geschichte der Fabrik gehört nicht hierher.[1]

Und noch auf einem anderen Gebiete, das vom geschäftlichen Treiben weit ab liegt, treten uns die beiden Schwäger als innig verbundene Genossen entgegen. Daniel Behaghel und Jakob van der Walle gehörten zu jenem Kreise frommer Seelen, die sich um den neuberufenen Senior des Prediger-Ministeriums, Dr. Philipp Jakob Spener, schaarten. Als am 20. August 1677 William Penn, der bekannte Quäker-Apostel, nach Frankfurt kam, wurde er von Jakob van der Walle vor der Stadt empfangen und hielt dann in dessen Wohnung eine eindrucksvolle Ansprache an die versammelten Gesinnungsgenossen. Fünf Jahre später ging aus diesen Kreisen die Frankfurter Kompagnie hervor, welche in dem Land Pensylvania in Amerika, dem Besitzthume des Quäkers, Land ankaufte und dasselbe besiedeln wollte. Zu den ersten Mitgliedern und Landbesitzern in Amerika gehörten Jakob van der Walle und Daniel Behaghel. Sie selbst haben freilich die alte Welt niemals verlassen, der Geschäftsführer der Gesellschaft in Amerika war Franz Daniel Pastorius, die dortige Gründung Germantown, die erste deutsche Ansiedelung in den Vereinigten Staaten, bildet jetzt einen Theil der Riesenstadt Philadelphia.[2]

Daniel Behaghel und seinem Schwager Jakob van der Walle gebührt auf alle Fälle das Verdienst, die Porzellan- oder Fayence-Fabrikation in Frankfurt zuerst in Anregung gebracht zu haben. Die Familie Behaghel ist seitdem der Porzellan-Branche bis auf den heutigen Tag treu geblieben: sie hat die Fabrikation in Frankfurt einführen wollen, hat sie dann in Hanau mit Erfolg betrieben, hat schon 1771 das grösste Porzellan-Geschäft in Frankfurt besessen und noch heute steht die Firma J. M. Behaghel und Söhne an der Spitze der Frankfurter Porzellan-Geschäfte.

---

[1] Man vergleiche darüber die oben mehrfach benutzte Arbeit von Professor C. A. v. Drach in der »Deutschen Töpferzeitung«, Jahrg. XVI, No. 42 ff.

[2] Vgl. Seidensticker, Die erste deutsche Einwanderung in Amerika und die Gründung von Germantown 1683 (Philadelphia 1883). Stricker, Die historischen Beziehungen von Frankfurt zu Nordamerika, in den Mittheilungen unseres Vereins V, 266 ff. Dechent, Johann Jakob Schütz, ein Frankfurter Liederdichter, in der »Christlichen Welt« 1889 und im Kirchen-Kalender für die evang.-luth. Gemeinde Frankfurt a. M. 1890.

2. Lessings „Minna von Barnhelm" und „Freigeist" auf der Frankfurter Bühne in den Jahren 1767 und 1768.

Von E. Mentzel.

Das bedeutendste theatralische Ereigniss des Jahres 1767 ist das Erscheinen von Lessings Lustspiel »Minna von Barnhelm.« Niemand hat den Werth dieses Stückes klarer erkannt und gerechter gewürdigt als Goethe. Er nennt dies Werk »die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that.« — Hatte Lessing, als er zum ersten Male bürgerliche Personen in das deutsche Schauspiel einführte, den steifen Alexandriner verschmähte und seine Gestalten die einfach natürliche Sprache des Umgangs reden liess, in »Miss Sara Sampson« eine tragische Familiengeschichte auf die Bühne gebracht, so gab er seinem neuen Werke dadurch eine erhöhte Bedeutung, dass er die familienhaften Motive durchtränkte mit den politischen Elementen der Gegenwart und den Gegenstand des Lustspiels zum getreuen Spiegel der Zeitstimmung werden liess. So ist »Minna von Barnhelm« wohl ein bürgerliches Lustspiel, jedoch zugleich auch ein historisches, ein im edelsten Sinne patriotisches Stück. Aus Lessings eignen Erlebnissen, aus seinen unmittelbaren Anschauungen erwuchs dies Werk, dessen lebendigen Gehalt die Zeitgenossen sofort herausfühlten.

Wie 1755 „Miss Sara Sampson« einen ganz ausserordentlichen Erfolg erlebte und in verhältnissmässig kurzer Zeit die Runde über alle deutschen Theater machte, so bahnte sich auch »Minna von Barnhelm« sofort den Weg auf die meisten Bühnen. Bereits 1767 wurde das Stück in Hamburg, Berlin und Frankfurt a. M. mit grossem Beifall gegeben. Wie man bis jetzt mit Sicherheit annahm, gebührt Hamburg die Ehre, das Stück zuerst auf die Bretter gebracht zu haben. Die dortige Vorstellung fand muthmasslich unter Lessings Augen, der damals Dramaturg des Nationaltheaters war, am 28. September 1767 auf der Bühne desselben statt. Die berühmte und berüchtigte Frau Hensel spielte die Minna, Eckhoff den Tellheim, die Mécour die Franziska, Borchers den Wirth. Auch die übrigen Rollen waren in guten Händen. Wann die erste Aufführung von »Minna von Barnhelm« in Berlin stattfand, können wir nicht feststellen, keines Falls ging das Stück dort vor dem Beginne der Wintersaison in Scene. Jedoch erst im Frühjahre 1768 erlebte dasselbe in Berlin seinen durchschlagenden Erfolg. Vom 21. März bis Ende April wurde es dort dreissig Mal bei stets vollem Hause gegeben.

Da bisher in Frankfurt keine frühere Aufführung von »Minna von Barnhelm« nachzuweisen war, als diejenige von Ende Oktober 1767, so durfte man mit einiger Sicherheit annehmen, dass das Lustspiel hier wohl

auch nicht eher auf die Bühne kam. Nun spricht aber ein neuerdings aufgefundener Theaterzettel für eine bereits früher erfolgte hiesige Aufführung von Lessings Meisterwerk. Ehe wir dies fast 126 Jahre alte Programm in buchstabengetreuer Wiedergabe folgen lassen, diene Folgendes zu seiner Erläuterung.

Im Frühling 1767 erhielt der Theaterdirektor Josef v. Kurtz, der die Maske des »Bernardon«, eines tölpischen, liederlichen und dem Scapino in der italienischen Komödie verwandten Gesellen schuf und daher den Beinamen »Bernardona führte, vom Rathe der Reichsstadt Frankfurt die Erlaubniss, auf dem Rossmarkt ein Theater bauen zu dürfen. Die Aufrichtung dieses für die damalige Zeit sehr gut eingerichteten bretternen Musentempels erregte wegen der damit verbundenen »Tugend- und Feuersgefahr« bei der Nachbarschaft grosses Aergerniss, konnte aber trotz mehrerer Bittschriften an die Väter der Stadt nicht verhindert werden. Ehe die Ostermesse begann, war die »grosse Hütte« fertig, deren Aufbau Kurtz nicht weniger als 5000 Thaler gekostet hatte. Zum Entsetzen aller Anwohner, besonders eines auch als Schriftsteller thätigen Frankfurter Advokaten, Namens Johann Balthasar Kölbele, der den Rath immer wieder mit dem Ersuchen bestürmte, das Niederreissen der Hütte zu befehlen, blieb dieselbe doch bis Ende Oktober 1767 stehen. Kurtz hatte gute Fürsprecher bei den Vätern der Stadt; besonders suchte sein hoher Gönner, der Kurfürst Emmerich Josef von Mainz, seinen Einfluss für ihn geltend zu machen. Kurtz selbst war, wie schon oben angedeutet wurde, ein ausgezeichneter, wahrhaft genialer Komiker, seine Frau Theresina, eine frühere italienische Tänzerin, leistete als Columbine, Harlekinnetta und als Darstellerin naiver, lustiger Rollen Vorzügliches. Zu dem Personal der Kurtzischen Truppe zählten ausserdem einige sehr tüchtige Kräfte. Wir nennen hier nur den Heldendarsteller Bergobzoomer, den Charakterspieler Wautzhoffer, die später als Madame Sacco so berühmt gewordene Demoiselle Ruschar (Richard) und den jungen Friedrich Ludwig Schröder, welcher letztere kurz vor der Ostermesse von Kurtz in Mainz als Tänzer und Schauspieler engagirt worden war.

Gleich nach Ostern 1767 wurde die neue, mit allen möglichen Maschinerien und sonstigen dekorativen Hülfsmitteln für die damalige Zeit prächtig eingerichtete Bühne eröffnet. Die erhaltenen Kurtzischen Theaterprogramme, welche Vorstellungen vom April bis Ende Oktober 1767 ankündigen, sind grosse Plakate, die leider nicht den Tag der Aufführung angeben. Stets findet sich auf ihnen die damals übliche Formel »die Bühne wird eröffnet und auf derselben aufgeführt,« welche Bemerkung leicht zu dem irrthümlichen Schluss verleiten kann, als ob die betreffende Vorstellung das Eröffnungsstück der Saison gewesen sei. Hiervon ist also abzusehen.

Wie eine Anzahl neu aufgefundener Theaterzettel beweist, gab Kurtz während seines Aufenthaltes in Frankfurt in den Jahren 1767 und

1768 viel mehr Schau- und Lustspiele, als seither aus Mangel an Nachrichten angenommen werden konnte. Freilich pflegte er daneben die Bourleske, das Stegreifspiel und die Bernardonaden, Stücke, in denen er meist durch komische Eingebungen des Augenblicks das Publikum zu stürmischem Beifall hinriss. Auch auf jedes ernste Stück folgte ein lustiges Nachspiel oder ein pantomimisches Ballet, in welchen beiden der Harlekin stets seine tollen Possen trieb. Im Jahre 1767 brachte Kurtz verschiedene Neuheiten auf die hiesige Bühne, die erst kurz vorher im Hamburger Nationaltheater gegeben worden waren. Zu diesen Novitäten zählte auch Lessings »Minna von Barnhelm.« Wie Direktor von Kurtz aber auf dem Zettel bekannt macht, führte er das Stück überhaupt zum ersten Male auf, war dies bis dahin in keinem anderen Orte gegeben worden. Die Frage ist nun, ob Kurtz es wagen durfte, mit einer haltlosen Behauptung Reklame zu machen, oder ob er thatsächlich die Wahrheit berichtete? Da der Zettel kein Datum trägt, so lässt sich dies heute nicht mehr entscheiden, allein so viel steht fest, dass eine derartige Bekanntmachung den hiesigen Theaterdirektor in eine peinliche Lage hätte bringen können. In Hamburg lebte ja der Dichter, der ihn leicht zur Rechenschaft ziehen konnte und ohne dessen Genehmigung eine Aufführung der »Minna von Barnhelm« in Frankfurt gar nicht denkbar war. Uebrigens macht auch der ganze Ton des Zettels den Eindruck der Wahrheit, er lässt sogar den Schluss zu, dass Kurtz über die Entstehungsgeschichte des Lustspiels genau unterrichtet war. Das Programm zur ersten Frankfurter Vorstellung desselben lautet folgendermassen:

Mit gnädigster Bewilligung
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats der Kayserl. Wahl-, Freien-
Reichs- und Handel-Stadt Frankfurt
Wird heute unter der Direktion des Herrn Josephs von Kurtz, als Entrepreneur,
Die neu-erbaute Schaubühne
eröfnet und auf derselben aufführen
Ein ganz neues, hier und an keinem Ort noch vorgestelltes
Lust-Spiel,
In ungebundner Rede und fünf Aufzügen.
Nur vor unsre Hohe, gnädig und geneigte Gönner und Kenner unsrer Schaubune
Auf diesen Tag aufbehalten,
Betitelt
Minna von Barnhelm,
oder
Das Soldatenglück,
Von Gothold Ephraim Lessing

Personen

Major von Tellheim, verabschiedet	Herr Wurzhoffer
Minna von Barnhelm	Madlle Ruscharin.
Graf von Bruchsall, ihr Oheim	Hr Grünberg
Franciska, ihr Mädchen	Madame von Kurtz
Just, Bedienter des Majors	Hr Köppe

Paul Werner, gewesener Wachtmeister des Majors	Hr Bergobzoomer
Im Gastwirth	Hr. Mayer.
Eine Dame in Trauer	Mad. Köppe.
Ein Feldjäger	Herr Pizl

Nachricht

Wir liefern unsern Hohen, gnädig und geneigten Gönnern und Kennern von unsrer Schaubühne ein Meisterstück des Herrn Gotthold Ephraim Lessing. Man sieht und hört in dem ganzen Stück nichts Geborgtes, sondern eine soldatische Denkungsart, die sich selbst zu einem Original machet. Die Caracteurs sind durchaus vollkommen und schön geschildert. der Major ein verdienstvoller, doch durch Armuth verunglückter Mann, zeigt einen edlen Caracteur, ohne Prahlerey, Minna von Barnhelm, ein junges Fräulein, aus Sachsen, zeigt ihr lebhaftes und nach ihrer angebohrnen Landesart schertzvolles und munteres Wesen, Franciska, ein verliebtes und geschwätziges Mägdgen, hat der Autor auch vollkommen nach Sachsen gebildet, Paul Werner, ein rechtschaffner zartlicher Mann, der vor seinen Major Gut, Blut und Leben opfern will, schildert der Verfasser als einen edlen und rechtschaffnen Freund und guten Soldaten. So, wie die Rolle des Justs, der seinen Herrn auch in dem Unglück nicht verlassen will, Der Caracteur des Wirths, eines intriguanten Mannes, hat der Autor vollkommen, nach einigen auf dergleichen Art in der grossen Welt sich befindende, geschildert. Das Stück ist abwechselnd und voll Handlung, die Natur vollkommen nachgeahmet. und die Redensart Poetisch — Prosaisch, ein Stil, an welchem uns bereits ein Gessner, ein Wieland, ein Gerstenberg, ein Schmidt etc. und andere gelehrte Männer Geschmack zu finden gelehrt haben, Unser Lob wird nicht hinreichend seyn, das gebührende, dem Verfasser, zum Lohn seiner Verfassung, zu geben, seine Mühe zu vergelten, da er 4 Jahre das Stück liegen gelassen, um täglich mit neuen Schönheiten zu verbessern, Nein ein allgemeiner Beyfall muss seine Arbeit krönen.

Wir haben also heute die Ehre, zum erstenmale dieses Stück aufzuführen, und unsern Hohen, gnädigen, geneigten Gönner und Kenner damit zu unterhalten. Ein Stück, wo wir uns schon zum Voraus nicht wenig einbilden aber was werden wir uns nicht erst einbilden? wenn wir und das Soldaten Glück von unsern Hohen, gnädigen und geneigten Gönnern und Kennern sind mit einem Laut, mit einem gnädigen Beyfall aufgenommen worden

Den gänzlichen Beschluss machet ein neues Ballet
Genannt
Die eifersüchtigen Bauern.

Preis deren Plätze

Loge, im ersten und anderen Rang à 4 Personen 4 fl., Gallerien, im ersten und anderen Rang die Person 1 fl., im Parterre die Person 10 Batzen, im dritten Rang die Person 8 Batzen und im fünften Rang die Person 5 Batzen.

Der Eingang in das Theater von der Cassa aus in die erste und andere Gallerie, wie auch zu denen Logen ist rechter Hand. Zu der dritten und vierten Gallerie aber ist er linker Hand. Zu Ende des Schauspiels werden auf beiden Seiten Thüren eröffnet, damit man desto bequemer aus dem Schauplatz kommen kann. Die Billeter, welche man auf den heutigen Tag ablangen lasset, werden den andern nicht passiret

N. B. Auf das Theater wird niemand, weder bei der Probe, noch währendem Schauspiele mit oder ohne Geld, gelassen.

Die Logen-Schlüssel sind zu bekommen auf der grossen Gallengassen Lit. E. Nr. 6. in des Hrn. Hauptmann von Kahlden Behausung, bey dem Herrn Entrepreneur.

Der Schauplatz ist auf dem Rossmarkt in dem neuerbauten Commodier Hauss. N. B. Der Anfang ist gewiss mit dem Schlage 6 Uhr.

Da sich im Laufe des Oktober noch zwei Aufführungen von »Minna von Barnhelm« auf der Kurtzischen Bühne nachweisen lassen und angenommen werden darf, dass mindestens acht Tage zwischen jeder dieser Vorstellungen liegen, so muss das Lustspiel zum ersten Mal entweder Ende September oder Anfangs Oktober in Frankfurt gegeben worden sein. Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kommt es nämlich hier nicht vor, dass ein Stück an mehreren Abenden hintereinander auf die Bühne gelangte. Dies verbot damals die Rücksicht auf das verhältnissmässig nicht sehr grosse Publikum, das, wie die verschiedensten Wanderprinzipale in Bittschriften an den Rath äussern, nur zu befriedigen war, wenn es jeden Abend etwas Neues gab. Lessings »Minna von Barnhelm« muss also einen grossen Erfolg in Frankfurt errungen haben, denn sonst hätten nicht in einigen Wochen »auf vieles Verlangen« drei Vorstellungen davon stattgefunden. Die Besetzung der Rollen ist stets die gleiche. Es fehlt Riccaut de la Marliniere, dessen Partie jedenfalls gestrichen war, weil keiner der Schauspieler die französische Sprache beherrschte. Der junge Friedrich Ludwig Schröder sprach zwar gut französisch, allein er unterzog sich im Herbste 1767 einer Kur bei einem hiesigen Arzte, Dr. Hoffmann, welcher Umstand muthmasslich mit dem Fehlen der Rolle zusammenhängt. Aber Schröder hielt sich doch in Frankfurt auf, er wurde zweifellos von seiner Mutter und seinem Stiefvater Ackermann über die theatralischen Vorgänge in Hamburg genau unterrichtet und würde sicher bei seinem gerechten und muthigen Naturell, wie es ja auch bei einem anderen Anlass vorkam, gegen seinen Direktor aufgestanden sein, wenn dieser die Ankündigung der allerersten Aufführung eines Lessing'schen Werkes grundlos in die Welt geschleudert hätte. Es ist auch kaum denkbar, dass Kurtz, der sonst für einen sehr vorsichtigen Mann galt, eine solche Behauptung gewagt haben sollte, wenn er nicht den Beweis der Wahrheit antreten konnte. Dies wäre eine Reklame gewesen, die ihn leicht um die Gunst »der geneigten Gönner und Kenner« seiner Schaubühne hätte bringen können. Gab es doch gerade zu jener Zeit eine grosse Anzahl angesehener Personen in Frankfurt, die sich für alle neuen Bühnenwerke sehr interessirten und auch über die Vorgänge an anderen Theatern genau unterrichtet waren. Dass aber Herr von Kurtz von der Aufführung der »Minna von Barnhelm« in Hamburg nichts gewusst haben sollte, ist völlig ausgeschlossen. Er unterhielt lebhafte Verbindungen mit dort, hatte ausser Schröder noch einige Hamburger Schauspieler bei seiner Truppe und bewies durch gelegentliche Improvisationen in den Possen

dass er das Bühnenleben an anderen Theatern genau kannte. Als ein weiterer Beweis für die Wahrheit der Ankündigung »ein ganz neues, hier und an keinem anderen Ort vorgestelltes Lustspiel« dürfte folgende Thatsache gelten. Kurtz bemerkte es immer auf den Zetteln, wenn die Novitäten die er brachte, bereits auf anderen Bühnen zur Aufführung gelangt waren. Zum Beispiel finden sich auf den Programmen zu den Lustspielen »Der blinde Ehemann« von Krüger, »Sohmann der Zweite« von Favart und »Das Café-Haus« von Hume Mittheilungen über den Beifall, welchen diese Stücke bereits an anderen Orten erzielten. Auch der Zettel zu dem Lustspiel »Medon oder die Rache des Weisen« von Professor Clodius in Leipzig erhält den Vermerk: »dies Stück hatte das Glück in Mainz, wie an jedem Ort, wo es vorgestellet wurde, mit einem gnädigen Beifall aufgenommen zu werden.«

Es dürfte also kaum noch ein Zweifel darüber walten, dass Frankfurt a. M. diejenige deutsche Stadt gewesen ist, in der »Minna von Barnhelm« zuerst über die Bretter ging. Um so mehr gewinnt diese Annahme an Wahrscheinlichkeit, als Lessings Verhältniss zum National-Theater in Hamburg damals bereits einen gereizten Charakter trug und es ihm jedenfalls nicht schwer werden liess, das Recht der ersten Aufführung einem auswärtigen Theater zu überlassen. Zudem war die von Kurtzsche Gesellschaft eine der angesehensten Wandertruppen, und Frankfurt selbst eine Stadt, deren Bedeutung für das deutsche Bühnenleben längst anerkannt war. Freilich wären noch mehr Beweise für die Première der »Minna von Barnhelm« in Frankfurt zu wünschen, hoffentlich werden dieselben auch noch gefunden. Glauben wir aber Kurtz einstweilen unbedingt, halten wir jeden Zweifel an seiner Ankündigung für ausgeschlossen, dann sind es beinahe 126 Jahre, dass »Minna von Barnhelm« in Frankfurt a. M. zum ersten Male in Deutschland aufgeführt wurde.

Seit der Première von »Minna von Barnhelm« scheint man hier der Aufführung Lessing'scher Dramen mit grosser Spannung entgegen gesehen zu haben. Dies beweisen nicht nur die weiteren Vorstellungen des »auf vieles Verlangen wiederholten, hier zum erstenmahle gegebenen Lustspiels,« sondern auch die Darstellung von Lessings Jugendwerk »Der Freigeist«. Zwar wurde dies Stück nicht mehr 1767 in dem bretternen Theater auf dem Rossmarkte, vielmehr erst in der Ostermesse des folgenden Jahres in dem grossen, für musikalische und theatralische Zwecke in damaliger Zeit vielbenutzten Saale im Junghofe aufgeführt. Obwohl sich Direktor von Kurtz eifrig beim Rathe bemühte, auch in der Ostermesse 1768 seine geräumige und im Innern prächtig ausgestattete Bude auf dem Rossmarkte wieder aufrichten zu dürfen, gelang es ihm doch diesmal nicht, den Einfluss der Gegner dieses Unternehmens zu überwinden. Aber trotz der Beschränktheit des Lokales und der verhältnissmässig sehr hohen Abgabe, die Kurtz an den Besitzer des Saales

im Junghof, den Oberst von Bienenthal, entrichten sollte, fügte er sich doch dem für ihn höchst unangenehmen Bescheid des Rathes und eröffnete »die Schaubühne im Junghof« beim Beginne der Ostermesse 1768 mit dem von Johann Benjamin Grünberg, einem Mitgliede der Gesellschaft, verfassten neuen Vorspiele »Der Reiz des Frühlings oder die an dem Ufer des Maynstrohms opfernde Schauspielkunst« Diesem scenischen Prolog, der »auf einem herrlich ausgeschmückten und beleuchteten Schauplatz unter Trompeten- und Paukenschall« aufgeführt werden sollte, folgte das rührende Lustspiel »Die Freundschaft auf der Probe« von Christian Felix Weisse. Bald nach der Eröffnung der Kurtzischen Schaubühne im Junghofe muss dann die Vorstellung von Lessings Lustspiel »Der Freigeist« stattgefunden haben. Elf Jahre früher hatte die Ackermännische Gesellschaft das Stück schon zweimal während der Oster- und Herbstmesse hier gegeben, doch diese Aufführungen scheinen ganz in Vergessenheit gerathen zu sein. Wenigstens wusste Direktor von Kurtz nichts davon; denn er kündigte Lessings Erstlingswerk in der Ostermesse 1768 für Frankfurt als eine Novität an Wie schon oben erwähnt wurde, sind sämmtliche Theaterprogramme der von Kurtzischen Truppe datumlos, auch der Zettel zum »Freigeist«, den wir mit dem Vermerk hier folgen lassen, dass er, wie aus seinem Druck und seiner Fassung hervorgeht, sicher aus dem Jahre 1768 stammt

Mit gnädigster Bewilligung
Eines Hochedlen und Hochweisen Magistrats
der Kaiserl. Wahl- Freien Reichs- und Handels-Stadt Frankfurt
Wird heute
Von der von Kurtzischen Gesellschaft vorgestellet
Ein neues allher noch niemals gesehenes
Lustspiel
In ungebundner Rede und fünf Aufzügen
Betitelt
Der Freigeist
Von Lessing

Personen

Adrast	Herr Wahr
Theophan, ein junger Geistlicher	Herr Brockmann
Lisidor, Vater der	Herr Grünberg.
Juliane, Schwester der	Mdlle. Roschar
Henriette	Madame von Kurtz.
Lisette	Mdlle. Ingermannin, die ältere
Araspe Theophans Vetter	Herr Schwager.
Ein Wechsler	Herr Volkmann.
Johann, Bedienter des Adrast	Herr Köppe.
Martin, Bedienter des Theophans	Herr Pizl.

Nachricht

In der vorigen Zeit haben wir das verzweifelnde Ende des Freigeists im Trauerspiel von Herrn Brave mit allgemeinem Beifall vorgestellt. Heute aber

erscheinet der Freigeist von Herrn Lessing im Lustspiele. Es würde zu schmeichelhaft seyn, wenn wir sagten, dass in dem heutigen Stücke die Charaktere so geschildert sind, dass wir wenig dergleichen satyrische Lustspiele von dieser Art auf unserer deutschen Bühne haben. Voltaire hat in seinem Tartüffe vieles angebracht, doch Herr Lessing zeiget in seinem Theophan den rechtschaffenen und uneigennützigen Menschen, welchen er zum Gegensatz des Freydenkers gewählet. Die Verwicklung dieses Stückes wird viele Aufmerksamkeit verdienen, und da jede spielende Person nach seinem Charakter seine Rolle spielen wird, so hoffen wir uns und dem Verfasser Ehre zu machen und unsere hohe gnädige Gönner mit diesem satyrischen Lustspiele zu vergnügen.

Den völligen Beschluss machet
Das grosse Pantomimische Ballett,
Genannt.
Die verkehrte Welt
Oder
Die bösen Weiber

Preiss deren Plätze.

Auf denen Gallerien zahlt die Person 1 fl., Amphitheater 12 Batzen, Parterre 10 Batzen, letzten Platz 5 Batzen.

NB. NB. Es stehen alle Logen offen, die nicht ganz bestellet sind, und kann jedermann mit einem Gallerie-Billet von 1 fl. dahin gelangen. Wer aber eine versperrte Loge vor sich allein behalten will, ist der Preiss 8 fl.

Die Billetter wie auch die Logen sind Vormittags von 9 bis 11 Uhr und Nachmittags von 2 bis 3 Uhr in dem Junghof bei der Frau von Kurtz zu bestellen und zu bekommen.

Der Anfang ist um 5 Uhr.

Wie ein Vergleich zwischen den Besetzungen der verschiedenen Rollen im Herbste 1767 und im Frühling 1768 lehrt, waren inzwischen im Personalbestande der von Kurtzischen Truppe grosse Veränderungen eingetreten. Der Heldendarsteller Waitzhoffer hatte die Gesellschaft verlassen, seine Aufgabe übernahm der Schauspieler Wahr, ein stattlicher junger Mann, der hier zuerst grössere Partien gespielt zu haben scheint. Bis zum Schlusse der Saison 1767 finden sich zwei Ehepaare Usler und eine Madame Denns auf den Zetteln, deren Namen später nicht mehr vorkommen. Auch Madame Waitzhoffer, die komische Rollen spielte, und eine Mdlle. Rockin werden auf den Kurtzischen Theaterprogrammen von 1768 nicht mehr genannt, ebenso fehlt von da ab der Name des später so berühmt gewordenen Friedrich Ludwig Schröder. Die schöne und begabte Mdlle. Ruschar theilte sich 1767 noch mit Madame Denns in die Rollen jugendlicher Heldinnen, während die erstere in dem folgenden Jahre dies Fach allein beherrscht. Als zweite Liebhaberin trat Mdlle. Ingermann die ältere in die Truppe, deren jüngere Schwester Kinderrollen spielte und im Ballet mitwirkte.

Den wichtigsten Zuwachs erfuhr die von Kurtzische Gesellschaft im Frühling 1768, durch den später zu grossem Ansehen gelangten

Schauspieler Brockmann, der damals ein junger Mensch von 23 Jahren war. Wie für Friedrich Ludwig Schröder so wurde auch für Brockmann der Aufenthalt bei der von Kurtzischen Truppe eine ernste Kunstschule. Brockmann trat zuerst in Frankfurt in der Eröffnungsvorstellung des Theaters im Junghofe als Nelson in dem Weisse'schen Stück »Die Freundschaft auf der Probe« auf und spielte als eine seiner nächsten Rollen den Teophan in Lessings Lustspiel »Der Freigeist«. Ausserdem wurde er noch mit einer Anzahl Partien betraut, die er auch drei Jahre später in Hamburg übernahm, als er 1771 in die damals unter Schröders Leitung stehende Ackermann'sche Truppe eintrat. Damals fanden die Kollegen seinen Ton zu weinerlich, seinen Anstand zu geziert, seine Aussprache dialektisch und unvollkommen. Trotz dieser Unvollkommenheiten erkannte Schröder in Brockmann das hoffnungsvolle Talent und weissagte ihm mit künstlerischem Scharfblick eine grosse Zukunft. An geistiger Bedeutung überragte Brockmann, dessen Ruf später durch seine vortreffliche Hamletdarstellung begründet wurde, zweifellos seinen damaligen Kollegen Bergopzoomer. Dieser soll nach dem Urtheil von Zeitgenossen zwar sehr bühnengewandt, jedoch auch ein grosser Effektspieler und Coulissenreisser« gewesen sein. Bergopzoomer ist auch der erste deutsche Schauspieler gewesen, den man als Zeichen des Beifalls hervorrief. Dieser aus Italien stammende Gebrauch fand in Norddeutschland in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch wenig Verbreitung, bildete sich aber auch dort bald zu einer oft sehr störenden Unsitte aus. Brockmann war der erste deutsche Schauspieler, dessen feurige Hamlet-Darstellung in Berlin durch Hervorruf belohnt wurde. Ob die Künstler bereits 1767 und 1768 in Frankfurt a. M. in derselben Weise ausgezeichnet wurden, können wir mit Bestimmtheit nicht sagen. Da aber, wie aus den Bittschriften der Nachbarschaft an den Rath hervorgeht, oft ein so lauter Jubel in der »grossen Komödienhütte auf dem Rossmarkt erschallte«, dass die Anwohner dadurch gestört wurden, könnte man schliessen, dass der Gebrauch rauschender Beifallsbezeugungen damals auch hier schon Mode gewesen sei. Wir dürfen unseren Bericht über den Personalstand der von Kurtzischen Truppe in Frankfurt nicht schliessen, ohne zu bemerken, dass 1768 auch Brockmanns junge Frau bei derselben engagirt war. Sie scheint keine bedeutende Künstlerin gewesen zu sein, wenigstens trat sie damals nur in Nebenrollen auf. Auch die Namen der Herren Mayer, Volkmann und Schwager treffen wir auf den neu aufgefundenen Kurtzischen Zetteln. Der letztgenannte Schauspieler wurde später ein bekannter Wanderprinzipal in den Rhein- und Main-Gegenden.

Ob Lessings Lustspiel »Der Freigeist« damals auch wiederholt aufgeführt worden ist wie »Minna von Barnhelm«, müssen wir wegen mangelnder Nachrichten dahin gestellt sein lassen. Trotzdem die Personen des Lessing'schen Jugendwerks noch den stereotypen Figuren

der französischen Komödie nachgebildet sind und des individuellen Lebens seiner späteren Gestalten entbehren, wurde das Stück doch noch oft in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt mit grossem Beifall gegeben. Diejenigen Personen des von französischen Mustern abhängigen Lustspiels, die Bedienten und Kammerzofen, welche nicht nur die Vertrauten ihrer Herren und Damen sind, sondern auch gar oft der gebrechlichen Kunst der damaligen Dramatiker in der Entwicklung ihrer Stücke aufhelfen müssen, besassen durch ihre meist sehr flotte Darstellung die Gunst des deutschen Publikums noch lange nach Lessings Reformbestrebungen. Vermochte doch der grosse Kunstrichter selbst in seinen reifsten Schöpfungen die Wegspur nicht zu verlassen, die er in seiner Jugend betreten hatte. Im »Freigeist« haben wir einen Johann und eine Lisette, die das grosse Wort führen und in die Handlung eingreifen; in »Minna von Barnhelm« finden wir den Just und die Franziska, welche letztere sogar die Stellung einer Freundin bei ihrer Herrin inne hat.

Welches Ansehen sich Lessing durch das Erscheinen der »Hamburgischen Dramaturgie« in der theatralischen Welt Deutschlands erworben hatte, das beweist nicht nur die 1767 und 1768 wiederholte Aufführung seines neuesten Werkes, sondern auch sein geistiger Einfluss auf das künstlerische Programm der von Kurtzischen Gesellschaft überhaupt. Bisher hatte der Direktor das Stegreifspiel, die Burleske und die Maschinenkomödie in seinem Repertoire sehr bevorzugt und sich in Bezug auf das ernste Drama der Autorität des französischen Geschmacks unterworfen, jetzt führt er immer häufiger deutsche Stücke und sogenannte nationalisirte Bearbeitungen fremder Originale auf. Durch die aufgefundenen Zettel lassen sich 1768 nicht nur Vorstellungen von Dramen Lessings und Christian Felix Weisses, sondern auch Darstellungen von Bühnenwerken anderer zeitgenössischer Dichter nachweisen. Zuerst nennen wir von diesen Autoren die drei hoffnungsvollen, leider zu früh verstorbenen Dichter Elias Schlegel, Joseph Franz von Cronegk und Joachim Wilhelm von Brawe, dann Clodius, Krüger und einige andere ungenannte Dramatiker. Zu den Letzteren zählt auch ein Frankfurter »Liebhaber der schönen Wissenschaften«, der ein Original-Trauerspiel »Die Corsen« oder »Die Liebe zur Freiheit« schrieb, das hier zum erstenmale 1768 in Scene ging. Der Stoff dieses Stückes behandelt ein damals zeitgemässes Thema aus der corsischen Geschichte, ist aber in ziemlich steife Alexandriner gezwängt. Direktor von Kurtz führte das Trauerspiel nach dem Manuskripte mehrmals auf, ein Jahr später, 1769, erschien es, durch einen beachtenswerthen Vorbericht eingeleitet, im Druck. Auch hier ist der Name dieses Frankfurter Dichters leider nicht genannt.

Der immer mehr zu Tage tretende Umschwung im Geschmack des Publikums, durch den in der Dramatik der siebziger Jahre eine folgenwichtige Wendung herbeigeführt wird, zeigt sich auch an der hiesigen beifälligen Aufnahme des sogenannten »weinerlichen Dramas«

(comédie larmoyante), dem Direktor von Kurtz 1767 und 1768 ebenfalls grossen Raum in seinem Repertoire gewährte. Das Diderot'sche Schauspiel »Der Hausvater« (Le père de famille) wurde in dieser Zeit mehrmals gegeben, auch von dem Drama »Eugenie« von Beaumarchais lassen sich drei Aufführungen feststellen. Dies Drama ging am 29 Januar 1767 in Paris zum ersten Male über die Bretter und wurde dort bis Anfang Mai zehnmal aufgeführt. Bald darauf erfolgte seine Uebersetzung in die meisten Kultursprachen und seine Vorstellung auf vielen ausländischen Bühnen. Die Frankfurter Première des Rührstücks »Eugenie« in der Ostermesse 1768 war wohl eine seiner ersten Darstellungen in Deutschland, wenn es nicht überhaupt die erste gewesen ist.

Dass auf der Kurtzischen Bühne nach wie vor neben den ernsten Dramen auch lustige Stücke aller Art aufgeführt wurden, versteht sich von selbst. Ebenso wurden zwischen den einzelnen Akten der »serösen Produktionen« und am Schlusse derselben heitere Zwischen- und Nachspiele, die oft recht derbe Titel führen, zur Darstellung gebracht. Es geschah dies, wie es auf einem Zettel heisst, um »die funeberen Impressionen derer geneigten Liebhaber wieder ein wenig zu refraischiren.« Die stärkste Anziehungskraft unter den auf dem Kurtzischen Theater gegebenen Burlesken übten die Bernardoniaden aus, in denen der Direktor selbst in der komischen Maske des Bernardon das Publikum durch seine derben, doch stets anständigen Witze belustigte.

3. Zur Erinnerung an Dr. med. Wilhelm Stricker.[1]

Von Dr. med. **E. Cohn.**

Nun ist selbst dem alten Biographen der medizinischen Wissenschaft die fleissige Feder entfallen, die seit fünf Jahrzehnten die Verlustliste der Naturforscher und die Würdigung derselben so peinlich genau und gewissenhaft zu geben wusste, und er selbst in den dunklen Schatten des Nachrufs getreten!

[1] Aus dem »Berichte der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft für 1891« mit Berichtigungen und Zusätzen abgedruckt. Die dort beigefügte Bibliographie der Stricker'schen Arbeiten ist hier insofern abgeändert, als ein vor Herrn Stadtarchivar Dr. Jung ausgearbeitetes Verzeichniss der Arbeiten Strickers aus dem Gebiete der Frankfurter Geschichte vorangestellt wird. Für dasselbe ist Vollzähligkeit angestrebt worden, sie ist aber bei Strickers sehr zerstreuter Thätigkeit auf dem Frankfurter Gebiete schwer zu erreichen. Für die sonstigen literarischen Arbeiten Strickers gilt das zweite Verzeichniss, welches die wesentlichsten Schriften Strickers auf anderen Gebieten aufzählt, es ist ein nur wenig vermehrter Auszug aus der oben erwähnten Bibliographie des Herrn Dr. Cohn.

Wilhelm Friedrich Carl Stricker wurde am 7 Juni 1816 zu Frankfurt im Seniorathause als Enkel des Seniors der evangelischen Geistlichen Hufnagel geboren. Nach dem Tode seines Vaters, der im Hause Manskopf-Sarasin angestellt war, siedelte er von dem hiesigen Gymnasium nach dem Kreuznacher über. Seine akademischen Studien begann er 1835 auf Wunsch des Prof. Friedrich August v Ammon, eines Vetters seiner Mutter, der den Beginn seiner Studien überwachen wollte, in Dresden auf der medico-chirurgischen Akademie, ehe zur Erlangung sowohl tüchtiger Feldscheerer bei der Armee, als auch andrer geschickter Barbierer und Bader vor das Publikum gegründet war. 1836 ging er nach Göttingen und blieb dort bis 1838, die Vorlesungen von Blumenbach, Himly, K M. Langenbeck und Wöhler besuchend. Von den Landsleuten traf er dort Heinrich Bernhard Oppenheim, den späteren politischen Publizisten, Theodor Creizenach, den stud. jur Meyer Karl v Rothschild und war in enger Freundschaft Karl Vierordt, dem Physiologen, zugethan. Die politischen Zustände des Landes warfen ihre Schatten in das Universitätsleben hinein. Entfesselte auch das 100jährige Jubilaeum der Göttinger Hochschule die helle Festesfreude der Jugend, so blieb doch ein düsterer Hintergrund dem ruhigen Beobachter nicht verborgen Denn längst war in Göttingen der Boden, auf dem die Wissenschaft blühen konnte, unterwühlt Es erfolgte die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, der Protest und die Ausweisung der sieben Professoren Unter der treuen Schaar begeisterter Studenten, die Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus das Geleite von Witzenhausen aus gab, befand sich auch der Studiosus Stricker mit seinem Landsmanne Theodor Creizenach, der beim Uebergang auf das hessische Gebiet den Verbannten einen poetischen Abschiedsgruss zurief Die dürftigen poliklinischen Anstalten Göttingens befriedigten Stricker nicht, deshalb siedelte er zur Beendigung seiner Studien nach Berlin über Hier traf er alte Bekannte und Landsleute: wiederum Oppenheim und Meyer Karl v. Rothschild sowie Gustav Passavant Nur mit Mühe gelang es ihm, zum Examen zugelassen zu werden, da er noch nicht vier Jahre auf Universitäten studirt hatte Die Erlaubnis erfolgte auf die Verwendung von Johannes Müller unter der feierlichen Bedingung, nie in Preussen als Arzt zu praktiziren Mit der Dissertation »Evolutionis auris per animalium seriem brevis historia«, einem Abschnitt aus einer Göttinger Preisbewerbungsschrift, wurde die Promotion vollzogen. Unmittelbar nach derselben trat er eine Reise nach Italien zur Begleitung eines rekonvaleszenten jungen Frankfurters an. Das Bewusstsein glücklich vollendeter Studien, die Brust von Hoffnungen geschwellt, das Auge geschärft für die Schönheiten der Natur, alles vereinte sich, um die Reiseeindrücke zur harmonischen Vollendung zu gestalten Ihre Erinnerungen sind der Schmuck seines Lebens geblieben, dem er in Wort und Schrift gehuldigt hat. 1840 kehrte er nach Berlin zurück, wo mit Schönlein ein frischer, belebender Hauch in die

klinischen Hallen eingezogen war. Nach einem kurzen mit Ch. E. Neeff gemeinsamen Aufenthalte in Paris im Sommer 1841 nahm er bei Prof. v. Ammon, der sich von der Praxis zurückziehen wollte, die Assistentenstelle an, unterwarf sich dem sächsischen Staatsexamen und erlangte das Dresdner Bürgerrecht. Aber vergebens war aller Liebe Müh', die Privatpraxis des Prof. v. Ammon war inzwischen seinen früheren Assistenten zugefallen. Die unfreiwillige Musse verwandte er trefflich, indem er sich der Politik und Litteratur zuneigte. Eine Zahl hervorragender politischer Kräfte hatte sich nach Dresden gezogen. An ihrer Spitze Arnold Ruge, unter ihnen Bakunin, Biedermann, Robert Blum. Die Frucht jener Anregungen für Stricker waren die von nationalem Geiste angehauchten Artikel in Biedermanns Monatsblättern: die Sprachmengerei der Deutschen, über die Ursachen der Beschränkung des deutschen Sprachgebiets, über Kolonisation und Auswanderung.

Gleich im Beginn der ersten Arbeit bekennt sich der Verfasser zu dem Bestreben, mit gewissenhafter Vermeidung aller Fremdwörter die Sprache in ihrer Reinheit zu pflegen, dem zu entsprechen er sich in umfangreicher schriftstellerischer Wirksamkeit bemüht hat. Ueber der journalistischen Thätigkeit war die Berufswissenschaft nicht vergessen worden. 1841 war sein Reisehandbuch für Aerzte und Naturforscher zugleich als Vorbuch eines Wörterbuches der medicinischen Geographie erschienen. Einer Anregung des Prof. v. Ammon entsprossen, unternimmt das Werk eine Uebersicht des für den reisenden Arzt und Naturforscher Wissenswerthen mit sorgfältiger Angabe der Litteratur, eine Zusammenstellung der Bäder und Heilquellen, sämmtlicher Kranken-, Armen- und Arbeitshäuser, medicinischer oder naturgeschichtlicher Lehranstalten, der gelehrten Vereine und Zeitschriften, der geographisch, geologisch und mineralogisch merkwürdigen Punkte in alphabetischer Anordnung. Es war eine Riesenarbeit, die mit Ameisenfleiss aus den zerstreuten Kenntnissen in- und ausländischer Werke gesammelt war, und deren Zusammenfassung vielfach persönliche Anschauung oder örtliche Erkundigung erheischte. Noch war das wissenschaftliche Vereinsleben Deutschlands zu sehr in den Anfängen begriffen, um fördernd in das Unternehmen eingreifen zu können, aber auch das Verständniss für die Wichtigkeit desselben zu wenig ausgebildet, um eine zahlreiche Mitarbeiterschaft, wie deren sich neuere Kompendien erfreuen, zu ermöglichen. Vier Jahre später erschien eine zweite Auflage. Während die erste nur Mitteleuropa umfasst hatte, erstreckte sich die zweite über die ganze zivilisirte Erde, die Zahl der einzelnen Artikel war von 1080 auf 1900 gestiegen. Die Hoffnung des Verfassers, ein Jahrbuch mit allen Neuerungen in dauernder Zeitfolge zu beschaffen, hat sich nicht verwirklicht. So ist das Werk stehen geblieben als ein rühmliches Zeugniss für den unermüdeten, die gesammte Fachlitteratur umspannenden Fleiss des Autors, sowie als Baumaterial für spätere, von der Gunst der Zeitgenossen in höherem Masse getragene Unternehmen.

1841 war von der Redaktion der »Annales oculistiques« in Brüssel die Preisaufgabe gestellt: »Déterminer par les recherches d'anatomie pathologique la nature et le siège de la cataracte.« Zwei Gründe bestimmten Stricker zur Betheiligung: die Erzielung einer physiologischen Auffassung der Krankheiten des Linsensystems und die Aussicht, die Bekanntschaft mit der vollständig unbekannten Litteratur durch die Brüsseler augenärztliche Zeitschrift in Frankreich einzuführen, um die herrschenden irrigen Malgaigne'schen Angaben zu bekämpfen. Der Preis wurde am 12. September 1842 der Stricker'schen Schrift sowie gleichzeitig der eines Heilbronner Arztes zu gleichen Theilen zuerkannt. Aber er bekam weder die versprochene goldene Medaille zu sehen, noch sein eignes Manuskript, noch überhaupt irgend eine Antwort auf seine wiederholten Anfragen. So blieb der Preis ein pretium affectionis.

1844 verliess Dr. Stricker Dresden, um mit der rekonvaleszenten Gräfin Reichenbach-Lessonitz (der späteren Gräfin Bose) nach Italien zu gehen. Nach seiner Rückkehr im selben Jahre trat er in die Zahl der Frankfurter Aerzte, in demselben Hause seine Praxis beginnend, das er bis zu seinem Hinscheiden 47 Jahre lang bewohnt hat. Die Stadt zählte damals ca. 56000 Einwohner mit 74 Aerzten, von denen jetzt (Anfang 1893) nur noch Dr. H. Hofmann lebt. Die Aussichten auf Erlangung von Praxis waren wenig günstig, der Kampf um das Dasein hart. Von Assistenzarztstellen gab es nur eine im Heiligen Geist Spital; sie gewährte freie Station, keinen Gehalt. Auch die von diesem Spitale abhängigen Armenarztstellen waren thatsächlich nicht besoldet. Nur in dem Falle, dass auf öffentliche Aufforderung zur unentgeltlichen Uebernahme der Stellung sich keine geeigneten Bewerber meldeten, sollte eine Bezahlung von 200 fl. eintreten. Stets aber fand ein Wettlauf von zahlreichen Anwärtern statt und nur mit Mühe gelang es Dr. Stricker, das unbesoldete, ihm nur Beschäftigung gewährende Amt am 1. April 1846 zu erhalten. Nach 1856 trat ein festes Gehalt von 75 fl. ein, das allmählich auf 1000 Mk. erhöht wurde. 1845 hatte er im Verein mit Dr. Appia und Dr. Gustav Passavant aus öffentlichen Beiträgen die Augenheilanstalt gegründet. 1846 trat er als Nachfolger von H. Hofmann in die Armenklinik ein. In demselben Jahre beginnt seine Thätigkeit an der Senckenbergischen Bibliothek. Dem ständigen Bibliothekar Dr. Christian Ernst Neeff wurden Vertreter der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft und des Physikalischen Vereins beigesellt. Von letzterem war Dr. Stricker mit Dr. Kloss entsandt worden.

Bald nach seiner Niederlassung in Frankfurt hatte er sich an dem aufblühenden Vereinsleben betheiligt. Seine erste Lehrthätigkeit widmete er dem Geographischen Vereine. Derselbe befand sich damals noch nicht in der glücklichen Lage, die hervorragenden Reisenden und Vertreter der geographischen Wissenschaft aus weiter Ferne heranzuziehen. 10 fl.

war das Honorar für eine Vorlesung. Freudig begrüsste der Verein die junge, arbeitsfreudige, aus eignen Anschauungen und fleissigen Studien schöpfende Kraft. Fast vierzig Jahre hat Dr. Stricker in jedem Winter in dem kräftig aufstrebenden Vereine Vorträge über viele Länder und Völker gehalten. Als rother Faden zieht sich vielfach durch dieselben das Bestreben, die Kenntniss des Deutschthums mit patriotischem Geiste zu erweitern, so in den Vorträgen über die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde, deutsch-russische Wechselwirkungen oder die Deutschen in Russland (beide in Buchform erschienen und letzteres in Russland verboten, aber von dem Akademiker René Taillandier auszugsweise in der »Revue des deux mondes« übersetzt), die Deutschen in Spanien und Portugal, die deutsch-französischen Grenzbezirke, die Deutschen im Venetianischen, in Ober-Ungarn, die deutsche Sprachkarte, die deutsche Sprachgrenze gegen Westen sowie die deutsch-welsche Sprachgrenze vor 300 Jahren.

Es ist unmöglich in dem engen Rahmen eines Nachrufs auch nur annäherungsweise ein Bild der geographischen und historischen Veröffentlichungen des Verfassers zu geben. Ist doch mit der geographischen und historischen Thätigkeit nur ein Theil der Gesammtleistungen zu schildern. Es sei nur gestattet zu erwähnen, dass der fruchtbare Schriftsteller über seinem Blick in ferne Zonen die Vaterstadt nicht vergessen hat. Davon zeugen seine vielfachen, unermüdlichen Arbeiten über Frankfurts Vergangenheit in vielen Monats- und Jahresberichten der gelehrten Vereine, sowie sein Werk »Neuere Geschichte Frankfurts von 1806—66«. Auch die Goetheforschung ist ihm für manchen werthvollen Beitrag dankbar.

Aber auch grössere litterarische Unternehmungen wurzelten in Frankfurts Boden. Nachdem am 24. September 1846 die erste Germanistenversammlung im Kaisersaale getagt hatte, liess er, angeregt von ihren Zielen, die Zeitschrift »Germania, Archiv zur Kenntniss des deutschen Elements in allen Ländern der Erde« erscheinen, deren erster Band Arndt und Dahlmann zugeeignet war. Sie brachte es unter der Mitarbeit der gefeiertsten Namen der germanistischen Wissenschaft auf drei Jahrgänge. Dann ging sie in dem Reaktionsstrudel des Jahres 1849 unter. Gleichzeitig mit dem ersten Bande der Germania erschien ein grösseres medicinisches Werk »Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in Frankfurt a. M.«, das für die Kenntniss der hygienischen Entwicklung der Stadt von grossem Werthe ist.

Das Jahr 1848 rief den emsigen Gelehrten unter die Waffen. Er trat bei den Schutzwachen ein, die zur Erleichterung der Stadtwehr berufen waren. Mit Wachstuchkäppi, schwarzrothgoldener Kokarde, messingner Quartiernummer angethan, um den Arm die Binde in den Frankfurter Farben, so marschirte er festen Schrittes in der Kolonne, die unter dem schneidigen Befehle des strengen Dr. Fabricius stand. Aber

er ging nicht ganz in seinem Berufe als Schutzwachmann auf. Der Einfluss der Nationalversammlung in der Paulskirche liess den Gedanken, die deutsche Auswanderung zu überwachen und den auswandernden Söhnen des Vaterlandes Fürsorge und Schutz angedeihen zu lassen, reifen und führte zur Bildung des Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedelung. Dr. Stricker und Dr. Küntzel in Darmstadt erstatteten den ersten Bericht über denselben und gaben als dessen Organ »den deutschen Auswanderern« heraus. Im deutschen Reichshandelsministerium Duckwitz wurde eine besondere Abtheilung für Auswanderungsangelegenheiten errichtet, die jene Zeitschrift mit allen eingelaufenen Berichten der Konsuln versorgte. Dem Zuge der Zeit folgend ging 1850 aus dem Verein ein Auskunftsbureau hervor, das jährlich hunderte von Auswanderern mit werthvollem Rate, mit praktischen Handbüchern, mit überseeischen Empfehlungen ausstattete. So führten die Studien des stillen Gelehrten zu tiefeingreifenden praktischen Maassnahmen.

Nach dem Tode Ch. Ernst Neeffs, dem er in seiner Biographie ein pietätvolles Denkmal gesetzt hat, dem poetisch hochbegabten und um die physikalische Wissenschaft wohlverdienten Manne, war er 1854 zum zweiten, 1863 zum ersten Bibliothekar der Senckenberg-Bibliothek ernannt worden. Es gibt wohl Niemand in Frankfurts Gelehrtenwelt, der nicht an sich erfahren hätte, wie freundlich und entgegenkommend Stricker dieses Amtes gewaltet hat. Ihm selbst erschlossen sich die Schätze der Bibliothek: über viele Gebiete, Geschichte, Ethnologie, Medicin hat er mit ihrer Hülfe Veröffentlichungen gebracht, besonders aber stets die historische Seite gepflegt. Dafür gebührt ihm Anerkennung zu einer Zeit, die, durch neue Errungenschaften und Entdeckungen veranlasst, geneigt ist, sich von der buchmässigen Ueberlieferung loszusagen, sich auf eigne Beobachtung und Untersuchung stützend. Es ist und wird aber immer werthvoll bleiben, auf die Quellen zurückzugehen und die Entwickelung einer wissenschaftlichen Frage litterarisch aus ihnen darzustellen. »Es wird dabei der Geist der Zeiten klar und der Zusammenhang, den die Medicin mit der Richtung der Zeitepoche gehabt.« Von diesem Gesichtspunkte sind die Studien zu beurtheilen, die in Fachzeitschriften, wie Virchows Archiv, der Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, der Allgemeinen Deutschen Biographie, dem biographischen Lexikon der hervorragenden Aerzte und dem Zoologischen Garten, den Jahresberichten der Senckenbergischen Gesellschaft und des Physikalischen Vereins sowie in den Publikationen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde niedergelegt sind, deren staunenswerthe Fülle es unmöglich macht, auch nur ihre Titel anzuführen. 1860 wurden seine Studien über Menschenblattern, Vaccination und Revaccination mit dem Preise der Genfer medizinischen Gesellschaft gekrönt, zwar wurde ihnen nicht der Hauptpreis zuerkannt, sondern eine besondere Anerkennung in Form einer

gravirten Goldmünze, medaille d'encouragement. Neben den »Beiträgen zur ärztlichen Kulturgeschichte« sind die Abhandlungen für die Sammlung wissenschaftlicher Vorträge von Virchow Holtzendorff zu erwähnen: Monographien über die Amazonen, die Feuerzeuge, Geschichte der Menagerien und der zoologischen Gärten, über den Bätz und seine Wirkungen. Letzteres Werk ist für den betreffenden Abschnitt der Pitha Billroth'schen Chirurgie und der Maschka'schen gerichtlichen Medicin grundlegend geworden. Eines Werkes sei besonders gedacht, da es in seiner pietätvollen Gesinnung den Autor ziert »Samuel Thomas von Soemmerring, nach seinem Leben und Wirken geschildert«. Trotzdem das bedeutungsvolle Buch von Rudolf Wagner über den grossen Anatomen erschienen war, so ist es doch keine Ilias post Homerum. Es war ein Grund vornehmlich, der Dr. Stricker die Feder in die Hand drückte: die Führung des Nachweises, dass Soemmerring der Erfinder des elektrischen Telegraphen sei. Aber es genügte ihm nicht, dem von ihm hochverehrten Manne die Priorität zu retten, es war ihm Herzenssache, auf diesem Beweise fussend dem Erfinder des elektrischen Telegraphen ein öffentliches Denkmal zu setzen. Auf seine Mitanregung traten Männer in unserer Vaterstadt zusammen, die das Monument, von der Meisterhand Eduard v. d. Launitz's geschaffen, bei Gelegenheit der in Frankfurt 1867 tagenden Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher einweihen wollten. Die politischen Umwälzungen jener Zeit haben den Plan vereitelt, der erst jetzt seiner Verwirklichung entgegenzugehen scheint.

Neben der weitverzweigten litterarischen sowie der gewissenhaften bibliothekarischen Thätigkeit hat Dr. Stricker die mühsamste Werksamkeit seines Fachberufes, die armenärztliche, ausgeübt. 41¼ Jahr, von 1846 bis 1886, ist er Armenarzt gewesen. Erst die Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit sowie auf die Neuordnung des Armenwesens bewogen ihn, von dieser Stellung zurückzutreten. Mit seltener Treue und Hingebung hat er die Armenpraxis ausgeübt, in ihr konnte er seine Herzensgüte vollauf bethätigen. Stets hülfsbereit wandte er nicht blos dem Einzelnen seine Fürsorge zu, sondern suchte durch die Anregungen und Ergebnisse seiner Studien über Volkswohlfahrt, wie über Kindersterblichkeit, Prostitution, Hygiene Frankfurts an der Hebung der Lage der Armen mitzuwirken.

Welche Anerkennung sein vielseitiges, unermüdetes Streben gefunden hatte, bewies die Feier des 50jährigen Doktorjubiläums, die der Aerztliche Verein am 17. August 1889 ihm und seinem nun auch dahingeschiedenen Altersgenossen Dr. Flesch darbrachte. Die Glückwünsche und Danksagungen, die viele gelehrte Körperschaften der Stadt, des Vaterlandes und selbst des Auslandes ihm widmeten, fanden ihren Nachhall in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft. Die Erinnerung an dieses Fest verklärte mit goldenem Abendroth seine letzten Tage. Am 4. März 1891 wurde er, im Begriffe

n sein altes Heim einzutreten, in die ewige Heimat gerufen, nachdem er des Tages noch in gewohnter Treue seines Amtes gewaltet hatte.

Ein bis zum Tode arbeitsames, mühevolles Leben hatte seinen Abschluss gefunden. Eine stille, fleissige Gelehrtennatur fand nicht im Erwerb materieller Güter, sondern in emsigen Studien, sowie in Armenpraxis Befriedigung. Als ihm die Gattin nach einer glücklichen Ehe entrissen war, gestalteten seine Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, seine Häuslichkeit zu einer innigen, gemüthvollen.

Ueberblickt man seine über viele Gebiete der Wissenschaft weitverzweigten Arbeiten, so ist ihnen allen ein bewusster historischer oder kulturhistorischer Zug eigen. In einer Zeit, die auf allen Gebieten die berechtigte Einzelforschung bis in ihre miskroskopische Faserung erstrebt, ist es notwendig, die in der Vergangenheit geschaffenen Bindeglieder nachzuweisen, wenn nicht der historische Zusammenhang verloren gehen soll. Es ist dies kein antiquarisches Interesse, sondern gebieterisch durch die Einsicht gewonnen, dass in dem Kurvengang der Geschichte die Bestrebungen und Erfahrungen verflossener Zeiten der Fortentwickelung der Gegenwart dienen. Besonders für unser Zeitalter, in welchem sich das Reich der Naturwissenschaften sowie der Geschichte in unzählige Provinzen aufzulösen droht, ist der Nachweis der Verbindungen wichtig, die früher bestanden haben, der Nachweis der abgebrochenen Brücken, die wieder geschlagen werden können. Nach diesem Ziele hat Wilhelm Stricker gestrebt.

Ueber so viele Gebiete des Erdballs aber auch seine Studien gerichtet waren, am liebsten kehrten sie doch bei seiner Vaterstadt ein. In der Liebe zu ihr wurzeln seine besten Bestrebungen, sei es in der Aufhellung ihrer Geschichte, ihrer Topographie, ihrer Baudenkmäler, ihrer hygienischen Entwicklung, in der Schilderung ihres ärztlichen Standes und dessen hervorragender Vertreter, in der Würdigung ihres grössten Sohnes, des unsterblichen Dichters. Ein guter Frankfurter ist gleichbedeutend mit einem guten Deutschen. Nächst Frankfurt galten seine Studien dem Vaterlande. Er bemühte sich, die aus demselben Auswandernden zu berathen, die Geschicke der früher in ferne Welten Ausgewanderten zu verfolgen, den Kampf und die Wandlungen des Deutschthums in der Fremde zu schildern, die Sprachgrenzen festzustellen. Diese Wanderungen in der Ferne befreundeten ihn der geographischen Wissenschaft, in der ihn indess nicht die Gestaltung des Bodens, sondern stets das ethnologische, durch Vergleichungen geschärfte Interesse fesselt. Vor allem aber zieht ihn der Mensch mit seinem tausendfachen Weh an. So schliesst sich in der Kette seiner Bestrebungen das Ende an den Anfang an. Der Arzt, der Historiker, der Kulturhistoriker wirken gleichmässig in seinen aus einer erstaunlichen kaleidoskopischen Fülle des Wissens geschaffenen, wenngleich nicht

kritisch angelegten Arbeiten. Sind es auch disjecta membra, immerhin sie werden als feste Steine in dem stolzen Bau der Wissenschaft verwandt werden und Strickers Namen stets in Ehren tragen

A. Verzeichniss der Arbeiten Strickers aus dem Gebiete der Frankfurter Geschichte.

Zusammengestellt von Stadtarchivar Dr *R. Jung*

Vgl. die Anmerkung auf S. 381. — M = Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M.

Geschichtliches und Kulturgeschichtliches.

Beiträge zur Kulturgeschichte von Frankfurt. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Neue Folge, Bd. I 317 (1872).

Kulturhistorische Bilder aus Frankfurt. Didascalia 1857, No. 89 ff, 120 ff.

Beiträge zu einer Naturgeschichte der Freistädte. Monatsschrift für deutsches Städte und Gemeindewesen V, 492 (1859).

Kulturhistorische Skizzen aus dem Verkehrswesen. M IV, 344.

Die Frankfurter Messen. Im Neuen Reich 1872, II, 372.

Frankfurter Familien-Namen. Im Neuen Reich 1871, II, 427 und (mit Ergänzungen) M IV, 454.

Die Prostitution in der Stadt Frankfurt. Virchows Archiv für path. Anatomie. Bd. LXXX, 183.

Der Selbstmord in Frankfurt in statistischer und sittengeschichtlicher Hinsicht. Aus dem Niedgau 1869, No. 302.

Ein Brand im mittelalterlichen Frankfurt. M IV, 329.

Die Artikel der Frankfurter 1525. M IV, 195.

Die Einwirkungen des dreissigjährigen Krieges auf die Main- und Rheingegenden. Neue Frankfurter Zeitung 1861, S. 506.

Die historischen Beziehungen von Frankfurt zu Nordamerika. M V, 266.

Zur Kulturgeschichte von Frankfurt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Didascalia 1873, No. 121 ff.

Der grosse Christenbrand zu Frankfurt a.-M. am 26. und 27. Juni 1719 im Lichte der Kulturgeschichte. M IV, 333.

Zur Geschichte der französischen Kolonien in Deutschland. Raumers historisches Taschenbuch, V Folge, II, 201.

Frankfurter Secularschrift. Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 und die vier ersten Monate der französischen Besetzung. Frankfurt 1859.

Die Besetzung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen (1759). Raumers historisches Taschenbuch, VI Folge, IV. M VII, 109 (Bericht über einen Vortrag).

Aktenstücke über den Ueberfall von Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759. M I, 272.

Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759. Im Neuen Reich 1873, II, 18 ff.

Frankfurt a. M. und die Franzosen 1759–1814. Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde 1869.

Ueber den Aufenthalt Königs Joseph II. im Cronstett'schen Stifte 1704. M IV, 516, 521 (Bericht über einen Vortrag).

Frankfurts angeblicher Verlust an Kanonen bei der Belagerung von Mainz (1792). M III, 332 (Bericht über einen Vortrag).

Ueber das Auftreten der französischen Revolutionsarmeen in den Rheinlanden M III, 226 (Bericht über einen Vortrag).

Brief des Schöffen, später Stadtschultheissen von Günderrode an den Senior Dr Hufnagel (1803). M I, 141

Verzeichniss der Kosten bei Erlangung einer bürgerlichen Fähndrichsstelle aus dem Jahre 1803. M III, 38.

Neuere Geschichte von Frankfurt am Main 1806–1866. Frankfurt a. M. 1868.

Napoleons zweimaliger Einzug in Frankfurt. Im Neuen Reich 1874, I, 227

Wer führte den Kaiser Napoleon am 31. Oktober 1813? Aus dem Niedgau (Beilage zu dem Frankfurter Familienblatt) 1870, No. 13

Die Auflösung des Grossherzogthums Frankfurt. Ein geschichtlicher Rückblick auf die beiden letzten Monate des Jahres 1803. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, N. F., III, 512

Frankfurter Monarchencongress 1813. Im Neuen Reich 1874, II, 414.

Das Attentat vom 3. April 1833 und dessen Folgen. Im Neuen Reich 1875, I, 853.

Das Frankfurter Attentat vom 3. April 1833. Picks Monatshefte für die Geschichte Westdeutschlands V, 62.

Der 18. September 1848. Ebenda VI, 385

Statistik der freien Stadt Frankfurt und ihres Gebietes. Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik 1847

Kurze Statistik von Frankfurt. Rundschau für Geographie und Statistik 1883, S. 230.

Frankfurter Verfassungs-Jubiläum. Illustrirtes Familien-Journal 1861, No. 452

Zur Geschichte des Frankfurter Buchhandels. M V, 95

Ueber den merkwürdigen Blitzschlag, der am 20. Juni die Taubstummenanstalt traf. Gemeinnützige Chronik VI, 144, Poggendorfs Annalen CXIV, 154, Dinglers Polytechnisches Journal 1847, S. 265

Ortsbeschreibung und Baugeschichte.

Ueber die Entstehung und bauliche Entwickelung von Frankfurt. M V, 70.

Frankfurt in den Topographien und Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, N. F. VI, 407

Mittheilungen aus Käppels Beschreibung von Frankfurt am Main (1811). M III, 359 (Bericht über einen Vortrag).

Vergleichende Charakteristik europäischer Grossstädte. I. Frankfurt a. M. Didaskalia 1854, No. 291 ff.

Wanderungen durch Frankfurt. Festschrift für den 10. deutschen Juristentag, Frankfurt 1872.

Historische Wanderungen durch Frankfurt. Festschrift der 31. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins, Frankfurt 1877

Ueber den Güldenthurm und dessen Ableitung von Goliathenthurm. M V, 393 (Bericht über einen Vortrag).

Gasse und Strasse. M V, 290.

Gassen- und Häusernamen in Frankfurt und Strassburg. Im Neuen Reich 1873, I, 52.

Zur Topographie von Frankfurt (Strassennamen, Haus zur Jungfrau, Barfüsserkloster und Umgebung, Goethescher Garten, Schwarzer Stern, Grosser Kornmarkt, Falkenspeicher, Judengasse und Judenfriedhof). M IV, 135, Zusätze dazu V, 37 (Berichte über einen Vortrag).

Die Gallusgasse, das Galgenthor und Galgenfeld. Aus dem Niedgau 1870, No. 49.

Das Ochs von Ochsenstein'sche Haus (Gr. Hirschgraben 18). M V, 203 (Bericht über einen Vortrag).

Zur Geschichte des Hauses »zum grossen Rustenberg« (Prinz Karl). I 199 Alte Mainzergasse 32 M V 467

Die Baugeschichte der Paulskirche (Barfüsserkirche) zu Frankfurt am Main 1782 bis 1813 Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a M. 1870.

Das Grab des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg M IV, 432

Zur Frankfurter Local-Orthographie (Gallengass, Clesern Hof). M III, 431

Auf den Trümmern der Frankfurter Mainlust M V, 75

Das Vauxhall in Frankfurt. M IV, 559.

Die Judengasse in Frankfurt. Im Neuen Reich 1872, I, 611

Der alte israelitische Begräbnissplatz Frankfurter Familienbuch 1869, No 238

Medicinalwesen.

Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt a M Frankfurt 1847

Geschichte der öffentlichen Gesundheitspflege in Frankfurt Virchows Archiv CXIX

Beiträge zur ärztlichen Kulturgeschichte. Frankfurt 1865 (Die nur Frankfurt betreffenden Abschnitte sind hier unter den einzelnen Rubriken besonders angeführt.)

Kulturgeschichtliche Annalen der Stadt Frankfurt a. M. mit besonderer Rücksicht auf Gesundheitszustand und Medicinalverfassung. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1856, 1857

Beiträge zur medicinischen Topographie Frankfurts. M IV 437 (Bericht über einen Vortrag).

Geschichte der Volkskrankheiten der Stadt Frankfurt a. M. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Heft IV 147

Physikatsgutachten pcto. Impotentiae Beiträge zur ärztlichen Kulturgeschichte 3b Abschnitt II

Das Senckenbergische Stiftshaus. M III, 156.

Zur Geschichte der Senckenbergischen Stiftshäuser M V, 292.

Geschichte der vereinigten Dr Senckenbergischen Bibliothek Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Heft VIII, 133 und Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens etc. in Frankfurt 1837, S. 275

Die Incunabeln der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt M IV, 238

Das Riedhoffer Wasser M I, 112.

Mittheilungen über die Lebensumstände von Frankfurter Aerzten. M IV 133

Historisches über Frankfurter medicinische Jubiläen Kleine Chronik 1883, No. 4

Judenärzte in Deutschland, besonders in Frankfurt Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1858, S. 220.

Verzeichniss von Frankfurtern, welche derzeit auswärts in dem Fache der Medicin und der Naturwissenschaften thätig sind. Frankfurter Zeitung 1868, No. 52.

Uebersicht der lebenden oder jüngst verstorbenen Frankfurter, welche in Naturwissenschaften und Heilkunde in auswärtigen Stellungen sich ausgezeichnet haben. M IV, 161

Entwickelung der populären Belehrung in Naturkunde in Frankfurt Jahresbericht des Physikalischen Vereins für 1879—80.

Sätze zur Frage der Arbeiter- und Armenwohnungen in Frankfurt a M. Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege XVIII

Biographisches.

Zur Erinnerung an Fritz Bamberger M V, 98.

Mittheilungen zur Frankfurter Familiengeschichte (Bunsen, Stricker, Hufnagel). M III, 472, Kleine Chronik V, No. 23

Ueber das Leben des jüngeren Dr Burggrave und dessen medicinische Topographie. M V, 360 (Bericht über einen Vortrag), Virchows Archiv LXIV

Ueber Johann von Cube, Stadtarzt zu Frankfurt a. M und Verfasser des Ortus sanitatis. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Heft VII, 110, Janus, Zeitschrift für Geschichte der Medicin

Theodor Crenzenach in Göttingen. M V, 625.

Johann Christian Ehrmann. Beiträge zur ärztlichen Kulturgeschichte, Abschnitt I

Ludwig von Hörnigk, ein Charakterbild aus der Geschichte der Medicin. Virchows Archiv XLI und (erweitert) Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, N F, IV, 237

Erinnerungsblätter an Wilhelm Friedrich Hufnagel. Frankfurt 1851

Zur modernen Sagenbildung (über Hufnagel). M V, 100.

Wilhelm Friedrich Hufnagel, ein Lebensbild. Im Neuen Reich 1873, II, 353 f.

Hermann Kloss. Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens etc. 1881, S. 267.

Nekrolog des Stadtarchivars Dr phil. G. L. Kriegk M V, 631

Worte der Erinnerung an Prof. G Lucae. Jahresbericht der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft 1884—85

Johann Christian Gustav Lucae. Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens etc. 1885, S. 270.

Nekrolog des Dr med. Georg Melber. Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 1872—73, Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens etc. 1873 S. 232.

Sebastian Munster, der Cosmograph. M IV, 31

Christian Ernst Neeff. Frankfurter Konversations-Blatt 1849, No. 173.

Christian Ernst Neeff. Frankfurter Hausblätter III, No. 109.

Zur Erinnerung an Christian Ernst Neeff. Kleine Chronik 1882, No. 6 Jahresbericht des Physikalischen Vereins 1881—82.

Herr von Reineck. Neues Frankfurter Museum 1861, No. 71

Herr von Reineck. Im Neuen Reiche 1872, I, 376, M VI, 460

Ueber Kramers Buch »Karl Ritter, ein Lebensbild« (Halle 1864—70). M IV, 296.

Pfarrer Roos. Frankfurter Nachrichten 1880, Jan. 22.

Denkrede auf Eduard Rüppell Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik. Jahrgänge 48—49 (1883—85).

Aus Rüppells Briefwechsel. Ebenda Jahrgänge 51—52 (1886—88).

Eduard Wilhelm Peter Simon Rüppell. Ohne Ort und Jahr Wohl Sonderabdruck aus?

Nekrolog des Gymnasialprofessors Dr Schmidt. Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 1872—73.

Zur Charakteristik Johann Christian Senckenbergs. M IV, 326.

Dr. Johann Christian Senckenberg und seine Zeitgenossen. Kleine Chronik 1883, No. 31

Detmar Wilhelm Soemmerring. Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens etc. 1871 S. 272.

Samuel Thomas von Soemmerring, nach seinem Leben und Wirken geschildert Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. 1862.

Nekrolog von Georg Eduard Stentz. M V, 633

Nekrolog von Dr Stiebel. Preussischer Staatsanzeiger 1869 April 3., Virchows Archiv XLVII, S. 314.

Lebenserinnerungen 1833—44. Kleine Chronik IV—VII.

Zur Erinnerung an den königl. Geheimen Sanitätsrath Dr. med. Georg Varrentrapp Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik, Jahrgang 50 (1885—86).

J. P. Wagner Jahresbericht des Physikalischen Vereins 1879—80.

In der »Allgemeinen Deutschen Biographie« stammen laut freundlicher Mittheilung der Redaktion die nachfolgenden Artikel von Stricker

Bamberger, Fritz.
Bethmann, Simon Moritz v
Bozzini, Philipp.
de Bry, Malerfamilie.
Burggrave, Johann Philipp.
*Herold, Johann Moritz.[1]
Hessemer, Friedrich Maximilian
Hufnagel, Wilhelm Friedrich.
Humbracht, Johann Maximilian.
Jügel, Karl.
Jungen, Max zum.
Jüngken Johann Helfrich.
Juncker, Justus.
Kirchner, Anton.
*v Kittlitz, Friedrich Heinrich.
*Kleeberger, Johann.
Kloss, Georg.
Kriegk, Georg Ludwig
Leclerc, David.
Lentzner Johann Nicolaus.
v Lersner, Achilles August
Lindheimer, Ferdinand
Lingelbach, Johann.
Lippold, Franz.
Loen, Johann Michael v
Lonicerus, Adam.
» , Philipp.
Lotichius, Johann Peter
Lucae, Samuel Christian.
Macklot, Heinrich.
Malss, Karl
Mappes, Johann Michael.
Meidinger, Johann Valentin.
Morgenstern, Christian Ernst.
*Mühlenberg, Heinr Melchior Bernhard.
* » , Peter
Mühlig, Johann Gottfried Gottlieb
Neeff, Christian Ernst.
Nothnagel, Johann Andreas Benjamin
Orth, Johann Philipp.
Prestel, Johann Amadeus.
Radl, Anton.
v. Reineck, Friedrich Ludwig.
Reis, Philipp.
Römer-Büchner, Benedikt Jakob
*Rosenberg, Karl B. H
Roth, Johann Franz.
Rothschild, Meier Anselm
Rüppell, Wilhelm Eduard.
Sandrart, Joachim.
*Sartorius, Christian
*Schlegel, Hermann.
Schmidt, Maximilian
Schütz, Malerfamilie.
*Schwab, Daniel.
Soemmerring, Samuel Thomas.
» , Wilhelm.

Strickers überaus zahlreiche Artikel in Hirschs »Biographischem Lexikon der hervorragenden Aerzte« können hier nicht einzeln aufgeführt werden

Zur Goethe Litteratur

Goethe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. Virchow und Holtzendorff, Sammlung wissenschaftlicher Vorträge, Serie XI, Heft 261

Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Frankfurter Konversations-Blatt 1862 No. 156. Auch separat.

Ueber Goethes Beziehungen zu Quetelet. M III, 248.

Die Aerzte in Goethes Jugendgeschichte. Frankfurter Konversationsblatt 1863, S. 447, Virchows Archiv XXVI, auch in den Beiträgen zur ärztlichen Kulturgeschichte, Abschnitt IV.

---

[1] Die mit * versehenen Namen gehören solchen Personen an welche nicht aus Frankfurt stammen und keine Beziehungen zur Stadt gehabt haben.

Drei Besuche bei Goethe. Frankfurter Nachrichten 1877, Juni 3., Kleine Chronik 1882, No. 48.
Ungedruckte Briefe Goethes. M V, 78
Zwei ungedruckte Briefe Goethes. M III, 115.
Zu Goethes Leben und Werken. Im Neuen Reich 1880, I. 549 M VI, 243
Randbemerkungen zu Goethes Dichtung und Wahrheit. Im Neuen Reich 1873, II, 194

Umgebung der Stadt.

Die Wetterau und ihr Weinbau. M V, 272
Heusenstamm. M V, 93
Gelnhausen. M IV, 15

B. Sonstige Arbeiten Strickers.

Zusammengestellt von Dr. med. *E. Cohn.*

I. Heilkunde und Naturwissenschaft.

Medicinische Reisebemerkungen über Italien und Sicilien. Oppenheims Zeitschrift 1842, 1845
La nature et le siege de la cataracte. 1841. Gekrönte Preisschrift.
Die Krankheiten des Linsensystems. Frankfurt 1843.
Reisehandbuch für Aerzte und Naturforscher. 1845
Anwendung des Galvanismus zur Prüfung des Blitzableiters. Poggendorffs Annalen XLIX (1846), Dingler, Polytechnisches Journal 1847
Lebensregeln. Frankfurt 1854
Studien über Menschenblattern, Vaccination und Revaccination. Frankfurt 1861. Von der Société médicale in Genf gekrönte Preisschrift.
Der Ritter Taylor, ein Beitrag zur Geschichte der Augenheilkunde vor 100 Jahren. Journal für Chirurgie und Augenheilkunde, N. F. II. Beiträge zur ärztlichen Kulturgeschichte, Abschnitt X.
Ueber die Wirkungen des Blitzes auf den menschlichen Körper. Virchows Archiv XX.
Pockenpoesie. Ebenda XX. auch Beiträge zur ärztlichen Kulturgeschichte, Abschnitt III.
Die geographische Verbreitung des Lippenkrebses. Ebenda XXV.
Ueber Kindersterblichkeit. Ebenda XXXII, LIV.
Der Abortus in seiner Bedeutung für die Zunahme der Bevölkerung. Ebenda XXXII.
Dr. Ettners medicinische Romane. Ebenda XXXVII.
Mittheilungen aus der Praxis. Ebenda XLI.
Ueber bärtige Frauen. Ebenda XLIV, LXXI, LXXIII.
Historische Studien über Heereskrankheiten u. Militärkrankenpflege. Ebenda LVIII.
Ueber Menstruatio praecox mit einer Tabelle aller bis jetzt beobachteten Fälle. Ebenda LXVIII, LXXI, LXXVI, LXXVIII.
Litterarhistorische Studien über Zwitterbildung beim Menschen von 1554—1851. Ebenda LXXXII.
Ueber ausländische Preisvertheilungen an deutsche Aerzte und Naturforscher. Ebenda LXXXII, LXXXIV, LXXXVI.
Der Blitz und seine Wirkungen. Virchow-Holtzendorffsche Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. 1872.
Die Amazonen. Ebenda 1873.
Die Feuerzeuge. Ebenda 1874.

Geschichte der Menagerien und zoologischen Gärten. Ebenda 1879.
Albrecht von Haller, Johann Georg Zimmermann Paldamus, deutsche Dichter und Prosaisten, Leipzig 1861.
Die afrikanische Thierfabel verglichen mit der europäischen. Bericht über die Senckenbergische naturf. Gesellschaft 1870—71
Ueber die sogenannten Haarmenschen, insbes. die bärtigen Frauen. Ebenda 1876—77
Ueber die Sprache, naturwissensch Mittheilungen in Vergangenheit und Gegenwart. Ebenda 1886.
Ueber Gesichtsurnen. Ebenda 1888—89.

2. Geographie, Geschichte und Kulturgeschichte

Die Sprachmengerei der Deutschen. Biedermanns Monatsblätter 1832
Ueber die Ursachen der Beschränkung des deutschen Sprachgebietes. Ebenda 1832
Ueber Kolonisation und Auswanderung. Ebenda 1842
Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. Leipzig 1845
Ueber deutsch-russische Wechselwirkungen. Leipzig 1845
Germania, Archiv zur Kenntniss des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. 3 Bände. Frankfurt 1846—49.
Der deutsche Auswanderer Zeitschrift für deutsche Auswanderung und Ansiedelung von Dr. Stricker und Küntzel. Frankfurt 1849.
Entwicklungsgeschichte der deutschen Nationalhaut seit dem Reformationszeitalter Frankfurt 1850.
Die Deutschen in Spanien und Portugal Leipzig 1850
Ueber Slaven und Wenden. Frankfurt 1851
Die Deutschen im Venetianischen. Frankfurt 1853
Die Deutschen in Ober-Ungarn Frankfurt 1854
Die deutsche Sprachkarte. Frankfurt 1855
Die deutsche Sprachgrenze gegen Westen. 1855
Die deutsch-welsche Sprachgrenze vor 300 Jahren. 1856.
Die deutsch-welsche Sprachgrenze in der Schweiz und Italien vor 300 Jahren. M III, 170.
Zwei schwäbische Reichsstädte. M IV, 339.
Reisen der Brüder Schomburgk in Brtish-Guiana. Frankfurt 85?
Charakteristik europäischer Grossstädte. Frankfurt 1862
Ueber die Bedeutung der europäischen Sprachen. Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik 1869—70
Ueber Robinsonaden und fingirte Reisen. Ebenda 1870—71
Die deutsch-französischen Grenzbezirke Frankfurt 18?1
Christian Sartorius. Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geogr u Stat 1871—72
Beiträge zur politischen und Kulturgeschichte, zumal von Preussen, aus ungedruckten Briefen mitgetheilt M III, 409.
Zwei schwäbische Reichsstädte. M IV, 339.
Das angebliche Testament Peters des Grossen. M VI, 7

Verein für Geschichte und Alterthumskunde

zu

Frankfurt a. M.

Geschäftliche Mittheilungen.

I Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1891.

Erstattet in der Generalversammlung am 25. Januar 1892.

Wenn der Vorstand Ihnen heute in üblicher Weise über das Leben des Vereins im abgelaufenen Jahre 1891 berichtet, so thut er dies mit dem Gefühle der Genugthuung, dass über die Vereinsthätigkeit und über die Theilnahme der Mitglieder an derselben nur Erfreuliches gemeldet werden kann.

Den Vorstand bildeten nach den in der Generalversammlung am 26. Januar vorigen Jahres geschehenen Wahlen die Herren

Konservator *Otto Cornill*,
Pfarrer Dr. *Hermann Dechent*,
Maler *Otto Donner-von Richter*,
Stadtarchivar Dr. *Rudolf Jung*,
Oberstabsarzt a. D. Dr. *Karl Theodor Kuthe*,
Kaufmann *Wilhelm Mappes*,
Senator Dr. *Emil von Oven*,
Steuerkasse-Vorsteher *Gustav Reutlinger*,
Professor Dr. *Alexander Riese*,
Professor Dr. *Georg Wolff*.

Den Vorsitz führte Herr Professor Dr. *Riese* und in dessen Stellvertretung Herr Dr. *Kuthe*, das Amt des Schriftführers bekleidete Herr *Mappes*, das des Kassenführers Herr *Reutlinger*. Die nach den Satzungen seitens des Vorstandes gebildeten Kommissionen waren folgendermassen zusammengesetzt: Die Redaktions-Kommission aus den Herren Professor Dr. *Riese*, *Donner-von Richter* und Dr. *Jung*, die Lokal-Kommission aus den Herren *Reutlinger*, Dr. *von Nathusius* und *Padjera*, die Exkursions-Kommission aus den Herren Dr. *Kuthe*, *Kober* und Dr. *von Nathusius*; die Bibliotheks-Kommission aus den Herren Dr. *Jung*, Dr. *Heuer* und Dr. *Pallmann*. Die Geschäfte des Bibliothekars der in den Benutzungsräumen des Stadt-Archivs I. Abtheilung mit dessen Büchern vereinigt aufgestellten Bibliothek des Vereins versah Herr Dr. *Jung*. Die Redaktion der im Korrespondenzblatte der Westdeutschen Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangten Vereinsnachrichten übernahm ebenfalls Herr Dr. *Jung*.

Nach zweijähriger Amtsthätigkeit haben jetzt die in der Generalversammlung des Jahres 1890 gewählten Herren *Cornill*, *Donner-von Richter*,

Mappes, *Reutlinger* und *Riese* aus dem Vorstande auszuscheiden. Da diese fünf Herren sich bereit erklärt haben, eine etwaige Wiederwahl anzunehmen, so hat sich der Vorstand gestattet, deren Namen auf dem in Ihren Händen befindlichen Stimmzettel für die Neuwahlen an erste Stelle zu setzen. Auf demselben werden Sie zugleich die Namen von fünf anderen Vereinsmitgliedern finden, deren eventuelle Wahl in den Vorstand Ihnen in durchaus unmassgeblicher Weise empfohlen wird. Es ist Ihnen bekannt, dass nach den Satzungen jedes Vereins-Mitglied in den Vorstand wählbar ist, dass aber nur solche Stimmzettel gültig sind, auf welchen nicht mehr als fünf Namen stehen.

Die Revision der Kassenführung haben wie seit Jahren so auch für das abgelaufene Jahr die Herren *Ferdinand Eyssen* und *Wilhelm Heusmann* auf Ersuchen der vorjährigen Generalversammlung bereitwilligst übernommen. Dem Danke des Vorstandes werden Sie sich gewiss mit Freuden anschliessen und diesem Danke Ausdruck geben, indem Sie die beiden Herren wiederum bitten, uns auch für 1892 ihre Mitwirkung nicht zu versagen. Als Ersatz-Revisoren bringen wir auch dieses Mal die Herren: Rentner *Joseph Dibelka* und Buchhändler *Karl Schuchhard* in Vorschlag, welche erforderlichen Falles in alphabetischer Reihenfolge die verhinderten Revisoren zu vertreten hätten; doch geben wir uns der Hoffnung hin, dass die Herren *Eyssen* und *Heusmann* ihrem gewohnten Amte unverhindert obliegen können und dass wir die Herren *Dibelka* und *Schuchhard* nicht zu bemühen brauchen.

Unser Mitgliederbestand hat sich auch im abgelaufenen Jahre nur wenig verändert. Er betrug zum Beginne desselben 422 Mitglieder, von denen wir durch Tod und Austritt 34 verloren; diesem Verluste stehen 15 neue Aufnahmen gegenüber, so dass wir mit einem Bestande von 403 Mitgliedern in das neue Jahr eintreten. An unsere Mitglieder, besonders an diejenigen, welche sich an den Versammlungen und Arbeiten des Vereines regelmässig betheiligen, richten wir abermals die dringende Bitte, uns neue Mitglieder zuzuführen, welche an der Geschichte des alten Frankfurt und deren Aufhellung regen Antheil nehmen. Wir sind überzeugt, dass es bei vielen unserer Mitbürger nur einer Anregung bedarf, sich uns anzuschliessen, denn das Interesse an der Vergangenheit Frankfurts ist in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft ein lebendiges, und der von uns verlangte Mindest-Beitrag von 6 Mark ein mässiger im Vergleich zu dem, was der Verein seinen Mitgliedern durch Veranstaltung von Vorträgen und Ausflügen sowie durch Veröffentlichung von Schriften über das alte Frankfurt zu bieten bestrebt ist. Möge Jeder von uns in seinem Kreise dem Vereine neue Genossen werben!

Das Jahr 1891 hat uns leider eine Reihe recht schmerzlicher Verluste gebracht. Von den Herren, welche durch das Ehrenverhältniss als korrespondierende Mitglieder uns angehörten, haben wir nicht weniger

als vier zu beklagen. Rechtsanwalt *Ernst Hörner* in Darmstadt, Kaufmann *Gustav Dieffenbach* in Friedberg, Universitätsprofessor Dr *Wilhelm Holland* in Tübingen, Gymnasialdirektor a. D. Dr *Johannes Classen* in Hamburg. Der letztere, welcher zu den Gründern des Vereins im Jahre 1857, dann zu den ersten und thätigsten Vorstandsmitgliedern gehörte, wird nur noch wenigen in unserer Mitte aus persönlicher Bekanntschaft in Erinnerung stehen, da er bereits 1864 das seit 1852 bekleidete Amt des Direktors des städtischen Gymnasiums niederlegte, um die gleiche Stelle am Johanneum in seiner Vaterstadt Hamburg anzunehmen, dort ist er am 31. August vorigen Jahres im beinahe vollendeten 86. Lebensjahre heimgegangen. Stand er auch der Thätigkeit des Vereins seit seinem Wegzuge nach Hamburg nicht mehr so nahe wie früher, so nahm er doch an dem Gedeihen der von ihm mitbegründeten Genossenschaft und an den Arbeiten auf dem Gebiete der Frankfurter Geschichte regen Antheil. Unter den Männern aber welche der Erforschung der Vergangenheit Frankfurts ihre Kraft gewidmet haben, wird sein Name alle Zeit mit Ehren genannt werden seine Schrift über *Jakob Micyllus*, den bedeutendsten Leiter unseres Gymnasiums in der Reformationszeit, sein Programm über die Beziehungen Melanchthons zu Frankfurt sind gründliche und ihren Stoff erschöpfende Arbeiten, welche in feinsinniger Weise die Anfänge unserer ersten Bildungsanstalt und das bedeutungsvolle Eingreifen Melanchthons in die Frankfurter evangelische Bewegung dargelegt haben [1]. Auch Herr *Ernst Hörner*, der am 8. September 1890 in Darmstadt starb, ist uns, wenigstens in den letzten Jahren, nicht persönlich näher getreten. Er wurde 1881 in Anerkennung seiner vielen Verdienste um die Geschichte des benachbarten Hessenlandes und seiner regen Thätigkeit für die Bestrebungen des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, dessen Organ, das Korrespondenzblatt, er 1875—1884 trefflich redigiert hat, zu unserem korrespondierenden Mitgliede ernannt; der uns befreundete Darmstädter Verein hat durch seinen Tod einen schweren Verlust erlitten [2]. Der am 4. April 1891 verstorbene Herr *Gustav Dieffenbach* in Friedberg, seit 1879 unserem Vereine als korrespondierendes Mitglied angehörend, hat häufig unsere Versammlungen und unsere Ausflüge mit seiner stets anregenden Theilnahme beehrt, hat vielen von uns gern

[1] Vgl. den Nekrolog in den Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, Jahrg. XIV, S. 271 ff.

[2] Näheres über ihn in dem Nekrolog »Friedrich Rüsert und Ernst Wörner« in den Quartalblättern des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen, Jahrgang 1890, S. 87—100. Der am 15. Januar 1890 gestorbene Pfarrer Friedrich Rüsert hat sich besonders um die Geschichte der benachbarten Adelsgeschlechter verdient gemacht, in unserem Neujahrsblatt für 1882 hat er gemeinschaftlich mit Dr. Grotefend über die Familien von Eschborn und Cronberg gehandelt.

den Anblick seiner prächtigen Alterthumssammlung gestattet, deren schönster Theil seit einigen Jahren unser historisches Museum ziert, und hat unsere Bestrebungen auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung stets mit bestem Eifer und reichen Kenntnissen gefördert. Professor Dr *Wilhelm Holland*, der am 22 August 1891 aus diesem Leben schied, gehörte seit 25 Jahren unserem Vereine als korrespondierendes Mitglied an, seine Verdienste auf dem Gebiete der romanischen und deutschen Sprach- und Litteraturforschung sowie seine Thätigkeit an der Spitze des Litterarischen Vereins in Stuttgart sind uns allen bekannt.

Von den hiesigen Mitgliedern, die wir im Laufe des vergangenen Jahres verloren, sei zunächst des am 4 März 1891 verschiedenen Herrn Dr. med. *Wilhelm Stricker* gedacht. Durch sein Ableben verloren wir eines unserer ältesten und thätigsten Mitglieder, die Frankfurter Geschichtsforschung aber einen Arbeiter, dem sie viel zu verdanken hat. Seinen Verdiensten durch die Aufzählung der einzelnen Schriften und Aufsätze gerecht zu werden, ist uns in dem engen Rahmen dieses Jahresberichtes nicht möglich, wir hoffen, unsern Mitgliedern im nächsten Archivbande eine liebevoll und sorgfältig geschriebene Biographie des Verstorbenen mit Aufzählung aller seiner Arbeiten aus der Feder seines Kollegen, des Herrn Dr *E. Cohn*, vorlegen zu können, welche bereits im letzten »Bericht der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft« erschienen ist. Wenn deren Verfasser von Strickers Thätigkeit für die Frankfurter Geschichte urtheilt: »Ueber so viele Gebiete des Erdballs aber auch seine Studien gerichtet waren, am liebsten kehrten sie doch bei seiner Vaterstadt ein, in der Liebe zu ihr wurzeln seine besten Bestrebungen, sei es in der Aufhellung ihrer Geschichte, ihrer Topographie, ihrer Baudenkmäler, ihrer hygienischen Entwicklung, in der Schilderung ihres ärztlichen Standes und dessen hervorragenden Vertretern, in der Würdigung ihres grössten Sohnes, des unsterblichen Dichters« — so sind hier kurz die mannigfaltigen Gebiete angedeutet, denen er seine Forschungen gewidmet hat, es sei aber hier nur hervorgehoben, dass das von ihm mit grösstem Erfolge angebaute und bearbeitete Feld das der Geschichte der Heilkunde in Frankfurt in allen seinen Zweigen gewesen ist. In unserem Verein gehörte er Jahrzehnte lang zu den häufigsten Rednern, unsere Vereinsschriften enthalten die meisten seiner auf Frankfurt bezüglichen Aufsätze. — Zu unseren ältesten Mitgliedern zählte ferner auch der am Tage vor Weihnachten aus dem Leben abgerufene Prälat Professor Dr. *Johannes Janssen*. Es ist hier nicht der Ort, eine Würdigung der wissenschaftlichen Thätigkeit dieses Mannes im Allgemeinen auszusprechen, der als Geschichtsschreiber von seinen Gegnern so bitter befehdet wurde, wie ihn seine Freunde erhoben, wir haben hier nur seiner Verdienste um die Geschichtsforschung unserer Vaterstadt zu gedenken, die ihm eine zweite Heimath geworden war. Die Veröffentlichung von Urkunden und Aktenstücken, welcher die Ver

arbeitung des Materials in einer allgemein lesbaren Darstellung mangelt, ist kein Werk, welches den Namen seines Verfassers in weite Kreise trägt: es wird nur den Gelehrten näher vertraut, welchen es das Rohmaterial für ihre Arbeiten bietet. So kommt es, dass *Janssens* erstes grösseres Werk »Frankfurts Reichskorrespondenz 1376–1519« nur einem kleinen Kreise von Freunden der vaterstädtischen Geschichte vertraut geworden ist; diese aber wissen den Fleiss des Verfassers, mit dem er die Schätze unseres städtischen Archivs aufgestöbert, und das Verdienst, welches er sich durch den Abdruck dieser Akten nicht nur um die Geschichte Frankfurts, sondern auch um die allgemein-deutsche Geschichte erworben hat, in vollem Masse zu schätzen. Von nicht geringerem Verdienst ist seine Biographie Johann Friedrich Böhmers, des bedeutendsten Frankfurter Geschichtsschreibers in diesem Jahrhundert, das Werk ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen in Frankfurt zu Böhmers Lebzeiten. Den Arbeiten unseres Vereins ist der Verstorbene stets mit lebhaftem Interesse und warmer Anerkennung gefolgt, wenn ihm auch seine historischen Studien auf weiteren Gebieten und seine Gesundheitsumstände in den letzten Jahren eine persönliche Theilnahme nicht gestatteten.[1] Lassen Sie uns endlich dem am 7. September verschiedenen Herrn *August Ehinger* ein Wort der Trauer nachrufen! Auch er gehörte zu unseren ältesten und, was mehr wiegt, zu unseren eifrigsten und treuesten Mitgliedern. Er war einer der fleissigsten Besucher unserer Vortragsabende, der für alle Bestrebungen des Vereins auf dem Gebiete der Alterthumskunde ein lebhaftes Interesse und häufig auch eine offene Hand hatte. Mit dankbarer Anerkennung soll hier erwähnt werden, dass er auch in seinen letzten Willensverfügungen dieses Interesse bewährt hat, indem er dem historischen Museum seine ganze werthvolle Sammlung von Büchern, Kunstwerken und Alterthümern und ein ansehnliches Legat vermachte.

Das Andenken der aus unserer Mitte geschiedenen Mitglieder, der genannten wie der nichtgenannten, soll in Ehren bleiben; und zum Zeichen dessen wollen Sie sich von Ihren Sitzen erheben!

Wie schon im vorjährigen Berichte angekündigt, haben wir im abgelaufenen Jahre ausser dem Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, Jahrgang 1890, auch einen weiteren Archivband, den dritten der dritten Folge, ausgegeben. Der dritte Band der von uns mit städtischer Subvention herausgegebenen »Inventare des Frankfurter Stadtarchivs« konnte leider noch nicht ganz fertig gestellt werden, naht aber jetzt seiner Vollendung und wird den Mitgliedern in den nächsten Wochen zugehen. Er enthält die

[1] Vgl. über Janssens Leben die Arbeit seines Schülers Ludwig Pastor, Johannes Janssen, 1829–1891, ein Lebensbild, vornehmlich nach den ungedruckten Briefen und Tagebüchern desselben (Freiburg 1892).

Verzeichnisse der für die auswärtige Politik der Stadt im Mittelalter wichtigsten Archivbestandtheile: die Privilegien, die Kaiserschreiben, die Kopialbücher, die Wahltagshandlungen und die Reichstagsakten, in der Bearbeitung dieses Bandes hat sich neuerdings Herr Dr. *R. Froning* dem bisherigen alleinigen Bearbeiter, Herrn Stadtarchivar Dr *R. Jung*, zugesellt und wir hoffen, dass diese neueingetretene, aber altbewährte Kraft diesem jüngsten und für die Forschung auf dem Gebiete der städtischen und allgemein-deutschen Geschichte überaus wichtigen Unternehmen des Vereins noch recht lange erhalten bleibt.

Herr Dr. *Froning* hat im abgelaufenen Jahre eine grössere Arbeit über das Drama des Mittelalters vollendet, welche einen Theil des von Joseph Kürschner herausgegebenen Sammelwerkes »Deutsche National litteratur« bildet; von dem Abschnitte, welcher die Frankfurter Passionsspiele behandelt, hat der Vorstand für die Mitglieder des Vereins 450 Sonderabdrücke erworben, welche demnächst mit dem dritten Inventarbande und dem Jahrgange 1891 des Korrespondenzblattes der Westdeutschen Zeitschrift zur Vertheilung gelangen. Wir freuen uns, dass wir Dank dem Entgegenkommen der Verlagshandlung unseren Mitgliedern die hübsch ausgestattete Schrift des Herrn Dr *Froning* darbieten können, dessen Vorträge über das Passionsspiel in Frankfurt in unserem Vereine so reichen Beifall fanden und wohl allen Zuhörern den Wunsch nahe legten, die interessanten Ausführungen des Redners durch den Druck verbreitet zu sehen. Der nächste Archivband, dessen ersten Aufsatz die schon fertig gedruckte Neuausgabe des »Prorektors« mit erklärendem Texte von Herrn Archivrath Dr. *Grotefend* bildet, wird erst im Anfange des nächsten Jahres ausgegeben werden. Von einer Neuerung, die mit diesem Bande beginnen wird, wollen wir Ihnen schon jetzt Mittheilung machen. Es sollen fortan in jedem Archivbande etwa 2 bis 3 Bogen für Aufsätze kleineren Umfanges vorbehalten und, um Raum zu sparen und sie besser von den grösseren Arbeiten hervorzuheben, in kleiner Schrift gedruckt werden. Für solche kleinere Mittheilungen besassen wir früher eine besondere Zeitschrift, seit deren Eingang hat sich mehrfach das Bedürfniss geltend gemacht, derartige Arbeiten aufzunehmen, was bei der seitherigen Einrichtung der Archivbände aber stets Schwierigkeiten begegnete.

Der Vorstand hatte ursprünglich noch die Absicht, Ihnen eine schöne Arbeit des Herrn *Donner-von Richter* über die Baugeschichte und die Wandgemälde des hiesigen Karmeliter-Klosters entweder in einem Archivbande oder in einer besonderen Schrift als Vereinsgabe zugänglich zu machen. Der Stand unserer Finanzen hat uns aber nicht gestattet, das Werk, zu dem Herr *Donner* 17 Tafeln mit Abbildungen jener herrlichen, wenn auch jetzt leider fast völlig verblichenen Gemälde gezeichnet hatte, auf eigene Kosten drucken zu lassen. Wie schon so oft in den letzten Jahren hat sich die Administration des

Dr. J. Fr. Böhmer'schen Nachlasses auch diese höchst interessanten Arbeit angenommen und wird sie demnächst als besonderes Werk an die Oeffentlichkeit treten lassen. Können wir auch unsern Mitgliedern diese Schrift mit den dazu gehörigen Tafeln, welche die Firma *Kühl & Co.* in trefflicher Weise mit Lichtdruck hergestellt hat, nicht als Vereinsveröffentlichung darbieten, so ergreifen wir doch gern die Gelegenheit, an dieser Stelle auf das demnächst erscheinende, für die Frankfurter Bau- und Kunstgeschichte höchst wichtige Werk aufmerksam zu machen und der Freigebigkeit der Herren Administratoren des Böhmer'schen Nachlasses rühmend zu gedenken.

Bei einem anderen Werke, welches bestimmt ist, ein nunmehr verschwundenes Bauwerk Frankfurts, den Russischen Hof, in allen seinen einzelnen Schönheiten der Nachwelt zu überliefern, war nur die moralische Unterstützung des Vereins nöthig. Die auf Veranlassung des Architektenvereins und unter Leitung des Herrn Professor *O. Sommer* zur Veröffentlichung fertiggestellten Pläne und Ansichten des Russischen Hofes sollen von einer Berliner Firma herausgegeben werden, doch verlangt diese einen namhaften Zuschuss zu den hohen Druckkosten des Werkes. Mit den anderen Vereinen, welche vor vier Jahren gemeinschaftlich für die Erhaltung des herrlichen Gebäudes eingetreten sind, haben auch wir Schritte in Aussicht genommen, welche dem schönen Werke hoffentlich zum Erscheinen verhelfen werden.

Noch ein weiteres wissenschaftliches Werk, dessen Zustandekommen unser Verein oder vielmehr eine grosse Zahl unserer Vereinsmitglieder hat ermöglichen helfen, dürfen wir hier zu unserer Genugthuung erwähnen. Wie Ihnen erinnerlich sein wird, haben sehr viele Herren des Vereins im Herbste 1887 zu der von seinen Freunden dem scheidenden Herrn Dr. *Grotefend*, dem Ehrenmitgliede unseres Vereins, gewidmeten Ehrengabe Beiträge gesteuert. Der wissenschaftliche Zweck, dessen Erreichung sie fördern sollte, war die Neubearbeitung des von Herrn Dr. *Grotefend* 1872 veröffentlichten »Handbuches der historischen Chronologie«, eines von allen auf dem Gebiete des deutschen Mittelalters thätigen Forschern hochgeschätzten Werkes. In erweiterter Gestalt und mit stark vermehrtem Inhalte ist vor kurzem der erste Band des Werkes erschienen, welches den Titel trägt: »Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (Hannover 1891)«. Freilich werden nur die wenigsten unter uns Gelegenheit haben, dieses Werk in näherem Gebrauche kennen und schätzen zu lernen, wir wollten aber nicht unterlassen, in diesem Berichte die Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit zu erwähnen, an welcher unser Verein, wenn auch nur mittelbar, betheiligt ist.

In den wissenschaftlichen Sitzungen des Vereins, deren wir 14 im altgewohnten Lokale des Restaurants Palmen abhielten, wurden die nachfolgenden Vorträge abgehalten.

1) Das Passionsspiel im mittelalterlichen Frankfurt (Dr. *R. Froning*)
2) Die Baugeschichte des Karmeliter-Klosters. (*O. Donner-von Richter*)
3) Das Friedberger Thor im Mittelalter. (*E. Padjera.*)
4) Der Riedschlag, der Schafhof, die Quirinspforte. (*O. Cornill.*)
5) Die Frankfurter Mötterzunft. (*A. Horne*)
6) Das Frankfurter Gymnasium im Anfange des 17 Jahrhunderts. (Dr. *K. Reinhardt*)
7) Die Vertreibung der Schweden aus Sachsenhausen 1635. (Dr. *I. Kracauer.*)
8) Die Einwanderung Italienischer Familien in Frankfurt im 17 und 18. Jahrhundert (Dr. *R. Jung.*)
9) Die Familie *Textor*. (Dr. *O. Heuer*)
10) Zinzendorfs Beziehungen zu Frankfurt (Dr. *H. Dechent.*)
11) Der Russische Hof und die Familie von Schweitzer. (Dr. *L. Holthof.*)
12) Bilder aus dem kirchlichen Leben während der Franzosenzeit. (Dr. *H. Dechent*)
13) Die neuesten Ausgrabungen in der Dreieich. (*F. Kofler.*)
14) Die Ausgrabungen bei Dortelweil (Prof. Dr. *G. Wolff* und Prof. Dr. *A. Riese.*)
15) Neuere Römische Funde bei Höchst und Rödelheim. (Prof. Dr. *G. Wolff.*)

Von diesen Vorträgen sind oder werden demnächst in erweiterter Gestalt gedruckt:

No. 1 und 2 in besonderen Schriften, worüber bereits das Nöthige bemerkt wurde, No. 10 in unserem »Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst« dritte Folge, vierter Band, No. 11 in einem besonderen, nicht in den Handel gelangten Schriftchen, welches die letzten Besitzer des Russischen Hofes, die Herren Gebrüder *Drexel*, drucken lassen; No. 12 im Kirchenkalender für die evangelisch-lutherische Gemeinde für 1892 und in der Didaskalia 1891, No. 15 im nächsten Archivbande.

Der Dank an die Vortragenden, welchen wir den einzelnen Herren schon ausgesprochen haben, werde hier nochmals im Ganzen wiederholt und damit der Wunsch verbunden, dass sie uns auch ferner durch Mittheilung der Ergebnisse ihrer Forschungen an unseren Vereinsabenden erfreuen mögen! Unsere Mitglieder aber bitten wir, den Herren Vortragenden für ihre Bereitwilligkeit durch möglichst häufigen und zahlreichen Besuch der von uns zu veranstaltenden Vortragsabende zu danken.

Eine solche Mahnung und Bitte, unsere Vereinssitzungen zu besuchen, erscheint angebracht, wenn wir einen Blick auf die statistische Uebersicht des Besuchs unserer wissenschaftlichen Sitzungen werfen, die wir der fleissigen Arbeit unseres Schriftführers, des Herrn *Mappes*, verdanken. In den zwei Jahrzehnten 1871—1890 schwankt die Zahl der jährlich abgehaltenen wissenschaftlichen Sitzungen, die Generalversamm-

lung und Winckelmannsfeier abgerechnet, zwischen 10 und 19, die Anzahl der anwesenden Herren betrug jährlich im Durchschnitt zwischen 25 und 35. Zwar können wir da nicht von zahlreichem Besuche sprechen, doch wollen wir nicht unterlassen, festzustellen, dass der Besuch der Sitzungen in den letzten Jahren und besonders in diesem Winter verhältnissmässig erfreulich gewesen ist.

Die Winckelmannsfeier wurde am 9. Dezember im neuen Lokale der Künstler-Gesellschaft abgehalten, die Veranstaltung hatte der Verein für das historische Museum übernommen und die Mitglieder des Freien deutschen Hochstifts und des Alterthumsvereins wie gewöhnlich dazu eingeladen. Herr Dr *O. Heuer* sprach über »Winckelmann und Goethe«. Nach dem Festvortrage hatten die Anwesenden noch Gelegenheit, eine von Sigmund Feyerabend, David Zöpfel und Johann Rasch in Frankfurt 1560 gedruckte und mit prächtigen Bildern geschmückte Bibel in näheren Augenschein zu nehmen, welche die Stadtbibliothek seitdem käuflich erworben hat.

Die Administration des Städelschen Instituts hat uns auch in diesem Jahre wieder mit einer Einladung zu ihren Kupferstichbesichtigungen beehrt, sie finden an den Donnerstag Abenden statt und bringen in diesem Winter die Werke der französischen Schule zur Vorlage. Indem wir unsere Mitglieder nochmals von diesem dankenswerthen Entgegenkommen benachrichtigen, fordern wir zur fleissigen Befolgung dieser Einladung auf.

Mit den Vorständen anderer auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft gleichstrebender Vereine wurde auch der unsere aufgefordert, einen Vertreter in das aus allen Kreisen der Bürgerschaft gebildete Comité zu entsenden, welches sich die Errichtung eines Denkmales für den am 28. März vorigen Jahres aus dem Leben geschiedenen Friedrich Stoltze zum Ziele gesetzt hatte. Wir glaubten uns dieser Einladung nicht verschliessen zu sollen: hat der verstorbene Dichter unserem Vereine auch fern gestanden, so hat doch der Sänger und Humorist des alten Frankfurt — und nur diese Seite seines dichterischen Schaffens konnte für den Verein als solchen in Betracht kommen — auf einem anderen und schöneren Wege dasselbe Ziel wie wir gesucht und erreicht, das Interesse an der Vergangenheit Frankfurts und damit die Liebe zur Vaterstadt zu wecken und zu pflegen. Als unser Vertreter betheiligte sich Herr Senator Dr. *von Oven* an den Berathungen des weiteren Comités; eine werkthätige Theilnahme an der Angelegenheit des Stoltze-Denkmales durch Zeichnung eines Beitrages verbietet uns ausser anderen Gründen schon der Wortlaut unserer Satzungen.

Den Ausgrabungen nach Spuren der Vorzeit in unserer Stadt und im Gebiete der benachbarten Ortschaften haben wir im abgelaufenen Jahre eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Mehrere Vorträge des Herrn Professor *Wolff*, welcher hauptsächlich diesen Zweig der

Vereinsthätigkeit mit unermüdlichem Eifer und reichen Erfolgen pflegt, haben Ihnen gezeigt, wie die Ausgrabungen der letzten Jahre unsere Kenntniss von dem Zustande des von uns bewohnten Gebietes in fränkischer, Römischer und vorgeschichtlicher Zeit in ungeahnter Weise erweitert haben, wie viele Fragen von wissenschaftlicher Bedeutung die Durchwühlung des Erdbodens schon gelöst hat und noch lösen muss. Mit dankbarer Anerkennung sei auch in diesem Berichte wiederholt, dass mehrere Herren und Damen die Arbeiten des Herrn Professor *Wolff* durch eine reiche Geldspende zu Ausgrabungszwecken gefördert und damit der Wissenschaft einen trefflichen Dienst erwiesen haben, dürfen wir auch zu unserem Bedauern die Namen der hochherzigen Geber nicht nennen, so fühlen wir uns doch verpflichtet, auch hier den beiden Herren Oberstabsarzt Dr. *Kuthe* und Sanitätsrath Dr. *Herxheimer*, deren Bemühungen es gelang, jene Geldsumme zu sammeln, den Dank des Vereins abzustatten.

Die knappen Geldmittel des Vereins haben uns nicht gestattet, die Ausgrabungen in unserer Nachbarschaft finanziell zu unterstützen. Der Vorstand hat aber in eingehende Erwägung gezogen, in welcher Weise den Schwierigkeiten zu begegnen sei, welche vielfach von Seiten der Landbewohner diesen Arbeiten bereitet werden und deren Erfolg schwer gefährden. Den meisten Schaden verursachen die planlosen Nachgrabungen, welche die Anwohner lediglich in gewinnsüchtiger Absicht zur Erlangung von Fundstücken anstellen. So wenig wir den Eigenthümer hindern können, sein Grundstück nach solchen Resten der Vergangenheit zu durchwühlen, so sehr sind wir berechtigt und verpflichtet, Einsprache zu erheben, wenn dieser Raubbau von Unbefugten auf öffentlichem Grund und Boden ausgeübt wird. In Gemeinschaft mit dem Verein für das historische Museum, der gegenwärtig nach einem von wissenschaftlichen Grundsätzen eingegebenen Plane Ausgrabungen anstellen lässt, haben wir Schritte bei den staatlichen Behörden in Aussicht genommen, um deren Unterstützung für unsere Bestrebungen zur Hebung und Erhaltung der antiken Schätze der Römischen Trümmerstätte bei Heddernheim zu gewinnen. Ueber den Erfolg unseres Vorgehens werden wir Ihnen seiner Zeit Bericht erstatten.

Die im vergangenen Jahre von unserer Exkursions-Kommission veranstalteten Ausflüge nahmen den erfreulichsten Verlauf. Der erste wurde, wie üblich, am Himmelfahrtstage unternommen, sein Ziel war Langen, Dreieichenhain und Heusenstamm. Unter den 53 Theilnehmern am Ausfluge befanden sich auch einige Herren vom Alterthumsvereine in Langen und aus Darmstadt. Der zweite Ausflug galt der Begehung der Mumlinglinie von Lützelbach bis Eulbach, die sachkundige Führung hatte der bewährte Freund unseres Vereins, Herr *F. Kofler* aus Darmstadt, übernommen, der uns im voraufgegangenen Winter in einer Sitzung des Vereins einen interessanten Vortrag über die Römischen Reste in

jener Gegend gehalten hatte. Ein dritter Ausflug bezweckte die Besichtigung des südlichen Theiles der Mümlinglinie von Würzburg bis Schlossau. Der letzte Ausflug, der nur einen Nachmittag in Anspruch nahm, galt der Besichtigung des Museums, der Heidenmauer, des Rathshauskellers und der Textilausstellung in Wiesbaden durch die gütigst übernommene Führung der leider nicht sehr zahlreichen Theilnehmer haben uns die Herren Oberst *von Cohausen*, Sanitätsrath Dr. *Florschütz* und Direktor *Firchbach* zu lebhaftem Danke verpflichtet. Für die treffliche Anordnung der einzelnen Ausflüge und für die Bemühungen zur Unterhaltung der theilnehmenden Mitglieder und Freunde des Vereins sei auch hier den Herren von der Exkursions-Kommission bestens gedankt.

Auf der vorjährigen General-Versammlung des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine waren wir durch den Vorsitzenden, Herrn Professor Dr *Riese*, vertreten, welcher Ihnen in einer wissenschaftlichen Sitzung des Vereins den üblichen Bericht über den Verlauf der Versammlung abgestattet hat. Die Verhandlungen, deren ausführliches, mit interessanten Lichtdrucken in schöner Ausführung geschmücktes Protokoll Sie durch Vermittlung des Vorstandes beziehen können, boten unserem Vertreter keine Veranlassung, dort besondere Interessen und Wünsche unseres Vereins zur Geltung zu bringen.

In den Verhältnissen unserer Vereinsbibliothek und des Lagers unserer Vereinsschriften sind im letzten Jahre keine Veränderungen eingetreten. Diejenigen unserer Mitglieder, welche ihren Besitz an den von uns veröffentlichten Schriften zu dem den Mitgliedern zustehenden Vorzugspreise ergänzen wollen, werden ersucht, sich an den Verwalter unserer Bibliothek, Herrn Archivar Dr *Jung*, zu wenden. Seit der vor drei Jahren erfolgten letzten Veröffentlichung des Verzeichnisses der mit uns im Schriftenaustausch stehenden Geschichtsvereine sind mit uns neuerdings die folgenden Gesellschaften in Austausch getreten:

Birkenfeld, Verein für Alterthumskunde,
Frankfurt a. M., Verein für Geographie und Statistik,
Heidelberg, Historisch-philosophischer Verein,
Insterburg, Alterthums-Gesellschaft,
Kiel, Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte,
Werden, Historischer Verein für das Gebiet des ehemaligen Stiftes Werden,
Antwerpen, Stadtarchiv,
London, The Huguenot Society,
Wien, Heraldische Gesellschaft Adler.

Die Schriften der sechs letztgenannten Gesellschaften gehen vertragsgemäss an die Stadtbibliothek über, die der anderen drei, deren Forschungs- und Arbeitsgebiete sich vielfach mit den unseren berühren,

verbleiben der Vereinsbibliothek. Dagegen sind aus unserem Austauschverzeichniss zu streichen:

Aachen, Verein für Kunde der Aachener Vorzeit.
Metz, Verein für Erdkunde.
Wien, k. k. Geographische Gesellschaft.

Indem der Vorstand die Mitglieder beim Eintritt in das neue Vereinsjahr auf das herzlichste begrüsst, hofft er, dass sie auch ferner den Arbeiten und Interessen des Vereinslebens die gleiche Theilnahme entgegenbringen wie in dem abgelaufenen Jahre, über welches sich dieser Bericht erstreckt.

II Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1891.

Einnahme.

		M	Pf	M	Pf
1891.	**An Cassa-Conto**				
1. Jan.	Baarbestand			653	04
	An Mitglieder-Beitrag-Conto				
31. Dez.	Jahresbeiträge der Mitglieder des Vereins .			2783	
	An Subventions-Conto				
„ „	Subvention der städtischen Behörden behufs Drucklegung der Archivinventare . .			1000	
	An Verlags-Conto				
„ „	Abgesetzte Vereinsschriften			50	
	An Effekten-Conto				
„ „	Erlös der Coupons der österr. Loose . .			21	32
				4507	36

Frankfurt a. M.

Ausgabe.

		M	Pf	M.	Pf.
1892	**Pr. Verlags-Conto**				
31 Dez	A. Osterrieth, hier, Satz und Druck des Archivs für Frankfurts Geschichte u. Kunst, III. Folge, Band 3	1680	15		
„ „	Kühl & Cie., Lichtdruckarbeiten für das Archiv, III. Folge, Band 4 .	577	50		
„ „	Honorare	507	—	2764	65
	Pr. Bibliothek-Conto				
„ „	Ankauf von Büchern und Zeitschriften	49	20		
„ „	Buchbinderarbeiten	43	80	93	
	Pr. Unkosten-Conto				
„ „	Lokalmiethe	150			
„ „	Zuschuss pro 1891 und 1892 zu den Druckkosten des Werkes von A. Bing »Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters«	200			
„ „	Erhebung der Mitgliederbeiträge und Zustellung der Vereinsschriften . . .	60	75		
„ „	Fr. Lintz in Trier für 440 Exemplare des Korrespondenzblattes der Westdeutschen Zeitschrift 1892	212	25		
„ „	Unkosten bei den Ausflügen des Vereins	12	60		
„ „	E. S. Mittler & Sohn in Berlin für das Korrespondenzblatt des Gesammtvereins, den Beitrag zu demselben und 10 Protokolle der Generalversammlung in Sigmaringen	17	50		
„ „	Druckarbeiten	13	25		
„ „	Reisespesen	11	60		
„ „	Schriftliche Arbeiten	32	70		
„ „	Heizungsbeitrag für das Lokal im Archivgebäude . .	5			
„ „	Porti, Schreib- und Packmaterial, Vergütungen für Dienstleistungen und sonstige kleine Ausgaben . .	186	95		
„ „	Vereinsdiener .	50		952	60
	Pr. Cassa-Conto				
„ „	Baarbestand			917	59
				4727	84

den 31. Dezember 1892.

G. Reutlinger,
d. Z. Kassenführer.

Das Vermögen des Vereins bestand am 31. Dezember 1892 in:

Cassa-Conto	Mk	917.59
Sparkasse-Conto	„	1,202.39
Effekten-Conto	„	551.68
Bibliothek-Conto	„	1,977.05
Verlags-Conto	„	10,000.—
Inventar-Conto	„	1,171.37
	Mk.	15,820.08

III. Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1892

Erstattet in der Generalversammlung am 23 Januar 1893.

Wenn der Vorstand Ihnen heute über die Thätigkeit des Vereins im abgelaufenen Jahre 1892 Rechenschaft ablegt, so darf er auch diesmal zunächst seiner Genugthuung Ausdruck geben, dass er nur Erfreuliches zu berichten hat.

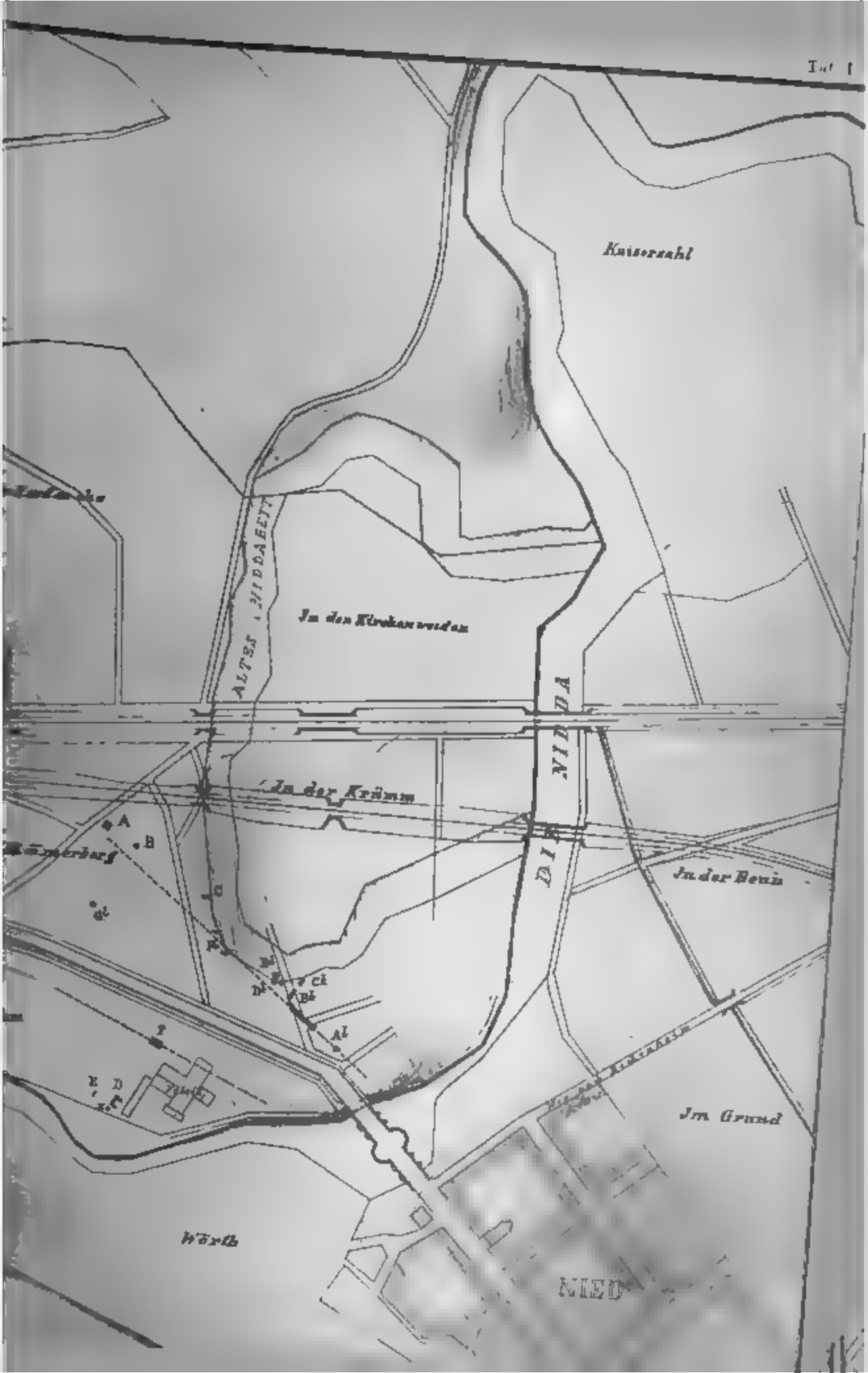
Der Vorstand war nach den in der Generalversammlung vom 25. Januar 1892 stattgehabten Wahlen zusammengesetzt aus den Herren

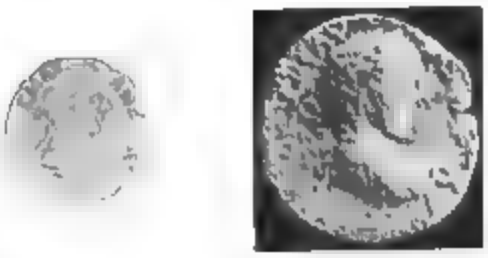
Konservator *Otto Cornill*,
Pfarrer Dr. *Hermann Dechent*,
Maler *Otto Donner-von Richter*,
Stadtarchivar Dr. *Rudolf Jung*,
Oberstabsarzt a. D. Dr. *Karl Theodor Kuthe*,
Kaufmann *Wilhelm Mappes*,
Senator Dr *Emil von Oven*,
Steuerkasse-Vorsteher *Gustav Reutlinger*,
Professor Dr *Alexander Riese*,
Professor Dr *Georg Wolff*.

Vorsitzender war Herr Professor *Riese*, dessen Stellvertreter Herr Dr. *Kuthe*, Schriftführer Herr *Mappes*, Kassenführer Herr *Reutlinger*. Die satzungsgemäss für einzelne Zweige der Vereinsthätigkeit ernannten Kommissionen setzten sich, wie folgt, zusammen. Die Redaktions-Kommission aus den Herren Professor Dr. *Riese*, *Donner-von Richter* und Dr *Jung*; die Lokal-Kommission aus den Herren *Reutlinger*, Dr *von Nathusius* und *Padjera*, die Exkursions-Kommission aus den Herren Dr. *Kuthe*, *Kober* und Dr. *von Nathusius*; die Bibliotheks-Kommission aus den Herren Dr. *Jung*, Dr. *Heuer* und Dr *Pallmann*. Die Geschäfte des Bibliothekars unserer Vereinsbibliothek sowie die Redaktion der im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangten Vereinsnachrichten besorgte wie bisher Herr Dr *Jung*.

Aus dem Vorstande haben diesmal die in der Generalversammlung von 1891 gewählten Herren Pfarrer Dr *Dechent*, Stadtarchivar Dr *Jung*, Oberstabsarzt Dr *Kuthe*, Senator Dr. *von Oven* und Professor Dr *Wolff*, deren zweijährige Amtszeit nunmehr abgelaufen ist, auszuscheiden. Der Vorstand gestattet sich, Ihnen in üblicher Weise 10 Herren zur Wahl in den Vorstand vorzuschlagen. Von den ausscheidenden Mitgliedern

AUSGRABUNGEN
BEI NIED
Norden.
HOECHST
nach Frankfurt
MAIN


Kaiserzahl
In den Kirchenwiesen
In der Krümm
In der Benn
Im Grund
Wörth
NIED

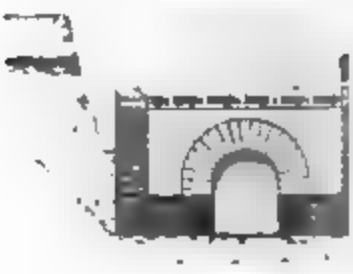


[Lichtbild des bei A aufgedeckten Brennofens.]

Brennofen bei A.

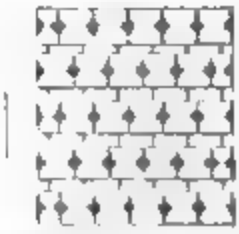
[Längsschnitt.]

[Querschnitt a-b.]

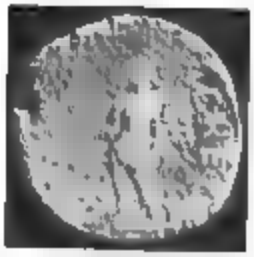


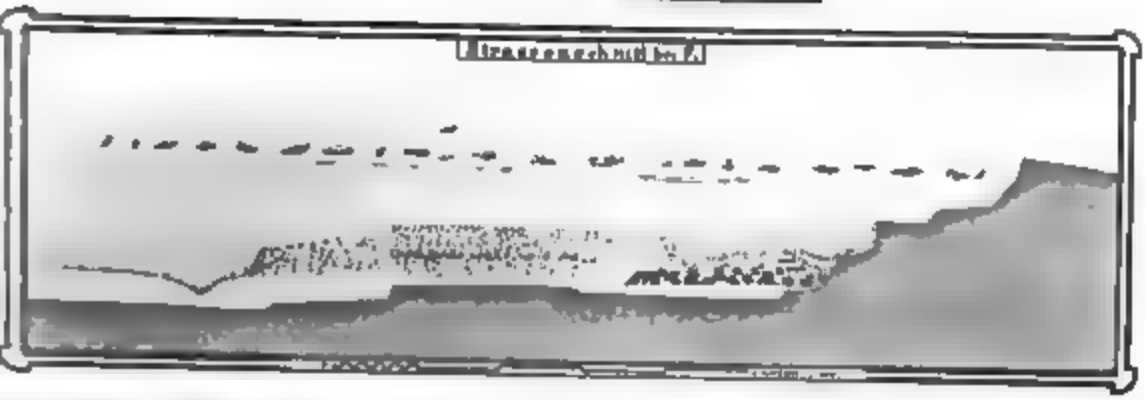
[Grundriss c-d.]

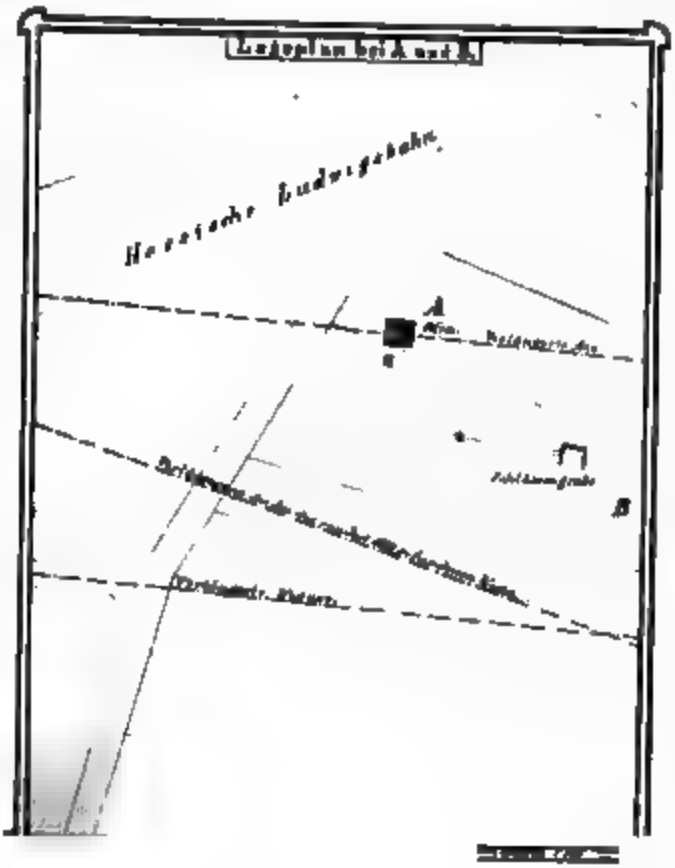
[Lage der Platten.]

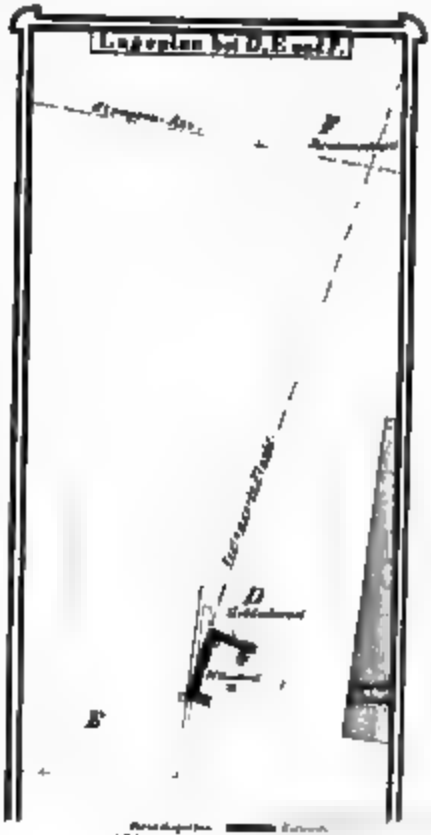


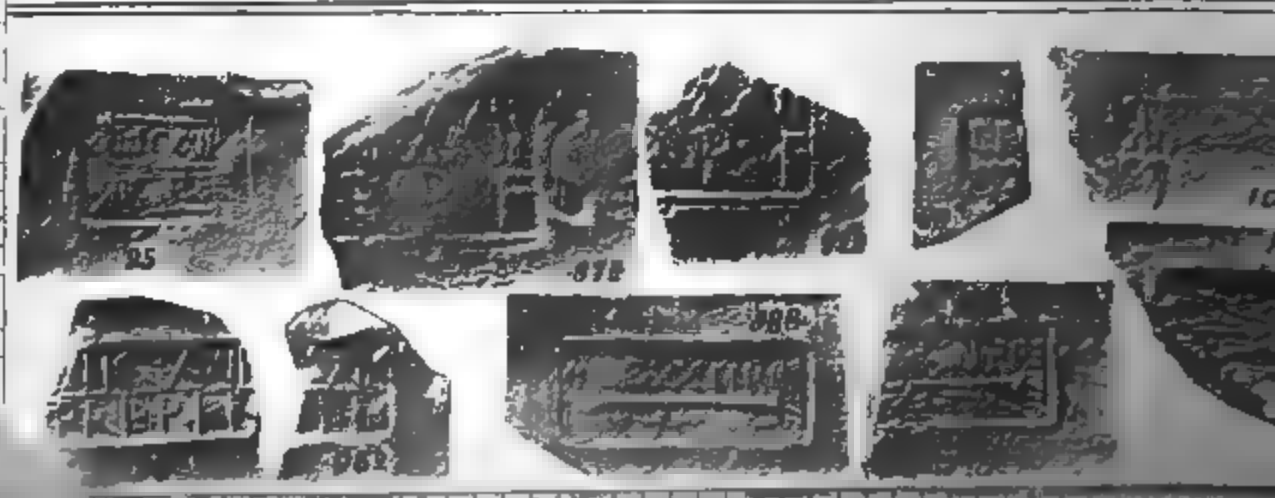
EN BEI NIED

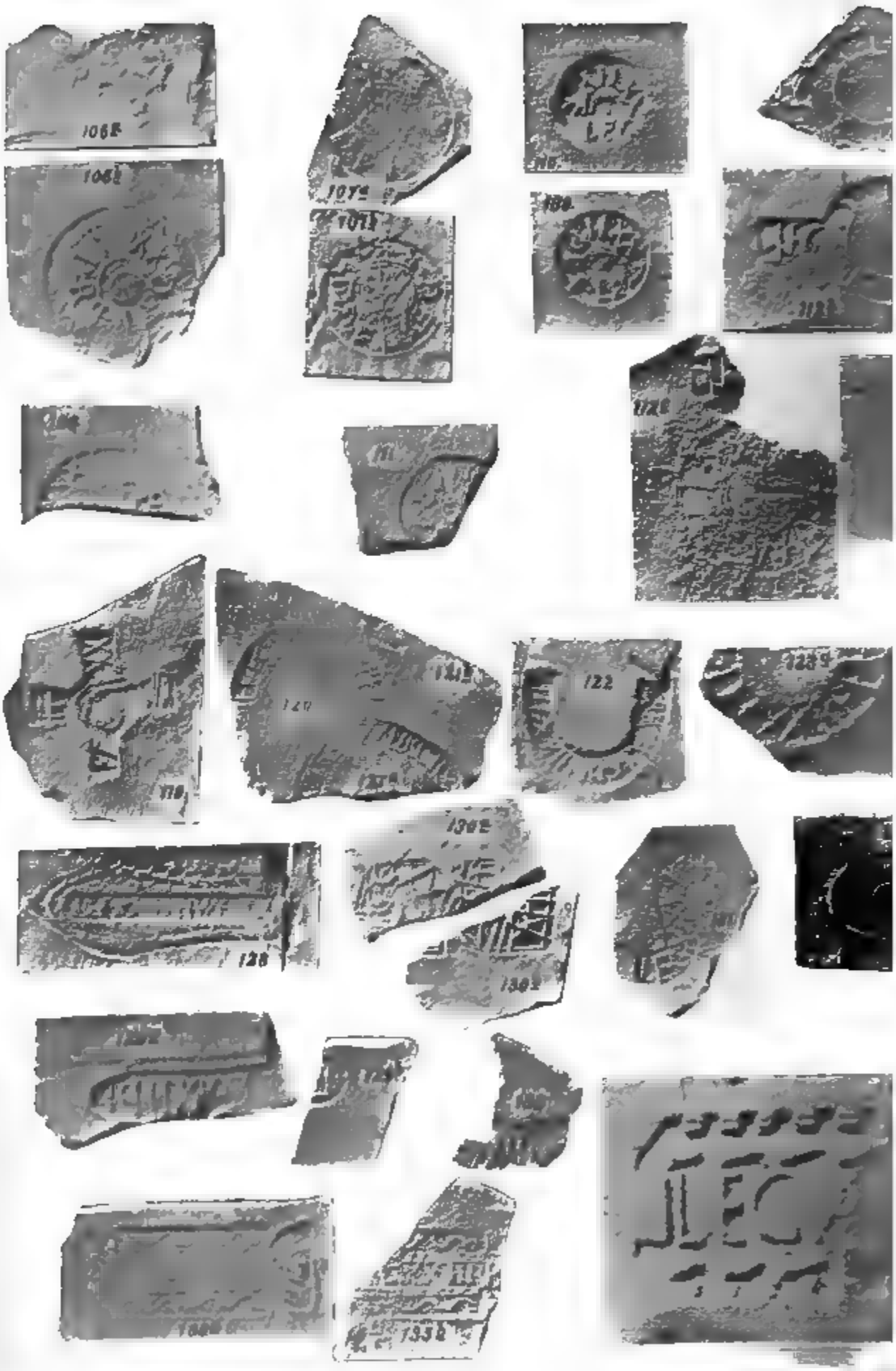




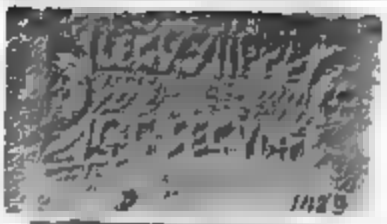


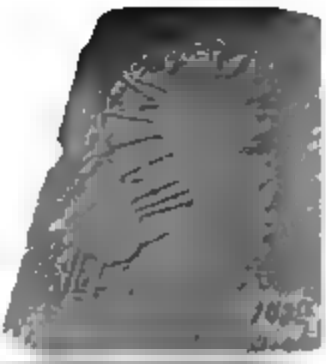




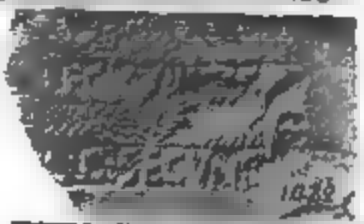


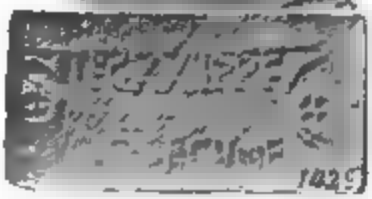
141a


141b


142a

142b

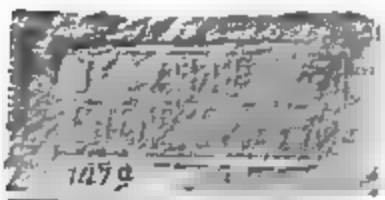

143a

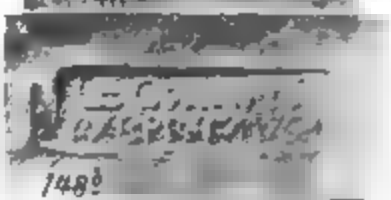

143b

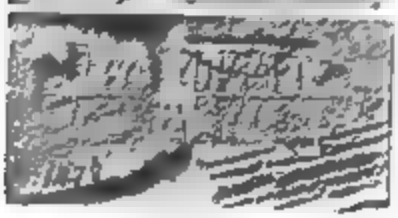
144

145

146a

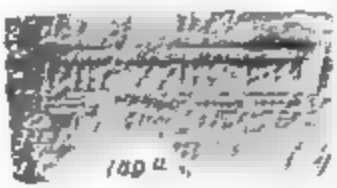

147a

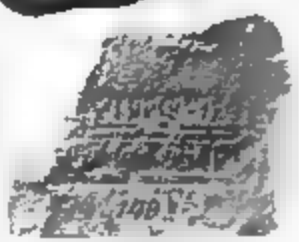

148a

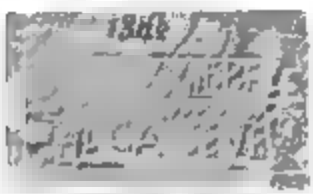

147b

148b

151a


149a


149b


154a

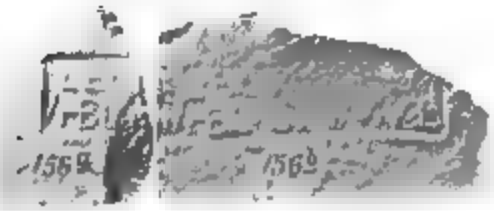
154b

150

155a

155b

157a


156a
156b

146
159
158
159
780
162

ARCHIV

FÜR

FRANKFURTS GESCHICHTE

UND

KUNST.

Dritte Folge.

Herausgegeben
von dem
Vereine für Geschichte und Alterthumskunde
zu
Frankfurt am Main.

Fünfter Band.

Mit sechs Tafeln Abbildungen.

FRANKFURT a. M.
K. TH. VÖLCKER'S VERLAG
1896.

Druckerei von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

Inhalt.

I **Dr. H. v. Nathusius-Neinstedt,** Baldemars von Peterweil Beschreibung von Frankfurt 1

II. **O. Donner-v. Richter,** Die Malerfamilie Fyoll und der Römerbau. Hierzu Tafel V. 55

III. **Dr. G. Schnapper-Arndt,** Wanderjahre des Johann Philipps Münch 1680—1694 131

IV. **E. Mentzel,** Die drei ältesten erhaltenen Frankfurter Theaterzettel. Hierzu Tafel I. 172

V. **Dr. L. Kracauer,** Frankfurt a. M. und die französische Republik 1797—1802 232

VI. **Ch. L. Thomas,** Die Freilegung der römischen Gebäudereste auf dem Hühnermarkt. Hierzu Tafel II. 300

VII. **Prof. Dr. G. Wolff,** Römische Ziegelstempel aus Frankfurt a. M. Hierzu Tafel III. 309

VIII. **Dr. F. Quilling,** Fränkische Funde in Frankfurt a. M. Hierzu Tafel IV. 319

IX. **Kleinere Mittheilungen.**

1. Kaiser Sigmunds Goldene Bulle für Frankfurt. Hierzu Tafel VI. 331

2. **Dr. R. Jung,** Kosten einer Frankfurter Gesandtschaft nach Rom 1477 336

3 **Pfarrer Dr. Falk,** Johannes Indagine, Decan des St. Leonhardstiftes zu Frankfurt a. M. 340

4. **Dr. L. Holthof,** Zur Baugeschichte des ehemaligen »Russischen Hofes« in Frankfurt a. M. 348

Geschäftliche Mittheilungen.

I. Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1893 III

II. Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1893 XIII

III. Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1894 XVII

IV. Rechnungsabschluss für das Jahr 1894 XXVII

V. Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1895 XXXI

VI. Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1895 XXXIX

VII. Verzeichniss der Mitglieder des Vereins . . . XLIII

VIII. Verzeichniss der mit dem Vereine im Austausch-Verhältnisse stehenden Vereine, Gesellschaften etc. LII

I.

Baldemars von Peterweil Beschreibung von Frankfurt.

Neu herausgegeben

von

Dr **H. v. Nathusius-Neinstedt.**

Vorwort.

»Wer die Geschichte eines Volkes recht kennen lernen will, muss auch den Grund und Boden kennen, auf dem sie sich bewegt. Handelt es sich um die Geschichte eines einzelnen Gebiets, z. B. einer Grafschaft oder Herrschaft, so ist die topographische Kenntniss noch weniger zu entbehren. Denn von dem, was sich innerhalb eines so begränzten Raumes zuträgt, hat wohl das Meiste nur eine locale Bedeutung und lässt sich von den Oertlichkeiten nicht trennen. In gesteigertem Maasse ist dies bei der Geschichte einer einzelnen Stadt der Fall. Die äusseren Beziehungen, in welchen die einzelne Stadt zu einem grösseren Ganzen steht, sei es zu Kaiser und Reich, zu der Landesherrschaft, zu einem Städtebund u. s. w., treten hier in der Regel zurück gegen ihr inneres Leben; die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens — der Stadtverfassung, die Bildung der einzelnen bürgerlichen Stände und ihr Verhältniss zu einander, das Emporblühen der eigentlich städtischen Nahrung, des Handels und der Handwerker, sind der eigentliche Vorwurf einer Stadtgeschichte. Hängt es doch wieder nur von diesen Momenten ab, welche Stellung die Stadt nach aussen hin einzunehmen vermochte. Aber ohne zu wissen, wie die Stadt an sich in den verschiedenen Zeiten beschaffen war, kann man diesen Theil ihrer Geschichte nicht erforschen: ihre ursprüngliche Anlage, ihre allmählige Erweiterung, ihre kirchlichen Bauwerke, die Gebäude, die sie zum Besten des Gemeinwesens errichtete, — sie gewähren die Anhaltspunkte für diese Geschichte, liefern vielfach die Beweise und bringen vergangene Zustände zu lebhafter Anschauung. Die topographische Geschichte einer Stadt ist danach eine nicht zu missende Grundlage für ihre politische Geschichte: die kleinsten Einzelforschungen sind hier nicht an un

rechtem Platze und selbst die Geschichte einzelner Häuser wird von Bedeutung. Ist doch z. B. ohne sie eine Geschlechter-Geschichte nicht möglich!«

So beginnt Eulers Vorwort zu seiner in den Mittheilungen unseres Vereins Bd. I, S 51 und auch als Einzelschrift erschienene Herausgabe von: des Canonicus Baldemar von Peterweil Beschreibung der kaiserlichen Stadt Frankfurt am Main. Und mit vollem Recht. Um so dankbarer müssen wir ihm sein, dass er damals dieses Werk herausgab, übersetzte und mit Anmerkungen versah. Wenn jetzt nach sechsunddreissig Jahren eine neue Ausgabe erscheint, in der auch die Lesefehler und willkürliche orthographische Aenderungen des Textes und ungenaue Ausdrücke der Uebersetzung verbessert sind, so war dies nothwendig, weil unsere topographischen und historischen Kenntnisse jetzt bessere, theilweis völlig andere sind als damals, so dass die Anmerkungen Eulers vielfach nicht mehr passen. Soweit als möglich ist aber ihr Wortlaut erhalten geblieben, eine Unterscheidung zwischen Altem und Neuem im Druck hat nicht stattgefunden; jeder Benutzer kann den Vergleich selbst leicht anstellen.

Baldemar von Peterweil, der sich auch Baldemar Fabri nannte, war Canonicus des St. Bartholomäus-Stiftes und lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Er stiftete 1379 mit seinen Geschwistern Hertwig und Gela die Vicarie der h. Dreifaltigkeit und begabte sie unter Anderem auch mit einem Zins aus seinem und seiner Geschwister Hof, gelegen in der Schnurgasse, gegenüber der Ziegelgasse. Im Jahr 1384 fügte nach seinem Tode sein Bruder Hertwig, der ebenfalls ein Canonicus des St. Bartholomäus-Stifts war, noch mehrere Gaben an diese Vicarie hinzu, darunter auch zwei an seine Wohnung anstossende Häuser [1]. Nach Battonns Notizen war auch das compostell er Eck (der rothe Hahn) gegenüber vom Arnsburger Hof Baldemars Eigenthum und er überliess auch dem zeitlichen Inhaber der gedachten Vicarie sein kleines Nebenhaus in der Frohnhofstrasse zur Wohnung, welches später, als in Folge der Reformation die Vicarie einging, der Churfürst Daniel von Mainz zur Vergrösserung des Compostells an sich zog. Baldemar, der 1382 starb, war aber nicht nur ein frommer, er war auch ein fleissiger Mann. Baldemar schrieb über den Dombrand von 1349 und den Empfang der römischen Könige im Dom, letztere Aufzeichnungen, die in dem sogenannten

[1] Beide Urkunden in Würdtwein Diöcesis Moguntina (comm. septima de archidiaconatu eccl. coll. ad S. Barth. 1771) II. 604. 605.

Liber Baldemari standen, sind nicht mehr erhalten.[1] Ferner die Dirigirrolle zum Frankfurter Passionsspiel, die auf der Stadtbibliothek aufbewahrt wird und von grosser Bedeutung für die Geschichte der Passionsspiele ist.[2] Sein wichtigstes und grösstes Werk ist der im Jahre 1350 geschriebene Liber censuum,[3] ein Verzeichniss der Einkünfte des Domstifts, das in verschiedene Theile getheilt ist. Der erste beschreibt die Einkünfte nach Monatsdaten geordnet, der zweite nach Orten, wo sie herstammen, der dritte nach Vicarien, der vierte nach den Aemtern der betreffenden Geistlichen. Dem ganzen Werk voraus geht als Einleitung eine Erklärung des Zwecks der Arbeit und der darin vorkommenden Ausdrücke, dann folgt die Beschreibung der zu Baldemars Zeit in Frankfurt vorhandenen Strassen, die von Euler nach Battonns Vorbild Chronographie genannt wird und ein Namensregiser aller Strassen, von Baldemar selbst als Tabula vicorum bezeichnet.

Battonn kannte diese Strassenbeschreibung Baldemars und ist vielleicht durch sie veranlasst worden, seinen Sammlerfleiss auf eine topographische Geschichte Frankfurts zu verwenden. Wie Feyerlein in seinen Ansichten, Nachträgen und Berichtigungen zu Kirchners Geschichte der Stadt Frankfurt, I. 137 erzählt, war es Battonns Absicht, diese alte lateinische Nachricht seinem vollkommeneren Werke vorzudrucken. Auch mag er daran gedacht haben, sie vorläufig allein herauszugeben, denn sie fand sich, mit Anmerkungen versehen, die er aus seinem grösseren Werke entnommen hatte, in seinem Nachlasse beinahe ganz druckfertig war.

Diese Abschrift allein hat Euler benutzt, nicht Baldemars Original, wie aus den Lesefehlern deutlich hervorgeht, und daraus, dass er nur das von Battonn Abgeschriebene druckt, nicht auch die Einleitung. Auch für die Anmerkungen benutzte er Battonns Abschrift, wie er selbst angibt, daneben Böhmers Urkundenbuch, Würdtweins dioecesis moguntina, Franck, topographischen Ueberblick, Krug, die Hausnummern zu Frankfurt und einige andere Werke. Battonns grösseres Werk, das er selbst später im Druck herausgegeben hat, hat er noch nicht benutzt, auch bei dieser neuen Ausgabe ist es mit Rücksicht auf den Umfang desselben nur wenig herangezogen, da der Leser die betreffenden Stellen selbst leicht findet. Ueberhaupt sind die

---

[1] Archiv, N. F. VIII, 259. Quellen zur Frankfurter Geschichte I, S. XIII.

[2] Froning, Frankfurter Passionsspiele, S. 326 ff., Separatabdruck aus Kürschner, Nationallitteratur 14.

[3] Stadtarchiv. Barth. Bücher, Serie I, 19.

Anmerkungen auf das Allernothwendigste beschränkt, obgleich dadurch manche neuere Untersuchung über die Topographie Frankfurts unberücksichtigt geblieben ist. Die neueren Werke über Frankfurter Geschichte, z. B. diejenigen Kriegks sind, soweit nöthig, in den Anmerkungen erwähnt.

Im Anschluss an Eulers Eintheilung bringe ich zunächst den Text der Einleitung und der Strassenbeschreibung zum Abdruck, dann die Uebersetzung mit den Anmerkungen. Das Buch hat keinen Titel, fol. 1 trägt ein Inhaltsverzeichniss und von späterer Hand Angaben über das Buch und den Verfasser, fol. 2 beginnt der Text.

Herrn Archivrath Dr. Grotefend, der mir bei Entzifferung des theilweis sehr schlecht geschriebenen Textes behilflich war und mir auch sonst werthvolle Fingerzeige gegeben hat, spreche ich hiermit meinen besten Dank aus.

Text.

Cum proventuum exhibitio delectet capientes, pungat offerentes, horum conservatio percipientium cognitione sollicita, descriptione completa, collectione festinata, perditio solventium obliviope affectata, astrictione perpetuata, presentatione prolongata procurantur, quare perfecte sciantur, integre exarentur, festine requirantur librum subnotatum, in scribendo anno domini MCCC°L ordinatum, intuendo, dantem utiliter quamvis puerliter normam apponentibus emendandi, formam sequentibus consummandi.

Liber igitur redditnum solvendi tempus, numerum, materiam, fundum, situm, onus, suppignus, dantem forma debita representet, totque libros continens partiales, quot sunt rerum species solvendarum.

Tempus est dies presentandi, perpetuus sive temporalis. Numerus: quota rei. Materia res ministranda. Fundus: solum, hic nudus et non septus ut area, septus ut curia, occupatus una structura ut domus, diversis ut habitatio, herbis sive plantis ut ortus, blado sicut ager.

Situs sunt subnotati. Civitates opida muris, antiqua primitus, nova post vallata. Suburbia, edificia extra et prope muros. Partes civitatum seu opidorum superior orientalis, inferior occidentalis. Vici partium earundem: principalis major, transitus videlicet inter illos, impertransibilis, qui non transitur. Latera vicorum, que a parte celi ad dorsum eorum; acies laterum, que a duabus partibus celi ad faciem; porta immutabilis loci, que a parte quam respicit, si autem

due, loci et respectus eorundem, que a duabus partibus videlicet quam respicit et a latere sibi propiore; ecclesia que a patrono; domus que a nomine divulgato nuncupentur. Ville: domus ruris. Campi villarum: superior orientalis, medius meridionalis vel septemptrionalis, inferior occidentalis. In longum vel latum ab oriente in occidentem, a meridie in septemptrionem protensi et econtra. Quantitas: mensura fundi certa. Continuitas: ultima fundorum si eadem. Contiguitas: ultima si sunt simul. Distantia: ab invicem quantum distant. Differentie: fundi prenotate ab oriente in occidentem, si tendunt a meridie et econtra; ville autem nominibus suis secundum ordinem alphabeti describentur.

Onus est: servitus fundo inexistens. Suppignus est: quod additur fundo ad majorem census cautionem. Dans est. censum qui persolvit, cujus nomen propter mutationem continuam, libello, reddituum libro, ut invariabilis permaneat, subordinato, annotetur.

Forma describendi est ut primo censui dictio »primo«, ceteris ejusdem partis dictio »item« preponatur, sic: Primo tantum. Item tantum. De area, curia, domo, habitatione, orto, sitis in antiquo, novo opido seu civitate, suburbiis, ortis, villis, superiore, inferiore parte; vico taliter nominato, latere orientali, meridionali, occidentali, septemptrionali, infra vicos principales, transitus, impertransibiles tales; acie respiciente orientem et meridiem, meridiem et occidentem, occidentem et septemptrionem, septemptrionem et orientem; continua seu contigua porte civitatis vel opidi talis, cemiterii talis, respiciente orientem, meridiem, occidentem, septemptrionem simpliciter, vel orientali et meridionali et econtra, meridionali et occidentali et econtra, occidentali et septemptrionali, et econtra, septemptrionali et orientali et econtra, distante tot pedes ab acie, ecclesia, porta tali versus orientem, meridiem, occidentem, septemptrionem Area ejus tot pedes longa, lata tot in facie sive dorso. Prius redditibus talibus onerata. Generalia prenarrata ad dies et loca possunt trahi undequaque! Nunc ad locum Frankinford specialiter descendatur.

Frankinford imperialis est urbs atque tripartita.

Prima pars, antiquum opidum, maedia, hiis limitibus videlicet ecclesia Predicatorum, sancti Georgii, Penitentium, Montis Marie, sancti Anthonii interclusa.

Secunda pars Novum opidum, a parte septemptrionali et sinistra versus campum,

Tertia pars Sassinhusen, a parte meridionali atque dextra ultra Mogum site.

Antiqui opidi partes per vicum a porta eiusdem et Mogi dicta Farporte ad ecclesiam Montis Marie prenotatam,

Novi opidi partes per vicum dictum Eschersheymer gazze a claustro sancte Katharine ad portam dictam Eschersheymer porte novi opidi memorati,

Sassinhusen partes per vicum ab ecclesia sancte Elyzabeth ad portam pontis distinguuntur, a meridie ad septemptrionem tendentes, dicti dividentes.

ANTIQUI OPIDI SUPERIORIS PARTIS VICI PRINCIPALES.

Predicatorum, dictus olim Stegebornen gazze, proximus orienti, a curia Arnsburg ad puteum dictum Rodin burnen.

Fabrorum seu Fargazze, a porta pontis Mogi ad portam dictam Burnheymer dor opidi supradicti.

Ambo a meridie ad septemptrionem sunt protensi.

Piscatorum, a porta eorundem et Mogi, ad portam Carnificum et Mogi.

Carnificum, a porta eorundem et Mogi ad hospitale sancti Spiritus.

Ambo proximi meridiei.

Judeorum a vico Fabrorum et acie respiciente orientem et meridiem cemiterii Ecclesie sancti Bartholomei ibidem, ad hospitale prenotatum.

Sancti Spiritus ab eodem hospitali ad portam Mogi dictam Farporte prenotatam, meridiem prope situs.

Dolatorum a porta occidentali meridionali dicti cemiterii sancti Bartholomei ad aciem respicientem meridiem et occidentem cappelle sancti Nicolai ibidem.

Ambo tendentes ad vicum opidum dividentem.

Tornatorum a vico Fabrorum et puteo dicto Lumpen burnen ad aciem respicientem occidentem et septemptrionem cappelle sancti Michaelis cemiterii ecclesie sancti Bartholomei prenotati.

Institorum a porta occidentali septemptrionali cemiterii et acie respiciente meridiem et occidentem cappelle iam dictorum ad plateam dictam Samysdagis berg.

Textorum seu Snargazze, a vico Fabrorum et acie respiciente septemptrionem et orientem ecclesie sancti Johannis ibidem ad vicum opidum dividentem.

Sancti Anthonii proximus septemptrioni a vico Fabrorum ad plateam dictam Rossebohil seu ecclesiam Montis Marie supra dictam.

(Opidum dividentis latus orientale ut supra a meridie in septemptrionem.)[1]

Omnes vici predicti a vico Piscatorum usque huc inclusive ab oriente tendunt in occidentem.

Samysdagisberg sancti Nicolai, Rossebohil Montis Marie ecclesiarum platee predictarum, differentiis prefatis, cum omnes et quasi quadraturam contineant, non signantur.

TRANSITUS.

Predicatorum et Fabrorum vicorum septem sunt.

Primus proximus meridiei, Arnsburger gazze, a curia Arnsburg ad portam orientalem meridionalem cemiterii ecclesie sancti Bartholomei supradicti.

Secundus Schildergazze, a porta respiciente meridiem cemiterii Predicatorum ad oppositum porte orientalis septemptrionalis cemiterii ecclesie sancti memorati.

Tertius Mengozgazze, a porta occidentali meridionali cemiterii Predicatorum ad puteum quasi dictum Lumpen burnen.

Quartus Hachinbergis gazze, a porta occidentali septemptrionali cemiterii Predicatorum ad oppositum fontis dicti Grabinburnen.

Quintus Ysaldengazze, angularis ab oriente et vico Predicatorum ad occidentem et vicum Hachinbergis gazze jam dictum.

Sextus Volradis gazze, a curia dicta Schelmen hof ad oppositum medii quasi inter vicos Textorum et sancti Anthonii.

Septimus et ultimus Rodin gazze, proximus septemptrioni a puteo dicto Rodin burnen ad oppositum quasi vici sancti Anthonii.

Piscatorum et Judeorum unus tantum ad portam meridionalem orientalem cemiterii ecclesie sancti Bartholomei supradicti.

Carnificum et Judeorum duo,

orientalis ad portam meridionalem occidentalem ejusdem cemiterii,

occidentalis ad aciem respicientem meridiem et occidentem cemiterii ejusdem.

Judeorum et Doliatorum tres,

orientalis contiguus cemiterio eodem(!) versus occidentem,

medius ad puteum dictum Wobelines burnen,

occidentalis est Domus panum.

Sancti Spiritus et Doliatorum duo,

orientalis Domus macellorum,

occidentalis vicus artus Vitrorum.

[1] Am Rande nachgetragen

Doliatorum et Institorum quatuor,
orientalis Kolmannis gazze, proximus cemiterio prefato versus occidentem,
Camere nove,
Camere antique dicte volgariter Duchgaden,
vicus occidentalis Macellorum.

Institorum et platee Samysdagis berg latere meridionali quinque infra vicum Macellorum et plateam jam dictam, videlicet Cerdonum, Calcificum, Gladiatorum, Linificum, Cordariorum, omnes versus meridiem concurrentes.

Institorum et Textorum duo,
orientalis Luprandis gazze, ad aciem respicientem occidentem et septemtrionem capelle sancti Michaelis prenotate,
occidentalis Nuwe gazze, ad plateam dictam Frythof ex opposito Camerarum prefatarum.

Institorum in se ipsum unus Glauburger gazze, ad plateam Frythof prenotatam (et platea Frythof).[1]

Textorum et Nuwe gazze duo, infra vicos Nuwe gazze et vicum opidum dividentem, orientalis et occidentalis, in deme Sagke vico sic dicto concurrentes.

Textorum et sancti Anthonii quinque,
Lyntheymer gazze ad ecclesiam sancti Johannis predictam.
Geylinhusen gazze, ad cemiterium ejusdem ecclesie
Steynen gazze, quasi ad vicum Luprandis gazze, sed plus ad orientem.
Cruchin gazze, ad vicum Nuwe gazze.
Zygil gazze de platea Rossebohil supradicta.

Textorum et opidum dividentis unus, angularis, Salmans gazze, infra vicos Zygil gazze et opidum dividentem

Omnes vici transitus prefati siti sunt a meridie ad septemptrionem preter predicatorum et fabrorum qui ab oriente in occidentem.

INPERTRANSIBILES.

Predicatorum unus, Fronhofis gazze, ex opposito porte orientalis meridionalis cemiterii ecclesie sancti Bartholomei memorati.

Fabrorum unus, dictus vf der Swines mystin, infra vicos quartum et sextum transitus vicorum Predicatorum et Fabrorum.

Ambo predicti laterum orientalium.

Piscatorum unus, infra portas eorundem et Carnificum

[1] Am Rande nachgetragen.

Sancti Spiritus unus, contiguus hospitali ad portam Mogi.
Ambo predicti laterum meridionalium.
Institorum unus, lateris septemptrionalis, ex opposito vico Cordariorum, dictus Rûlmergazze.
Textorum lateris meridionalis duo infra vicos Luprandis gazze et Nuwe gazze, orientalis Volmaris gazze, occidentalis Wünnenbergis gazze, ambo tendentes super fossatum opidum transiens.
Item lateris septemptrionalis tres infra vicos Steynen gazze et Cruchin gazze,
orientalis Münzehofis gazze.
medius Rabin gazze.
occidentalis Palmistorphers gazze.
Duo infra vicos Cruchin gazze et Zygel gazze, orientalis Gysinoccidentalis Albrachis gazze, retro concurrentes.
Sancti Anthonii, latere meridionali unus, infra vicos Steynen gazze et Cruchin gazze, platea retro curiam Münzehof dictus Münzehofis plan.
Item latere septemptrionali quatuor infra ecclesias sanctorum Marie et Anthonii,
orientalis contiguus claustro sancti Anthonii predicti, dictus Ortwines gazze.
medius orientalis ex opposito platee retro curiam Münzehof prefate, dictus Aschaffinburger gazze.
medius secundus seu occidentalis ex opposito medio inter vicum Cruchin gazze et plateam Rossebohil.
occidentalis prope ecclesiam Montis Marie prefatam, dictus Ertmaris gazze.
Omnes inpertransibiles siti sunt a meridie in septemptrionem preter Predicatorum qui ab oriente in occidentem.

ANTIQUI OPIDI INFERIORIS PARTIS VICI PRINCIPALES.

Opidum dividentis latus occidentale velut supra
Sancti Georgii proximus meridiei a porta Mogi dicta Farporte ad ecclesiam ejusdem sancti Georgii
Arietis, a domo dicta [ad] Arietem
Minorum meridionalis a porta meridionali eorundem
Minorum septemptrionalis ab acie respiciente septemptrionem et orientem cemiterii eorundem.
Sant gazze ab opposito vici Textorum
Montis Marie ab ecclesia ejusdem

Hii sex ab oriente et vico opidum dividente ad occidentem et vicum dictum Korn mertig sunt tendentes.

Vicus Korn mertig tendit a meridie et ecclesia sancti Georgii predicta ad septemptrionem et portam dictam Bogkinheymer dor antiquam supradictam.

Carmelitarum seu Mentzer gazze, ab ecclesia sancti Georgii prefata ad portam dictam Mentzer dor.

Penitentum ab opposito vici Arietis ad curiam earundem.

Wissgerwer gazze, ab opposito vici Minorum meridionalis.

Guldin gazze, a puteo dicto Lûsen burnen et opposito vici Sant gazze prenotati.

Hii quatuor ab oriente et vico Korn mertig ad occidentem et murum opidi prefati sunt tendentes.

TRANSITUS.

Opidum dividentis et pistorum unus, Alhartis gazze ad plateam Samysdagis berg.

Sancti Georgii et Arietis tres,
orientalis Pistorum
medius Rane
occidentalis Drutmannis gazze.

Arietis et Minorum meridionalis unus, Goltsteynis gazze.

Minorum septemptrionalis et Santgazze unus, Snabils gazze ad januam septemptrionalem ecclesie eorundem.

Sant gazze et Montis Marie unus, Santburnen gazze a puteo dicto Santburnen.

Sant gazze et Korn mertig unus angularis.

Carmelitarum et Penitentum quatuor,
unus Heller gazze infra vicum Korn mertig et claustrum Carmelitarum,
(tres inter claustrum idem et murum opidi)[1]
orientalis proximus Carmelitis ad januam meridionalem orientalem ecclesie Penitentum,
medius ad januam meridionalem occidentalem ecclesie earundem,
occidentalis contiguus muro opidi prenotati.

Penitentum et Wisgerwer gazze unus, Michils gazze.

Wisgerwer et Guldin gazze tres,
orientalis Dyderichis gazze primus,

[1] Am Rande nachgetragen.

medius Dyderichis gazze secundus,
occidentalis Rosin gazze, hic proximus muro opidi memorati.
Omnes vici prefati a meridie ad septemptrionem sunt tendentes.

INPERTRANSIBILES.

Opidum dividentis unus, Bruninfels gazze, latere occidentali inter vicos Sant gazze et Montis Marie.
Sancti Georgii latere meridionali unus ad portam Mogi, Wysin gazze.
Montis Marie latere meridionali tres,
unus inter plateam Rossebohil et vicum Santburnen gazze,
duo inter vicum jam dictum et vicum Korn mertig, medius et occidentalis.
Korn mertig latere occidentali proximus muro opidi unus, Dorburnen gazze.
Carmelitarum latere meridionali tres, orientalis, medius, occidentalis, retro prope fontem Dumpilburnen ad murum opidi concurrentes.
Item latere septemptrionali tres,
unus inter claustrum et vicum transitus orientalis eorundem, orientalis,
duo inter vicos transitus medium et occidentalem eorundem, medius et occidentalis.
Güldin gazze latere septemptrionali duo, orientalis Strebe gazze, occidentalis (Walthers gazze).[1] Ambo tendunt ad murum opidi prenotati.
Omnes vici inpertransibiles prefati a meridie ad septemptrionem tendunt preter Dorburnen gazze, qui tendit ab oriente in occidentem.

NOVI OPIDI SUPERIORIS PARTIS VICI PRINCIPALES.

Ryder gazze, a porta eadem ad portam antiquam opidi dictam Bürnheymer dor, et vicum Frideberger gazze.
Forum pecudum, a porta Burnheymer jamdicta et vico Frideberger jamdicto, ad claustrum sancte Katherine, portam antiquam Bogkinheymer dor, vicumque Eschersheymer gazze opidum dividentem.
Ab oriente in occidentem ambo hi tendunt.
Burnheymer gazze, a vico Ryder gazze quasi ex opposito vici Judeorum, plus tamen ad occidentem.

[1] Am Rande nachgetragen.

Frideberger gazze, a porta antiqui opidi dicta Burnheymer dor ad portam novi opidi dictam Frideberger porte.
A meridie ad septemptrionem hii ambo tendunt.

TRANSITUS.

Fori pecudum et Frideberger gazze unus, orientalis, Opilionum.
Fori pecudum et Eschersheymer gazze opidum dividentis, unus, occidentalis, Froschgazze.
A meridie ad septemprionem hii sunt siti, angulares.

INPERTRANSIBILES.

Ryder gazze latere meridionali unus, Judeorum a cemiterio eorundem et fossato antiqui opidi ad vicum Ryder gazze ex opposito quasi Bûrnheymer gazze, sed plus ad orientem.
Item latere septemptrionali unus, dictus Klapper gazze.
A meridie ad septemptrionem ambo hii sunt siti, angulares.
Bûrnheymer gazze latere orientali unus, latere occidentali unus, Lytzen gazze.
Fredeberger latere orientali unus, ex opposito vici Opilionum.
Ab oriente in occidentem hii tres sunt siti, angulares.

NOVI OPIDI INFERIORIS PARTIS VICI PRINCIPALES.

Opidum dividentis latus occidentale velut supra.
Mentzer gazze, a porta antiqui opidi dicta Bogkinheymer dor ad portam novi opidi dictam Mentzer seu Galgin porten.
Bogkinheymer gazze, a porta antiqui opidi ad portam novi opidi, que Bogkinheymer dor nuncupantur.
Ab oriente in occidentem sunt hii duo siti.

TRANSITUS.

Opidum dividentis et Bogkinheymer gazze unus ab oriente et acie respiciente orientem et meridiem vici opidum dividentis ad occidentem, Denen gazze.
Mentzer et Bogkinheymer gazze unus, Forum equorum, a meridie ad septemptrionem et at Denen gazzen tendens.

INPERTRANSIBILES.

Mentzer gazze latere septemptrionali unus.
Bogkinheymer gazze latere meridionali duo, primus et secundus.
Ab oriente in occidentem hii tres sunt siti.

Denen gazze latere septemptrionali unus, in plures divisus.
A meridie in septemptrionem.)[1]

SASSINHUSEN SUPERIORIS PARTIS VICI PRINCIPALES.

Roder gazze seu Sancte Elyzabeth, proximus meridiei seu campo a porta versus Rode superiorem, dicta Affinporte, ad ecclesiam ejusdem sancte Elyzabeth.

Vicus Mogi, dictus Meyn gazze, proximus septemptrioni seu Mogo a loco dicto Dier garte ad pontem Mogi.

Ab oriente in occidentem duo hii sunt siti

TRANSITUS.

Inter vicos immediate supra dictos duo,
unus ab oriente et vico Mogi ad occidentem et vicum Roder gazze,
alter a meridie et vico Roder gazze ad septemptrionem et vicum Mogi.

SASSINHUSEN INFERIORIS PARTIS VICI PRINCIPALES.

Theutonicorum, Sassinhusen dividens velut supra.

Oppinheymer gazze, proximus meridiei vel campo, ab ecclesia sancte Elyzabeth predicta ad hospitale Trium Magorum, deinde Hûrte gazze ad portam dictam Oppinheymer dor.

Cerdonum, proximus septemptrioni vel Mogo, a ponte Mogi ad hospitale predictum, deinde Piscatorum ad portam Mogi occidentalem

Ab oriente in occidentem ambo sunt hii siti.

TRANSITUS

Inter vicos Oppinheymer gazze et Cerdonum unus tantum, a meridie ad septemptrionem tendens.

SUBURBIORUM ANTIQUI OPIDI FRANKINFORDENSIS

videlicet campi Piscatorum sic dictorum non sunt vici principales neque transitus, sed tantum unum latus vici, septemptrionale. Hujus lateris tres sunt vici inpertransibiles, orientalis, medius, occidentalis, a meridie ad septemptrionem situati

[1] Nachgetragen.

SUBURBIORUM SASSINHUSEN

due sunt partes.

Meridionalis ante portam dictam Roder seu Affin porte et est unus vicus dictus uf deme Steyn wege, a meridie in septemptrionem tendens, cujus duo sunt vici impertransibiles, orientalis et occidentalis.

Pars occidentalis ante portas Oppinheymer dor et Piscatorum, et habet unum vicum dictum an der Oppinheymer strazin, ab oriente in occidentem, et duo latera vici, unum meridionale inter vicum jam dictum et Mogum, aliud septemptrionale inter predictum vicum atque campum.

ORTORUM NOVI OPIDI

tres sunt partes.

Orientalis seu superior inter stratas Rydern et Fredeberg.

Septemptrionalis vel media, inter stratas Fredeberg et Eschersheym.

Occidentalis sive inferior, inter stratas Eschersheym et Bogkinheym, in deme Lyndei nuncupata.

Hec omnia tabula vicorum ordine pretacto desuper conscripta plenius demonstrabit, ubi vici quam plures innominati, vocabulo principalioris ibidem composicionis tempore ejusdem commorantis, ut notitia ex nomine cogniciatur, appellantur Que tamen nomina in impertransibilibus aliquibus opinor peritura, ex eo quia habitationes ex hus et econtra aliquando construuntur. Ideo necessarium reor scripta de hiis ac aliis mutabilibus de quibus certa dari non possunt continue ubilibet renovari.

Hac igitur serie redditus ecclesie sancti Bartholomei Frankinfordensis quatuor libris partialibus, cum quadruplices sint videlicet prebendarum, vicariarum, presentiarum, officiorum, inferius sunt conscripti.

TABULA VICORUM [1]
ANTIQUI OPIDI SUPERIORIS PARTIS
PRINCIPALES.

1 Predicatorum.
2 Fabrorum, Far gazze
3. Piscatorum.
4 Carnificum
5 Judeorum.

[1] Diese Strassentafel ist nicht übersetzt, da dies überflüssig sein würde.

6. Sancti Spiritus.
7. Doliatorum.
8. Tornatorum.
9. Institorum.
10. Testorum (!) Snar gazze
11. Sancti Anthonii.
12. Opidum dividens.
13. Samysdagberg.
14. Rossebohil.

TRANSITUS.

15 Arnsburger gazze.
16. Schilder gazze.
17 Mengoz gazze.
18. Hachinberger gazze.
19. Ysalden gazze.
20 Volradis gazze.
21 Rodin gazze.
22. Sanwels gazze.
23. Gumprachs gazze.
24. Storgkis gazze.
25. Affin gazze.
26. Wobelins gazze.
27. Domus panum.
28 Domus Macellorum
29 Vicus Vitrorum
30. Kolmans gazze.
31. Nuwe gadem.
32. Alde gadem.
33. Vicus Macellorum.
34. Cerdonum.
35 Calcificum.
36. Gladiatorum.
37. Linificum.
38. Cordariorum.
39. Luprandis gazze.
40. Nuwe gazze.
41. Frithof.
42. Glauburger gazze.
43. Sag orientalis.
44. Sag occidentalis.

45. Lyntheymer gazze.
46. Geylinhuser gazze.
47. Steynen gazze.
48. Cruchin gazze.
49. Zygil gazze.
50. Salmans gazze.

INPERTRANSIBILES.

51. Fronhofis gazze.
52. Swines myst.
53. Piscatorum.
54. Sancti Spiritus.
55. Institorum.[1]
56. Volmars gazze.
57. Sonnenbergis gazze.[2]
58. Monzehofis gazze.
59. Rabingazze.
60. Palmistorphers gazze.
61. Gysen gazze.
62. Albrachis gazze.
63. Reyenplan.[3]
64. Ortwins gazze.
65. Sluchterers gazze.[4]
66. Aschaffinburger gazze.
67. Vicus.
68. Ertmars gazze.

INFERIORIS PARTIS
PRINCIPALES.

69. Opidum dividens.
70. Sancti Georgii.
71. Arietis.

---

[1] Im Text Rulmer gazze genannt.

[2] Im Text Wunnenbergis gazze.

[3] Auf Rasur, doch stand nicht Munzehofesplan dort, wie die Gasse im Texte heisst, sondern Sluchterers gazze.

[4] Diese Gasse kommt im Text nicht vor, Battonn kennt auf der Nordseite der Töngesgasse noch eine Sandgasse und das heilige Geistgässchen. Ob Baldemar eine von diesen meint, die er im Text dann vergessen hätte, oder ob er hier das Trierſche Plätzchen, oben Reyenplan, an dem der Schlüchtershof lag, noch einmal nennt, allerdings dann auf der falschen Seite der Töngesgasse, wage ich nicht zu entscheiden.

72. Minorum meridionalis.
73. Minorum septemptrionalis.
74. Sant gazze.
75. Montis Marie.
76. Korn mertig.
77. Carmelitarum.
78. Penitentum.
79. Wysgerwer gazze.
80. Guldin gazze.

TRANSITUS.

81 Albartis gazze.
82. Pistorum.
83. Frosch gazze
84 Drutmans gazze
85. Goltsteyns gazze.
86. Snabils gasse.
87. Santburnen gazze.
88. Minor[1] Sant gazze.
89. Heller gazze.
90. Carmelitarum, Penitentum orientalis.
91 Carmelitarum, Penitentum medius.
92. Carmelitarum, Penitentum occidentalis.
93. Michels gazze.
94. Dyderichis orientalis.
95. Dyderichis occidentalis.
96. Rosin gazze.

INPERTRANSIBILES.

97 Brunenfels gazze.
98. Wissen gazze.
99. Montis Marie orientalis.
100. Montis Marie medius.
101. Montis Marie occidentalis.
102. Dorburnen gazze.
103. Carmelitarum orientalis meridionalis.
104. Carmelitarum medius meridionalis.
105. Carmelitarum occidentalis meridionalis.

[1] Auf Rasur, hat im Text keinen Namen.

106. Carmelitarum orientalis septemptrionalis.
107 Carmelitarum medius septemptrionalis.
108. Carmelitarum occidentalis septemptrionalis.
109. Strebe gazze.
110. Walthers gazze.

NOVI OPIDI SUPERIORIS PARTIS PRINCIPALES.

111. Ryder gazze.
112. Forum pecudum.
113. Burnheymer gazze.
114. Frideberger gazze.

TRANSITUS.

115. Opilionum.
116. Frosch gazze.

INPERTRANSIBILES

117. Judeorum.
118. Klapper gazze
119. Velwiller gazze.[1]
120. Lytzen gazze.
Köwers gazze.[2]

INFERIORIS PARTIS PRINCIPALES.

121. Eschersheymer gazze
122. Mentzer gazze.
123. Bogkinheymer gazze.

TRANSITUS

124. Denen gazze.
125. Forum equorum.

INPERTRANSIBILES

126. Mentzer gazze.
127 Bogkinheymer primus.
128. Bogkinheymer secundus.
129. Vicus.[3]

[1] Auf einer Lücke nachgetragen, gehört hinter Lytzengasse
[2] Am Rande ohne Nummer.
[3] Am Rande mit Nummer

SASSINHUSEN SUPERIORIS PARTIS.

130. Roder gazze.
131. Meyn gazze.
132. Transitus orientalis.
133. Transitus occidentalis.

INFERIORIS PARTIS.

134. Theutonicorum.
135. Oppinheymer gazze.
136 Hurte gazze.
137. Cerdonum.
138. Piscatorum.
139. Transitus.

SUBURBIORUM.

140. Campi Piscatorum.
141. Latus principale.[1]
142. Inpertransibilis orientalis.
143. Inpertransibilis medius.
144. Inpertransibilis occidentalis.

SASSINHUSEN.

145. Steynweg.
146. Oppinheymer strazze.

ORTORUM

147. Orientalis pars.
148. Septemptrionalis pars.
149. Occidentalis pars.

[1] Das ist eine doppelte Zählung. Campi Piscatorum latus principale gehört eigentlich zusammen.

Baldemars Zahlen sind nicht ganz richtig, er zählt den Vicus opidum dividens zweimal, wie es mit der Sluchterersgasse ist, wissen wir nicht und No. 140 ist zuviel gezählt.

Uebersetzung.

Da die Aufzählung der Einkünfte die Empfänger erfreut, die Geber anspornt, so wird ihre Erhaltung dadurch, dass die Kenntniss der Empfänger wach gehalten, ihre Beschreibung vervollständigt und die Möglichkeit der Einsammlung beschleunigt wird, gefördert, ihr Verlust aber dadurch, dass die Vergesslichkeit der Geber zu einer erkünstelten, ihre Verpflichtung zu einer ununterbrochenen gemacht und die Hinausschiebung der Ablieferung ermöglicht wird, verhindert, da man sie ja genau kennt, richtig aufgezeichnet hat und eifrig eintreiben kann, wenn man nämlich das nachfolgende Buch ansieht, das durch Niederschrift im Jahr 1350 geordnet ist und in nützlicher, wenn auch einfacher Form denen, die etwas hinzufügen, die Richtschnur für die Verbesserung, den Folgenden die Art und Weise der Vollendung angibt.[1]

Das Buch der Einkünfte soll also die Zeit der Bezahlung, die Menge, den Gegenstand, das Grundstück, die Lage, die Verpflichtung, das Unterpfand, den Geber in gehöriger Form angeben und so viel besondere Bücher umfassen, als es Arten der zu liefernden Dinge gibt.

Die Zeit ist der Tag der Ablieferung, der öfter oder nur einmal wiederkehrt, die Menge die Zahl der Dinge, der Gegenstand die abzuliefernde Sache selbst. Das Grundstück ist der Grund und Boden, der, wenn er offen und nicht umzäunt ist, Hofraithe heisst, wenn umzäunt: Hof, mit einem Gebäude bestellt: Haus, mit mehreren Gehöft, mit Kräutern oder Pflanzen Garten, mit Getreide: Acker.

Die Lage kann folgende sein. Städte sind Orte mit Mauern umgeben, die alten seit lange, die neuen später, Vorstädte sind Gebäude ausserhalb nahe der Mauer, die Theile der Städte und Orte heissen der obere: der östliche, der untere der westliche, die Strassen dieser Theile heissen: Hauptstrasse eine grössere, Durchgang eine Verbindung zwischen jenen, Sackgasse, die keinen Durchgang bildet. Die Seiten der Strassen heissen nach der Himmelsrichtung hinter ihnen, Ecken nach den beiden Himmelsrichtungen vor ihnen, ein Thor eines unbeweglichen Ortes, nach der Gegend, nach der es sieht,

[1] Dieser erste Satz ist wörtlich gar nicht zu übersetzen, besonders, da »procuranture« einen doppelten Sinn hat.

sind dies zwei ihrem Ort und der Richtung nach, so heissen sie nach zwei Gegenden, nämlich der, nach der es sieht, und der ihm nächsten Seite.

Eine Kirche wird nach dem Schutzheiligen, ein Haus mit dem gewöhnlichen Namen genannt, Dörfer sind die Häuser auf dem Lande, die Aecker der Dörfer heissen das Oberfeld: das östliche, das Mittelfeld das südliche oder nördliche, das Unterfeld: das westliche. In die Länge und Breite heisst von Osten nach Westen, von Süden nach Norden oder umgekehrt, die Grösse ist das sichere Maass des Grundstücks, Zusammenhang besteht, wenn die Grenzen der Grundstücke dieselben, Nachbarschaft, wenn die Grenzen beisammen sind. Die Entfernung dagegen ist der Abstand, die Verschiedenheiten, wenn die, als von Ost nach West genannten Eigenschaften des Grundstücks, von Süden und umgekehrt laufen Die Dörfer werden nach ihren Namen in alphabetischer Reihenfolge beschrieben werden.

Die Verpflichtung ist ein auf dem Grundstück ruhender Dienst, das Unterpfand, das was dem Grundstück zur grösseren Sicherheit des Zinses zugefügt wird. Der Geber ist, wer den Zins zahlt, dessen Name wegen des fortwährenden Wechsels in dem unten geordneten Verzeichniss, dem Zinsbuch, damit er unverändert bleibt, angemerkt werden möge.

Die Form der Beschreibung ist die, dass dem ersten Zins das Wort: Erstens vorgesetzt wird, den anderen desselben Stückes das Wort: Ferner, z. B. Erstens soviel, ferner soviel, von einer Hofraithe, Hof, Haus, Gehöft, Garten, gelegen im alten, neuen Ort oder Stadt, den Vorstädten, Gärten, Dörfern, dem oberen, dem unteren Theile, der so und so genannten Strasse, auf der östlichen, südlichen, westlichen, nördlichen Seite, zwischen den und den Hauptstrassen, Durchgängen, Sackgassen, an der Südost-, Südwest-, Nordwest-, Nordostecke, zusammenhängend mit oder benachbart dem Thore der und der Stadt oder des und des Ortes, des und des Kirchhofs, einfach nach Osten, Süden, Westen, Norden oder Südosten und entgegengesetzt, Südwesten und entgegengesetzt, Nordwesten und entgegengesetzt, Nordosten und entgegengesetzt gelegen, so und so viel Schritte von der und der Ecke, Kirche oder Thor nach Osten, Süden, Westen und Norden entfernt. Seine Hofraithe ist so und so viel Schritt lang, so und so viel breit hinten oder vorn, früher mit den und den Einkünften belastet. Vorgenannte allgemeine Beispiele können für alle Zeiten und Orte angewandt werden. Nun wollen wir zum Ort Frankfurt im Besonderen übergehen.

Die Uebersetzung giebt möglichst wortgetreu die schwerfällige Schreibweise Baldemars wieder, die Einzelheiten bedürfen wohl keiner Erklärung

Frankfurt ist eine kaiserliche Stadt und besteht aus drei Theilen.

Der erste Theil ist die Altstadt, welche in der Mitte liegt und in folgende Grenzen, nämlich die Kirchen der Predigermonche, zu St. Georg, der Reuerinnen, auf dem Marienberg, und des heiligen Antonius, eingeschlossen ist,

Der zweite Theil die Neustadt, nördlich und links gegen das Feld zu gelegen,

Der dritte Theil Sachsenhausen, südlich und rechts, jenseits des Mains gelegen.

Da der Name Frankfurt 794 zuerst genannt wird, so wurde bis vor wenigen Jahren auffallender Weise angenommen, es habe vorher hier nie eine, auch keine römische Niederlassung bestanden, jetzt wissen wir durch die Funde in der Hollgasse und am Weckmarkt, dass hier ein Kastell stand, zu dem der zwischen 70 und 89 n. Christo gebaute Canal gehörte.[1] Dieses Kastell lag südlich des Alten Markts, in der ungefähren Richtung von SW. nach NO., westlich dahinter lag dann wohl die Ansiedlung der Civilbevölkerung. Dass diese, nach Zerstörung des Kastells durch die Germanen, bestehen blieb, müssen wir mit Herrn Prof. Wolff als unzweifelhaft annehmen. Diese Niederlassung, ungefähr am Römerberg gelegen, verdankte dann ihre Bedeutung dem Umstand, dass gerade in ihrer Nähe der Main leichter zu passiren war als an andern Stellen. Prof. Kinkelin hat[2] gezeigt, dass der Main, ehe die jetzige Gestalt der Erdoberfläche des unteren Mainthales sich bildete, nördlich der Stadt an der Friedberger Warte vorbei über Bockenheim westwärts floss und sich später etwa von Steinheim aus durch den Stadtwald in der Richtung nach Kelsterbach ein neues Bett suchte. Als er dieses allmählig mit Geröll angefüllt hatte, wusch er sich das jetzige Thal zwischen Hanau und Kelsterbach aus, doch so, dass er es in vielen Armen mit dazwischen liegenden Sümpfen durchfloss, während er gemeinschaftlich mit dem Neckar das jetzige Ried mit zahlreichen Wasserläufen anfüllte, so dass ein Uebergang über den Fluss, je schon eine Annäherung an seine Hauptarme fast unmöglich war. Nur zwischen Sachsenhäuser- und Röderberg war letztere leicht, hier führten ausserdem mehrere Furthen durch den Hauptarm, von denen diejenige, die vom jetzigen Leonhardsthor schräg stromaufwärts etwa zur Sachsenhäuser Seite der alten Brücke führt, die seichteste und weil durch ein Felsriff gebildet, unveränderlich war. In ihrer Nähe lag die älteste Ansiedlung, unmittelbar an ihr bauten die fränkischen Könige einen Meierhof, dessen Hofstätte König Friedrich II. 1219 der Bürgerschaft zur Erbauung der Kirche der heiligen Maria und Georg, jetzt Leonhardskirche, schenkte.[3] Dieser Hof, der schon früh ein Oberhof der anderen königlichen Besitzungen der Nachbarschaft war, erhöhte die Bedeutung der Ansiedlung, die bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten den Namen Francofurt, Furth im Lande der Franken führte. Hier baute Karl der Grosse an der Stelle des jetzigen Saalhofs eine Pfalz und hielt 794 eine grosse Synode, bei welcher Gelegenheit der Name Frankfurts zuerst genannt wird, sein Sohn Ludwig der Fromme erbaute auf derselben Stelle 822 einen neuen Palast, der in den Urkunden des 14. Jahrhunderts der Sal oder der Riches Sal genannt

[1] Hammeran, Das Römerkastell zu Frankfurt a. Archiv f. Frankfurts Geschichte, III, 3.

[2] Ausser in mehreren Berichten der Senckenbergischen Gesellschaft in: Die Tertiär- und Diluvialbildungen des unteren Mainthales.

[3] Grandidier in: Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes 1884/85, S. 12 ff.

wird. Noch 1844 fanden sich Theile der alten Umfassungsmauer vor, während die noch erhaltene Kapelle aus dem 12. oder 13. Jahrhundert herrührt.[1]

Der Umfang, den die Stadt in der ersten Zeit hatte, ist noch jetzt ersichtlich, indem der damalige Stadtgraben, dessen die Urkunden und unser Baldemar unter dem Namen Fossatum häufig erwähnen,[2] sich als die grosse Antauche erhalten hat, welche von oberhalb der Mainbrücke nach dem Frohnhofe, zwischen dem Compostell und der ehemaligen Predigerkirche über die Fahrgasse zum Württembergerhof, hinter der alten Dechanei nach der Borngasse, von dort unter dem Hause zum alten Wolf, dem Rebstock und Nürnbergerhof, hinter dem steinernen Hause auf dem Markt und der alten Schwanenapotheke nach dem Paulsplatze, von da über den Kornmarkt durch die Schippengasse nach dem weissen Hirsch auf dem Hirschgraben und von da längs des ehemaligen Weissfrauenklosters hinzieht, an welch letzterer Stelle noch bis zur Umwälzung der 70er Jahre, die die Anlegung der Kaiserstrasse mit sich brachte, Reste der alten Stadtmauer sich befanden. Später, nach Kriegks[3] Meinung, die wohl die richtige ist, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wurde dann die Stadt bis an die Grenzen erweitert, welche Baldemar nach den fünf Kirchen angibt und welche noch jetzt in den s. g. Gräben erkennbar sind. Denn auch die erweiterte Stadt war durch Mauern und Gräben befestigt, welche letztere sie in einem Halbkreise auf der Landseite umzogen und ihre Namen beibehielten, als sie später zu Strassen wurden. Es sind dies der grosse und kleine Hirschgraben von der ehemaligen Mainzer- bis zur Katharinen (Bockenheimer)-Pforte, der Holzgraben von da bis zur Bornheimerpforte und der ehemals bis an den Main reichende Wollgraben. Diesen Umfang behielt nun die Stadt, bis Kaiser Ludwig mit Urkunde vom 17. Juli 1333 den Bürgermeistern, dem Rath und den Bürgern gemeinlich zu Frankfurt erlaubte, die Stadt zu mehren und zu erweitern, wie es ihnen nützlich sei, und auch weiter mit Mauern und Festungswerken zu versehen. Zugleich bestimmte er, dass diese neue Stadt und der neue Begriff (Bezirk) ein Ding sein sollte mit der alten Stadt, dass Alles eine Stadt heissen und sein solle und dass Alle, die darin wohnen, alle Rechte und Freiheiten der Stadt Frankfurt haben sollen, so dass kein Unterschied zwischen ihnen sei.[4] So entstand die Neustadt, die bis zu den jetzigen »Anlagen« reichte. Ohne Zweifel war eine Stadterweiterung damals durch dringendes Bedürfniss geboten, aber in dem Umfange, wie sie stattfand, war sie nicht nöthig, denn noch lange gab es grosse freie Plätze und geräumige Gärten in der Neustadt, die nur allmählig sich anbaute.

Die Befestigung war bis zum Jahre 1346 ziemlich vollendet, in diesem Jahre wurde der Eschenheimer Thurm erbaut, wie sie in ihrer Vollendung ausgesehen, lässt sich aus dem Belagerungsplan von 1552, der in mehreren Abdrücken vorhanden ist, entnehmen, sowie aus dem ältesten Merian'schen Plane von 1628. Noch in demselben Jahre 1628 erlitt aber die Stadt eine wesentliche Formveränderung, indem damals neue Erdbefestigungen nach niederländischem Systeme angelegt und vor die bisherige Mauer, die erhalten blieb, gesetzt wurden. Daher zeigen die späteren Merian'schen Pläne die geänderten Festungswerke,[5] die erst im Anfang dieses Jahrhunderts geschleift und in die jetzigen Anlagen verwandelt wurden.

[1] Kriegk, Geschichte 36. v. Radowitz, Die Kapelle im Saalhof, und Krieg v. Hochfelden, Die ältesten Bauwerke im Saalhof, in Archiv f. Frankfurts Geschichte I, 117. III, 1.

[2] Vgl. z. B. Urk. von 1304, wonach der Hainerhof zum Theil super fossatum quod tamen [illegible] [illegible]. Böhmer, Cod. 339.

[3] Geschichte 97.

[4] Priv. Buch S. 20. Böhmer, Cod. 324.

[5] Vgl. Reiffenstein über den Merian'schen Plan, im Archiv V, 113.

Sachsenhausen, wie Frankfurt auf dem Reichs Boden gelegen — der alte Reichsforst Dreieich ging auch an dieser Stelle bis an das Ufer des Mains — mag gleichen Alters mit Frankfurt sein, wird aber erst später in den Urkunden erwähnt, zuerst 1193, da Heinrich VI. dem daselbst von Cuno von Münzenberg errichteten Hospitale das kaiserliche Allodialgut am Frauenwege (den Sandhof) schenkt,[1] und wird noch 1317 als Dorf (villa) bezeichnet.[2] Zu Baldemars Zeit galt es aber bereits als Theil der Stadt und es ist wahrscheinlich, dass es auch in Folge der vom Kaiser Ludwig 1333 erlaubten Stadterweiterung zur Stadt gezogen wurde.

Die Bezeichnung »Altstadt, Neustadt und Sachsenhausen« für die drei Stadttheile blieb lange Zeit in Uebung und wurde auch amtlich gebraucht, wie die Verordnungen in dem Statutenbuch von 1417 beweisen.[3] Ebenso dauerte es lange Zeit, bis die Bezeichnung »Neustadt« verschwand, wofür in späteren lateinischen Schriften sogar die Bezeichnung »suburbium, Vorstadt« üblich wurde.[4]

Die Theile der Altstadt werden geschieden durch die Strasse von der Mainpforte der Stadt, genannt Fahrpforte, bis zu der genannten Kirche auf dem Marienberg.

Zu Baldemars Zeit waren die Benennungen Römerberg und unter den neuen Krämen noch nicht aufgekommen, erstere entstand erst, nachdem 1405 der Rath das Haus zum Römer von der Familie Köllner erkauft und zum Rathhause gemacht hatte[5] (die grossartigen Hallen unter demselben hat der Stadt Werkmeister Friedrich Königshofen laut eines noch vorhandenen Vertrags vom 13. October 1406 erbaut), letztere noch später zur Zeit der Reformation, als an die Stelle des alten Barfüsserkirchhofs eine Reihe neuer Krämen gesetzt wurde. Die Strasse, welche die alte Stadt in einen östlichen und westlichen Theil schied, nennt Battonn willkürlich Schiedsgasse, Baldemar kennt für sie keinen Namen, sondern sagt stets vicus opidum dividens, die die Stadt theilende Gasse. Die Fahrpforte oder das Fahrthor, war das älteste und ansehnlichste Stadtthor nach dem Main, das Thorgebäude, welches in den früheren Zeiten auch als Trinkstube benutzt wurde und in welchem von 1394 bis 1406 das Schöffengericht seine Sitzungen hielt, wurde 1388 erbaut.[6] Der Marien-, später Liebfrauenberg genannt, hiess zuerst der Rossebühel, wird 1280 als Markt (forum) bezeichnet und diente früher zur Abhaltung der Pferdemärkte und Viehmärkte.

Die Theile der Neustadt werden geschieden durch die Eschersheimergasse, von dem St. Katharinenkloster an bis zu dem Eschersheimerpforte genannten Thor der Neustadt.

Ein Beweis, dass die jetzt übliche Benennung Eschenheimergasse nicht die richtige ist, ganz abgesehen von der neuesten Veränderung in Eschenheimerstrasse.

Die Theile Sachsenhausens werden durch die Strasse geschieden, welche von der Kirche der h. Elisabeth an die Brückenpforte zieht. Diese genannten die Stadt theilenden Gassen ziehen von Süden nach Norden.

---

[1] Cod. 18. Sassenhusen prope Franchenvurt juxta ripam Moni.

[2] Cod. 457. Selbst noch 1373 wird es Dorf genannt: Cod. 717.

[3] Sollten die Stadttheile benannt werden, so wurden auch noch die Vorstädte »uff dem Steinwege und uff dem Fischerfelde« angeführt. Vgl. Archiv VII, 147.

[4] Z. B. in den Annalen v. Johann Fichard v. 1513–1544 in Quellen zur Frankfurter Geschichte II, 213.

[5] Ueber den Römer und die verschiedenen Hämer, welche mit ihm vereinigt wurden, jetzt am Besten Cornill und Jung, Zur Baugeschichte des Römers (Frankfurt 1889).

[6] Vgl. Aufsatz und Abbildung im Archiv I, 129.

Das Hospital in Sachsenhausen, von dem Reichsministerialen Cuno von Münzenberg am Main erbaut und 1193 zuerst erwähnt, wurde 1221 von Kaiser Friedrich II. sammt dem Hause und der Kirche den Hospitalbrüdern der h. Maria im deutschen Hause zu Jerusalem (dem deutschen Orden) geschenkt, nachdem der Sohn des Stifters, Ulrich von Münzenberg, diese sämmtlich auf des Reiches Boden errichteten Gebäulichkeiten mit allen Zubehörden, einen Thurm im Wasser, den späteren Ulrichstein, ausgenommen, dem Kaiser wieder zugestellt hatte. Eine neue Kapelle daselbst wird 1270 erwähnt; es ist dies die Elisabethen-Kapelle, welche 1287 aus der Schenkung der Elisabeth, des Conrad Colbe Wwe., einen eigenen Priester erhielt und von der mit dem Bilde der h. Maria gezierten Kirche ausdrücklich unterschieden wird.[1] Diese Kapelle stand, wie Battonn angibt, auf dem Kirchhofe der deutschen Herren, der hinten auf die Stadtmauer stiess und später durch eine Mauer in zwei Theile getheilt worden war. Der vordere Theil diente nach wie vor als Begräbnisstätte für die Katholiken in Sachsenhausen, der hintere Theil wurde vermiethet. Im Jahre 1809 wurde die Kapelle abgerissen und eine neue Strasse, die Verlängerung der Brückenstrasse, angelegt; der Wirth zum Tannenbaum erhielt den vorderen Theil des Kirchhofs bis zur neuen Strasse, den hinteren Theil der Wirth zur Sonne. Baldemar nennt diese Kapelle auffallenderweise Elisabethenkirche. Uebrigens wurden noch lange in Sachsenhausen die Ober- und Unterhäuser unterschieden.

Die Hauptstrassen des oberen Theils der alten Stadt.[2]

Die Prediger-, ehemals Stegeburnengasse genannt, am meisten nach Osten gelegen, von dem Arnsburger Hof nach dem Brunnen genannt Rodinburnen führend.

Jetzt Klostergasse, früher hinter den Predigern. Nach Battonn führte der Stegborn seinen Namen von einem ihm gegenüber gelegenen Stege. Der Rotheborn (Alands-Brunnen) stand damals noch an der Rothenbadstube am Eingang der Predigergasse.

Die Schmiede- oder Fahrgasse, von der Mainbrückenpforte bis zur Pforte der obengenannten Stadt genannt Bornheimerthor

Beide Strassen gehen von Süden nach Norden.

Die Gasse der Hufschmiede ging anfänglich von der grossen Antauche bis zur Bornheimerpforte, die im 17. Jahrhundert niedergerissen wurde, an der Constablerwache, von der Brücke bis zur Antauche — dem alten Stadtgraben — ging die Fahrgasse, die 1284 zuerst urkundlich genannt wird. (Cod. 215.)

Fischergasse, von der Fischerpforte am Main bis zur Metzgerpforte am Main.

Metzgergasse, von der Metzgerpforte am Main bis zum heiligen Geist-Hospital.

Beide Strassen zunächst nach Süden gelegen.

Das h. Geist-Hospital, welches bis zu seiner 1840 stattgehabten Verlegung an den Rechneigraben, gleich vielen andern an Flüssen gelegenen H. Geist-Hospitälern am Mainufer lag, wird 1278 zuerst urkundlich erwähnt; es bestand aber wohl schon

[1] Niedermayer, Die Deutschordenscommende zu Sachsenhausen.

[2] Diese Theile wurden noch bis in die neueste Zeit die Ober- und Niederstadt genannt.

langer, und es mag denn, wie auch anderwärts geschehen, das bereits bestehende Hospital dem 1198 bestätigten Orden des h. Geistes später übergeben worden sein. Es war mit einem Kirchhofe umgeben, zu welchem 1315 Heinrich Crig ein Haus zur Aufnahme armer Reisender (die s. g. Elende Herberge) erbaute. Die Kapelle des Spitals wird schon 1293 erwähnt. (Cod. 415 u. 280.) Im 15. Jahrhundert wurde die Hospitalkirche erbaut, und am 21 März 1468 geweihet. aus gleicher Zeit rührte die schöne Krankenhalle her, deren Schlusssteine die Jahreszahl 1461 trug und deren Abbruch nicht genug bedauert werden kann.[1]

Judengasse, von der Schmiedegasse und der nach Osten und Süden sehenden Ecke des Kirchhofs der Kirche des h. Bartholomäus bis zu dem gedachten Hospitale ziehend.

Kein Theil der Altstadt hat seit Baldemars Aufzeichnung eine so grosse Veränderung erlitten, als die Gegend zwischen Dom und Main. Hier lag damals die alte Judengasse, welche ihren Eingang in der Fahrgasse zwischen dem heutigen Fürsteneck und dem Pfarrkirchhofe hatte und von da bis zum h. Geisthospital ging. Der Pfarrkirchhof fing an der Ecke des Garküchenplatzes an, bildete die Ecke der Judengasse und lief dann abwärts bis zu der s. g. Affengasse, bei welcher er die süd- und westwärts schauende Ecke bildete. Diese Affengasse stiess bei dem Frauskeller (jetzt das Haus M 217, Krautmarkt 4) an die Bendergasse und war die nördliche Fortsetzung der Schlachthausgasse. Weil man es später unpassend erachtete, dass die Juden in der Nähe der Hauptkirche wohnten und dort ihre Schule hatten, wurden sie 1462 trotz grossen Widerstrebens aus ihrer Gasse gewiesen und auf den Wollgraben versetzt, woselbst ihnen der Rath einen wüsten Platz, die jetzige Börnestrasse, früher Judengasse, zur Wohnung überliess, doch also, dass der Grund und Boden Eigenthum hiesiger Stadt verblieb. Beim Bau des Archivgebäudes wurden die Fundamente der alten Synagoge aufgefunden und zwar unter dem südöstlichen Flügel des Gebäudes. 1241 wohnten die Juden schon, wenn auch mit Christen untermischt in dieser Stadtgegend, durch den sogenannten Judenbrand dieses Jahres wurde die Gemeinde vernichtet, doch bestand 1288 sicher eine neue Gemeinde, deren Synagoge nebst andern dazu gehörigen Gebäuden 1316 erwähnt wird. 1349 fand der zweite Judenbrand statt, nach dem der nördliche Theil der Judengasse nicht wieder aufgebaut wurde.[2] Der Pfarrkirchhof hatte danach einen weit grösseren Umfang wie jetzt. Erst durch den Vergleich vom 3 Januar 1571 trat das Domstift dem Rathe einen grossen Theil des Kirchhofs ab, welcher dann einen Theil des jetzigen Garküchenplatzes und Weckmarktes bildete. Damals hörte auch die Affengasse auf, d. h. ihr Raum wurde ebenfalls zu dem Weckmarkte gezogen und die auf ihrer Westseite gelegenen Häuser (das Lämmchen u. s. w.) lagen nun am Weckmarkt.

Die Domkirche selbst ist aus einer königlichen Kapelle entstanden, die ausser der Palastkapelle im Saalhof bestand und 852 dem Salvator geweiht wurde. 874 schenkt Ruotlint Güter zu Hornau dem Marienaltar der königlichen Kapelle, 880 wurde ein Collegiatstift an ihr durch Ludwig III. errichtet. Seit 1215 erscheint im Stiftssiegel der heilige Bartholomäus, dem zu Ehren 1239 die neu erbaute Kirche geweiht wurde, die auf der Stelle der alten in grösseren Dimensionen erbaut war. Im 14. Jahrhundert erfolgte dann der Neubau des Chors, der Bau der Querschiffe, der Wahlkapelle und des Kreuzganges. Die alte Kirche hatte vier Thürme gehabt,

[1] Vgl. Kriegk, Bürgerthum 1. Böhmer im Archiv III, 31.

[2] Kriegk, Bürgerzwist 441. Grotefend, Das Judenschlecht in Mittelalt. VI, 60. Harnwerk, Rabbinen 1. Kirchner, Geschichte 1, 449.

die beiden östlichen waren durch die Bauten des 14. Jahrhunderts fortgefallen, die beiden westlichen mussten im Anfang des 15 Jahrhunderts als baufällig abgetragen werden, dafür wurde der Pfarrthurm gebaut, dessen Ausbau 1514 vor der Vollendung abgebrochen wurde.[1]

Der Bau des Pfarrthurms brachte wieder eine wesentliche Veränderung in dieser Gegend hervor. Hierüber gibt der Vertrag, den der Rath mit dem Stifte am 7. Juni 1414 abschloss, die beste Auskunft.[2] Da nämlich der Rath und das Stift einsahen, dass die zwei Glockenthürme der Kirche (dies waren die obenerwähnten westlichen Thürme der alten Kirche) sehr baufällig waren, so beschlossen sie einen neuen Glockenthurm und Kreuzgang zu bauen und um dazu Raum zu schaffen, überliess der Rath dem Stifte um sehr mässigen Preis das alte Rathhaus mit dem dahinter stehenden Hause und Hofe, gelegen zwischen dem Pfarrkirchhofe und dem Hause Rodenstein, hinten an das Haus zum Frasskeller stossend. So wurde also damals das alte Rathhaus abgerissen, dessen in einer Urkunde von 1288 zuerst gedacht wird und dessen Lage in der Nähe der rothen Thüre der alten Kirche die älteste Gerichtsstätte Frankfurts bezeichnet.[3]

Heilig-Geistgasse, von diesem Hospitale zu der Fahrpforte am Main, gegen Süden gelegen

Hiess später Gläsergasse (vicus vitrorum), jetzt Saalgasse, von dem darin liegenden Saalhofe.

Bendergasse, von der südwestlichen Pforte des genannten St. Bartholomäus-Kirchhofs bis zu der nach Süden und Westen sehenden Ecke der Kapelle des h. Nicolaus.

Beide gehen auf die die Stadt theilende Gasse.

Zur Bendergasse wurde damals noch die Strecke über den Krautmarkt bis an den Weckmarkt gerechnet. Die Nicolai-Kapelle wird 1264 zuerst urkundlich erwähnt sie stand unter einem Rector, gehörte dem Reiche und wurde 1292 von König Adolf dem St. Bartholomäusstift übergeben doch dass die Ernennung des Priesters daran dem Könige verbleibe (C. 132, 171 273). Sie lag jedenfalls innerhalb des alten Palastes, da dieser bis zum Flössergässchen an der Südostecke des Samstagberges reichte, wahrscheinlich entstand sie als Palastkapelle, als die alte zu klein wurde. Später bis zur Reformationszeit wurde in dieser Kapelle die Rathsmesse gehalten, mit der Kirche war ein Spital verbunden und der Rath der Verweser der Almosen (des Almosenkastens) zu St. Nicolaus, wie z. B. in der Satzung Werner Dulings von 1494 bemerkt ist.[4]

Die Drehergasse, von der Schmiedegasse und dem Brunnen, genannt Lumpenburnen, bis an die nach Westen und Norden sehende Ecke der St. Michaels-Kapelle des Kirchhofs der genannten St. Bartholomäus-Kirche.

[1] Wolff, Der Kaiserdom zu Frankfurt a. M. Grotefend Bestätigungs-Urkunde in Neujahrsblatt 1864.

[2] Abgedr. bei Passavant, Geschichte des Pfarrthurm-Bau's, im Archiv III, 30.

[3] Vgl. C. 216 (Domus consilii) und Böhmer im Archiv III, 122. Schon 1329 hatte K. Ludwig den Bürgern zu Fr. erlaubt, ein anderes Rathhaus zu bauen (C. 497), aber erst 1405 wurde der Römer zu diesem Zwecke erkauft und damit das alte Rathhaus überflüssig. Vgl. Kriegk, Geschichte 186. Cornill und Jung Römer.

[4] Archiv V, 44. Eine auch den Spital St. Niclaskirchen betreffende Rathsordnung von 1426 s. im Archiv VII, 142.

Die Dresse., Dressler- oder Dreliergasse zerfiel später in die s. g. Kannengiessergasse (unter den Kannengiessern C. 753) und in die Gegend hinter dem Pfarreisen wo der Hainerhof, einer der ältesten Klosterhöfe der Stadt, mit der St. Bernhards-Kapelle lag Der Lumpenbrunnen, von einer nächst dabei wohnenden Familie so genannt, hiess später der Landbrunnen. Die Michaels-Kapelle, welche 1297 zuerst erwähnt wird, war die Todten-Kapelle auf dem Pfarrkirchhof, der auch die Nordseite der Kirche umgab in ihr waren mehrere Altäre, deren oberer über den Gebeinen der Todten (super ossa mortuorum) 1300 urkundlich vorkommt.[1] Dieser nördliche Theil des Kirchhofs hiess später auf dem Pfarreisen, es lagen nämlich an allen Eingangen zum Kirchhof eiserne Roste, um das Vieh von dem Betreten desselben abzuhalten. Derjenige am Haupteingang, vom Markt her, blieb am längsten liegen und gab zuerst seiner nächsten Umgebung, dann dem ganzen Theil des Kirchhofs den Namen.[2]

Krämergasse, von der nordwestlichen Pforte des genannten Kirchhofs und der nach Süden und Westen sehenden Ecke der genannten Kapelle bis zu dem Platz genannt Samstagsberg.

Die Krämergasse, auch Kramladengasse (vicus apothecae), ist der heutige alte Markt. Der Samstagsberg, mit welchem Namen jetzt der Platz an der Nicolaikirche bezeichnet wird, umfasste damals den ganzen Raum von dieser Kirche bis an den Markt

Weber- oder Snargasse, von der Schmiedegasse und der nach Norden und Osten sehenden Ecke der dort gelegenen St. Johanniskirche bis zu der die Stadt theilenden Gasse.

Von dem Getöse der Webstühle der hier wohnenden Wollenweber erhielt die Strasse den Namen Schnarrgasse, der urkundlich schon 1280 vorkommt. (C. 201.) Wie zahlreich die Weber hier gewesen sein müssen, geht aus der Grösse der nach ihnen genannten Gasse hervor. Die Schnurgasse war ursprünglich viel breiter, der nördliche Theil wurde später bebaut, vorher lagen z. B. der Augsburger und Triersche Hof in ihrer Front. — Die Johanniter erhielten schon 1294 einen Hof, ihr Haus wird 1315 zuerst erwähnt (C. 286. 412), König Ludwig schenkte dem Orden damals einen kleinen anstossenden Platz.

Sanct Antonius-Gasse, zunächst nach Norden gelegen, von der Schmiedegasse bis zu dem Platz genannt Rossebühel oder der oben genannten Kirche auf dem Marienberg.

Jetzt Töngesgasse, von der ehemaligen Antoniter-Kirche genannt. Im Jahr 1236 schenkte der Bürger Berthold Presto seinen Hof nächst der nach Preungesheim führenden Pforte den Brüdern des h. Antonius und schon 1305 kommt die Antoniusgasse vor (C. 62. 365). Sie erbauten in diesem Hofe eine Kirche und Baldemar bezeichnet ihren Sitz als ein Kloster Im Jahr 1628 ging der Antoniterhof auf die Kapuziner über und nach dem Brande von 1719 errichteten diese hier ein neues Kloster sammt Kirche, dieses wurde 1803 von dem Rathe verkauft und von dem Käufer abgebrochen.[3]

[1] C. 316 549. Römer, Beit 74. In Mainz waren solche Michaelskapellen auf allen Kirchhöfen. Schaab. Gesch. I, 360.

[2] Battonn, Beschreibung 4, 215 ff.

[3] Vgl. Stein. Antoniterhof in Fr. im Archiv VI. 124

Die Ostseite der die Stadt theilenden Gasse, wie oben gesagt, von Süden nach Norden.

Alle diese Gassen von der Fischergasse bis hierher einschliesslich gehen von Osten nach Westen.

Der Samstagsberg, der Platz an der genannten St. Nicolauskirche, der Rossebühel, der Platz an der genannten Marienbergkirche, welche alle gewissermassen je ein Quadrat bilden, wurden mit den oben genannten Unterscheidungen nicht bezeichnet.

Das soll heissen, dass die Himmelsrichtung, in der sie ziehen, nicht angegeben werden kann, da es Plätze sind.

Durchgänge.

Zwischen der Prediger- und Schmiedegasse giebt es sieben.

Der erste, am südlichsten gelegen, die Arnsburgergasse, geht von dem Arnsburger Hof an die südöstliche Pforte des oben gedachten St Bartholomäus-Kirchhofs.

Heisst jetzt Predigerstrasse. Das Kloster Arnsburg war in Frankfurt reich begütert. Im Jahr 1223 schenkten ihm Baldemar, Bürger in Frankfurt und dessen Ehefrau Cristantia ihr neues bei der Brücke erbautes Haus mit seiner Hofstätte (C. 40). Noch in demselben Jahre gab ihm der Frankfurter Bürger Harpernus mit seiner Ehefrau Cristine seinen Hof, der ausserhalb Frankfurt neben dem Fronhof lag. Dazu erwarb es 1230 auch den Riederhof bei Frankfurt (C 53). Der Bürger Rüdeger, genannt Preco, und dessen Ehefrau übergaben ihm 1267 ein Haus, bei den Predigern gelegen, einen Garten in der Lindau und andere Güter (C. 141). Einen anderen Hof in Frankfurt erkaufte es von dem Canonicus Rüdeger und verlieh ihn 1268 dem Herrn Gottfried von Eppenstein und dessen Gemahlin auf Lebenszeit mit der Bedingung, dass alle grösseren und kleineren Gebäulichkeiten, welche diese in dem Hof (curia) erbauen würden, nach deren Tode dem Kloster gehören sollten. Ferner schenkte ihm 1279 Conrad von Wulfenstet mit seinen Schwestern Haus und Güter in Frankfurt (C. 194), dann 1280 der Cleriker und Arzt Jacob seinen Hof in Frankfurt mit allen Gebäuden und Zubehörungen (C. 199), sowie 1301 die Begine Adelhend ihr Haus in Frankfurt, bei dem Hause der Kinder von Wollinstat gelegen (C. 339), also wohl bei dem Hause, welches das Kloster 1279 von diesen Geschwistern erhalten hatte. Diese verschiedenen Häuser und Höfe scheinen alle in derselben Gegend gelegen zu haben und wie die Klöster ihren Besitz zu arrondiren suchten, so ist es wohl auch hier dem Kloster Arnsburg gelungen, ein ansehnliches zusammenhängendes Besitzthum zu erlangen, welches noch jetzt den Namen Arnsburger Hof führt. In ihm befand sich die St. Jacobs-Kapelle. Der am Fronhof gelegene Hof lag zwar 1223 noch ausserhalb der Stadt, wohl nicht lange darauf und jedenfalls vor der 1333 stattgehabten Stadterweiterung wurde aber auch diese Gegend zur Stadt gezogen (denn Baldemar rechnet den Fronhof zur Altstadt) und so konnte also auch dieser Hof mit den andern Arnsburger Häusern vereinigt werden. Vielleicht geht grade auf diesen Hof der Freibrief König Heinrichs von 1228, wonach dieser das Kloster von der Verpflichtung befreit, das königliche Hofgesinde apud Frankenvort in curte sua zu beherbergen. (C. 52.)[1]

[1] Vgl. C. Baur, Urkundenbuch des Klosters Arnsburg

Der zweite die Schildergasse, von der nach Süden sehenden Pforte des Predigerkirchhofs bis gegenüber der nordöstlichen Pforte des Kirchhofs der Kirche des genannten Heiligen.

Battonn bemerkt hier, die Schildergasse habe zwischen dem Hause zum Schild, jetzt der goldenen Gerste, und dem Nussbaum ihren Eingang gehabt bald nach 1603 sei in denselben ein Häuschen gesetzt und dies 1783 mit dem Nussbaum vereinigt worden; hinten in der Predigergasse neben dem Karthäuserhofe habe man den Eingang mit einem Thore verschlossen. Das Compostellerthor neben der englischen Fräulein Haus war die südliche Pforte des Predigerkirchhofs, die nordöstliche Pforte des St. Bartholomäuskirchhofs war der breite Eingang des Pfarreisens bei der Kannengiessergasse.

Die Predigermönche oder Dominikaner kamen um 1243 nach Frankfurt, 1246 war ihr Kloster noch nicht vollendet, 1254 ihre Kirche noch im Bau begriffen, 1259 deren Bau wohl beendet.[1]

Der dritte, die Mengozgasse, von der südwestlichen Pforte des Predigerkirchhofs bis an den Brunnen, genannt Lumpenburnen.

Das Menges-, später Gersten- oder Glockengässchen, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist sein Eingang in der Fahrgasse verbaut.

Der vierte, die Hachenbergsgasse, von der nordwestlichen Pforte des Predigerkirchhofs bis gegenüber dem Brunnen, genannt Grabinburnen.

Jetzt ein Theil der Dominikanergasse. Der frühere Name kommt von einem angesehenen Anwohner her; das Haus Heinrichs von Hachenberg wird 1302 und 1308 erwähnt (C. 347. 382), er nennt es zu dem alten und jungen Bockshorn und unter diesem Namen hatte es (Lit. A No. 154, Fahrgasse 38) später Gastgerechtigkeit, der Grabenbrunnen ist der Brunnen auf dem goldenen Löwenplätzchen.

Der fünfte, die Isaldengasse, bildet einen Winkel, geht von Osten und der Predigergasse nach Westen und der ebengenannten Hachenbergsgasse.

Ist das Winkelmaas- oder Ellenbogengässchen, jetzt zur Dominikanergasse gerechnet.

Der sechste, die Volradsgasse, von dem sogenannten Schelmenhof bis ungefähr der Mitte zwischen der Schnur- und Antoniusgasse gegenüber.

Jetzt die Nonnengasse; der Schelmenhof (schon 1310 vorkommend, C. 392) wurde nachmals das Kloster Rosenberg, daher der geänderte Namen der Strasse. Der frühere Name rührt von dem Schultheissen Volrad her, dessen Behausung an der Ecke lag. Eine Urkunde von 1323 (C. 469) erwähnt „das hus Kirchenekke in der Vargazzen gein Schultheissen Volrade über". Zuerst 1278 kommt ein Unterschultheiss Volrad vor, der dann von 1284—1288, und von 1292—1297 als wirklicher Schultheiss erscheint und mit vollem Namen Volrad Ritter von Seligenstadt heisst, sich aber auf seinem Siegel auch Volrad Ritter von Frankfurt nennt. Derselbe oder wahrscheinlicher sein Sohn bekleidete auch 1300 und von 1306—1322 das Schultheissenamt, und da überhaupt früher die Strassen oft von den Anwohnern

[1] Cod. S. 72. 77. 89. 122. Vgl. Archiv V, 172.

benannt wurden, so musste es bei einem so angesehenen Bewohner um so leichter üblich werden, die von ihm bewohnte Strasse nach seinem Namen zu nennen. Als ein anderes Glied dieser Familie, der Edelknecht Volrad von Sehgenstadt, auch von Sachsenhausen genannt, 1373 den hinter seinem Garten zu Sachsenhausen gelegenen Thurm zur Bewachung erhielt, nahm alsbald auch dieser Thurm den Namen »Volradsthurm« an.[1]

Der siebente und letzte die Rodingasse, am meisten nördlich gelegen, von dem Brunnen genannt Rodinbrunnen, bis gegenüber der St. Antoniusgasse

Die Rothengasse, später das Plätzchen an der rothen Badstube, jetzt zur Fahrgasse gerechnet. Der Brunnen hiess später der Alandsbrunnen.

Zwischen der Fischer- und Judengasse ist nur ein Durchgang an die südöstliche Pforte des oben genannten Kirchhofs der St. Bartholomäuskirche.

Es war dies die Samuelsgasse zwischen dem Kaufhause und dem Löherhofe, Baldemar in der Tabula sagt Sanwelsgasse. Damit dort für den Messverkehr mehr Raum gewonnen werde, kaufte der Rath später den Löherhof, dem Roseneck gegenüber, und liess ihn abreissen, wodurch ein freier Platz entstand, das jetzige Scherlentzeplätzchen. Das Kaufhaus wird zuerst 1308 urkundlich erwähnt (C. 384), an seiner Stelle steht jetzt der Ostflügel des Stadtarchivs.

Zwischen der Metzger- und Judengasse sind zwei Durchgänge, der östliche geht an die südwestliche Pforte des genannten Kirchhofs, der westliche an die nach Süden und Westen sehende Ecke des genannten Kirchhofs.

Der östliche Durchgang war die Gumbrachtsgasse, östlich vom Leinwandhaus, wie sie auch die Tabula nennt, sie wurde 1685 geschlossen und nachmals den Töpfern zur Feilhaltung ihres Geschirrs überlassen, seitdem Töpfergasse oder Töpferhof genannt. Noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts waren in der dortigen Gegend viele Töpferläden. In der Urkunde von 1414 (Arch. VII, 31) werden erwähnt der stede steynen hus da man itzunt daz linwat inne hat, und die wonunge die Gumbrechts war, da etzwan der stade schribery gewest ist. Der westliche Durchgang ist die noch bestehende Schlachthausgasse zwischen dem Leinwandhaus und dem Storch, sonst auch z. B. auch in der Tabula Storkis oder Storchgasse genannt. Schon 1302 wird ein Haus auf dem Slaheberge bei dem Slahehus der Metzger erwähnt. (C. 346.)

Zwischen der Juden- und Bendergasse sind drei Durchgänge. Der östliche befindet sich unmittelbar westlich neben demselben Kirchhofe, der mittlere geht an den Brunnen, genannt Wobelinsburnen; der westliche ist das Brodhaus.

Von diesen Durchgängen war der östliche die schon oben erwähnte Affengasse, die beim Frasskeller an die Bendergasse stiess und diesen Namen in der Tabula hat. Der mittlere, das Wobelinsgässchen, so auch in der Tabula, besteht noch als das Gässchen von der Saalgasse nach dem Krautmarkt, in dessen Mitte der Wobelins- jetzt Krautmarkts- oder Schöppenbrunnen stehet. Ein Schöff Wobelin

[1] Archiv VI, 55.

kommt 1279 und 1280 vor. Das nachher zur dunkeln Leuchte genannte Haus heisst 1290 Haus des Wobelins (C. 247) und 1304 werden das dem Johann von Holzhausen gehörende Haus zu dem alten Wobelin und die seitwärts an dies Haus stossenden Brodtische erwähnt (C. 364). Diese Brodtische waren in dem westlichen Durchgange, der nicht durch eine Strasse, sondern durch gewölbte Hallen führte. So werden 1327 zwei Fleischscharren, gelegen «an den Brodhallen gein dem siechenspital» und 1362 das alte Spital unter den Brodhallen erwähnt (C. 492. 683). Erst 1552 wurde diese Brodhalle aufgehoben und der Rath verwies die Bäcker von da ins Barfüsserkloster. An die Stelle der Brodhalle kamen zwei Häuser zu stehen, die aber nicht an die benachbarten Häuser wegen ihres Ausgangs- und Fensterrechts angebaut werden durften, daher auf jeder Seite ein schmales Gässchen entstand, das Dreck- und das Scharrgässchen genannt.

Zwischen der Heiligengeistgasse und der Bendergasse sind zwei Durchgänge, der östliche ist das Haus der Fleischbänke, der westliche die enge Gläsergasse.

Letzterer Durchgang, später Ulhergässchen (vicus ollarum), welches aus der Saalgasse nach der Bendergasse am Haus zum Lindenbaum führt, hat jetzt keinen Namen mehr, sein erster kommt wohl von einem Anwohner her, da 1317 das Haus des Johannes Gläser bei dem Saalhof erwähnt wird.[4] Der andere Durchgang ist der Bogen nach der Bendergasse, damals eine Fleischhalle, später auch das Fischhaus oder die alte Häringshock (domus salsamentariorum) genannt.

Zwischen der Bender- und Krämergasse sind vier Durchgänge. Der östliche ist die Kolmannsgasse gegen Westen, zunächst an dem gedachten Kirchhofe, dann die neuen Gaden, die alten Gaden, gewöhnlich Tuchgaden genannt, der westliche Durchgang der der Fleischbänke.

Letzterer ist die jetzige Langeschurn, ersterer die Höllgasse. Sie erhielt ihren alten Namen von dem Hause zu dem Colman, welches 1323 erwähnt wird (C. 469) und auch einen Besitzer gleichen Namens voraussetzt.[4] Bereits 1304 kommt aber auch ein Haus vor, genannt zu der alten Hellen, d. h. Hölle (Cod. 363), wonach die Gasse dann genannt wurde. Die beiden andern Durchgänge waren überwölbte Strassen, d. h. es waren in Holz gewölbte, mit Läden versehene Hallen, über denen sich Häuser befanden. Im Jahr 1290 gab der Bürger Volkwin von Wetzlar sein Haus, genannt zum Langenhause, und die in demselben errichteten Läden (apothecas) an 21 genannte Bürger und deren Erben in Erbpacht. Dabei wurde festgesetzt, dass er sowohl wie die Erbpächter nur in diesen Läden ihre Tücher verkaufen sollten, dass ihm in diesem Hause eine Stube nach Wobelins Haus zu verbleiben und ihnen der Eingang von dem Hause Wolkenburg gewährt sein solle (C. 247.) Derselbe Volkwin, der nach 1303 dem Johanniterorden vier Mark ewigen Zinses von seinen Laden in dem Hause zum Langenhaus gibt (C. 350), verkauft in demselben Jahre an Wigel von Wanebach sein Haus, genannt zur Wolkenburg, und das daran stossende Gewölbe, zum Langenhaus genannt, was auf diesem Gewölbe steht (also den Ueberbau), jedoch ohne die Läden, welche auf der Seite an das Haus Wolkenburg hineingehen, mit Ausnahme eines einzigen, durch welchen

[3] C. 440. domus quam Johannes dictus Glesere inhabitat, que sita est apud aulam regis.

[4] Im Jahr 1299 vermacht der Goldschmied Colmann ein Haus neben dem Pfarrhof auf Lebenszeit. C. 326.

Wigel in der Messe den Ein- und Ausgang für sein Haus Wolkenburg haben kann, wenn er dafür dem Inhaber des Ladens für die Messen einen andern Platz zum Verkaufe seiner Tücher in dem Hause zum Langenhause anweist. Offenbar also wurde der gewöhnliche Hauseingang des Hauses Wolkenburg in der Messe sehr gut vermiethet und daher für diese Zwischenzeit ein anderer Weg ins Haus nothwendig. Zugleich geht auf Wigel und die späteren Besitzer der Wolkenburg die Pflicht über, wenn die Balken, worauf der Ueberbau zum Langenhause ruhet, schadhaft werden oder verbrennen, deren Wiederherstellung zu besorgen. Wie aber schon 1294 Apotheken oder Gadämme zum Tuchverkaufe vorkommen, die von denen im Langenhause verschieden sind (C. 288. 342) und dem Hermann zur alten Münze gehören, so werden 1334 die alten Gaden von den dicht dabei liegenden neuen unterschieden (C 530). Das Haus Wolkenburg ist nun das Eckhaus der Höllgasse und des Krautmarkts (Litera M. No. 199, Krautmarkt 7), neben ihm waren die neuen Gaden unter dem Langenhause und die alten Gaden, welche unter dem auf Säulen stehenden s. g. Rothenhause am Markt ihren Anfang nahmen, sind noch jetzt eine Gasse unter dem Namen Tuchgaden. Der Durchgang durch die neuen Gaden hat aber schon längst aufgehört am Markte war er schon 1535 durch eine Badstube verbaut und steht jetzt das Haus zur grünen Linde daselbst (welches Haus nach Battonns Bemerkung an der Stelle der beiden alten Häuser Neue Gaden und zur alten Münze errichtet worden sein soll) gegen den Krautmarkt zu bildete er, nachdem der Ueberbau verschwunden war, eine s. g. Almey und des Raths verordnete »Pfleger zu den leeren Almeyen und öden Flekens erlaubten 1545 dem Inhaber der Badstube, der schon 1535 diesen Flecken gegen einen jährlichen Zins an sich gebracht hatte, an den Ausgang ein steinern Thor zu setzen und darauf einen hölzernen Bau, zwei Stock hoch zu errichten, wodurch dann dieser Durchgang in einen Hof verwandelt wurde.

Zwischen der Krämergasse und dem Platze Samstagsberg, auf der Südseite sind fünf Durchgänge innerhalb der Gasse der Fleischbänke und dem gedachten Platze, nämlich die Gassen der Löher, der Schuhmacher, der Schwerdtfeger, der Leineweber und der Seiler, alle nach Süden hinten zu zusammenlaufend.

Von diesen Gäßchen ist das erste (schon 1280 wird die Gegend bezeichnet wo die Löher zu stehen pflegen C. 201) eingegangen es wurde zu dem kleinen Paradiese Lit. M No. 184, jetzt Alter Markt 27, gezogen, wodurch dasselbe in seiner Mitte einen Winkel erhielt. Die Schuhgasse (auch Holzschuergasse, vicus calciatorum) heisst jetzt Goldenhutgasse die anderen Gassen sind das Schwertfeger-, Drachen- und Rapunzelgäßchen die beiden ersten haben bei der neuen Numerirung ihre Namen eingebüsst und sind zur Goldenenhutgasse gezogen worden, das letztere hat jetzt einen Ausgang auf dem Römerberg. Dass die Handwerker strassenweise, je nach ihrem Geschäfte zusammenwohnen, ist eine alte, wohl noch aus den Zeiten der Hörigkeit stammende Einrichtung, an welche die Bezeichnung der Gassen erinnert. Die Schwertfeger sind die Waffenschmiede. Wo die Gassen im Flösser gäßchen zusammenlaufen, war offenbar das nördliche Thor des Kaiserpalastes, von dem aus diese Gassen strahlenförmig angelegt wurden.

Zwischen der Krämer- und Webergasse sind zwei Durchgänge, der östliche die Luprandsgasse, bis zur nach Westen und Norden sehenden Ecke der obengenannten St. Michaeliskapelle, der

westliche die Neugasse bis an den Platz genannt Frythof gegenüber den vorhingenannten Gaden.

Schon 1259 wird ein Haus an dem »Luprandsburnen« erwähnt (C. 121) und nach diesem wurde die Gasse die Luprands- oder Luprandsborngasse genannt, woraus denn ihr heutiger Name Borngasse entstand.[1] Das Haus des Pfarrer Erpert lag 1293 an diesem Brunnen (C. 283), wohl an derselben Stelle, die das katholische Pfarrhaus noch einnimmt. Die Neugasse wird 1290 zuerst genannt, (mansio in novo vico apud estuarium, C. 253), auch durch sie geht der alte Stadtgraben und nach Battonn hiess der Theil südlich des Grabens Erkenboldsgasse. Der Name »Neugasse« entstand also nach der Erweiterung der Stadt über diesen Graben hinaus. Sie mündet jetzt am Hühnermarkt, auf welchem der sogenannte Freibrunnen bis zu seiner Versetzung auf den Platz in der Fischergasse stand, und jetzt das Stoltzedenkmal errichtet werden soll, und dieser Platz mit der Gegend, die jetzt »hinter dem Lämmchen« heisst, führte also vordem den Namen Friedhof. Noch 1443 war dieser Name üblich, denn in der Ordnung für die weltlichen Richter wird dem vierten Richter der Stadttheil von dem Römer durch die Kräme bis vor den Hainerhof, der Frythof und die Gasse vor dem Lämmchen etc. angewiesen.[2] Der Name Friedhof kommt daher, dass ursprünglich der Domkirchhof bis hierher reichte, nicht daher, dass der Platz der Friedhof der ins Reich der Fabel gehörenden Marienkirche war.

Die Krämergasse hat in sich selbst einen Durchgang, die Glauburgergasse, welche an den ebengenannten Platz Frythof führt und den Platz Frythof.

Diese Gasse, von dem Hause der Herren von Glauburg (dem jetzigen Nürnbergerhof) so genannt, hiess auch Esslingergasse von der Familie von Esslingen oder deren Haus (1298 kommt Friedrich von Esslingen und 1324 Albrecht zum Esslinger vor, C. 320. 477) und heisst jetzt hinter dem Lämmchen.

Zwischen der Weber- und Neugasse sind zwei Durchgänge, innerhalb der Neu- und der die Stadt theilenden Gasse, ein östlicher und ein westlicher, die in dem Sack, der Gasse dieses Namens, zusammenlaufen.

Die Sackgasse und die goldene Mörselgasse (auch vicus Culonis, Culengasse, von Culo oder Culmann Gertener so genannt, jetzt Mörsergasse) stossen beide hinten auf den Sack oder die Gegend bei den drei weissen Rossen, welche sich in die Neugasse öffnet.

Zwischen der Weber- und St. Antoniusgasse sind fünf Durchgänge, die Lyntheimergasse nach der vorhergenannten St. Johanniskirche, die Gelnhäusergasse nach dem Kirchhof dieser Kirche, die Steingasse, beinahe der Luprandsgasse gegenüber, aber etwas mehr nach Osten gelegen, die Cruchengasse, auf die Neugasse stossend, die Zygelgasse, von dem obengenannten Platze Rossebühel her.

[1] Dass Brunnen und Strasse von dem Bischoffe Luidprand, der zwischen 958 und 962 in Frankfurt an seinem berühmten Geschichtswerke arbeitete, den Namen erhalten haben, ist wenigstens eine ansprechende Vermuthung. Vgl. Feyerabend II, 53.

[2] Grotefend, Der Hühnermarkt in Frankfurter Nachrichten 1857, 1367.

Von diesen Gassen haben die drei ersten und die letzte ihre Namen nicht geändert. Die erste führt den Namen von ihrem Anwohner Marcolf von Lyntheim, der 1303 als Schöffe vorkommt, sie wird 1305 geradezu Gasse des Marcolf von Lyntheim genannt (C. 365). Die zweite Gasse führt ihren Namen von der Familie von Gelnhausen. Auf dem Johanniter-Kirchhofe wurde 1696 mit Bewilligung des Ordens das Haus Litera L. No. 35, jetzt Schnurgasse 3, erbaut. Die Steingasse erhielt nach Battonn diesen Namen, weil sie die erste gepflasterte Strasse war. Die Verwendung von Steinen zum Strassenpflaster wie zum Häuserbau fand in den alten Zeiten nur sehr selten statt und wurde deswegen immer besonders hervorgehoben. Gleich den älteren Kirchen und ihren Thürmen waren auch die Wohnhäuser nur von Holz aufgeführt, und dieser Umstand erklärt die grossen Brände, deren die alten Chroniken so oft erwähnen. Ein steinernes Haus zu erbauen, war wohl eine kostspielige Sache und nur angesehenen Personen möglich, der Besitz eines solchen gewährte Auszeichnung und besondere Sicherheit, denn ein Haus von Stein war gleich einer kleinen Burg. In Frankfurt wird zuerst 1253 ein steinernes Haus erwähnt, welches dem damaligen Schultheissen Ritter Wolfram von Praunheim gehörte, dann besitzt 1276 Ritter Hartmund von Sachsenhausen ein steinernes Haus mit einem steinernen Stalle daran, 1284 hat der Domscholaster Johann von Rodahe ein solches, 1293 gibt der Johanniterorden ein steinernes Haus, welches ehemals Ludwig Pannifex besass, dem Ludwig von Holzhausen in Erbpacht, 1297 erwähnt der Bürger Hermann von Cöln, ein reicher Mann, in seinem Testamente auch sein steinernes Haus, welches in dem Kirchhofe lag, 1303 hat das Kloster Hanau in seinem Hofe auch ein steinernes Haus, 1304 kommt ein solches bei St. Nicolaus vor, wohl das Haus zum Flösser mit den schönen Tragsteinen Lit. J 87, jetzt Römerberg 14, und 1311 wird ein Haus dem Kloster Arnsburg geschenkt, welches auf dessen Kosten in Stein prächtig erbaut worden, in der Ecke dem Arnsburgerhof gegenüber gelegen.[1] Das Leinwandhaus wird noch 1414 als der Stadt steinern Haus bezeichnet. Das Steinerne Haus auf dem Alten Markt hat seinen Namen bis heute beibehalten. Ebenso wurden auch die Steinwege besonders hervorgehoben und es ist daher wohl anzunehmen, dass die Steingasse ihren Namen dem Vorzuge eines Pflasters verdankt. Die Ziegelgasse kommt urkundlich 1300 vor, 1310 als Zigergasse, 1309 als Zegelgasse (C. 331. 387) und leitet ihren Namen von der Familie Zegir (Zigerus), nicht von Ziegeln ab. Die Kruchengasse, später Krauchengasse, heisst jetzt Graubengasse.

Zwischen der Weber- und der die Stadt theilenden Gasse ist eine Winkelgasse, die Salmansgasse, innerhalb der Zygel- und der die Stadt theilenden Gasse.

Das Eckhaus Lit. G. 69, jetzt Schnurgasse 62, hiess Haus zum Salmann (domus Salmanni) und danach wurde das Gässchen benannt. Später wurde der Name des Hauses verdorben in »zum Salmen« und das Gässchen heisst nun das Salmengässchen. Es ist jetzt in der Schnurgasse noch offen, neben dem Grimmvogel unter den neuen Krämen verbaut. Als der Besitzer des letzteren Hauses, Sifried zum Paradies, dasselbe neu baute, wurde ihm von K. Karl IV. erlaubt, dritthalb Schuh von der Gasse dazu zu nehmen. (C. 720).

[1] C. 89. 177. 217. 279. 315. 360. 361. 397. Ausser diesen acht Steinhäusern wird in dem Urkundenbuche nur noch 1338 ein zum Saal gehöriges oben steinernes Haus in der Bendergasse erwähnt. C. 756. Vgl. Kriegk, Bürgerzwiste 277.

Alle vorgenannten durchgehenden Gassen gehen von Süden nach Norden, mit Ausnahme derjenigen zwischen der Prediger- und Fahrgasse, welche von Osten nach Westen laufen.

Sackgassen.

In der Predigergasse ist eine, die Fronhofsgasse, gegenüber der südöstlichen Pforte des genannten St. Bartholomäus-Kirchhofs.

Der Fronhof wird 1223 zuerst erwähnt und lag damals ausserhalb Frankfurts (C. 41), er war der Haupthof für die vielen Güter, welche das Collegiatstift des heiligen Bartholomäus besass, gehörte dem jeweiligen Probste und führte deswegen den Namen Herren- oder Fronhof. In ihm wurde das Gericht über die Güter, welche zur Probstei gehörten, und deren Besitzer gehalten auf ihm beruhten die vielen Wein- und Fruchtzehnten des Stifts, dagegen hafteten auch auf ihm manche Verpflichtungen zum gemeinen Besten, wie namentlich die Unterhaltung des Zuchtviehs.[1] Jetzt ist der Fronhof verschwunden, sein Name jedoch noch erhalten in der Fronhofsstrasse, welche auf dem Grund des alten Hofs von der Predigerstrasse nach dem Judenmarkt führt.

In der Schmiedegasse ist eine, genannt auf der Schweine Mist, zwischen dem vierten und sechsten Durchgang der Prediger- und Schmiedegasse.

Es ist das Plätzchen unter den Kistenern oder an der goldenen Zange im nördlichsten Theil an der Sandhuhr, auch auf der Bruck oder Bruchengasse genannt; sein alter Name erklärt sich aus dem auch sonst bekannten Umstande, dass die Bürger Frankfurts, wie dies in allen alten Städten der Fall war, ehemals einen stattlichen Viehstand hatten und namentlich viele Schweine hielten. So durften, nach der ältesten Statutensammlung (von 1352—1358) die Meister der Bäcker »die uff den Rath gan« 12 Schweine halten, die anderen Bäcker nur 6 oder 8 Stück über den Mist und die Reinhaltung der Strassen davon wurden wiederholte Ordnungen erlassen, ebenso über die gemeinen Weiden und Hirten u. s. w. In den Gesetzen der Bäcker von 1377 kommen genaue Bestimmungen vor, aus welchen Thoren ihre Schweine ausgetrieben werden sollen. Noch um 1400 musste der Fronhof sieben Farren und sieben Eber für die gemeine Herde halten.[2]

Die zwei ebengenannten befinden sich auf der Ostseite.

In der Fischergasse ist eine zwischen der Fischer- und Metzgerpforte.

Dies ist nicht das Kumpengässchen, wie Euler meint, sondern die kleine Fischergasse, die früher Löhergasse hiess und hinten an den Zwinger der Stadtmauer stiess, dessen Rest in dem Plätzchen an der Ostseite der Gasse noch zu erkennen ist.

In der Heiligengeistgasse ist eine, neben dem Hospital, nach der Mainpforte.

Dies war das Goldnehorn- oder Heiligegeistgässchen in der Saalgasse, das neben der Heiliggeistkirche an das Heiliggeistpförtchen führte noch jetzt, obwohl

[1] Vgl. C. 245. 519. Arch. VII, 150. Senckenberg, corpus juris germ. I. 2 S. 15 flg. Thomas, Oberhof 204.

[2] Vgl. Orth, Zunftw. 317. 344. C. 752. Arch. VII, 147. 148. 150.

Hospital und Kirche verschwunden sind, heisst es dort «am Geistpförtchen». Nach Battonn wurde es auch Hasengässchen genannt, von dem Eckhause zum Hasen, einer Art Fische, Lit. M. 122, jetzt Saalgasse 21.

Die beiden vorgenannten befinden sich auf der Südseite.

In der Krämergasse ist eine auf der nördlichen Seite, gegenüber der Seilergasse, genannt Rulmergasse.

Auch Rulengässchen (vicus Rulonis), ist das enge Gässchen auf dem Markte neben dem steinernen Haus.

In der Webergasse sind auf der Südseite zwei, zwischen der Luprands- und Neugasse, die östliche ist die Volmarsgasse, die westliche die Wunnebergsgasse, beide ziehen auf den durch die Stadt gehenden Graben.

Erstere ist die Mausgasse, so genannt von Conze Muss, einem Färber, früher auch die Pulheimergasse genannt, die zweite ist die jetzige Kruggasse, welche an den Rebstock (domus de vite 1305 C. 369) führt und damals keinen Ausgang hatte. den alten Namen führte sie von einem Hause (domus Vunnenberg, 1306, C. 371) und hiess auch Sonnenbergergasse, Baldemar nennt sie selbst in der Tabula Sonnenbergisgasse. Die jetzt zwischen beiden gelegene Rattengasse ist späteren Ursprungs.

Ebenfalls auf der Nordseite drei zwischen der Stein- und Cruchengasse, die östliche die Münzhofsgasse, die mittlere die Rabengasse, die westliche die Palmstorfersgasse.

Die erste dieser Gässchen heisst jetzt die Trierische Gasse und führt von der Schnurgasse durch den Trier'schen Hof, jetzt die Lederhalle, über das Trierische Plätzchen an die Töngesgasse. Ihr früherer Name erklärt sich dadurch, dass der Trier'sche Hof früher der Münzhof hiess, weil sich darin eine Zeitlang die Hellermünze befand. Dieser Hof, der zuerst den Herren von Münzenberg gehört haben soll, erscheint 1333 in dem Besitze des Ritters Rudolf von Sachsenhausen, und wird in diesem Jahr erwähnt bei der Beschreibung des «hus Haldenberg in der Anthonergassen hindir Herr Rudolfe hobe von Sachsenhusen, da etwan die hallermünze inne wäre» (C. 523), woraus hervorgeht, dass er damals nicht mehr zur Münze diente. Die Kinder erster Ehe des Ritters Rudolf verkauften 1380 diesen ihnen nach ihres Vaters Tod angefallenen Hof, genannt der Münzhof, an den Erzbischof Cuno von Trier um 1500 schwere Mainzer Gulden und seitdem führte er den Namen des Trier'schen Hofs. Er wird in den damals errichteten Urkunden genau beschrieben, «derselbe hoff mit ayner porten stösset vnd geed zu der Snurgassen, vnd mit der andern porten stösset vnd geed in die gassen zu St. Anthonies Closter, mit husern, muren, schüren, stellin, garthen, porthusen», so dass sich sein ansehnlicher Umfang leicht erkennen lässt.[1] Die königliche Münze, deren vor 1194 keine Erwähnung geschieht (Arch. VI, 195), befand sich vielleicht zuerst in dem später zur alten Münze benannten Hause am Markt. Denn der schon 1290 vorkommende Name dieses Hauses lässt keine andere Deutung zu, als dass es wirklich vordem zur Münze gedient habe, und damals gab es in Frankfurt nur eine königl. Münze. Von hier aus ist sie dann in den s. g. Münzhof (später der Trierische Hof) verlegt worden. Im Jahr 1339 überliess Kaiser Ludwig seine Hellermünze dem Jacob Knoblauch und da dieser schon 1333 in den Besitz des Saalhofs gekommen war (C. 521), so

[1] Archiv II, 52. VII, 83. Ohlenschlager, Erläuterung der goldenen Bulle, 196.

mag er auch die Münze dahin verlegt haben. Feyerlein, Ansichten II. 298, will noch den Ort gefunden haben, an dem sie im Saalhof gestanden. Als nun 1346 die Stadt die Münze erhielt, musste sie wohl ein eigenes Münzhaus einrichten und dies war gewiss an demselben Orte, wo sie bis zu ihrem Aufhören blieb, in der Nähe der Hellergasse, jetzt Ankergasse. — Das zweite Gässchen, die Raben-, jetzt Wildemannsgasse, wurde von einem dann liegenden Hause Lit. G. 87, Wildemannsgasse 8, so genannt, es wurde auch Beghards- oder Brudergasse (verderbt Becker's-, Burkhards- oder Bachardsgasse) genannt, weil das Haus zum wilden Mann früher ein Beghardenhof war. — Das dritte Gässchen, jetzt die Vogelgesangsgasse, führte den Namen von dem alten Geschlechte der Palmstorfer, denen der jetzige Augsburgerhof gehörte. Das in derselben Gegend liegende Geisgässchen ist späteren Ursprungs.

Zwei zwischen der Cruchen- und Zygelgasse, die östliche die Gysingasse, die westliche die Albrachtsgasse, hinten zusammenlaufend.

Die erste Gasse, von einem Anwohner Gyso den Namen führend, daher auch das Eckhaus das Gyseneck Lit. G. 78, Kornblumengasse 2, der daben liegende Brunnen, der Gitzborn hiess, heisst jetzt nach einem dann liegenden Hause die Kornblumengasse. Die zweite Gasse wurde wohl auch von einem Anwohner Albrecht benannt, vielleicht von dem Albertus, der 1301 dem Heiligen-Geisthospitale von seinem Hause in der Snarrgazzen einen Zins verschaffte. (C. 339.) Die beiden Gassen verbinden sich hinten durch ein Gässchen, das kleine Bockgasse heisst. Bockgasse wohl von dem Hause zum Rehbock, neben dem in derselben Gasse ein Steinbock und ein Gemsbock vorkommen, heisst jetzt auch das Albrechtsgässchen.

In der St. Antoniusgasse ist auf der Südseite eine zwischen der Stein- und Kruchengasse, der Platz hinter dem Münzhofe, genannt Münzhofplan.

Heisst jetzt das Trier'sche Plätzchen. Vgl. oben. Wurde sonst auch die Schlüchtersgasse, auf dem Schlüchtershofe, der Schlüchtersplan genannt. In der Tabula hat Baldemar an dieser Stelle erst Sluchterersgasse geschrieben, dann radirt und Reyenplan dafür geschrieben, während er zwei Nummern weiter die Sluchterersgasse nennt, das Haus zum Reyen ist Lit. H. 148, Töngesgasse 23.

Ebenso sind auf der Nordseite vier, zwischen der Kirche der heiligen Maria und des heiligen Antonius die östliche neben dem Kloster des oben genannten St. Anthonius, genannt Ortwinsgasse, die östliche von den beiden mittleren liegt gegenüber dem genannten Platz hinter dem Münzhofe, genannt Aschaffenburgergasse, die zweite oder westliche von den mittleren liegt gegenüber der Mitte zwischen der Kruchengasse und dem Platz Rossebühel, die westliche liegt bei der oben genannten Kirche auf dem Marienberg, genannt Ertmarsgasse.

Von diesen Gässchen ist die erste, an der westlichen Seite des Antoniterhofs gelegen, nach Ortwin von Goldstein benannt, schon 1581 verbaut worden und längst verschwunden, die zweite ist die jetzige Haasengasse, früher auch Peters- oder Bengelgasse genannt, eigentlich Aasgasse (vicus cadaverum), weil sie auf den Gansegraben führte, der als Schindanger benutzt wurde, den früheren Namen verdankte sie dem Alexander- und Petersstift in Aschaffenburg, welches hier den

noch nach ihm genannten Hof besass, das dritte Sackgässchen, die Kothegasse, ist später mit dem Hause Löwenberg Lit. G 24, Töngesgasse 46, verbaut worden, welches als Sitz der Marxbrüder- oder der Genossenschaft der Meister vom langen Schwerte späterhin bekannt wurde,[1] das letzte Gäschen ist das Hofinger- oder Schärffengässchen, nach dem Wirth Schärff so genannt.

Alle diese Sackgassen gehen von Süden nach Norden, mit Ausnahme derjenigen in der Predigergasse, die von Osten nach Westen läuft.

Die Hauptstrassen des unteren Theils der Altstadt.

Die Westseite der die Stadt theilenden Gasse wie oben.

Die St. Georgsgasse, am südlichsten gelegen, von der Pforte am Main genannt Fahrpforte bis an die Kirche des heiligen Georg.

Jetzt der Theil der alten Münzergasse von dem Fahrthor bis zur Leonhardskirche. Sie hiess eine Zeit lang Buchgasse, früher Jörgenstrasse, weil die Leonhardskirche vordem der Jungfrau Maria und dem heiligen Georg gewidmet war. Mit Urkunde vom 15. Aug. 1219 (C. 28) schenkte nämlich König Friedrich II. den Bürgern von Frankfurt eine dem Reich gehörige am Kornmarkt gelegene Hofstätte, damit auf derselben eine Kapelle zu Ehren der h. Jungfrau Maria und des h. Märtyrers Georg erbaut werde. An dieser Stätte hat früher der kaiserliche Maierhof, die villa gestanden, in der unmittelbaren Nähe der Furth und des Weinmarktes und Kornmarktes, wie auch die Buchgasse früher hiess. 1219 war der Hof verfallen und wegen der Verringerung des kaiserlichen Besitzes in der Umgegend werthlos. Mit dieser Schenkung im innigsten Zusammenhang steht die Aufhebung der Vogtei in Frankfurt in demselben Jahr. Im Jahr 1317 wurde die Kapelle von mehreren Geistlichen in ein Collegiatstift verwandelt (C. 436). 1323 empfing es von dem Abte des Wiener Schottenklosters einen Arm des h. Leonhard und nahm deswegen später den Namen dieses Heiligen an.[2]

Die Widdergasse, von dem Hause genannt zum Widder.

Der Name wurde später aus Unkenntniss in Wedelgasse geändert.

Die südliche Minoritengasse, von ihrer südlichen Pforte.

Die Minoriten oder Barfüsser, welche 1270 zuerst urkundlich hier vorkommen (C. 155), sollen schon 1220 ihr Kloster hier erbaut haben, 1529 übergaben sie es mit ihrer Kirche dem Rathe, 1786 wurde die baufällige Kirche abgebrochen und an deren Stelle die neue Paulskirche erbaut, der Barfüsserkirchhof wurde bald nach der Reformation beseitigt, die Klostergebäulichkeiten, in welche die lateinische Schule (das Gymnasium) und der Almosenkasten verlegt wurden, fanden ihren Untergang nach Vollendung der neuen Kirche, damit auch der Kreuzgang, in welchem sich zuletzt der Vergantungssaal befand. Wie ansehnlich der Umfang dieses Klosters gewesen, ergibt die Abbildung auf der Denkmünze zur dritten Secularfeier des Gymnasiums,[3] die Merianschen Stadtpläne und die Grundrisse bei Stricker.[4] Die Barfüssergasse, dann Kaltelochgasse genannt, heisst jetzt Paulsgasse.

Die nördliche Minoritengasse, von der nach Norden und Osten sehenden Ecke ihres Kirchhofs.

[1] Vgl. Florian, Chronica 1664. S. 23.
[2] Vgl. Arch. V, 162.
[3] Arch. V, 170, VIII, 30. Stricker, Paulskirche im Neujahrsblatt 1870.

Eingangs linker Hand lag dieser Kirchhof, an dessen Stelle später die neuen Kräme errichtet wurden; einen Theil des Raums nimmt jetzt das alte Börsengebäude ein. Noch heute führt der von der Paulskirche nach dem Kornmarkt führende Theil der Gasse den Namen Barfüssergasse.

Die Sandgasse, gegenüber der Schnurgasse.

Die Marienberggasse, von der dortigen Kirche an.

Auf dem Berg, genannt Rossebühel, besass der reiche Volkwin von Wetzlar Haus und Hof, welche nach seinem Tode an die Johanniter in Frankfurt fielen, weil Volkwins Söhne in diesen Orden getreten waren. Den vierten Theil dieses Gelasses verkaufte 1308 der Orden an Wigel von Wanebach und dessen Ehefrau Katharine um 83 Mark Heller. Im Jahre 1323 gab diese Frau Katharine einen Zins zu Seelgerede an die Kapelle, »die da heizet der Wigeln capellen, die da ist gelegen in der stat zu Frankfurt uf dem Rossebühel«. Sie hatte also, allein oder mit ihrem verstorbenen Ehemann, auf dem 1308 erkauften Grundeigenthum eine Kapelle errichtet und 1323, da derselben Wigel Frosch mit Genehmigung seiner Frau Gisla und deren Mutter Katharina von Wanebach verschiedene Güter auf seinen Todesfall gibt, wird sie die Kapelle »zu unser vrouwen ufme Rossebühele« genannt. Als nun Wigel Frosch bald darauf starb, verwandelten seine Wittwe und deren Mutter 1325 die Marienkapelle in ein Collegiatstift mit sechs Canonikern. Seitdem wurde der Berg auch Marienberg genannt und der jetzige Name Liebfrauenberg hat den ursprünglichen völlig verdrängt, so dass selbst dessen Bedeutung verkannt und behauptet wurde, der Berg sei vordem ein Rosspfuhl gewesen.[1] Der Name der Strasse blieb auch nicht derselbe, sie heisst jetzt Blendenstrasse, von dem Blydenhus, das darin stand und bereits 1280 als domus machinarum (d. h. Zeughaus zur Aufbewahrung der Kriegsmaschinen) vorkommt.

Diese sechs gehen von Osten und von der die Stadt theilenden Gasse nach Westen und nach der Gasse genannt Kornmarkt.

Die Gasse Kornmarkt geht von Süden und von der obgedachten Kirche des heiligen Georg nach Norden und nach der obenerwähnten alten Pforte genannt Bockenheimerthor.

Der Kornmarkt (forum frumenti, auch 1273 forum grani genannt) wird schon 1219 erwähnt und umfasste die ganze Wegstrecke von der Leonhardskirche bis an die jetzige Katharinenpforte, also auch die jetzige Buchgasse (C. 28. 163).

Die Carmeliter- oder Mainzergasse, von der obengedachten Sanct Georgskirche bis an die Pforte genannt Mainzerthor.

Ist jetzt der westliche Theil der alten Mainzergasse. Die Carmeliter in Frankfurt werden 1270 urkundlich zuerst erwähnt, sie besassen damals schon Kirche und Kirchhof.[2]

Die Gasse der Reuerinnen, gegenüber der Widdergasse beginnend, bis zu deren Hof.

Sie nahm also am Ende der Wedelgasse hinter dem Römer ihren Anfang, ging durch die Löweneckgasse (jetzt Römergasse) über den Kornmarkt oder die jetzige Buchgasse weg an die Weissfrauenkirche, dieser letztere Theil ist die jetzige

[1] C. 181. 464. 469. 480. Arch. V, 165. Frank, topogr. Ueberbl. S. 60. Kirchner, Gesch. I. 460.
[2] C. 155. 156. Archiv V, 168.

Münzgasse. Die büssenden Schwestern der heiligen Maria Magdalena, von ihrer Tracht die weissen Frauen genannt, kommen urkundlich zuerst 1228 in Frankfurt vor.[1]

Die Weissgerbergasse, gegenüber der südlichen Minoritengasse.

Ist die goldene Apfel-, jetzt Schüppengasse. Durch sie geht der alte Stadtgraben und es befand sich daselbst eine Brücke über denselben.

Die Guldengasse, von dem Brunnen genannt Lusenburnen und gegenüber der vorgenannten Sandgasse anfangend

Eigentlich die Guldenpfortengasse, weil das Stadtthor hinter der Gasse die Guldenpforte hiess, dann die Lusenborngasse, jetzt die Weissadlergasse. Der Brunnen heisst noch der Elisabethenbrunnen.

Diese vier gehen von Osten und vom Kornmarkt aus nach Westen und an die Mauer der genannten Stadt.

Durchgänge.

Zwischen der die Stadt theilenden und der Bäckergasse einer, die Alhartsgasse, nach dem Platz Samstagsberg.

Ist die jetzige Limpurgergasse zwischen dem Römerberg und der Kerbengasse. Battonn nennt sie die Herrenstubengasse. In dieser Gasse lag nämlich das Haus, in welchem die Limburger Wollenweber während der Messen zusammen wohnten und welches deswegen »zum alten Limburg« genannt wurde; es ist das linke Eckhaus bei dem Eingange vom Römerberge aus, Lit. J. 158, Römerberg 17. In dem Hause zum Römer, Lit. J. 154, Römerberg 21, befand sich eine Trinkstube; als der Rath dies Haus 1405 erkaufte, miethete sich die Trinkgesellschaft ein anderes Local in dem Hause zum alten Limburg und nannte sich danach Alt-Limburg. Dies Local behielt sie bis 1486, da sie sich in dem Hause zum Löwenstein, Lit. J. 155, Römerberg 23, einmiethete und nun auch danach nannte; im Jahr 1495 aber erkaufte sie das Haus Laderam, Lit. J. 153[b], Römerberg 19, welches das Eckhaus rechts beim Eingange vom Römerberge her ist, und nannte es Alt-Limburg. Seitdem führte auch die Gesellschaft den Namen Alt-Limburg und wurde wegen des gemeinschaftlichen Besitzes dieses Hauses eine Ganerbschaft. Wegen der politischen Bedeutung, welche sie nachmals errang, wurde ihr Zusammenkunftsort dann die Herrenstube genannt und die Gasse empfing davon den Namen, wie sie ihren jetzigen ebenfalls dem Hause Alt-Limburg verdankt.[2]

Zwischen der St. Georgs- und Widdergasse drei; der östliche die Bäckergasse, der mittlere die Froschgasse, der westliche die Drutmannsgasse

Die erste heisst jetzt die Kerbengasse, die zweite die Karpfengasse, die dritte die Kaffeegasse. Die mittlere führte ihren Namen von dem darin gelegenen Hause der Familie Frosch, jetzt Gläsernhof; schon 1300 wird der Hof des Wigel Frosch erwähnt, Wigel Frosch besitzt 1322 die Häuser zum Römer und zum goldenen Frosch, 1323 kommt auch eine Badstube zu dem Frosch vor; noch 1443 wird die Froschbadstube genannt,[3] die auf der nördlichen Seite der Kaltelochgasse, jetzt Paulsgasse lag.

[1] C. 51. Archiv V, 174. Grotefend, Mittheil. VI, 101 ff.
[2] Vgl. die Nachweise bei Römer-Büchner. Erwählung S. 221 fg.
[3] C. 335. 464. 470. Arch. VII, 147.

Zwischen der Widder- und der südlichen Minoritengasse einer, die Goltsteinsgasse.

Von dem Hause zum Goltstein so genannt, Lit. J 148, Buchgasse 18, jetzt Kalbergasse.

Zwischen der nördlichen Gasse der Minoriten und der Sandgasse einer, die Snabelsgasse, zu der nördlichen Thüre ihrer Kirche

So genannt von dem Eckhause zum Schnabel später am Barfüsser-Plätzchen, jetzt die Kirchgasse

Zwischen der Sand- und Marienbergsgasse einer, die Santburnengasse, von dem Brunnen genannt Sandburnen.

Jetzt die kleine Sandgasse, worin der Sandhof liegt, der Brunnen heisst noch Sandbrunnen.

Zwischen der Sandgasse und dem Kornmarkt einer, einen Winkel bildend.

Das Rittergässchen, früher Stiefel- oder Wernergässchen, auch kleine Sandgasse genannt, wie z. B. von Baldemar in der Tabula.

Zwischen der Carmeliter- und Reuerinnengasse vier, der eine die Hellergasse zwischen dem Kornmarkt und dem Carmeliterkloster, drei zwischen diesem Kloster und der Stadtmauer, der östliche am nächsten dem Kloster zur südöstlichen Thüre der Reuerinnenkirche, der mittlere an die südwestliche Thüre ihrer Kirche gehend, der westliche neben der Mauer genannter Stadt.

Die Hellergasse schon 1332 vorkommend (C. 469. 513 — in der Nähe des Throner Klosterhofs) heisst jetzt Ankergasse von dem Hause zum Anker Lit. J. 213, Ankergasse 10. Der alte Name rührt wohl daher, dass sie an das städtische Münzhaus führte, von den drei andern ist die erste die Seckbächergasse, von dem Hause zum Seckbach Lit. J 237, Seckbächergasse 11, so genannt, auch Albans- oder Albantergasse, weil das Ritterstift zum h. Alban in Mainz hier einen Hof hatte, Hostergasse oder Einungsgasse, von dem ehemaligen Beguinenhause zum goldenen Frosch, das auch die grosse Einung hiess, Lit. J 222, Seckbächergasse 12/14.[1] Die zweite ist die Papageigasse, vom Hause dieses Namens genannt, Lit. J 253, Papageigasse 1, früher Erbachergasse, von dem Erbacher oder Eberbacher Hofe, Lit. J 249 u. 250, Weissfrauenstrasse 5 und Papageigasse 9, einer Besitzung des alten Cisterzienserklosters Eberbach im Rheingau;[2] die dritte ist das Stöcker- oder Schindergässchen, deren Eingang 1811 überbaut wurde: jetzt Schneidwallgasse genannt.

Zwischen der Reuerinnen- und der Weissgerbergasse einer, die Michelsgasse.

So genannt von dem ehemaligen Beguinenhause zu St. Michael, Hinterhaus vom Baslerhof Lit. J 121/125, Buchgasse 13, jetzt die blaue Handgasse von dem Hause zur blauen Hand, Lit. J. 138, Blauehandgasse 5.

[1] Ueber Beguinen cf. Kriegk, Bürgerthum 100. Kirchner Gesch. I, 232.

[2] Schon 1259 erhielt dies Kloster die Hofstätte des Bezelin geschenkt. C. 26. Vgl. auch Bastgen, Gesch. der Abtei Eberbach. I, 478.

Zwischen der Weissgerber- und der Guldengasse drei, der östliche die erste, der mittlere die zweite Dietrichsgasse, der westliche die Rosengasse, diese zunächst an der Mauer der erwähnten Stadt.

Die beiden ersten Nebengassen führen den Namen von einem Anwohner, wie denn schon 1273 eine Hofstätte des Gerichtsboten Dietrich (area Theodorici preconis, C. 163) erwähnt wird. Die erste wurde später Hornauer-, Steiben- oder Stulergasse genannt dann wurde der Eingang in der Schüppengasse verbaut, ein Theil der Gasse wurde zu dem Hause Stalburg gezogen und bildet jetzt den Hof hinter der deutschen reformirten Kirche, welche bekanntlich an der Stelle des Stalburger Hofs stehet, der übrige Theil nach der Weissadlergasse hin behielt den Namen Hornauer- oder Hörnergässchen, heisst auch Muschelgässchen, von dem Stalburger Wappen, welches drei Pilgermuscheln zeigt. Die zweite Nebengasse heisst jetzt die Rothe Kreuzgasse, die Stadtmauer, an der die Rosengasse damals lag, wurde 1582 abgebrochen. Die ganze Gegend hiess früher das Rosenthal, lange Zeit den Freudendirnen zum Aufenthalt angewiesen.[1]

Sackgassen.

In der die Stadt theilenden Gasse eine, die Braunfelsgasse, auf der westlichen Seite zwischen der Sand- und Marienberggasse

Hiess später das Brunnengässchen neben dem Hause zum Braunfels Lit. K. 46, Liebfrauenberg 29, und wird durch den Neubau des Nachbarhauses jetzt verschwinden.

In der St. Georgsgasse auf der Südseite eine, zur Mainpforte führend, die Wysengasse.

Die Weissengasse (vicus Albi) führte ihren Namen von dem Hause der Familie Weiss und das Eckhaus heisst noch zum alten Weissen, Lit. J. 57, Am Holzpförtchen 1. Die Pforte hiess ebenso die Wysenpforte, später aber das Holzpförtchen. Dieses wurde mit seinem 1404 errichteten Ueberbau abgebrochen,[2] das Gässchen heisst aber noch Am Holzpförtchen. Vordem befand sich auch eine Badstube darin, welche schon 1297 erwähnt wird (estuarium apud Conradum Album situm, C. 313) und 1313 die Badstube bei der Fahre (C. 543) heisst Zum Unterschiede von der rothen Badstube heisst sie die weisse Badstube und das Gässchen wurde auch weissen Badstubengasse (vicus estuarii albi) genannt.[3]

In der Marienbergsgasse auf der Südseite drei, die eine zwischen dem Platze Rossebühel und der Santbrunengasse, zwei zwischen dieser Gasse und dem Kornmarkt, die mittlere und westliche.

Die erste ist das Kibeler- oder Faustgässchen, an der Stelle, da man jetzt hinten in den Braunfels geht. Die zweite ist das Lupurger- oder rothe Löwen-

[1] C. 378. Kriegk, Bürgerthum. Neue Folge 191 ff. Würdtwein dioec. II, 590. Kirchner, Geach. I. 590.
[2] Archiv III, 125.
[3] Ausser diesen beiden Badstuben werden noch die Badstube zu dem Frosch, die Judenbadstube und die Fischerbadstube erwähnt, auch befand sich eine solche in der Neugasse und in der Borngasse Vergl. Kriegk, Bürgerthum. Neue Folge 1 ff. Dergleichen gab es, besonders nachdem in Folge der Kreuzzüge auch auch in Deutschland der Aussatz zeigte, fast in allen Städten und selbst in vielen Dörfern. Die Sorge für die Krankenpflege zeigte sich damals in drei Anstalten, in den Spitälern, deren hier auch mehrere befanden, in dem Hause für die Aussätzigen (Gutleuthofe, schon 1283 erwähnt, domus leprosorum extra muros, C. [illegible]) und in den Badstuben, in denen warm gebadet wurde. Es war ein verdienstliches Werk, durch besondere Stiftungen auch armen Leuten den Gebrauch der Bäder zu verschaffen, man nannte dies Seelbäder

gässchen, so genannt von dem Hause zum rothen Löwen, welches schon 1312 erwähnt wird, Lit. K. 7, Bleidenstrasse 33. Die dritte ist das Mulichs-, jetzt Flarmaulsgässchen, von dem Hause zum Flarmaul, Lit. K. 1, Bleidenstrasse 45.

Auf dem Kornmarkt, auf der westlichen Seite zunächst der Stadtmauer eine, die Dorburnengasse.

Torfborngasse, jetzt kleiner Hirschgraben, war damals der enge Zwinger an der Stadtmauer, wie denn 1305 Häuschen erwähnt werden, welche in dem neuen Hofe Volkwins von Wetzlar in der Nähe des Berges Rossebühel gegen die Stadtmauer zu in der engen Gasse gelegen sind (in arto vico, C. 367). Der Brunnen heisst jetzt der Hirschbrunnen.

In der Carmelitergasse auf der Südseite drei, die östliche, mittlere und westliche, welche hinten bei dem Brunnen, Dumpilburnen, an der Stadtmauer zusammenlaufen.

Diese drei Gässchen stossen bei der Mainmauer auf die Dumpelborngasse der Brunnen, zuerst 1300 erwähnt (C. 334), hiess später auch der Tempelbronn oder von dem in der Nähe gestandenen Frauenhause der Frauenbrunnen. In diesem Hause (domus prostibuli, domus lupanaris, auch Tempelhaus genannt), wohnte der Stöcker [1] die Gasse hiess nachher die Brunnengasse (vulgo die Wallachei) und hat jetzt diesen Namen in kleine Mainzergasse verändert. Von diesen drei Gässchen befand sich nach Battonns Angaben das eine neben dem Neuburgerhof und wurde später hinten verbaut, vornen geschlossen, das zweite war ein freies Plätzchen und wurde später ein Haus darauf gebaut, so dass nun zwei enge Gässchen — das Brunnengässchen und die Almei — entstanden; das dritte ist namenlos.

Auf der Nordseite drei, eine zwischen dem Kloster und dem östlichen Carmeliterdurchgang, die östliche, zwei zwischen den mittleren und westlichen Carmeliterdurchgängen, die mittlere und westliche.

Die erste dieser Stumpfgässchen liegt zwischen der Carmeliterkirche und der Seckbächergasse sie wurde später gegen die Seckbächergasse zu geöffnet und also eine Winkelgasse. Die beiden andern liegen zwischen der Papagei- und Schneidwallgasse, das Papagengässchen und das Hexenplätzchen mit dem Mägdleinsbrunnen.

In der Guldengasse auf der Nordseite zwei, die östliche, die Strebegasse, die westliche, die Walthersgasse, beide führen an die Mauer der genannten Stadt.

Die erste ist das Weissadlergässchen nächst dem kleinen Kornmarkt, auch Olegasse (vicus oleatorum), Ysentrutsgässchen genannt, die zweite war das neben dem solmsischen Hof befindliche, jetzt auf beiden Seiten geschlossene Gässchen beide führten in den engen Zwinger an der Stadtmauer, d. h. den jetzigen kleinen Hirschgraben. — Seinen Namen führte das Walthersgässchen, von dem Ritter Walther von Cronenberg, der 1297 einen grossen Hof in Frankfurt, neben dem Ritter Conrad Schwab gelegen, von dem Deutschen Orden auf lebenslang erwarb (C. 307), denn dieser Hof scheint in seiner Familie geblieben und der spätere solmsische Hof gewesen zu sein, welchen noch 1446 Franc von Cronberg besass und der durch dessen Tochter Elisabeth Catharine, die Gemahlin des Grafen Johannes von Solms, an das Haus Solms fiel.

[1] Vgl. Kriegk, Bürgerthum II, 301 ff.

Alle vorgenannten Sackgassen gehen von Süden nach Norden, mit Ausnahme der Dorburnengasse, welche von Osten nach Westen läuft.

Die Hauptstrassen des oberen Theils der Neustadt.

Rydergasse, von dieser Pforte bis an die alte Stadtpforte genannt Bornheimerthor und die Friedbergergasse.

Diese Gasse führt ihren Namen von dem Riederhofe, nach welchem man von ihr aus gelangt. Der Riederhof, curtis Riederin, wird schon sehr frühe erwähnt. Kaiser Heinrich VI. schenkte ihn 1193 dem Frankfurter Schultheissen Wolfram (von Hollar), seiner Frau Pauline und ihren Erben mit allen Zubehörungen auch ein Forst (das Riederwäldchen) war dabei, von dem jährlich ein Zins gezahlt werden sollte. Nach Wolframs Tode schenkte ihn 1216 Paulina mit ihrem Sohne Johannes und ihrer Enkelin unter Genehmigung des Königs Friedrich II an das Kloster Aulisberg (später Kloster Hanau), welches ihn 1230 dem Kloster Arnsburg verkaufte (C 19, 24, 53) Am Ende dieser Gasse, ungefähr da wo später der Eingang hinter die Judenmauer war, stand die Riederpforte, denn 1366 wird noch eine Kapelle mit einem Kirchhof ausserhalb der Stadtmauern nahe bei der Pforte, genannt Rydertor, neu errichtet. Bald darauf aber muss dies Thor weiter hinausgeschoben worden sein, denn 1380 wird von dieser Kapelle aller Heiligen gesagt, dass sie in der Neustadt läge. (C 712. 757) Von dieser Allerheiligen-Kapelle, später Kirche, an deren Stelle jetzt die Schule stehet, nahm die Riedergasse ihren noch jetzt üblichen Namen Allerheiligengasse (vicus omnium sanctorum) an. Nach Battonn hiess sie auch die Hächergasse.

Der Viehmarkt, von der eben erwähnten Bornheimer-Pforte und der Friedbergergasse bis an das Kloster der h. Katharina, die Pforte altes Bockenheimerthor und die Eschersheimergasse, welche die Stadt theilt.

Als gegen Ende des 15 Jahrhunderts die Reihe Häuser zwischen der Friedberger- und Schäfergasse erbaut wurde, nannte man den oberen Theil des Viehmarkts (Fehmarkts, Femerts) nun der Zeile und später wurde der Name »Zeile« auf die ganze Strasse ausgedehnt. - Meister Wicker Frosch, Sänger am St. Barth.-Stift, erbaute ein neues Hospital vor den Stadtmauern nahe an der Bockenheimerpforte und wurde 1344 vom Erzb. Heinrich von Mainz ermächtigt, darin zwei Kapellen, zum heiligen Kreuz und zu den heiligen Jungfrauen Katharina und Barbara, zu errichten.[1] Zu dem Spitale fügte er dann ein Kloster für Nonnen des Deutschen Ordens zu Ehren der heiligen Katharina hinzu, erbaute zwei Kirchen, die St. Katharinenkirche für das Kloster und die heilige Kreuzkirche für das Spital, welche Erzb. Gerlach 1354 bestätigte, und versah sie reichlich mit Einkünften, Zinsen und Gütern, wozu namentlich sein bei dem Niederholz gelegener Hof zum Rebstock gehörte. Die Stiftungen bestehen noch, wenn auch im Laufe der Zeiten verändert, die St. Katharinenkirche ist 1678 neu erbaut worden und das Kloster ist zu einer weiblichen Versorgungsanstalt geworden. Ihr Siegel aber zeigt noch das Wappen des Stifters.

[1] Vergl. die Urkunden in Senckenberg, selecta I, 85 sq. Römer im Archiv V, 176, siehe aus derselben auch diejenigen Urkunden hierher, welche die alte Katharinenkapelle auf dem Bartholomäus-Kirchhofe betreffen.

Von Osten nach Westen gehen diese beiden.

Bornheimergasse, von der Riedergasse beinahe gegenüber der Judengasse, doch aber mehr westlich

Diese Gasse, auch die breite Bornheimergasse und später blos die Bretegasse genannt, hatte eine Pforte, durch die man nach Bornheim ging; daher der Name. Unter der Judengasse versteht Baldemar hier die jetzt auch verschwundene Gasse hinter der Judenmauer.

Friedbergergasse, von der Pforte der alten Stadt genannt Bornheimerthor, bis zu der Pforte der Neustadt genannt Friedbergerpforte.

Diese Gasse ging von der inneren Bornheimerpforte, am Ende der Fahrgasse, bis zum Friedbergerthor, welches sich am Ausgang der heutigen Altegasse befand. Als 1628 bei Errichtung der neuen Festungswerke dieses Thor geschlossen und ein neues Friedbergerthor am Ausgang der Vilbelergasse angelegt wurde, nannte man den nördlichen Theil der Friedbergergasse die alte Friedberger- oder kurz die Altegasse. Nach Battonn wurde erst 1812 durch den Abbruch des alten Thors die Altegasse wieder hinten geöffnet.

Von Süden nach Norden gehen diese beiden.

Durchgänge.

Zwischen dem Viehmarkt und der Friedbergergasse einer, östlich, die Schäfergasse.

Zu Baldemars Zeiten war die Peterskirche, an welcher jetzt die Schäfergasse in die Friedbergergasse einmündet, noch nicht vorhanden. Erst später wurde hier eine kleine Kapelle errichtet, dann 1417 wieder abgebrochen und an deren Stelle eine Kirche erbaut, welche 1452 zu einer Pfarrkirche für die Neustadt geweiht wurde. In dem folgenden Jahre wurde der Kirchhof dabei angelegt und 1454 die Reiffenberger oder Glauburger Kapelle dazu erbaut.[1]

Zwischen dem Viehmarkt und der die Stadt theilenden Eschersheimergasse einer, westlich, die Froschgasse.

Später nach einem Anwohner die Schlimmengasse, dann hinter der Schlimmenmauer genannt,[2] bis sie diesen durch Goethes Wahrheit und Dichtung berühmt gewordenen Namen mit dem der Stiftsstrasse, von dem Senckenbergischen Stifte oder Bürgerhospitale hergenommen, vertauschen musste.

Von Süden nach Norden laufen diese beiden, sind Winkelgassen.

Sackgassen.

In der Riedergasse, auf der südlichen Seite eine, die Judengasse, von ihrem Friedhof und dem alten Stadtgraben bis zur Riedergasse, beinahe gegenüber der Bornheimergasse, aber mehr ostwärts.

Die Judengasse, von dem dortigen Begräbnissplatze der Juden so genannt wurde später von der Mauer desselben mit dem Namen »hinter der Judenmauer« belegt. Es ist immerhin möglich, dass in dem Jahr zwischen dem Judenbrand (1349)

[1] Battenberg, Die alte und die neue Peterskirche

[2] Archiv VI. 179.

und Baldemars Aufzeichnung (1350) hier sich schon Juden in der Nähe ihres Begräbnissplatzes angebaut hatten. Der alte Stadtgraben, sonst Schiessgraben oder Judeneckgraben genannt, war nach Battonn ursprünglich der nördliche Graben der Vorstadt Fischerfeld. Die Juden hatten also, während sie noch in der Nähe des Mains und der St. Bartholomäus-Kirche wohnten, ihren Begräbnissplatz schon an dem hier genannten Platze und vor den Mauern der Stadt schon 1300 wird der Judenkirchhof bei Frankfurt und 1306 derselbe ausserhalb der Mauern Frankfurts erwähnt (C. 336, 369), doch muss aus gefundenen Grabsteinen geschlossen werden, dass der erste jüdische Begräbnissplatz bei der alten Synagoge südlich des Doms lag.

Ebenso auf der nördlichen Seite eine, genannt Klappergasse.

Sie entsprach etwa der Brauhausgasse und Stelzengasse, die zum Klapperfeld führte. Durch die Anlage der neuen Zeil ist diese Stadtgegend völlig verändert.

Diese beiden gehen von Süden nach Norden und sind Winkelgassen.

In der Bornheimergasse, auf der östlichen Seite eine, auf der westlichen Seite eine, die Lytzengasse.

Die erstere ist das Plätzchen in der Breitengasse, die Lytzengasse führte von der Breitengasse nach der Kühgasse. In der Tabula schreibt Baldemar neben die Lytzengasse am Rande Kuwersgazze, daher kommt dann wohl der Name Kühgasse. Battonn bemerkt, dass im 15 Jahrhundert ein Herr von Rohrbach ihre Abschaffung bewirkt habe, um seine beiden dort gelegenen Gärten, Hubenstuck und Hildeburg genannt, zu vereinigen, die dann der Rohrbacher Garten, später der grosse Bleichgarten hiessen. Damit nun die Kühgasse einen andern Ausgang erhielt, entstand die kleine Riedergasse, später in Rittergasse verändert, jetzt die Klingergasse, nach dem Namen des dort geborenen Dichters.

In der Friedbergergasse auf der östlichen Seite eine, der Schäfergasse gegenüber.

Dies ist die jetzige Vilbelergasse, die Tabula hat am Rande Velwillergazze, die 1628 bei der Verlegung des Friedbergerthors an ihren Ausgang aufhörte eine Stumpfgasse zu sein und diese Eigenschaft an die Altegasse übertrug, wie oben bemerkt. Die daran stossende Winkelgasse, die bei der Verbreiterung der Vilbelergasse veränderte Hammelgasse, hiess eine Zeitlang die (kleine) Bornheimergasse.

Diese drei gehen von Osten nach Westen, sind Winkelgassen.

Die Hauptstrassen des unteren Theils der Neustadt.

Die westliche Seite der die Stadt theilenden Gasse, wie oben.

Also die westliche Seite der Eschenheimergasse, die Tabula nennt sie auch richtig Eschersheymergazze.

Die Mainzergasse, von der Pforte der alten Stadt, genannt Bockenheimerthor, bis zu der Pforte der neuen Stadt, genannt Mainzer- oder Galgenpforte.

Diese Gasse, von der alten Bockenheimer- oder Katharinenpforte ausgehend, umfasste also einen Theil des Rossmarkts und die Gallusgasse, an deren Ausgang, in der Gegend des jetzigen Taunusthors, das alte oder innere Mainzer- oder Galgenthor stand. Sie hiess später Galgengasse (vicus patibuli), erst in neuerer Zeit wurde der Name in Gallusgasse verdorben. An der Ecke, da wo jetzt die Schlesinger-

gasse beginnt, stand ehemals die Maternus-Kapelle, vor welcher der Pferdemarkt gehalten wurde.

Die Bockenheimergasse, von der Pforte der alten Stadt bis zur Pforte der neuen Stadt, welche Bockenheimerthor genannt werden.

Sie umfasste also auch den jetzigen Steinweg und hiess auch die Rödelheimergasse.

Diese beiden gehen von Osten nach Westen.

Durchgänge.

Zwischen der die Stadt theilenden Gasse und Bockenheimergasse einer, von Osten und der nach Osten und Süden sehenden Ecke der die Stadt theilenden Gasse nach Westen gehend, die Denengasse.

Von dem Anwohner Ditzel Denen so genannt (vicus Dyzelonis Denen), jetzt die Nordseite des Schillerplatzes und die Biebergasse.

Zwischen der Mainzer- und Bockenheimergasse einer, der Rossmarkt, von Süden nach Norden zur Denengasse ziehend.

Ist also der heutige Goetheplatz mit dem Theaterplatz. Die Häuser, welche jetzt die eine Seite der Töpfengasse bilden, waren anfänglich bloss Steinmetzenhütten und zu Baldemars Zeiten noch nicht vorhanden.

Sackgassen.

In der Mainzergasse auf der Nordseite eine.

Ist die kleine Gallusgasse, welche jetzt einen Ausgang in die Schlesingergasse hat; letztere war also zu Baldemars Zeit noch nicht vorhanden.

In der Bockenheimergasse zwei auf der Südseite, die erste und die zweite

Dies sind das Luginsland, dessen nördlicher Theil jetzt verbaut ist, und die alte Rothhofstrasse, die drei Gassen, welche später von der ersteren aus nördlich liefen, die kleine Bockenheimer-, Brunnen- oder Kettenstrasse und Dreifrosch- oder neue Rothehofstrasse bestanden zu Baldemars Zeit noch nicht, die neue Goethestrasse hat hier alles verändert, die Kettenstrasse ist ganz verschwunden.

Diese drei laufen von Osten nach Westen.

In der Denengasse auf der Nordseite eine, welche sich in mehrere theilt, von Süden nach Norden laufend.

Ist wohl die Gasse, welche nach dem Rahmhof führte (dieser Hof wird schon 1357 erwähnt[1]), diese ganze Gegend ist in diesem Jahrhundert vollständig verändert, besonders durch den Bau der neuen Börse.

Sachsenhausen.

Die Hauptstrassen des oberen Theils.

Die Rodergasse oder St. Elisabethengasse, nächst dem Süden oder dem Felde zu gelegen, von der Pforte nach Oberrad, genannt Affenpforte, bis zu der Kirche derselben heiligen Elisabeth.

[1] Senckenberg, sel. I, 210

Diese Strasse, welche von der Elisabethenkapelle auf dem Kirchhofe gegenüber der Brücke bis zu dem Affenthor hinzog und dort eine Biegung machte, hiess Rodergasse, wenn sie nach Oberrad führte. Das Thor führte den Namen nach einem in der Nähe gelegenen Hause zum Affen. die später versuchte Herleitung des Namens von Ave Maria ist nicht richtig.

Die Gasse zum Main, genannt Maingasse, zunächst dem Norden oder dem Maine gelegen, von dem Orte genannt Thiergarten bis zur Mainbrücke

Diese Gasse, am früheren Forstmagazin anfangend, durch die im Thiergarten. an dem Auslager und im Klöppelhof genannten Gegenden bis zu dem Zwinger hinter dem deutschen Hause und bis an die Brücke hinziehend, heisst jetzt die grosse Rittergasse.

Von Osten nach Westen sind diese beiden gelegen.

Durchgänge.

Zwischen den ebengenannten Gassen zwei, der eine von Osten und der Maingasse nach Westen zu der Rodergasse, der andere von Süden und der Rodergasse nach Norden zur Maingasse.

Der erste Durchgang, früher Klapper oder Hofstattgasse genannt, heisst jetzt die kleine Rittergasse und zieht von der grossen Rittergasse aus an der jetzigen Klappergasse vorbei bis zum Affenthor. Ein Theil derselben hiess auch die Hainergasse. Der zweite Durchgang geht von der grossen Rittergasse am Frankensteinerhof aus bis zur Elisabethengasse und heisst jetzt die Paradiesgasse, früher auch die Cleen'sche Hofgasse.

Es ist bekannt, dass in Sachsenhausen auf des Reiches Boden die zur Pfalz Frankfurt gehörigen Ministerialien viele Besitzungen hatten. Es ist daher auch wohl möglich, dass die Rittergasse davon ihren Namen erhielt. Denn gerade in dieser Gegend lagen mehrere Rittersitze. Angesessen war hier vor Allen die Familie der Herren von Sachsenhausen.[1]

Sachsenhausen.

Hauptstrassen des unteren Theils.

Die Deutschordensgasse, welche Sachsenhausen theilt wie oben

Diese von den Gebäulichkeiten des deutschen Ordens daselbst genannte Gasse welche auch unter den Hauptstrassen des oberen Theils hinsichtlich ihrer östlichen Seite anzuführen war, heisst auch die Brückenstrasse (vicus pontis).

Die Brücke über den Main ist offenbar bald nach 1137 gebaut. In diesem Jahr liess sich das Kloster Ilbenstadt neben anderen Besitzungen auch das Fährrecht über den Main in Frankfurt bestätigen, später nicht mehr, es war eben in Folge des Brückenbaues werthlos geworden.[2] Erwähnt wird die Brücke selbst zuerst 1222,[3] 1235 war sie — ein Holzbau — in Folge grosser Ueberschwemmung sehr baufällig geworden und drohte gänzlichen Einsturz, daher König Heinrich den Bürgern das halbe Einkommen aus der königlichen Münze zu Frankfurt und das nöthige Holz aus dem Reichswald mit dem Befehle überwies, dass sie alsbald die Brücke

[1] Euler im Archiv VI, 38 ff. Schenk zu Schweinsberg, Neujahrsblatt 1878.
[2] Grotefend in Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1882/84.
[3] Kriegk, Geschichte 76.

herstellen und ferner wohl unterhalten sollten. Sie muss mehrfach Schaden genommen haben, denn 1300 wurde denjenigen ein Ablass verliehen, welche zur Reparatur der Brücke beisteuern würden. Im Jahr 1306 aber riss ein starker Eisgang bei grossem Wasser einen grossen Theil der Brücke mit den zwei Brückenthürmen wieder ein. Sie wurde indessen bald wieder hergestellt, denn 1310 verleiht König Heinrich dem Schultheissen Volrad drei Mark Einkünfte von dem Zolle, der an dem Thore der Brücke über den Main erhoben wurde. König Ludwig erlaubte 1329 der Stadt, zur Besserung ihrer Brücke Gülten aufzunehmen. Auch wurde 1338 eine Kapelle zu Ehren der h. Katharina auf der Brücke errichtet. Die grosse Wasserfluth des Jahres 1342 aber, zu deren Erinnerung lange Jahre hindurch die grosse Procession am Marien Magdalenen Tage stattfand, brachte neue Zerstörung: die ganze Brücke mit einem Thurm und der Kapelle wurde weggerissen, nur sechs Bogen auf der Stadtseite blieben stehen. Sie musste daher neu erbaut werden, zu welchem Zwecke schon im September 1342 König Ludwig eine Erhöhung des Zolls erlaubte, und 1345 wurde auch der Thurm auf der Sachsenhäuser Seite wieder aufgeführt. Im Jahre 1362 war der Brückenbau noch im Gange, denn es wird der Baumeister dieses Baues, Gernand Smyd erwähnt und 1363 erlaubte Kaiser Karl IV dem Rath, Juden in der Stadt aufzunehmen um einen jährlichen Zins, der zum Theil für die bresshafte Mainbrücke verwendet werden soll. Meister Martin Gerthener erbaute 1399 einen der Schwibbogen und verpflichtete sich, falls derselbe bei seinen Lebzeiten einstürzen oder sonst merklichen Schaden nehmen sollte, ihn auf seine Kosten neu zu bauen.[1]

Oppenheimer Gasse, zunächst nach Süden oder dem Felde zu gelegen, von der obgedachten St Elisabethenkirche zum Hospital der drei Weisen aus Morgenland, sodann Hurtegasse genannt, bis zu der Pforte genannt Oppenheimer Thor.

Ihren Namen erhielt diese Gasse sammt dem Thore von der Landstrasse nach Oppenheim, die an der Pforte anfing. In ihrem östlichen Theile hiess sie auch Spital, jetzt Dreikönigsgasse, in dem westlichen aber Hirten- oder Haargasse. Wann das Hospital zu Ehren der drei Weisen, wofür später die Bezeichnung der heiligen drei Könige üblich wurde, gestiftet worden, ist nicht bekannt. Darin befand sich eine Kapelle, die zwar Baldemar nicht erwähnt, die aber schon 1340 Heinrich Diemer errichtet haben soll. Im Jahr 1450 verordnete Papst Nicolaus, dass diese Kapelle (gleichzeitig mit der Peterskapelle in der Neustadt) zu einer Pfarrkirche mit Kirchhof erhoben werde, 1452 führte der Cardinallegat Nicolaus diese Anordnung aus und der Rath traf 1453 Vorkehrung, dass dem Priester an der neuen Kirche sein gebührendes Auskommen werde, zu welchem Zwecke auch die Einkünfte der Kapelle der heiligen Katharine, «etwan uff der Brucken gelegen» mitverwendet wurden.[2]

Löhergasse, zunächst nach Norden oder dem Maine zu gelegen, von der Mainbrücke bis zu dem gedachten Hospitale, dann Fischergasse genannt, bis zur westlichen Mainpforte.

Anfänglich ging die Löher- oder Lohgerbergasse nur bis an das Hospital, oberhalb welchem die Stadtmauer stand; bei der Vergrösserung Sachsenhausens wurde sie dann durch die Fischergasse fortgesetzt bis zur Fischerpforte, jetzt Schaumainthor.

[1] L. 54, 40. 61. 557. 590. 497. 578. 685. 685. 780. Annalen des J. Latomus, in Quellen zur Frankfurter Geschichte I, 67 ff. v. Oven u. Becker, Neujahrsblatt 1880.

[2] Würdtwein nov. II, 507. 514. 518. Faber, Beschreibung I, 11. Kirchner, Geschichte I, 256.

Diese beiden gehen von Osten nach Westen

Durchgänge.

Nur einer zwischen der Oppenheimer- und Löhergasse, von Süden nach Norden laufend.

Ist das Plätzchen an der Dreikönigskirche.

Die Vorstädte der Altstadt Frankfurt.

Nämlich das sogenannte Fischerfeld, das weder Hauptstrassen noch Durchgänge hat, sondern nur eine nach Norden gelegene Strassenseite. Diese Seite hat drei Sackgassen, eine östliche, mittlere und westliche, von Süden nach Norden gelegen.

Das Fischerfeld ist die Gegend von der Brücke an bis zum ‚engen Obermainthor, dann vom Main an bis zur Hanauer Landstrasse nach den Riederhöfen zu. Hierhin verlegt Battonn die ersten Ansiedlungen dieser Gegend, mehrere Forscher suchen hier den karolingischen Meierhof, dem widerspricht aber vor allem die sumpfige Beschaffenheit des Geländes, die die Bebauung verzögerte. 1329 tritt der Probst Wilhelm v. Aspalt (Cod. 496) sein Recht an der schon lange öde liegenden Bunde in Fischerfeld an Johann v. Speyer und Jacob Kloblauch ab.

Auf diesem Felde nun, und zwar längst des Mains hin, stand eine Reihe Häuser, welche man die Vorstadt Fischerfeld nannte. Denn da Baldemar sagt, dass diese Häuserreihe nach Norden zu gestanden habe, so lässt sich nur annehmen, dass sie, wie jetzt die Häuser an der schönen Aussicht, nach dem Flusse hin gesehen habe. Hier war der Thurm, der in der Beschreibung von 1391 (C. 767) der Erker auf dem Fischerfelde genannt wird. Zu Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts verschwand diese Vorstadt, ihrer wird in der Verordnung über Abschaffung der Schindeldächer (um 1400) noch gedacht, in der Kriegsordnung von 1428 und der Ordnung von 1443 über die den einzelnen weltlichen Richtern zugewiesenen Stadttheile aber kommt sie nicht mehr vor.[1] Ein Theil des Fischerfeldes wurde darauf bei der Erweiterung der Festungswerke 1628 zur Stadt gezogen, das äussere Fischerfeld umfasste dann noch die Gegend zwischen dem Riederbruch und dem Mainwasen. Im Jahre 1788 wurde beschlossen, das aus Gärten und Alleen bestehende innere Fischerfeld sammt den Gegenden des Brückhofs (der dem Ausgang der Fischergasse gegenüber lag) und des Wollgrabens mit Häusern anzubauen und es entstand hier ein neuer Stadttheil, den man eine Zeit lang die Neustadt oder die neue Anlage nannte. Eine der daselbst angelegten Strassen heisst noch die Fischerfeldstrasse, eine andere die Schützenstrasse, zur Erinnerung daran, dass vormals die bürgerliche Schützengesellschaft hier ihren Schiessplatz hatte.[2]

Die Vorstädte von Sachsenhausen.

Sie bestehen aus zwei Theilen.

Der südliche Theil liegt vor der Roder- oder Affenpforte und ist eine Strasse genannt auf dem Steinwege, von Süden nach

[1] Archiv VII, 147.
[2] Kriegk, Geschichte ,,

Norden gehend, deren beide Sackgassen sind die östliche und die westliche.

Der westliche Theil liegt vor der Oppenheimer- und Fischerpforte, und hat eine Strasse, genannt an der Oppenheimerstrasse, von Osten nach Westen gehend, mit zwei Seiten, einer südlich zwischen der genannten Strasse und dem Maine, der andern nördlich zwischen dieser Strasse und dem Felde.

Die Vorstadt auf dem Steinwege (in via lapidea) lag an der Südostseite Sachsenhausens, lehnte sich vor dem Affenthor an den Graben und war gegen Süden, ungefähr 80 Schritte von dem Oberräder Weg entfernt mit einem Thor verschlossen, welches die Kühramspforte genannt wurde, verderbt aus Quireinspforte, d. h. Pforte des Wächters Quirein. Als man diesen Mann nicht mehr kannte, kam der Name Kühram auf mit den nöthigen Erklärungen. Im Jahr 1552 wurde aus Besorgniss vor einer Belagerung diese Vorstadt niedergerissen, später zwar die Pforte wieder aufgebaut, aber 1645 wieder abgebrochen, da anstatt einer Vorstadt nur Gartenhäuser dorten erbaut wurden. An ihre Stelle kam ein Schlag und ein Geleusstein, indem an dieser Pforte von Alters her das städtische Geleit anfing. Da aber wegen des Geleits mit Kurmainz vielfache Streitigkeiten entstanden, weil dasselbe das Geleit bis ans Affenthor führen wollte und dies für die alte Quirinspforte ansah, so liess der Rath noch 1790 an der alten Stelle eine Pyramide mit der Inschrift Quirinspforte aufrichten. Erst 1810 wurde der alte Steinweg cassirt und ein neuer Weg durch die Gärten angelegt. Auch die westliche Vorstadt, nur aus zwei Reihen Häuser bestehend, wurde 1552 niedergerissen.[1] Bei diesen beiden Häuserreihen hat Baldemar offenbar die Himmelsrichtung verwechselt, da der Main nördlich fliesst.

Die Gärten der Neustadt.

Sie zerfallen in drei Theile. Der östliche oder obere Theil liegt zwischen der Rieder- und Friedbergerstrasse, der nördliche oder mittlere zwischen der Friedberger- und Eschersheimerstrasse, der westliche oder untere zwischen der Eschersheimer- und Bockenheimerstrasse, in dem Lindau genannt.

Battonn ist der Ansicht, dass Baldemar hiermit die Gärten innerhalb der Stadtmauern habe bezeichnen wollen, aber es ist dies wohl nicht der Fall, sondern es werden hier die Felder vor der neuen Stadt genannt, in welcher die Gärten lagen. Denn Baldemar gebraucht den Ausdruck strata nicht für Gasse, sondern versteht darunter eine Landstrasse, was die gewöhnliche Bedeutung des Worts ist, ausserdem ist der Name Lindau nie für einen Theil der Stadt, sondern stets für das sogenannte Bockenheimerfeld üblich gewesen. Im Jahr 1251 gibt König Conrad IV dem Schultheissen Wolfram den Neuntzehnten des abgetriebenen Reichswaldes Lindach bei Frankfurt zu Lehen und 1256 wird derselbe auch mit dem probsteilichen Zehnten in Lindau, ad Lindehe, beliehen. Schon 1267 wird ein Garten daselbst erwähnt und 1294 Ackerland »an deme Lindehe«, neben dem Wege, da man nach Praunheim und Bockenheim geht. Es wird 1296 und 1298 ebenso angegeben, dass die Gegend »an deme

[1] Quellen zur Frankfurter Geschichte II, 569

Lindehes vor den Stadtmauern lage, an dem Wege nach Gnheim zu. (C. 83. 99. 141 283 310. 320.) Warum aber Baldemar nur Gärten in diesen drei Gegenden, und nicht auch z. B. links von der Bockenheimer Landstrasse an bis zum Maine erwähnt, scheint darin seinen Grund zu haben, dass die Gärten ursprünglich nicht in den eigentlichen Stadtfeldern angelegt werden durften. Eine Ordnung über das Brachfeld[1] spricht sich nämlich dahin aus, dass von Alters her um die Stadt innerhalb der Landwehre drei Felder gewesen seien, dass von diesen Feldern jedes Jahr eins habe brach liegen müssen und dass fortan dieser dreijährige Wechsel wegen der Viehweide weder streng solle eingehalten werden. Als diese drei Felder werden nun bezeichnet das Riederfeld von dem Riederhofe an bis auf das Fischerfeld, das Friedberger Feld, von der Vilbeler Strasse an bis auf die alte Friedberger Strasse, hinter den Oeden her bis an den Ginheimer Steg, und das Galgenfeld von der Pforte an bis an die alte Warte und von der Niedenau bis an den Mainwasen. Die Gegend aber von dem Bornheimer Wald an bis an den Friedberger Schlag, von der grossen und kleinen Oede bis an die Eschersheimer Strasse an den Wiesenborn, und weiter von dem Froschborn bis zur Ginheimer Landwehre am Lindenborn, bis zur Rödelheimer (Bockenheimer) Warte und von da bis an den »kuwedrecksborn« soll nicht zu den drei Feldern gehören, sondern wer daselbst begütert ist, kann sich seines Geländes gebrauchen wie er will. Diesen Bezirk nun, der nicht zur Weide bestimmt war, scheint Baldemar unter der Bezeichnung »Gärten« verstanden zu haben und in ihm lassen sich auch unschwer die drei Theile unterscheiden, welche Baldemar angibt. Damit stimmt überein, dass die Gärten, deren Lage in den Urkunden näher bezeichnet werden, sich ebenfalls in diesem Bezirke finden, z. B. in dem Lindau vor der Bornheimer Pforte (1267, C. 141), gegen Bornheim zu (1298, C. 319), bei dem Schwarzen Hermanns Brunnen, am Bornheimer Wege, an der Pfingstweide (1300, C. 336) u. s. w. Ohne Zweifel lagen aber in der Gegend, welche den Platz zu der späteren Neustadt lieferte, ebenfalls Gärten, und da der Anbau der Neustadt nicht so rasch vor sich ging, mochten manche solcher Gärten als nunmehr städtische Grundstücke sich noch lange erhalten. Daraus erklärt sich auch der grosse Raum, den einzelne Besitzungen dort einnahmen, sowie der Umstand, dass manche in der Altstadt längst angesessene Geschlechter auch in der Neustadt grosse Höfe besassen, die vordem gewiss ihre Gärten waren. So wird 1360 von einer Baustätte (area) gesagt, sie sei gelegen innerhalb der Mauern der Neustadt, sonst zu den Gärten genannt, hinter dem Hofe Heinrichs zu dem Wyddel und gegenüber dem Hofe des Heilmann Frosch, also in der Frosch- oder nachherigen Schlimmengasse.

Dieses alles wird die Tafel der Strassen, die unten in obiger Reihenfolge aufgeschrieben ist, genauer zeigen, in der die Gassen, wenn auch mehrere namenlos sind, mit dem Namen eines angesehenen Mannes, der dort zur Zeit ihrer Zusammenstellung wohnte, genannt werden, damit man sie an dem Namen wieder erkenne. Dennoch glaube ich, dass diese Namen bei einigen Sackgassen untergehen werden, desshalb weil einmal Gehöfte aus ihnen ausgebaut werden und umgekehrt.[2] Desshalb halte ich es für nothwendig, die schrift-

[1] Archiv VII, 152.

[2] Baldemar denkt hier daran, dass, wenn eine Sackgasse nach der Strasse geschlossen wird, ein Gehöft entsteht, und, dass wenn ein Gehöft sein Thor nach der Strasse verliert, eine Sackgasse darauf wird.

lichen Aufzeichnungen über sie und anderes Veränderliche, worüber Sicheres nicht angegeben werden kann, unaufhörlich wo nur immer möglich, zu erneuern.

In dieser Reihenfolge also sind die Einkünfte der Kirche des heiligen Bartholomäus zu Frankfurt in vier einzelnen Büchern, da sie vierfache sind, nämlich solche der Präbenden, der Vicarien, der Presentien und der Officien, unten verzeichnet.

II.

Die Maler-Familie Fyoll und der Römerbau

im Hinblick auf die Thatigkeit der Fyolls in demselben.

Von **Otto Donner-von Richter.**

1. Sebald Fyoll.

Der Name des in Frankfurt a. M. geborenen Malers Konrad Fyoll[1] ist zuerst durch J. D. Passavant in die Kunstgeschichte eingeführt worden.[2] Er glaubte in Konrad Fyoll den Künstler zu erkennen, welcher das ehedem in der Dominikanerkirche zu Frankfurt a. M., jetzt in dem Frankfurter Historischen Museum befindliche hervorragende, grosse Flügel-Altarwerk geschaffen hat, dessen Mittelbild die Familie der heiligen Anna und dessen Flügel auf ihren Innenseiten links die Geburt der Maria, rechts den Tod derselben darstellen. Die Aussenseiten dieser Flügel sind in vier Tafeln eingetheilt, welche grau in grau gemalte Figuren enthalten, deren Gesicht und Hände aber fleischfarbig colorirt sind. Auf den noch erhaltenen Tafeln — eine derselben ist verloren gegangen — sehen wir. 1) den heiligen Joseph mit dem Christuskinde, welches auf einem Steckenpferde reitet; 2) die Heiligen Lucia und Agnes; 3) die Heiligen Valentin und Martin.

Die Schönheit der Anordnung in den figurenreichen Compositionen, die vollendete Charakteristik der Köpfe und namentlich das ungemein kraftvolle und leuchtende Colorit, welches uns in dem Bilde der Geburt Mariae am überraschendsten entgegentritt, die anmuthige Behandlung des Landschaftlichen, die vorzüglich ausgeführten zahlreichen ornamentalen Details, alle diese Eigenschaften weisen auf einen Meister von ganz ungewöhnlichen Gaben hin und zeigen in ihrer Gesammtheit, dass der Künstler sein Talent entweder selbst in

[1] Unter den verschiedenen Schreibweisen dieses Namens in den Quellen wähle ich diejenige Form, in welcher Konrad Fyoll selbst unterzeichnet.

[2] Kunstblatt von Dr Ludwig von Schorn, Stuttgart 1841, No. 101, S. 418.

den Niederlanden ausgebildet hat, oder doch bei Solchen, die aus dieser Schule stammten.

Diese nach allen Merkmalen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehörigen Gemälde haben mit Recht die Aufmerksamkeit der Kenner in hohem Grade erregt. Da sie mit keinerlei Monogramm oder Namen versehen sind, so ist der Wunsch, ihren Autor und seinen Namen ermitteln zu können, ein sehr naheliegender. Ob aber Passavant das Richtige getroffen hat, indem er Konrad Fyoll die Ehre der Autorschaft zuweist, muss vorerst noch dahingestellt bleiben, positive Beweise für dieselbe habe ich trotz aller Bemühungen nicht zu finden vermocht. Es soll daher der Zweck dieser Untersuchungen vorzugsweise *der* sein, den Leser in die Lage zu versetzen, sich selbst ein Urtheil über die Frage zu bilden, indem ich in Nachfolgendem zu einem Gesammtbild zu vereinigen versuche, was ich an Material theils schon bei Passavant und bei Gwinner,[1] der sich dessen Ausführungen anschliesst, vorfand, theils durch Archiv-Studien neu hinzufügen konnte; und ferner indem ich *das* richtig zu stellen suche, was nach meinen Untersuchungen in den Ansichten meiner Vorgänger nicht aufrecht zu erhalten ist, oder was sich in denselben als thatsächlich nicht zutreffend erwiesen hat.

Aufmerksam wurden die mit unserm Stadtarchiv näher Vertrauten auf den Namen Fyoll zuerst durch den Umstand, dass im Laufe des 15 Jahrhunderts dieser Namen als Familiennamen mit verschiedenen Vornamen zu wiederholten Malen in den städtischen Büchern und in den Correspondenzen des Raths genannt wird; und zwar, was die Bücher anbetrifft, namentlich im Zusammenhang mit Arbeiten, welche in den 1405 von dem Rathe angekauften Häusern zum Römer und zum goldnen Schwan von Mitgliedern der Familie Fyoll ausgeführt wurden.

Die früheste Erwähnung eines Malers dieser Familie, nämlich des Sebald Fyoll, fand ich in folgender Weise: Vor Jahren schon hatte ich mir aus einem Zinsbuche des Bartholomäusstiftes[2] aus dem 15. Jahrhundert die Notiz copirt: »domus Nideck locata est pro IX ℔ IIII s. 5 hlr. añº. Martini dat Sewaldus pictor etc.« Da ich nicht zweifelte, dass unter diesem »Sebaldus pictor« nur der Maler Sebald Fyoll gemeint sein könne, und da das Haus Nideck die südliche Ecke der

---

[1] Gwinner Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. (Frankfurt 1862), S. 16—23, Zusätze und Berichtigungen (1867) S. 23—24.

[2] Damals noch auf der Stadtbibliothek, ein Heft in geknicktem Pergamentdeckel mit der Aufschrift »camerariorum (sc. über) de locationibus domorum« etc.

Fahrgasse und Kannengiessergasse bildete,[1] gegenüber dem am östlichen Ende letzterer Gasse stehenden sogenannten »Lumpenborn«, so sah ich mit Herrn Archivar Dr. Jung[2] durch, was von Beedebüchern aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts — leider fehlen die von 1429—1462 — noch vorhanden ist und dabei ergab sich, dass der früheste Eintrag einer Steuerentrichtung seitens Sebald Fyolls in Haus Nideck in das Jahr 1424 fällt. Dieser Eintrag auf S. 20 lautet unter der Ueberschrift: »Nota, daz orthusz wiederum gein dem Lumpenborn ubir: Item Selwolt Fyol, der maler, XII s. had bezalet und gesworen.« Das genannte »orthusz«, d. h. Eckhaus, ist kein anderes als das Haus Nideck, welches Sebald also von dem Bartholomäusstift ermiethet hatte.

Die auf diese erste Erwähnung des Sebald Fyoll der Zeit nach nächstfolgende ist von besonderem Interesse. Sie befindet sich in dem Bürgerbuche von 1410—1440 auf S. 41 und lautet: »Sebal Viol von Nurenberg meler hat ein burgerssen und gehuldet und gesworn. actum feria sexta ante Walpurgis anno XIIII^{c} XXV^{to}.« Hiermit ist gesagt, dass Sebald Fyoll, der aus Nürnberg eingewanderte Maler, am 25. April 1425, nachdem er eine Frankfurter Bürgerstochter, vielleicht Wittwe, geheirathet hatte, in den Bürgerverband aufgenommen worden war und den Bürgereid geleistet hatte.[3] Diese Thatsache der Einwanderung Sebalds aus Nürnberg findet eine weitere Bestätigung in dem Umstande, dass wir in dem Bürgermeisterbuche von 1430 wieder einen Sebald Fyoll von Nürnberg als Bürge für seinen Schwager, den Sporer Henne, erwähnt finden. Diese Notiz auf fol. 75^{b} lautet: »Als Sporer Henne eines abends zu Selgenstadt Wenzel Kolemesser und Peter von Bergen und auch etzliche andre scharwechter understanden hatte, zu schedigen und zu wenden, und darumb in gefengnis qwam, so ist er uff hude dinstag nach Oculi anno XIIII^{c} XXX^{mo} darausz gelassen uff eyn ald orfridden (Urphede) und had dazu gelobt in guten truwen an eydes stad, sin lip und gut von dem rade nit zu wenden oder zu keren ane wissen und willen des

[1] Vgl. Battonns Oertliche Beschreibung Band II, S. 70 ff. »Das husz und gesesze — gnant Nydecke, eyn orthusz, gelegen unter den Kangieszern stoiszende an kleinen Kronenberg uff eyne und an das husz gnant zum Heren uff die ander syten gegen den Lompen born ubir.« Es war damals Eigenthum des Bartholomäusstiftes.

[2] Herrn Archivar Dr. Jung drücke ich hiermit für seine stets bereite Beihülfe in meinen Archivstudien meinen lebhaftesten Dank aus.

[3] Diese Thatsachen waren weder J. D. Passavant noch Gwinner bekannt, wohl aber Herrn Archivar Dr. Grotefend, welcher in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M., Band VI, S. 256 diese bereits ohne Quellenangabe berührt.

rads, und had da solichen frevel dem rade abgetragen. so sin sine burgen darfur worden Sebold Fiol von Nurenberg, sin swager, und Heinz von Cronenberg, sin muter diner. actum coram Johan Palmstorffer und Johan Brun magistris civium. anno et die quibus supra.« Der auf folio 74b für obige und andre Eintragungen angegebene Tag ist: »secunda feria post Oculi,« also . 21. März 1430. Es ist zwar nicht ausdrücklich bemerkt, dass dieser hier genannte »Sebald Fiol von Nurenberg« der Maler dieses Namens sei; da aber in keiner sonstigen Mittheilung aus jener Zeit eines andern Sebald Fyoll gedacht wird, als gerade des Malers, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass der Schwager des Sporers Henne und der Maler Fyoll eine und dieselbe Person seien. In weitere Verlegenheiten scheint Sebald durch seinen turbulenten Schwager Henne, für welchen es — wie wir das ja auch heute noch kennen — einen ganz besondern Reiz gehabt zu haben scheint, sich mit den Schützern der öffentlichen Ordnung in unzweckmässige Opposition zu setzen, nicht gekommen zu sein, und müssen wir die Annahme seiner Bürgschaft seitens des Rathes als ein Zeichen dafür betrachten, dass man Sebald als zuverlässigen Mann schätzte.[1] Da wir durch diesen Vorfall Einblick in Sebalds Verwandtschaften bekommen haben, so sei der Vollständigkeit wegen bemerkt, dass die Schwester seiner Frau Katharina, Anna, den Heintz Grünewals in Sachsenhausen geheirathet hatte, und dass dieser zweite Schwager Sebalds Hülfe auch in Anspruch genommen zu haben scheint, und zwar durch ein Anleihen, für welches er ihm eine Hypothek auf sein Haus in Sachsenhausen gab.[2]

Wenn ich besonderen Werth auf die Feststellung der Thatsache lege, dass Sebald aus Nürnberg nach Frankfurt eingewandert war, so geschieht dies namentlich, weil Gwinner (a. a. O. S 16) annimmt, dass Sebald ein geborner Frankfurter sei, wobei er sich auf die Erwähnung dieses Familiennamens in Frankfurt schon im 13 und 14.

[1] Der andere Bürge, Heinz von Cronberg, scheint es im Leben nicht weit gebracht zu haben, denn im Jahre 1464 finde ich im Beedebuch fol. 12 eingetragen »Heintz von Cronberg ij s. ij hlr pauper«

[2] Ich entnehme dies Gwinner, a. a O. S. 17, wo derselbe ohne nähere Bezeichnung der Urkunde sagt »Zufolge einer Uebereinkunft von 1454 auf St. Valentinstag verkaufte Sewald Fyol, Maler, und Katharina seine Hausfrau, an den Deutschorden einen Gulden Geld als ewigen Zins auf dem Hause ihres Schwagers und ihrer Schwester, Heyntz Grünewals und Annen seiner Hausfrau in Sachsenhausen. Dieser Heintz Grünewals (Grünewald) dürfte der Vater des Mathaeus Grünewald gewesen sein etc« Letztere Vermuthung Gwinners ist nur auf die Gleichheit des Namens gegründet und auf die Mittheilung Sandrarts, dass Grünewald hier gestorben sei. Sonst wird Aschaffenburg als sein Geburtsort betrachtet.

Jahrhundert stützt. Ich lasse seine diesbezüglichen Worte hier folgen. »Die Familie Fyol ist seit sehr frühen Zeiten in Frankfurt einheimisch gewesen. Ein Heinrich Viol kommt schon 1215 bis 1219 in öffentlichen Urkunden als Zeuge vor (Böhmer, Cod. dipl. pag. 23, 26, 28) und in dem Beedebuche der Oberstadt von 1354 liest man: Am Lumpen Hus Heile Fiol, und 1365: Geyn dem alden Swerte ubir in der Vargaszen: Heile Fiol. Ebenso in dem Beedbuche der Niederstadt von 1367: Der Backinhemir Thurm: Fritze Fyol.« Man könnte Zweifel hegen, ob der Viol geschriebene Namen nicht eine ganz andere Familie bezeichne, als die »Fyol« oder »Fyoll« geschriebene, und sich etwa auf die das Haus zur Viole, d. h. das später zu dem Römer hinzugekaufte Haus an der Ecke der Kerbengasse, bewohnende Familie beziehe; aber dieses Haus wird in den Urkunden jener Zeit sowohl »zur Viole«, als »zur Fyole« und »zum Fyol« genannt[1] und ebenso kommt der Name der Maler Fyoll in allen diesen angeführten Schreibweisen vor, wie wir bereits gesehen haben und noch anderweitig finden werden. Da dieser Name also unzweifelhaft ein alter Frankfurter Name ist, so befremdet es Gwinner,[2] dem Sebalds Einwanderung aus Nürnberg unbekannt war, dass derselbe in seiner oben mitgetheilten Eigenschaft eines Bürgen als »Nürnberger« bezeichnet wird. Er spricht daher die ohne Zweifel ganz zutreffende Vermuthung aus, dass möglicherweise ein Mitglied der Frankfurter Familie der Fyolls nach Nürnberg ausgewandert, und dass ein Nachkomme, unser Sebald, wieder nach Frankfurt zurückgekehrt sein könne. In der That scheint der Sachverhalt so gewesen zu sein.

Die Wohnung des von Gwinner angeführten Heile Fyol muss die nördliche Ecke des Grabbornplätzchens — jetzt das Plätzchen vor dem Gasthaus zum Würtemberger Hof — gewesen sein, da sie als dem »alten Swerte« gegenüberliegend bezeichnet wird, welches die südliche Ecke dieses Plätzchens bildete,[3] während das nah gelegene »Lumpenhus« die nördliche Ecke der Fahrgasse und der Kanngiessergasse einnimmt.[4] Wie wir bereits gesehen haben, wählte auch Sebald Fyoll, sei es nun durch Zufall oder einer Art Familientradition folgend, in jener Gegend, dem Lumpenhaus gegenüber in Haus Nideck, im Jahre 1424 sein Domicil, also kurz vor seiner Verheirathung und wahrscheinlich mit Rücksicht auf dieselbe. Ob aber das Jahr 1424

[1] Vgl. Battonn IV, S. 333.
[2] Gwinner, Zusätze und Berichtigungen, S. 22.
[3] Battonn II, S. 77.
[4] Battonn II, S. 72.

das Jahr seines Ueberzuges nach Frankfurt bezeichnet, oder ob er als Malersgeselle schon einige Zeit früher hier anwesend war, ist nicht festzustellen, Letzteres aber das Wahrscheinlichere.

Im Jahre 1427 ist in dem Beedebuche in Bezug auf Nideck die Bemerkung beigeschrieben »Zewolt maler, der ist usz der stad getzogen, nach herwider getzogen, VI s., pagavit.« Seine Abwesenheit muss also nur eine kurze gewesen sein, ob zu einer Geschäfts- oder einer Erholungsreise bleibt dahingestellt. Dagegen war er in den Jahren 1426, 1427 und 1428, so weit die Beedebücher reichen, immer in Frankfurt anwesend und bezahlte sechs Schillinge Beede, d. h. den niedrigsten Satz, den sogenannten Heerdschilling, während er 1424 zwölf Schillinge bezahlt hat. Er muss also im Beginn seiner Ehe in sehr knappen Verhältnissen gelebt, dieselben aber allmählich durch Fleiss und Arbeit verbessert haben, ja gegen sein Lebensende kann er als ziemlich wohlstehender Mann gelten,[1] denn im Jahre 1462, bis zu welchem, wie schon erwähnt, von 1430 incl. an die Beedebücher fehlen, heisst es von ihm fol. 10b: »Sewalt maler 1℔ 4 s.; Conrat sin son by yme in 8 s. 6 h.« Und 1463 fol. 9a »Sewalt maler 1℔ 4 s.; Conrat sin son by yme inne 10 s.« Im Jahre 1464 aber finden wir in Haus Nideck nur noch seinen Sohn Konrad, der Beede bezahlt, und muss also zu dieser Zeit Sebald nicht mehr unter den Lebenden gewesen sein. Für die Richtigkeit dieser Annahme werde ich noch weitere Beweise bringen.

Wenden wir uns aber nun in Betreff der Thätigkeit Sebalds in Frankfurt während der Jahre 1424—1463 zu den uns erhaltenen Nachrichten über dieselbe, so begegnen wir bei Durchsicht der städtischen Bücher mancherlei Angaben über Arbeiten, welche er in Frankfurt ausführte, und können uns danach ein ungefähres Bild der Art seines Schaffens und Wirkens entwerfen. Sebald scheint sich rasch hier in der Stadt eine gewisse Schätzung in seinem Fache erworben zu haben, denn der Rath hat ihm häufig seine Aufträge zugewandt, namentlich in dem damals neuen Rathhause, welches durch die vereinigten, im Jahre 1405 von dem Rathe angekauften beiden Häuser zum Römer und zum goldnen Schwan entstanden war und allmählig durch Hinzukauf der anstossenden Nachbarhäuser vergrössert wurde, ein Umstand,

[1] Diese werthvolle Bemerkung verdanke ich der brieflichen Mittheilung von Herrn Professor Dr Bücher, zugleich mit der freundlichen Ueberlassung einer Anzahl von Auszügen aus den Beedebüchern, bezüglich auf die Fyols und andere gleichzeitige Frankfurter Maler. Gerne ergreife ich hiermit die Gelegenheit, dem unermüdlichen Forscher in Frankfurts Archiven meinen herzlichsten Dank auszudrücken

welcher häufige Umänderungen der innern Einrichtungen mit sich bringen musste. Doch gehört die erste nachweisbare Arbeit Sebalds nicht dahin, sondern war der alten Mainbrücke gewidmet, wie wir dies aus einer Notiz des Bürgermeisterbuchs von 1434 ersehen. Ich lasse dieselbe nebst den in andern Büchern befindlichen, auf Sebald bezüglichen Notizen hier chronologisch geordnet folgen:

1) 1434 I ℔ 16 s. Meistern Sebold von dem alten hanen uff der brucken zu vergulden; item 8 hell dem maler geschenkt czu winkauff von dem alden hanen.

2) 1438: item xij fl iij s. iij hllr. han wir geben Sebald maler von dem ofen in der nuwen ratstoben zu malen und die kragsteine uben dabey an der bonen (d. h. an der Decke). (Rechenbuch.)

3) 1439 sabbato post Leonhardi: Item iij gulden Sebold meler von der alten schribestoben by der schribery zu malen. (Rechenbuch.)

4) 1439: sabato ante purificationis Mariae: Item xij ℔ hat gekostet daz nuwe gehorne und lucht (Hirschgeweih-Hangeleuchter, muthmasslich mit geschnitztem und bemaltem Weibchen daran) in der nuwen radstoben mit smydewerg und malelon (Da dieser Posten gleich auf den unter No. 3 folgt, so ist hier Sebald nicht nochmals besonders genannt worden.)

5) 1442: sabato post Francisci: 5j s. von dem kasten zu placken Sebold dem meler. (Rechenbuch.)

6) 1442: sabbato post omnium sanctorum item iij gld. han wir geben dem maler von der schrifft in der nuwen radstobin czu malen: eins mannes rede etc. (Rechenbuch.) (Aus dem vorhergehenden Posten erhellt, dass auch hier Sebold gemeint ist.)

a nt. iij s. dann zu winkauff und dringelde.

7) 1447: sabato post nativitatis Christi ij ℔ Sebold meler daz slosz Redelnheim, so vil itzund davon gebuwet ist, abe czu conterfaiten und abe czu malen. (Rechenbuch.)

8) 1454: 10 fl. aber meister Sebold off das gemeltze. — 12 fl aber meister Sebold off das golt zu bestellen. — 200 gulden meister Sebold vur sin arbeid und gemeltze, des rechete er uff 137 gl. fur golt und farwe. Item 1 gl. sinen knechten zu dringelde. — Hierzu besitzen wir als Beleg beiliegend Sebalds eigne Aufstellung,

welche in Bezug auf die Einzelheiten der Arbeit und auf die verwendeten Farben von besonderem Interesse ist. Sie lautet: Item han ich Sewalt moler myn gnedigin hern von Franckfurt den Romer uszwendig gewist, gemalet, auch inwendig eynen zeyger, und was von gezuge darzu kommen ist, setzen ich von stockin zu stockin hienach geschrieben

Item	58	gulden	umb	fine gult
»	15	»	»	oley blae
»	6	»	»	oger und brunroit
»	6	»	»	mynge
»	8	»	»	bliegele
»	5	»	»	tzinober
»	10	»	»	bliewysz
»	2	»	»	paryszroit
»	2	»	»	spaingrün und berggrün
»	15	»	»	oley
»	8	»	»	firnass
»	1	»	»	kessilbrune und kyneswarze
»	1	»	»	kryden und lymeledder

Summa 137 Gulden.

(Rechenbuch und Diurnal der Rechenmeister.)

9) 1456 item 6 s. 6 hlr. Sebold meler für die dry hude zu malen den frauwen, die man mit ruden uszslug.

10) 1462 item vi ß Sebolden maler von dem gemeltze under dem nuwen bruckentorne by des rads stocke daselbs zu malen und zu machen.

Die Arbeit von 1462 unter dem neuen Brückenthurme ist die letzte, welche ich von Sebald Fyoll erwähnt finde und da ich schon oben hervorgehoben habe (S. 60), dass im Beedebuche von 1464 sein Name nicht mehr erwähnt wird, wohl aber noch im Jahre 1463, so müssen wir wohl das Ende des Jahres 1463 als sein Todesjahr annehmen oder den Beginn von 1464.[1]

Betrachten wir uns die vorstehend verzeichneten Arbeiten Sebalds, um aus denselben ein Urtheil über die Leistungsfähigkeit desselben zu gewinnen, so ergibt sich, dass dieselben, mit Ausnahme von No. 7 u. No. 10, nur Arbeiten sind, welche in das Bereich der

[1] Gwinner S. 16 kennt Sebalds Todesjahr noch nicht. In seinen Zusätzen und Berichtigungen S. 23 schliesst er ganz richtig, »dass Sebold Fyol zwischen den Jahren 1462 und 1464 gestorben ist«.

Anstreicherei und decorativen Malerei gehören. Dies würde uns aber an und für sich noch nicht gestatten, Sebald die Befähigung zu eigentlich künstlerischen Leistungen abzusprechen. Durch unser ganzes Mittelalter hindurch verschmähten es selbst hervorragende Künstler durchaus nicht, neben ihren Tafelmalereien oder sonstigen künstlerischen Arbeiten auch solche zu übernehmen, wie wir sie bei Sebald Fyoll aufgezählt haben, und zu diesem Zweck eine Werkstätte zu unterhalten, in welcher sie geeignete Gehülfen für diese geringeren Arbeiten benutzten. Wissen wir das doch selbst noch von einem Künstler von so anerkanntem Rufe wie Lucas Kranach![1] Es scheint mir in der That auch, das das unter No. 10 angeführte »gemeltze under dem nuwen bruckentorne« eine eigentlich künstlerische Aufgabe gewesen sei, nämlich ein Figurenbild, obgleich wir keine nähere Angabe über dasselbe besitzen; doch wird sich das aus Nachfolgendem mit ziemlicher Sicherheit schliessen lassen.

Die alte Frankfurter Mainbrücke besass an ihren beiden Enden Vertheidigungsthürme; den Thurm auf der Frankfurter Seite nannte man den alten,[2] den auf der Sachsenhäuser Seite den neuen Brückenthurm.[3] Nun war es in jenen Zeiten, in welchen das Reisen durchaus nicht gefahrlos war, wohl naheliegend, dass sich dem Reisenden beim Durchschreiten des Thores der wohlbefestigten Stadt der Gedanke an bevorstehende Gefahren aufdrängte, dass er sich gerne das Herz durch Gebet stärkte und den Schutz des Heilandes oder den der Jungfrau Maria oder sonst eines Heiligen anrief. Dieser Empfindungsweise kam man im Mittelalter dadurch entgegen, dass man unter den Stadtthoren dem Reisenden durch Sculptur oder Malerei Gelegenheit gab, seinem frommen Impulse zu genügen. Ich erinnere mich selbst noch, unter dem Eschenheimer Thurme in den beiden kleineren Durchgangsbogen rechts und links die letzten Spuren von Wandmalereien, Heilige darstellend, gesehen zu haben. Wir wissen auch aus folgender Notiz, dass unter dem alten Brückenthurme im Jahre 1382 ein Crucifixus gemalt wurde »Sabbatho ante Tiburcij. Item 1 gulden das crucefix am alden bruckenthorne czu malen« (Rechenbuch 1381–82) Diese Malerei war aber nicht auf die Wand selbst gemalt, sondern auf eine Holztafel, welche an geeigneter Stelle aufgehängt und befestigt war; hierüber lässt uns folgende Notiz von 1430 nicht im Zweifel: »Item 8 s. um einer tafeln mit eym crucifix zu malen, die so stund under dem

[1] Vgl. Schuchardt, Lucas Cranach des ältern Leben und Werke, Leipzig 1851

[2] Vgl. Battonn I, S. 38.

[3] Vgl. Battonn VII, S. 77

alten bruckentorn und herabergefallen waz, wieder zu machen« (Rechenbuch 1389). Wir wissen ferner, dass 1389 unter dem alten Brückenthurm ein Gemälde »unsres hern martel«, d h. Christus am Oelberg darstellend, angebracht wurde [1] und dass dieses schon 1392 entweder renovirt oder durch ein neues ersetzt werden musste [2] Dass auch dieses Gemälde auf eine Holztafel und nicht auf die Wand selbst gemalt war, ist zu muthmassen aus dem Umstande, dass es weggenommen wurde, als man das Gemälde von der angeblichen Ermordung des tridentinischen Knaben, welche 1475 stattgefunden haben soll, an dessen Stelle anbrachte. [3]

Nach dieser Ausschmückungsweise des Durchganges unter dem alten Brückenthurme, dürfen wir auf eine analoge unter dem neuen Thurme um so mehr schliessen, als uns eine Reihe von Einträgen in den Stadt-Rechnungsbüchern hierüber bestimmte Anhaltspunkte gibt. So heisst es 1403: »Item 5 gulden han wir gegebin dem maler

[1] Rechenbuch 1389: »Sabbatho post Michahelis. Item XVI s. unssers hern martel am alden bruckenthorn zu malen um nuwes.«

[2] Rechenbuch 1392 »Item 22 s. von unsers herrn martel an dem alden bruckenthorn zu malen.« Nach diesen genauen, nicht in Zweifel zu ziehenden Angaben ist der Irrthum Battonus I, S. 41 zu berichtigen, welcher den Crucifixus für das erst 1461 ausgeführte Gemälde hält, welches Lersners Chronik I, 1, S. 20 ohne Angabe des dargestellten Gegenstandes erwähnt. Battonn führt hierdurch auch Gwinner in Irrthum, indem Letzterer S. 17 die Ansicht ausspricht, der Crucifixus sei »nach aller Wahrscheinlichkeit i J. 1461 oder 1462 von Sebold Fyoll an die Stelle des erloschenen Oelbergs gemalt worden«, also unter dem alten Brückenthurm. Er meint dabei, in Note 1, Lersner verwechsle den alten Brückenthurm mit dem neuen, thatsächlich aber widerfährt diese Verwechslung Gwinner selbst, da Lersner II, 1, S. 19 ganz richtig Sebalds Bild als unter dem neuen Brückenthurm ausgeführt bezeichnet. Dagegen sagt Lersner II, 1, S. 20 bei Besprechung des alten Brückenthurmes »Das Gemälde unter diesem Thurm ist 1461 verfertiget worden,« und meint damit ein anderes Bild als jenes von Sebald unter dem neuen Thurm, während Gwinner irriger Weise annimmt, Lersner meine beide male ein und dasselbe Gemälde. Lersner bleibt uns aber seltsamer Weise in seiner Erörterung über die Anfechtung der Jahreszahl 1461 durch Pfarrer Diefenbach (in Judaeus conversus, pag. 226), welcher diese Zahl in 1475 umgewandelt wissen will, jeden Beweis für die Richtigkeit der Zahl 1461 schuldig, ebenso die Angabe seiner Quelle. Seine ganze Angabe ist also absolut werthlos und hat nur Verwirrungen herbeigeführt.

[3] Hier verdient aber Lersners Mittheilung II, 1, S 18 als auf eigne Anschauung gegründet Beachtung . . »so merke, was durch die Renovation 1709 herauskommen Unter diesem Thurm sind demnach zweierlei Gemählde als die Creutzigung Christi, mit Hebräischer, Griechischer und Lateinischer Ueberschrifft, nebst diesem ist die Marterung des Christen Knabens etc.« Hiernach erscheint es wahrscheinlich, dass der Crucifixus, nachdem er 1430 wiederum auf eine Tafel gemalt worden war, in späterer Zeit auf die Wand selbst gemalt wurde und erst bei der Renovation von 1709 wieder deutlich zum Vorschein kam.

zu solchen sieben gulden, als die sess rechenmeistere und Heinrich Schriebir von irme gelde dartzu gegeben han, om den thorn zu Sassenhusen an der brucken zu malen, und auch daz gehuze, da inne unsser lieben frauwen bilde steet, zu ernuwen.«

Es befand sich also unter dem Thurme ein Marienbild, entweder plastisch in Holz oder Stein oder auch auf eine Holztafel gemalt, in einem »Gehäuse« oder richtiger, wie wir noch sehen werden, in einer Art von Altarschrein mit Flügeln, neben welchem der Rath einen Opferstock für die Gaben derer aufgestellt hatte, welche hier ihre Andacht verrichteten, sei es, wenn sie die Stadt verliessen oder wenn sie dieselbe wohlbehalten wieder betraten.[1] Aber ausser diesem Altarschrein mit dem Marienbilde befand sich nach vorstehender Notiz von 1403, wahrscheinlich demselben gegenüber, noch ein Gemälde. Diese Malerei hatte seit 1403 ohne Zweifel schon mehrfache Erneuerungen über sich ergehen lassen müssen, bis 1462 Sebald Fyoll mit einer abermaligen nothwendigen Auffrischung dieses »gemeltzes« betraut wurde. Im Jahre 1466 musste aber auch eine Ausbesserung des Marienbildes vorgenommen werden, da die Ausschmückung des Thurmes bei dem in Sachsenhausen stattgehabten starken Brande sehr gelitten hatte, und mit dieser Arbeit wurde Sebalds Sohn, Konrad, betraut, auf welchen ich später ausführlich zu reden komme. Der betreffende Vermerk in dem Rechenbuche lautet: »Item ij ℔ viij s. Contzen Sebold maler von den flugeln und unser frauwen schanke under dem neuwen bruckentorne zu malen und zu bessern, als iz verbrand was. — Item iij ℔ umb unser lieben frauwen bilde under dem nuwen bruckentorne zu Sassenhusen.« An dem Umstand, dass Konrad (Contze) hier nicht Konrad Fyoll, sondern Contze Sebold genannt wird, sehen wir, dass Meister Sebold so populär unter seinem Vornamen geworden war, dass man denselben sogar als Familiennamen für den Sohn gebrauchte. Werden wir Konrad doch auch noch einmal als »den jungen Sebold« bezeichnet finden! Sebalds Arbeit unter dem Brückenthurme, die er so kurz vor seinem Tode ausführte, wurde 1486 von dem Maler Thoman wieder renovirt,[2] obgleich der Sohn wohl eher die Anwartschaft darauf gehabt hätte. Möglicherweise war er damals nicht zur Stelle, sondern hatte auswärts über-

[1] Hierzu finden wir den Beleg in folgender Notiz des Rechenbuches von 1463 »Item nehj gulden han wir funden in dem stocke zu Sassenhuzen under dem nuwen Bruckentorn, als wir den durch offenbarung eines priesters itzund uffgeschlossen han, uber vj fl., die wir demselben priester davon geschenket han.«

[2] »Item iij fl. Thoman dem maler geben um dem gemeltze under dem nuwen bruckentorne zu waschen und von nuwen zu renoveren (Rechenbuch von 1486).

nommene Arbeiten zu erledigen. Wir werden ihn später mehrfach mit solchen beschäftigt finden.

Aus den hier mitgetheilten Angaben über die Malereien unter dem neuen Brückenthurme erhellt, dass es sich bei denselben stets nur um Renovirungen älterer Gemälde handelte, welche, dem Staub der Strasse beständig ausgesetzt, sich nicht lange in gutem Zustand erhalten konnten und für deren Wiederherstellung auch kaum sehr hervorragende Kräfte in Anspruch genommen zu werden brauchten, auch sehen wir ja, dass die Vergütungen für dieselben stets sehr gering bemessen sind [1] Indessen mögen solche Erneuerungen doch auch zuweilen geradezu eine durchaus neue und selbstständige Arbeit gewesen sein, bei welcher nur der Gegenstand der gleiche blieb, und immerhin fällt in so ferne auf Sebalds Leistungsfähigkeit durch das Brückenthurm-Gemälde ein neues Licht, als wir ihn hier als Figurenmaler auftretend finden, nicht nur als Anstreicher und Decorateur Da der Christus und der Oelberg unter dem alten Brückenthurme, wie wir gesehen haben, auf Tafeln gemalt waren, so ist dies auch für Sebalds Gemälde anzunehmen. Und dafür, dass Sebald auch Gemälde auf Holztafeln ausführte, besitzen wir einen eigenthümlichen Beweis, der allerdings mehr nach der negativen Seite hin liegt.

Im Jahre 1464 erscheint nämlich Sebalds Sohn Konrad in Schwierigkeiten verwickelt, da der Tod seinen Vater verhindert hatte, eine übernommene Bestellung auf eine Tafel, d. h. ein Gemälde auf eine Holztafel, auszuführen, welche von dem Besteller schon im Voraus bezahlt worden war.[2] Dies hatte zu einer gerichtlichen Klage gegen Sebalds Wittwe geführt, in welcher Konrad für dieselbe eintrat, jedoch erklärte, dass er nicht in der Lage sei, das Geld gleich wieder zurück zu zahlen, sondern um Aufschub bitten müsse. Die gerichtlichen Verhandlungen um die Rückzahlung dauern bis zum Jahre 1496, in welchem jedoch immer noch ein Betrag von 18 s. nicht beglichen war, und aus dieser Schwierigkeit, das im Voraus erhaltene Geld zurück zu erstatten, können wir einestheils schliessen, dass Sebald,

[1] Hierbei sei bemerkt, dass der Gulden (fl.) zu 24 Schillingen (s.), das Pfund (℔) zu 20 Schillingen gerechnet wurde, der Schilling zu 9 alten oder 12 jungen Hellern (hlr.). Nach Paul Josephs Berechnung (abgedruckt in Die ältesten Credit- und Wechselbanken in Frankfurt a. M etc von Dr Otto Speyer, Frankfurt a. M 1883, S. 9) war der Werth des Guldens oder Florenen nach unserm heutigen Geldwerthe zwischen den Jahren 1425–1464 = Mark 7 77, das Gramm Gold zu Mark 2.80 berechnet.

[2] Gerichtsbuch von 1464, fol. 13 »Conrat Fio. maler hat bekannt von seiner muter wegen 12½ fl von eyner taffeln wegen, sin vater selige gemacht sulle han und das nit gtan hat.«

wenn er auch gegen sein Lebensende sich ein gutes Einkommen durch seine Thätigkeit gesichert hatte, doch kein Kapital anzusammeln vermocht hatte, und dass dies auch in der Folge seinem Sohn Konrad nicht gelang. Der bedungene Preis von 12½ fl. = 300 Schillingen für jenes von Sebald nicht mehr ausgeführte Gemälde ist ein wesentlich höherer als der Preis von 6 ℔ = 120 Schillingen, welchen er für sein »gemelitze« unter dem neuen Brückenthurm erhielt, und zeigt, dass es sich bei jenem um eine sorgfältigere Arbeit handelte, wenn gleich auch dieser Preis für eine eigentlich künstlerische Leistung als ein sehr geringer betrachtet werden muss. Wir werden hierdurch zu dem Rückschluss berechtigt, dass die Schätzung Sebalds als Künstler keine sehr hohe war.

Im Gegensatz zu dieser Angelegenheit, in welcher Sebald Bezahlung erhalten hatte, bevor er seine Arbeit lieferte, finden wir ihn aber auch als Kläger da, wo er für geliefertе Arbeit seinen bedungenen Lohn noch nicht erhalten hatte und ungeduldig wurde. Dies erkennen wir aus folgendem Brief des Schuldners an den Rath:

> Deme fursichtigen und ersamen wyssen burgermeinster und dem rade zu Franckfurt, mynen besundern guden frunden:
>
> Schenk Philips
> Her von Erpach:
>
> mein fruntlichen grus zuvor, ersamen wyssen guten frunden. so alse ir mir von eins uwers burgers Sewalt melers wegen geschriben habent, wie dan der selbe uwer briff, mir gesant, ynhelt, han ich vernomen und losze uch wissen, das soliche engel an ein gotszhusz zu eynem altar gehorende. da ich dan gemeynt hette, soliche gelt langes gesamet und gefallen solt sein, das er in disse messe darumb entricht worden were, und nün solichs villicht noch zur tzyt von dem altar nit gefallen magk und ich im die engel zu bereyten verdingkt hann, bin ich in willen, in inne kurtze dorumbs zu entrichten, und hette wol gemeynt, das im solichs furbringes gein uch nit noit gewessen were. dan womit ich uch guden willen ertzeugen mocht, wer ich zu thun willigk. geben under mynem ingesigel uff mitwochen noch sant Bartholomeustag anno etc. Lsexto.

Aus dem Inhalt dieses Schreibens vom 25 August 1456 in den Reichssachen des Stadtarchivs Nr. 4908 geht die Sachlage klar hervor. Sebald hatte sich klagend an den Rath gewendet und dieser hatte dem Schenk von Erbach die Beschwerde mitgetheilt. Aus der gutmüthigen und höflichen Antwort Philips erkennen wir, dass er durch

aus kein böswilliger Schuldner war, die Sache der Bezahlung aber von seinem Standpunkte aus sich etwas bequemer zu machen beabsichtigt hatte, als es Sebald angenehm war, der für diese Arbeit wahrscheinlich mancherlei Ausgaben gehabt hatte, die er wieder einzubringen wünschte. Der Schenk von Erbach aber war der Ansicht, dass aus den Einkünften des Altars, zu dessen Schmuck Sebald die Engel geliefert hatte, auch die Kosten für dieselben gedeckt werden sollten, und hatte geglaubt, die Gefälle würden sich so rasch ansammeln, dass sie bis zum üblichen Zahltag, d. h. der nächsten Messe, die nöthige Summe ergeben würden. Nun dies aber nicht so rasch zu gehen scheine, so wolle er, da er doch dem Sebald diese Engel verdingt habe, ihn auch binnen Kurzem bezahlen, wobei er jedoch etwas Unmuth über Sebalds Beschwerde nicht unterdrücken kann

Was nun das »corpus delicti«, die Engel betrifft, so bin ich der Ansicht, dass es sich hierbei nicht um gemalte Engelsfiguren handelte, welche isolirt als solche wohl nicht zum Schmuck eines Altares hätten verwendet werden können, sondern um geschnitzte Figuren, welche Sebald selbst bei dem Holzschnitzer hatte bestellen müssen, um sie dann seinerseits zu vergolden und zu bemalen. Er hatte also, wie erwähnt, Auslagen für dieselben gemacht, er war der Lieferant für eine Arbeit, an welcher Verschiedene thätig sein mussten. Ich hebe dieses Verhältniss hier besonders hervor, weil wir einem ähnlichen im Laufe dieser Untersuchungen noch einmal begegnen werden, und weil uns dieser Fall zeigt, wie derartige Arbeiten in grösseren Malerwerkstätten übernommen wurden. Wir erkennen hieraus ferner, dass Sebald sich doch auch den Ruf erworben hatte, dergleichen leisten zu können. Aber auch von diesen Engeln fehlt uns jede Spur.

Nach allen diesen negativen Resultaten war es mir eine ganz besondere Freude, dass ich in neuester Zeit eine noch erhaltene Arbeit Sebalds nachweisen konnte: die einzige, die wir nun besitzen Es ist dies eine grosse, auf starkes Papier ausgeführte Federzeichnung in dem Frankfurter Stadtarchiv (Pläne 22), nämlich eine Ansicht des Burgbaues in Rödelheim, welchen einer der Ganerben, der Ritter Frank von Cronberg, im Jahr 1446[1] aufzuführen beabsichtigte, auch schon zum Theil ausgeführt hatte, ohne den Rath in Frankfurt, welcher gleichfalls zu der Ganerbschaft gehörte, darum zu befragen. Der Rath beschwerte sich über diese Eigenmächtigkeit Franks bei dem Kaiser unter dem Vorgeben, dass ein solcher Burgbau in der Nähe der Stadt

[1] Vgl. Eulers ausführliche Mittheilungen in Dorf und Schloss Rödelheim — Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde 1859, S. 18.

derselben nachtheilig werden könne, namentlich bei zwiespältigen Kaiserwahlen. Um dem Kaiser die Bedeutung der Sache klar zu machen, liess er von Sebald Fyol jene erwähnte Aufnahme anfertigen. Ich habe unter No. 7 der Arbeiten Sebalds den entsprechenden Eintrag im Rechenbuche mitgetheilt, nach welchem Sebald Ende Dezember 1447 für diese Zeichnung seine Bezahlung, nemlich ii ℔, also 20 Schillinge, erhielt, und da ich mich erinnerte, vor Jahren ein grosses Blatt mit einer Aufnahme des Schlosses zu Rödelheim in dem Stadtarchiv gesehen zu haben, so liess ich mir dasselbe nun nochmals von dem Archivar zeigen Ich konnte nach dem Zeitcharakter der dargestellten Baulichkeiten, nach der Zeichnungs- und Colorirungsweise der Aufnahme, sowie nach dem verwendeten Papier keinen Augenblick im Zweifel sein, dass hier der vom Rath bestellte und von Sebald ausgeführte Plan vor mir liege.

Sebald entledigte sich seiner Aufgabe in durchaus gewandter Weise, indem er eine Aufnahme der ganzen Burganlage in Vogelperspective zeichnete und damit die anschaulichste Form wählte, um einen vollständigen Ueberblick über die ganze Befestigungsanlage zu geben. In dieser Zeichnung, welche mit breiter Feder und Tusche gezeichnet und mit sehr ordinärer Wasserfarbe zwar anschaulich, aber ziemlich roh colorirt ist, erkennen wir einen seiner Sache sichern, aber doch ziemlich handwerksmässigen Zeichner, der nicht viel Umstände machte, aber eigentlich künstlerische Eigenschaften kaum an den Tag legt.[1] Es wäre möglich, dass ein gleichfalls mit breiter Feder ziemlich flüchtig, doch bestimmt gezeichneter Grundriss der Burganlage, welcher sich bei den Acten über diese ganze Angelegenheit befindet, gleichfalls von Sebald herrührt. Er ist dadurch von Interesse, dass er den Grundplan des eigentlichen Schlosses, d. h. des Wohnhauses, eines Rechteckes mit vier Eckthürmen, zeigt, von welchem Sebald nur die begonnene eine Hälfte mit zwei Eckthürmen, wenig über den Erdboden hinaus gediehen, »so vil

[1] Euler sagt a. a. O. S. 39 von dieser Zeichnung »Ein alter Riss über die Burgen zu Rödelheim, der sich in dem Stadtarchive M. Geb. E. 25, No. 18 befand, ist zur Zeit nicht aufzufinden gewesen. Von einer Copie dieser ganz verzeichneten und unbrauchbaren Darstellung, welche die Burgen aus der Vogelperspective zeigen soll, sind vermuthlich mehrere Nachbildungen daher in Privatbesitz befindlich, entnommen.« Das Original hat Euler also nicht gesehen, wie weit die Copien sein Urtheil rechtfertigen entzieht sich meiner Beurtheilung, da mir bis jetzt keine solche Copie zu Gesicht gekommen ist. Neuerdings ist es zu meiner Kenntniss gekommen, dass sich eine solche in Assenheim im Besitz des Grafen Solms-Rödelheim befindet. Auf die interessanten Einzelheiten dieses Schlossbaues hier einzugehen würde zu weit führen.

itzund davon gebuwet ist,« auf seiner Zeichnung in Vogelperspective darstellt.[1]

Der Besitz dieser Zeichnung von Sebalds Hand und die Kenntniss des für sie bezahlten Preises von zwei Pfund, d. h. 40 Schillingen, versetzt uns nunmehr auch in die Lage, nach Massgabe der für andere Arbeiten Sebalds bezahlten Preise auf deren Qualität und den Zeitaufwand, den sie beanspruchten, zurückzuschliessen. Sein Gemälde unter dem Brückenthurm für 4 ß = 80 Schillinge, also nur zu dem doppelten Preise, kann demnach auch nur eine sehr bescheidene Leistung gewesen sein; und wenn wir zurückblicken auf alle die hier mitgetheilten Nachrichten über ihn und seine Arbeiten, so lässt sich mit ziemlicher Sicherheit die Stellung erkennen, welche wir Sebald Fyoll anzuweisen haben: er war ein gewandter, thätiger Malermeister, welcher Anstreichereien, Decorations- und Vergolder-Arbeiten, sowie Alles dahin Einschlagende wohl auszuführen verstand, aber auch vor Figurenbildern bescheidner Gattung und vor der Bemalung geschnitzter Figuren nicht zurückschreckte. Bis kurz vor seinem Tode ist Sebald in seinem Fache thätig gewesen; der Tod muss den sich noch kräftig fühlenden Mann überrascht haben, da er jenes übernommene Bild nicht mehr ausführen konnte. Der Rath scheint ihn als zuverlässigen, fleissigen Mann besonders geschätzt zu haben. Als Künstler von irgend welcher Bedeutung kann er jedoch nicht bezeichnet werden.

Wenden wir uns nun Sebalds Sohn, Konrad, zu!

2. Konrad Fyoll.

Da Sebald Fyoll im Jahre 1425 in die Ehe trat, so ist nach dem natürlichen Lauf der Dinge anzunehmen, dass Konrad im Jahre 1426 das Licht der Welt erblickte, falls ihm nicht andre Kinder vorausgingen. Er kann also bei dem 1463 erfolgten Tode seines Vaters höchstens 37 Jahre alt gewesen sein, wenn nicht wesentlich jünger, für welche Annahme ich später einen Grund anführen werde. Wir finden ihn aber in den Beedebüchern der Stadt zum ersten male im Jahre 1462 mit seinem Vater in dem Hause Nideck wohnend, als ein selbstständig Steuer zahlender Mann genannt (vgl. oben S. 60); vor dieser Zeit besitzen wir auch keine Notiz über eine ihm bestellte Arbeit und erst in der schon erwähnten Klage nach dem Tode seines

[1] Diese Zeichnung in Vogelperspective bietet insoferne noch ein allgemeineres Interesse, als sie ein sehr frühes Beispiel dieser Darstellungsweise ist, wie wir sie auf dem Belagerungsplane von Frankfurt von 1552 und auf den späteren Merianschen Stadtplänen beibehalten finden. Ein früheres Vorkommen dieser Zeichnungsweise ist mir bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Vaters tritt uns seine Gestalt deutlicher entgegen. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass es einigermassen überrascht, dass die Familie nach Sebalds Tod nicht im Stande war, die geschuldeten 12½ fl. zurückzuerstatten, und der Gedanke, dass vielleicht etwas übler Wille dabei auch mitgewirkt habe, stellt sich unwillkürlich ein. Doch ist es fraglich, ob mit Recht. Konrad blieb in dem Hause Nideck mit seiner Mutter und bezahlte im Jahr 1464 an Beede 10 s., d. h. so viel, als er noch zu Lebzeiten seines Vaters bezahlt hatte. Aber im Jahre 1477, in welchem er auch noch in Nideck wohnte,[1] bezahlte er nur 6 s., d. h. den niedrigsten Satz, und war also in seinen Verhältnissen zurückgekommen, und es macht einen peinlichen Eindruck zu sehen, dass er im Jahre 1499, in welchem er bereits das Alter von 73 Jahren erreicht gehabt haben müsste, wenn 1426 sein Geburtsjahr wäre, auch noch mit diesem geringsten Steuersatz von 6 s. notirt ist. Konrad hat es also, wie man zu sagen pflegt, im Leben nicht auf einen grünen Zweig gebracht, und in dem Wenigen, was wir von ihm wissen, werden uns Züge entgegentreten, welche auf sein Schicksal einiges Licht werfen und dasselbe vielleicht bis zu einem gewissen Grade zu erklären vermögen.

Erst vier Jahre nach seines Vaters Tod, im Jahre 1467, finden wir das erste Zeugniss dafür, dass er den Beruf des Vaters erwählt hatte, und dies zwar anlässlich eines Vertrages mit dem Abte des Klosters Selbold über die Lieferung eines ganzen Altarwerkes für die Klosterkirche. Dieser Vertrag enthält so viel des Interessanten, dass ich ihn im Wortlaut aus gleichzeitiger Abschrift folgen lasse:[2]

> Isz ist zu wissen, daz uff hude datum diszes zedels beredt und beteidingt ist zuschen dem wirdigen hern her Conradt apt zu Selbolt uff ein und meynster Conrad meler wonhafftig zu Franckfort uff dye ander syten als von eyner tofel wegen zu machen uff den fronne altar zu Selbolt, yn massen hernach geschreben stet. item zum ersten. sal die tofel sin breit funff elen, das corpus an dye sieth; item an der hohe sail sye syn vj eln hoche mit der crone und unden eyn fusz eyner halwen elen hoche. item die vorgenant tofel sal han drue gesnitzte bilde, eyns sail syn unszer liben frauwen bilde mit dem kinde in der sonne und mit dem mant in der mit der tofeln. item uff eyn siten sant Johans bilde des teufers, uff die andern syten sant

[1] Sein Wohnen in Nideck in 1477 ist ausserdem bezeugt durch das Zinsbuch des Bartholomäusstiftes, an welches er 9 ß 4 s. jährlichen Zins bezahlte, die gleiche Summe, welche sein Vater bezahlt hatte.

[2] Das Original befindet sich nebst den darauf bezüglichen Briefen im Stadtarchiv unter Mgb E 14 Tom IV

Augustinus bilde. item unszer liben frauwen bilde ire mantel vergult mit vinem brunerten gulde. item sant Johans bilde von vinem gulde ubergult und waz sich daran geburte. item sant Augustinus bilde mit sinen chorecappen von gulte, mit siner infiel und stappe und mit siner zugehorunge. item uber iglich bilde in der tofel oben eyn gesprenge, als dan entworffen ist uff der aptie. item mit vier sulen, die errabe ghen; die suln syn mit silber brunert. item die vorgenant tofel sail han zwen gebrochen sieth mit der spiczen und ynwenig flach gemolet von oley farbe ubergult, als sichs geburt, moszert mit eym kanket erhaben. item in daz corpus hinder den gesnitzten bilde sail eyn ober gulte duch herabe geen von vienem gult von fulgen und moszert. item der fusze sail syn vorsnitten dorchsichtig und vergulte, als sich das geburt, und die krone oben uff der tofeln sal auch sin vergult. diesz obgeschreben werck ist dem obgenanten meynster Conradt verdinckt vor LXX gulden X achtel kornsz, und sail daz machen uff syn koste und erbet von sym geczuge, isz sye holcz, gehenck, gewerbe und was darzu gehort. so er daz vorgenant werck bereit hait, als dan vorgeludet hait, uff den obgenanten altare uffzuseczen, sail myn her von Selbolt daz werck zu Francfort laiszen holn. und wan meynster Conrad daz werck uffeseczet, so sail man ym und synen knechten koste geben, so lange bit er daz uffgesetzet hait, als vorgeludet hait. er sail auch daz vorgenant werck von stunt angriffen zu machen, holcz darzu zugen und bereyden, daz isz von nun sant Mirtens dack nehst uber eyn jare bereit sy, an geverde. by disszer beredunge und gedinge syn gewest der wirdige her her Conradt apt zu Selbolt, der feste juncker Jorge von Breydenbach, her Errhart Orlege (?) und ander mere persone. auch bekenne ich Conradt meler obgenant, daz mir myn her, der apt obgenant, der vorgenanten summe geldes, als dan vordinckt ist, XL gulden gegeben hait und X achtel korns uff den nehesten sondack nach sant Lenharts dack. und were isz auch, daz ich Conrad obgenant kranck, legerhafftig und von todes wegen abginge, da Got lange vor sy, und ich solich werck nit volnbracht hette, yn maszen obegeschreben stet, soln myn erben bestellen, daz solich werck volnbracht und gemacht werde, an alle geverde. datum anno etc. LXVII° altera die Symonis et Jude apostolorum (29. October 1467). disszer czedel syn zwen usz eyn gesnyden, der eyner ludet als der ander ungeverde.

In vorstehendem Vertrage handelt es sich also seitens Konrads nicht um die Uebernahme einer bedeutenderen malerischen Arbeit,

sondern um die Lieferung eines reichen, geschnitzten gothischen Altarwerkes, dessen Mittelttheil, das Corpus oder der Schrein, eine Tafel enthielt, welche mit Leinwand überzogen (– um das Reissen des Holzes unschädlich zu machen –), über diese letztere mit Glanzgold belegt und teppichartig »mossért«, d. h. mit eingedrückten Ornamenten gemustert war. Vor diesem Teppich, »duch«, befanden sich rechts und links die geschnitzten Figuren Johannes des Täufers und St. Augustins und zwischen ihnen beiden Maria mit dem Christkinde in der Sonne, d. h. in der Glorie, auf dem Monde stehend. Auch diese Figuren sollten in ihren Gewändern meist mit feinem Golde vergoldet sein und zwar »brunert« d. h. mit glänzend polirtem Golde; es blieben also nur die Köpfe, Hände und einzelne Gewandtheile für Bemalung übrig. Ueber jeder der Figuren sollte ein »gesprenge« d. h. ein geschnitzter Spitzbogenabschluss sein, welcher von vier versilberten, polirten Säulchen getragen wurde, welche die nöthigen drei Abtheilungen für die Holzfiguren bildeten. Dieser Mittelttheil, das Corpus oder der Schrein, konnte durch zwei Flügel, welche durch »gewerbe« mit ihm verbunden waren, geschlossen werden, von welchen jeder an seinem oberen Rande die Form der Hälfte eines gebrochenen Spitzbogens, also eine Spitze, annehmen musste, mit welcher er sich dem oberen Abschluss des Schreinschnitzwerkes anschloss. Der Schrein selbst ruhte auf einem durchbrochen geschnitzten und vergoldeten Fusse, wie es bei solchen Altarwerken üblich ist, der sogenannten Altarstaffel.

Da bei der äusserst genauen Bestimmung aller Einzelheiten, namentlich bei den Figuren, von den Seitenflügeln nur gesagt ist, dass sie »inwendig flach gemalt sein sollten mit Oelfarbe und vergoldet und, wie sichs gebürt, gemustert«, so ist es klar, dass figürliche, gemalte Darstellungen sich in denselben nicht befinden konnten. Wären solche beabsichtigt und bestellt gewesen, so würden dieselben jedenfalls ebenso genau in ihrem Gegenstande durch den Vertrag bestimmt worden sein, wie die geschnitzten Figuren des Schreines. Diese genaue Bestimmung aller figürlichen Darstellungen finden wir auch in einem von Herrn Archivar Dr. Jung kürzlich aufgefundenen Vertrag über die Ausschmückung einer Kapelle in dem Barfüsserkloster in Frankfurt, durch den Maler Hans von Metz,[1] und es ist undenkbar, dass ganz gegen die Sitte der Zeit und im Widerspruch zu der peinlichen Vorsicht, mit welcher unser Vertrag abgefasst ist,

[1] Diese interessante und gerade für die vorliegende Frage höchst lehrreiche Urkunde wird demnächst von Herrn Archivar Dr. Jung in den »Baudenkmälern der Stadt Frankfurt a. M.« veröffentlicht werden.

solche Bestimmungen hier übergangen worden sein sollten. Es ist bemerkenswerth, dass auch in dem Vertrage mit Hans von Metz die Oelfarbe für Teppichwerk besonders stipulirt wird, es heisst: sunden umbe uberal von oley farwe syden dücher bis an die erde, als sich dan geburt« d. h. seidene Stoffe nachahmende, gemalte Vorhänge mit Mustern. Ferner darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass um die Zeit der Bestellung dieses Altarwerkes Goldgrund für Gemälde mit Figuren nicht mehr üblich war, dass die Künstler sich im Gegentheil bemühten die Hintergründe landschaftlich reich zu gestalten, wie es auch der Autor jener Konrad zugeschriebenen Gemälde thut. Die eigentliche malerische Arbeit, welche Konrad bei diesem Altarwerk zu leisten hatte, beschränkte sich also auf wenige zu bemalende Theile der Holzfiguren und die Ornamente. Alles Uebrige war Schreiner- und Schnitzarbeit, von welcher es durchaus fraglich ist, ob Konrad sie ausführte, wie dies ebenso fraglich war bei den Engelfiguren, welche sein Vater Sebald geliefert hatte; denn die Bildschnitzerei ist doch eine Kunst für sich, die geübt sein muss und nicht nur so nebenbei betrieben werden kann, wenn dies auch einmal bei ungewöhnlich talentvollen Naturen vorkommen kann. Wahrscheinlicher ist es daher, dass Konrad nur der Unternehmer für das ganze Werk war, Schreiner und Bildschnitzer dazu heranzog, dagegen die Vergoldung und Bemalung selbst ausführte. Als Maler lernen wir also Konrad durch dieses Werk nicht kennen.

Und doch hat Passavant gerade auf dieses Werk, d. h. auf dessen Beschreibung in dem Vertrage, seine Ansicht gegründet, dass Konrad Fyoll ein besonders geschätzter Figurenmaler gewesen sei, der Autor des eingangs dieser Untersuchungen beschriebenen herrlichen Flügelaltares aus der Dominikanerkirche! Ich habe deshalb den Vertrag in seinem vollen Wortlaut mitgetheilt, um jeden Leser in die Lage zu setzen, sich über Berechtigung oder Nichtberechtigung jener Ansicht sein Urtheil bilden zu können. Es widerspricht auch der Güte jenes vorzüglichen Werkes, dass ein Meister es geschaffen haben sollte, welchem man für ein so complizirtes Werk, wie der Selbolder Altar es ist, ausgestattet mit so reichlicher Vergoldung, deren Kostspieligkeit wir bereits aus Sebalds mitgetheilter Berechnung des Goldes kennen gelernt haben, keinen höheren Preis bezahlte, als 70 Gulden und 10 Achtel Kornes! Hatte doch im Jahre 1382 der Meister Johann Schilder von Bamberg allein für seine Altartafel mit zwei Flügeln von dem Bartholomäusstift in Frankfurt 808 fl erhalten [1]

[1] Vgl. Otto Donner-von Richter, Meister Johann, Maler von Bamberg, und der älteste Hochaltar des Frankfurter Domes in dieser Zeitschrift, dritte Folge, Band I, 310

Aber es ging auch für Konrad nicht glatt ab mit der Erledigung dieser Arbeit, die in einem Jahr laut dem Vertrag vollendet sein sollte, denn im Jahre 1470 wendet sich der Abt mit der Bitte an den Frankfurter Rath: er möge Konrad zur vollständigen Erfüllung seiner vertragsmässigen Pflichten bestimmen, widrigenfalls droht er, sich an des Klosters Schutzherrn, den Grafen von Isenburg-Büdingen, wenden zu müssen. Dieser Brief lautet.

Den ersamen wysen burgermeistern, scheffen und radt der stadt Franckfurt, unszern lieben herren und besundern guden frunden.

Unsere gebete und waz wir gutes vermogen geyn Gote alletzyt zuvor, ersame burgermeister und lieben herren. wir thun uch wiszen, wie wir vortzyden mit meister Conradt meler, Sebaldes seligen sone, uwer undersesze und burger, uberkomen syn, uns eyn toffel uff eyn altare zu machen noch lude zweyer uszgesneden zedel vur eyn summe geldis und korns etc solche toffell und wercke der genant meister Conradt uns eyn teyl gemacht hat und uns zu viele molen zugesaget hat, er wolle zu uns komen und furter sie uns machen, solichs altzumale nicht gescheen ist und doch von uns solich gelt, korn noch lude der beredunge gentzlich und gare genommen hat, und uber alle beredung wir yn zu fruntschafft achtczehen wochen mit zweyn knechten, vil kost, eszen, drincken, licht, fuerwerk umb sust by uns gehalden han. auch so hat der genant meister Conradt by uns in zweyn kirchen zwo toffeln verdinget zu machen, uff soliche arbeyt wir ym umb siner fliszlichen bedde willen XX gulden geluhen han, daz er golt und farbe zu dem nehsten in der messe by uch gezugen moge und uns von solicher arbeyt und tofeln soliche geluhen gelt widdergeben, und selbest laszen uffheben von den kirchenmeistren. solichs alles nit geschicht von ym, bidden wir uch fruntlichen mit allem flysz, mit dem genanten meister Conradt meler zu reden und yn zu vermogen, uns soliche toffel uszzumachen noch lude unszer beyder parthie uszgesneden zedel, auch uns soliche geluhen gelt unverzogelich widderzugeben adder an den enden kortzliche verdienen, dasz wir isz an den selben steden selbest uffgeheben mogen. solichs wir mit unserm gebede und willigem dinst alletzyt umb uch und die uwern verdienen wollen, als wir des eyn gantzen getruwen zu uch han dan geschee uns entschaff und betzalunge von dem genanten meister Conradt meler nit, so müsten wir unsere gnedigen lieben herren, unsers closters schurer, darumb ersuchen, dez wir doch

lieber uberig weren. geben under unsere aptye secrete, des wir alle mit eyn zu dirre tzyt gebruchen. datum anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo sexta post dominicam Circumdederunt. (23. Februar 1470.)[1]

Conradus apt, Johannes prior und ander conventsbruder des closters zu Selbolt ordins von Premonster.

Unter dem Originale steht von der Hand des Stadtschreibers bemerkt: »rescriptum et copia responsi transmissa in communi forma sub dato litere 3ª feria infra octavam festi pasce anno LXX°.«

Wir sehen aus diesem Briefe des Abtes an den Rath, dass Konrad achtzehn Wochen lang in dem Kloster mit zwei Gehülfen gratis gelebt hatte, länger als es dem Abt nothwendig zu sein schien, um die einzelnen Theile des ganzen Werkes zusammenzufügen und die nöthigen Vergoldungen und was an Malerei noch nöthig war an Ort und Stelle auszuführen, und dass er trotzdem die Arbeit nach Ansicht des Abtes unvollendet zurückgelassen und seine vertragsmässigen Verpflichtungen nicht erfüllt hatte. Ausserdem wirft ihm der Abt vor, dass er auch für zwei andere Kirchen zugesagte Arbeiten, für welche er acht Gulden im Voraus erhalten habe, noch gar nicht in Angriff genommen habe.

Bei dem durchaus sachlichen Tone, welcher aus dem Briefe des Abtes herausklingt, ist wohl anzunehmen, dass er nicht aus reiner Nörgelei sich an den Rath wendete, sondern dass er berechtigten Grund zur Unzufriedenheit über Konrads Verhalten hatte. Trotzdem aber antwortet Konrad in ziemlich selbstbewusster Weise auf des Raths Mahnung in folgendem Schreiben:

Denn fursichtigen und wysen burgermeistern, scheffen und radt zu Frankfurt, mynen lieben herren.

Min underdienige schuldige willige dinst syen uch allezyt zuvoran, ersamen lieben hern. ich bitten uwere ersame wyszheit zu wissen uff die schrifft, so von hern Conradt apt und den conventsbrudern des closters zu Selbolt uch ubersendet ist etc., wie daz ich nit anders weisz, dan daz ich me eyn gut werck gemacht han, daz dan noch irem befele und benügen besser gemacht ist, dan unser beider parthy verdingks inheldet, uff zusage, wesz isz besser werde und wesz daruber meistere und gesellen unsers hantwercks desz erkennen, wollen sie mir

[1] Gwinner a. a. O. S. 20 und Passavant a. a. O. geben irrthümlich das Jahr 1476 an, sie hatten das »sexta« d. h. »feria sexta«, für »sexto« gelesen und zu »septuagesimo« hinzugezogen

auch bezalen und eyn benugen darvor thun. solichem will ich nachmals gern nachkomen als umb die zwentzig gulden, die will ich myns hern des apts gnade uffheben laiszen ane den von Grynda und Mitla, so ich ine ir arbeit uszgemacht und bereyt han, als ich dan hoffe in kurtze thun wolle, so ich mich doch mit golde und anderm daruff bestalt und gekaufft hann. und bidden uwer ersame wyszheit, mich heruff im besten zuverantworten, will ich alle zyt mit underdienigen diusten gern umb uch verdienen. gegeben uff den heiligen gründonerstag anno etc. LXX. (19. April 1470).

uwer williger underdieniger Conradt Fyoll.

Konrad behauptet also, seine Arbeit besser gemacht zu haben, als bedungen gewesen sei, und ruft das Urtheil der Meister und Gesellen unter seinen Fachgenossen an. Auch erfahren wir in diesem Briefe, um welche Kirchen es sich ausserdem bei der Beschwerde des Abtes handelte: es sind die Kirchen der beiden Dörfer Grinda und Mitla, d. h. Gründau und Mitlau, zwischen Gelnhausen und Büdingen ohnweit des Klosters Selbold, welche Isenburgisch-Büdingische Dörfer waren. Auch hatte der Graf von Isenburg-Büdingen sich schon eine Woche früher als der Abt in der gleichen Angelegenheit mit einer Beschwerde über Meister Konrad an den Rath gewandt. Der betreffende Brief lautet folgendermassen:

Ludwig von Isemburg
grave zu Budingen.

Unsern fruntlichen grus zuvor, ersamen wysen besundern guden frunde. uns brengen mit clage an unser lieben besundern und getruwen die buwemeistere der kirchen unserer dorffere Grinda und Mitla, wie das vor etlichen tzyden eyn uwer burger, eyn maler genant Conrad, zu ine an beyde ende komen sy, etliche ire kirchentafeln und getzirde bresthafftig besehen und ine die zu malen, zu machen und als sich geburte und nach irem vorgeben zu volnfuren sich erboden mit gelarten worten zum besten, so wyt, das die unsern uff sin worte sich erweichet, mit ime uberkomen und solchs ine an iglichem ende zu machen nost ime verdinget han umb eyn nemelich gelt und das furderlich zu thun, in dem getruwen, so er uwer burger were, domit versorgt sin solten, und han ime auch an iglichem ende uff solichs vier gulden geben in dem getruwen, dem gedingtz und sinen worten nochkomen solt worden sin, das nit gescheen noch zu thun understanden worden ist, des wir ungeczwivelt sin, uwer meynunge nit ist, uns auch unfruntlich duncket. begeren darumb an uch

recht fruntlich, den egenanten maler, uwern burger, daran zu wysen und zu halden, das er der egenanten kirchen buwemeistern iglichs vorgenant endes ir vier gulden unverczogelich by disem boden widdergebe, als wir meynen billich sin und uch getruwen und soliche unbillichkeit nit zu gestaten, wollen wir zu der billichkeit gerne beschulden. geben unter unszerm secret, die Valentini anno LXX (14 Februar 1470).

Dieser Brief des Grafen entbehrt nicht eines gewissen Humors und gibt uns eine ungemein anschauliche Schilderung des stattgehabten Vorganges, nämlich der Art und Weise, in welcher sich Konrad den Bauern und Kirchenbaumeistern gegenüber als den geeigneten Arzt für ihre übresthafftigen bilder und getzierde«, d. h. deren Rahmenwerk, aufspielte und sie überredete, ihm die Gemälde zur Restaurirung anzuvertrauen. Das geschah ohne Zweifel, als er im Kloster Selbold beschäftigt war, und vielleicht mag ihm bei dieser Gelegenheit der Gedanke an eine ähnliche kostenlose Sommerfrische wie im Kloster vorgeschwebt haben. Auch war es ihm offenbar gelungen von jeder der Gemeinden 4 Gulden als Vorschuss zum Ankauf der nöthigen Goldfolien auf der Messe zu erhalten. Dass er dem zu ihm gehegten Vertrauen nicht entsprechend handelte, kann uns nicht sehr zu seinen Gunsten stimmen, obgleich er, wie wir sehen werden, dem Rath gegenüber den Versuch macht, alle Schuld auf die Gemeinden zu wälzen. Die Antwort des Raths an den Grafen in dieser Angelegenheit ist folgende:

Hern Ludewig von Isenburg, graven zu Budingen:

Unszere willige dinste zuvor, edeler lieber herre. als uwer edelkeit antreffende Conrad meler, Seboldes son, uns hat tun schriben etc., han wir verhort und lassen uwer edelkeit dinstlich wissen, daz der selbe Conrad zu diszer zyt nit zu Franckfurt inheymsch ist, und so er gen Francfort komet und wir des inne werden, meynen wir yn uwern brief lassen horen und ernstlich mit im davon tun reden und, waz uns zu antwort entsteet, uwern edelkeiden wider schriben. dan womyde uwern edelkeiden wir dinst und guten willen getun und bewysen mogen, sin wir willig datum feria tercia post Mathie anno XIIII^{c} LXX (27. Februar 1470).

Aehnliche Geschäfte, wie die in Selbold, Grinda und Mitla hatten Konrad wohl von Frankfurt weggeführt, wohin er aber zu den Osterfeiertagen wieder zurückkehrte, denn seine Antwort auf des Raths Vorhalten in dieser Sache ist vom Gründonnerstag datirt; er verspricht dem Rath zwar, die Gemeinden zu befriedigen, sobald er andre

Arbeiten, mit denen er beladen sei, erledigt habe, kann es aber nicht unterlassen, sich spöttelnd über die Gemeinden auszulassen. Er schreibt, und zwar an dem gleichen Tage, an welchem er auch bezüglich des Schreibens des Abtes dem Rath antwortete, Folgendes:

Min underdienige schuldige willige dinst syen uwern ersamen wiszheiden alle zyt zuvorn bereit, ersamen lieben hern. die schrifft uwer ersamen wyszheit ubersant ist mich antreffen han ich zu guder maisz woll verstanden und bitten uwer ersame wyszheit daruff zu wissen, wie daz mir die von Mitla und Grinda vor etlichen gezyden gelt uff myn arbeit, ine zu thun, gegeben han, und nach der hant gewitters und anders halben unschiklichen darzu gewarden sin, bisz so lange daz ich andern luden und mit anderer arbeit beladen worden bin, davon ich biszhere nit komen mogen han in ire arbeit, also dan woll kunt und offenbare ist, und ist myn meynunge, daz sie sich nach so verdulden wollen und mich by solichem gedingks laiszen, will ich ine nach diesen dagen ir arbeyt anefahen und getrulichen, uff daz erst ich kan oder magk, enden, daz sie deszhalben keyne clage mehr uber mich furen sollen, so ferre und sie mir hulffe und bystant darzu thun wollen, als mir nyt zwifelt billich thuen, und bitten uwer ersame wyszheit mich heruff im besten zu verantworten. daz will umb uwer ersame wyszheit ich allezyt gerne verdienen gegeben uff den heiligen gründonerstag anno etc. LXX° (19. April 1470).

Conradt Fyoll meler.

Ueber den schliesslichen Ausgang beider Verwicklungen fehlen uns weitere Nachrichten. Aber, wenn wir uns der bereits erwähnten, durch Konrad so lange hinausgezögerten Ersatzverhandlungen über die Forderung, in welche er nach dem Tode seines Vaters verwickelt worden war, erinnern, so ist kaum anzunehmen, dass er sich sehr beeilt haben werde, die beiden Reclamanten zu befriedigen; geschehen ist es aber ohne Zweifel, denn sonst würden Abt wie Graf schwerlich von weiteren, ernsteren Schritten abgesehen haben, so nachsichtig sie auch in ihren Briefen auftreten. Ueberhaupt berührt der höfliche und gutherzige Ton in allen hier mitgetheilten Schriftstücken ungemein angenehm gegenüber modernen Leistungen dieser Art, welche entschieden einen Rückschritt gegen jene bessere Sitte bekunden.

Trotzdem, dass Konrad durch sein nicht ganz zuverlässiges Wesen dem Rath Schwierigkeiten bereitete, so scheint der letztere ihm sein Wohlwollen doch nicht ganz entzogen zu haben, vielleicht auch noch mit Rücksicht auf die Schätzung, die sein Vater allgemein genossen zu haben scheint, da die Erinnerung an denselben noch

sieben Jahre nach seinem Tode so lebhaft ist, dass in dem mitgetheilten Briefwechsel Konrad sowohl seitens des Abtes wie des Stadtschreibers noch als »Sebold seligen son« bezeichnet wird.

Von folgenden Arbeiten Konrads im Auftrage des Raths haben wir Kenntniss:

1) 1464: Item 1 ℔ 12 s. dem jungen Sebold den offen in der sigelstoben zu malen. (Rechenbuch.)
2) 1466 Item ij ℔ viii s. Contzen Sebold maler von den flugeln und unsrer frauwen schanke unter dem neuwen bruckentorne zu malen und zu bessern, als is verbrand was.
» Item iiij ℔ umb unser lieben frauwen bilde under dem nuwen bruckentorne zu Sassenhusen. (Rechenbuch.)
3) 1471: Item ij fl. Kunzen dem maler geben von dem luchter in der obern ratstoben hangende zu malen. (Rechenbuch.)
4) 1477: Item xij fl. han wir geben Conrat Fyole maler von der obern radstobin zu malen. item viij s. sinen sonen geschenckt zu dringgelde. (Rechenbuch.)
5) 1493: Item ij gulden geben Conrat Viole fur den ercker uff dem Romer zu malen, die hagelbuxsse im Bruckhoff mit mynneg und zinober zu bestreichen und das thore am Bruckehoff zu sprengen.
6) » Item ij gulden xvi s. fur acht kappen von nuwem zwilch den kertzentregern des rats kertzen zu tragen pflegen zu malen, uff iglich kappe vier atteler (Adler) und vier alt kappen zu ernuwen. (Rechenbuch.)
7) 1498· Item vij fl vj s Conrat Viol dem maler, den Christophel für der undern radstoben zu malen

Vergleichen wir die hier aufgezählten Arbeiten Konrads und was wir sonst noch von Konrads Thätigkeit kennen gelernt haben, mit den Arbeiten seines Vaters Sebald, so erscheint der Sohn kaum in einem andern Lichte als Letzterer. Auch Konrad übernimmt Anstreichereien und decorative Arbeiten und restaurirt oder renovirt ältere Malereien wie das Marienbild unter dem Brückenthurm, die Bilder in den Kirchen zu Grinda und Mitla und den Christophorus vor der untern Rathstube, denn diese Arbeit müssen wir auch dahin rechnen, da wir über die Entstehung dieses Christophorus folgende Nachricht aus dem Rechenbuche von 1470 besitzen. »Item VI fl. Bechtold dem maler geben von dem Christoffero vor der ratstobin und alle gemeltze im noffe und gange vor der schribestoben zu malen und zu machen.« Diese Arbeit wurde also von dem Maler Bechtold gerade in dem Jahre 1470 ausgeführt, in welchem Konrad durch

Arbeiten ausserhalb Frankfurts und durch seine Verpflichtungen gegen die Gemeinden von Grinda und Mitla in Anspruch genommen war, weshalb der Rath wohl die Arbeit einem Andern übertrug, auch 1476 malt Bechtold den Ofen in der Rathsstube,[1] und ist also ein Malermeister gewesen, welcher mit Konrad auf ähnlicher Stufe stand, dem aber Konrad doch vorgezogen worden sein muss, denn ich finde Bechtold bei Römer-Arbeiten nur diese beiden Male erwähnt.

In ähnlicher Weise wie sein Vater ist Konrad auch aus dem Leben geschieden wie jener führt er noch in dem Jahre vor seinem Tode ein Gemälde, den Christophorus, aus, denn 1499 wird Konrads Namen, wie schon erwähnt, zum letzten male in dem Beedebuch genannt, von da ab nur noch sein Sohn Hans. Konrad muss also entweder noch in dem Jahre 1499 oder anfangs 1500 gestorben sein.

Besondere Beachtung und Besprechung verdient unter dem Verzeichniss der von ihm für den Rath ausgeführten Arbeiten diejenige unter dem Jahre 1477 erwähnte: »Item xij fl han wir geben Conrat Fyole maler von der obern ratstoben zu malen« Auch diesen Auftrag kann ich nachweisen als einen, dessen Zweck die Renovirung älterer Malereien war An sie knüpfen sich jedoch Untersuchungen von ganz besonderem Interesse, in Betreff deren vor allem Andern festgestellt werden muss, welcher Raum in dem Römer mit dem Namen der oberen Rathstube bezeichnet wurde. Dieser Raum war kein andrer als das gegenwärtige Sitzungszimmer des Magistrats, die ehemalige Conferenz- und Wahlstube, wofür ich den Beweis im Abschnitt 4 dieser Arbeit bringen werde.

Von diesen Malereien sind uns durch die Fürsorge des Rathes, als er es im Jahre 1583 für nothwendig hielt, die obere Raths- oder Wahlstube einer gründlichen Erneuerung zu unterziehen, Abbildungen erhalten, welche als colorirte Federzeichnungen in einem Quartheft vereinigt sind und in den Wahltagsakten Nr 19 des städtischen Archivs unter dem Titel »Wappenbuch« aufbewahrt werden. Offenbar waren diese Wandmalereien allmählig so schmutzig und unscheinbar geworden, dass ihre Erneuerung dem Rathe nicht mehr wünschenswerth erschien, wohl umsomehr, als seit ihrer Entstehung ein allgemeiner Fortschritt in der Kunst stattgefunden und der Geschmack sich durchaus geändert hatte. Der Rath wünschte ein neu und gut aussehendes Rathszimmer zu besitzen, welches zu Zeiten einer Kaiserwahl eine würdige Empfangsstätte für Fürsten und Gesandte abgeben konnte.

[1] Rechenbuch von 1476 »Item vj ß minj s. Bechold dem maler vom offen in der ratstoben zu malen«

In der That passte auch der Styl jener Malereien, wie wir ihn aus den Copieen erkennen, nicht mehr zu der ganz veränderten Erscheinung der Rathstube, seitdem durch deren Umgestaltung im Jahre 1561 an die Stelle der in das Fachwerk der Façadenwand eingesetzten, nur von Holzwerk umgebenen Fenster eine architectonisch prächtig ausgeführte Fensterstellung von Sandstein in die neu errichtete Steinwand eingefügt worden war. Der Rath entschloss sich daher diese Malereien gleichfalls in Sandsteinfarbe, d h roth mit Quaderfugen überstreichen zu lassen, um dadurch ein einheitliches Aussehen des ganzen Raumes zu bewirken. Für letzteren Vorgang geben uns folgende Aufzeichnungen in dem Baumeisterbuch von 1583 die Belege Nämlich unter »gemaine Aussgaben«: den 21. September »für Raiff die obere Rathstub mit zu dünchen . . «; ferner unter »Ausgaben Klaibern und Offenmachern« »den 9ten November anno 83 zalt Adam Achsellern von der oberen grossen Rathstuben mit Steinfarben anzustreichen 8 fl.«[1] Es muss aber als ein besonders glücklicher Umstand bezeichnet werden, dass zu jener Zeit kunstsinnige und feingebildete Männer im Rathe sassen, welche es als eine Pflicht empfanden, diese historisch so werthvollen Malereien vor ihrem Untergange abbilden zu lassen und sie dadurch uns späten Nachkommen zu erhalten. Hierzu wählte der Rath eine sehr geeignete Persönlichkeit, den trefflichen Glasmaler Hans Fetter,[2] wie wir dies aus folgendem Eintrag in das Baumeisterbuch von 1583 unter »Gemaine Ausgaben« erfahren: »den 15ten Junij Anno etc. 83 zalt Hansz Vettern Glassmalern von der obern Walstuben abzureiszen 10 fl. 12 s.«

Diese Abbildungen Hans Fetters liegen uns in dem »Wappenbuche« ohne Zweifel genau so vor, wie die Originale nach Konrad Fyolls Restaurirung ausgesehen haben Der erste Blick auf diese sehr sicher und künstlerisch gewandt gezeichneten Blätter lässt uns an der Tracht der dargestellten Figuren erkennen, dass dieselben dem Anfang des 15 Jahrhunderts angehören müssen. In 28 Einzelfiguren stellen sie auf eben so vielen Blättern den Kaiser sitzend in vollem

[1] Zu diesen Arbeiten gehören noch folgende: »den 11. Januar anno 1583 zahlt Peter Jacobsen von der obern Rathstuben und newen Kanzlei zu dünchen und weissen 24 fl.«, »Den 4. Aprilis 84 zalt Georg Odenwällern von der newen Walstuben zu stecken und klaiben 10 fl.«, »Den 11 Jenner Meister Matthes Malern zalt für Fürnisz und Oelen 10 s., für 7 ℔ Furniss zu 8 s in die new Canzlei fl. 2, 8 s.«

[2] Ueber ihn vergleiche Grotefend, Die Zunft der Glasmaler und Glaser in Frankfurt a. M., in Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Band VI, S 118. Die Herausgabe des »Wappenbuchs« in zeichnerisch und colouristisch getreuer Nachbildung wird von Herrn Archivar Dr. Jung vorbereitet.

Ornate und in stehenden Figuren die Repräsentanten der zu dem deutschen Reiche hinzugerechneten Königreiche, Erzbisthümer, Herzogthümer, Markgrafschaften, Landgraf- und Grafschaften und Städte dar Hierauf folgen noch die Wappenschilde von einer Anzahl von Städten auf Blatt 29 und 30, von vier Freiherrn und vier Rittern, Blatt 31, zusammen 19 Wappen, welche muthmasslich an der Decke um den grossen doppelköpfigen Reichsadler in der Mitte der Decke, Blatt 32, gruppirt waren, oder auch an den Wänden über den Figuren Es ist diese Bemalung, wie Herr Stadtarchivar Dr Jung zuerst erkannt hat, die älteste bisher bekannt gewordene Darstellung der Reichsquaternionen, die um so bedeutsamer erscheint, als man sie zur Ausschmückung des neuerworbenen Rathhauses der Wahlstadt Frankfurt wählte Auf das Blatt mit dem Reichsadler hat Hans Fetter die Bemerkung geschrieben »Die gantz Decke 26 schuh lang« Diesen Reichsadler müssen wir uns wohl an dem Durchzugsbalken befestigt denken, welcher die Decke ihrer Länge nach durchzieht, und aus dem für die Decke angegebenen Maass können wir auch die Grösse des Zimmers entnehmen, wenn wir dieses Maass nur auf den Spiegel der Decke beziehen, um welchen herum noch Simse und Balkenwerk das Totalmaass der Zimmerdecke etwas vergrössern mussten. Rechnen wir auf jedem Ende der angegebenen Längenachse der Decke von 26 Schuh noch 2 Fuss für diese Umgebung hinzu, so erhalten wir 30 Fuss Länge. Dieses Maass entspricht aber genau den Maassen der oberen Rathstube, d. h. den Maassen des gegenwärtigen Sitzungszimmers des Magistrates, welches eine Länge von 12 Meter, d. h. 30 Fuss hat, und, wie wir sehen werden, hiermit genau die Dimensionen, welche nöthig sind, um Raum für jene 28 Figuren zu bieten, von welchen Hans Fetter auf Blatt 28 schreibt: »Die Bilder alle in grese, wie das Leben ist«.

Aus der Anzahl der dargestellten Figuren können wir berechnen, wieviel Wandlänge für die Unterbringung aller erforderlich war. Dass der Künstler nicht sparsam mit dem Raume umzugehen nöthig hatte, sehen wir daran, dass er vielen derselben lebhafte Bewegungen mit ausgestreckten Armen gegeben hat. Beanspruchen wir für jede Figur durchschnittlich einen Meter Breitenraum, so können auf jeder Längswand zwölf Figuren untergebracht werden einschliesslich des für die Thüre zum Römersaal und für den eisernen Schrank auf der Westwand (der hinter einer Thüre versteckt ist) nöthigen Raumes. Auf der schmalen Wand aber bleiben auf jeder Seite zwischen der Eingangsthüre und den beiden Oefen 2 Meter frei, so dass hier gerade noch die übrigen vier Figuren Platz finden können. Diese genau

zutreffende Raumberechnung dürfte allein schon als genügender Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme gelten, dass das jetzige Sitzungszimmer des Magistrats die ehemalige alte obere Rathstube ist, in welcher diese Bilder sich befanden.

Auf einem Spruchband unter dem Frankfurter Adler, Blatt 33, hat Hans Fetter sein Monogramm H. F. und die Jahreszahl 1583 angebracht; über dem Kopf des Adlers befindet sich ein fliegendes Band mit der Inschrift: »M° CCCC° LXXVII° renovatum.« Diese Inschrift ist es, welche mich veranlasst, diese Renovirung mit der im Jahre 1477 durch Konrad Fyoll ausgeführten Arbeit in der obern Rathstube zu identifiziren, und wahrscheinlich rührt diese Inschrift noch von Konrad selbst her. Der Preis von zwölf Gulden, der höchste der für seine Arbeiten angegebene, beweist auch, dass die Arbeit der Restaurirung eine ziemlich zeitraubende gewesen sein muss. Leider unterrichtet uns keine Inschrift über die Zeit der Entstehung dieser Malereien und über ihren Autor, aber glücklicher Weise geben sie selbst, wenigstens über den ersteren Punkt, den allerdeutlichsten Aufschluss durch folgende Besonderheiten in ihrer Anordnung. Unter den vertretenen Grafschaften finden wir auch Cilli; da aber erst König Sigismund den Grafen Friedrich II. von Cilly, dessen Tochter er in zweiter Ehe geheirathet hatte, unter die Fürsten des heiligen römischen Reiches aufgenommen hatte, so ist damit als der am weitesten zurückliegende Zeitpunkt für die Entstehung jener Malereien der Regierungsantritt König Sigismunds, d. h. das Jahr 1411 gegeben. Wir finden unter den Grafschaften aber auch noch Cleve vertreten, und da Cleve 1416 zu einem Herzogthum erhoben wurde, so ist hierdurch auch das Jahr 1416 als die weitest vorwärts liegende Jahreszahl gegeben, bis zu welcher die Ausführung der Malereien stattfinden konnte. Doch lässt sich diese letzte Grenze noch zurückrücken bis in das Jahr 1415, in welchem die Churwürde durch König Sigismund an den Markgrafen von Brandenburg verliehen wurde, welchen unsere Malereien aber noch unter die Markgrafen setzen. Ich werde in Abschnitt 4 dieses Aufsatzes noch den Nachweis bringen, dass erst um 1413 der Bau der beiden Hallen im Römer gänzlich beendigt war, und dass also auch erst um diese Zeit die über ihnen liegenden Räume, der Römersaal und die an ihn anstossende obere Rathstube, ihre innere Vollendung erhalten konnten. Wir können daher mit aller Sicherheit die Jahre 1413—1415 als die Zeit feststellen, in welcher dieser Figurencyclus ausgeführt worden ist.

Die befremdliche Thatsache, dass uns über diese bedeutende und in vielen Beziehungen so höchst merkwürdige Arbeit auch

die geringste Mittheilung aus jener Zeit fehlt, während uns so viele Ausgaben für die gleichgültigsten Dinge in den Rechenbüchern erhalten sind, lässt mich vermuthen, dass sich damals unter den Patriziern Gönner fanden, welche sich vereinigten, um den neuen Rathhausbau auf ihre Kosten in einer der Stadt würdigen Weise zu schmücken, was ein Vorgang ähnlich dem von der jetzigen älteren Generation erlebten wäre, als sich Frankfurter Familien und selbst auswärtige Verehrer der historischen Vergangenheit Frankfurts vereinigten, um die Nischen des Römersaales mit den lebensgrossen Bildnissfiguren aller Kaiser des alten deutschen Reiches zu schmücken.

Dies geschah zu einer Zeit, in welcher das »Wappenbuch« höchstens den Archivaren bekannt und wenig oder nicht beachtet war. Das Verdienst, die Aufmerksamkeit auf dieses Buch hingeleitet zu haben, gebührt dem ehemaligen Stadtarchivar, Herrn Dr. Grotefend, welcher dasselbe in seiner, von mir schon erwähnten, Abhandlung »Die Zunft der Glasmaler und Glaser in Frankfurt a. M.«, kurz erwähnt, dabei aber die Ansicht ausspricht, dass »die obere Rathstube oder alte Wahlstube der jetzige Kaisersaal sei«, und dass jene Figuren »als die älteste Bemalung des Kaisersaales, die etwa aus dem Jahre 1410 stammt« zu betrachten seien. Diese Annahme erschien in der That gegenüber den späteren, ähnlichen Ausschmückungen jener Nischen[1] sehr naheliegend, und ich und Andere theilten dieselbe auch, da nichts natürlicher erschien, als dass die Nischen zur Aufnahme solcher Figuren in Lebensgrösse von Anfang an bestimmt gewesen seien. Im Laufe dieser Untersuchung musste ich aber zu meiner schon ausgesprochenen abweichenden Anschauung gelangen, dass unter der Bezeichnung »obere Rathstube« nicht der Kaisersaal zu verstehen sei. Ich ziehe es aber vor, den Nachweis hierfür, wegen seiner mühsamen Umständlichkeit, erst im vierten Abschnitt zu bringen, womit der Vortheil verknüpft sein wird, dass auch die andern bei Veranlassung der Arbeiten der Fyolls in dem Römer genannten Räume näher bestimmt werden können, ohne jedesmal den Gang der Untersuchungen unterbrechen zu müssen.

Ausser zu Konrad Fyoll steht jener alte Figurencyclus aber auch noch muthmasslich in einer gewissen Beziehung zu der Thätigkeit von Sebold. Da die Ausführung der Figuren gerade in die ersten Jahre der Regierung König Sigismunds fällt, und dieser sich in den

[1] Im Jahre 1711 wurden in den Nischen durch den Maler Unsin die als Bronzebüsten behandelten Portraits der Kaiser von Konrad I. bis zu Leopold I. gemalt, von Letzterem an wurden die neu hinzukommenden Kaiser aber als Brustbilder in der Farbe des Lebens ausgeführt.

Jahren 1411 und 1414 hier in Frankfurt aufhielt, so liegt es nahe anzunehmen, dass der ausführende Künstler in der auf dem Throne in vollem Ornate sitzenden Kaiserfigur das Portrait Sigismunds darstellte und darstellen konnte, da er Gelegenheit gehabt hatte, ihn selbst zu sehen, wozu bei den anderen Figuren sowohl die Gelegenheit als auch die Veranlassung fehlte, da sie nur als Vertreter, als Wappenhalter der entsprechenden Theile des Reiches anzusehen sind. In diesem Sinne ist auch ihre Darstellung behandelt; z. B die Erzbisthümer als barhäuptige Kleriker im Churfürstenmantel, welche Standarten mit den betreffenden Wappen halten, wie man sicher nicht einen Erzbischof portraitirt haben würde In dem Kopfe des Herrschers aber erkennen wir selbst noch in der Copie Hans Fetters die charakteristischen Merkmale der Gesichtsbildung König Sigismunds, einen grauen, spitzen, getheilten Vollbart, grauen Schnurrbart, graues Haar und ein ziemlich volles Gesicht, es ist demnach wohl anzunehmen, dass ursprünglich seitens des Künstlers die bestmögliche Aehnlichkeit beabsichtigt war. Dieser Umstand kann uns Aufschluss geben über eine Thatsache, welche schon Lersner II, 1, S. 41 ohne Angabe der Quelle berichtet, welche ich indessen in dem Stadt-Rechenbuch von 1438 aufgefunden habe Wir finden in demselben auf Fol. 47b folgenden Eintrag: »Sabato ante misericordia domini: Item vij gld han wir geben fur die bilder unszers herrn desz keiszers, keiszers Sigmund, eines als er in siner maestad gesesszen hat, und die andern zwei brostbilde, die im etwas glich nach gemalet sin. — Item ij s. fur costh und nele (Nägel), daz grosze bilde uff zu machen.«

Die Veranlassung zur Anfertigung dieser drei Gemälde war der am 9. Dezember 1437 erfolgte Tod Kaiser Sigismunds. Für die beiden Brustbilder scheint nach obiger Notiz das grosse Gemälde das Vorbild gewesen zu sein, sie wurden demselben »etwas glich nach gemalet«, was die Aehnlichkeit anbetraf. Als Vorbild für das grosse Gemälde aber »als er in siner maestad gesesszen hat« wurde ohne Zweifel das diesem Ausdruck durchaus entsprechende Bild Sigismunds aus dem Figurencyclus in der oberen Rathstube benutzt, und mit der Herstellung dieser drei Gemälde ein Künstler betraut, der zur Stelle war und dabei keine allzugrossen Ansprüche machte, denn 7 Gulden für die 3 Gemälde ist gewiss ein minimaler Preis. So ist es denn sehr wahrscheinlich, dass der Rath dem von ihm sehr begünstigten Sebald Fyoll diesen Auftrag ertheilte, und es mag nur ein Zufall sein, dass sein Namen gegen Gewohnheit bei dem Eintrag in das Rechenbuch nicht genannt worden ist, und vielleicht gerade aus dem Grunde, weil es damals fast als selbstverständlich betrachtet werden konnte,

dass solche Arbeiten für den Römer von Sebald ausgeführt wurden.[1] Man könnte die Frage aufwerfen, warum der Rath das schon vorhandene grosse Gemälde der oberen Rathsstube nochmals habe copiren lassen? Hierauf will ich die Antwort nicht schuldig bleiben. Ich werde in Abschnitt 4 nachweisen, dass man zu jener Zeit gerade im Begriff war, in dem Erdgeschoss des zu dem Römer hinzugekauften Hauses Frauenrode eine neue schönere Rathstube als die bis dahin im Erdgeschosse der Hintergebäude des Römers benutzte einzurichten, welche wie diese zur Erledigung der laufenden Geschäfte benutzt wurde, während die obere Rathstube nur zur Abhaltung von Sitzungen bei feierlicheren Veranlassungen diente, namentlich bei den Wahlhandlungen. Da nun in letzterer die Malereien sich auf der Wand selbst befanden, und der Rath ein Bild des Kaisers auch in seinem täglichen Sitzungslocale zu haben wünschte, so liess er zu diesem Zwecke das Wandgemälde auf Holz oder Leinwand copiren und mit »nele in demselben uff machen.« Dieser Vorgang scheint der Beginn der späteren Sitte gewesen zu sein, stets das lebensgrosse Bild des regierenden Kaisers in der Rathstube aufzuhängen.

Aufgaben von der Bedeutung und dem Umfange des grossen Figurencyclus in der obern Rathstube sind weder Sebald noch Konrad in ihrem Leben zugefallen, und aus dem, was wir von ihnen kennen gelernt haben, lässt sich kaum annehmen, dass sie die Leute gewesen sein würden, um solche Aufgaben genügend zu lösen, geschweige denn, sich auf die Höhe der Kunst empor zu schwingen, auf welche Passavant Konrad erhoben hat, indem er ihm die Autorschaft des herrlichen Bildes aus der Dominikanerkirche zuschrieb. Auf diesem Bilde sehen wir rechts vom Beschauer am Rande den Kopf eines nach den Betrachtenden aus dem Bilde hinausblickenden Mannes in mittleren Lebensjahren in schwarzem Barett, mit feinen Zügen, blasser Gesichtsfarbe und schwermüthigem Ausdruck, ohne Zweifel das Selbstportrait des Autors dieses Bildes. In dem seelischen Ausdruck dieses ächten Künstlerkopfes tritt uns ganz und gar das Wesen entgegen, wie es aus dem Kunstwerke selbst zu uns spricht, nämlich eine liebevolle Gewissenhaftigkeit in allen Theilen des Werkes und das heisse Bemühen einer ächten Künstlernatur, Form, Ausdruck und Farbe so schön und so vollkommen zu entwickeln, als es ihm innerhalb der Grenzen seines Talentes nur möglich war; ja, vielleicht dürfen wir

[1] Ohne die Bilder des »Wappenbuches« zu kennen, vermuthet auch Gwinner a. a. O. S. 19 »dass man mit der Anfertigung jener Kaiserbilder jedenfalls einen namhaften Künstler betraut haben werde«, als welchen er in diesem Falle Sebald betrachtet.

auch noch in dem Ausdruck des Kopfes ein stilles Leiden darüber herausfühlen, dass das Talent eben ein begrenztes war, wie sich dies z. B. daran zeigt, dass alle Kinderfiguren oder richtiger gesagt die Köpfe derselben einen Mangel an Fähigkeit bezeugen, den Reiz des Kindlichen genügend wieder zu geben. Uebrigens ist ja gerade dieser Mangel ein in der altdeutschen Kunst vielfach vorkommender. Lassen sich solche Gedanken, wie sie dieses Kunstwerk anregt, aber auch in Einklang bringen mit dem Eindruck, den wir aus allem dem erhalten, was ich über Konrads Leben und seine uns bekannt gewordenen Arbeiten mitgetheilt habe? Nicht wohl recht, wie mir scheint.

Was Passavant veranlasste, als den Autor des grossen Altares aus der Dominikanerkirche einen Frankfurter Künster zu vermuthen, ist der Umstand, dass ihm auch ein kleiner Flügelaltar, ehedem in von Glauburgschem Besitze in Frankfurt, jetzt daselbst im Städelschen Institut, von dem gleichen Meister herzurühren schien. Das Mittelbild desselben enthält die Kreuzigung Christi, der linke Flügel den Donator mit seinen drei Söhnen und dem Schutzpatron der Familie, welche durch das angebrachte Wappen als die Frankfurter Familie von Humbracht bezeichnet ist; der rechte Flügel zeigt die Gattin mit drei Töchtern und einer Heiligen und das Wappen der Faute von Monsperg. Da dieses Gemälde für eine Frankfurter Familie gemacht ist, so glaubte Passavant daraus schliessen zu müssen, dass auch ein Frankfurter Künstler es gemalt habe und dass dieser Künstler kein anderer als Konrad Hyoll sein könne, der auch dem Abte von Selbold ein Altarwerk geliefert hatte. Nun könnte aber ebensogut ein geschätzter auswärtiger Künstler für die Familie von Humbracht dieses Bild gemalt haben und noch andere Bilder für Andere, denn Passavant glaubt auch noch ein drittes Bild, — damals in seinem Besitz, jetzt gleichfalls in dem Städelschen Institut, — demselben Autor zuschreiben zu müssen. Es stellt die heilige Anna und Maria mit dem Christuskinde auf dem Throne sitzend dar, zur Seite stehend Joseph und Zacharias und musicirende Engel. Es ist coloristisch weit vollendeter als das von Humbrachtsche, wärmer und weicher im Ton und dadurch der van Eykschen Schule weit näher stehend; auch die Kinderfiguren sind weicher und anmuthiger gebildet als auf dem grossen Gemälde der Dominikanerkirche, immerhin sind bei den drei genannten Werken gewisse Aehnlichkeiten nachzuweisen, nicht minder aber auch auffallende Verschiedenheiten, wie sie uns wohl auch bei den Werken eines und desselben Künstlers begegnen, aber auch daher rühren können, dass wir Werke verschiedener Künstler vor uns haben, die aus gleicher Zeit und gleicher Schule stammen. Die drei Werke

Digitized by Google

sind daher nicht mit aller Sicherheit auf einen gemeinsamen Autor zurückzuführen.[1]

Zum Schluss kann ich mich in Folge aller meiner vorstehenden Untersuchungen und Erwägungen nur dahin aussprechen, dass mir dieselben nicht geeignet scheinen, Passavants Annahmen zu befestigen, dass sie vielmehr die Zweifel an der Zulässigkeit derselben erheblich steigern.

3. Hans Fyoll.

Bei Konrad Fyolls Restaurirungsarbeit in der obern Rathstube 1477 haben wir gesehen (S. 81), dass seinem nicht mit dem Vornamen genannten Sohne ein Trinkgeld von viij s. geschenkt wurde. Da dies als ein recht beträchtliches Trinkgeld betrachtet werden darf, so muss er sich bei dieser Arbeit nützlich und tüchtig erwiesen haben, d. h. er musste gleichfalls Maler sein. Die einzige Nachricht aber, welche wir über seine Thätigkeit als Maler ausserdem noch besitzen, besteht in folgender Notiz aus dem Rechenbuch von 1498, fol. 82b: »Sabatho in die purificationis Mariae (d. h. 2. Februar 1499) ·Item iij gulden Hansen Fiel maler für die tafel usswendig der ratstoben zu machen«. Hierzu ist noch an den Rand die Bemerkung geschrieben: »cruzifixtafel uber der raatstoben«. Ob hiermit die obere oder die untere Rathstube gemeint ist, ist nicht festzustellen, der Preis von 4 fl. ist beträchtlich geringer, als jener von 7 fl., welchen sein Vater im Jahre zuvor für den Christophorus vor der unteren Rathstube erhielt und dieser Preisunterschied ist vielleicht weniger durch eine geringere Schätzung der Leistung Hansens zu erklären, als dadurch, dass die Figur des Christophorus immer so gross in den Verhältnissen gemalt wurde, als es der Raum nur gestattete. Da wir keinerlei andere Arbeiten von Hans Fyoll später erwähnt finden, während uns doch gerade diese zeigt, dass der Rath in alter Anhänglichkeit an die Familie Fyoll auch Hans noch berücksichtigte, so scheint dies darauf hinzudeuten, dass man entweder mit seinen Leistungen nicht sehr zufrieden war, oder dass er sich allmählig einer andern Art von

[1] Ausser den genannten Bildern schreibt Passavant noch folgende Konrad zu
1) einen kleinen Flügelaltar mit der Kreuzabnahme, in der Pinakothek zu München,
2) ein desgl. im Museum zu Berlin, mit der heiligen Anna und der lesenden Maria im Mittelbilde,
3) ein Tryptychon im Museum von Antwerpen mit der Anbetung der Könige in dem Mittelbild,
4) zwei Tafeln bei Herrn Krämer in Regensburg, von welchen die eine den Kindermord zu Bethlehem darstellt.

Ueber diese Werke kann ich kein Urtheil aussprechen, da ich denselben, als ich die Gelegenheit hatte sie zu sehen, nicht besondere Aufmerksamkeit zugewendet habe

Thätigkeit zuwendete. Verkommen ist er, wie wir noch sehen werden, durchaus nicht.

Im Jahre 1487 am 14. Dezember hatte Hans als Bürgerssohn den Bürgereid geleistet,[1] dies kann uns einen Anhaltspunkt zur ungefähren Bestimmung seines Geburtsjahres geben. Vor seinem 21. Jahre wird er schwerlich Bürger geworden sein Nehmen wir dieses Alter für die Eidesleistung an, so wäre das Jahr 1466 sein Geburtsjahr, wenn dasselbe nicht noch weiter zurückliegt Im Jahre 1488 ist er im Beedebuch fol. 25a als »Hans Fyole melere« mit 7 s. 6 heller besteuert; 1495 fol. 24a und 1496 fol 24b aber mit 12 s., also doppelt so hoch wie sein Vater im Jahre 1499, welcher nur 6 s., den niedrigsten Steuersatz, bezahlte. Er befand sich also auffälliger Weise in einer bessern materiellen Lage als sein Vater, muthmasslich in Folge einer guten Heirath In dem Jahre 1499 ist sein Steuerbetrag im Beedebuch nicht ausgefüllt, ebenso wenig in jenem von 1510, in welchem er noch als »Hans Fyole meler« aufgeführt ist.

Wir können indessen sein Leben noch weiter verfolgen, denn er errichtete am 1. October 1523 mit Margarethen, seiner zweiten Hausfrau, die er als Wittwe geheirathet hatte, ein gemeinschaftliches Testament, worin sie sich gegenseitig, beziehungsweise ihre beiderseitigen Kinder erster Ehe, zu Erben einsetzten. Das Vermogen der Frau bestand, ausser dem zugebrachten Hausrath, in einem Hause, drei Morgen Ackerfeld, einem Morgen Garten und drei Morgen Wiesen zu Hattstein bei Reiffenberg. Fyoll hatte dieses ganze Besitztum schon früher für dreissig Gulden veräussert.«[2]

Hiermit erlöschen die Nachrichten über Hans Fyoll, der für uns überhaupt nur als Sohn Konrads und als Enkel Sebalds Interesse haben kann. Im Jahre 1424 fanden wir zuerst den Namen Sebalds genannt; im Jahre 1523 lebt sein Enkel noch und wir konnten fast ein volles Jahrhundert hindurch die Thätigkeit der drei Maler Fyoll in dem Römer verfolgen, dessen stete Erweiterung und Umgestaltung während dieses Jahrhunderts eine Erscheinung ist, welche für das Emporblühen Frankfurts in jenem Zeitraum als ein characteristisches Zeichen betrachtet werden darf.

Der folgende Abschnitt soll der näheren Darstellung der Entwicklung des Römerbaues gewidmet sein, um dadurch ein klares Bild der Raumlichkeiten zu gewinnen, an deren Ausstattung die Fyolls mitgewirkt haben.

---

[1] Bürgerbuch IV des Stadtarchivs unter dem Datum. sexta post Lucie anno LXXX septimo.

[2] Ich entnehme diese Nachricht wörtlich Gwinner (Zusätze und Berichtigungen S. 24), für welche er die Quelle nicht angibt.

4. Der Römerbau.

Bekanntlich kaufte der Rath von den Brüdern Contze und Heintze zum Römer[1] und Gertrud und Elsgen zum Römer im Jahre 1405 die beiden vereinigten Häuser zum Römer und zum goldnen Schwanen[2] mit der Absicht, dieselben sowohl als Rathhaus zu benutzen wie auch während der Messen als Kaufhaus.[3] Um beiden Zwecken gerecht zu werden, musste man die gekauften Häuser einem innern, totalen Umbau unterziehen. Schon 1405 wurden die Materialien angeschafft, um den Bau der grossen Hallen im Römer und goldnen Schwan beginnen zu können,[4] in welchen Messbuden aufgeschlagen und vermiethet werden sollten.[5] Im Jahre 1412 war der Gewölbebau so weit voran geschritten, dass man für die Pflasterung der beiden Hallen und für den dieselben verbindenden Spitzbogendurchgang die Steine ankaufen konnte.[6] Wir können also spätestens das Jahr 1413 als das Jahr des gänzlichen Abschlusses des Hallenbaues betrachten; schon 1414 konnte der Rath in der Fastenmesse den Raum in den Hallen

---

[1] Rechenbuch von 1405 »Sabb. ante Nicolay Item vi^{c} gulden han wir gegebin Contzen und Heintze zum Romer an bereidem gelde von des kauffis wegin, als der rad ire zwei teile an dem Romer und dem gulden Swanen umb sie kauffte.«

[2] In dem Kaufbriefe von 1405 sind dieselben beschrieben: »und sind die obgnant husunge gelegen mit namen der Romer vorn zu uf dem Samstagsberge zuschen den gesessen Laderam und Lewenstein und stosset hinden an Frauenrode, so ligt der guldin Swan hart daran und stosset hinden uss in die gassen gein dem gesesse zum Buner zuschen Frauenrode und Wanebach«, Battonn IV, S. 316. Grundriss des Römerkomplexes und Durchschnitt der fünf Häuser nach dem Römerberg zu sind in verkleinertem Maassstabe dem auf S. 92 Anm. 2 angeführten Werke entnommen.

[3] Rechenbuch von 1415 »Item 76 ℔ 16 s. han wir entpfangen uz dem Romer, als der zu eime kauffhuse bestalt und gemachet ist syt der zyt als man daz angefangen hat. Item iij gulden hat man Jacoben von Coelne und seime eidem zu zerunge gegebin, als man sie von des Romers wegen besand und virbotet hatte, helfin zu rathschlagen, umb ein kauffhuss da zu machen und zu bestellen.«

[4] Rechenbuch von 1405 »Item primo in vigilia pasche x ℔ xvi s. umb iij^{m} gebackene steine zum gewelbe zum Romer, daz duzent um iij gulden und xx ℔ vi heller umb ij^{c} Mildenberger quadersteine zum Romer.«

[5] Rechenbuch von 1415 »Item xiij ℔ etc. han wir gegebin den zymerluden die kammern unden in dem Romer dem kouffhuse zu machen, den luden ir gut darinnen zu legen und zu bewaren.«

[6] Rechenbuch von 1412 »Item xvij ℔ iij s. han wir gegebin umb estrichsteine, den Romer under dem gewelbe zu steinen und zu plastern. – Item vj ℔ iij s. umb xxxij stück grosser Bockenheimer steine zum rwybogin in dem Romer uz dem vordersten huse in den guldnen Swanen.«

schuhweise an Kaufleute vermiethen,[1] und noch heute bestehen diese Hallen unverändert in der Gestalt, welche man ihnen damals gegeben hatte.

Es war, als die Hallen erbaut wurden, eine technische Nothwendigkeit, dass die über ihnen gelegenen Räume der beiden angekauften Privathäuser durchaus zerstört und ausgebrochen werden mussten; und zwar im Hause zum Römer nicht nur dessen altes, erstes Stockwerk, über dessen halbe Höhe hinaus sich die obere Abdeckung der Halle erhob, sondern es musste auch noch, da von diesem Stockwerke nur ungefähr die Höhe von Mtr. 1.50 bis zu dessen Decke, beziehungsweise bis zu dem Fussboden des zweiten Stockwerkes übrig blieb, dieses ganze zweite Stockwerk ausgebrochen werden, wenn man über der Halle einen Raum selbst nur von genügender Höhe, um in demselben aufrecht stehen und mauern zu können, erhalten wollte. Indem man nun zu diesem Zwecke die Balkendecke zwischen dem alten ersten und zweiten Stockwerke ausbrach, ergab sich von selbst ein Raum, dessen oberen Abschluss die unterste horizontale Gebälklage des gewaltigen Giebeldach-Raumes bilden musste, d. h. der Raum, welchen der heutige Kaisersaal einnimmt.

Von der Richtigkeit dieses Sachverhaltes kann sich ein Jeder durch Betrachtung der Façaden der Häuser Limburg, Römer und Löwenstein, sowie des von dem hiesigen Bauamte aufgenommenen Durchschnitts derselben,[2] Fig. II, leicht überzeugen. Ueberblicken wir die Façaden der drei genannten Häuser, so erkennen wir sogleich, dass die alten Privathäuser Limburg und Löwenstein ursprünglich insofern nach durchaus ähnlichem Plane gebaut waren, als sie über der Decke des Erdgeschosses bis zu dem untersten Fussboden der Giebeldach-Construction zwei Stockwerke enthielten, von welchen das erste höher war als das zweite, sich auch dem entsprechend durch höhere Fenster auszeichnete, und dass ihre nahezu gleich hohen Giebeldächer drei Fussböden, »Bonen«, übereinander, also drei Höhenabtheilungen enthalten, von welchen die beiden unteren noch mit viereckigen Fenstern in der Giebelfaçade versehen sind, Löwenstein in der dritten obersten Horizontalabtheilung auch noch mit einem runden Fensterchen späterer Construction, während diesen dritten Abtheilungen im Uebrigen ihr Licht durch die Dachgauben zukommt.

[1] Rechenbuch von 1414: »Item xiij ß xii s. 1 hllr. han wir entpfangen, als in der ersten fastenmesse von den kremern und andern in dem Romer gefallen waz, als man iglichen fuss fur 1 s. verluhen hatte.«

[2] Der Römer in Frankfurt a. M., 1885, in Folio: 3 Grundrisse, 3 Durchschnitte, zwei Ansichten.

Diesen Eintheilungen durchaus entsprechend muss die Façadeneintheilung des ursprünglichen Privathauses zum Römer gewesen sein, nur mit dem Unterschied, dass das höhere Giebeldach nicht drei, sondern vier horizontale Abtheilungen übereinander gestattete, von welchen die drei oberen auch heute noch mit ihren alten, viereckigen Fenstern in der Façade nach dem Römerberge hin versehen sind. In dem untersten dieser Dachgeschosse aber, welches auf gleicher Höhe mit dem untersten im Limburg und Löwenstein liegt, sind solche Fenster auch vorhanden gewesen, aber zugemauert worden, als man 1612, wie wir noch sehen werden, dem Römersaal seine jetzige gewölbte hölzerne Decke gab, welche die ganze Höhe des untersten Dachgeschosses bis zu dessen Balkendecke in Anspruch nahm und an dieselbe aufgehängt wurde. Diese zugemauerten Fenster sind in der Façade noch deutlich über den drei hohen Mittelfenstern des Kaisersaales zu erkennen und liegen in fast gleicher Höhe mit jenen des Hauses Limburg, während die entsprechenden Fenster im Haus Löwenstein um ein Geringes tiefer liegen. Hieraus lässt sich mit aller Sicherheit folgern, dass auch bei dem alten Privathaus zum Römer zwischen der Decke der Parterre-Räume und der untersten Balkendecke des Giebeldaches zwei Stockwerke mit durchaus ähnlichen Höhenverhältnissen wie im Limburg und Löwenstein lagen, kurz, dass die ursprüngliche Eintheilung der Höhenräume in den drei Häusern mit geringen Abweichungen die gleiche war.

Für die Richtigkeit dieser Anschauung kann uns ein erhaltenes Fenster des ersten Stockwerkes des ursprünglichen Hauses zum Römer den unanfechtbarsten Beweis liefern. Es ist zwar zugemauert und kennzeichnet sich, im Gegensatz zu den zugemauerten Fenstern des ersten Giebelgeschosses, nicht mehr von der Aussenseite. Dagegen ist es, noch vollständig in seinen Steingewänden erhalten, auf der Innenseite der Façadenmauer vorhanden, es befindet sich einige Fuss höher als der Scheitel der Spitzbogenthüre zu der alten Kaisertreppe und ist von dieser aus zu sehen. Sein unterer Rand stellt sich auf die gleiche Höhe mit jenen der Fenster in dem ersten Stocke des Hauses Limburg, welche, obgleich mit neueren Steingewänden eingefasst, doch ihre alte Stellung bewahrt haben.

Mit diesem ersten Stockwerke des alten Römerhauses wie mit dem zweiten musste, wie schon bemerkt, bei der Erbauung der Halle tabula rasa gemacht, d. h. das ganze alte Vorderhaus musste vollständig ausgeweidet werden, und dadurch entstand ein einziger grosser Raum über der Halle, unser gegenwärtiger Römersaal, dessen damalige Decke von der untersten Balkenlage des Giebeldaches gebildet wurde

und dessen Höhe heute noch genau angegeben ist durch die obere Linie des über die Spitzbogen-Nischen vortretenden Mauertheiles. Ob diese flache Balkendecke durch Holzsäulen, ähnlich wie die im Erdgeschoss des Hauses Limburg und im ersten Geschoss des Leinwandhauses noch erhaltenen, gestützt werden musste oder sich freiliegend trug, ist jetzt nicht mehr festzustellen. Aber ich glaube nicht fehl zu greifen, wenn ich die Ansicht ausspreche, dass der stark vortretende Mauertheil der Längswände über den Spitzbogen, welche sich auf den in diesen Wänden eingemauerten Tragsteinen entwickeln, namentlich aus dem Grunde geschaffen wurde, um dem Balkenwerk der Decke als Auflage zu dienen, und dass man, anstatt nur einfache Tragsteine einzumauern, auf welche man die Rahmenbalken hätte auflegen können, die schönere und decorativere Form der Spitzbogen wählte. Aus diesem Entstehungsgrund der Nischen ist es auch abzuleiten, dass wir an der schmalen Westwand diese Spitzbogen-Nischen nicht finden. Es sei hier auch schon vorausgreifend hervorgehoben, dass man dem zunächst an den Römersaal anstossenden Raum über der Halle im goldnen Schwan, nämlich dem jetzigen Sitzungszimmer des Magistrats, der früher sogenannten Wahl- oder oberen Rathstube, die gleiche Höhe mit dem Römersaale gab und geben konnte, weil auch im Hause zum goldnen Schwan mit der Erbauung der Halle das Herausbrechen der alten über ihr liegenden Stockwerke stattfinden musste. Aus naheliegenden Zweckmässigkeitsgründen, auf welche ich noch zurückkommen werde, musste damals schon zwischen beiden die Verbindungsthür angebracht werden, welche heute noch besteht, wenn auch damals vielleicht schmäler und in Spitzbogenform, wie wir eine derartig geformte Spitzbogenthüre noch in dem ersten Stockwerke des Hauses Limburg als Verbindungsthür sehen.

Es ist die Ansicht ausgesprochen[1] und wiederholt worden,[2] dass der grosse Römersaal nicht schon bei dem ersten Umbau der beiden Häuser zum Römer und zum goldnen Schwan geschaffen worden sei, sondern erst bei einem späteren Umbau im Jahre 1561. Ich glaube aber schon durch die Betonung der sich bei dem Hallenbau ergebenden Nothwendigkeiten und deren natürlichen Consequenzen genugend gezeigt zu haben, dass dieser einzige grosse Raum ganz von selbst entstehen musste; und da ein solcher Saal bei der stets zunehmenden Bedeutung Frankfurts durch seine Messen und durch

[1] Vgl. Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Band V, S. 545.

[2] Vgl. (Cornill und Jung) Zur Baugeschichte des Römers und der mit ihm verbundenen Nebengebäude, Frankfurt a. M., 1889, S. 4 und 8.

die daselbst stattfindenden Kaiserwahlen durchaus Bedürfniss war, um bei beiden Veranlassungen grössere Ansammlungen von Menschen unterzubringen, so ist schon von dem praktischen Gesichtspunkte aus nicht wohl einzusehen, warum man sich den gewonnenen stattlichen Raum durch Eintheilung in verschiedene Räume wieder hätte verderben sollen. Anderntheils aber spricht der bauliche Befund in Uebereinstimmung mit den erhaltenen schriftlichen Aufzeichnungen gegen die Ansicht seiner Zerstückelung.

Die ursprünglich durchaus einheitliche Anlage des Saales ergibt sich nämlich aus dem Umstande, dass die in die Längswände eingemauerten Tragsteine aus Basalt und die auf ihnen ruhenden Spitzbogen der Nischen allenthalben durchaus die gleiche technische Ausführung zeigen und unverkennbar das Gepräge gleichzeitiger Herstellung an sich tragen. Eine Ausnahme hiervon machen nur in leicht erkennbarer Weise die fünf westlichsten Bogen der Nordseite über und neben der jetzigen grossen Eingangsthüre, sie sind in leichter Holzconstruction an die gemauerten anstossenden Nischen angesetzt und zwar beginnend über der Figur Friedrichs von Oestreich, über welcher der östliche Spitzbogen-Schenkel noch auf einem alten Basalt-Tragsteine ruht, wie dies auch in der Ecke bei dem westlichen Spitzbogen-Schenkel über der Figur Albrechts I. der Fall ist. Hier waren also ohne Zweifel ursprünglich auch Spitzbogen vorhanden, welche muthmasslich zu dem Zeitpunkte zerstört wurden, als man an dieser Stelle die Mauer durchbrach, um die jetzige Eingangsthür und die Vorplatzverbindung nach dem goldnen Schwan herzustellen, deren Mangel sich auf das Empfindlichste bis zur Ermöglichung dieser Verbindung fühlbar gemacht haben musste. Der ursprünglich durchaus nur technisch-praktische Zweck dieser Spitzbogenanordnung als Auflage für die Rahmenbalken zeigt sich auch in dem Umstand, dass man dieselben nebst den Wandflächen in der denkbar einfachsten Erscheinung, nämlich in dem natürlichen Wandverputz beliess, wie das einzige noch in diesem Zustande erhaltene Drittel einer solchen Nische in der Südostecke des Saales zeigt; mehr als ein einfacher Wasserfarben-Anstrich in Sandsteinfarbe scheint nicht aufgewendet worden zu sein, da es überhaupt im Mittelalter Sitte war, bei festlichen Veranlassungen solche einfach hergestellte Wandflächen mit Stoffen zu behängen. Die unter den Nischen hinlaufende einfache Gurte ist nur aus Kalkmörtel gebildet; von ihr hinab bis zum Fussboden war ursprünglich die Wand in ihrem nackten Verputz belassen und mit rothen Sandsteinquadern bemalt; erst 1742 wurde die Vertäfelung auf diesem Wandtheil angebracht. Es wäre übrigens von

Interesse, baulich zu untersuchen, ob man nicht erst in einer späteren Zeit darauf verfiel, die Nischen, so wie sie sich uns jetzt zeigen, herzustellen, indem man zu der Gurte hinab von den Kragsteinen aus die vorspringenden Pfeiler führte, wodurch erst die Nischen entstanden; und ob nicht ursprünglich die jetzt noch sichtbaren Basaltkragsteine noch einen zweiten, nach unten zurückweichenden Theil hatten, ähnlich wie die Kragsteine in den Hallen an den Treppen. Die oft sehr ungenaue Verbindung der Pfeiler mit den Kragsteinen, ferner die analoge Anordnung in der Halle und die eigentliche zum Tragen der Balkendecke bestimmte Hervorkragung jenes Mauertheiles liess mich zu dieser Vermuthung gelangen, welche ich der Prüfung der Sachverständigen anheimgebe. Diese Auffassung würde auch die sonst kaum erklärliche Verkrüppelung der einen Nische an der Südostecke des Saales verständlich erscheinen lassen, ebenso den Umstand, dass sich auf der Südseite zwei viel breitere Nischen befinden; die Mauer bot ohne Zweifel irgend welche Missstände, welche es verhinderten, die Tragsteine in ihr in gleichmässigen Abständen einzumauern.

Die gänzliche Schmucklosigkeit des Saales entspricht dem Umstande, dass er anfänglich im Zusammenhang mit der Halle hauptsächlich als zu Zwecken des Kaufhauses dienend betrachtet wurde, wie dies auch bei dem ersten Geschosse des Kaufhauses in Mainz, welches in den Einrichtungen als Vorbild gedient hatte,[1] der Fall war. Dass der Saal nicht in verschiedene Räume abgetheilt zu Verwaltungszwecken benutzt wurde, dafür fand ich bei der Durchsicht der Rechenbücher und Baumeisterbücher eine Bestätigung in dem Mangel jedweder Notiz über Ausgaben zum Zwecke der inneren Einrichtung oder Ausschmückung derselben während der Zeit des ersten Umbaues des Römers und unmittelbar nach demselben, während solche Ausgaben für alle andere Verwaltungsräume, wie z. B. für die obere und untere Rathstube, die Rechenstube, die Kammern über der grossen Rathstube, »die zur Schreiberei dienen sollen u. s. w.,« beständig wiederkehren.[2] Während bei allen diesen Ausgaben die für die Heizvorrichtungen, d. h. für die Oefen, fortwährend sich wiederholen, werden solche für den Römersaal absolut nicht erwähnt, ein deutlicher Be-

[1] Rechenbuch von 1415 »Item verzerte Henrich schriber gein Mentze zu faren, wie man it an dem kouffhouse hielte in allen sachen, daz man sich darnach hie wisse zu richten.« — Vgl. auch über das Kaufhaus in Mainz K. A. Schaab, Geschichte der Stadt Mainz, Mainz 1841, Band I, S. 492.

[2] Eine grosse Anzahl solcher Ausgaben finden sich bemerkt in Fichards Zusätzen zu Battonn IV, S. 150 ff.

weis, dass er zu Wohn- oder Arbeitsräumen niemals bestimmt gewesen ist. Indessen könnte man voraussetzen, dass auch in dem einheitlich als grosser Saal benutzten Raume, wie dies bei Wahl- und Krönungsfestlichkeiten geschah, bei dem Pfeifergericht in den Messen,[1] bei Gerichtssitzungen zur Verkündigung eines Todesurtheiles,[2] wenigstens für eine Feuerstelle gesorgt gewesen wäre, an welcher man sich bei gezwungener Benutzung zur Winterszeit hätte wärmen können, was ja bekanntlich auch gegenwärtig noch nicht der Fall ist. Aber in dem ganzen Saale ist keine Stelle zu finden, an welcher die Schornsteine für ein Kamin[3] oder einen Ofen, geschweige denn für mehrere, hätten angebracht werden können, mit Ausnahme des kleinen Theiles der Westwand, zwischen der zum Sitzungszimmer des Magistrats führenden Verbindungsthür und der Eingangsthür zum Kaisersaal. Hier soll (nach Gwinner a. a. O. S. 507) »ein kolossaler Ofen von Thon« gestanden haben, wofür jedoch kein Beleg angegeben

---

[1] D. h. bei der öffentlichen Gerichtssatzung, in welcher Urtheile verkündet und darwischen den Abgeordneten von Worms, Bamberg und Nürnberg ihre Zollfreiheit für die Messen jeder Stadt besonders bestätigt wurde. Vgl. hierüber: Fries, Abhandlung vom sogenannten Pfeifer-Gericht etc., Frankfurt a. M. 1752, S. 19 ff.

[2] Vgl. Lersner, I, 1, S. 265.

[3] Gwinner a. a. O. S. 507 nimmt an, dass sich früher ein Kamin in dem Römersaale befunden habe und stützt sich dabei auf folgende, von Lersner I, 1, S. 498 gegebene Erzählung eines angeblichen Vorfalls bei dem Prozess, der im September 1608 gegen den Hosenstricker Hans Reible wegen eines von ihm begangenen Mordversuches stattfand »als dieser Thäter das juramentum calumniae prästirte, ist ein Raab zum Schornstein durch das Kamin in das Gericht geflogen, sich in der Zeit, da er den Eyd geleistet, über ihn herum geschwungen und nachmals wiederum zum Römer durch die Fenster hinausgeflogen. Diese Historia steht abgemalet oben im Saal, wo offentlich Gericht gehalten wird und nennet man es das Wahrzeichen auf diesem Saal«.

Hier sagt aber Lersner keineswegs, dass dieses angebliche Ereigniss im Römersaal vorgefallen sei, sondern er spricht nur von dem Römer und kann damit nur das Gerichtszimmer meinen, denn das juramentum calumniae fand während des Prozesses, nicht bei der Urtheilsverkündigung statt, für welche letztere allein der grosse Römersaal benutzt wurde. Das Vorhandensein eines Kamins im Römersaal lässt sich also hieraus nicht erweisen. Ueberhaupt scheint die ganze Erzählung mehr auf eine Sage gegründet zu sein, welche sich an ein Gemälde anschloss, das man durch sie zu erklären versuchte, weil man es nicht mehr recht verstand. Dieses Gemälde befand sich auf Holz gemalt in dem Römersaal und stellte einen nackten Körper ohne Kopf mit auf den Rücken gebundenen Händen dar, über welchem ein Rabe fliegt, also eine Darstellung, welche in keiner Weise den geschilderten Vorfall illustrirt. Ich bin der Ansicht, dass dieses Gemälde nichts anders bedeuten sollte als eine Verbildlichung der Criminal-Justiz, deren Urtheile auf dem Saale verkündet wurden.

wird; es befindet sich aber in der That an dieser Stelle zwischen der Saalmauer und der anstossenden Wand des Sitzungszimmers ein hohler Raum, welcher sehr wohl als Heizraum für einen Ofen hätte dienen können. Der Zugang zu dieser Heizkammer hätte von dem äusseren Vorplatze, da wo jetzt die Herkules- und Antaeusgruppe neu gemalt worden ist, angebracht gewesen sein können und muss später, wahrscheinlich als 1732—1733 die Vorplätze von Lucas Anton Colomba mit Malereien versehen wurden, zugemauert worden sein. Aber den für einen solchen Ofen nothwendigen Schornstein konnte ich auf dem darüber liegenden sogenannten »Uhrboden« nicht finden; es ist kein solcher, auch nicht einmal die Spur eines solchen, vorhanden, ebensowenig, wie ich die Spuren eines Schornsteines für Ofen oder Kamin auf dem ganzen Umfange des »Uhrbodens« über dem Römersaale auffinden konnte.

Mit dem Ausbrechen der Räumlichkeiten zu ebner Erde wie jener des ersten und zweiten Geschosses in den Häusern zum Römer und zum goldnen Schwan zum Zwecke des zweifachen Hallenbaues mussten selbstverständlich auch die Treppen verschwinden, welche in den alten Häusern zu den oberen Stockwerken führten. Sie wurden durch die beiden heute noch bestehenden steinernen Treppen ersetzt, deren architectonische Details mit aller Bestimmtheit erkennen lassen, dass sie gleichzeitig mit dem Hallenbau sind; den nöthigen Raum für diese Treppen gewann man dadurch, dass man beide auf Kragsteinen in die Halle hineinragen liess.[1] Ohne Zweifel waren die Parterre-Räume des Privathauses zum Römer, ebenso wie die an den Hinterhäusern Löwenstein und Limburg, hauptsächlich als Magazine für die Messen verwendet, doch musste aus denselben, muthmasslich ähnlich wie heute noch in dem Nachbarhaus Frauenstein, eine Treppe hinauf in das erste Stockwerk und von da weiter zu dem zweiten und zu den drei über einander liegenden Dachgeschossen führen, da nicht anzunehmen ist, dass der Zugang zu den oberen Räumlichkeiten des Römers ursprünglich nur von dem Hinterhause desselben, dem goldnen Schwan, stattgefunden haben sollte, der goldne Schwan ja auch über-

[1] Das Kämmerchen, welches in der Römerhalle unter diesen Kragsteinen und der darüber führenden Treppe entstand und heute noch mit seiner Eingangsthüre nach der Halle zu erhalten ist, wurde sogleich nach Fertigstellung der Halle als Messlocal vermiethet, vgl Rechenbuch von 1419 »Item 3 fl. hat geben Close Bacherach, als er daz kemerchin unden under der stegen vorn in dem Romer bisher genutzit hat und fortan mag zuschen hie unde angang der nesten messe.« — Desgl. 1423 »Item 13 gulden von dem kemerchin under der stegen im Romer zu zinse von eim jar.«

dies wie das Privathaus zum Römer vor deren Vereinigung als selbstständiges Haus bestand.[1]

Die steinerne Treppe in dem goldnen Schwanen erhielt neue Stufen und erlitt einige Abänderungen bei dem Umbau dieses Theiles in den Jahren 1731—33; die Treppe im Römer aber, die sogenannte alte Kaisertreppe, besteht in ihrem unteren Theile heute noch unverändert. Sie erhielt directes Licht durch den oberen, jetzt durch Schmiede-Eisenwerk einer späteren Zeit gezierten Theil ihres Spitzbogenthores und durch das muthmasslich später erst zugemauerte, bereits erwähnte viereckige Koppelfenster des ersten Stockes des alten Privathauses zum Römer. Indirectes Licht erhielt sie noch durch die kleinen Spitzbogenfenster in der Verkragung aus der Römerhalle und namentlich von dem Römersaale selbst, in dessen Fussboden sie einmündete, indem sie längs der Innenseite der Nordmauer des Römerbaues hinlief. Diese Einmündung blieb lange bestehen und wurde erst zugemauert, nachdem die Anlage der breiteren und helleren, jetzt sogenannten neuen Kaisertreppe, vor der Wahl und Krönung Kaiser Karls VII. im Jahre 1742 ausgeführt worden war und die ältere Treppe überflüssig machte, deren Einmündung in den Saal für dessen Benutzung bei den Wahl- und Krönungsfestlichkeiten einen sehr wesentlichen Missstand bildete.[2]

Reconstruiren wir uns diese alte Treppeneinmündung, so ergibt sich, dass deren letzte Stufe ungefähr in die Mitte der Nordwand fällt, an der Stelle, an welcher von aussen die Riegelwand des Ueberhanges am Haus Löwenstein nach dessen Höfchen zu an die Römermauer stösst. Die Mauer des Erdgeschosses, welches diesen Ueberhang trägt, bildete zur Erbauungszeit der Halle und des Saales, wie noch heute, die östliche Seite des Höfchens im Haus Wanebach, ich werde später noch nachweisen, dass an der westlichen Seite des Höfchens der jetzt vorhandene Bau damals noch nicht bestand. Dadurch war der Hof viel geräumiger als gegenwärtig, die Saalmauer von dem erwähnten Ueberhange an nach Westen ganz frei,

[1] Genau dasselbe gilt vom Haus Löwenstein, zu welchem auch erst später das Hinterhaus, nämlich Haus Wanebach, hinzugekauft wurde; dadurch wurde es erst ermöglicht, den jetzt noch vorhandenen Zugang zu den oberen Stockwerken von Haus Löwenstein durch die offene Galerie im Höfchen zu gewinnen.

[2] Nach Gwinner a. a. O. S. 507, dessen Quellen mir unbekannt sind, war die Treppeneinmündung in dem Saale bis 1711 vor der Wahl Karls VI. mit einer Holzbalustrade umgeben, zu welcher Zeit man an deren Stelle ein Eisengitter setzte. — Auf dem Stiche von 1739, welcher das Pfeifergericht darstellt, ist dieses Eisengitter zu erkennen, der Platz der Treppeneinmündung auch besonders bezeichnet.

und damit war die Möglichkeit gegeben, auch nach dieser Seite noch Fenster anzubringen. In der That war dies auch geschehen und wir finden solche Fenster noch abgebildet in dem Kupferstiche, welcher das Festmahl in dem Diarium Leopolds I. im Jahre 1658 darstellt; wir sehen auf diesem Stiche ungefähr in der Mitte der Nordwand zwei der Nischen mit Fenstern versehen, zwischen ihnen eine geschlossene.[1] Die Fenster standen also jedenfalls sehr günstig, um noch Licht hinab auf die Treppe zu werfen.

Ob aber Form und Anzahl dieser Fenster ursprünglich dieselbe war, wie wir sie auf den Diariumstichen sehen, ja ob dieselben schon gleich anfänglich bei dem ersten Umbau des alten Privathauses zum Römer angebracht worden waren, erscheint nach folgender Notiz des Rechenbuches von 1452 mehr als zweifelhaft. Diese Notiz lautet: »Item 1 fl. Thomas gleser von 1 glasefinstern gen Lowenstein umb der abenturer wille 1 im Romer zu machen.« »Gen Lowenstein« kann nur heissen in die gegen Haus Löwenstein hin liegende Mauer, beziehungsweise nach dem Hofe desselben, denn unmöglich würde dieser Ausdruck gebraucht worden sein, wenn die Fenster nach dem Samstagsberg damit hätten gemeint sein sollen. Der angegebene Grund zum Anbringen dieser Fenster, nämlich »umb der abenturer willen« gestattet uns einen Einblick in die gemüthliche Behandlungsweise ihrer Amtsauffassung seitens der damaligen Rathsmitglieder. Die »abenturer« sind nichts anders als die fahrenden Gaukler, Seiltänzer und dergleichen, welche, wie wir aus zahlreichen Notizen entnehmen können, schon damals ein Hauptanziehungspunkt für Schaulustige auf den Messen waren und ihre Künste sowohl vor als hinter und in

[1] In einer französischen Nachbildung dieses Stiches sind alle drei Nischen mit Fenstern versehen, was auf grössere Richtigkeit keinen Anspruch erheben kann. Unrichtig sind auch die zwei Fenster in dem Stiche von 1739 (Frankfurt a. M. bei Johann David Gerhard an dem Mainzerthörlein wohnhafft zu finden. 1739), das Pfeifergericht darstellend, woselbst sie viel zu nahe an die Eingangsthüre gerückt sind. Diesen Stich scheint Gwinner a. a. O. S. 507 im Auge gehabt zu haben, wenn er sagt »die neben der Thüre in den Hof gehenden, durch den Vorbau der Stiege unnütz gewordenen Fenster wurden zugemauert«. An diesen Theil des Saales war schon seit 1602–1604 der Neubau des westlichen Seitenflügels von Haus Wanebach angelehnt worden, wie ich noch zeigen werde, und es konnten also neben der jetzigen Eingangsthüre keine Fenster mehr sein. Aber wie dieser Stich nehmen es auch die Stiche in den Diarien nicht immer sehr genau mit den Einzelheiten und sind daher nur mit Vorsicht zu benutzen, so muss es auch dahingestellt bleiben, ob die beiden erwähnten Fenster auf dem Diariumstich mit auf den Tragsteinen aufruhenden Rundbogen versehen waren oder, was wahrscheinlicher ist, mit Spitzbogen wie die Nischen daneben. Auf dem Stiche des Pfeifergerichtes sind fälschlich auf der schmalen Westwand auch Nischen angegeben.

den Römerhallen sehen liessen.[1] Da nun in jenen Zeiten alle Localitäten um den Römer herum für Messzwecke nutzbar gemacht wurden, so ist es sehr möglich, dass auch die Besitzer der vereinigten Häuser Löwenstein und Wanebach, welche beide zu jener Zeit immer nur mit der Totalbenennung »Löwenstein« vorkommen, ihren damals noch sehr geräumigen Hof auch an »abenturer« vermietheten, so dass es ein erklärlicher Wunsch der regierenden Herrn Rathsmitglieder war, in bequemer Weise von dem Römersaale aus auch nach dieser Seite hin, d. h. »gen Lowenstein«, dem bunten Treiben zusehen zu können. Muthmasslich gab man diesen ersten Fenstern eine ähnliche Form wie jenen an der Façade des Saales nach dem Samstagsberg, welche wohl nach dem Gebrauch jener Zeit in ihrer Form ungefähr so gewesen sein mögen, wie das jetzt noch vorhandene Fenster des alten Privathauses auf der alten Kaisertreppe, wenn auch wahrscheinlich grösser und stattlicher. Aber auch in der Erklärung der Notiz über diese fünf Fenster nach Löwenstein zu finden wir weniger Schwierigkeit, wenn wir annehmen, dass die Durchführung der Nischen nach unten hin damals noch gar nicht existirte, sondern nur eine glatte Wand vorhanden war und die Einpassung der Fenster in die Nischen einer späteren Zeit angehört, über welche uns keine besondere Notiz erhalten ist.

Die sehr starke Brandmauer, welche das Haus Wanebach in der ganzen Länge seines westlichen, erst später errichteten Seitenbaues im Hofe von dem goldnen Schwan trennt, stösst an die nördliche Mauer des Römersaales gerade an der Stelle zwischen der neuerdings gemalten Gruppe des Herkules und Antaeus und dem westlichen Gewände der jetzigen Eingangsthür zum Saale.[2] Es war also, so lange das Haus Wanebach noch nicht angekauft war, keine andere Verbindung von dem Römersaale nach dem goldnen Schwan möglich als die durch das angrenzende jetzige Sitzungszimmer des Magistrates. Diesem grossen Uebelstande konnte erst abgeholfen werden, nachdem der Rath im Jahre 1596 das Haus Löwenstein und das seit 1440 mit ihm zu einem Ganzen vereinigte Haus Wanebach gekauft hatte. Hierbei

[1] Rechenbuch von 1454. »Item xiij ß xiij s. von steden und abenturern vor dem Romer«

1456 »Item xij gulden von den schoppen und etlichen abenturern stedeln vor dem Romer«.

1458: »Item die steden im Romer und abenturer dannen«.

1486: »Item die abenturer vor dem Römer«.

1487 »Item die abenturer vor und hinter dem Romer«

[2] Vgl. Grundriss des zweiten Obergeschosses in »der Römer in Frankfurt a. M. 1885«.

ser nachtraglich erwähnt, dass der Rath, dem stets zunehmenden Bedürfniss nach Vergrösserung seiner Amtsräume nachgebend, zuerst 1424 das Haus Frauenrode, sodann 1510 das Haus zur Viole und 1542 das Haus Schwarzenfels angekauft und dieselben zu seinen Zwecken eingerichtet oder umgebaut hatte. Nach dem Ankauf der vereinigten Häuser Löwenstein und Wanebach, welches letztere von nun an unter der Benennung Lowenstein mit inbegriffen erscheint, säumte der Rath nicht, auch diesen Complex mit dem Römer und goldnen Schwan in geeignete Verbindung zu bringen und umzugestalten. Doch bevor ich diesen Umbau näher verfolge, muss ich noch eines anderen Umbaues Erwähnung thun, welcher in den Jahren 1561 und 1562 stattfand

Zu diesem Umbau war der Anlass dadurch gegeben, dass in Frankfurt, woselbst bis dahin nur die Wahl der römischen Könige stattgefunden hatte, nun auch die erste Kaiserkrönung, nämlich die Maximilians II., vollzogen werden sollte Der Rath hielt es daher bei der Wichtigkeit dieser neuen Begünstigung Frankfurts für angemessen, für besser ausgestattete Localitäten für die Berathungen der Fürsten und Herren zu sorgen. In dieser Absicht unterzog er die obere Raths- oder Wahlstube, in welcher die Wahlberathungen stattfanden, einer gründlichen Umänderung, deren Hauptzweck der war, dieselbe durch Einsetzung grösserer und stattlicherer Fenster zu einer helleren, freundlicheren zu machen Die auf diesen Neubau bezüglichen Einträge, welche ich in den städtischen Büchern fand, werde ich an einer anderen Stelle noch bringen, will hier jedoch vorausschicken, dass alle diese 1561—1562 stattgehabten Arbeiten sich nur auf die obere Rathstube beziehen, dass aber absolut keine Ausgaben für irgend welche Arbeiten oder baulichen Umänderungen in dem Römersaale verzeichnet sind, und dass gerade aus jenen genauen Ausgaben-Einträgen mit aller Bestimmtheit hervorgeht, dass unter der »oberen Rathstube« nicht der Römersaal oder ein Theil desselben gemeint sein könne, wie irrthümlicherweise angenommen worden ist.[1] Mit nicht minderer Bestimmtheit ergibt sich aber auch aus dem Mangel aller darauf bezüglicher Einträge die Unhaltbarkeit der Ansicht, dass der grosse Saal »erst 1561 durch Zusammenziehung zweier hintereinander liegender Säle und Zuziehung eines darüber liegenden Geschosses« geschaffen worden sei.[2] Er war vielmehr, wie ich genügend dargethan zu haben glaube, schon mit dem Hallenbau entstanden.

[1] Vgl. Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, Band VI, S. 119, desgleichen Band V, S. 545.

[2] Vgl. (Cornill und Jung,) Zur Baugeschichte des Römers und der mit ihm verbundenen Nebengebäude, S. 8.

Dagegen ist es eine allseitig anerkannte und nicht angezweifelte Thatsache, dass bei der herannahenden Wahl und Krönung des Kaisers Matthias im Jahre 1612 »ein ehrbarer Rath kurz zuvor den Saal auf dem Rathhaus von neuem machen und gleich einem Gewölb oben in die Rundte zurichten«,[1] auch die Wölbung mit »Krodischcken-Werk«, d. h. Groteskverzierungen, bemalen liess.[2] Bei dieser Veranlassung musste also die grosse und bedeutende Veränderung gemacht werden, die alte flache Decke ganz wegzunehmen und sie durch eine aus Brettern gewölbte Decke zu ersetzen. Um den nöthigen Höhenraum für dieselbe zu gewinnen, war man nun genöthigt auch noch das unterste Dachgeschoss hinzuzuziehen, bis zu dessen Decke die Bretterwölbung sich erhebt.[3] Zur Ausführung derselben musste der Dielenbelag der Decke dieses Dachgeschosses weggenommen, aber auch, nachdem die Bretterwölbung an das Gebälk der Decke angehängt worden war, wieder gelegt werden, da der über ihm liegende Raum der sogenannte »Uhrboden« ist, dessen häufigere Betretung wegen des grossen Uhrwerkes nothwendig war.[4] Dieses Uhrwerk ist von einer kleinen, verschliessbaren Kammer umgeben, aber abgesehen davon sind keine Kammern oder bewohnbaren Räume auf demselben eingerichtet; es ist ein gewöhnlicher Speicherraum, welcher sein Licht theils durch Dachgauben, theils durch die Fenster in der Façade erhält. Die unter diesen liegenden Fenster des ersten Dachgeschosses wurden nach dem Abbruch der flachen Balkendecke des Saales zugemauert, die drei mittleren Saalfenster konnten nun, der Wölbung der Decke folgend, entsprechend erhöht werden. Aus

[1] So drückt sich das Diarium »der Wahl- und Crönungshandlung« Kaisers Matthiae, Blatt Dij[b] aus, auch abgedruckt bei Lersner I, 1, S. 205.

[2] Lersner II, 1, S. 124 »1612 im Martio ist der Römer oben uff mit Brettern gewölbet und bis zu End des Aprilis mit Krodischcken Werck gemahlt worden.« — Baurechnung von 1612 unter gemeine Ausgaben »Item 11ten July 1612 zalt man Johann Hofmann Malern fur allerlei Farb vermög Zettels, so auf dem Sahll und am Himmel (Baldachin) verbraucht worden, fl. 35.«

[3] In den Baurechnungen von 1612 findet sich unter den Zahlungen an den Schreiner ein sehr grosser Posten für Bretter, welcher sich ohne Zweifel auf diese Arbeit bezieht.

[4] Für diese Arbeiten fand ich den Beleg in dem Baumeisterbuch von 1612 »Item den 8ten Augusti zahlt man Johann Kaster diese woch vermög Zettell für Arbeit dess Gerüst ufm Römer wieder ufzuschlagen, dasz Gelender am Maintzer Thor und den Boden im Römer uberm Sall gelegt, iv Tag zu 6 alb., 24 Tag zu 4 s. . 8 fl. — ditto den 15ten Augusti zalt man Johan Kaster diese Woch vermög Zettell für Arbeit den Boden uf dem Römer vollendts fertig zu machen, dass Dachwercke uf der Pulvermüll ufzuschlagen und an dem Schweinstallen den Boden anzufangen zu legen . . . 9 fl. 8 s.«

dieser Zeit stammt ihre gegenwärtige Gestaltung Die Spitzbogen-Verkragung, auf welcher bei der alten flachen Decke die Rahmenbalken auflagen, wurde nun benutzt zum Auflegen des Gesimses, welches die gewölbte Decke mit jenem Bautheil verbindet.

Mit dieser Umgestaltung war der Saal erst zu einer würdigen Räumlichkeit für die Zwecke der Wahl- und Krönungsfeierlichkeiten geworden, die ehedem in dem Vordergrund stehende Nutzung desselben zu Zwecken des Kaufhauses in den Messen war in den Hintergrund getreten Man musste nun auch daran denken, die weiteren Missstände zu beseitigen, welche ich schon hervorgehoben habe, und zu diesem Zwecke namentlich nach Mitteln suchen, um eine geeignetere Verbindung herzustellen zwischen dem Saale, den Raumlichkeiten des goldnen Schwanen und dessen Eingangstreppe von der Wedelgasse her, während bis dahin allein die Verbindung durch die obere Rathsstube bestand. Nicht minder wichtig war es aber auch, dem Missstande abzuhelfen, dass man nur durch die alte Kaisertreppe von dem Römerberge aus auf den Saal und von da wieder hinab auf den Platz gelangen konnte Da aus diesem Grunde die Treppeneinmündung in den Fussboden des Saales stets offen bleiben musste, so war dadurch die Benutzung des Saales als einheitlicher Raum bei Festlichkeiten ungemein beeinträchtigt, während man, nachdem der heutige Saaleingang und die zu ihm führende Treppe geschaffen worden waren, bei den Krönungsmahlen diese Einmündung mit Brettern ganz zulegen und Credenztische an dieser Stelle aufstellen konnte, wie uns dies die Abbildungen aus den späteren Krönungs-Diarien zeigen. Die Möglichkeit zur Erreichung dieser Verbesserungen wurde aber erst durch die Erwerbung des Häusercomplexes Löwenstein und Wanebach gegeben, und wie diese Umgestaltungen stattfanden, werde ich im Folgenden möglichst klar darzustellen versuchen.

Schon 1597 wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Zu den ersten, wesentlichen Umänderungen, welche in Angriff genommen wurden, dürfen wir wohl den Durchbruch der Römerhallen-Mauer nach dem Höfchen von Löwenstein und Wanebach rechnen, da durch das hierdurch entstehende grosse Spitzbogenthor wesentliche Bequemlichkeiten für die Communication bei den in Angriff zu nehmenden grösseren Bauten in dem Höfchen erreicht wurden. Dieses Spitzbogenthor ist architectonisch von besonderem Interesse, weil es zu einer Zeit, in welcher der Spitzbogen als Bauform schon aufgegeben war, denselben trotzdem in Uebereinstimmung mit dem Hallenbau beibehielt, ja selbst die Profilirung aus der spätgothischen Zeit, an dem schraubenförmig

gebildeten Fusse des umlaufenden Rundstabes aber ein Volutenornament mit Blattwerk zeigt und dadurch deutlich die Zeit seiner Entstehung um die Wende des 16. Jahrhunderts characterisirt. Dieser Spitzbogen mit seinen Profilirungen musste fertig ausgeführt sein, bevor der schon oben erwähnte Ueberhang an der Rückseite des Hauses Löwenstein construirt wurde, denn er ragt weit über die profilirten Steingewände des Spitzbogens im engen Anschluss an dieselben hinüber, so dass dieselben an jener Stelle nicht auszuführen gewesen wären, wenn dieser Vorbau in gleicher Weise schon vorher bestanden hätte. Ich komme auf diesen Punkt noch zurück, hebe dies jedoch schon hier hervor, weil dieser Ueberhang trotz seiner Unscheinbarkeit ein ungemein wichtiger Bautheil im besonderen Hinblick auf den Zweck dieser Special-Untersuchungen über den Römer ist.

Ueber den Gang der Arbeiten in den Häusern Löwenstein und Wanebach, welches letztere nur als Hinterhaus am Löwenstein betrachtet und nicht besonders genannt wird, finden wir in den städtischen Büchern mancherlei werthvolle Angaben, wenn auch unvollständige. Als die dringendste Aufgabe scheint der Rath die Einrichtung und Umgestaltung des Vorderhauses Löwenstein betrachtet zu haben, da dasselbe durch Vermiethung des Erdgeschosses zu Messzwecken und der oberen Stockwerke zu Wohnungen rentabel gemacht werden sollte.

Die ersten für diesen Zweck dienende, deutlich bezeichnete Ausgaben für Herstellung der Wohnräume finde ich unter dem 20. Juli 1597 verzeichnet,[1] und schon im Jahre 1598 begann man mit der Umänderung sämmtlicher Fenstereinfassungen in der Façade nach dem Römerberg, wobei der Wunsch massgebend gewesen sein mag, dieselben etwas breiter und mehr Licht spendend zu gestalten, als ihre Vorgänger, die schmäleren gothischen Koppelfenster, wie uns ein Exemplar eines derselben aus der Römerfaçade innerhalb der alten Kaisertreppe ja noch erhalten ist. Die neuen Fenster sind in den Abmachungen mit den Steinmetzen und Meistern genau gezählt an-

[1] Baumeisterbuch von 1597 »den 30ten Julii Anno 1597 zalt Georg Odenwellern vor 6 Tag zu 5 alb zu Lewenstein zu binden 2 fl 14 s. 6 ₰ — Desgl. den 24ten 7bris zalt Georg Odenwelern vor 3½ Tag zu 6 alb. und vor 7 Tag im Vorhauss 2 fl. 14 s. 6 ₰.« — Desgl. unter »Ausgab Steinmetzen und Maurern. Den 17ten Augusti zalt man Peter Fincken von 2 Herten und einem Waschkessel in Lewenstein und einen Wasserstein zu sessen 3 fl — Item von 250 Platten zu legen, in Lewenstein zu legen von 100, 25, und dann in alles verrechnet ist 5 fl. 4 s. 6 ₰.« Auch ein Posten für »Platten im Vorhause« kommt vor.

geführt[1] und geben sich in der Façade sogleich als jener Zeit angehörig zu erkennen und zwar durch die Regelmässigkeit der Arbeit in ihren Sandsteingewänden, welche die Gothik nach aussen unregelmässig zu gestalten liebte. Zu beachten ist bei ihnen auch, dass die Pfeiler zwischen den vier Koppelfenstern beider Stockwerke ganz aus sorgfältig behauenen grossen Sandsteinquadern bestehen, welche zugleich die angrenzenden Gewände bilden und noch tief unter die Fensterbrüstungen in die Façade hinabgeführt sind. Ich hebe diesen Umstand hier hervor, weil wir die gleiche Arbeit an den beiden Fenstern des Römersaales auf der Westseite nach dem Hofe zu wiederfinden und dadurch auf deren Anfertigung in der gleichen Bauperiode mit Sicherheit schliessen können. Diese Sicherheit wird noch dadurch vermehrt, dass an den Sockeln der Einfassungen der beiden Rundbogenthore in der Façade von Löwenstein, welche Thore sich sowohl durch ihre Rundbogen, wie durch ihre Profilirung und technische Ausführung — alle Steinmetzarbeiten sind fein charrirt — als mit den Fenstern gleichzeitige Umänderungen der Façade nach Beseitigung der alten Spitzbogenthore erweisen, sich eine eigenthümliche Uebergangsverzierung des Sockels zu den Thürgewänden befindet, welche eine horizontal fein gegliederte, in der Diagonale der Basis durchschnittene Halbpyramide darstellt. Ganz die gleiche Verzierung kehrt an den bezeichneten Fenstern des Römersaales wieder und bezeugt dadurch, dass diese Fenster ungefähr gleichzeitig mit der Umgestaltung der Façade an Löwenstein eingesetzt wurden, wahrscheinlich auch an Stelle früher schon vorhandener, kleinerer Fenster alter, gothischer Form, wie die ursprünglichen der Römerberg-Façade.

In den Jahren 1599, 1600 und 1601 finde ich wieder eine Anzahl Posten zur weiteren Fertigstellung des Hauses Löwenstein erwähnt,[2]

---

[1] Baumeisterbuch von 1598 »den 1ten Novembris hat man etliche Steinfenster in Lowenstein zu hauen verdingt und verehrt 12 s.« — Desgl. »den 4ten Junii 1599 zalt man den Steinmetzen und Maurern vor 24 Tag 6 alb. 5 fl. 8 s. Und vor 11 Tag zu 4 s. den Handtlangern 2 fl. Und dann Pangratio Kuncken, Michel Ostheimern und Steffen Geisslern zalt man von 8 Fenstern im zweiten Stockwerk zu 8 Steinen zu hauen und im dritten und 4ten Stockwerck von 14 Fenstern und ein runden Loch oben in dem Giebbel zu 2 fl., thut in alles 84 fl., und weiln sie sich beklagt, daz sie diessen Gedings nit zukommen konnen, sondern daran verlohren, alsz hat man ihnen semptlichen verehrt 5 fl. macht 89 fl.« Am Rande steht: »in Loewenstein.«

[2] Baumeisterbuch von 1599 unter Ausgaben den Steinmetzen und Maurern »denn 14ten Julij Anno 1599 Peter Falcken zalt man vor 27 Tag zu 6 s., vor 11 Tag zu 4 alb. in Lewenstein Kragstein einzumauern . fl. 8. 14 s.«

namentlich aber wird in dem letztgenannten Jahre die Einrichtung des nur zu Messzwecken in einen einzigen Raum umgewandelten Erdgeschosses betrieben.[1] Dagegen wurde in den Jahren 1603 und 1604 in dem Hofe der Häuser Löwenstein und Wanebach ein wirklicher Neubau in Angriff genommen, nämlich der heute noch so bestehende westliche Seitenbau im Hofe; zugleich wurde auch das alte Haus Wanebach durch einen vollständigen Neubau ersetzt, wie wir dies an der vollständigen Uebereinstimmung aller architectonischen Formen und Einzelheiten dieses Hauses mit jenen des Seitenflügels nachweisen können. Die Rundbogenprofilirungen an dem Erdgeschosse des letzteren sind von ganz gleicher Gestaltung wie jene an der Façade des Haupthauses nach dem Paulsplatz hin,

»Den 1ten 7bris. Item Peter Falcken vor 31 Tag zu Lewenstein zu arbeitten zu 6 s. . 7 fl. 18 s.«

»Jonas Oberiger Maurern zalt, daz er ein gebauen Steinfenstergestell in daz Neugewölb in Lewenstein eingemauert, und darzu gebenn 50 gebackene Stein und 7 Karn Kommer (Schutt) weg furen lassen . . 2 fl 6 s. 1 ₰.«

Rechenbuch von 1599 »Meister Konrad Kolern Steinmetzen, so zwei Gewölbe in Lewenstein zusammen geschlagen und in eines gewölbt, stehen im Hof am Brunnen, ferner 2 Fenster in dieses neue Gewölb zu machen.«

[1] Baumeisterbuch von 1599 unter Auszgab den Schreinern »den 29ten Augusti 1599 zalt man vier Meistern des Schreiner-Handtwercks, daz sie in Wyll in der Vorderstuben in Lewenstein ein nuwen Boden gelegt und dann ein Underschlag unden in den Vorderkram gemacht von nuner Herrn Holz und gehobelt Taffeln . . 17 fl.

Denn 1ten 7bris vorermelten vier Meistern ferner zalt man 6 Krämen in Lewenstein uszurichten . . 6 fl.

Hannsz Sontagen zalt von 6 kleinen Kramen in Lewenstein zu machen . . 3 fl

Denn 8ten 7bris 1599 zalt man Peter Edelhoffen von 3 Kremen in Lewenstein auszzubessern, wieder uffzuschlagen . . 1 fl. 8 s.«

Unter Auszgab den Klaibern »den 30ten Juny 1599 zalt man Georg Odenwellern für 12 Tag zu 6 s. und vor 5 Tag 5 alb. im Lewenstein zu arbeitten 3 fl. 22 s. 2 ₰.«

(Desgl am 14. Juli, 18. September, 18. und 25. August.)

»Denn 10ten Novembris von 13 Kammern in Lewenstein ausszuweissen mit 6 fl. Verehrung . 20 fl 9 s 5 ₰.« — Da hier von einer so grossen Anzahl von Kammern die Rede ist, so müssen damit nicht nur die Räume im Vorderhaus Löwenstein selbst, sondern auch jene des Verbindungsbaues mit Haus Wanebach und dieses selbst gemeint sein.

Baumeisterbuch von 1600, unter Auszgab den Steinmetzen »den 20ten 7bris Anno 1600 Item zalt man Hannsen Hochwissen Bilthauern von einem grossen und 2 kleinen Adlern zu schneiden usz ein Brett zu einem Muster zu einem Ofen, so zu Lewenstein in die grosse Stuben kommen soll.«

Unterm 16. August 1600 ist eine Reihe von Ausgaben an die Weissbinder zum »ausbutzen« der Kammern in Löwenstein verzeichnet

»Den 13ten Juni 1601 zalt man Georg Odenwellern vor 9½ Tag zu 6 s. in Lewenstein Kammern zu klauben und zu wissen . . 2 fl. 9 s.«

nicht minder die Profile der Holztheile, namentlich an den simsartigen Verkleidungen der Balkenköpfe an den Zwischendecken der Stockwerke. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass an der Stelle des westlichen Seiten-Neubaues ein Bau von ähnlicher Bedeutung zuvor nicht gestanden haben kann, höchstens vielleicht einige Schuppen, wie sie zu häuslichen Zwecken in solchen alten Frankfurter Höfen vorkommen. Dagegen ergiebt sich aus dem Umstande, dass die Zimmerhöhe und damit die Stockwerkhöhe in dem östlichen Seitenflügel des Hofes weit geringer ist als jene in den beiden Neubauten, und daher die Nothwendigkeit vorlag, zu den Corridoren der Letzteren von der alten Verbindungsgallerie ein Treppchen hinaufzuführen, dass jener östliche Seitenbau im Hofe noch zu den ältesten Bautheilen gehört und schon früher das Vorderhaus Löwenstein mit seinem Hinterhaus Wanebach zu verbinden bestimmt war. In dem städtischen Museum befindet sich ein von Philipp Uffenbach gemaltes Bildchen, die Römerhalle mit dem Einblick in das Römerhöfchen aus dem Jahre 1601 darstellend, also bevor der westliche Seitenflügelbau errichtet war; auf diesem Bildchen sehen wir ein grosses Spitzbogenfenster in der Hallenwand gerade an der Stelle, an welche der Neubau des Seitenflügels anstossen musste. Hierdurch wird auch bestätigt, dass vor diesem Neubau keine andere Baulichkeit an dieser Stelle stand, die Stelle, an welcher sich dieses Fenster befand, ist bei dem Durchbruch der Hallenmauer anlässlich der Anlage der neuen Kaisertreppe zerstört worden.

Das Erdgeschoss des neuen Seitenbaues mit ehemals drei Rundbogenthoren — von dem südlichsten derselben steht nur noch der an seinem Sockel erkennbare untere Theil des nördlichen Gewändes, der südliche Theil musste bei dem Bau der neuen Kaisertreppe 1742 zerstört werden, — einer hohen flach abgedeckten Thüre neben der Wendeltreppe, desgleichen das Erdgeschoss des Haupthauses nach dem Paulsplatz mit seinen breiten Rundbogenfenstern und seiner Rundbogendurchfahrt nach der Strasse sind in Stein aufgeführt, die beiden Stockwerke darüber aber nur aus Fachwerk. Der Steinbau ist muthmasslich schon im Sommer 1603 errichtet worden, nachdem im Winter vorher die Steinmetzarbeiten vorbereitet worden waren, denn im Baumeisterbuche von 1602 finde ich folgende Notiz: »den 22ten 7bris zalt man Niclauss Weckern von den 2 Bronnen-Eimern in Lewenstein zu bessern und von 3 Plechen zum Modell den Steinmetzen von den Schwindeltritten . 2 s. 12 ₰.« Dies waren die Schablonen für die Stufen der steinernen Wendeltreppe im Höfchen, welche heute noch wie damals den Aufgang zu dem Neubau bildet. Die

drei Rundbogenthore des Seitenbaues führen in magazinartige Räume, welche sich bis an die Mauer der Halle des goldnen Schwans erstrecken; in diese Mauer brach man damals die jetzt noch vorhandenen viereckigen Fenster, deren eiserne Läden jetzt meist geschlossen sind. Ihr Vorhandensein an diesen Stellen befremdet etwas, wenn man ihren Zweck nicht kennt. Es konnte kein anderer sein, als der, von der Halle aus diesen Räumen indirect noch etwas Licht und Luft zukommen zu lassen. Wie sehr die Rücksicht auf Zweckmässigkeit jene auf angenehme Form überwog, sehen wir an den Fensteröffnungen, welche der Römerhalle zunächst stehen; man liess die obere Abdeckung derselben nicht rechtwinklig auf die senkrechten Gewände derselben stossen, sondern liess sie der Hallenwölbung entsprechend schräg ansteigen, um etwas mehr Licht zu erhalten. Gerade dieses Fenster ist auch gegenwärtig noch für den dahinterliegenden Raum, dem es Licht geben soll, von Werth, daher auch nicht mit Eisenläden verschlossen. Ich erwähne diese Fenster ganz besonders, weil sie uns zugleich die Erklärung für die ganz gleich geformten, aus gleicher Bauperiode stammenden Fenster über der kleinen Eingangsthüre aus dem Römerhofe in die Halle des goldnen Schwans geben. Da diese kleine Thüre sowohl wie das grosse Spitzbogenthor neben ihr in früherer Zeit mit schweren Holzthüren geschlossen waren,[1] wie es noch heute das grosse Durchgangsthor aus der Römerhalle zum Hofe des Hauses Wanebach ist, so war es wünschenswerth aus den Fensteroffnungen über denselben so viel Licht als möglich für die Halle zu erhalten. Die kleine Thüre wurde damals auch offenbar der Bequemlichkeit halber gebrochen, um aus dem Römerhöfchen in die Hallen gelangen zu können, ohne die grossen Thore öffnen zu müssen.[2]

Die Zimmermannsarbeit für die oberen Stockwerke wurde im Winter von 1603 auf 1604 vorbereitet und im Frühjahr aufgeschlagen, worüber folgende Notizen des Baumeisterbuches Auskunft geben. »Den

[1] Diejenigen, welche sich dieser ehemaligen Abschliessung nicht mehr erinnern, mache ich darauf aufmerksam, dass die nothwendigen Angeln in den Steingewänden noch vorhanden sind.

[2] Die oben schräg ansteigende Fensterform, ähnlich der an Wendeltreppen vorkommenden, hat zu der nicht zutreffenden Vermuthung Veranlassung gegeben, sie seien Reste einer ehemals hier vorhanden gewesenen Wendeltreppe, welche zu dem ältesten Römerbau gehört habe. Abgesehen davon, dass solche Fenster auch unten schräg ansteigen, und dass diese Ansicht nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist mit Allem, was sich über Treppenanlagen aus dem Gesammtzusammenhang dieser Untersuchungen ergibt, zeigen die Profilirungen von Fenstern und Thüren, dass sie der oben behandelten Bauperiode angehören.

12ten Mai 1604 zalt man den Zimmerleuten insgemein, alsz der New-Baw in Lewenstein ufgeschlagen worden von 76 Tag . . . 16 fl. 21 s. 8 ₰ — einem Zimmerjungen vor 76 Tag 1 fl. 2 s. 6 ₰ den Handtlangern, so geholffen ufzuschlagen von 106 Tag 4 s. . 17 fl. 16 s. — Den 16ten Junij Anno 1604 zalt man den Zimmerleutten insgemein von 52 Tag zu 6 alb. . . . 11 fl. 13 s. 3 ₰; und ihnen wegen desz neuen Baues zu Lewenstein verehrt . . . 1 fl. 9 s. 5 ₰.« Für den weiteren Verlauf der Arbeiten, namentlich die Fertigstellung der inneren Räume enthalten die städtischen Bücher noch manche Aufzeichnungen, welche uns das Bild dieser Thätigkeit vervollständigen.[1]

Bei diesem ganzen Neubau musste es eine der Hauptaufgaben sein, ihn mit den bereits vorhandenen Räumlichkeiten des Römers wie des goldnen Schwans und des Hauses Löwenstein in möglichst gute Verbindung zu bringen, eine Aufgabe, deren Lösung wir nun mehr näher ins Auge fassen müssen.

Das zweite Geschoss des Neubaues wurde derartig angeordnet, dass sein Fussboden auf gleiche Höhe mit dem des Römersaales, der oberen Rathstube und dem vor demselben befindlichen Vorplatze zu liegen kam, und dass von letzterem aus der Eingang in die anstossenden Zimmer des neuen Seitenbaues, die Räume der heutigen Stadtkanzlei, stattfinden konnte. Die Steingewände der heute noch benutzten Thüren zu diesen Zimmern stammen aus jener Bauperiode, für welche die an den Sockeln der Thüren angebrachten Verzierungen, Voluten mit Blattwerk, untrügliche Merkmale sind. Zugleich aber brach man die alte Brandmauer zwischen dem goldnen Schwan und

[1] Baumeisterbuch unter Auszgab Steinmetzen und Maurern: »denn 9ten Junn 1604 von 2 Schornstein in Lewenstein zu machen 2 fl 12 s.« —

Unter Auszgab den Steindeckern »den 19ten Maij 1604 zahlt vor 15 Maistertag in Lewenstein angefangen zu 6 alb 3 fl. 8 s.«

»Denn 9ten Junij Anno 1604 zalt man Georg Odenweller vor 24 Tag zu 6 s. in Lewenstein zu kleiben 6 fl.«

Unter Auszgab den Schreinern »den 1ten 7bris 1604 Und denn dem Gesindt, da mit die Arbeit in Lewenstein verfertiget, vor 66 Masz Bier zalt zu 6 ₰ . 1 fl 20 s.

Denn 8ten 7bris Item von 6 Stubenthurgestell in Lewenstein zu machen vom Stuck 4 fl. 24 fl. . . Und dann vor 15 Kammerthurgestell zu machen in Lewenstein vom Stück 3 fl. . . . 45 fl.

Item Blasio Schreinern zalt man von einem Boden in der obern Stuben von 24 Taffeln zu legen umb . 2 fl

Denn 22ten Decembris Item zalt man Christian Trinkaussen Werckmeistern von 3 Stuben in Lewenstein von neuem zu taffeln von meiner Herren Holtz in Gedings und umb 100 fl.«

dem Besitzthum Wanebach von dem Punkt an, in welchem sie auf die Nordwand des Römersaales anlief, bis zu der Stelle durch, an welcher ihre Durchschneidung noch heutigen Tages über der neuen Kaisertreppe zu sehen ist. Ein gewaltiger damals eingezogener Durchzugsbalken schloss nach oben diesen Durchbruch ab, durch welchen man nun in den neuen Seitenbau eintreten und von demselben so viel Raum verwenden konnte, als zu einem Vorplatz oder Gang vor der Nordmauer des Römersaales nothwendig war, um nun endlich für denselben einen neuen, selbständigen Eingang zu gewinnen, nämlich die heutige grosse Eingangsthür.

In welchem Jahre diese Thüre gebrochen worden ist, darüber konnte ich in den Baumeisterbüchern keinerlei Notizen finden, ohne Zweifel aber geschah es im Zusammenhang mit dem soeben erwähnten Durchbruch der Brandmauer zwischen goldnem Schwan und dem Hofe von Haus Wanebach und Löwenstein, die Kosten für beide Arbeiten müssen unter den im Allgemeinen angegebenen Ausgaben für Maurerarbeiten inbegriffen sein. Wenn man sich aber bei jenen Umgestaltungen damit begnügt hätte, so wäre kein anderer Vortheil, namentlich nicht für Wahl- und Krönungsfestlichkeiten, erreicht gewesen, als dass man nun auch aus dem Römersaale über den Vorplatz vor der oberen Rathstube die dortige Treppe hinab nach der engen Wedelgasse hätte gelangen können, ohne durch die obere Rathstube hindurchgehen zu müssen. Es handelte sich aber darum einen bequemen, genügend breiten Zugang zu dem Römersaale selbst durch die neugebrochene Thür zu gewinnen und zwar von dem Römerberge her, da ja, wie ich schon erwähnt habe, die Einmündung der alten Kaisertreppe in den Saal bei den Krönungsfestlichkeiten stets zugelegt und mit Credenztischen besetzt war, wie uns alle Abbildungen aus den Krönungs-Diarien seit 1612 es zeigen. Es musste damals also bereits eine andere Treppen-Verbindung nach dem Römerberge hergestellt gewesen sein, als jene durch die nun zugelegte Einmündung in dem Römersaal. Dies zeigt auch folgende Stelle aus dem Diarium von 1612 »den 13ten Junii . . . in diesem ihrem königlichen und churfürstlichen Habit seind sie (die Churfürsten) in der grossen Rathstuben wiederum zusammen kommen, um 8 Uhr von dem Römer herunter gangen auf der Stiegen, welche zu dem freien Platze gehet, sich zu Pferde gesetzet und in folgender Ordnung nach St. Bartholomaei Kirche geritten etc.«[1] Da uns keinerlei schriftliche Nachrichten über die Herstellung dieser neuen Treppenverbindung vorliegen, so müssen

[1] Auch abgedruckt bei Lersner I, 1, S. 200.

wir den Römerbau selbst darum befragen; und er bleibt uns die Antwort auf die Frage nicht schuldig.

Gehen wir von dem Römerberge aus die alte Kaisertreppe hinauf, so führt uns dieselbe gegenwärtig nur noch bis auf die Höhe des ersten Stockwerkes von Haus Löwenstein, d. h. zu dem jetzigen Vorraum vor dem als Trauungssaal benutzten grossen Raum, welcher diesen ersten Stock vollständig einnimmt. Betrachten wir uns aber die Steingewände der Thure genau, durch welche wir von der Treppe in den Vorraum eintreten, so sehen wir an derselben erstens eine Profilirung, welche wie die des schon erwähnten Spitzbogenthores zwischen Römerhalle und Hof Löwenstein jene verschleppten, spätgothischen Formen zeigt, die noch um die Wende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts vorkommen; und zweitens bemerken wir sofort, dass der obere Theil dieser Thüre in ein später gemachtes Gewölbe eingemauert und nun zugedeckt ist. Diese Thüre konnte selbstverständlich nicht eher eingesetzt werden als nach erfolgtem Ankauf des Hauses Löwenstein; sie muss also in die von mir bis hierher beschriebene Umbauperiode fallen. Zu welchem Zweck war sie aber gebrochen worden? Nur allein, um durch sie von der Kaisertreppe aus in das erste Stockwerk von Haus Löwenstein zu gelangen? Schwerlich. Denn, obgleich der Rath im Haus Löwenstein das Erdgeschoss ganz als Messlocalitäten eingerichtet und die früher aus dem Erdgeschoss ähnlich wie bei Haus Frauenstein hinaufführende Treppe hatte abbrechen lassen, so war doch von der Wedelgasse her über die offene Gallerie des Seitenbaues, wie wir dies bei vielen alten Frankfurter Häusern kennen und wie wir dies heute noch an dieser Gallerie sehen, ein Zugang zu diesem ersten Stocke hergestellt: es musste noch ein wichtigerer Zweck mit der Herstellung dieser Verbindungsthüre verbunden gewesen sein, und dieser Zweck konnte nur der sein, eine Verbindung von dem Römerberge her nach der neugebrochenen Eingangsthüre zu dem Kaisersaale zu schaffen.

Dies wird uns noch deutlicher durch den Umstand, dass, indem man diese Thüre auf der alten Kaisertreppe brach, von letzterer einige Stufen nach oben ausgebrochen werden mussten, um ein hinreichend grosses Podest, d. h. einen ebnen Raum zu gewinnen, von welchem aus man bequem durch die neue Thüre in den Vorplatz vor dem Vorzimmer der grossen Stube in Löwenstein umschwenken konnte. Dieser Vorplatz war wohl der Raum, in welchen ehemals die alte, vom Rath cassirte Treppe vom Erdgeschoss hinauf in den ersten Stock führte, denn von da aus führt auch die Treppe zu dem zweiten Stockwerk hinauf und setzt sich fort in die beiden

Dachgeschosse.[1] Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass der erwähnte Vorplatz schon vor der in Rede stehenden Bauperiode seine gegenwärtige Breite hatte, welche er dem stark über die Mauer des Erdgeschosses in den Hof hinaus vortretenden Ueberhang verdankt, denn dieser Ueberhang besitzt die gleiche Breite wie die Verbindungsgallerie, zu welcher von ihm ein Treppchen zu den etwas tiefer liegenden Zimmern längs der Gallerie hinabführt. Da diese Gallerie der einzige Zugang zu diesen Zimmern oder Kammern ist, so mussten sie und der Ueberhang schon vor dem Umbau vorhanden sein, wenn sie auch vielleicht beide bei demselben erneuert wurden. Die einfache Art der Profilirungen an der Schreinerarbeit der noch erhaltenen Fenster und Thüren an diesen Kammern zeigt, dass sie noch dem älteren Hause angehören. Aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Ueberhang als ganz erneuert bei der Umbauperiode betrachte, weil er zu Zwecken herangezogen wurde, welche eine starke Construction verlangen, wie er eine solche in der That durch die dicht an einander gelegten sehr starken, vortretenden Balken erhalten hat. Auch ergibt sich diese Erneuerung aus dem schon weiter oben berührten Umstand, dass er über die Steingewände des auch in jener Zeit neu construirten Spitzbogenthores hinübergreift und sich dicht an dieselben anlehnt. Auf diesen letzteren Theil des Ueberhanges wurde eine Bogenwölbung aufgesetzt, welche sich über den Hof

[1] Durch die auf diesem Vorplatz zunächst an dem Vorzimmer des jetzigen Trauungssaales gelegene, meist verschlossene Thüre gelangt man auf einer erträglichen, doch schon steilen Treppe hinauf zu dem zweiten Stockwerk, von da ab aber auf einem abscheulich engen und steilen Treppchen zu dem ersten Dachgeschoss, in welchem man nach einem solchen Aufgang überrascht ist, neben einander zwei tiefe, geräumige Zimmer mit Bodenbelag von gebrannten Thonfliesen zu finden, welche gerade, gewisste Wände mit roth gestrichenem Sockel, eine gewisste flache Decke haben und von welchen jedes ein Koppelfenster mit reichgegliedertem Mittelpfeiler und reich profilirten Gewänden in Sandstein und Sitzbänkchen an den Seiten der tiefen Fensternischen hat, welche offenbar Werke der S. 106 in den Anmerkungen genannten Steinmetzenmeister sind. Ueber diesen beiden Zimmern befand sich ehedem ebenfalls noch eine lange Kammer, zu welcher die beiden Fensterchen im zweiten Dachgeschoss gehören. Die flache Bretterdecke ist noch vorhanden, die Seitenwände aber nicht mehr, doch sieht man oben an den horizontal laufenden Längsbalken noch die Nägel, mit welchen die Bretter der Seitenwände angenagelt waren. Auch hier sind die Fenstergewände nach innen noch sehr sorgfältig gearbeitet, obgleich dieser Raum doch nur eine Bretterkammer war. Mit Ausnahme der Decke über dieser abgeschlagenen Kammer ist das Gebälke dieses Geschosses nicht mehr gedielt. Ganz unglaublich erscheint es fast für uns Moderne, dass man zu so hübschen Räumen wie die beiden im Dachgeschosse so entsetzliche Treppen construiren konnte. Verwöhnt waren unsere Vorfahren in dieser Beziehung nicht. — Die zweite nach dem Hofe zu gelegene Thüre auf diesem Vorplatz führt zu der Verbindungsgallerie nach Haus Wanebach, nach welcher einige Stufen hinabführen.

hinüberspannte nach dem neuen westlichen Seitenflügel — damals vielleicht nur in Holz construirt — und als Unterlage für einen bedeckten, vielleicht auch schon mit Glas geschlossenem, gallerieartigen Gang diente, in welchem von dem Vorplatze in Haus Löwenstein aus nun der Lauf der unterbrochenen alten Kaisertreppe weiter geführt wurde bis auf den zu diesem Zwecke belassenen Vorplatz in dem Seitenflügel vor der Eingangsthüre in den Kaisersaal. Hiermit war der gewünschte Zweck eines besseren Aufganges von dem Römerberg zu dem Kaisersaal erreicht.

Diesen Verbindungsgang besitzen wir noch in sehr ähnlicher, aber doch nicht mehr ganz in der Form, die ihm damals gegeben wurde, da die Anlage der neuen Kaisertreppe im Jahre 1742 einige Abänderungen an demselben nothwendig machte: das neue Treppenhaus musste in das Höfchen, aus der Flucht des westlichen Seitenflügels heraustretend, vorgeschoben werden und dadurch wurde der Ueberspannungsbogen verkürzt, das Holzwerk und die Fenster des ihn überdeckenden Ganges wurden mit dem Baustyl des neuen Treppenhauses in Einklang gebracht. Dies geschah auch mit dem Vorplatze oder Gang längs der Nordseite des Römersaales bis zu dessen Eingangsthüre, wie uns die schönen schmiedeeisernen Treppengeländer zeigen, wenn der Gang auch sonst in seiner ehemaligen Breite kaum verändert worden sein dürfte. Da nach Erbauung der neuen Treppe die Verbindung der alten Kaisertreppe mit dem Saaleingange keinen besonderen Werth mehr hatte, so schloss man auch diesen Gang gegen Haus Löwenstein zu mit einem schmiedeeisernen Gitterthore ab, welches heute noch eine Zierde dieser Räumlichkeiten ist.

Aus der vorstehend geschilderten Umgestaltung des Treppen- und Thürzuganges zu dem Saale erhellt, dass bei der Krönung Kaiser Maximilians II. im Jahre 1562 — der ersten, die in Frankfurt stattfand — der Aufgang des Krönungs-Zuges vom Römerberg in den Kaisersaal noch über die alte, direct in den Saal einmündende Treppe genommen werden musste, dass die Einmündung also nicht zugedeckt werden konnte, sondern offen blieb. Dies wird uns bestätigt durch folgende bemerkenswerthe Stelle in dem Diarium »von der Crönung Maximilians König in Böhmen etc. Geschehen den letzten Novembris 1562 in Franckfurt am Meyn und der Pfarrkirchen zu St. Barholomaeus,« Seite 17: »Da sich nun ihr Kay. und Kön. May. zu ihrem Tisch, der über sieben Staffeln höher denn andere gewesen, machen wollten, ging der von Brandenburg über die Stieg hinab, sass vor dem Rathhauss auff ein schönen Hängst etc.« Der Sitz und Tisch des Kaisers war bei den Festlichkeiten stets an der Façadenwand unter dem Mittel-

fenster angebracht; dahin wendete sich also der Kaiser, nachdem er mit den Churfürsten durch die Treppeneinmündung den Saal betreten hatte, während »der von Brandenburg« wieder diese offene Treppe in einer für Alle sehr bemerkbaren Weise hinabging, wie dies der gebrauchte Ausdruck in anschaulicher Weise zeigt. Trotz der Entfernung des kaiserlichen Tisches von der Treppenöffnung mag es selbst für abgehärtete Naturen am letzten November nicht sehr angenehm gewesen sein, sich in einem gar nicht oder jedenfalls nur sehr mangelhaft zu erwärmenden Saale der direct durch die Treppe aus dem Freien eindringenden Luft ausgesetzt zu befinden. Diesem Missstand war nun also durch die Treppenverlegung und durch die am Ende des Saales neu gebrochene Eingangsthüre abgeholfen. Da auf den Abbildungen des Kaisersaales in den Stichen der Wahl- und Krönungsdiarien von 1612 und 1619 das Ende des Saales nicht zu sehen ist, so konnte auch diese Thüre nicht mehr in denselben aufgenommen werden; nicht minder in dem Diarium der Krönung Leopolds I. im Jahre 1658, doch ist ihr Vorhandensein dadurch zu erkennen, dass die Oberkörper zweier wachthaltender Hellebardiere an dieser Stelle hinter der Schrifttafel hervorragen, welche ihren unteren Theil verdeckt. Dagegen ist das Ende des Saales mit der Thüre in dem Diarium der Krönung Karls VI. in die Abbildung mit hineingezogen. Die Feststellung dieser Thatsache ist insofern von Wichtigkeit, als sie bezeugt, dass diese Thüre nicht erst 1742 bei dem Bau der jetzigen neuen Kaisertreppe gebrochen worden ist, wie von Manchen angenommen wird, und dass nicht erst der Bau der neuen Kaisertreppe die Möglichkeit gab, die alte Treppeneinmündung in den Saal zu schliessen.[1] Nur hielt man es in jener Zeit für zweckmässig, die bis dahin bewegliche Bedeckung der Treppe durch Zumauern in eine definitive zu verwandeln. Wie ich schon Veranlassung hatte zu bemerken, ist die alte Treppe noch auf dem das Pfeifergericht darstellenden Stiche von 1739 zu sehen.

Eine Consequenz der Abbiegung der alten Treppe in das Haus Löwenstein musste aber die sein, dass man nach der Cassirung der für das Treppenpodest benöthigten Stufen vor der Verbindungsthür nach Löwenstein die Einmündung der Treppe in den Saal um ebensoviele Stufen in den Saal hineinschieben, d. h. von dem Podeste an diesen Theil der Treppe neu legen musste. Erst als dieser letztere Theil ganz beseitigt wurde und die Schliessung der Saalöffnung

[1] Dies letztere glaubt irrthümlicher Weise auch Gwinner, a. a. O. S. 507.

erfolgte, wurde das flache Gewölbe eingezogen, durch welches der obere Theil der Verbindungsthür nach Löwenstein, wie weiter oben schon bemerkt, vermauert werden musste.

Die Berichte der Krönungs-Diarien weisen aber auch noch auf eine weitere Verbesserung hin, welche durch den Neubau des Seitenflügels und die Veränderung der alten Treppenverbindung ermöglicht wurde, nämlich darauf, dass von dem Vorplatz oder Gange vor der Thüre zum Römersaal auch noch eine Treppe hinab in das Höfchen geführt wurde. Dies ergibt sich daraus, dass in den Diarien von 1612 an, d. h. von der Krönung des Kaisers Matthias an, stets erwähnt wird, dass die Churfürsten, welche ihre Erzämter auf dem Römerberg zu walten hatten, aus der Römerhalle herausritten. Dies konnte, ohne dass man die grössten Umwege über die Treppe des goldnen Schwanes, dann durch die Wedelgasse und von dieser in das Höfchen von Löwenstein und Wanebach hätte machen müssen, nur stattfinden, wenn die Churfürsten direct von dem Kaisersaal auf der neuen Treppe in dem Seitenflügel hinab in das Höfchen gelangen konnten, wo ihre Pferde standen, um sodann, das Spitzbogenthor und die Halle durchreitend, aus dieser auf einer über die Hallenstufen gelegten Pritsche auf den Römerberg hinabzureiten. Ich habe schon erwähnt, dass der Seitenbau drei Rundbogenthore hatte, von welchen das südlichste durch den neuen Kaisertreppenbau zerstört wurde. Ein Blick auf den beigegebenen Grundriss wird zeigen, dass, wenn wir uns dieses dritte Thor reconstruiren, noch reichlicher Raum bis zur Römermauer bleibt, um eine Thüre entsprechend der am nördlichen Ende vorhandenen anzubringen, welche den Ausgang dieser Treppe bilden konnte.

Was die Fenster anbetrifft, welche anfänglich in der Saalmauer nach dem Höfchen hin vorhanden waren und von welchen wir auf dem Diarium von 1658 noch zwei derselben abgebildet fanden, so war ihr Nutzen, nachdem vor ihnen die neue Verbindungstreppe angelegt und mit einer Bedachung versehen war, nur noch ein sehr geringer. Ich habe keine Angabe finden können, zu welcher Zeit sie schliesslich zugemauert wurden; aber es ist naheliegend anzunehmen, dass dies 1711 geschah, als man zum erstenmale auf den Gedanken kam, die Nischen mit den Portraitbüsten der Kaiser durch den Maler Unsin ausfüllen zu lassen, und zwar bei Veranlassung der Krönung Kaiser Karls VI., für welche der Saal besonders geschmückt werden sollte. Da die Stelle, an welcher die Fenster ehedem standen, weit nach der Façade hin überschritten werden musste, um bis zu Joseph I. alle Kaiserportraits unterzubringen, so war die Zumauerung

der Fenster zu jener Zeit eine absolute Nothwendigkeit und musste damals stattfinden.[1] —

Nachdem ich, ganz wie es den im Römer Beschäftigen ergeht, treppauf, treppab die erste Gestaltung des Römersaales und die im Laufe der Jahrhunderte in ihm vorgenommenen, wesentlichsten constructiven Abänderungen genügend klargestellt zu haben glaube, kann ich, von dieser gewonnenen sicheren Grundlage ausgehend, auch die andern Räumlichkeiten näher zu bestimmen versuchen, welche bei Anlass der von den Fyolls in ihnen ausgeführten Arbeiten genannt worden sind. Ich wende mich zuerst der oberen Rathstube zu, deren örtliche Bestimmung eigentlich die erste Veranlassung zu den vorstehenden Untersuchungen gegeben hat.

Dass unter dieser Benennung nicht der Römersaal selbst gemeint sein konnte, dass sie auch nicht ein in demselben abgetheilter Raum war, glaube ich genügend dargethan zu haben. Dass sie vielmehr derselbe Raum ist, welcher jetzt als Sitzungszimmer des Magistrates benutzt wird, wird sich aus Nachfolgendem ergeben, desgleichen, warum sie die obere Rathstube genannt wurde. Es muss hierbei jedoch vorausgeschickt werden, dass die kritiklose Benutzung der einzelnen uns überlieferten Notizen in Bezug auf »alt« und »neu«, ohne den Zusammenhang aller auf einander folgenden Bauperioden im Auge zu behalten, zu grossen Irrthümern Veranlassung geben kann, da im Laufe derselben der Begriff von alt und neu selbstverständlich wechseln musste und in Folge dessen diese beiden Bezeichnungen auch auf die obere Rathstube angewendet vorkommen.

Die Bezeichnung »obere« bedingt eine »untere« Rathstube; um uns Rechenschaft über die Lage dieser letzteren zu geben, müssen wir in die Periode des Ankaufes der Häuser zum Römer und zum goldnen Schwan zurückkehren. Sie besassen einen gemeinschaftlichen Hof, welcher ungefähr die gleiche Grösse gehabt haben muss, wie das sogenannte Römerhöfchen zu der Zeit vor der Niederlegung der Trennungsmauer zwischen dem Hof von Haus Limburg und dem des Römers, so lange letzterer frei von den späteren kleinen Einbauten war. Die ersten für den Rath dringend nothwendigen Amtsräume konnten nur in den den Hof umgebenden, damals schon vorhandenen oder sogleich nach dem Ankauf ausgeführten Baulichkeiten auf dessen Nord- und Westseite eingerichtet werden, also in dem westlichen Theile des Hofes, da die beiden Haupthäuser

[1] Aus dem angegebenen Grunde ist auch Gwinners Bemerkung a. a. O. S. 507 nicht zutreffend, dass die Fenster »durch den Vorbau der Stege (also 1742) unnütz geworden und zugemauert worden« seien.

wegen des Hallenbaues vor 1413 in ihren oberen Räumlichkeiten kaum benutzt werden konnten. Der Hof und seine ihn umgebenden Bauten wird uns auf dem ganz überraschend genauen Belagerungsplan von 1552 auf das Klarste zur Anschauung gebracht; er zeigt uns die beiden rechtwinklich auf einander stossenden Hofbauten, welche sich nach der Rückseite hin der dreimal geknickten Grenzlinie des Anwesens »Frauenrode« anschliessen.[1] Diese nur aus Erdgeschoss und erstem Stock bestehenden Baulichkeiten, ursprünglich nur Fachwerkhäuser, sind in den Jahren 1603–1604, wovon noch später die Rede sein wird, auf ganz gleicher Grundfläche in einen Steinbau umgewandelt worden, mussten aber schon vor dieser Periode totalen Umbaues bei dem 1424 stattgehabten Ankauf des Hauses Frauenrode seitens des Rathes wesentliche Veränderungen ihrer ersten Gestaltung erfahren. Doch bieten uns trotzdem die gegebenen, unabänderlichen Raumbedingungen mit Zuhülfenahme erhaltener Notizen aus den städtischen Büchern ziemlich feste Anhaltspunkte für die Bestimmung einzelner Zimmer. Namentlich gilt dies von der ersten eingerichteten Rathstube, die anfänglich als alleinige ihrer Art stets nur einfach als »Rathstube« oder als »grosse Rathstube« bezeichnet wird.

Die Thüreingänge zu den beiden Flügeln im Hof werden wir wohl an denselben Stellen zu suchen haben, an welchen sie sich heute noch befinden, da diese Stellen die zweckentsprechendsten sind, auch die Thüre des westlichen Flügels auf dem schon erwähnten Uffenbach'schen Bilde des Römerhofes auch an derselben Stelle steht, d. h. nicht genau in der Mitte, sondern etwas mehr nach der Hofmauer von Limburg hin gerückt, ja muthmasslich noch etwas mehr als gegenwärtig. Es ergab sich durch diese Anordnung rechts von der Thure eine grössere Stube und links nach Limburg zu der nöthige Raum für einen Vorplatz und die in das obere Stockwerk führende Treppe. In dem nördlichen Flügel ergab sich gleichfalls ein grösserer Raum auf der westlichen Seite der Thüre, nämlich derjenige, in welchem sich heut zu Tage das Klassensteuer-Bureau befindet. Dieser Raum, als der grössere und hellere, dürfte wohl der geeignetste für die erste Rathstube gewesen sein. Ein dritter, kleinerer Raum mit Licht von dem Hofe des nach hinten anstossenden Hauses Frauenrode, musste sich da gewinnen lassen, wo jetzt die steinerne Wendeltreppe steht. Ueber diesen Erdgeschoss-Räumlichkeiten scheint aber damals ein erster Stock mit brauchbaren Zimmern noch nicht vorhanden gewesen zu sein, wie wir noch sehen werden.

[1] Vgl. Grundriss.

Jene erste Rathstube war schon im Januar 1408 in Gebrauch, wie uns folgende Einträge in dem Rechenbuch zeigen werden: Sabb. post Epiphan. dom (also Anfang Januar): »Item xxj s. von einer dafeln die ryme daruff zu machen in die radstoben und umb zwey tafeleyn mit dem oberhange. — Item viij s. umb schlechter und anderen getzeig in die grosse radstoben vur die glasefinster zu machen. Item 9 fl. xix[c] wellin und davon zu furen in den Romer, diesen winter die dry stoben zo heissen.« Es waren also im Januar bereits drei Stuben in den Seitenflügeln im Römerhofe in Gebrauch genommen, darunter die Rathstube, denn wir besitzen eine Urkunde, welche Sabbato post conversionis Pauli, d. h. am 27. Januar 1408 »uf der stuben des nuwen rathuses, genannt der Romer« von dem Schultheiss Rudolf von Sachsenhausen und den Schöffen ausgestellt wurde. Unter Sabb. post Barthol., also Ende August, finden wir noch Einträge über einzelne, zur Einrichtung der Rathstube gehörige Gegenstände,[1] aber besondere Beachtung verdient ein Eintrag unter gleichem Datum, welcher darauf schliessen lässt, dass die Rathstube zu ebner Erde lag, da es sich um eine Sicherung der Fenster durch Eisenstangen handelt: »Item xiiij s. dem smyde vor inj isenstengelchin vur die finster in der ratstoben.« Weitere Vervollständigungen der innern Einrichtung der untern Rathstube finden wir auch noch 1411 erwähnt.[2]

Ueber die zweite grosse Stube, welche als »schribery«, d. h. als Canzlei verwendet wurde, finden wir in dem Rechenbuch von 1412 folgende werthvolle Einträge: »Item viij ℔ xviij s. von der grossen stuben unden in dem Romer zu underschlahin und bencke und ander behältnisse darinne zu machen, daz der stedte schribere vorter der stedte brieffe und bücher darinne behalden und bass verwahren mogen, dann man bisher enthaltniss datzu gehaben mogte.« Ferner heisst es: »item han wir gegeben von smydenwerg unden in dem Romer und der stubin, die finster mit isen zu verremsen und eine isendore vur einen steinen schrank und eine nuwe dore zu beslagin.« Ich führe diese Stellen hier besonders deswegen an, weil sie beweisen, dass auch die Schreiberei zu ebner Erde lag,

[1] »Item vj s. umb ein malensloss (Vorlegeschloss) an einen schrank in der ratstobin. item iij ℔ xiij s. umb die urglucken in der ratstoben und davon zu malen. item — umb ein nuwe messing hantfass uff das rathhuss.«

[2] »Item ij s. umb schiben (Rollen), darinne das hirtzhorn in der ratstoben uff und abgelassen wird,« d. h. das an der Decke aufgehängte, als Ziehleuchter verwendete Hirschgeweih.

»Item 3 ℔ 9 s. 4 hllr umb achtzehn kolnische kussen in die rathstoben.«

»Item 12 s. umb vier nuwe slosseln zu den zween grossten stuben.«

und weil Kriegk (Geschichte von Frankfurt a. M. S. 190) diese letztere Notiz unrichtigerweise auf die untere Rathstube anwendet, indem er sagt »die älteste Rathstube wurde westlich von der hinteren Halle im Erdgeschoss erbaut Sie wurde erst 1413 ganz fertig, in welchem Jahre man ihre Fenster mit eisernen Gerämsen versehen liess.«

Diese ersten Einrichtungen in den älteren Hofbaulichkeiten der erkauften Häuser hatten indessen nur einen provisorischen Character, denn schon im Jahre 1417 wurden den drei erwähnten Stuben neue hinzugefügt, indem über denselben ein brauchbares erstes Stockwerk errichtet wurde, um die »schribery« in dasselbe zu verlegen. Dies ergibt sich aus folgender Notiz des Rechenbuches von 1417: »Item vii ℔ v s. hllr. hat man zymerluden, axhauwern und die yn andelogeten gegeben, die kammern ober der grossen ratstoben zu machen, die zu der schribery dienen sollen. Item in der schribery uff dem Romer die neuwen kammern zu claiben.« Mit diesem Aufbau, der nach vorstehender Notiz nur ein Fachwerkbau sein konnte und der sich auf die beiden, ein Ganzes bildenden Seitenflügel erstrecken musste, war man mit der Dachlinie auf die gleiche Höhe der Bedachung, beziehungsweise des Dachbodens über der oberen Rathstube gekommen, von welchem aus auch der Zugang zu dem untersten Dachgeschoss des Hauses zum Römer über der flachen Römersaaldecke führte, zu welchem man vermittelst der Treppe auf dem Vorplatze des goldnen Schwans vor der oberen Rathstube gelangte, wie auch heute noch. Das Bild des Romerhofes, welches uns der Belagerungsplan von 1552 gibt, zeigt uns noch genau diese selbe Gestaltung der Baulichkeiten in dem Hofe. Er zeigt uns auch ganz deutlich, dass der erhaltene Theil des alten Hauses zum goldnen Schwan, welcher sich über der Halle von der oberen Rathstube nach dem ehemaligen Barfüsserkloster hin erstreckt, damals noch Fenster nach dem Hofe von Haus Frauenrode hatte, welche dem Vorplatze vor der Rathstube das nöthige Licht zuführen konnten, da sich damals an den 1436 erbauten Archivthurm auf dem Grund und Boden von Frauenrode noch kein höherer Bau, wie gegenwärtig, anschloss. Nach Errichtung dieses letzteren Baues musste die Lichtzuführung für diesen Vorplatz durch Aufsetzung des Lichtthürmchens und Schaffung der Kuppel bewirkt werden, da man bei dem grossen Umbau der Façade des goldnen Schwans nach dem Barfüsserkloster zu in den Jahren 1731—1733 auch zugleich die um den Hof von Frauenrode herumliegenden Bauten vollständig umgestaltete und dabei jene neben dem Thurme bis dahin, wenigstens in der ersten Stockwerkshöhe, freigebliebene Stelle zubaute.

Neue wesentliche Verschiebungen und Umgestaltungen der Amtslocalitäten fanden nach dem Ankauf des ein ziemlich bedeutendes Areal umfassenden Anwesens Frauenrode im Jahre 1424 statt. Es ist indessen nicht genau zu erkennen, wie rasch man zu denselben schritt. Es war ein baufälliges Anwesen, als der Rath es von dem Liebfrauenstifte kaufte, und wurde deshalb auch von demselben um den billigen Preis von 200 Gulden erworben,[1] und zwar in der richtigen Voraussicht, dass die im Römer und goldnen Schwan vorhandenen Räumlichkeiten dem wachsenden Bedürfniss nicht mehr lange würden genügen können. Anfänglich vermiethete der Rath daher die noch bewohnbaren Theile,[2] namentlich einen an den westlichen Flügel des Römerhofbaues, an die letzterwähnte Schreiberei im ersten Stockwerke angrenzenden Steinbau, und schritt zuerst zur Erbauung des festen Thurmes, dessen Erdgeschoss nebst den beiden oberen Geschossen als feuerfeste Gewölbe zur Aufbewahrung des Stadtarchives benutzt wurden. Derselbe scheint 1436 begonnen worden zu sein und muthmasslich zu gleicher Zeit auch der ihm im Hofe gegenüberliegende Bau, welcher sich an den westlichen Römerhofbau anlehnt; denn im Jahre 1438 finden wir schon Ausgaben »für eine neue Rathstube«[3] und 1439 für eine neue »schriebestoben« verzeichnet, d. h. für die Jahrhunderte

[1] Fichard bei Battonn IV, 316 »O. U. 1424 dom. die post fest. o. SS. Das Stift auf U. L. F. Berge bekennt, da ihr Haus Frauenrode, gelegen zwischen den Gesessen zum gulden Swan und der Violen, hinten stossend an die Gesesse zum Römer und Svarzenfels, vorn zu gem dem Buner über, baufällig sei und oft die daraufliegende 10 Mark Gülte nicht ertrage, so habe es dieses Haus an hiesigen Rath um 200 fl. verkauft.«

[2] Rechenbuch von 1425 »Item iij gulden hat geben Jeckil Heller zur Violen zu zinse vor ein jar von dem huse Frauen Rode mit namen, von dem teile, das an die schrybery stosset.« 1426 »Item iij fl. für ein jare von Jeckil Heller vom steinhuse zum Frauenrode.« Das angrenzende Haus zur Viole befand sich im Besitz der Familie Heller, und wurde 1510 von Jacob Heller an den Rath verkauft, welcher es abbrechen liess und den noch heute vorhandenen Neubau zum Zwecke einer »bücherye« daselbst errichtete. Vgl. Fichard zu Battonn IV, 333 u. 334.

[3] Rechenbuch von 1438 »Item 1 ß 2 gesellen das alde geholze zu Frauenrode zu hauwen (das Abbruchsholz). — Item umb ix[c] schüben zu ix gulden zu glasefinstern zur nuwen radstobin. — Item 15 fl. xvi s. ij hllr. hat gekostet der ofen in der nuwen radstoben mit alen sachen zu tagelone, fur hore, kacheln, lehmen etc. ussgescheiden das ysenwerg, daz darzu kommen und gelacht ist, das han die buwemeister bezalt.« — 1439 »Item eyme die erde, die uss dem borne im hofechin by der nuwen radstoben quam, uss zu dragen«, d. h. in dem Hofe von Frauenrode.« — »Item sabato ante purificacionis Mariae xx ß had gekostet daz nuwe gehorne und lucht in der nuwen radstobin mit smidenwerg und malelon,« eine Arbeit, welche ohne Zweifel auch von Sebald Fyol ausgeführt worden ist, da auf folio 43b seine Arbeiten in der »alden schribestoben« erwähnt werden.

hindurch zu gleichen Zwecken benutzten beiden grossen Räume im Erdgeschoss des Hauses Frauenrode.[1] Was wir in den vorhergehenden Jahren an Ausgaben für die untere Rathstube verzeichnet finden, bezieht sich also nur auf die ältere untere Rathstube.[2] Jene »neue Rathstube« in Frauenrode ist es, für welche Sebald Fyoll im Jahre 1438 den Ofen und die Kragsteine oben an der Decke und 1442 die Tafel mit dem Spruche malte

Die neue Rathstube bildet ein unregelmässiges Sechseck und dient gegenwärtig als Rechnei-Kassenzimmer; um aber in dieselbe aus dem alten westlichen Seitenflügel des Römerhofes zu gelangen, musste durch die Brandmauer desselben eine Thüre nach Frauenrode durchgebrochen werden, und um einen Zugang zu dieser Thüre zu schaffen, mussten die ursprünglich in dem Erdgeschoss dieses Flügels vorhandenen Räume, von welchen die Schreiberei bereits in das erste Stockwerk verlegt worden war, wesentlichen Umänderungen unterworfen werden. Die Schreiberei erhielt die schon erwähnte grosse Stube im Erdgeschoss von Frauenrode angewiesen, deren Fenster theils nach dem Hofe, theils nach der Römergasse zu liegen,[3] die von ihr früher im ersten Stockwerke des Hofbaues eingenommenen Räume wurden den Rechenmeistern eingeräumt und neu hergerichtet, wie aus folgenden Einträgen in dem Baumeisterbuche von 1439, fol. 35a, hervorgeht: »item xvi s. dem kistner, der den rechnenmeistern dische in der alden schribestoben macht und zwo dryspiczen darzu« (dreifüssige Stühle), und in dem Rechenmeisterbuche von 1439, fol. 43b: »item iiij½ gulden Sebold meler von der alden schribestoben by der schribery zu malen« Hiermit ist auch diese Art von Sebald Fyolls Thätigkeit festgestellt; dieselbe kann hier schwerlich über Anstrich und einfachste Ornamentirung hinausgegangen sein

Die aufgegebene älteste Rathstube wird von 1438 an, wenn sie

[1] Rechenbuch von 1439: »item 1 ß iij s. umb den schehter vor den finstern in der nuwen schribestoben und davon zu machen.«

[2] Rechenbuch von 1426 »item v ß vi hllr umb xx lyderne kissen Kollnsche in die ratstoben« — 1430 »item 21 ß 1 hllr den nuwen ofen in der radestobin zu machin — item 6 fl. für das isenoberbone mit ysen blechen und allen gezuge ober dem ofen in der radstobin zu henken und zu machen« (d. h. eine Verkleidung von Eisenblech oben an der Holzdecke über dem Ofen). — 1431 »item 1 ß xii s. die dry ofen in der radstobin und in der rechenstobin zu machen.«

[3] Auf diese neue Schreiberei bezieht sich auch folgender Eintrag in dem Rechenbuch von 1470 »item vi fl. Bechtold dem maler geben von dem Christoffero vor der ratstobin und alle gemeltze im hoffe und gange vor der schribestoben zu malen und zu machen.«

erwähnt wird, als »alte Rathstube« bezeichnet; so in der Notiz des Rechenbuches von 1485: »Item xij hllr des raths harnesch in der alten radstobin uffzuhencken«, und 1496: »Item xvj hllr. für ij$ spychernegel, die harnesche in der radstoben uffzuhencken«. Diese beiden Notizen geben uns zugleich Aufschluss über die damalige Verwendung der alten Rathstube als Rüstkammer, die 200 angeschafften »spychernegel« zeigen, dass ein nicht unbedeutender Vorrath von Waffenstücken in ihr verwahrt wurde. Die neue Rathstube in Haus Frauenrode wird anfänglich stets als solche, später oft nur einfach als »Rathstube« oder ausdrücklich als »untere Rathstube« bezeichnet, im Gegensatz zu der oberen, auf welche wir nochmals zurückkommen müssen,[1] nachdem ich, hoffentlich in genügend überzeugender Weise, um weiterem Irrthum vorzubeugen, die Bezeichnungen und die Lage der verschiedenen, »Rathstuben« benannten Räumlichkeiten festgestellt habe.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass die ersten Stockwerke der um den Römerhof herumliegenden Bauten in Fachwerk aufgeführt waren, wie wir dies in gleicher Weise noch heute an dem Hofbau von Haus Limburg längs der Limpurger Gasse sehen. Das schon erwähnte Bildchen des Römerhofes von Philipp Uffenbach vom Jahre 1601, im Besitze des städtischen Museums, zeigt uns auch noch den westlichen Seitenflügel in dieser Beschaffenheit. Zweifelsohne bestanden auch die Theile des goldnen Schwans über der Halle aus Fachwerk und somit auch die Hoffaçade, in welcher sich die Fenster der obern Rathstube befanden. Als aber die Krönung Kaiser Maximilians II. herannahte, welche am 30. November 1562 stattfinden sollte, schien es der Rath als eine moralische Verpflichtung zu betrachten, aus der bis dahin eingehaltenen altväterischen Schlichtheit herauszutreten und dem vorangeschrittenen Luxus und der beginnenden Prachtliebe der neuen Zeit Rechnung zu tragen, er beschloss daher die schon früher für die Besprechungen und Conferenzen der Fürsten vor der Wahl eines römischen Königs benutzte obere Rathstube dem Zeitgeschmacke entsprechend umzugestalten und die Fachwerkfaçade in dem Hof in eine Façade von Stein mit den jetzt noch vorhandenen somptuösen vier Fenstern in Sandstein zu verwandeln. Ueber diese mit beträchtlichen Kosten verknüpfte Umwandlung sind uns in dem Baumeister-

[1] Es liegt ausserhalb der Grenzen dieser Arbeit bestimmen zu wollen, wo andere, besonders genannte Stuben gelegen haben mögen, wie z. B. die Knecht- und Jacobsstube, die Siegelstube, Rugestube etc. Doch sei hierbei bemerkt, dass in dem goldnen Schwan auf gleicher Stockwerkhöhe mit der oberen Rathstube nach dem Barfüsserkloster hin noch eine Anzahl von Stuben lagen.

buche von 1561—1562 zahlreiche Einträge erhalten.[1] Zu der am 24. November 1562 stattfindenden Wahl Maximilians scheint die Stube auch rechtzeitig fertig geworden zu sein, und finden wir dem entsprechend die Jahreszahl 1562 in der oberen Cartouche über dem mittleren Fensterpfeiler eingehauen.[2]

Es ist von Interesse zu beobachten, wie in den Baurechnungen von 1563, in welchen nachträgliche Zahlungen für gelieferte Arbeiten zu der alten oberen neu hergerichteten Rathstube geleistet werden, diese letztere bereits die »neue Rathstube« genannt wird, gerade wie seiner Zeit die untere Rathstube in Haus Frauenrode.[3] In

[1] Baumeisterbuch von 1561 unter Ausgaben Steinmetzen und Maurern »Samstag 25ten Aprilis Maister Johann von Colln und seinem Ballirer für 12 Tag zalt ein Tag 5 s. . . 2 fl. 12 s.

Item 7 Stainmetzen und 11 Maurer ain s. an den Fensterpfosten zur obern Ratstuben gehawenn und am gebackenstain Offen gearbeit zalt für 87 Tag ain Tag 4½ s. . 16 fl. 7 s. 4 ₰.

Samstags den 2ten May Maister Johann Cammern meiner Herrn Werckmeister und seinem Ballirer für 12 Tag zalt . 2 fl. 12 s.

Item 7 Stainmetzen und 11 Maurern, so an der alten Ratstuben gearbait für 83 Tag zalt . 15 fl. 13 s. 4 ₰.

Samstags den 9ten May. Maister Johann Cammer und seinem Ballirer für 12 Tag zalt ein Tag 5 s. . 2 fl. 12 s.

Item 8 Stainmetzen und 6 Maurern, so uffm Romer an der alten Ratstuben gearbeitet für 79 Tag zalt . 14 fl. 19 s. 4 ₰.«

Es folgen noch Samstag 16. Mai und Samstag 23 Mai gleichfalls »uffm Römer an der alten Ratstuben gearbeitet« an Ausgaben 2 fl. 12 s., 16 fl. 7 s. 4 ₰, 2 fl. 9 s., 10 fl. 16 s. 4 ₰.

»Samstag den 2 May 1562 Item Maister Johann Cammern meiner Herrn Werckmaister und seinem Ballirer für 12 Tag zalt . . . 2 fl. 12 s.

Item 8 Stainmetzen und 8 Maurern für 87½ Tag, so sie uffm Romer an der alten Ratstuben gearbeit, zalt ein Tag 4½ s. . . 16 fl. 9 s. 6 ₰.« Diese Ausgaben für die alte Rathstube wiederholen sich Samstag 13. und Samstag 20. Juni. Die Samstagsrechnungen gehen in ganz ähnlichen Summen durch bis zum 15. August, ohne dass die alte Rathstube besonders genannt wird. Dies geschieht aber wieder Samstag 22. August und von da ab wieder in ähnlicher Weise, ohne Nennung der Rathstube.

[2] In den Cartouchen der Pfeiler rechts und links wurde 1731, als der Umbau der Façade des goldenen Schwans nach dem Barfüsserkloster zu stattfand und dabei der jetzige französische Dachstuhl aufgesetzt wurde, diese Jahreszahl nachträglich eingehauen.

[3] »Sambstags 2ten Januarij 1563 Item Hansen Rosenzweig, Diederich Jungen und Andress Bossij den Schreinern von den 10 Fensterramen, so in die new Ratstuben kommen, zu machen zalt . 14 fl

Item denselben noch von dem Dhurgericht sampt der Stuben Dhur zu machen zalt . . . 5 fl.

Item Peter Bewerlein und Endress Bossy von der grossen Dona oder Durchzug der newen Rathstuben, dessgleichen von dem Boden in der andern newen Stub samps derselben Stubendur, item den 2 Dhurn vor dem Camin am Ofen und sonst allerley Flickwerck zu machen zalt 17 fl.«

keinem der Einträge, welche sich auf diesen 1562 ausgeführten Bau beziehen, wird des Römersaales Erwähnung gethan, während im Jahre 1612 bei der Beseitigung der flachen und dem Aufschlagen der gewölbten Holzdecke die Einträge für Arbeiten in dem »Sall« oder »Sahll« mehrfach vorkommen. Gleichzeitig mit dieser Verschönerung des Saales erhielt auch die Eingangsthür zur oberen Rathstube die reiche Thürumfassung, die wir noch heute sehen, und über deren Anfertigung ich folgenden Eintrag in dem Baumeisterbuche von 1612 fand: »Den 18ten Julij zalt man M. Lippolten gewezenen Schreiners im Brückhof selgen Wittiben wegen des Thurgestels auf dem Römer in der grossen Stuben und dann für etliche gemachte Chabell . . . 137 fl.«

Es ist sehr begreiflich, dass das Einsetzen der neuen Façadenmauer der oberen Rathstube mit ihren reichen Fenstergewänden, die Arbeiten an der Decke und dem Fussboden mit allem unvermeidlichen Staub und zufälligen Verletzungen den alten interessanten Wandmalereien, welche Konrad Fyoll 1477 restaurirt hatte, nicht zuträglich sein konnte, ohne Zweifel zu ihrem Verderb Manches beitrug und dadurch ihren Untergang durch Ueberstreichung im Jahre 1583 wesentlich veranlasste.

Bei dem gegenwärtigen, verwaschenen Zustande des weissen Anstriches dieser Façadenmauer ist es interessant zu sehen, wie dieser Anstrich auf dem älteren, unteren Mauerwerk der Halle eine ganz andere, d. h. weit hellere Nuance zeigt, als jener auf dem neueren, 1562 aufgesetzten Mauerwerk. Und zwar zeigt sich dies in ganz scharf abgeschnittenen Umrissen, an welchen wir erkennen, dass man rechts und links von der Spitze des Halleneingangsbogens das neue Mauerwerk in zwei breiten Streifen bedeutend tiefer in das alte Hallenmauerwerk eingesenkt hatte als über der Bogenspitze. Ueberhaupt ist die ganze Ausführung dieses Theiles eine sehr sorgfältige und solide, indem nicht nur die Pfeiler zwischen den Fenstern, sondern auch die Grenzen der Façade nach rechts und links aus sorgfältig gearbeiteten Sandsteinquadern bestehen. Allerdings war solide Arbeit hier geboten, da man diese Façade mit einem hohen Treppengiebel krönte, wie wir dies auf dem Merianschen Stadtplane sehen, was der gegenwärtigen Erscheinung des Daches gegenüber kaum glaublich erscheint, wenn man es nicht auf diesem Plane sähe. Es musste also ein ganz neuer Dachstuhl gezimmert werden, welcher sich der Länge nach über das ganze Haus zum goldnen Schwan erstreckte, in dem man noch eine Anzahl Zimmer und Kammern anlegen konnte. Auch für die Ausführung dieses

Dachstuhlbaues finden wir bezügliche Einträge in den Baumeisterbüchern.[1]

Aber auch dieser Treppengiebelbau musste späterem Geschmack und späteren Bedürfnissen weichen. Er wurde abgetragen in der schon erwähnten Umbauperiode von 1731—1733, in welcher die Façade des goldnen Schwanes nach dem Paulsplatze hin, desgleichen jene des Hauses Frauenrode sowohl nach dem Hofe wie nach der Römergasse ihre gegenwärtige Gestalt erhielten. Die Dachgestühle aller dieser genannten Häuser erhielten die damalige Modeform des französischen Daches und diese wurde auch auf die Façade des goldnen Schwans nach dem Römerhofe und auf die in den Hof gehenden Flügelbauten ausgedehnt, welche, wie wir noch sehen werden, auch noch mit hohen Giebelfaçaden geschmückt worden waren. Die Mansardgiebelfenster, welche wir jetzt an allen diesen letztgenannten Bauten in dem Römerhofe sehen, zeigen an ihren Formen deutlich, dass sie einer durchaus anderen Bauperiode angehören als jener früheren, in welcher die Façaden unter ihnen entstanden. Mit dieser Beobachtung werden wir auf die Bauperiode wieder zurückgeführt, von welcher ich schon ausführlich gesprochen habe, soweit sie die Häuser Löwenstein und Wanebach und deren Vereinigung mit dem Römer und goldnen Schwan betrifft.

Wie die Façade von Löwenstein nach dem Römerberg und die der oberen Rathstube sollten auch nun die Façaden der Seitenflügel im Römerhof ein der neuen Mode entsprechendes Aeusseres und Inneres erhalten und so wurden nun auch diese alten Fachwerkbauten durch Steinbauten ersetzt. Wenn dieser Umbau im Römerhofe auch nicht mehr in directer Beziehung steht zu den die Arbeiten der Fyolls im Römer betreffenden Localitäten, so steht er doch mit den letzteren in so engem Zusammenhang, dass er wohl beanspruchen kann, noch in Betracht gezogen zu werden; und zwar um so mehr, als die Einträge in dem Baumeisterbuche von 1603 manche interessante

---

[1] »Sambstags den 30ten Mai Anno 1562. Item Maister Mathisen Appel meiner Herrn Zimmerman und seinem Gesellen, so an dem Bau, der uff die new Rathstub gehört, gezimmert, zalt für 39½ Tag ain Tag 5 s. 8 fl. 5 s. 4 ₰

Sambstags den 6ten Junii item Meister Mathisen und seinen Mansteren, so in dem Paw ob der alten Rathstoben holffen zimmern für 81 Taglon zalt den Tag 5 s. . 16 fl. 21 s.

Sambstags den 11ten Julij item Maister Mathisen und seinen Gesellen, so in dieser Woch den Paw ob der alten Rathstuben holffen uffschlagen, zalt für 46¼ Tag jeden Tag 5 s. . . . 9 fl. 16 s. 4 ₰.

Samstags den 1ten August item Maister Thongessen dem Klaiber und seinen Gesellen »so dise Woch an dem newen Paw ob der alten Rathstuben geklaibt, zalt für 45 Tag jeden Tag 33 ₰ . . . 6 fl. 21 s.«

Einzelheiten enthalten und der Bau mit Ausnahme der Bedachung im Innern wie im Aeussern noch unverändert besteht.

Abbruch und Umbau wurden begonnen, während man noch in den Häusern Löwenstein und Wanebach in vollster Thätigkeit war, und zwar im Jahre 1602, was wir aus einer Notiz des Rechenbuches entnehmen können. Sie lautet »den sämmtlichen Werkleuten und deren Gesellen und Handlangern zum Grundbuwe wegen des newen Römerbuwes verehrt: 10 fl.« Der erste Eintrag, welchen ich im Baumeisterbuche von 1603 fand, ist folgender:

Den 27ten Augusti: Item zalt man Conrad Colern von 16 Doppelfenstern, 2 Hofthüren, 2 Simsen, 2 Gibel von Stein, 64 Steinschneckentritt, 7 gemain Thüren, 6 einfache Fenster, eine Handhab in der Schwindelsteg, 4 Camin, 5 Durchzugen und 600 Platten zu hauen, zu legen, dass alt Gemauer abzubrechen und daz neu Mauerwerck alles ufzusetzen und zu mauern in einem Geding umb 1100 fl. und dann vor ein Kleidt zur Verehrung 20 fl. . . . 1120 fl.

Und dann ferner item zalt, so uber gemelts Geding die Notturfft erfordert hat, erstlich von 6 Thüren zu hauen zu 7 fl. eines . . . 42 fl.

Item von 8 einfachen Fenstern in Schnecken zu hauen eins 2½ fl. . . . 20 fl.

Item von einem Doppelfenster in der Canzlei zu hauen . . 10 fl.

Item von der Steinthür im vordern Hoff am Bronnen zu hauen . . . 38 fl

Item von 3 doppel und einem einfach Schanck zu hauen . . 27 fl

Item von einem Camin zu hauen . . . 7 fl.

Item von den Wänden im neuen Bau mit gebacken Stein auszzumauern und zu tünchen, auch ein Doppelfenster in's Herrn Stadtschreibers Haus zu setzen, die Cantzleithür zu verändern umb . . . 18 fl.

Verner ihm zalt von 8 Ruden Mauern vor der Canzlei bisz oben auszzumauern und zu 3½ fl. von der Ruden . . 28 fl.

Im August 1603 scheint der Bau vollständig unter Dach gewesen zu sein, denn:

Sambstags 16ten Julij Anno 1603 zalt man den Zimmerleuten für zween Schenckwein wegen Verfertigung des Römerbaues . . 6 fl., Sambstags 6ten Augusti Anno 1603 den Steindeckern zum Schenkwein verehrt, als sy im Römerbau fertig worden . . . 4 fl. (Rechenmeisterbuch).

Zu obigen Angaben des Baumeisterbuches ist zu bemerken, dass

sich in der That an den beiden neuen Hoffaçaden 16 Doppelfenster (d. h. Koppelfenster) befinden und dass die »zwei Hofthüren« die beiden schönen, mit Säulen geschmückten Portale sind. Unter dem Ausdruck »2 Simsen« sind die beiden vorhandenen Gesimse zu verstehen; unter den »64 Steinschneckentritt« die Stufen der jetzt noch benutzten Wendeltreppe im Westflügel und unter »Handhab in der Schwindelsteg« die steinerne Handhabe in der Ummauerung derselben. Verschwunden aber sind, wie schon bemerkt, die »zwei Giebel von Stein,« von welchen wir den des nördlichen Flügels mit seinen Voluten-Ausschnitten, an Stelle der gothischen Treppenform, auf dem Merianschen Stadtplan noch genau erkennen. Von Interesse ist auch der Posten »von der Steinthür im vorderen Hof am Bronnen zu hauen;« hiermit kann nur die Steinthür mit dem darüber liegenden, schräg ansteigenden Koppelfenster gemeint sein, welche sich neben dem grossen Hallenthor des goldnen Schwans befindet, und welche ich bereits besprochen habe. Unter den »8 einfachen Fenstern in Schnecken zu hauen« sind wohl die damals gemachten rautenartigen Fenster gemeint, wie wir sie noch in der Wendeltreppe des Hintergebäudes im Hof am Haus Limburg sehen. Jetzt führen ovale Fenster der Wendeltreppe ihr Licht zu, welche bei der Umänderung der Hoffaçaden in Haus Frauenrode 1731—33 eingesetzt wurden.'

[1] Ich finde noch folgende, auf diesen Bau bezügliche Einträge in den Baumeisterbüchern: unter »Ausgab den Schreinern den 10ten 7bris Anno 1603 Und dann von 27 Ramen mit Flügeln in die zween Gibell zu machen 21 fl. 14 s. 2 ₰

Den 23ten 7bris und dann vor 24 Tag zu 8 s. die 3 Thüren im Römerhoff in Geding zu machen und vor Licht 8 s. 8 fl. 8 s. (d. h. die zwei Thüren für die Portale und die kleinere für die Halle).

Denn 2ten 9bris Anno 1603 zalt man Christoff Bermann Schreinern von der Schatzungsstuben im Geding zu taffeln . . . 30 fl.

Den 5ten 9bris Item Christian Trinckaussen und Bartheil Zollern von der alten und neuen Baustuben von neuem zu taffeln in einem Gedingk 85 fl. und zur Verehrung 3 fl. . . 88 fl.

Den 26ten Mai 1604 und dann Christoff Braman Schreinern zalt von den 2 Stuben ober der Schatzung und Bau im Geding zu taffeln und sein Jungen verehrt 1 fl. . . . 74 fl. 16.«

Unter »Ausgab den Klaibern den 12ten Augusti 1603 zahlt man vor 15 Tag zu 6 im Römer zu arbeiten . 3 fl. 18 s.« — Es folgt hierauf eine Reihe von Posten für Farben, welche als »Grünspan, Berkgrün, Spangrün, Pleiweiss, Steinfarb und Braun« bezeichnet sind, also keine sehr reiche Farbenscala zur Ausschmückung, beziehungsweise zum Anstreichen der Zimmerwände. Sodann heisst es: »item vor ½ ℔ Leim und Spicenoli in der Canzlei . 8 s. 8 ₰, item noch vor 18 ℔ Grünfarb in der Canzlei . 3 fl.

Den 28ten Aprilis 1604 zalt man Georg Odenwellern vor 16 ℔ grün Farb 8 s. . . . 5 fl. 8. Item vor 12 ℔ Steinfarb und 3½ ℔ Leim alles in Römer-Kammern . 1 fl. 4 s. 2 ₰ «

Wenn Meister Conrad Koler die schönen, reich profilirten, in den Zwischenpfeilern mit geschmackvoll verzierten Säulen geschmückten Fenstergewände im ersten Stockwerke und die etwas einfacheren doch gleichfalls durchaus geschmackvollen Fenster des Erdgeschosses auch selbst erfunden hat, so hat er das bedungene Ehrenkleid wohl verdient.

Mit der Errichtung dieses Baues im Römerhofe sind aber Umstände verknüpft, welche in Bezug auf die zur Ausschmückung desselben mitwirkenden malerischen Kräfte uns immer noch die durchaus gleichen Verhältnisse zeigen, wie wir dieselben am Beginn des XV Jahrhunders schon kennen gelernt haben. Wie damals Sebald Fyoll und später sein Sohn und sein Enkel, so ist es nun der Maler Philipp Uffenbach, welcher den Arbeiten jener durchaus ähnliche für den Rath auszuführen übernimmt. Er ist uns durch seine Gemälde in dem städtischen Museum, namentlich durch seine aus der Dominikanerkirche stammende Himmelfahrt Christi, durch seine Auferstehung des Fleisches, durch das Miniaturgemälde der Anbetung der Könige und durch das schon mehrfach von mir erwähnte Gemälde der Römerhalle als ein Künstler von entschiedner Begabung bekannt. Das letztgenannte Bildchen kaufte der Rath, muthmasslich, um sich ein Bild des Römerhöfchens vor dem Abbruch der Baulichkeiten in demselben zu erhalten. Dass der Rath ihn als Künstler schätzte, sehen wir aus folgenden Einträgen in dem Rechenbuche von 1604

»Item die eine Tafel in der Rechney uber der Stubenthüre mit dem Kayser und den Churfürsten in ihrer Session mit Oelfarb zu mahlen dem Maler Philips Uffenbacher 36 fl.« — Ferner 1606: »Philips Offenbachern Malern für die andern Tafeln uff der Rechney ober der Gewölbthüre zu mahlen und beyde zu vergülten am Ranft . . 32 fl.« — Desgleichen 1607 »Demselben Maler fur die kleine Contrefait des Römers uff der Rechney an der Wanth hangend zalt 4 Rchsthlr.« Aber ich finde in dem Baumeisterbuche auch folgende Posten verzeichnet: »Sambstags 27ten Augusti 1603· Philipp Uffenbacher Maler zalt man die Rechneistub auszumalen für Farb und alles, datum 1ten 7bris 1603 . . . . 30 fl. — Denn 29ten Octobris 1603 zalt man Philips Ufenbachen von 3 Schiedebancken in der Cantzlei mit Grünspan streichen . . . 3 fl. — den 19ten Juny 1604: Philips Uffenbachen Malern zalt man für der Herrn Bürgermeister Farben von 30 Stück . . . . 6 fl.« Im Rechenbuch von 1613 finden wir ferner eingetragen. »Philips Offenbachen Mahlern zalt man für eine neue Fahne mit Ochsen und Schwemen zu mahlen, welche uff die gewöhnlichen Viehmarckttage aus dem Viehhof ausgesteckt werden

soll, dazu er das Tuch geben 5 fl. 13 s.n Ausserdem wissen wir durch Sandrart,[1] dass Uffenbach auch den alten Brückenthurm mit neuer Bemalung ausstattete, deren Entwurf in grosser colorirter Zeichnung sich in dem städtischen Museum befindet.

Betrachten wir diese hier angeführten Arbeiten in ihrer Verschiedenartigkeit, Künstlerisches gemischt mit rein Handwerklichem, so können wir uns nicht dem Eindruck entziehen, dass Uffenbach im XVII. Jahrhundert genau unter den gleichen Lebensbedingungen seine Kunst als Maler und sein Geschäft als Anstreicher betrieb, wie wir dies bei den Fyolls kennen gelernt haben. Wenn auch der Autor jenes schönen Altarwerkes aus der Dominikanerkirche, mit dessen Beschreibung ich diese Blätter begonnen habe, als ein künstlerisch weit über Uffenbach stehendes Talent betrachtet werden muss, trotzdem dass letzterer an dem Fortschritt der Malerei im Allgemeinen Theil hat, so würde es doch dem Wesen jenes Jahrhunderts nicht entgegen sein, wenn wir den Autor desselben auch mit geringen, handwerksmässigen Arbeiten beschäftigt fänden. Aber dürfen wir trotzdem den Conrad Fyoll, den wir in diesen Untersuchungen ziemlich nahe kennen gelernt haben, als den gesuchten Autor jenes schönen Werkes betrachten? Diese Frage wird auch heute noch als eine offene betrachtet werden müssen.

[1] Academia Pictor Pars II. pag 385

III.

Wanderjahre des Johann Philipps Münch

als Kaufmannsjunge und Handlungsdiener 1680–1694

Von ihm selbst beschrieben A° 1698.

Herausgegeben von Dr. **Gottlieb Schnapper-Arndt.**

Inhalt.

		Seite
I.	Einleitung des Herausgebers	132
II.	Lebens-Memorial von Johann Philipps Münch	
1.	Johann Philipps Münch berichtet über seine Geburt und Taufe	149
2.	Wie Münchs Laufbahn in Strassburg einen üblen Anfang nimmt	150
3.	Wie Münch seine Lehrjahre in Nürnberg fortsetzt, endlich aber seinen Principal und viele Freunde an der ungarischen Krankheit verliert	150
4.	Münch dient in Cassel, Mainz und Köln und wird hier mit andern Frankfurtern unter die Soldaten gesteckt. Ein Abstecher nach Amsterdam	152
5.	Zweite Reise nach Amsterdam. Gefährliche Seereise nach Hamburg	154
6.	Münch sucht in Hamburg und Bremen vergeblich unterzukommen und beschliesst endlich eine Condition in Münden anzunehmen	156
7.	Missliche Reise nach Münden. Münch bereitet sich vor zur Reise nach Regensburg	158
8.	Münch als Handlungsdiener des Herrn Dallenstein	160
9.	Wie Münch auf seinen Handlungsreisen nach Oesterreich dreimal in Lebensgefahr geräth	161
10.	Wie Münch mit zwei Genossen eine Reise nach Westindien plant, gleich diesen aber ein Weib nimmt und im Lande bleibt	164
III.	Stammtafeln der Nachkommen des Johann Anselm Münch (1600–1658) und des Christian Hermsdorff	168
IV.	Quellen und citirte Bücher	171

Lebens-Memorial von Johann Philipps Münch, welches ich auß dieszem Klattbuch nach gelegener Zeit in ein sauberes Buch nach richtiger Ordnung bringen will

- so schrieb der eben Genannte im Jahre 1698 auf den ersten von 19 in Quart zusammengelegten Bogen derben Schreibpapiers. Bringen will! . . . . . die gelegene Zeit ist ihm niemals herangekommen, die Blätter sind ungeheftet geblieben bei 200 Jahre lang, bis ich sie vor einiger Zeit gelegentlich wirthschaftshistorischer Studien in damals noch unrevidirten Acten über Handelssachen des Frankfurter Stadtarchivs aufgestöbert und der Herr Archivar sie säuberlich und stylgerecht hat binden lassen. Mit einer ordnungsmässigen Aufschrift »Chroniken 56« versehen, stehen sie nun da, als ob der gute Philipp niemals etwas anders beabsichtigt hätte, als mit einem reglementsmässigen Band in die endlosen Reihen und Glieder eines Museums einzutreten.

Wer ist Johann Philipp Münch, den wir wegen seiner harmlosen Aufzeichnung im Grabe stören, weil diese ohne sein Wollen zu einem kleinen »culturgeschichtlichen Denkmal« geworden ist? Denn den Namen eines solchen Denkmals verdient sie unserer Ueberzeugung nach. Haben uns doch gar selten Leute aus bürgerlicher Stellung Memoiren hinterlassen . . . thaten sie es, so blicken wir bei ihrer Durchlesung gewöhnlich wiederum hinaus in die grosse Welt, nicht hinein in den kleinen Kreis, dem sie angehörten, in dem sie schafften, sich freuten und sich plagten. Sie berichten wie ein Kurfürst angefahren zu Schiffe auf dem Mainstrom, wie hohe Herren aus- und eingeritten sind, wie die Stadt sie traktirt, sie schreiben von den Welthändeln, so gut oder so schlecht sie es verstehn: über ihre eigenen prunklosen Querfahrten schweigen sie, über ihre »Lebenshaltung« gewiss! Wer soll sich auch hierfür interessiren können und was kann in dem Kleinen für Wechsel sein?

Nicht so unser Schreiber. Wenn auch nicht für uns, wenn auch nicht für das Archiv, so doch für sich und die Familie hat er aufgezeichnet, wie es am Ende des 17. Jahrhunderts einem jungen

Menschen gegangen, der als Kaufmannsjunge und Handlungsdiener in der Welt herumgezogen ist. Und er hat es in höchst anschaulicher Darstellung mit trefflichem Humor und in einem allerliebsten naiven Style gethan.

Aber noch einmal. Wer ist dieser Johann Philipp Münch? Von wem und von wannen stammt er, wer sind die Vorfahren, die Vettern, Basen, Schwäger und Schwägerinnen?

Auch das hat er uns genau erzählen wollen. An zahlreichen Stellen seines Heftes hat er zu einer Familiengeschichte angesetzt, manche Angaben zu dem von mir beigegebenen Stammbaum hat er geliefert. Aber doch ist nichts lückenhafter als gerade dieser Theil seiner Notizen, den wir deswegen auch nicht wörtlich haben mittheilen mögen. Münch hat das Schema, das er sich vorgeschrieben, meist nicht ausgefüllt . . »mein lieber Vatter ist in dieße müheseelige Welt gebohren A° — — —« (Lücke). »Sein lieber Vatter ist geweßen — — —« (Lücke wiederum). »Nun folgt die Zahl meiner lieben Geschwister und Brüder, welche Gott meinen lieben Eltern bescheert und gegeben hat« . . . sie folgt nicht und wir werden gleich sehen, dass hier wie in anderen Fällen die ungeheuerliche Grösse der Aufgabe eine Entschuldigung für die Unterlassung bildet.

Da Johann Philipp von seinen Vorfahren so wenig meldet, wollen wir es soweit möglich ergänzen. Grossvater väterlicher Seite ist Johann Anselm Münch, ein Bürgersohn, der 1633 zugleich mit seinem Bruder Conrad Bürger wird. Von 1637 bis 1643 finden wir denselben als Münzmeister, um 1649 wird er Handelsmann und Mitpfleger des Almosenkastens genannt, 1654 kommt er in den Rath. Die Kirchenbücher führen aus den zwei Ehen, die er eingegangen, zwölf Kinder auf; das älteste, Johann Matthäus, ist der Vater unseres Autobiographen Johann Matthäus Münch besuchte das Gymnasium, studirte neun Jahre lang zu Strassburg, Heidelberg und Tübingen, verlobte sich aber nicht mit der Wissenschaft, sondern mit der Rathsherrntochter Anna Margaretha geb. Ulmer, die er kurz nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1658 ehelichte. In den vierzig Jahren ihres Ehestandes gebar Anna Margaretha ihrem Gebieter achtzehn Kinder, davon sechzehn lebend geboren; als der Vater 66 Jahre alt starb, waren von ihnen noch elf, nämlich sechs Söhne und fünf Töchter am Leben 1681 kam Johann Matthäus in den Rath, 1689 war er jüngerer Bürgermeister. Er war offenbar ein sehr wohlsituirter Mann, der zu den Höchstbesteuerten gehörte und seinen Kindern eine gute Erziehung angedeihen liess. Als er 1698 die Augen schloss, sangen, wie das damals beim Tode angesehener Leute üblich war, Kinder

Verwandte und Freunde ihr Leid in Versen und liessen es drucken. »Pater optime« ruft Johann Hieronymus der Gymnasii Exemtus, »tu vale chare pater« der junge Peter und selbst der 14jährige Johann Martin stammelt seine Verse: unser Johann Philipp schweigt deutsch sowohl wie lateinisch, sei es dass sein praktischer Verstand mit dem Versemachen nicht zurecht gekommen, sei es dass dem einfachen frischen Gemüth Ostentation und Schnörkelwesen widerstrebte: man lege sich dies nach Belieben aus. Eine wesentlich geringere Schulbildung wie seine Brüder, die ja zum Theil auch Handelsleute wurden, wird Philipp darum nicht genossen haben. Sprechen wir hier gleich von der Orthographie Munchs und der Art, wie wir sie behandelt haben. Herr Münch hat, wie seine meisten Zeitgenossen recht nachlässig und wankelmüthig geschrieben, trotz der immerhin zahlreichen Anweisungen zur Rechtschreibung, die auch damals schon im Curse waren. Ich schrieb zunächst einige Seiten mit »diplomatischer Treue« ab, sah aber schliesslich nicht ein, warum man den Leser einer Plauderei im Text über all die Schwankungen und Undeutlichkeiten stolpern lassen soll, über welche man selbst gestrauchelt ist, um ihn allenfalls erst in den Noten wieder aufzuheben. Dann gerieth ich in das andere Extrem und behielt in Erinnerung der Sybel-Schmoller'schen Principien in Edition der Acta borussica nur die Sprachform bei. Aber warum sollte ein gedruckter Münch so viel moderner aussehen als seine gedruckten Zeitgenossen, weil er sein Manuscript dem Kinde eines andern Jahrhunderts überlassen hat? Das Sybel-Schmoller'sche Prinzip, bei Aktenpublikationen treffliche Vorzüge bietend, ist wohl auch nur für solche gemeint, nicht für Schriftstücke von litterarisch-biographischem Interesse. So wählte ich den, übrigens nicht neuen Weg, dem Autor seine Liebhabereien möglichst abzulauschen, das Vorwiegende zu bevorzugen und das Zufällige abzuschleifen, so zu schreiben, wie er es vielleicht selbst gethan hätte, wenn er sein »Klattbuch« in Ordnung gebracht haben würde.[1]

[1] Münch schreibt: lassen, lasen, laßen, müssen, musen, müßen, reisen, reißen, Haus, Hauß, groser, großer, also, alßo u. s. f. — Pferd, Pferdt, Freund, Freundt u. s. f. — Wald, Walt, Feld, Felt, dauern, tauern, thauern, — Weeg, weg, seegeln, segeln, — auff, auf, Kopf, Kopf, — möchte, mögte, — wohl, wol, — allzu, alzu, — allwo, alwo, — hate, hatte. — Gut, Guth (in Zusammensetzungen). — Stark bevorzugt von Münch das eigentlich ältere ckh z. B. Zweckh. V für U selten, U- und U-Zeichen im Manuscript ziemlich willkürlich verwendet: hier wird meist ü geschrieben. — Dialektische Eigenthümlichkeiten wurden, soweit solche vorkamen, berücksichtigt, verdorbene Fremdwörter der Verständlichkeit halber meist verbessert. — Die Interpunktion und die Eintheilung in Abschnitte rührt selbstverständlich vom Herausgeber her: Punkte und Absätze anzubringen hat Münch sich nahezu völlig erlassen.

Mit der Lehrzeit beginnt die Erzählung. Der 17jährige Münch wird nach Strassburg geschickt, nach der befreundeten Reichsstadt, die im 16. und 17. Jahrhundert in lebhaften Geschäftsverbindungen mit Frankfurt gestanden hat. Ein Verwandter, Johannes Münch, wohl geeignet den jungen Ankömmling zu überwachen, befindet sich schon daselbst in Condition und zwar bei Frau Kniebsin wer diese Frau war, kann man bei der Menge der Kniebse und Kniebisse die es, der gütigen Mittheilung des Strassburger Stadtarchivs zu Folge, in Strassburg gegeben, Niemanden zu ermitteln zumuthen.[1] Munchs Prinzipal hiess Franz Pressler (dies, nicht Bressler, scheint die übliche Schreibweise). Er gehörte einer Apothekerfamilie an: der ältere Bruder, der Stiefvater, der Stiefbruder, sie sind alle Apotheker, und der Vater ist es vermuthlich gleichfalls gewesen Ein ungünstiger Stern muss Franz von dem lukrativen Familiengewerbe ferngehalten haben. Sein Handelsgeschäft geht, wie die klugen Münchs merken, »den Krebsgang«, er fallirt, kommt in den Thurm und stirbt Nicht indess so früh, wie es nach der Erzählung seines Lehrlings scheinen will. 1683 verkauft Pressler noch seinen Antheil am Familiengute dem Bruder.

Der schlechte Geschäftsgang diente dem jungen Manne zum Anlass sich zurückzuziehen. Zur missbräuchlichen Verwendung der Lehrlinge gab es in jener Zeit, wo dieselben im Hause des Prinzipals wohnten, ohnehin nicht wenig Gelegenheit zur Verwendung als »Küchenjunge« oder »Stallknechte«; es leuchtet ein, dass, wo es bergab ging in Geschäft und Haushaltung, die Lage des Lehrlings sich vollends übel gestalten musste. Recht charakteristisch lautet es in einem Briefsteller:

> »meines Herrn Handlung ist also beschaffen, dass kaum alle acht Tage ein kleines Briefgen gewechselt wird, welches von keinem sonderbaren Belang . . . Sonst drücken uns die einzuhebende Wechsel nicht hart, und sind die vor etlichen Jahren beym Anfang seiner Handlung gemachte Geldsäcke noch ungebrauchet und unbeschmutzet . . . In unserm Winkel findet man nicht für 100 Rthlr Waren, wiewol die mit Papier umwundene Holzer, als wenn es lauter Seidene und Wollene Stoffen wären, ein grosses Aufsehen machen. Was auch noch, obwol sehr

[1] Ein Strassburger, Jacob Knibs, brachte Ende des 16. Jahrhunderts den Frankfurter Magistrat in Verlegenheit und die Causa Knibsiana spielt in den Rathsprotokollen jener Zeit eine grosse Rolle. Knibs war nämlich der Contravention gegen die Münzedikte beschuldigt, der k. Fiskal verlangte dessen Abholung und der Rath, auf seine Hoheitsrechte fussend, widersetzte sich.

wenig, bar verkauft wird, das gehet in der kärglichen Haushaltung auf, in welcher bey so gestalten Sachen, wie leicht zu erachten, wenig lecker Bißgen, ja kaum des Leibes Unterhalt vorfällt, also dass ich oft mit hungrigem Magen würde müßen schlafen gehen, wenn mich nicht meiner werthen Vormünder Gütigkeit durch Uebersendung eines kleinen Sackpfennigs unterhielte. Und weil dieser elende Zustand unsers Hauses meinen Herrn dahin gebracht, dass keine Magd, weil sie ihres Lohns nicht mächtig werden kan, mehr bey ihm dienen will, als fallen alle deren Verrichtungen, als Wassertragen, Holzhauen und dergleichen, auf mich, dahingegen das Contoir wegen Mangel von Geschäften acht Tage verschlossen bleibet«.[1]

Johann Philipp setzte seine Lehrzeit in Nürnberg fort und trat in die Hans Maul seel'sche Handlung ein In den Nürnberger Todtenbüchern findet sich der Eintrag:

»Der erbar und vornehm Johann Maul bey st. Lorentzen am vischbach[2] 9 decembris 1642. Dem eltesten sohn ist ein Curator, dem jüngsten aber zwei vormünder geordnet worden«.

Roth in seiner Geschichte des Nürnberger Handels[3] führt einen Hans Maul als »Genannten 1627« auf. Durch eine Verwandte des Hans Maul war die Handlung in die Hände der Familie Fürer von Haimendorff gekommen. Es war nämlich Anna Elisabetha geb. Schlusselfelderin von Kirchensittenbach[4] eine Enkelin eines gewissen Gabriel Maul, der auch Hans Maulens Grossvater gewesen sein dürfte. Diese erbte, wie Münch erzählt, nach Mauls Tod die Handlung, sie heirathete 1646 den Stadtrichter Johann Leonhard Fürer,[5] dessen erste Ehefrau vor zwei Jahren gestorben war und brachte diesen sonach an die Spitze des Geschäfts. (Seinen »Ober-Patron« nennt Münch den Stadtrichter.) »Complimentär« wurde damals der im Geschäft aufgewachsene Georg Schubbart; wohl derselbe, welcher von Roth als »Georg Schubarth Genannter 1654« aufgeführt wird.[6] Unter Complimentär versteht das heutige Handelsrecht den unbeschränkt persönlich haftenden Gesellschafter im Gegensatz zu dem nur kapitalistisch betheiligten Commanditisten; der ältere Begriff war

[1] Marperger, Handels-Correspondent I, 816 ff.

[2] Die heutige Karolinenstrasse — den im Gasthof zum Strauss absteigenden Fremden wohlbekannt.

[3] II, 74.

[4] Geb. 5. Juli 1626.

[5] Geb. 5 Sept. 1615

[6] II, 98.

ein bescheidenerer. »Complementarius«, heisst es in einer alten »Erklärung fremder Handelswörter«, »ist in solchen Handlungen, in welchen der Patron abgestorben (oder worzu grosse Herren, wie in Italien gebräuchlich, das Geld schiessen, und so unter andern Nahmen, damit es ihrer Würde und Ehre nicht nachtheilig sey, führen lassen) derjenige, welcher, so zu reden, das Factotum ist, und die ganze Handlung disponiret, wenn auch gleich ein Patron selbst sollte zugegen sein, welcher sich der Handlung nicht viel annimmt, sondern alles auf seinem Complementarium beruhen lässt.«[1] Noch einfacher heisst es anderwärts: »Complimentaris, der oberste Diener oder Buchhalter einer Handlung«.[2]

Anfang 1682 war Münch eingetreten und meinte »gar fest zu sitzen«: am 15 April starb indess der Patron und einige Wochen danach · Münch sagt ungenau 8 Tage — starb die Ehefrau.[3] So kam die Handlung auf deren leibliche Kinder, die Kinder aus zweiter Ehe des Herrn Fürer. Der Lehrling siedelte in das Haus des Complimentärs über — auf nicht gar lange Aus der Belagerung von Wien zurückkehrende Kämpfer schleppen im folgenden Jahre die »ungarische Krankheit« in das Haus und der Tod hält unter dessen Insassen eine reiche Ernte.

Die »ungarische Krankheit«, welche heute den allermeisten Medicinern nicht einmal dem Namen nach mehr bekannt ist, hat im 16. und 17. Jahrhundert eine bedeutende Rolle in Europa gespielt: selbst die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienene Zedler'sche Encyclopädie widmet ihr noch einen mehrere Foliospalten langen Artikel.[4] Unfrei nach Haeser:[5] die frühesten Nachrichten über ihr Erscheinen führen auf das Jahr 1542 zurück; die Krankheit verbreitete sich damals in dem Heere das unter dem Markgraf Joachim gegen die Türken zog. 1566 entstand sie in den Lagern bei Komorn und Raab; die fremden Truppen litten dabei am meisten, während die Ungarn wie die Türken fast ganz verschont geblieben sein sollen. Die entlassenen Soldaten verbreiteten alsdann die Keime der Krankheit über Deutschland, Böhmen, Burgund und Italien, ja bis nach England hin. Am meisten litt Wien, wo die öffentlichen Gebäude mit kranken Truppen erfüllt, die Strassen mit Leichen und

[1] Marperger, a. a. O. I, S. 85.

[2] »Kurze Bibliothec der Wissenschaften«, S. 154.

[3] Vgl. zu den Daten über die Familie Fürer u. s. w. die Biedermann'schen Tafeln 388, 389, 623[4] u. 185

[4] S. Hungarica febris.

[5] Lehrbuch der Geschichte der Medicin Bd. 3.

Sterbenden bedeckt waren. 1597 brach die ungarische Krankheit bei der Belagerung von Papa von Neuem aus, namentlich unter den Italienern. 1695 herrschte sie unter den Schweden im Stift Bremen. 1717 litt unter ihr das Heer Prinz Eugens und der Feldherr selbst wurde ergriffen. 1788 und 1789 soll sie im Feldzuge gegen die Türken über 30,000 Mann, meist Deutsche, dahingerafft haben. Die Zufälle der ungarischen Krankheit kommen nach den älteren Beschreibungen durchaus mit denen des entwickelten Petechialtyphus überein. »Ihre Uebereinstimmung mit den typhösen Lagerfiebern, welche bis auf die neueste Zeit jeden Kriegszug begleiten, ist unzweifelhaft. Nur darin vielleicht besteht ein Unterschied, dass die endemischen Malariafieber der Donauniederungen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung derartiger Seuchen ausüben«.[1]

Ob im Jahre 1683 die ungarische Krankheit in Nürnberg als Epidemie herrschte, oder ob nur einzelne eingeschleppte Fälle sich ereigneten, vermag ich nicht anzugeben. Die Festschrift »Nürnberg«, dargeboten den Mitgliedern und Theilnehmern der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte (Nürnberg 1892), thut der ungarischen Krankheit nur zu den Jahren 1572 bis 1632 Erwähnung.[2]

1684 tritt Münch in Cassel als »Diener« ein, er wäre sonach, wenn man annimmt, dass er nicht bereits in Frankfurt zu lernen angefangen, nicht länger als etwa 4 Jahre Lehrling gewesen, wenn ich nicht irre, relativ wenig, denn mir scheint, dass Verdingungen auf fünf, ja sieben Jahre nichts Seltenes gewesen sind. Es ist schade, dass Münch uns über Lehrcontract, Lehrgeld und Abschiedszeugniss nichts Näheres mitgetheilt hat. Ein solches Zeugniss sah — um die Lücke einigermassen zu ergänzen — ungefähr so aus:

»Ich Endsunterschriebener . . bekenne und bezeuge hiemit, dass Vorzeiger dieses Briefes N. N. bey mir nach Handelsgebrauch sieben Jahre lang für einen Krampfangen treulich und fleißig gedienet, sowol in der Fremde als zu Hause, aller Orten und Zeiten meinen Nutzen und Vortheil bestermassen gesucht und befördert, dahingegen allen Schaden seines äussersten Vermögens nach verhütet und abgewendet, meine Handlung und Handelsschriften und alles, so ihm anvertrauet worden, in geheim gehalten, ohne meinen Consens sich nicht von Haus begeben, den Gottesdienst fleißig besucht, züchtig, ehrbar und schamhaft in Worten und Geberden erzeiget und sich allerdings, wie es einem

[1] Haeser, a. a. O. III, 378.
[2] Frdl. Hinweis des Nürnb. Kreisarchivs

frommen, getreuen und fleissigen Lehrknaben anstehet und gebühret, verhalten, also dass ich und die Meinigen wie auch jedermänniglich mit ihm wohl zufrieden.«[1]

Die Türkennoth und ihre Folgen hatten die Lehrzeit Münchs gestört: dem heranwachsenden Commis bereiten während seiner Dienstjahre die Kämpfe des Reichs mit den Franzosen manches Ungemach. Münch hatte im Jahre 1687 in dem Kölnischen Hause David van den Enden seel. Anstellung gefunden, der damalige Chef der Firma dürfte wohl auch David van den Enden geheissen haben, wenigstens erscheint Jemand dieses Namens 1654 als protestantischer Taufzeuge in Mühlheim am Rhein, dann zwischen 1674 und 1680 mehrfach als ebensolcher in Köln.[2] Münch ist auf seinen Prinzipal als auf einen »Erzschabhals« (Geizhals), bei dem er hungert und schlechten Sold bekommt, übel zu reden, noch mehr verdriesst ihn aber der Sold, den er wider Verhoffen bezieht, als man ihn zwangsweise unter die Soldaten steckt und zum Fähndrich macht Dies muss wohl im Frühjahr 1689 gewesen sein.

Anlass der kriegerischen Begebenheiten in dortiger Gegend war die durch Frankreich versuchte gewaltsame Einsetzung des Cardinals Wilhelm von Fürstenberg zum Erzbischof von Köln[3] Am 3 Juni (n. St.) 1688 war Erzbischof Maximilian in seiner Residenz zu Bonn gestorben und das zu Köln versammelte Domkapitel hatte trotz der Einsprache der kaiserlichen Abgesandten den französisch gesinnten Fürstenberg, der im Januar schon zum Coadjutor gewählt worden war, mit 13 Stimmen zum Erzbischof postulirt· 9 Stimmen waren auf den bairischen Prinzen Joseph Clemens, 2 auf andere Candidaten gefallen[4] Sofort nach der Postulirung bezog Fürstenberg den kurfürstlichen Hof zu Bonn, vereidigte die Beamten und rüstete, um dem drohenden Widerstande des Reiches mit Gewalt zu begegnen Bonn, Rheinsberg, Kaiserswerth, Neuss wurden mit geworbenen Truppen besetzt, ein am 12. September 1688 erlassenes Edikt gab von dem Heranziehen

[1] Marperger, a a O.

[2] In dem ältesten Adressbuche von Köln aus dem Jahre 1797 kommt der Name nach gef Mittheilung des Kölner Stadtarchivs nicht mehr vor

[3] Vgl Theatrum Europaeum vol XIII und Ennen. Frankreich und der Niederrhein, Bd. I.

[4] Die Wahl war hiernach eigentlich ohne entscheidendes Resultat geblieben »Fürstenberg, dem wegen Ermangelung des Wahlbefähigungsbreve ein kanonisches Hinderniss im Wege stand und der als im Besitze eines mit Kurköln inkompatibeln Benefiziums des Bisthums Strassburg nur postulirt werden konnte, hatte nicht die erforderlichen zwei Drittel der Stimmen und Joseph Clemens nicht die zur Gültigkeit seiner Wahl nöthige einfache Majorität.« (Ennen, a. a.O. I, 492.)

französischer Truppen unter Marquis Boufflers Kenntniss; sie seien nur gekommen, um das Land laut der mit dem verstorbenen Kurfürsten geschlossenen Allianz in seinen Schutz zu nehmen. Zu den Gegnern Fürstenbergs gesellte sich der Pabst. Er liess durch seine Congregation die Wahl des bairischen Prinzen für rechtskräftig erklären. Am 9. Oktober 1688 langte das päbstliche Breve in Köln an, die Majorität des Kapitels fügte sich dem Spruche und Fürstenberg wurde aufgefordert im Verlauf einer Stunde Bonn zu verlassen. Ohne Erfolg: Fürstenberg schaffte vielmehr alle in Bonn gewesenen deutschen Soldaten ab und nahm französische Besatzung ein. Zahlreiche Kämpfe fanden in der Folge statt zwischen den Franzosen einerseits und den alliirten Truppen andrerseits, auf der deutschen Seite kämpften u. A. kaiserliche, hannoverische, holländische, namentlich aber brandenburgische Truppen zuletzt unter der Führung des Kurfürsten Friedrich III. selbst. Am 12. April 1689 entwich Fürstenberg nach Metz, die Franzosen als Hüter von Bonn zurücklassend; wie es heisst, waren dieser geglückten Flucht bereits mehrere durch die Franzosen vereitelte Versuche vorangegangen.

Die Haltung des kölnischen Magistrats war Anfangs eine unentschiedene gewesen. Noch am 2. Juli 1688 hatte sich derselbe unter dem Einfluss des Bürgermeisters Rodenkirchen gegen die Einnahme von Kreistruppen erklärt, am 6. September 1688 kam jedoch in Folge der Bemühungen des Grafen Kaunitz ein Beschluss zu Stande, dem zu Folge 2600 Mann brandenburgischer und neuburgischer Kreistruppen aufgenommen werden sollten; späterhin erbat sich die Stadt zu ihrer Sicherheit vom Direktor des westphälischen Kreises noch 2000 Mann und legte dem kaiserlichen Gesandten, General Beck, der in Köln als Stadtkommandant auftrat, das Versprechen ab, bei Kaiser und Reich auszuharren.[1] Wenn Münch erzählt, dass er mit dem Beginn der Belagerung Bonns den Dienst quittirte, und »als ein Freyherr« lebte, so muss dies spätestens im Juli 1689 gewesen sein, denn am 18./28. Juli wurde die Stadt bereits einem heftigen Bombardement ausgesetzt. Am 2./12. Oktober wurde sie dem Kurfürsten von Brandenburg und den Alliirten auf Accord übergeben.

Von Köln aus macht der junge Münch einen Abstecher nach Amsterdam, um die »notablen« Dinge daselbst kennen zu lernen, und bald danach 1690 einen zweiten mit einer ganzen »Compagnie« von Frankfurtern. Der Compagnie war es um Vergnügen und Belehrung, dem Commis um eine neue Condition zu thun. Nach acht Tagen

[1] Ennen, a. a. O., S. 501 f.

des Suchens überdrüssig, beschloss Münch vom Abgang einer Kauffartheyflotte zu profitiren und den Seeweg nach Hamburg zu nehmen.

Nicht ohne grosse Fährlichkeiten kam man an das Ziel der Reise, nachdem man vom 17. August bis 15. September 1690 unterwegs gewesen.

Waren doch seit der Seeschlacht von Beachy Head, in welcher die Franzosen einen bedeutenden Sieg gegen die verbündeten Holländer und Engländer errungen hatten, kaum zwei Monate vergangen. Hamburg selbst hatte sich, so ungern es sich auch seines Handels halber dazu verstanden, endlich doch offen auf die Seite der Alliirten stellen müssen. Bis vor Kurzem hatte die Stadt noch ungehindert mit Frankreich in Handelsverkehr gestanden, weil sie es unterlassen, die kaiserlichen mandata avocatoria von Ende 1688 zu publiciren. Am 10./20. April war indess von der englischen Regierung ein Beschluss gefasst worden, welcher den hamburgischen Schiffsverkehr mit den härtesten Massnahmen bedrohte, wenn nicht sofort Hamburg die Avocatorien verkündigen und dem französischen Gesandten seine Pässe zustellen würde. Hamburg hatte zwar noch durch einen nach dem Haag entsandten Syndikus weitere Nachsicht zu erlangen versucht, sich jedoch endlich dem Verlangen der Alliirten — 17. Mai — fügen müssen.[1]

Die Kauffartheyflotte war offenbar von vornherein auf Gefahren vorbereitet, denn sie liess sich, wie Münch erzählt, von Convoyern, also von Kriegsschiffen, zur Bedeckung geleiten Folgendes war der übliche Weg: Wollten sich Kauffartheyschiffe zu unsicheren Zeiten von Convoyern beschützen lassen, so begaben sie sich an einen bestimmten Sammelplatz, Schiffe z. B. die von der Ostsee nach der Westsee gingen, in den Sund zwischen Helsingborg und Helsingör. Für den Convoy wurde der Admiralität ein bestimmtes Geld erlegt; jedes Schiff, das unter Convoy segelte, erhielt einen sog. Admiralitätsbrief, nach dem es sich zu richten hatte Der Admiral des Convoy wurde Befehlshaber der ganzen Flotte. Nach einer Ordnung der General-Staaten von 1677 gab der Admiral das Zeichen zum Aufbruch durch einen Schuss und liess eine gewisse Fahne wehen oder des Nachts zwei Laternen am Hintertheil aufstecken, worauf alle Schiffe mit den gleichen Signalen zu antworten hatten Bemerkte während der Fahrt ein Schiff den Feind, so hatte es eine rothe Flagge aufzustecken, einen Schuss zu lösen und auf den Feind loszugehen,falls es sich aber zu schwach fand, den Admiral zu Hülfe zu rufen Auf

[1] Theatrum Europaeum XIII, 1088, 1231 ff.

Befehl des Admirals waren die bestbesegelten der Schiffe sämmtlich verbunden sich an einer Aktion zu betheiligen. Die Fahrtschnelligkeit richtete sich nach dem wenigst besegelten Schiffe, dem Admiralitätsschiffe durfte unter gewöhnlichen Umständen keines vorbeisegeln. Wir lesen, dass die Flotte, mit welcher Münch fährt, diese Regeln nicht beobachten konnte und durch Sturm zertrennt wird; Münchs eigenes Schiff entgeht den Nachstellungen der französischen Kaper; nicht so glücklich sind einige Wallfischfänger (Grönlandsfahrer), die gleichzeitig in die Elbe einlaufen wollten. Solche Grönlandsfahrer wurden von holländischen, dänischen, hamburgischen, bremischen, später auch englischen Compagnien ausgerüstet, sie begaben sich zur Sommerzeit nicht nur nach Grönland, sondern auch nach Nowaja Semlia und Spitzbergen. Wo die schöne, von den Franzosen erwischte Waare wohl unter den Hammer gekommen sein mag? Furcht vor feindlichen Kapern, »die fast stündlich dem sorgfältigen Kaufmann Netze stellen«, quälte ehedem den Grosskaufmann manche schlaflose Nacht hindurch, Hoffnung billige gekaperte Waare zu ersteigern, bereitete ihm manche frohe Stunde.

»Entwichenen Donnerstage seynd fünff Schiffe von Venedig in Salvo hier arriviret, bringen Zeitung, dass die spanischen Galleen etliche Tur'ckisch Galliatzen unter Cypern angetroffen, dieselben mit grosser Furie angegriffen, etliche hart beschädigt, drey in Grund geschossen und vier erobert mit köstlichen Levantischen Wahren seynd in Genua angebracht. Hiermit nebenst freundlichen Gruß der getreuen Obacht des Herrn empfohlen«[1]

Warum sollte man früher die Völker weniger als heute gelehrt haben, zum heiligen Florian zu beten?

Von Bremen legt Johann Philipp Münch eine recht abenteuerliche Reise nach der hannöverischen Stadt Münden bei Cassel zurück. Der gemachte Weg ist der bei Zeiller[2] beschriebene über Bassum, Minden, Rintelen, Hameln, Bovenden, Kloster Corvey. Münchs Prinzipal hiess Huppeden oder Hüppeden, Nachkommen dieses Kaufmanns haben mindestens seit Anfang unseres Jahrhunderts in dem Städtchen nicht mehr gewohnt und der Name kommt daselbst nicht mehr vor. Welchen Handel gedachter Herr betrieb verräth uns sein Commis nicht. Die wesentlichsten Erwerbszweige in Münden bildeten vormals der Breyhan (Weissbier) und der Mühlstein-Handel

[1] Der Teutsche Secretarius, S. 448.
[2] Itinerarium Germaniae.

und es fanden daselbst jährlich drei Märkte statt.[1] Münch ordnet die in Verwirrung gerathenen Geschäftsbücher des Herrn. Die Kunst richtiger Buchführung war damals jedenfalls weniger verbreitet als jetzt, und mehr noch als heute dürften sich kleinere Geschäfte damit geholfen haben, dass sie einen gelernten Buchhalter lediglich auf einige Tage in der Woche, nicht zu ständiger Arbeit engagirten.

Vetter Berlin aus Nürnberg hatte Münch brieflich schon früher eine »gar gute Condition in Regenspurg bey Herrn Hanß Christoph Dallnsteiner« offerirt, zu diesem begab sich Münch, als er mit seiner Arbeit in dem ruhigen Münden zu Ende war. Münchs Chef, ein sehr potenter Handelsherr, desswegen auch »fourieuser Herrn Kopff« ist offenbar derselbe Johann Christoph Dallensteiner, der am 20. Februar 1722 dem Alumneum zu Regensburg 1200 Gulden vermachte; die Zinsen dieses Legats wurden zum ersten Male 1723 vertheilt und noch 1810 fand die Vertheilung in der herkömmlichen Weise statt.[2] In Dallensteiners Dienst machte Münch häufige Reisen, besonders nach Linz, wo jährlich zwei Märkte, einer von 14 Tagen, auf Quasimodogeniti und einer von drei Wochen um Bartholomaei stattfanden.

Von Regensburg nach Linz fahren die Reisenden moderner Handlungshäuser heute 5¼ und, wenn es hoch kommt, 8½ Stunden: der Sohn des Rathsherrn gerieth auf dieser Tour dreimal in Lebensgefahr. Einmal auf der Donau bei Straubing, ein andersmal stromabwärts hinter Passau, endlich hätte er gar fast nächtlicherweile im Gebirge seinen Tod gefunden. Die hier eingehaltene Route ist offenbar die von Zeiller also beschriebene: »Von hier« — nämlich von Aschach — »vber das Gebürg, die Schlegelleuten genant, da im nächsten Aufstand die Bauren vbel hauss gehalten bis nach Dorf Schlegel, so an der Thonau gelegen, 3 Meilen«.

In Regensburg bezog Münch einen Gehalt von 150 Reichsthalern, den er ungewöhnlich hoch zu finden scheint

Bei dieser Gelegenheit einige thunlichst kurze Andeutungen über die in dem Memorial vorkommenden Geldausdrucke. Wir sagen

[1] Vgl. Hübner, Natur-, Kunst- etc. Lexicon u. Marperger, Messen 3 Cap. S. 28.

[2] S. 36. Bd. der Verhandlungen des h. Vereins v. Oberpfalz und Regensburg. — Nach einem Urkundenregest im 26. Bande der gleichen Zeitschrift (S. 330 f.) erwarb der Bürger und Handelsmann Johann Christoph Dallensteiner 1678 eine Eckbehausung nebst Garten und Hofstatt am Sterzenbach um 500 Gulden rh., die, wie es scheint, gleiche Behausung ging 1722 nach dem Tode Dallensteiners an den Kauf- und Handelsmann Hieronymus Loschenkohl über um die gleiche Summe. — (Gef. Hinweise des k. Kreisarchivs Amberg.)

»thunlichst« kurze Denn um ganz knapp und bestimmt antworten zu können, ist nöthig, dass man über zwei Dinge verfüge: über eine ausreichende Unbekanntschaft mit der deutschen Geldgeschichte, insbesondere den Eigenthümlichkeiten des Geldverkehrs, und über eine wohlthätige Unklarheit über die Begriffe, welche in Frage kommen.

Die Periode aus der die Aufzeichnungen Münchs stammen gehört theilweise zu den übelsten der deutschen Geldgeschichte, was schon einiges heissen will. Die Zeitgenossen sprechen oft von ihr als einer zweiten »Kipper- und Wipperzeit«. Dies Wort erweckt den Glauben, als ob die Geldverschlechterung in erster Linie das Werk von Privaten gewesen, während sie selbstverständlich in der Hauptsache das Werk der herrschenden Faktoren und die »Kipperei und Wipperei« nur eine meist ganz unausweichliche Folgeerscheinung der Sünden offizieller Stellen war Gekippt und gewippt wurde in allen Ländern, in denen das Münzwesen im Argen lag, in keiner andern Litteratur ist jedoch meines Wissens das Accidenz so sehr betont worden, als es in den deutschen Schriften des 17 Jahrhunderts, nicht zum wenigsten aus Aengstlichkeit, geschehen ist. Das Wort also war und ist ein irreführendes; in der Sache aber hatte man Recht. Von 1566 bis zum Schluss der ersten sog. Kipper- und Wipperzeit, einschliesslich der folgenden Reform von 1623, war man von einem 10⅛ Gulden-Fuss (10⅛ Gulden aus der köln. Mark) auf einen 13½ Gulden-Fuss gefallen, von 1658 ungefähr bis 1690 fiel man von dem 13½ Gulden-Fuss auf einen 18 Gulden-Fuss. Für die Epoche 1680—1690 genau zu entscheiden, in welchem Fusse eine Zahlung erfolgt ist, erfordert eine ausserordentlich ins Detail gehende, zuweilen überhaupt nicht zu erlangende Kenntniss der lokalen Handelsgebräuche. Man kann indess, ohne grossen Fehler zu riskiren, annehmen, dass in den letzten Jahren des Jahrzehnts die Zahlungen des gemeinen Verkehrs oft annähernd im 18 Gl.-Fuss — auch ehe er noch offiziell galt — geschehen. Es stellt sich der Gulden in Sorten dieses Fusses, bezw. in Sorten, die sich in ihrem Kurswerth nach ihm regulirten, auf 12,99 Gramm geprägten feinen Silbers und, mit Rücksicht auf die geltende Proportion, auf 0,86 Gramm geprägten feinen Goldes Die von Münch häufig erwähnten Reichsthaler sind fast überall Rechnungsthaler, d. i. 1⅔ Gulden Current, d. i. also 19,485 Gramm Silber oder 1,29 Gramm Gold Eine in Rechnungsthalern ausgedrückte Zahlung kann natürlich auch in effektiven Thalern geleistet worden sein, dann aber wurde der gezahlte Thaler nicht für 1⅔ Gulden, sondern mit einem Agio berechnet, das bei reichsgesetzlichen Thalern, wenn entsprechend vergütet, 33⅓% hätte betragen

müssen. Nur einmal erwähnt Münch eine Zahlung in Speciesthalern Der reichsgesetzliche harte Thaler hatte 25,98 Gramm fein Silber: es werden jedoch überaus häufig, gerade um jene Zeit, unter Thalern in specie ausländische Thaler verschiedener Gattungen von etwas geringerem Gehalt verstanden. Die »Rössles-Gulden«, welche Münch von Herrn Hüppeden geschenkt wurden, sind nach dem 18 Gulden-Fuss geprägte, mit dem springenden Pferd versehene, sog. $^{2}/_{3}$ Stücke, d. h. $^{2}/_{3}$ eines Rechnungsthalers, also einen Gulden geltend. Dem Gulden holländisch kann ein Gehalt von 9,59 Gramm beigelegt werden.

Nach alledem bezog also Münch (1691 ff) in Regensburg 2922,75 Gramm geprägten f. Silbers oder 193,545 Gramm geprägten Goldes, er sollte in Münden haben 1558,80 Gramm geprägten Silbers oder 103,224 Gramm geprägten f. Golds; er spricht von schlechten Buchhaltern, die um 389,7 Gramm Silber oder 25,806 Gramm Gold dienen, und die Gratifikation, die er in Münden erhielt, betrug ebensoviel. Er hatte in Bremen Kost und Logis — aber »blutschlecht« — um 29,227 Gramm Silber die Woche oder um 1,935 Gramm Gold und in Amsterdam, gleichfalls wöchentlich, um 67,13 Gramm Silber oder ca. 4,45 Gramm Gold.

Solche Grammangaben sind logisch und in manchen wissenschaftlichen Werken sehr bevorzugt. Immerhin kann sich bei ihnen eigentlich nur der Postschalter-Beamte, der sein Grammgefühl besonders fein ausgebildet hat, so recht behaglich fühlen Man wird wohl deutlicher, wenn man wenigstens zusatzweise sagt, dass in dem in Silber entrichteten Gulden so viel fein Silber enthalten war, als in 0,7794 preussischen Thalern und dass in den entsprechend cursirenden Goldmünzen der Gulden so viel Gold enthielt als in 2,40 Goldreichsmark enthalten sind. Der in Gold ausgezahlte oder in Gold umgewechselte Gehalt von 150 Reichsthalern würde also so viel Gold enthalten haben als 540 Goldreichsmark, der erwähnte Gehalt von 20 Thalern so viel als 72 Goldreichsmark, der Pensionspreis in Bremen soviel als 5,40 Mark.

Kann man danach kurz sagen, dass der »Gulden« von damals »in unserm Gelde« 2,40 Mark, der Rechnungsthlr. 3,60 Mark »werth« war? Gewiss nicht. Man kann nur den Gehalt alter Münzen mit dem Gehalt neuer Münzen gleichen Metalls vergleichen, nicht für den s. Z. in Gold oder auch in Silber sich verkörperlichenden abstracten Gulden eine ihm an »Werth« gleichkommende Metallmenge angeben. Es geht dies nicht, schon wegen der veränderten Proportion. Der in Silber erlegte Gulden wäre heute nicht 2,40 Mark, sondern erheblich weniger »werth«.

Indess, man denkt, wenn man nach dem »heutigen Werthe« alten Geldes fragt, gewöhnlich an ein Anderes: an dessen »Kaufkraft« Dann kann gesagt werden, dass in den Jahren 1689, 1690, 1691 (ziemlich theuere Zeiten, die folgenden Jahre jedoch geradezu Nothjahre) der Rechnungsthaler, Roggenmehl gegenüber, ohngefähr die Kaufkraft von 5,77 Mark in den Jahren 1884—1893 hatte; ein Gehalt von 150 Thalern also die Kaufkraft von 865½ Mark. Gegenüber Schweinefleisch in den gleichen Jahren die Kaufkraft von 10,72 Mark, also der bewusste Gehalt diejenige von 1608 Mark. Die Bemessung der »Kaufkraft« an einzelnen Waaren giebt unvollständige Vorstellungen, wie man sieht. Man kommt dahin, sie an einem geeignet componirten Inbegriff von Dingen messen zu wollen, etwa an einem »Budget«. Aber welchen Inbegriff von Bedürfnissen sollte man bilden können, den es vernünftig wäre zugleich bei einem Commis des 17. wie bei einem solchen des 19. Jahrhunderts vorauszusetzen? Die Aufgabe aller einschlägigen Untersuchungen bleibt es, in beharrlicher Detailarbeit zu ergründen und schildernd darzulegen, über welche Gütermassen in alter Zeit eine Geldsumme verfügte und mit welchen Opfern letztere erworben wurde; mit diesem Verhältniss ist dann freilich zu vergleichen das entsprechende Verhältniss in neuer Zeit, ein Vergleich, der aber nur in ganz einzelnen Partheen einen zahlenmässigen Ausdruck finden kann.[1] Die Suche nach der exakten »Kaufkraft«-Bemessung gehört zu jenen unglückseligen »Steinen der Weisen«, von denen einmal G. F. Knapp bei einer andern Gelegenheit gesprochen und von welchen jede Wissenschaft sich zu befreien hat.

Hier einige wenige Löhne aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zur Gegenüberstellung. Der Lohn einer Köchin betrug — wenn es hoch kam — in Frankfurt 14 bis 15 Gulden jährlich, eine Waschfrau bekam 16 kr., also 0,266 Gulden täglich. Ein häufig vorkommender Lohn von Tagelöhnern ist ⅛ Gulden (ein »Kopfstück«) nebst Kost per Tag.

Zur Beurtheilung der Frage, wie weit ein lediger Commis mit seinem Gehalte reichte, ist eigentlich die Kenntniss des Kleidungs-

---

[1] Der Autor dieser Zeilen hat sich über die obigen einschlägigen Fragen mehrfach in Vorträgen im Freien Deutschen Hochstift, dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde und der Société d'Economie sociale (s. u. A. Korr.-Blatt der Westd. Ztsch. f. G. 1890, 28 ff., Reforme sociale, Paris, février 1890) ausgesprochen. Hoffentlich wird es ihm vergönnt sein, die mühevollen Untersuchungen über Geldverkehr und Lebenshaltung, mit welchen er nun schon seit Jahren beschäftigt und die ihn auch auf den »Münch« geführt, in nicht zu langer Zeit wenigstens theilweise veröffentlichen zu können.

bedarfs weitaus das Wesentliche: Nahrung und Wohnung wurden vom Prinzipal geliefert und die neben der Kleidung zu bestreitenden Ausgaben nahmen einen sehr geringen Theil des Budgets in Anspruch. Ich habe Grund zur Annahme, dass ein jüngerer Mann aus sehr wohlhabendem Hause um die Wende des 17. Jahrhunderts etwa 50 Gulden jährlich für Kleidung ohne Schuhwerk brauchte, für Schuhwerk etwa 10 Gulden.

Ergötzlich ist Münchs Erzählung von der complottirten Reise nach Westindien und von deren Scheitern. Die Verschworenen fallen von einander ab und wenden sich anderen »westindischen Reisegefährtinnen« zu. Unserem Münch wird durch die Vermittlung des Stadtschreibers Itter dessen Schwägerin Anna Margaretha geborene Hermsdorff, Wittwe und Mutter dreier Söhne, als Gattin zugeführt. Sie war die Tochter des Buchhändlers Christian Hermsdorff von Rochlitz in Meissen, der sich in Frankfurt niedergelassen und 1653 daselbst Bürger geworden war. Sie heirathete 1687 den Bürger und Handelsmann Andreas Mühl, den Sohn des Gold- und Silberschmieds Mühl in Nürnberg und Schwager des auch ausserhalb seines Geburtsorts bekannt gewordenen Kaufmanns, Dichters und Schriftstellers Andreas Ingolstätter. Bei diesem brachte Münch die drei Stiefsöhne Mühl zuerst unter; nachmals dürften sich dieselben wohl alle in Frankfurt als Handelsleute niedergelassen haben; wenigstens ist dies von dem jüngsten bezeugt. Von Ingolstätter heisst es, dass er in bürgerlichen und Privatstreitigkeiten das Orakel seiner Zeit gewesen sei. Er war Mitglied der Blumengesellschaft unter dem Namen Poliander, Verfasser von Kirchenliedern, theoretischer und praktischer Socialpolitiker.[1] Auch mit dem Arzte Peter Theodor le Cerf aus Caen, der damals noch in Darmstadt wohnte, wurde Münch durch die Heirath verschwägert.

Gelegentlich der Erwähnung seiner Hochzeit gibt uns Johann Philipp von dem Wohnhaus seiner Eltern Kenntniss: es war ein Haus neben dem »gulden Ring« auf dem Rossmarkt. Der Nothhelfer Battonn belehrt uns, dass die beiden Häuser Lit. F. No. 106 und 107 den goldenen Ring bildeten und aus Krug folgt, dass Lit. F. No. 108, also das nebenanstehende Haus, mit Am Salzhaus No 5 nach der neuen Nummerirung identisch war. Die Häuser am Salzhaus werden überhaupt in älteren Kaufbriefen »nicht anders als am Rossmarkt beschrieben«.

[1] Vergl. Roth II, 62, Wills Gelehrtenlexikon, auch die Deutsche Biographie.

Wenn Johann Philipp sein Tagebuch in höherem Alter wieder einmal vorgenommen hätte, so würde er gar viel haben berichten müssen ... wenig wahrscheinlich von glücklichen und unglücklichen Fahrten in fremden Landen, aber um so mehr von Freude und Trauer im engen Kreis, von getäuschter Hoffnung gegen das Lebensende hin.

Ohngefähr drei Jahre nach dem Tode seiner Anna Margaretha am 20. Juli 1699 heirathete der 36jährige Münch zum zweiten Male. Seine Frau ist Maria Salome, Tochter des Handelsmanns Ludwig Lang, der früher in Strassburg gelebt und sich nun in Frankfurt als Beisasse niedergelassen hatte. Genau so lang währt dieser Ehebund wie der des Vaters Johann Matthäus, nämlich vierzig Jahre, einen »sonderbar erfreulichen und seeligen« hat ihn Münch genannt in der einzigen, frühen Aufzeichnung, die sich auf ihn zu beziehen scheint.[1] Auch kaum weniger reich ist der Kindersegen, so reich, dass bei Anmeldung des letzten Kindes der Vater selber irre geworden. »Johann Christian als der Mutter 14tes Kind erster Ehe, des in der andern Ehe lebenden Vaters aber 16tes« heisst es im Kirchenbuch; es war aber Johann Christian der Mutter fünfzehntes Kind Maria Salome beschenkte den Gemahl mit acht lebend geborenen Knäblein und ebensoviel Mägdelein, rüstigen Sprösslingen obendrein, denn nicht gar viele scheinen im eigentlichen Kindesalter dahingerafft worden zu sein, sogar die Zwillingsmädchen Susanne und Kunigunde erreichen fast das 30. Jahr.

Lange Jahre hindurch muss Johann Philipp der Kaufmannschaft obgelegen haben, auch die Söhne, soweit sich mir das ergab, hat er dem Handelstande bestimmt. Der älteste, Johann Matthäus, trat bei dem Stiefbruder Joh. Christ. Mühl in Frankfurt als Lehrling ein.

1721 wird Johann Philipp genannt »Bürger und Handelsmann in dem Hochadel. Gan-Erbhaus zum Bornfleck«. Geschäft und wohl auch Wohnung befanden sich also in dem bekannten »Steinernen Hause« auf dem Markt. Aber Münch starb nicht als Handelsmann: das Glück scheint ihm nicht gelächelt zu haben und er ist trotz seiner emsig gesammelten Kenntnisse in seinen materiellen Verhältnissen immer mehr zurückgegangen. Im Schatzungsregister 1701/2 auf fl. 5200 veranlagt, erscheint er 1724/27 auf fl. 1000 und nachmals noch weiter herabgemindert. Der Nachkömmling zweier Rathsherren starb, über 80 Jahre alt, als kleiner städtischer Beamter am 5. September 1743, »Bürger und Handelsmann, seithero aber in hiesiger Stadtwag gewesener bürgerlicher Gegenschreiber« meldet das Todtenbuch.

[1] S. unten.

Hoffentlich hat den Greis in seiner bescheidenen Stellung jene gute Laune nicht so ganz verlassen, mit der uns nun der Mann von den 14 Wanderjahren seiner Jünglingszeit berichten wird.

1.

Anno 1663[a] den 31. May alß Sontag Abends zwischen fünff und sechs Uhr bin ich Johann Philipps Münch von vorstehenten meinen lieben Eltern auf dieße vergängliche Welt erzeugt und gebohren worden, welche mich auch in damahliger gewöhnlichen Zeit meinem Herrn Jesu Christo vortragen und durch Empfahung der heyligen Tauff der christlichen Kirche und Gemeinte einverleiben laßen. Wobey vor mich das Wort gethan und vor mich geredt[b] und geantwort Herr Johann Philip Walter alß meiner lieben Mutter — — — —[c] Bruder.[1] Gott seye ewig Lob und Danckh gesagt, dass er mich durch dieß heylige Badt[d] zu seinem Kindt auf- und angenomen und die ewige Seeligkeit durch Christum versprochen hat Dan Alle die getaufft sind, haben Jesum Christum angezogen. Ich bin getaufft, das ist mein höchster Trost zu aller Zeit in allem Kreutz und Traurigkeit. Habe alßo meines Herrn Petters Nahmen zum Zeugnus meiner heyligen Tauff bekommen.

---

a Blatt 12 des Ms. Vorher Titel (Blatt 1) und ein unausgefülltes Schema zu genealogischen Notizen (siehe Einleitung.) — Weitere genealogische Notizen Bl. 30—31 (s. unten).

b Ms. gered.

c Die Gedankenstriche bedeuten Lücken im Ms.

d Das Ms. wiederholt hier das Wort »miche«.

[1] Ein Johann Philips Walter, J. U. L., Bürgersohn, wurde 1. Nov 1703 Bürger: von einem Johann Philipp Walter, welcher der Zeit nach unseres Münch Pathe sein könnte, habe ich in den amtlichen Büchern nichts gefunden. Die Verwandtschaft ist vielleicht die folgende Die Mutter der Anna Margaretha Münch geb. Ulmer (Stammtafel I, 2) mit Vornamen Elisabeth war dreimal verheirathet, das dritte Mal mit Ulmer, das zweite Mal aber mit Martin Walter, Bierbrauer aus Thüringen. Martin Walter war also einer der beiden Stiefväter von Joh. Philipp Münchs Mutter und Münch hätte die obige Stelle vielleicht ausschreiben müssen »meiner lieben Mutter Stiefvaters Bruder«. Doch könnte die Sache auch noch verwickelter oder ganz anders liegen. zweifelnde Genealogen laden wir zu weiteren Nachforschungen freundlichst ein.

2.

Anno 1680 die Herbst-Meß bin ich auf Gutfinden meiner lieben Eltern in meine erste jungen Jahren bey Herrn Frantz Breßler nach Straßburg verobligirt worden, welcher mich dan auch selbst in selbiger Meß auf seiner Heimreiß zu Pferdt mit sich genomen hat. Weilen er mich nun alzu streng hielte, auch bei ihm wenig mehr zu sehn war, weilen schiene seine Handlung den Krebsgang ginge, alß haben mich meine liebe Eltern auf Gutfinden Herrn Johannes München,[1] welcher dazumahl alß Buchhalter bey Frau Kniebßin Wittib in Diensten stunde, wiederumb nacher Hauß beruffen. Habe alßo meine Rückhreiß nach dem Neuen Jahr Anno 1681 15 Mertz wieder angetretten, alßo bey meine erste Handlungs-Dienste — Gott erbarm es! — schlechtes Glückh verspührt. Doch schiene es, alß ob[a] Gottes Wille mich so geführt hat, wie dan einhalb Jahr nach meiner Abreiß mein liederlicher Patron ein bößliches Falliment begangen, so ihme doch nicht glückhen wollen, wie er sich vielleicht eingebildet hat. Dan er wurde gleich darauf in Thurm gelegt und alßo schimpflich mit ihme verfahren worden. Ueber welcher Melancolie er entlich seinen Geist aufgeben. Gott wolle seiner Seelen gnädig sein und an jenem Tag unter die Zahl der Außerwehlten komen laßen. Amen.

3.

Von selbiger Zeit bin hernach nach Nürnberg in meine Lehrjahr getretten und Anno 1682 pr[o] Januarii mich in die Hanß Maulische Seel. Handlung vor einen Jungen verobligirt, in welcher mir das Glückh auch nicht favorisiren wollen. Dan alß ich meinte, ich stunde nun gar fest, starbe mir mein Ober-Patron, der wohledelgebohrene und gestrenge Herr Leonhard Führer, damahliger Stattrichter, deme auch seine Liebste acht Tage hernach auch seelig, zwar alle Beide in hohem Alter, gefolget ist. Weilen nun gemelte Frau Führerin seelig dieße Handlung von ihrem Vetter Herrn Hanß Maul seelig völlig geerbet hatte, alßo fiele[b] sie auch wiederumb auf ihre Herrn Söhne und Tochter nahmens Junckher Moritz[2] alß Rats-Ver-

a Ms.: also statt alß ob.
b Ms.: viele.

[1] Ein Johannes Münch, Bürgersohn, Würzkrämer, wurde 18. Sept 1683 Bürger.
[2] Johann Moritz, geb. 1651.

wandter und Junckher Hanß Leonhard,[1] dann Frau Holtzschuerin,[2] welcher Junckher damahls Pfleger im Pfandt-Hauß war. Weilen nun Herr Georg Schubbart in dießer grosen Handlung seine Lehrjahr erstanden, auch darin einige Jahr Diener gewesen, alß haben ihme gemelte Herrn Erben nach Absterbung Herrn Hanß Maul seelig vor ihren Complimentär angenomen und jährlich ein Salarium von 1000 Reichsthaler zugelegt mit Bewilligung sein aigen negotium dabey zu führen. Welcher Herr Schubbart dan auch seine Stelle biß bey Absterbung gedachten Tit.[a] Herrn Führern glückhlich geführet, deßwegen ihme dann auch die gestrengen Herrn Söhne dieße Handlung de novo anvertrauet, mit den Conditionen, wie er es bey seinem vorigen Patron auch genoßen.

Weilen ich nun bey Absterbung meines alten Patrons eine neue Logirung benöthiget[b] ware, alß stelten mir es die Herrn Erben frey, ob ich bey ihrer Einen, oder zu Herrn Schubbart ins Hauß wolte. Habe ich Herrn Schubbarts Logiment erkießet, da ich dan auch nach allem Contentement bin logirt und mit Speis Notturfft gantz genüglich gehalten worden. Allein solches dauerte auch nicht lange. Dan mein Herr Schubbart hatte einen Sohn, nahmens Johann Gabriel, der war unter dem Nürnberger Statt-Kürassier[c] Regiment unter Compagnie von Junckher Greff[3] Cornet, unter welcher Stelle er auch das Glückh gehabt Anno 1683[d] die Statt Wien zu entsetzen. In welcher Campagne die meiste Manschafft im Felt kranckh worden; er aber ist allezeit frisch blieben. Alß er aber nach Hauß kam, legte sich acht Tag hernach sein Knecht und Pferdts-Jung an der ungarischen Kranckheit zu Bett,[e] nach ihnen folgte ihr Herr, der Cornet, seine Jungfer Schwester Anna Magdalena, welche Jungfer Hochzeiterin mit

a Nicht ganz deutlich im Ms.

b Ms. benödiget.

c Ms.. Courassier.

d Ursprünglich Lücke; später von Münchs Hand irrthümlich eingetragen 1682.

e Ms.: Beth.

[1] Soll wohl Christoph Leonhard heissen, Christoph nicht Hans Fürer hiess in der That der damalige »Oberpfleger des Leyhauses«.

[2] Helena Elisabeth, verheirathet seit 1674 mit Sigmund Elias Holzschuher. — Vgl. Biedermann a. a. O.

[3] Undeutlich im Ms.

Herr Matth[1] ware: dieſer legte sich auch selbiges Tags in seinem Hauß bey Viatiß.[2] Nach denen legte sich mein Herr Schubbart, ich, seine Haußfrau und unser Magt, so daß nun von Zeit acht Tag unser gantzes Hauß an der ungarischen Kranckheit lag und Eins mehr dan das Andere fabulirte.[a] Solches aber werete nicht lang. Dan Gott machte Enderung. Dan in Zeit von 14 Tag, starb Herr Matth, seine Liebste — Jungfer Schubbartin — der Cornet Schubbart und entlich mein lieber Herr Schubbart selbst, welches in Wahrheit ein großer Fall war, indeme in Zeit von 14 Tage unser halb Hauß außgestorben. Weilen nun mit Verliehrung unsers Complimentärs die Handlung nicht wohl mehr an Andere zu überlaßen ware, alß resolvirten die Herren Erben zum Verkauff der Handlung, welche dan unter die Reformirte komen und hats entlich Einer nahmens Hartisan[3] bekomen. Wie es nachgehents damit gangen, ist mir unbewust.

4.

Anno 84 30. August reißete ich in Gottes Nahmen wiederumb nacher Hauß, und alß ich alhier glückhlich arrivirte, ersuchet mich Herr Jacob Herff[4] nunmehr seelig, ob ich nicht zu Cassel bey Herrn Johann Balthasar Eberharts seel. Wittib Galanterie-Waaren Händlern Condition alß Diener nehmen wolte. Weil es nun meine liebe Eltern zufrieden, alß accepturte solche Condition, so ich auch zwey Jahr laut mein Abschiedt ehrlich servirt. Reißete alßo Anno 85 Oster-Meß von hier dahin.

Anno 87 5. Januarii kame wieder von dar nacher Hauß, und weilen dazumahl Herr Johannes Schickh in Maintz eines Dieners

---

a Ms.: vabulirte.

[1] Roth erwähnt einen Anton Matth, Genannten und Assessor am Banco publico 1653, und einen Genannten Joh. Andreas Matth, geb. 1625, † 1663. — Nachsuchungen über mehrere der hier erwähnten Persönlichkeiten sind, wie mir das k. Kreisarchiv (dem ich mehrere freundl. Mittheilungen verdanke) schreibt, dadurch erschwert, dass eine Reihe Todtenbücher, darunter das von 1683, in Abgang gekommen.

[2] Unter dem Viatis'schen Hause ist ein von Mitgliedern der berühmten, aus Venedig nach Nürnberg gezogenen Kaufmanns-Familie erbautes oder innegehabtes Haus zu verstehen. Ein grosses und kostbares Wohnhaus an der Museumsbrücke, sowie das heute als »Pellerhaus« bekannte schöne Gebäude am Aegidienplatze rührten von den Viatis her. Vgl. Roth I, 389, II, 107 f. Joh. Andreas Matth (s. o.) war ein Schwiegersohn des Bartholomäus Viatis (Priem, S. 221.)

[3] Die Schreibart scheint unzweifelhaft, doch ist der Name nicht ermittelt.

[4] 1675 wird dem Jacob Herff, Bürger und Handelsmann, ein Kind getauft. — 23. Aug. 1694 zahlen die Kinder eines verstorbenen Jacob Herff die Schatzung mit 51 fl. p. a. — Siehe auch Lersner, II[2], 132.

benöthiget[a] ware, so nahm ich bey selbigem in Nahmen Gottes Condition, so ich auch anno 87 in Oster-Meß angetretten. Weilen aber bey diesem Patron nicht sonderlich in Negotiis,[b] sondern bloß in Wein[c] und Spedition, so mir doch nicht sonderlich nützlich zu sein erachtete, alß ersuchte ich Herrn Vetter Peter Münch,[1] er solte vor mich eine Condition unter Landts alß in Cöllen und dergleichen suchen. So er auch gethan und mich zu Herrn Davidt van den Enden seel. in Condition unterbracht. Weilen aber dießer ein rechtes Contrefait eines Ertzschabhalßes[2] und Hungerleider,[d] ob er gleich ein Junger-Gesell von 70 Jahren von grosem Reichthum ware, sein meinstes negotium auch bloß in Wexel bestunde,[e] so ich zwar niemahls recht practicirt, er es doch Alles auf Exacte von mir erzwingen wolte, so ware mein Bleibens da nicht. Dannoch habe mich einen gantzen Winther durch bei ihme in groser Hungersnoth aufgehalten und entlich bei ihme anno — — Abschiedt genomen. Ja, er war nicht einmahl so discret, dass er mir ein Recompens vor dießes Jahr geben hette! Dieße Ehre ist mir entlich in Cöllen wiederfahren. Dan wie sich die Frantzosen in Bonn[f] 2 Meylen ober Cöllen in Guarnison befunden und einen Anschlag auf Cöllen hatten, da muste die junge Mannschafft, so sich dazumahl über 12000 Mann befunden, das Gewehr ergreiffen und würckliche Soldaten-Dienste thun. Weilen nun die Franckfurter[g] wegen ihres guten Soldaten-Exercitii in Cöllen vor Andern den Vorzug hatten, alß wurde ich von damahlige Kriegsherrn alß Deputirte des Stattraths zum Fendrich unter den jungen Leuth gemacht. Und ob mich gleich deßen sehr weigerte, vorgebent ich könte dem Commando alß eines Herrn Bedienter[h] (der mich ohne deme lieber im Contoir alß auf der Wacht

---

a Ms.: benödiget.
b Ms. negoty.
c Ms.: Weyn.
d Ms. Hungerlietter.
e Ms.: in Wexell bestunden
f Ms.: in Bonn, sage Bonn.
g Frankfurt, Frankfurter im Ms. immer geschrieben Ffort, Fforter
h Bedienten.

---

[1] Peter Münch jun., ein Sohn des Christoph Münch. (Tafel I, 8.) Derselbe heirathete 20. Juni 1702 die Maria Catharina Sparr, Tochter des Apothekers zum weissen Einhorn, Johann Heinrich Sparr.

[2] Ms. Ertzschabhaltzes, »Einer der den Hals nicht voll genug bekommen kann« »Lasset die alten Schabhälse geitzig seine« (Simpl. cit. Grimm).

gesehen), nicht abwarten und wolte ich lieber der Compagnie, welche in 800 Kopff bestunde einen Recompens geben, wan sie iemandt anders vor mich erkießen wolten (deren es ohnedem genug gab, die sich wegen dieser Ehr noch was betten kosten laßen), halffen meine Excusen mich nicht:[a] ich muste zu meinem Fändlein schweren. Allein Gott hat's gewendt, daß wir junge Leuth balt zu Hauß blieben, indeme wir biß 13000 Mann Auxiliar-Völckher in Guarnison bekomen, so Alles geendert. Und weilen ich bey Anfang der Belagerung Bonn meine Dienste quittirte und vor mich alß ein Freyherr lebte, so fande bey mir gut zu sein eine Tour nacher Hollandt zu thun Und weilen eben ein junger Arentz von Oldenburg in Diensten bei Wittib Schönebrockh[1] in Cöllen zu Amsterdam was zu thun hat[te], tractirte ich mit ihme, daß er mich hienunter nehmen thete, so er auch gethan, und gabe ich ihme 12 Reichsthaler in specie. Davor mußte er mich franco hin und herschaffen, wie auch in Amsterdam Logiment und Kost frey, auch was in Amsterdam Notables zu sehen sein mögte, mich auf seine Kosten Alles zuweißen. So er auch redlich gehalten, dan ich bin versichert, were ich vor mich geweßen, es hette mich wenigst noch einmahl so viel gekostet.

5.

Anno[b] — — — seint wir wieder in Cöllen arrivirt und weil nicht leicht marode herumgehen wollen, so habe anno — — —[b] meine Reiß wieder zu Hauß zu Landt durch das Sauerlandt gethan und den — — — Gottlob wieder zu Hauß arrivirt, aber so außgehungert, daß mich meine aigene Leuth nicht mehr gekannt haben. Ware alßo nöthig[c] mich wiederumb ein wenig zu mesten, damit mich wiederumb bey Ehre-Leuth dörffte sehen laßen. Weilen ich aber das Müßiggehen nicht gewohnt ware, so habe mich wiederumb umb neue Condition beworben, aber vergebens, indeme sie sehr rahr waren. Weilen aber einige gute Freunde alß Frau Gebhartin,[2] Herr von Schelen[3] Jungfer

---

a Ms.: »allein meine Excusen halffen mich nicht«, dieses unabsichtliche Anakoluth ist aus dem ohnehin langen Satze der Deutlichkeit halber beseitigt worden.

b Zu ergänzen wahrscheinlich 1689.

c Ms.: netig.

---

[1] Nach gef. Mittheilung des Kölner Stadtarchivs kommt dieser Name im ältesten Adressbuche der Stadt nicht mehr vor.

[2] Ein Gottfried Gebhard, Handelsmann aus Breslau, wurde am 7. Juli 1683 Bürger, ein Joh Christoph Gebhard, verheirathet, aus Eisleben am 4. Juni 1685.

[3] Keine Anhaltspunkte gefunden.

Tochter, Herr Hopffer von Venedig, Herr Peter Münch,[1] meine ältere Schwester Anna Margaretha,[2] der junge Hanß Peter Thielen[3] Willens waren eine Spatzier-Reiß nacher Hollandt zu thun, resolvirte ich auf Gutheißen meiner lieben Eltern mit dieser Compagnie wieder fort zu reißen, ob vielleicht unterwegen oder [in] Hollandt, Hamburg, Bremen eine Condition antreffen mögte.

Seint also zu Waser Anno 1690 den 1. August alhier abgereist und den 10. ditto in Amsterdam arrivirt. Die gantze Compagnie vertheilte sich zu ihren Freundten, ich aber bey Frau Foury einer Wittib von Heydelberg logirent in Kost à 7 Gulden holländtisch per Woch, alß des Tags zwey Mahlzeiten, Logiment und Bett, bey welcher ich den jungen Georg Hendrich Sparr[4] und andere Hochdeutsche mehr antraffe, so daß recht wohl logirt ware. Allein weilen ich mein Zweckh in Findung einer Condition nicht fande, so resolvirte meine Reiß durch die See nacher Hamburg zu nehmen. So ich auch angetretten adi 17. Augusti Anno 90 mit [Capitain][a] Carsten Everzen von Hamburg, welcher noch selbige Mitternacht gegen 1 Uhr des Nachts von Amsterdam abgesegelt. Weil wir aber stets[b] contrary-Windt gehabt, dass die meinste Zeit laviren musten, alß seint wir erst den 28. August in Vlieland[5] arrivirt, da wir eine gantze Flotte von 130 Schiff und 2 Convoyers angetroffen. Des andern Tages machten die [Capitaine][a] Cameradtschafft und den 30. ditto begaben wir uns in die See. Hatten aber eben wohl contrary-Windt mit Donner gleich vorher, so daß die Flotte nicht lang zusamen halten konten, sondern wurden bald von einander verschlagen. Und weilen eben Kundschafft kam, daß vier Frantzösische Capers vor der Elbe lagen, so auf die Retour-Cronlandts-Fahrer wartete[n], welche in

a Dem Sinn nach ergänzt an Stelle eines mir unverständlichen Abkürzungs-Zeichens.

b Ms.. stehts.

---

[1] S. oben und Stammtafel I, 12.

[2] Stammtafel I, 15.

[3] Wahrscheinlich der nachmalige Handelsmann Joh. Peter Thielen, getraut 3. Oct. 1698, ein Sohn des nach Stricker 1666 an der Pest gestorbenen Physicus ord. Dr. med. Gerhard Thielen.

[4] Ms.: Spaar, was aber jedenfalls uncorrekt. — Ein Handelsmann Georg Henrich Sparr, Sohn des Bürgers und Handelsmanns Joh. Philipp Sparr, wurde 8. Januar 1701 getraut.

[5] Ms.: Fleeland — Eine der Inseln, welche den Zuidersee von der Nordsee trennen.

unser Flotte mit zwantzig Schiff begriffen waren,[a] alß ware unserm Capitain nicht wenig bang, daß uns etwan auch das Unglückh mit treffen mögte, zumahl unser Flotte gantz zertrent, auch wegen grosem Sturm unsern Haubt-Mast verlohren hatten. Dan alß wir im Gesicht von Heylig-Landt ware[n], kam ein Caper von der Seiten und suchte ein Schiff, so weit zurückh ware, weg zu schnappen. Allein weil es mit einige Schuß Loßung gab und die Convoyer umb Hülff anrieff, so drehete[b] sich sogleich der Hamburger Convoyer und nahm sein Cours recht auf den Caper. Allein dießer erwartete ienen nicht, sondern gabe die Flucht. Weil ihme aber auß Unvorsichtigkeit ein Boot ins Waser fiel, muste er es dahinden laßen, welches unserm Convoyer zur Beuthe kam. Allein dießes machte sich der Caper wohlbezahlt, indem er vor der Elbe vier der Cronlandts-Fahrer in seine Klauen bekam, welches ihr Unglückh ware, daß sie ein Tag ehender dan wir vor die Elbe kamen. Dan alß wir kamen, hatten die Caper[c] sich bereits salvirt, so uns recht lieb ware, daß wir unsere Haut gantz davon brachten.

6.

Seint alßo nach außgestandener schwerer Reiß den 15. September in Hamburg arrivirt und habe mein Logiment bei Herrn Marx Friedrich Stenglin genomen. Allein ich ware in Hamburg nicht glückhlicher dan in Amsterdam. Es presenturten sich zwar einige scruplose Conditiones, solche aber habe nicht acceptiren mögen.

Weilen mir nun in Bremen Hoffnung zu einer Condition gemacht wurde, so resolvirte hienüber zu reißen. Habe alßo meine Reiße auß Hamburg nach Bremen in Fracht per Reichsthaler 2½ den 22. November umb 11 Uhr Vormittag angetretten und den 24. ditto daselbst glückhlich arrivirt. Mein Logiment nahme wegen Menage auf dem Teerhof[1] gegen Bremen über, wo die Schiff gebaut werden, bey einem Kammacher von Nürnberg, Meister Hieronimus Beyr, in wochentlich Kost und Logimentgelt 1½ Reichsthaler. Das Logiment war blutschlecht, kalt, ohne Fenster, das Bett[d] aber ware noch geringer,

a Ms. begriefen ware.
b Ms. drähete.
c Ms. sie.
d Ms. Bet.

[1] Theerhof, an der Spitze des Werders gelegen, welcher die Weser von der kleinen Weser trennt. Jenseits des Werders und der kleinen Weser heute die Neustadt.

unten ein Strohsackh, oben ein wullen Deckh. Mein[a] Schlaff-Cameradt aber ware ein gantz grindigter[b] Kammacher-Gesell. Doch hat mich der liebe Gott vor dießer juckende Kranckheit bewahrt. Was thut man nicht der Menage halber!

Im Darseinde verheurathete sich mein gar guter Freundt nahmens Andres Messerschmidt mit einer Bremer Jungfer von zimliche Mitteln. Hat mich also auch darauf invitirt, der[c] ich dan auch, zwar mit schlechtem Contentement, beygewohnt. Dan die Mahlzeit ware in keinem warmen Logiment, sondern im kalten Hauß-Ehren:[1] daselbst wolte mir das Eßen wegen alzu groser Kälte nicht schmeckhen. Enthch gab man uns unter den Tisch Kohlfeuer zu wärmen. Weil ich nun ein solches ungewohnt, so muste es auch mein armer Kopff erfahren. Der Trunckh ware Bier und der Wein Brandt-Wein und einige Pfeiffe Tabackh.[d]

Die Conditiones waren auch sehr rahr, deßwegen ich keine bekomen. Es wurde mir zwar eine Condition bey einer ledigen Jungfer, so mit Tabackh starckh negotiirte, offerirt, auch ein gutes Salarium versprochen. Allein weilen dieser Personn Nahmen nicht allzu reputirlich ware wegen ihres stettes Conversirens, so habe mich dießer Condition und Hauß gantz entschlagen. Weil nun auch kein Apparent eine Condition zu erhalten vorräthig ware, so resolvirte meine Reiß nacher Hauß zu nehmen.

Indem ich nun im Abschiedt-Nehmen meiner Freundte begriffen[e] ware, so kombt obgemelter guter Freundt Messerschmid zu mir, sagende sein Herr Vetter Heinrich Huppeden in Münden bey Cassel habe ihme gemelt, wan er einen capablen[f] Diener wüste, solte er ihm solchen recommandiren, allein das Salarium würde nicht gar hoch sein So er mir dan auch vorgetragen mit ferner Offerirung, ich solte meine Reiß dahin nehmen, er wolte machen, ob wir gleich nicht zusamen accordiren würden, so solte mir dennoch sein Herr Vetter meine Reiß-Unkosten bonificiren. Weilen ich nun ohne deme

a Ms.: Mit.
b Ms. krindigter.
c Ms. derer.
d Im Ms. noch »und pat.« (Abkürzung für Patisserie?)
e Ms.: begriefen.
f Ms. cabalen.

[1] D. i. Hausflur Siehe Grimm bei »Hausähren«.

meine Hauß-Kehr-Reiß vorgenomen hatte, so ließe mich auch so eher dazu bequemen.

Weil nun diese Messerschmits Junge-Frau auch ihres Mans Freundtschafft gern gekant hette, truge sie ihme vor, er mögte ihr erlauben mit mir in Compagnie nacher Münden zu reißen So er auch gleich Willens ware, mir alß seinem Hertzens-Freundt seine Liebste zu vertrauen. Weilen er aber selbst Nothwendiges zu Cassel zu verrichten hatte, wohin er im Frühling reißen muste, resolvirte er entlich selbst in Compagnie mit zu reißen, so mir auch desto angenehmer ware.

Ehe wir aber auß Bremen reisten, bekome ich Briefe von Herr Vetter Berlin[1] auß Nürnberg, worin er mir eine gar gute Condition in Regenspurg bey Herrn Hanß Christoph Dallnsteiner offerirt, auch so gleich meine Reiß-Unkosten von Bremen per Regenspurg versprechen thut, so mir nun gantz angenehm ware und sage,[a] daß mich der liebe Gott mit Gewalt des Müßiggangs entledigen wolte, welches ich auch gantz müde ware Ob mir nun gleich die Regenspurger Condition gar sehr recommandirt war, so nahme mir doch vor die Mündische Condition zuerst zu versuchen umb zu sehen, ob mit einander einig werden könnten. Were es dan nicht, so hette ich dannoch ein Zeit außgeruhet und des Landts Arth erkant.

7.

Bin alßo in Compagnie obigs Mans und Junge-Frau den 28. Januarii Anno 91 in der gröste Kälte auf einem Ordinari[b] Bauers-Laiterwagen auß Bremen gereist in Fracht à 3 Reichsthaler per Persohn biß Minden in Westphalen,[c] daselbst wir den 30. ditto arrivirt seint. Von dar musten wir einen gleichen Wagen nehmen biß Münden in Fracht zusamen à 10½ Reichsthaler Den 1. Februar haben wir Hameln passirt und den 4. ditto in Münden arrivirt, da ich dan mein Logiment bei gemeltem Herrn Huppeden genomen.

Auf dießer Reiß haben auch wegen der alzu grosen Kälte und viele Wölffe in Waltungen viel leiden müßen. Ja, die Kälte ware

---

a Kann auch sahe heissen.

b Ms.: Ordinarii.

c Ms. Westpfahlen.

[1] Roth erwähnt einen Wilhelm Bernhard Berlin, geboren 1661 zu Heilsbrunn, Genannter 1695, gestorben 1735.

so groß und dauerte[a] so lang, daß ich auch das Wilt in Parteyen todt im Walt liegent funden, so Einen recht gedauret hatte. Dan hat uns ein Man von dem Closter Corvey auß einen unrechten Weg im Walt gezeigt, so daß wir bey der Sonne Untergang auf ein Holtzweg gerathen. Alß wir nun meinten, weil dießer Weg lang dauerte,[b] siehe, da stackhen wir am Endt des Wegs und Nachts 1 Uhr über manshoch im Schnee und mitten[c] im Walt, daß uns einseit die grose Kälte und anderseits bey 10 Wölffe groß Drangsall anthaten.[d] Wir spanten entlich 2 Pferdt auß dem Wagen in Meinung ein guten Weg außzuspühren. Allein umbsonst — dan ich fiel mit dem Pferdt fast birckentieff in Schnee hienein, dass ich über zwey Stundt zu thun, ehe mich und das Pferdt auß der Gefahr der Wölff errettete. Wie ich nun herauß und wir sahen, daß nicht weiter zu endern[e] ware, musten wir wieder unsern Rückh-Weg biß Corvey nehmen, da wir Mittags gespeiset hatten. Und dauerte mich nichts alß[f] unser armes Weible, dan sie ware so steiff erfrohren, dass wir ein gantzen Tag zu thun hatten, biß wir sie wiederumb ein wenig erkoberten.[1] Ja dießе harte Nacht-Kälte hatte dießen paar junge Eheleute so zugesetzt, daß sie acht Tag hernacher in Münden ein grose Kranckheit mit Lebensgefahr außstehen musten. Mir aber, alß der ich bereits zimlich in der Welt herumbgereist ware, thate es Gottlob nicht das Geringste, so sie Beide verwunderten. Ja, ich glaube, wan ich auf dießer Reiß nicht were bey ihnen gewеßen, sie weren beide vor Frost und Wölffs-Angst crepirt!

Alß mich nun bei meinem neuen Herrn funden, fande ich zwar zimlich zu thun, aber Alles in ordentlicher Confusion und fast kein Buchhaltens. Das macht, wan man Diener hat, die zu 20 Reichsthaler das Jahr dienen! Ich machte mich hinter die Scripturen und brachte Alles auf das Einfältigste, alß es nur sein könen, in Ordnung, so meinem Herrn sehr wohl gefiel und [er hätte] gerne gesehen, wan ihme auf einige Jahr hette Dienste thun können. Allein weil ich ein junger Mensch, welcher selbst gerne noch was Rechts gesehen,

---

a Ms.: thauern, tauern etc.
b sic.
c Ms.: miten.
d Ms.: daten
e Ms.: endtern.
f Ms.: alß daß.

---

[1] »Sich erkobern, sich erholen« — »als ich mich besser erkoberte«. (Simpl. K. 209 cit. Grimm.)

auch die Regenspurger Condition ihren Fortgang gewann,[a] so war meines Bleibens nicht, sondern weil ohnedeme meine Gedanckhen im Reißen Plaisir funden, so machte mich wieder reißfertig

Wie nun mein Herr den Ernst sahe, ware er in Wahrheit sehr betrübt und suchte, ob er mich behalten mögte. Ja, er bote mir entluch 80 Reichsthaler Salarii, so vor mir Keinem wiederfahren. Ja, alle Kauffleuthe, deren es über zehen nicht da gibt, verwunderten sich sehr hoch darüber, daß mir so viel Salarium geboten und ich doch nicht [im] Sinne hätte zu bleiben: darin könten sie sich nicht finden . . . Alß ich hernach weg ware, so reuete es mich doch! Dan ich fande meine Regenspurger Condition in Effect nicht gleich mir einbiltete: ich[b] fande zwar Arbeit Tag und Nacht mit weniger Ruhe, aber auch einen furieusen Herrn Kopff. Da aber hatte ich ein[en] sanfftmüthigen[c] Herrn und durffte nur befehlen, was meinem Hertz gelüste, ware auch da mit die 80 Reichsthaler soweit komen alß da mit die 150 Reichsthaler. Aber es war geschehen! Bey dem Abschiedt gabe mir mein Herr[1] meine Reiß-Unkosten und 20 Reichsthaler Recompens in lauter neue Rößles Gulden, so mich recht erfreuet hatte, nicht wegen des Gelts, sondern wegen guten Willen des Herrn.

Weil ich nun bey einige Monath zimliches Gelt verreist, so däuchte mich, ich müste[d] nun auch wiederumb menagiren. Gabe alßo mein Reißkoffer auf die Fuhr und marchirte in Compagnie eines Franckfurter Kindts nahmens — — — per pedes apostolorum nacher Cassel und Franckfurt zu.

8.

Meine Abreiß war auß Münden den 4. Mertz und Ankunfft in Franckfurt den 12. Mertz. Alda thate ich ein wenig bey meinen lieben Eltern außruhen und den 5. Juny 1691 wiederumb von Hauß gereist über Nürnberg, den 15. ditto aber in Regenspurg glückhlich ankomen und meine Condition bey Herrn Hanß Christoph Dallnsteiner angetretten, welche Condition ich mit groser Beschwörnus von Arbeiten und beschwörlichen Reißen in die drey Jahr lang bedient.

---

a Ms. gewan.
b Ms. dan ich.
c Ms. müngen.
d Ms.. muste

[1] Huppeden.

Were auch noch länger gerne gelitten[a] worden. Allein ich funde einen Scrupel bey unser Handlung, so mir nicht gestatten wollen, länger zu bleiben. Dieſer Patron hatte auch 4000 Man Kayserliche Völckher im Schwartzwalt stehent zu proviantiren, wozu wir nicht wenige Beschwörlichkeiten im Reißen hatten, biß wir alle Woche 1000 Centner Mehl und Haber zusamen brachten. Allein es muste doch sein. Absonderlich ginge es uns beschwörlich, alß Anno — — die Theuerung so einreißen thate[1] und wir überall das Korn wegnehmen thaten Dieſes gab ein solcher Haß von die Burger auf unser Hauß, daß sie auch einstens Willens waren unser Hauß zu stürmen, so auch würckhlich geschehen were, wan wir nicht Kayserliche und Churbayerische Salve-Guarde gehabt hetten. Gingen wir auß, so wolte man uns steinigen, so daß wir Alle, so im Hauß waren, unsers Lebens nicht mehr sicher waren. Ja, wan wir außgingen, so nahme ein Jeder einen Saibel und ein paar scharff geladene Pistole unter den Mantel umb in allem Fall sein Leben zu retten. Nun, umb diesen wüthenden[b] Pöbel in etwas zu stillen, so thate mein Herr ein gutes Werckh: er machte seine Korn-Speicher auf und ließe einem ieden Burger, so viel er zur Haußhaltung brauchte, Korn vor das Gelt zumeßen, welches Ambt mir vertrauet ware. Darüber wurde uns die Burgerschafft gantz holt und hießen mein Herrn ihren Landts-Vatter. Ja, er thate auch dem gantzen Landt nachgehents viel Guts, dan er reißete selbst in Ungarn, kauffte alda viel Tausend Malter Frucht und führte es ins Landt und theilte es auß; ja, die Augspurger holtens mit grosen Wagen bey uns ab. Dieſes brachte meinem Herrn ein grosen Nahmen, aber auch ein grosen Reichthum in die Cassa.

9.

In dieſer meiner Dienstzeit bin ich dreymal auf der Reiß in der äußerste[c] Lebensgefahr geweßen, aber Gott hat mir allezeit glückhlich davon geholffen zweymal zu Waser auf der Thonau und einmahl zu Landt umb Mitternacht auf dem Schlägelßberg.

Das erste mahl, da reiste ich mit meinem Herrn, weil er mich vor allen Andern gar wohl leiden mögen, gantz allein nach Lintz.

a Ms. geliden.
b Ms. wietenden.
c Ms.. euserste.

[1] Es war dies 1693.

Alß wir uns nun zu Straubingen in Mitternacht auf die Thonau in ein gar geringes Schiffle von drey Bretter gelegt, dan sitzen haben wir nicht könen, und in Gottes Nahmen von Landt fuhren, auch wegen des eingenomenen Weins gleich einschlieffen, so ginge unter mir ein Ast auß dem Boden-Brett des Schiffs, so daß wir in Kurtzem (doch unvermerckh des Schlaffs) mit der Helfft des Leibs bereits im Waser lagen. Alß mir es nun zu kalt ward,[a] erwachte ich und fand uns in höchster Lebensgefahr, zumahl unser liederlicher Schiffer auch entschlaffen war. Da ware guter Rath theuer, dan mein Herr und den Schiffer konte ich nicht erweckhen und weil mich nicht einmahl regen dörffte, auch wegen Finsterung der Nacht nicht sehen konte, wo wir waren, alß glaubte ich gäntzlich, diese beiden würden[b] schon im Waser ertrunckhen sein. Ich resolvirte alßo, setzte mich ins Schiff und finge an das Waser mit dem Hut[c] auß zu schöpffen, biß ich entlich das Loch fande und mit einem Geltsackh zu stopffte. Wan mich nun Gott nicht erwachen laßen, so wären wir alle Drey in Gottes Nahmen ohne Brauchung eines Nachen nacher Ungarn zu marchirt.

Das zweyte mahl reißete ich mit dem Lintzer Marckhschiff nacher Lintz zu. Weil der Schiffer Nahmens Ziegeler das Schiff alzu starckh geladen hatte, so blieben wir gleich unter Paßau, wo das Gebirg anfängt, mitten in der Thonau auf einem Stein sitzen, so daß auch unser Schiff in Boden ein Spalt bekomen, welches wir doch entlich noch retteten[d] und inwendig vermachten, so gut wir konten. Fuhren also in Gottes Nahmen wieder fort. Alß wir aber in die Krümme und Gebirg hienein kamen und nicht weit mehr von Haffner Zell[1] waren, fuhr das Schiff mit gröster Gewalt auf einen grosen steinerne Felßen auf, so daß das gantze Schiff erschütterte und verschiedene Löcher bekam. Weil nun zu beiden Theil das Ufer sehr hoch, die Waser wegen starckhem Strohm und groser Tieffe sehr grausam und alßo den Todt vor Augen sahen, befahle sich ein Jeder seinem Gott und erwartete nur, wan das Schiff gar zerfallen

a Ms. wart.
b Ms.: wirden.
c Ms. Hudt.
d Ms. reteten.

[1] Marktflecken im Bisthum Passau unweit der österreichischen Grenze, so benannt weil fast nur Hafner daselbst wohnten, heute Obernzell genannt

würde. Dan wir meinten anders nicht, dan es were Alles zerschmettert,[a] bevor wir schon unser Schiff geflickht hetten. Alß aber das Schiff nicht scheitern wolte, fällt[b] dem Schiffer heiß ein, daß er einen großen Fisch-Kasten neben an die Zulle[1] gehangen, worin er bey 400 Gulden-werth Ahlfisch hatte. Wie er nun darnach sehen thut, findet er den Kasten gantz zerscheitert und die Ahlfisch all weg geschwomen zu sein, so daß er auch kein Stückh mehr sehen konte. Da solte man das Lamentiren gesehen haben! Ich glaube, daß, were er allein gewesen, er were auß Desparatigkeit ins Waser gesprungen und hette sich gleich seine Ahlfisch ersaufft. Doch ware es besser alle Fisch fort, dan 50 Seelen verlohren, so dazumahl auf dem Schiff waren.

Das dritte mahl schickhte mich mein Patron auß dem Lintzer Bartolomeymarckh naher Hauß. Alß wir in unser Compagnie ie 15 Mann und 4 Weibsbilter zu Aschach alß bräuchlich Pferdte nahmen, umb über den Schlägelßberg zu reiten, schickhte es sich, daß wir Abents nach 9 Uhr zuerst außgeritten waren: ich aber hatte fast das geringste Pferdt. Alß es nun nach Mitternacht ware und fast sehr finster ware, verfehlten unser drey unstarckh Reiter des rechten Wegs oben auf des Berges Spitze im Walt. Die nun vor mir ritten, kamen in ein Hohlweg und vor sich ein tieff weites Loch habent wolten wir nun unser Compagnie nicht gantz verlihren. So musten uns wagen hiendurch zu setzen Die zwey Erstere versuchten dan durch Sprung gantz glückhlich. Alß sie nun durch waren,[c] meinten sie nicht anders, ich würde gleich sie glückhlich durch komen, und ritten in starckhem Galopp[d] fort. Alß ich nun mit meiner Schimmähr[e] ins Loch setzte, auch wohl zusprach, daß es mit die Vorder-Füß wohl ansetzen und mit die Hinder-Füß mit einem Nachsatz heraus springen solte, thate es dieß anfänglich mit gantzer Force, muste aber wieder zurückh.[f] Alß es nun zum zweyten Mahl noch

---

a Ms. zu schmettert.

b Ms.: felt.

c Ms.: hier wie öfters wahren für waren.

d Ms.: Kalop.

e Ms.: Schimmeer.

f Ms. Anakoluth. welches er anfänglich mit gantzer forse dathe aber wieder zuruckh muste, alß es nun.

---

[1] Zulle, »Flussfahrzeug vom kleinsten Nachen an bis zur grössten Art«. s. Schmeller, Weigand.

ein Sprung wagte, auch mit die Hinder-Füß bereits auf festem Boden ware, fiele es zuerst wieder hinderrückh ins Loch. Weil mich nun nicht salviren konte, alß kame ich ins Loch, so etwas Morast im Grundt hatte, mit dem Rückhen zu liegen und das Pferdt gleichergestalt auf mich und seine vier Füß aufwerts gegen Himmel schwebent stehent. Dan weil es gegurt und das Loch in Form eines halben Eyes oben weit und unten spitz zu ware, so konte das Thier mit seine Füß nicht hafften, viel weniger im Grundt ansetzen. Muste ich also leider das gantze Roß schwebent auf meinem Leib tragen in Zeit von circa ¾ Stundte und wan meine zwey voraus reitende getreue Compagnons mich nicht vermißet und im Zurückh-Jagen nicht gesucht hetten, so hette ich in weniger Zeit hernach unter dem Pferdt mein Geist aufgeben müßen, dan der Morast ginge mir bereits wegen des Pferdts vieler Bewegungen an das Maul. Alß sie mich aber in meinem elendten Standt fanden, schnitten[a] sie dem Pferdt die Sattel-Gurt entzwey[b] damit konte das arme Tiehr auf Seit fallen und also mich vom Todt salviren. Gewiß ists, ich machte mir schon die Rechnung, daß ich auß diesem Loch lebendig nicht komen würde. Da kan man sehen, was getreue Reißgefert vermögen, dan weren meine Compagnons nicht umgekehrt,[c] so were es um mich gethan gewesen, dan wir so weit vom rechten Weg verirt gewesen, daß mich in langer Zeit kein Mensch würde funden haben. Merckwürdig war es, daß mich damahlß mein kleinster Bruder zu Hauß in Franckfurt[1] im Hauß-Ehren persöhnlich mit Augen gesehen hat, welches doch ein Vorbilt meines in wenig Stunden hernach komendes groses Unglückh muß angezeigt haben.

10.

Habe alßo meine Heimreiß den 16. December 93 antretten[d] wollen. Alß aber bey einigen meiner Freundte Abschiedt nahme, haben sich noch zwey funden, so auch ohne Dienst waren; die hatten Lust eine Plaisir-Reiß nacher West-Indien zu thun Ersuchten mich alß, weilen doch auch ohne Condition und bereits zimlich in

a Ms.: schniten.
b Ms. entschwey.
c Ms. dan weren sie meine Compag. nicht umgekeert.
d Ms. angetretten

[1] Der etwa 9jährige Johann Martin, Stammtafel I, 29.

Herrn-Dienst herum vagirt ware, ich mögte ihnen als vertraute Hertzens-Freundte Compagnie leisten. Weil ich nun Zeit Lebens und noch gegenwerdig meine große Freude zur Seefahrt hatte, ließe mich nicht lange bitten, sondern machte[a] ihrem Sinn den meinigen gleich. Machten alßo folgenden Contract mit einander. Es solte ein Jeder zuvor die Seinige nochmahl zu Hauß besuchen. Darnach wolten wir auf eine gewiße Zeit bei mir alhier in Franckfurt zusamen komen, umb unser Reiß über Cöllen und Hollandt in Gottes Nahmen nacher West-Indien fortzusetzen. Zweytens solte ein Jeder fest an der Compagnie biß ins Landt gebunden sein. Im Fall aber Einer unter Wegen eine annehmlich Condition bey einem Herrn oder ein Weib zu heurathen rencontriren solte, so solte er seinen beide Cameradten die völlige Reiß-Spese, biß ans Orth alwo er bleiben möge, nebst 25 Reichsthaler, zusamen 50 Reichsthaler, im Landts-Gelt vergüten und alßo nach Gefallen bleiben, wo er wolle. Dießes haben wir alle drey aigenhändig unterschrieben und Jedem ein Original in Handen geben, welches[b] nun gantz wohlgemacht ware. Allein der liebe Gott alß unser aller Vatter hat unseren Sinn gantz anders gekehrt.[c] Dan der Erste reißete nacher Sachsen und der Zweyte nacher Heilbronn bey den Ihrigen Abschiedt zu nehmen. Allein wie sie Beide zu Hauß waren und den Ihrigen die weit entlegene Reiß offenbahrten, forchten sie, sie mögten nicht mehr zu Hauß komen, und geben einem Jeden ein Weib an Halß, bey welcher sie gleichwohlen nacher West-Indien seegeln mögten. Seint auch Beide nicht wohl gefahren. Ich thate meine Reiß auch zu Hauß umb mich auf dießer Reiß zu schickhen. Alß ich aber hier kome, enderte mir Gott gleichfalß meine Gedanckhen und schickhte mir ein ander westindische Reiß-Gefertin als nemlich

Herrn Andreas Mühls seelig Wittib, eine gebohrne Christian Hermsdorffin, Nahmens Anna Margaretha

durch Mit-Hülff Herrn Schwager Johann Christian Itter Stattschreiber[1] und Gutheißen Herrn Schwager Andreas Ingolstatter alß Herrn Mühl seelig Schwager. Und hat mir meine Liebste (nunmehr seelig) drey Söhne von ihrem vorigen Mann seelig zubracht, welche sie in folgende

a Ms. magte.
b Ms.. welche.
c Ms.· gekeert.

[1] Stammtafel I, 15.

Jahren erzeugt haben und finden sich gegenwerdig Anno 1698 zu Nürnberg bey obgemeltem Herrn Ingolstatter noch im Leben bey guter Gesundheit, welche ihnen der liebe Gott noch viele Jahr verleihen wolle.

1688 adi 1. Februar der erste Sohn nahmens Andres Christian, welchem Herr Schwager Andres Ingolstatter Petter ist.

1689 adi 11. October der zweyte Sohn nahmens Georg Heindrich, welches Schwager Georg Heindrich Bauer[1] seelig Petter ist.

1691 adi 24. September der dritte Sohn nahmens Johann Christian, welches Schwager Christian Itter Stattschreiber Petter ist.

Ist alßo unser Reiß-Compagnie völlig mit Contentement gescheitert und habe mich alßo in Gottes Nahmen mit Vorwißen meiner lieben Eltern und Herrn Schwagers Ingolstatter (welches Herrn Mühl seelig Mutter seelig leiblicher Bruder ist) mit obgemelter meiner Liebste seelig im Juny 1694 versprochen und verlobet und [bin] auf 3. July gedachten 94sten Jahres alhier in der Baarfüsser Kirche durch Herrn M. Starckhen evangelischen Predigern[2] copulirt worden. Meine beide Führer waren mein lieber Herr Vatter Schöff und des Raths und Herr Schwager Peter Le Cerff[3] Dr., so dazumahl in Darmstadt wohnhafft ware. Unser Hochzeitmahl haben gehalten auf dem Roßmarckh neben dem gulden Ring, in meiner lieben Eltern Wohnhauß, wobei Alles in Friedt und Einigkeit hergangen. Die Hochzeit-Geste bestunden in beiderseits Eltern, Geschwister, Schwäger, Geschwister und meiner Kinder Vormundt Herr — — — Zwirle, deßen Herr Bruder — — — Zwirle,[4] M Starckh und Herr Graim[5] auf der Herrn-Stube und ihre Weiber.

Ob mir zwar diese Verheurathung vor ein sonderlich Schickhung Gottes gehalten, auch zeit beysamen seinde friedlich und gantz vergnügt zubracht haben, so hat mir dannoch der liebe Gott diese Freudt nicht lang gegönnet, sondern mein liebes Weib mir alzu zeitlich auß

[1] Stammtafel II, 5.

[2] Johann Starck, Bürgersohn, verh., ward Bürger 4. März 1667. Derselbe hatte auch die Schwester Anna Margaretha getraut nach dem Copul.-Buch.

[3] Stammtafel II, 5.

[4] In den Amtsbüchern der Zeit kommen mehrere Zwierlein vor. Ein Joh. Z. Bürger und Handelsmann, Schul- und Rechenmeisters zu Lauff Sohn, wird am 7. Juni 1687 mit der Wittwe weil Ben). Metzlers, Handelsmanns, getraut.

[5] Stubendiener auf Alt-Limpurg.

den Armen zu sich in seine himlische Freude entzogen, wie Folgentes zeigen wird, dan ich nach der Ordnung gehen und zuvor meiner lieben Kinder Geburth melden [will.]'

. . . . . .

. . . . . .

[1] Münch berichtet nunmehr von Geburt und Tod des ältesten Söhnchens Johann Matthias und giebt eine sehr ausführliche Beschreibung von der an dem gestorbenen Kinde durch Dr. Le Cerf vollzogenen Section (Blatt 24b und 25 des Ms.). Er wollte, da das Kind zeitlebens kränklich gewesen, nach seinem Tode gerne wissen, wie es »in seinem Leib am Eingewendt außsehen möge. Alß habe obgemelten Herrn Schwager Doctor dienstlichen ersucht, er mögte mir den Gefallen erweißen und das Kindt in der Stille öffnen, so er auch gethan.« — Blatt 25 bis 29b leer. — Alsdann genealogische Notizen (Bl. 30—31) überschrieben »Geburth und Leben meiner Liebsten seel. Freundschafft.« Dieselben sind in Stammtafel II berücksichtigt. — Bl. 31b bis 67b leer — Bl. 68 bis 69: »Trostreiche Sprüche auß heyliger Gottes Schrifft« — Bl. 69b bis 75 leer — Endlich (75b) vorletztes Blatt ein frommer Wunsch, aller Wahrscheinlichkeit nach dem Obigen geschrieben und also wohl auf die zweite Ehe bezüglich. Er lautet.

»Wie nun dies Heurat mir von Gott bescheret gewesen, indeme viele andere Vorschläge vieler Freunde verworffen, also ist sie mir auch sonderbar erfreulich und seelig (gestrichene Worte »bißhero gewesen.«), Gott demütig bittende, daß Er uns beiderseits durch seinen Heyligen Geist regire, daß wir unser Leben zu seinem Wohlgefallen nach seinem Heyligen Worth und Gebott mögen anstellen, daß es ihme zur Ehren und uns zur Seeligkeit gedeye. Es erhalte uns, ist sein heyliger Wille, lange Jahre gesundt und fridlich beysamen und lase uns gesegnet sein an Leib und Seel, für solchen seinen Seegen aber von Hertzengrund dankbar sein, biß wir lebenssatt dieses Zeitliche beschließen, dort dich ohne Unterlaß mit allen heyligen Engeln preisen mögen, immer und ewiglich. Amen, Herr Jesu, amen, amen. — — Bl. 76 leer.

Stammtafel I. (Nachkommen des Johann Anselm Münch, 1600–1658.)

Wo keine andern Quellen angegeben, sind die Angaben aus den Kirchenbüchern und dem Bürgerbuch gezogen. — Die Copulations- und Sterbe- (Beerdigungs)tage sind nicht überall aufgesucht worden, es darf also, wo sie fehlen, nicht ohne Weiteres auf frühen Tod der betr. Personen geschlossen werden. gtf. = getauft. — L. P. = Leichenpredigt. — Le. = Lersner.

1. **Johann Anselm Münch.** Sohn des Bürgers, Benders und Weinhändlers Matthias Münch, gtf. 23. 11. 1600. Bürgereid 11. 7. 1631. Münzmeister von 1637–1643 (Bestallungsbuch.) Um 1649 wird er Handelsmann und Mitpfleger des Almosenkastens genannt. Kommt in den Rath 1654 (l. c.) Gest. 18. 4. 1658 (Le.).

a) 2. **Johann Matthäus,** geb. 15. 4. 1632 (L.P. — Am 12. nach dem Kupferstich), gtf. 17. 4. 1632. Bürgereid 4. 7. 1659. Mitpfleger des Almosenkastens 1678. Kommt in den Rath 1681. Jüngerer Bürgermeister 1689, Schöffe 1691 (L.P.) Gest. 28. 8. 1698 (nach Lersner), beerd. 1. 9. 1698 in der Catharinenkirche (L.P.) — Kommt u. a. 1694 in der höchsten Steuerstufe vor.

Heirathet (L.P.) 25. 10. 1658 Anna Margaretha, Tochter des verstorbenen Hieronymus Ulmer, des Raths und dessen Ehefrau Elisabeth, verw. Walter. — Anna Margaretha, gtf. 1. 8. 1641. (Im Cop.-Buch um 1658 kein bez. Eintrag.)

3. **Catharina,** gtf. 15. 9. 1633.

4. **Anna Catharina,** gtf. 21. 4. 1635.

5. **Johann Jodocus,** gtf. 23. 10. 1636.

6. **Anna Margaretha,** gtf. 12. 2. [illegible]

14. **Johann Matthäus,** gtf. 9. 10. 1659. — Um 1703 Stadtwagenmeister und ledig. Kommt im Schatzungsregister 1724/27 bei den Höchstbesteuerten vor; beerd. 14. 9. 1730.

15. **Anna Margaretha,** gtf. 29. 10. 1661, gest. 1694 (L.P.). Heirathet 8. 6. 1692 den verwittweten Stadtschreiber Lt. Johann Christian Iter. Dieser beerd. 19. 7. 1699.

16. **Johann Philipps,** geb. 31. 5. 1663 (Memorial), gtf. 2. 6. 63. Bürgereid 28. 11. 1696. Handelsmann, zuletzt bürgerlicher Gegenschreiber bei der Stadtwage. Gest. 5. 9. 1743, beerd. 7. 9. 1743.

Heirathet:

a) am 3. 7. 1694 Anna Margaretha, geb. Hermsdorff, verwittw. Mühl, geb. 9. 12. 1662 (Memorial), gtf. 14. 12. 1662, gest. 9. 11. 1696 (Memorial),

b) am 20. 7. 1699 Maria Salome geb. Lang, beerd. 12. 11. 1739.

17. **Anna Elisabetha,** gtf. 22. 12. 1664. Starb früher als ihr Vater. (L.P.)

18. **Marie,** gtf. 16. 9. 1666, beerd. 10. 7. 1721. Heirathet 1696 den Handelsmann Johann Hartmann [illegible]

a) 30. **Joh. Matthäus,** geb. 10. 4. 1695 (Memorial), gtf. 11. 4. 1695, gest. 23. 6. 1697 (Memorial).

31. **Anna Maria (Margaretha?),** gtf. 2. 11. 1696, ledig gestorben, beerd. 28. 10. 1771.

b) 32. **Maria Salome,** gtf. 17. 8. 1700, beerd. 2. 9. 1721.

33. **Susanna Magdalena,** gtf. 13. 11. 1701. Zwillingsschwester der Folgenden, beerd. 22. 12. 1727.

34. **Kunigunda,** s. oben, beerd. 11. 7. 1728.

35. **Joh. Matthäus,** gtf. 18. 2. 1703, beerd. 1. 12. 1771, Bürger und Handelsmann.

36. **Joh. Philipp,** gtf. 12. 3. 1705.

37. **Anna Maria,** gtf. 5. 8. 1706.

38. **Maria Elisabeth,** gtf. 24. 1. 1708.

39. **Philipp Rudolf,** gtf. 3. 6. 1709.

Heirathet:

a) am 25 4 1631 Anna Catharina, Christoph Hegweins Tochter,

b) am 16. 7. 1649 Maria, weiland Daniel Thielens, eines Bürgers Tochter

Ein Bruder des Johann Anselm ist der Prediger Gerhard Münch

1640.

8. **Christophorus,** gtf. 27. 11. 1642 Zwillingsbruder von 9. — Heirathet 16 4 1667 die Jgfr. Anna Sybilla von Hilten. — Beerd. 10. 7. 1693 — Handelsmann.

9. **Anna Ursula,** gtf. 27. 11. 1642 Zwillingsschwester des Vorigen.

10. **Anna Catharina,** gtf. 11. 5. 1645

b) 11. **Susanna,** gtf 30. 10. 1651.

12. **Peter,** gtf. 7 2 1654. Bürgereid 9. 3 1681. Ist 1682 Taufpathe seines Neffen Peter (28). Wird alsdann »Handelsmann« genannt — Zu Beginn der 90er Jahre gehört ein Peter Münch, Handelsmann, zu den Höchstbesteuerten. Heirathet 14.2 1681 Susanna Magdalena Rulandt.

13. **JohannMartin,** gtf. 26.3 1656. Ein Johann Martin Münch, Handelsmann in Amsterdam, ist Taufpathe des 1684 geborenen Johann Martin (29).

Heirathet 1697 den Dr med Joh. Balth. Schwarzmann, Phys ord zu Rothenburg an d. T. (L. P.)

20. **Marie Catharina,** gtf 15 8. 1669 Kommt im Schatzungsregister 1732/45 unter den Höchstbesteuerten vor

21. **Joh. Christoph,** gtf. 4. 5. 1671.

22. **Joh. Anselm,** gtf. 12. 4. 1672

23. **Margaretha,** gtf. 12 7. 1674.

24 **Joh. Hieronymus,** gtf. 2 11. 1675, beerd 2. 8. 1676.

25 **Ursula Elisabeth,** gtf. 30. 4. 1677, beerd 24. 12. 1728

26 **Eva Maria,** gtf. 29. 6. 1678, beerd. 10. 8. 1678.

27. **Joh. Hieronymus,** gtf. 29. 11. 1678. Heirathet 15 12. 1711 Anna Christina, Tochter des Syndic. J M. Lucius. — Archivar 1720/46. — Beerd. 30. 5 1746.

28 **Peter,** gtf. 12. 1. 1682 — Kommt im Schatzungsregister 1724 — 1727 als Handelsmann auf 2500 fl. Vermögen eingeschätzt vor Beerd. 27. 9. 1748.

29. **Joh. Martin,** gtf. 17. 12 1684; beerd. 9. 2 1738. — Ein Joh. Martin Münch, Handelsmann. zahlt nach Reg. 1724/27 für 2000 fl. Vermögen.

Noch Zwillinge, todtgeb. (L.P.)

41 **Maria Magdalena,** gtf 13 5 1712

42. **Johann Gerhard,** gtf. 14. 9. 1713. Bürger und Handelsmann beerd. 8. 4. 1771.

Heirathet

a) am 5 April 1752 Maria Anna Catharina, Wittwe des Bürgers und Handelsmanns Heinr. Stock Diese beerd. oder gest 16. 11 1753,

b) am 22. März 1756 Anna Christina, Tochter des Bürgers und Handelsmanns Phil. Jac Lindenfels.

Von den Kindern des Joh. Gerhard starben mindestens 5 frühzeitig

43. **Johann Georg,** gtf. 9. 4. 1716.

44. **Jacob Friedrich,** gtf. 9. 4. 1716.

45 **Dorothea Sophia,** gtf. 16. 6. 1718, beerd. 22. 4. 1721.

46. **Johann Christian,** gtf. 14. 5. 1720.

47 **Cristoph,** geb. 31 5 1721, gtf 1. 6 1721

Stammtafel II.

(Nachkommen des Christian Hermsdorff, geb. 1624.)

1. Christian Hermsdorff

(Hermsz., Hermes-, Hermbsdorff) »von Rochlitz in Meissen, Buchhändler, weyl. Hrn. Andreä Hermßdorffs gewesenen Raths-Cämmerers daselbsten seel. Sohn,« geb. 30. 10. 1624 (Memorial). Bürgereid 22. 2. 1653. Gest. 2. 1 1688 (Memorial), beerd. 5. 1 1688.

Heirathet 12. 7. 1652 Dorothea Catharina, Wittwe des 1651 verstorbenen Buchhändlers Johann Hüttner. Sie wurde beerd. 22. 7. 1685.

Es gab in Frankfurt mehrere Buchhändler mit Namen Hermsdorff. Bei Martin Hermsdorff erschien u. a. 1714 ein Buch des Arztes Peter le Cerf (II, 5). Als Vater des Martin wird 1683 genannt »Andreas H., gewesener Bürger und Wagenmeister zu Lauben in Sechs-Stätten«; dieser Andreas dürfte aber schwerlich mit obigem identisch sein. Ein Georg Andreas H., Buchhändler, Bürgersohn, wurde am 27. 8. 1711 Bürger.

2. **Juliana,** gtf 14. 5 1657, gest. 31. 1 1682 kinderlos (Mem.).

Heirathet 15. 2. 1681 den Buchhändler Joh. Balth. Niess, Sohn des Hrn. Joh. Niess weil. des Raths.

3. **Regina,** geb. 18. 2. 1659 (Mem.), gtf. 22. 2. 1659.

Heirathet

a) 15. 4. 1678 Georg Heinrich Bauer von Dresden, welcher 18. 10. 1681 B. wurd und 14. 5 1695 stirbt (Mem.).

b) Hrn. Spair (Mem.).

4. **Anna Margaretha,** geb. 9. 12 1662 (Mem.), gtf. 14. 12. 1662, gest. 9. 11 1696 (Mem.).

Heirathet

a) 10. 5. 1687 den B. u. Handelsmann Andreas Mühl, der 23. 5 1692 stirbt. Die drei Kinder aus dieser Ehe siehe Münchs Memorial. »Andreae Mühlen 3 Söhne 1650 fl.« (sc. Vermögen. — Schatzungsregister 1701/12).

b) 3. 7. 1694 den Johann Philipps Münch. Die zwei Kinder aus dieser Ehe s. die vorhergehende Tafel.

5. **Maria Magdalena,** geb. 7 3. 1665 (Mem.), gtf. 12. 3. 1665. Zahlt 30. Juni 1690 Schatzung. Gest. 21. 3. 1699.

Heirathet (wahrscheinlich 1693 oder 1694) den Dr med. Peter Le Cerf aus Caen, damals in Darmstadt (später in Frankfurt) wohnend. Le Cerf Bürger 28. 4. 1696.

Kinder nach dem Mem. Johann Martin geb. 11 10. 1694, Joh. Christoph, Anna Magdalena, Christian Conrad.

6. **Anthoni Christian,** gtf. 26. 5. 1668.

Quellen und citirte Bücher.

Chroniken 56, Bürgerbücher, Beedebücher, Malaperts Stammtafeln und verschiedene Akten des Frankfurter Stadtarchivs.

Kirchenbücher des Frankfurter Standesamtes.

Gütige Mittheilungen der Verwaltungen der k. Kreisarchive Amberg und Nürnberg, der städtischen Archive Cöln und Strassburg und des Magistrats der Stadt Münden, für welche, wie für die Zuvorkommenheit der Vorstände des Frankfurter Stadtarchivs und des Standesamts hier verbindlicher Dank ausgesprochen wird

Biedermann, J., Geschlechtsregister des hochadelgen Patriciats zu Nürnberg. Beyreuth 1748.

Ennen, Dr. L., Frankreich und der Niederrhein. Cöln und Neuss. I. Bd. 1855

Haeser, H., Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten. 3. Aufl. Jena 1875 1893.

Hübner, Johann, Natur-, Kunst-, Berg-, Gewerk- und Handlungs-Lexicon. Neue Aufl. von D. G. H. Zincken. Leipzig 1762.

Kurze doch vollständige Bibliothec der Wissenschaften . . von einem Liebhaber guter Künste und Wissenschaften. Hamburg und Leipzig 1727.

Leichenpredigt für Joh. Matthäus Münch (Frankfurter Stadtbibliothek).

Marperger, Paul Jac., Beschreibung der Messen und Jahrmärkte. Leipzig 1710.

Marperger, Paul Jac., Neu eröffnetes Kaufmanns Magazin Hamburg 1748. 2 Bde.

Marperger, Paul Jac., Der allezeit fertige Handelskorrespondent. Fünfte Aufl. Hamburg 1764.

Priem, Geschichte der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1874.

Roth, Joh. Ferd., Geschichte des Nürnbergischen Handels. Leipzig 1800—1802. 4 Theile.

Siebenkees, J. Chr, Materialien zur Nürnbergischen Geschichte. (2—4, 1792—95.)

Stricker, Dr. W., Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1847.

Der Teutsche Secretarius. Nürnberg. In Verlegung Wolfgang Endters deß Aeltern. 1656.

Theatrum Europaeum Vol. XIII.

Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. Bd. 26 u. 36.

Zeiller, M., Innerarium Germaniae. Strassburg und Frankfurt 1674.

Die bekannten Werke von Lersner, Battonn, Krug u. A., sowie einige bereits oben genauer gekennzeichnete Schriften.

IV.

Die drei ältesten erhaltenen Frankfurter Theaterzettel.

Von E. Mentzel.

I.

Zettel zur Vorstellung „Die standhaffte Mutter der Machabaer" (1651 oder 1656).

Obwohl in den Jahren 1620, 1630 und 1670 drei Sammlungen von Komödien, Tragödien und Singspielen erschienen, die von den sogenannten englischen Komödianten, wie es auf dem Titelblatt der ältesten Sammlung heisst, »in Deutschland an Königlichen, Chur- vnd Fürstlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- vnd Handel-Städten seynd agiret vnd gehalten worden«, wusste man bis etwa zur Mitte dieses Jahrhunderts aus Mangel an verbürgten Nachrichten über Aufführungen doch ungemein wenig. Erst der erfreuliche Aufschwung, den die deutsche Theaterforschung in den letzten Jahrzehnten nahm, hat nicht nur ein nahezu vollständig klares Bild über die Wanderzüge der ersten Berufsschauspieler in deutschen Landen gegeben, sondern auch über thatsächlich in der frühesten Epoche unseres Theaters aufgeführte Stücke die wichtigsten Aufschlüsse gebracht. Zwar ist das Dunkel noch nicht ganz gelichtet, aber man kennt wenigstens jetzt die Repertoire einiger bedeutenden Wandertruppen des XVII. Jahrhunderts und vermag einigermassen daraus zu ersehen, was die damalige Bühne unserem eignen dramatischen Vorrathe entnahm und was sie von anderen Völkern, in erster Linie von England, entlehnte, um das Publikum jener Tage gut zu unterhalten. Auch kann nach der Auffindung der Repertoire kein Zweifel mehr darüber walten, dass Meisterwerke Shakespeares bereits in verhältnissmässig sehr früher Zeit von englischen Komödianten in deutscher Sprache zur Aufführung gebracht wurden. Eine Gesellschaft wandernder Mimen, die am 20. Januar 1604 beim Rathe der freien Reichsstadt Nördlingen um die Spielerlaubniss einkam, will ausser

anderen Stücken auch »Romeo und Julitha« in deiitscher Sprach« aufführen.[1] Diese Truppe, die auch den »Vincentius Ladislaus, Satrapa von Mantua«, ein Stück des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, geben wollte, reiste augenscheinlich in Westdeutschland umher und besuchte zweifellos auch eine wichtige Station wie Frankfurt. Vielleicht war es die Gesellschaft des berühmten englischen Komikers Thomas Sackville (Sachsweil, Sachsfield), der die Protektion des dramatischen Dichters Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, eines Schwagers des Königs Jacob von England, genoss und 1597 zuerst nach Frankfurt kam,[2] möglicherweise kann es aber auch die in Diensten des Markgrafen Christian zu Brandenburg stehende Gesellschaft gewesen sein, die in der Ostermesse 1606 hier Vorstellungen gab und 1611 in Halle vor dem Markgrafen »Den Jud von Venedig« (Shakespeares Kaufmann von Venedig) spielte.[3]

So reichen Aufschluss aber auch die archivalischen Quellen in letzter Zeit über Aufführungen der englischen Komödianten in Deutschland gespendet haben, so selten sind die Theaterprogramme, besser gesagt Anschlagszettel, zu ihren Vorstellungen. Ausser dem berühmten Nürnberger Zettel, dessen Facsimile Albert Cohn in seinem Werke »Shakespeare in Germany« wiedergiebt, ist mir wenigstens kein Theaterprogramm aus den Jahren 1630—1660 bekannt. Nach dieser Zeit verliert sich die Bezeichnung englische Komödianten allmählich, sind die Truppenführer keine Engländer mehr, sondern Deutsche, die sich oft und wahrscheinlich zum Unterschied von den noch da und dort spielenden Ausländern »Meister einer hochteutschen Compagnie« nennen.

Da verhältnissmässig wenig Nachrichten über hiesige theatralische Aufführungen im XVI. und XVII. Jahrhundert auf unsere Tage gelangten, wäre das Auffinden von Theaterprogrammen bei Abfassung der Frankfurter Theatergeschichte von grösster Wichtigkeit gewesen. Allein alle darauf verwandte Mühe blieb erfolglos. Der älteste Frankfurter Theaterzettel, der bisher wieder aufgespürt wurde, ist die Einladung zu einer vom Wanderprinzipal L. A. Denner in der Herbstmesse 1731 gegebenen Magistratskomödie. Was aber dem eifrigsten Suchen und Forschen nicht gelang, blieb einer zufälligen Entdeckung vorbehalten Bei dem kürzlich erfolgten Umbau der Stadtbibliothek

[1] J Meissner, »Engl. Comödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich«, S. 32.
[2] L. Mentzel, »Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.«, S. 26 ff.
[3] J Meissner, »Engl. Comödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich« S. 106, auch A. Cohn, »Shakespeare in Germany«, S. LXXXIX

fand der stellvertretende Bibliothekar, Herr Dr. von Nathusius-Neinstedt, verschiedene Päcke mit Theaterprogrammen, unter denen sich auch die drei ältesten erhaltenen Frankfurter Theater-Zettel befanden. Das wichtigste dieser Theaterprogramme wird, wenn nicht neuerdings auch anderswo ähnliche Funde gemacht wurden, an Alter vielleicht nur von dem bereits erwähnten Nürnberger Zettel übertroffen. Wir geben den Inhalt desselben jetzt hier wieder, da ein Vergleich zwischen beiden Blättern zur Feststellung verschiedener Thatsachen durchaus erforderlich erscheint.

»Zu wissen sei jedermann, dass allhier ankommen eine gantz newe Compagni Comoedianten / so niemals zuvor hier zu Land gesehen / mit einem sehr lustigen Pickelhering / welche täglich agiren werden / schöne Cömödien / Tragoedien / Pastorellen / (Schäffereyen) vnd Historien / vermengt mit lieblichen vnd lustigen interludien / vnd zwar heut Mittwoch 21. Aprilis werden sie praesentiren eine sehr lustige Comedi / genannt.

Die Liebes Suessigkeit veraendert sich in Todes Bitterkeit. Nach der Comedi soll praesentirt werden ein schön Ballet / vnd lächerliches Possenspiel. Die Liebhaber solcher Schauspiele wollen sich nach Mittag Glock 2. einstellen vffm Fechthauss, allda vmb die bestimbte Zeit präcisè soll angefangen werden.«[1]

Früher schlossen wir uns der Ansicht Albert Cohns an, der Nürnberger Zettel sei in das Jahr 1628 zu setzen.[2] Allein ein genaueres Studium des bemerkenswerthen Einflusses der erst in den dreissiger, vierziger und fünfziger Jahren mächtig werdenden Oper auf die Vorstellungen dieser Truppe drängt uns mittlerweile eine andere Meinung auf. Die Erwähnung von Pastorellen kommt in den Frankfurter Akten zum erstenmale im Jahre 1651[3] vor, als die ehemaligen Hofkomödianten des verstorbenen Prinzen von Oranien um Spielerlaubniss einkamen. Sie wollen, wie es in ihrer Eingabe heisst, »allerhand neue und schöne Historien, Comödien, Tragödien und Pastorellen gezieret mit einer lieblichen Musica und Stimmen und vielen wundersamen Veränderungen von Theatern, alles nach französischer anmuttiger Art und Manier zur belehrsamen Belustigung allhier präsentiren.« Auf dem Nürnberger Zettel wie in der Frankfurter Supplikation aus dem September 1651 wird also neben den drei Hauptgattungen Komödie, Tragödie und Historie die Pastorelle oder das Schäferspiel als besondere dramatische Art bezeichnet.

[1] Facsimile des Zettels in Albert Cohn »Shakespeare in Germany«, das Jahr 1628 passt auch deshalb nicht, weil damals das Nürnberger Fechthaus noch gar nicht eröffnet war.

[2] E. Mentzel, »Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.«, S. 64.

[3] Rathssupplikationen des Stadtarchivs, Sept. 1651.

Auch im Hinweis auf die musikalischen Zuthaten besteht zwischen dem Zettel und der Bittschrift eine nicht weg zu leugnende innere Verwandtschaft. Der um die Entwicklungsgeschichte des Theaters in München und in anderen bayrischen Städten hochverdiente Forscher Dr. Karl Trautmann nimmt an, der unter dem Namen »Jubilirer Hansen« oft in den Rathsmanualien vorkommende Nürnberger Hans Mühlgraf habe möglicherweise die auf dem Zettel angekündigte Vorstellung gegeben,[1] allein dann müsste diese doch um 1630 erfolgt sein, welcher Zeitpunkt aus folgenden Gründen nicht zutreffen dürfte. Die Pastorelle mit gesanglichen Einlagen, um die es sich bei der fraglichen Truppe zweifellos handelt, verdankt erst dem mächtigen Einfluss der Oper ihre Einführung in das Repertoire besserer Wandertruppen. Da jedoch die erste Oper 1627 aufgeführt wurde, und die Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges dem Aufblühen der neuen Kunstgattung hinderlich waren, auch den Wanderzügen der Komödianten vielfach ein Ziel setzten, so dürften Aufführungen von opernmässigen Pastorellen durch herumreisende Mimen wohl kaum vor den Schluss des dreissigjährigen Krieges zu setzen sein.

Wie besonders Dr. Trautmanns Forschungen dargethan haben, hängt die Entwicklungsgeschichte des Bühnenwesens in bayrischen, fränkischen und schwäbischen Reichsstädten mit den frühesten theatralischen Epochen Frankfurts eng zusammen. Angesehene Truppen, die hier Vorstellungen gaben, spielten auch meist dort, und oft kam es vor, dass sie sich nach Schluss der Messen von Frankfurt sofort nach Nürnberg begaben. Auch aus diesem Grunde ist die etwa zwanzig Jahre früher als hier erfolgte Aufführung von Pastorellen in Nürnberg kaum anzunehmen. Frankfurt, die reiche und theaterfreundliche Stadt, in der sich während der Messen so viele Fremde aufhielten, war eine viel zu wichtige Station für die Wandertruppen, als dass sie nicht stets hätten beflissen sein sollen, das Neueste dem hiesigen Publikum zu bieten. Woher die Truppe kam, deren Pastorellen und sonstige Vorstellungen im Herbst 1651 hier so grosses Aufsehen erregten, ist nicht ersichtlich. Wir vermuthen aber, dass sie gleich nach dem Friedensschluss in Bayern, Schwaben und Franken umherreiste und 1649 in Nürnberg »Die Liebes Süssigkeit verändert sich in Todes Bitterkeit« zur Aufführung brachte. In diesem Jahre fiel der 21. April auf einen Mittwoch, auch war zweifellos nach dem Friedensschluss eine bessere Stimmung für die Auf-

[1] K. Trautmann, »Englische Comödianten in Nürnberg« in »Schorers Archiv für Literaturgeschichte«, Bd. XIV, S. 136.

nahme einer neuen Kunstgattung in Nürnberg als etwa zwanzig Jahre früher.[1]

Sollte die Annahme zutreffen, dass Pastorellen nicht vor 1649 in der Stadt Nürnberg gegeben wurden, dann wäre das dortige älteste Theaterprogramm nur um wenig jünger als der neu aufgefundene Frankfurter Zettel. Wie noch eingehender begründet werden wird, stammt das theatergeschichtlich höchst werthvolle Dokument entweder aus dem Jahre 1651 oder aus dem Jahre 1656. In jenen beiden Jahren fällt der 23. Oktober auf einen Donnerstag, wurde in diesem Monat im Ballhaus des alten Gasthofs zum Krachbein in der Fahrgasse Komödie gespielt und die Vorstellungen, wie zu jener Zeit üblich und auch auf dem Nürnberger Zettel ersichtlich, um 2 Uhr Nachmittags begonnen. Am Anfang der sechziger Jahre ertheilte der Frankfurter Rath wegen der in Süd- und Westdeutschland grassirenden Pest nur einigen Truppenführern Spielerlaubniss, aber im Krachbein konnte zu jener Zeit nicht agirt werden, weil 1663 das Ballhaus abbrannte und erst in den folgenden Jahren wieder neu aufgebaut wurde. Von 1668 an wird nachweislich wieder in dem neuen Ballhaus zum Krachbein gespielt, allein seit diesem Zeitpunkt bis zum Ende der siebziger Jahre hat keine Wandertruppe mehr darin Vorstellungen gegeben.[2] Die Kriege Ludwigs XIV, die Frankfurt schon 1673 in Bedrängniss brachten, scheinen eine solch ernste Stimmung hier erweckt zu haben, dass der Rath sich selbst gegen die dringendsten Bitten fahrender Wanderprinzipale ablehnend verhielt. Augenscheinlich wurden die Väter der Stadt zu jener Zeit in ihrem allen grösseren theatralischen Vorstellungen abholden Verhalten

---

[1] Im Herbste 1649 kamen die engl. Komödianten Johann Novid, Wilhelm Stoe, Gidern Gellius und Consorten nach Köln und richten am 2. November 1649 eine Eingabe an den Rath, worin sie unter anderem auch sagen, dass sie eine Zeit lang in Wien »auch jüngsthin in Nürnberg vor etlichen hochangesehenen Abgesandten und Generalen einige comoedies und actiones vom lieben Friedensschluss exerciert habens, sie wollen dieselben Stücke »wie auch andere interludia« in Köln geben, vgl Ennen, »Theatralische Vorstellungen in der Reichsstadt Cöln«, Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde, Berlin 1869, Bd. 6, S. 5—24. Ob von dieser Truppe der Nürnberger Zettel herrührt, ob sie identisch ist mit der im Herbst 1651 in Frankfurt spielenden Gesellschaft, bleibt unentschieden.

[2] Ueber den Neubau des 1663 abgebrannten Ballhauses zum Krachbein, das in den Rathsakten auch oft »das Ballenhaus« genannt wird, siehe die Akten Ugb B 54 E des Stadtarchivs. Es scheint, dass der ehemals zum Unterbringen der Güter benutzte Raum schon vor oder doch gleich nach dem dreissigjährigen Kriege in ein Ballhaus umgewandelt wurde. Die oben erwähnten Akten über den Neubau des Ballhauses beweisen die bereits vor 1663 vorhandene Einrichtung eines grossen Raumes mit Gallerien und einem Spielplatz.

durch den einflussreichen, strenggläubigen Geistlichen Philipp Jacob Spener bestärkt, der seit 1666 in Frankfurt wirkte und die Freude an derartigen Belustigungen, besonders in ernsten Zeitläuften, für eine sündliche und mit einer wahrhaft christlichen Denkungsweise unvereinbare Regung hielt.

In den Jahren von 1679 bis 1686 spielten Johann Velthen (Veltheim), Andreas Elenson und die »Wienerische Compagnie« im Ballhaus zum Krachbein, aber nur 1681 fällt der 23. Oktober auf einen Donnerstag, und in diesem Jahre spielten überhaupt keine Komödianten in Frankfurt. Schon 1687, also ein Jahr vor dem Beginne des pfälzischen Erbschaftskrieges, waren die Zeitverhältnisse so ernst geworden, dass der Rath alle fahrenden Künstler sehr entschieden abwies. Der Einfall der Franzosen in die Pfalz, der auch für Frankfurt hätte ebenso gefährlich werden können wie für die zur Stadt gehörigen und von den Reichsfeinden verbrannten Dörfer Ober- und Niederrad, verscheuchte bis zum Frieden von Ryswik die fahrenden Mimen aus dem Gebiete der alten Kaiserstadt. In den Jahren 1687 und 1692 war der 23. Oktober wieder ein Donnerstag, allein beide kommen für den Zettel gar nicht in Betracht, da während derselben überhaupt kein Theater in Frankfurt gespielt wurde. Nach einem achtjährigen Interregnum gab im Dezember 1696 eine Truppe im Ballhaus zum Krachbein Vorstellungen, die schon während beider Messen hier spielen wollte, allein trotz jämmerlichster Bitten einen abschläglichen Bescheid erhielt. Der Führer dieser Truppe war jedenfalls der berühmte Komiker Andreas Elenson, dessen einflussreiche Verbindungen dann doch noch schliesslich eine Wendung zu seinen Gunsten, allerdings erst nach grossen Anstrengungen, herbeiführten. Die Furcht vor den Schrecknissen des Krieges beherrschte die Gemüther noch derartig, dass der Rath in einer Zeit, in der fast noch täglich in allen Kirchen um gnädige Abwendung neuer Kriegsgefahren gebetet wurde, weltliche Vergnügungen, so viel in seinen Kräften stand, zu beschränken suchte.[1]

Ob Velthens Wittwe im Juni und Juli 1698 noch im Ballhause zum Krachbein spielte, ob sie anderswo einen besseren Schauplatz fand oder sich eine den neuen Bühnenverhältnissen entsprechende Hütte baute, lässt sich aus den Akten nicht ersehen. Thatsache aber ist, dass mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts keine bedeutendere

[1] Ausführlichere Nachrichten über die Epoche des Frankfurter Bühnenlebens von 1651 bis zum Schlusse des XVII. Jahrhunderts in E. Mentzel »Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.«, S. 74—129.

Truppe mehr im Ballhause zum Krachbein spielte. Jedenfalls waren die Räumlichkeiten dort zu eng geworden, die Einrichtungen zu sehr veraltet, um dem durch die Einwirkung der Oper etwas umständlicher gewordenen Bühnenapparat länger zu genügen. Auch war die Lage für ein derartiges Lokal, seit sich die Stadt weiter ausdehnte, so wenig günstig, dass schon der Rath im Jahre 1663 daran dachte, ein Ballhaus an einem bequemeren Orte aufrichten zu wollen.[1]

Wir glauben nachgewiesen zu haben, dass von 1649 an, von welchem Zeitpunkte nach achtzehnjähriger Kunstpause überhaupt erst wieder Komödianten nach Frankfurt kamen, bis zum Jahre 1698 für die Bestimmung des ältesten erhaltenen Frankfurter Theaterzettels nur die Jahre 1651 oder 1656 in Betracht kommen können. Schon um 1665 herum müssen, wenn auch noch nicht alle, so doch einige Vorstellungen bereits um 3 oder 4 Uhr angefangen haben.[2] Diese Einrichtung trug im Vergleiche zu den früh beginnenden Nachmittagsaufführungen einen entschieden volksthümlicheren Charakter. An Werktagen konnten Geschäftsleute und Beamte um 2 Uhr nur schwer abkommen, während Sonntags um diese Zeit meist der zweite Gottesdienst begann, den unter der strengen Obhut der Geistlichkeit kleine Leute Scheu tragen mussten, einem solchen Vergnügen zu opfern. Je mehr sich der Beginn der Komödie dem Abend nähert, desto mehr hört sie auf, eine Unterhaltung für die vornehme Gesellschaft, ein Zeitvertreib für reiche Müssiggänger zu sein. In den achtziger und neunziger Jahren des XVII. Jahrhunderts, also zu Velthens und Elensons Zeit, fing man bereits um 4 Uhr an zu spielen, konnte also auch die niedere Klasse des Volkes ihre Lust an theatralischen Vorstellungen eher befriedigen. Seit dem Beginne des neuen Jahrhunderts wird das Theater erst um 5 Uhr geöffnet und nur bei sehr grossen Vorstellungen eine Stunde früher begonnen.[3] In der frühesten Periode der deutschen Bühne hängt der Anfang des Theaters auch mit der Beleuchtung zusammen,[4] deren Dürftigkeit in vielen Lokalen so gross war, dass der Beginn des Spiels bei guter

[1] Akten Ugb B 54 E.

[2] Rathssupplikationen 14. März 1665

[3] Siehe das Textbuch zur Festvorstellung der Veldtheimischen Bande von 1711. Es wird ausdrücklich bemerkt, dass »heute (also nicht immer) praezise um 4 Uhr angefangen werden« soll.

[4] Am 9. Mai 1658 schreibt der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz an seine Geliebte Louise von Degenfeld von Frankfurt, er hätte wegen allzu grosser Dunkelheit im Theater — dies war im Ballhaus zum Krachbein — ihren eben empfangenen Brief nicht lesen können, Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart Bd. CLXVII, S. 70: »Schreiben des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz an die Seinen«.

Zeit erfolgen musste. Auch die Besitzer der dem Theatergebäude benachbarten Häuser drangen oft wegen der durch die Beleuchtung leicht entstehenden Feuersgefahr auf ein früheres Ende der Vorstellung. Doch geschah dies hauptsächlich bei neuerwählten Schauplätzen, bei alten Lokalen hingegen wie das Ballhaus zum Krachbein scheint sich die Nachbarschaft in den achtziger Jahren des XVII. Jahrhunderts gegen Künstlervorstellungen aller Art, die bis in den Abend hinein dauerten, also Beleuchtung verlangten, nicht mehr aufgelehnt zu haben.

Obwohl durch die bisherigen Ausführungen genugsam bewiesen sein dürfte, dass der älteste Frankfurter Theaterzettel[1] entweder in das Jahr 1651 oder 1656 gehört, sollen doch noch weiterere Belege für die Richtigkeit dieser Annahme gebracht werden. Zunächst zeugen die ungelenke Ausdrucksweise des kurzen summarischen Inhalts, die der allgemeinen Sprachverwilderung nach dem dreissigjährigen Kriege und den unbeholfenen Satzgefügen der damaligen schriftlichen Formen entsprechen, für die Abstammung des Zettels aus jener Zeit. Dann ist der Druck des Programms der nämliche wie er sich in anderen Frankfurter Publikationen aus den fünfziger Jahren des XVII. Jahrhunderts findet, besonders solchen, die aus der Offizin von Georg Spörlin und Balthasar Christoph Wust stammen. Die von dem Letzteren zu jener Zeit gedruckten Gymnasialprogramme haben ganz dieselbe Randleiste wie der Zettel und ähnliche Anfangsinitialen. Am auffallendsten jedoch stimmt das Papier des Zettels und der Gymnasialprogramme der fünfziger Jahre des XVII. Jahrhunderts überein. Es hat ein und dasselbe Format (Grossquart), die nämliche Textur, die gleichen Querstreifen und denselben gelblichen Ton. Das Nürnberger Dokument ist nur halb so gross wie der Frankfurter Zettel, es ist mit Ausnahme des einen Wortes »praecisè« und des »ae« in »präsentirt« ganz in Schwabacher Schrift und diese in viel grösseren Typen gedruckt; allein wem Gelegenheit geboten ist, die Facsimile beider Ankündigungen mit einander zu vergleichen, der wird finden, dass besonders die grossen Anfangsbuchstaben viel Aehnlichkeit mit einander besitzen. Also auch dem Drucke nach zu urtheilen, dürfte der Nürnberger Zettel schwerlich zwanzig oder gar fünfundzwanzig Jahre älter sein als der Frankfurter.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden alten Theaterprogrammen entsteht allerdings dadurch, dass das eine nur den Titel des aufzuführenden Stückes meldet, während das andere dessen kurzen

[1] Vgl. das beigegebene Facsimile des Zettels.

summarischen Inhalt angibt. Möglicherweise war das Nürnberger Dokument ein Anschlagzettel, das Frankfurter hingegen eine Art Textbuch, das nur die wirklichen Besucher des Spiels, vielleicht auch nur die Mitglieder des Raths, erhielten Thatsache ist, dass die ältesten erhaltenen Frankfurter Theaterzettel Texthefte zu sogenannten Rathskomödien sind. Es muss im XVIII. Jahrhundert hier Personen in den besseren Kreisen Frankfurts gegeben haben, die Interesse für theatergeschichtliche Dokumente hatten und in dieser Hinsicht sammelten, was noch zusammenzubringen war. Manch Werthvolles ist von diesen Dingen verloren gegangen, allein ein immerhin höchst schätzbarer Theil kam durch Vermächtnisse an die hiesige Stadtbibliothek.

In welcher Zeit die Komödianten zuerst Inhaltsangaben der aufzuführenden Stücke auf den Theaterprogrammen erscheinen liessen, bleibt aus Mangel an erhaltenen Zetteln ebenso unentschieden wie die Frage, ob sie von Anfang an ihre Vorstellungen durch gedruckte Plakate oder nur durch öffentlichen Ausruf nach vorhergegangenem Trommelschlagen bekannt machten. Wenn man jedoch die Eingaben der wandernden Mimen an die Stadtoberhäupter oder fürstliche Personen liest und ins Auge fasst, wie sie ihre »Aktiones« anpreisen, dann möchte man annehmen, dass sie schon von ihrem ersten Auftreten an kein Mittel unversucht liessen, um das Publikum auf ihre Kunst aufmerksam zu machen. Am Ende des Jahrhunderts waren die Inhaltsberichte der Stücke auf den Zetteln bereits stehender Theatergebrauch.[1]

Ob die auf dem ältesten Frankfurter Theaterzettel angekündigte »neue Aktion«, »Die standhaffte Mutter der Machabaer«, ein im Druck erschienenes Drama[2] oder ein im Besitze der betreffenden Wandertruppe gewesenes Manuscript war, vermochten wir leider nicht festzustellen Biblische Stoffe waren vor und nach dem dreissigjährigen Kriege sehr beliebt, und die Komödianten förderten diesen Geschmack, um die Anfeindungen der Kirche zu entkräften und ihren Vorstellungen wenigstens äusserlich einen ernsten Anstrich zu verleihen. Nach der Inhaltsangabe des Zettels zu urtheilen, war die Aktion »Die stand-

[1] Wir verweisen hier nur auf das Programm zu einer Aufführung des »König Lear« von Shakespeare in Breslau im Jahre 1692. Das Dokument befindet sich auf der Breslauer Stadtbibliothek.

[2] Ob dies Stück mit der 1678 in Hamburg gegebenen Oper »Die maccabäische Mutter« zusammenhängt, bleibt fraglich; vgl. L. V. Lindner, «Die erste stehende Oper«, Berlin 1855

haffte Mutter der Machabaer« nicht ohne dramatisches Leben wie so manche biblische Stücke aus jener Zeit, die eigentlich nur dialogisch vorgeführte Historien sind. Die Handlung ist bunt gruppirt, hat einen tragischen Kern und entbehrt auch nicht der Steigerung. An langathmigen Reden, Erklärungen und Klagen, wie sie sich auch zahlreich in den gedruckten Stücken der englischen Komödianten finden, scheint freilich in dieser »Aktion« auch kein Mangel gewesen zu sein. Gleich am Anfang derselben, als Eleasar und Barachias mit anderen verfolgten Juden aus ihrem Versteck, einer Höhle, gekrochen sind, beginnt ja die eigentliche Handlung mit Klagen über die um ihres Gesetzes willen ausgestandene grosse Verfolgung. Deutlich erkennen wir aus der Inhaltsangabe des Zettels ferner, dass die von Alters her beliebte und durch die englischen Komödianten neu in Aufschwung gekommene Mischung des Burlesken mit dem Ernsten auch in diesem Stücke zu finden war. In den ergreifendsten Scenen, z. B. als die standhafte Mutter der Machabaer mit ihren sieben Söhnen gefangen genommen wird, als Machabaeus, der älteste Sohn, den Entschluss fasst, das Schicksal der Mutter und Brüder zu theilen, als Salome im Gefängniss liegt und das traurige Loos ihrer Kinder beklagt und schliesslich als die heldenmüthigen Machabaer den Martyrertod sterben, treibt Javan, die lustige Person der Aktion, seine »seltzamen«, »lustigen« und »artlichen« Possen. Dass der Narr nur Javan heisst und nicht auch den damals üblichen Beinamen Pickelhering trägt, ist möglicherweise eine zufällige Auslassung, hängt aber vielleicht auch mit der alten und in Frankfurt seit dem Auftreten des berühmten englischen Komikers Sackeville, der am Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts hier Aufsehen erregte und als lustige Figur, Jan, Jahn (Bouset) hiess, zweifellos allgemein bekannten Bezeichnung des Pickelherings als Jan, Jaan oder Jahn zusammen.

Aus dem kurzen summarischen Text des Zettels lässt sich nicht ersehen, ob die lustige Figur in dem ernsten Stück auch mit derben Schwänken oder saftigen Zoten aufwartete, aber es war jedenfalls so, weil das damalige, stark verrohte Publikum ohne derartige beliebte Mätzchen nicht zu gewinnen war.[1] Soweit die Inhaltsangabe Aufschluss giebt, vertrat Javan in dem Stück »Die standhaffte Mutter der Machabaer«, die platte alltägliche Gesinnung, die stets zuerst

[1] Ueber die lustige Person im Drama der englischen Komödianten siehe W. Creizenach, »Die Schauspiele der englischen Komödianten«, S. XCIII ff. (»Deutsche National-Literatur«, herausgegeben von J. Kürschner, Bd. 23.)

ans eigne Wohlbehagen denkt, gegenüber heroischen und um idealer Ziele willen opfermuthigen Anschauungen. Im ersten Akte wird er wohl die unglücklichen Machabaer verspottet und nach der Mode der Zeit allerlei ergotzliche Grimassen zu ihren Klagen geschnitten haben, darauf, als er am Beginne des zweiten Aktes den Machabaeus von seinem heldenhaften Vorhaben abzubringen sucht, hat er wahrscheinlich seine Mundfertigkeit gezeigt und seine Lebensweisheit zur Belustigung des Publikums ausgekramt, spater wird er wohl gleichfalls durch burleske Reden und Pantommen dargethan haben, welche Vortheile ihm sein Glaubenswechsel brachte Ueberall ist er der Antipode der edlen Gestalten des Stückes. Als die Machabaer schliesslich das Leben für ihren Glauben lassen, macht sich Javan feige aus dem Staube Das Ausreissen des Pickelherings, sobald Andere in gefahrliche Lagen kommen, scheint von Alters her ein beliebtes und wirksames Motiv der lustigen Person gewesen zu sein. In der fruhesten Zeit des Auftretens der englischen Komodianten erschien der Narr meist nur in den Zwischenakten und am Schlusse des Stuckes, in der »standhafften Mutter der Machabaer« jedoch hat er keine besondere Stellung und greift in den Gang der Handlung ein. Auch in der 1630 erschienenen zweiten Sammlung englischer Komödien, die den Titel »Liebeskampff« fuhrt, ist der Narr gleichfalls nicht mehr von den anderen Figuren getrennt, sondern auch ein Trâger des Spiels Dies dürfte vielleicht darauf hinweisen, dass jene Dramen dem Verfasser der »standhafften Mutter der Machabaer« als Vorbild gedient haben. Ob die »Aktion« wirklich ganz neu war, wie es auf dem Zettel heisst, muss dahin gestellt bleiben; jedenfalls hat der nach dem dreissigjährigen Kriege herrschende Geschmack auf ihre Fassung eingewirkt. Trotzdem die Leute gräuliche Schrecknisse miterlebt oder doch fast täglich in Fülle gehört hatten, hebten sie grausige Vorgänge und schaudererregende Blutscenen auf der Bühne ebenso sehr wie die dreisten Spasse und saftigen Witze des Pickelherings.[1] Es ist deshalb nicht zu bezweifeln, dass die in dem Stücke vorkommenden Geisselungen, sonstige Martern und Enthauptungen so realistisch wie nur moglich dargestellt worden sind. Da besonders das damalige Publikum Hinrichtungen auf der Bühne sehr gern sah, und es sich bewerkstelligen liess, diese durch irgendwo angebrachte mit Blut ge-

[1] Vergleiche »Eine sehr klägliche Tragoedia von Tito Andronico vnd der hoffartigen Kayserin, darinnen der kwürdige aktiones zu befinden«, erschienen in der ersten Sammlung englischer Komödien von 1620, neugedruckt bei W. Creizenach, »Die Schauspiele der englischen Komödianten« (»Deutsche National-Literatur« herausgegeben von J. Kürschner, Bd. 23).

ſüllte Blasen täuschend nachzuahmen, wandten die Wanderprinzipale schon allein der Einnahme wegen derartige Lockmittel natürlich sehr häufig an. Im zweiten Drittel des XVII. Jahrhunderts befanden sich ja noch immer viele Equilibristen bei den Wandertruppen, die jedenfalls auf das Gauklerstückchen des Kehlabschneidens und andere ähnliche Kunstgriffe besonders eingeübt waren.

Schon allein die Wahl des grossartigen Machabaerstoffes, den seitdem so mancher bedeutende und minder befähigte Dichter zu gestalten versuchte, zeugt für das sichere dramatische Gefühl des Verfassers der »Aktion«. Dass er ausserdem die Mutter der sieben Söhne, die diese trotz namenlosem Schmerz auffordert, lieber das Leben zu lassen, als den heidnischen Göttern zu opfern, zur Heldin des Stückes macht, bekundet ferner, welch scharfen Instinkt er für das Erfassen der wichtigsten und wirksamsten Motive des Machabaerstoffes besass. Wunderlich und geschmacklos erscheint indessen die Absicht des Verfassers, die an und für sich tief ergreifenden Konflikte durch die Liebe des Feldhauptmanns Sosander zur standhaften Mutter der sieben, theils erwachsenen Söhne noch zu erhöhen. Wenn die Scenen, in denen Sosander um eine Frau wirbt, die doch eine Matrone sein musste, nicht einen geradezu lächerlichen und den Ernst der ganzen Sache störenden Eindruck machen sollten, musste Salome zum mindesten nicht von einem Schauspieler, sondern von einer Darstellerin gegeben werden. Und dies ist auch jedenfalls geschehen, weil die Truppen, die 1651 und 1656 im Ballhaus zum Krachbein spielten, in Frankfurt die ersten Frauen auf die Bühne brachten.

Beachtenswerth erscheint der scenische Effekt, mit dem der Verfasser den ersten Akt oder die erste Handlung beschliesst. Eleasar soll dem Bacchus opfern, bewirkt aber durch sein Gebet, dass dessen Bild vom Donner niedergeschlagen wird. Derartige wirksame Zuthaten, die auf einen gegen früher etwas vervollkommten Bühnenapparat hindeuten, gingen von der Oper in das Schauspiel über und wurden meist unter grossem Getöse und in Verbindung mit anderen Knalleffekten ausgeführt.[1] Dass die Bühne im Krachbein durch den Einfluss der Oper gegen früher im Dekorationswesen grosse Fortschritte gemacht haben musste, zeigt der dem dreiaktigen Stücke vorangehende scenische Prolog. Die Jungfrau mit der Sternenkrone, welche die Kirche darstellte und den Mond unter den Füssen hatte, schwebte wahrscheinlich in einer Flugmaschine, wie sie auch die Götter und

[1] Siehe E. Devrient, »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« Bd. I. S. 237 ff.

Göttinnen in den Pastorellen und höfischen Festspielen vom Olymp zur Erde und von der Erde wieder hinauf in die eliseischen Gefilde trug. Ebenso muss der Erzengel Michael, der den in Gestalt eines Drachen erscheinenden Satan bekämpft, in einer solchen, von gemalten oder florartigen Wolken bedeckten Maschine geschwebt haben, um den Erzfeind der Kirche wirkungsvoll in den Abgrund zu stürzen.[1] Dass zur Erhöhung des Eindrucks bereits Lichteffekte verwandt wurden, beweist die Sternenkrone und der mit hellem Schein bekleidete Mond zu den Füssen der Jungfrau. Leider geht aus dem Zettel nicht hervor, ob Musik die scenische Wirkung steigern half, allein da sie in den damals sehr beliebten Allegorien stets dem Ganzen grösseren Reiz verleihen musste, wird sie wohl auch in diesem Vorspiel nicht gefehlt haben.

Wenngleich nun die damalige Bühneneinrichtung im Ballhause zum Krachbein etwas besser gewesen sein muss als ungefähr dreissig Jahre früher, so ist doch kaum anzunehmen, dass in dem Stück vorkommende Oertlichkeiten wie die Höhle, der Platz, wo geopfert wurde, und das Gefängniss schon durch entsprechende Dekorationen gekennzeichnet waren. Die Zuschauer mussten in jener Epoche des deutschen Theaters noch ihre Phantasie zu Hülfe nehmen, um sich unter dem in eine Vorder- und Hinterbühne getheilten und durch Gardinen getrennten Schauplatz alle möglichen Orte der Handlung vorzustellen. Wie es den Gestalten der damaligen Stücke noch an individuellem Leben mangelte, so fehlte es auch der Bühne an charakterisirenden Dekorationen und Kostümen. Alles, was wir von dem Schauplatz im Krachbein wissen, ist, dass er 97 Fuss lang und 43 Fuss breit war,[2] eine für jene Zeit immerhin ziemlich grosse Bühne, deren Tiefe auch für die auf dem hinteren Raum gespielten Scenen die Entfaltung grösserer Freiheit gestattete. Der hintere Theil des Schauplatzes versinnbildlichte wahrscheinlich die Höhle, die Wohnung und das Gefängniss der standhaften Mutter der Machabaer, während der grössere Vorderraum den Platz darstellte, wo das Bild und der Altar des Bacchus standen, wo der König den Haufen gefangener

[1] Das Hinabstürzen des verwegenen Satans in die Hölle ist ein altes dramatisches Motiv, das bekanntlich schon in den Osterspielen sehr wirksam verwandt wurde. Auch in dem Vorspiel zur ersten deutschen Originaloper »Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch« (Text von Richter, Musik von Theil), mit der 1678 das Opernhaus in Hamburg eröffnet wurde, stösst ein in der Luft schwebender Engel den Satan (Lucifer) und seine Mitteufel in den Abgrund.

[2] Akten Ugb B 54 E.

und bereits zum Tode geschmückter Juden opferte — nach dem Zeitgeschmack sicher ein höchst wirkungsvoller Vorgang — und wo schliesslich alle grösseren Massenscenen sich entwickelten. Es müssen bei der Vorstellung ausser den sechzehn Schauspielern noch eine Anzahl Personen mitgewirkt haben, was die Räumlichkeiten im Ballhaus zum Krachbein ja auch zuliessen. Ob die Bühne ausser den bereits längst gebräuchlichen Seitenteppichen (Tapeten) auch schon eine Vordergardine, also einen Vorhang besass, wissen wir nicht, können deshalb nur darauf hinweisen, dass diese Einrichtung um die Mitte des XVII. Jahrhunderts durch den Einfluss der Oper mehr und mehr in Aufnahme kam.

Hatte das ergreifende Drama »Die standhaffte Mutter der Machabaer« trotz den Schwänken Javans die Zuschauer erschüttert, so wurden sie nach damals üblicher Sitte doch in heiterer Stimmung von den Komodianten entlassen. Auf die Aktion folgte nämlich ein lustiges Nachspiel, in dem Pickelhering hier, wie auch in anderen Städten, seine ganze lustige Kunst aufbieten musste, um das Publikum nach den gern geschauten grausigen und blutigen Vorgängen wieder gehörig zum Lachen zu reizen.

Da es sich für die Bestimmung des ältesten Frankfurter Theaterzettels nur um die Jahre 1651 und 1656 handelt, müssen entweder der englische Wanderprinzipal Joris Jollifous, vulgo Joseph Jori und George Jeliphus, oder zwei deutsche Schauspieler seiner Truppe, Peter Schwartz und Johann Ernst Hofmann, die sich um die Mitte der fünfziger Jahre von Jollifous trennten und eine eigne Gesellschaft gründeten, die Vorstellung von der standhaften Mutter der Machabaer hier gegeben haben.[1] In und nach der Herbstmesse 1651 spielte Joris Jollifous im Ballhause zum Krachbein, während im Oktober 1656 die beiden neuen Führer ihren ehemaligen Prinzipal von dem gewohnten Schauplatz seiner Kunstthätigkeit hinweg an einen anderen höchst ungünstig gelegenen Ort drängten. Jollifous scheint ein heftiger und unverträglicher Geselle gewesen zu sein, der lieber

[1] Ausführlichere Nachrichten über die Wirksamkeit von Joris Jollifous, Peter Schwartz und Johann Ernst Hofmann in Frankfurt a. M. in E. Mentzel, »Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.«, S. 75 ff. Wie eine Supplikation von Jollifous an den Rath der Stadt Köln vom 31. März 1649 bezeugt, war dies eine der ersten Städte, in denen er in Deutschland spielte. Er sagt darin, dass England das Vaterland eines Theils seiner Truppe sei und theilt ferner mit, der Krieg habe ihn von dort vertrieben und gezwungen, seinen Unterhalt an anderen Orten zu suchen, vgl. Ennen, »Theatralische Vorstellungen in der Reichsstadt Köln« (Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde, Berlin 1869, Bd. VI, S. 15).

Schaden litt, als in irgend einer Weise nachgab. Er wird sich wohl auch mit dem Gastwirthe Zwicker im Krachbein überworfen haben; denn sonst hätte dieser sicher, wie schon zum öfteren, ihm auch diesmal wieder das Ballhaus für seine Spiele überlassen. Im Jahre 1651, als Jollifous zum erstenmale hier agirte, machte er schlechte Geschäfte und erlitt auch sonst durch widrige Umstände grosse Verluste. Doch dieser Schaden, den ihm hauptsächlich die im Wolfseck unter starkem Zulauf Pastorellen und andere, mit grosser Pracht ausgestattete Stücke gebende niederländische Compagnie zufügte, wurde durch die guten Frankfurter Einnahmen der folgenden Jahre bald wieder ausgeglichen. Für die Geschichte der Frankfurter Bühne ist der englische Komödiant Joris Jollifous eine wichtige Persönlichkeit, weil er hier die Frauen zuerst auf die Bretter brachte und wegen ausserordentlich guter Einnahmen 1654 auf den Gedanken kam, sich in einem Hause in der Karpfengasse ein eignes Theater zu bauen. Der Rath schien diesem Vorhaben keineswegs abgeneigt zu sein; allein die Nachbarschaft erhob Einspruch dagegen und verhinderte den Aufbau dieser projektirten, wenigstens für die Messzeiten ständigen Bühne.[1]

Wenn Joris Jollifous 1651 »Die standhaffte Mutter der Machabaer« wirklich aufführte, dann bleibt es zweifelhaft, ob die beiden in dem Stücke vorkommenden Frauenrollen schon durch Darstellerinnen gegeben wurden. Erst 1654 erwähnt er in einer Bittschrift an den Rath von Basel, dass bei seiner Gesellschaft »rechte Weibsbilder« mitwirkten,[2] welche Mittheilung allerdings das frühere Auftreten der Frauen in Frankfurt doch nicht ausschliessen dürfte. Die Darstellung einer solch bedeutenden Gestalt, wie es die Rolle der Heldenmutter doch war, durch einen Mann, erscheint in so vorgeschrittener Zeit nicht gut glaublich, vielmehr möchten wir annehmen, dass die Frankfurter Akten keine vollständigen Mittheilungen über Jollifous bringen oder da und dort noch versteckte Nachrichten über ihn enthalten. Muss nun die Mitwirkung von Frauen im Jahre 1651 unentschieden bleiben, so steht dagegen fest, dass sowohl bei Jollifous als bei der aus dem Stamme seiner Truppe herausgewachsenen Gesellschaft des Peter Schwartz und Hans Ernst Hofmann sich 1656 weibliche Rollen in den Händen von Frauen befanden.

[1] Bürgermeisterbuch des Stadtarchivs 8. und 15. August 1654. Siehe auch Extracte aus den Rathsprotokollen Tom. II, Nr. XVII, Lit. S.

[2] »Anzeiger für kunde der deutschen Vorzeit« 1855, S. 231 (enthalten in einer Abhandlung von Meyer von Knonau).

Was über das Repertoire beider Truppen, die sich zeitweise aufs Neue vereinigten und dann wieder trennten, bisher bekannt war, ist bereits an anderer Stelle veröffentlicht worden.[1] Es wäre nur noch hinzuzufügen, dass Joris Jolliſous im Verein mit Peter Schwartz und Johann Ernst Hofmann im Mai des Krönungsjahres 1658 eine Komödie vom verlorenen Sohn aufführte, welcher der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz beiwohnte.[2] Er amüsirte sich über die guten Possen des Pickelherings, stellt aber der Beleuchtung des Theaters im Ballhaus zum Krachbein ein sehr schlechtes Zeugniss aus. War es doch während der Vorstellung so dunkel, dass man nur die Schauspieler, aber sonst keinen Menschen im Saale erkennen konnte Trotz dieses Mangels wurden aber die Vorstellungen des »Master George«,[3] wie der Kurfürst Joris Jolliſous nennt, sehr stark von den in Frankfurt weilenden Fürstlichkeiten und deren Begleitung besucht. Im Mai 1658 waren die drei Direktoren noch vereinigt, im Juli hatte sich die Gesellschaft schon wieder in zwei Theile gespaltet.[4] Jolliſous' heftiges Wesen, wie der Kurfürst sagt »sein colera«, war schuld, dass selbst die Frauen von ihm gingen und nur acht Personen bei ihm aushielten. Da er augenscheinlich nicht im Krachbein bleiben durfte, musste er sich ein neues Lokal suchen, welcher Umstand ihn neben anderen Verlusten arg herunterbrachte. Er befand sich in »seiner elenden Gestalt«, schreibt Karl Ludwig, weshalb auch jedenfalls nicht er, sondern die Prinzipale Schwartz und Hofmann die Komödie vom »Conte die Monte Negro« zur Darstellung brachten, die der kunstsinnige Kurfürst zu Ehren des Kurfürsten von Sachsen und seiner Gemahlin, des Prinzen Moritz von Oranien und anderer hoher Herrschaften im Juli 1658 hier aufführen liess.[5] Joris Jolliſous besass ja die Gnade des Kurfürsten nicht allein, auch die beiden anderen Prinzipale standen in dessen Gunst und spielten auch ohne ihren früheren Meister öfter am Heidelberger Hofe. Als Jolliſous schon längst von Frankfurt verschwunden war, traten Schwartz und Hofmann noch immer hier mit solchem Glück auf, dass sie sich auf alle mögliche Weise in der Gunst des Rathes festzusetzen, daneben aber auch dessen bekannte Grossmuth, so weit es ging, für sich auszunützen suchten.

[1] E. Mentzel, »Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.« S. 76 ff.

[2] »Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart« Bd. CLXVII, S. 70 (»Schreiben des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz an die Seinen«).

[3] Ebenda S. 79.

[4] Ebenda S. 79.

[5] Ebenda S. 79, 80 und 82.

Einen Beweis hierfür bietet das folgende Schriftstück:

Wohl-Edle, Gestrenge, Fürsichtige, Hochweise Grossgünstige Gebietende Herrn.

Die Begierde E E E und Hochweisheiten dermahleins wiederumb in Unterthänigkeit aufzuwarten, ist so gross bei mir, dass ich auch nicht die geringste Gelegenheit verabsäumen wollte, Deroselben meine unterthänige Devotion zu bezeigen. Habe demnach E E E und Hoch-W hiemit unterthänig berichten wollen, dass ich mich sambt einer guten Compagni anitzo zu Regenspurg offentlich agirend befinde, stehe auch in Hofnung, sambt der gantzen Compagni auf bevorstehende Herbst-Messe eine dergleichen Freiheit und Gnade von E E E und Hoch-W zu erlangen und Erlaubnüss zu bekommen, das Theatrum wiederumb zu suchen, welches wir mitt dem Englischen Comoedianten Joris, auch ohne denselben betreten haben.

Es hat mir aber auch Gott der Allmächtige vorgestriges Tages eine sonderbare Reichs-Tags-Gnade erwiesen, in dem Er meine liebe Hausfrau ihrer weiblichen Bürde entbunden und uns beide mitt einem jungen und zwar unserem ersten Söhnlein gnädigstchen erfreuet hatt, zu welchem ich E E E und Hohe W. als hochansehnliche Taufzeugen schon vorher in meinem Hertzen erwehlet, bitte also unterthänig, mir meine kühne Vermessenheit grossgünstig zu verzeihen.

Weil wir nun unser liebes Kind heute nach Mittag umb 2 Uhr, als Christlichen Eltern gebühret, zur heiligen Tauffe befürdert wollen wissen und aber weit von E E E: und Hoch-W abgesondert sein, als habe ich allhier eine tüchtige und Dero hohen Ehren nicht übel anstehende Person erwehlet welcher im Namen E. E E und Hoch-W. ermelten Tauf-Ceremonien beywohnen wird.

Bitte derowegen unterthänig E E E und Hoch W. wollen solches in keinen Ungnaden vermerken, sondern meines lieben Kindes höchstgeehrte Herrn Taufzeugen, meine und meiner Frauen aber grossgunstige Patronen und Herrn Gevattern sein und verbleiben.

Ich ruffe aber Gott und mein eigen Gewissen zu Zeugen, dass es aus keine andere Ursach geschieht, als meine unterthänige Devotion zu bezeugen und mich sambt der gantzen Compagnie in E. E. E. und Hoch-W neue Beförderung und Bewogenheit zu recomandiren. Wir werden uns bey künftiger ungezweifelter Erhörung so verhalten, dass Niemand wird sagen können, er habe ein einziges Wort von uns gehört, welches itzigen traurigen Zeiten praejudicirlich sey

Hiermit verbleibe ich E E E: und Hoch-W. sambt Dero gantzen löblichen Replubic göttlichem Schutz, und mich in Deroselben beharrliche Gunst empfehlende

E. E. E und Hoch-W.
unterthäniger
Johann Ernst Hofmann
Comoediant.

Regenspurg, im Gasthofe
des Wallfisches, den 18. Juli
des 1664sten Jahres.
(Praes. den 21. Juli 1664
Lect. in Sen. den 1 Aug. 1664)

Auf diesen Brief schrieb der Rath an den Vertreter der Stadt Frankfurt auf dem Reichstage zu Regensburg, Doktor Zacharias Stenglin, er wolle zwar der Bitte des Komödianten Hofmann »christbillige statt geben«, zweifle aber nicht daran, dass dieser »pro more seculi« nicht

nur ihn, sondern auch den Rath anderer Städte zu Gevattern gebeten habe. Stenglin möge sich danach erkundigen und »nach Proportion anderer Mitgevattern« ein Geschenk von 6, 8, 10 oder 12 Reichsthalern geben. Das Begehren betreffs der Spielerlaubnis jedoch solle Doktor Stenglin »nach Anleyttung beygefügter unserer Edictat-Verordnung« dem Komödianten Hofmann im Namen des Rathes »vorschwebender schwerer Zeiten wegen und zu mehrerer Heyligung dess Sabbaths oder Sontags, welcher insgemein, leyder! uff dergleichen ludicra angewandt wird«, diesmal nicht gewähren. Am 4. August 1664 berichtete denn auch Dr Zacharias Stenglin dem Rath, dieser habe sich in seiner Annahme nicht geirrt Hofmann hätte auch den Rath von Nürnberg und Augsburg zu Gevatter gebeten und von dem ersteren 10 Reichsthaler erhalten, welchem Beispiel der Vertreter Frankfurts nachfolgen wollte. Dann theilt Stenglin noch mit, dass auch Augsburg und Nürnberg dem Komödianten Hofmann sein Gesuch um Spielerlaubnis abgeschlagen hätten und berichtet weiter über den Einfall der Türken in Oesterreich, der trotz der siegreichen Schlacht bei St. Gotthard an der Raab in allen Gemüthern derartige Befürchtungen erweckte, dass man das Verhalten des Rathes der drei Städte Nürnberg, Augsburg und Frankfurt wohl begreifen kann. Hofmann erreichte also seinen Zweck nicht, der, obwohl er Gott zum Zeugen seiner reinen Gesinnung anrief, nichts anderes war, als eine wohl verzeihliche, aber schlaue Spekulation zur Erlangung der Spielerlaubnis in drei für ihn wichtigen Städten. Schlug man ihm dies Begehren ab, so standen wenigstens ansehnliche Geldgeschenke in Aussicht, die er in den schweren Zeiten gut gebrauchen konnte.[1]

Sowohl Jollifous als Schwartz und Hofmann, möglicherweise auch deren Frauen, haben bei der Vorstellung von der standhaften Mutter der Machabaer mitgewirkt, die der älteste Frankfurter Theaterzettel ankündigt Hoffentlich werden im Laufe der Zeit in der hiesigen Stadtbibliothek oder an sonstigen Stellen noch mehr alte Theaterzettel gefunden, auch andere Quellen erschlossen, welche für unsere Beweise volle Bestätigung bringen und keinen Zweifel mehr an der hier gegebenen Datierung des wichtigen Dokumentes aufkommen lassen.

* * *

[1] Die Eingabe Hofmanns, der Brief des Frankfurter Rathes an seinen Vertreter und der Bericht Dr Z. Stenglins enthalten in Reichstagsakten 1664 des Stadtarchivs. Man vergleiche die Bittschrift Hofmanns mit der Eingabe ähnlichen Inhalts, die 1668 Peter Schwartz von Heidelberg aus an den Frankfurter Rath richtete, bei E. Mentzel, »Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.«, S. 95 ff.

II.

Textbuch zu der in oder nach der Ostermesse 1698 von der Veldtheimischen oder Velthenschen Truppe abgehaltenen Rathskomödie:

Salomo,
oder
Die triumphirende Weißheit
Salomonis
In einer Comoedie, nebst einem Prologve,
Das von der Weißheit unterstützte
und erhaltene
Moenopolis
In einem Prologo
Einem hoch- Edlen und Hochweisen
Magistrat allhier zu Ehren und unterthänigem Dancke vor den ihnen allhier in Franckfurt geleisteten
Schutz und gnädige Vergünstigungen, aufgeführt
und gehorsamst dedicirt
Von
Denen bald abgehenden Königl Polnis. und Churfürstlichen Sachsischen Hochteutschen
Comoedianten

Interlocutori,

Moenopolis, die Stadt Franckfurt mit ihren Gratien.
Divinia, der Missgunst.
Tapinesia, die Weißheit mit ihrem Hof.
Hierzu kommen noch
Enyo, die Kriegs-Göttin mit ihren Gesellen.
Eris, die Göttin der Unreinigkeit mit ihrem Geschmeiß.
Dosedira, oder die Zwietracht.

Der Schau-Platz ist eine lustige Gegend
am Strande des Meers.
Moenopolis in einer Wolcke, seitwärts Divinia

Moenopolis

Recit. Beglückter Stand
Darinn ich mich befinde!
Mich hält des Himmels Hand.
Ein schönes Wohl / bekrönet Stadt und Land
Mich treffen keine rauhen Winde /
Beglückter Stand
Darinn ich mich befinde!
Es küssen sich in mir /
Gerechtigkeit und Friede /
Ich lebe für und für /
In stiller Ruh
Mich macht kein Kummer müde
Des Himmels Auffsehn deckt mich zu

Aria.

Unter seinen Gnaden-Flügeln /
Bin ich sicher und bedeckt!
Nichts kan mein Vergnügen hindern /
Nichts kan meine Wohlfahrt mindern /
Denn sein Arm bleibt über mich
Außgestreckt /
Und mein Hertze freuet sich. Da Capo

A 2.

Ballet von Gratien.

Divinia Recit. Ich gräme mich doch noch zu tode /
Da sitzt Moenopolis noch in aller Pracht /
Seht / wie sie sich bey ihrem Himmel-Brode
Stets frohe Stunden macht.
Ach Pein! ach seht doch / wie sie sich ergötzt und lacht.
Ich aber muss mich allezeit
Mit Unvergnügen quälen /
Mein Leben ist ein immerwährendes Entseelen
Bald berst ich noch vor Neid.
Das Weib wird gar zu groß /
Schaut / welcher Stoltz um ihren Scheitel schwebet!
Ach! aber / ich bin nackt und bloß,
Mich wundert / daß Divinia noch lebet.

Aria.

Kommt / ihr schwestern aus der Höllen /
Komme / Enyo steig herauff!
Eris komm du auch zu hauff /
Kommt mit euren Mord-Gesellen /
Helfft mir die Hoffärtge fällen /
Kommt ihr Schwestern aus der Höllen!

Enyo und Eris kommen mit ihrem Geschmeiß hervor

Unter währenden Ballet schiesset jene Pfeile auf Moenopolis, diese bläset einen gifftigen Rauch auf sie.

Moenopolis

(Ihre Wolcke verfinstert sich allgemach)

Wie / welche Noth will mein Vergnügen brechen!
(Es wird finster und erscheinet ein Comet) /
Ach ach! der Himmel ändert sich /
Die schwartzen Wolcken thürmen sich auf mich /
Und wollen mir nichts günges versprechen
(Es blitzt.)
Ach! dieser Blitz schlägt auf mich zu /
(Es donnert.)
Ich fühl sein Feuer in mir brennen /
Kan ich den keinen Port zu meiner Ruh /
In diesem Sturm erkennen?
(Es ist ein Ungewitter)

Divinia.

Reisset / schlaget / haut und stechet /
Stosset / schiesset / schneist und brechet /
Der Hochmüthigen Wohlstand ein!
Solte sie / da wir verderben /
Nicht zugleich auch mit uns sterben?
Dieses geht nicht an, Nein, Nein. Da Capo.

Moenopolis

Wird in ihrer Machine hin und her von ihrer Feinde Knechten gerissen. Und die Finsternüss hält an.

(Das Ungewitter lässt nach)

Aria.

Ach! ich sterbe / gute Nacht /
Meine Rettung bleibt zurücke /
Und ein wiedriges Geschicke
Ist auff meinen Fall bedacht /
Ach ich sterbe / gute Nacht.

A 3

Divinia

(Das Ungewitter fängt wieder an)

Krachet / raset / tobt und schmeisset /
Stöhrt / verheeret werfft und reisset /
Der Hoffärtigen Wohnung ein.
Solte sie bey unsern Schmertzen /
Allezeit vergnüglich schertzen /
Dieses leid ich nicht. Nein Nein /
Krachet / raset / tobt ec. Da Capo.

Zu Moenopolis. Hinfort solst du nicht Moenopolis mehr seyn.
Wer bist du wohl / dass du dich also brüstest?
Du thust als wenn du nicht /
Den Ursprung deines Wesens wüstest /
Die Zeit ist aus. Dein Licht
Soll nun in Dunckelheit verkehret werden /
Ja dein Gedächtnüss schwinde von der Erden.

Moenopolis

Recit. Ach ach! ich weiss nicht wo ich bin!
O Himmel läst du dieses zu
Wo ist sie hin,
Die vormahls mir geschenckte Ruh?

Aria.

Mein Vergnügen ist gestorben /
Krieg und Pest hat es verdorben /
Meine sonst vergnügten Stunden /
Sind verschwunden!

Jedoch / der Höchste kan mir Leben /
Und vorge Krafft gar leichtlich wieder geben.
Ja ja / mein Hertze sagt es mir /
Getrost! Moenopolis verbleib ihm nur getreu /
Sein Arm steht dir auch in den Aengsten bey /

(Die Wolcke fängt an helle zu werden.)

Divinia

Wie, hört ihr nicht /
Was die hochmuthige Zunge spricht?
Das Weib erholet sich von neuen /
Auf auf! verdoppelt eure Pflicht /
Es soll euch nicht gereuen

Aria

Hölle / komm / sperr deinen Rachen /
Mir zu Troste völlig auff!
Doscidira stell dich ein /
Komm beschleunge deinen Lauff /
Meiner Pein
Ein End zu machen.

(Die Doscidira kommt mit ihrem Trost / Und will auff Moenopolis loß gehen / aber es erscheinet die Tapinesia vom Himmel.)

Aria

Zurück ihr Furien, zurück!
Zurück ihr Mord-Gesellen /
Fort / fahret diesen Augenblick
Zur Höllen!

(Enyo, Eris und Doscidira gehen mit Donner und Blitz sammt den Ihrigen unter)

Weißheit zu Moenopolis

Du aber / werthe Braut /
Mit dir ich mich schon lange Zeit vertraut /
Vertrauet und verbunden /
Ertrage mit Geduld die zugefügten Wunden /
Dir werd ich künfftig auch beständig bleiben /
Und deine Sachen treiben /
Der Zufall war auf dich von Gott bestimmt /
Du must bey seinen Füssen
In Demuth und in Niedrigkeit
Die Vater-Ruthe küssen /
Des Unglücks-Feuer hätte dich umglimmt
Umglimmt und eingeschlossen /
Die Lust / die du ehmahls genossen /
Verkehrte sich in Leid
Und in Mühseeligkeit

Aria

Jedoch es ist vorbey /
Die güldnen Zeiten kommen wieder /
Ermuntre die erschrocknen Glieder /
Die güldnen Zeiten kommen wieder /
Der Kummer ist vorbey.

Nun bleib ich allezeit um dich /
Zwar sichtbar wirst du mich /
Hinkünfftig nicht mehr schauen /
Ich habe meinen Sitz
In dem erleuchteten Verstande
Der klugen Väter dieser Stadt genommen,
Durch ihren Witz
Wirst du gar leicht zu vorgen Schimmer kommen.
Du kennst die Zeichen / die ich trage /
Drückt dich die Noth / so gehe nur und klage
Folg aber ferner ihren weisen Schlüssen
Aus solchen werden auf dich zu
Heyl / Seegen / Wohlfahrt, Lust und Ruh /
Vor dich in deinem schönen Lande /
In unerschöpftem Maasse fliessen /
Und glückselig übergiessen.

Schluss-Aria. Chorus

Blühe / grüne reiff und bleibe /
Edles Franckfurt, werthste Stadt!
Heil muss deine Thor verriegeln!
Glück dein Wohlergehn besiegeln!
Wachse unter Gottes Flügeln /
Die Er über deine Mauren gnädigst außgebreitet
hat.
Blühe / grüne / reif und bleibe /
Edles Frankfurt, werthste Stadt!

Grand Ballet von der Tapinesia
Hoff-Stadt.

Hierauf folget die Haupt-Aktion, welche weder hier noch anderswo auf diese Art jemahlen praesentiret worden

und wird betitult

Der König Salomon.
Oder
Die über die Liebe siegende Weißheit
Salomonis.

Welche in zwey Theile eingerichtet worden.

Man wird solche aber sowohl wegen der Menge der Materie, die man seiner Nettigkeit halber nicht gerne einziehen und unvollkommen machen wollen, als auch derer vielen Veränderungen des Theatri wegen in drey besondere Actiones eintheilen müssen und wird den ersten Tag nach Endigung des vorgesetzten singenden Prologi das Jüdische Volk in Jerusalem das Laubhütten Fest begehen. Der Chor singet dabey mit vollständiger Music

Last Paucken und Trompeten klingen /
Und feyert dieses hohe Fest /
Das Gott uns heut erleben läst /
Ermuntert euren Geist mit Singen /
Ihm Opffer zum Altar zu bringen.

Das Jüdische Volck ißt und trincket in seinen Lauberhütten und finden sich wieder Vermuthen des Königes / auch die beyden Heidnischen Printzeßinnen Naema und Taphenes ein / welches aber die Königin Bazima nicht gerne siehet / sondern den König in ihrer Liebe zubehalten suchet. Dieses zu bewerckstelligen / stellet sie zu Ehren Salomo eine Garten-Lust an / weil aber Jerobeam und Rehabeam, deren der erste Taphenes und der andere Mahelat, wiewohl mit ungleicher Erkäntlichkeit lieben / sintemahl Mahelat den Printzen Jerobeam nachgehet / und ihre Gedancken etliche mahl durch nachgesetzte Verse an den Tage giebet

Die Hoffnung schmeichelt mir,
Ich werde glücklich seyn /
Doch / halt ich es dem Hertzen für,
So saget es beständig nein.

Imgleichen.

Meine Sonne will im dunckeln
Mich mit ihrem Schein umbfunkeln.

Durch den Hesed, der sich durch und durch, als einen boßhafften Schalcks-Narren aufführet / [1] bey dem König eingehauen werden / wird ihnen nach scharffer Reprimende verbotten in den Garten der Bazima mit zu erscheinen, nichts destoweniger finden sie sich / jedoch heimlich mit daselbst ein, und gehen in der Dunckelheit zwischen ihnen und Mahelat einige Irrungen für. Unterdessen speiset der König in Bazima Garten / nach aufgehobener Tafel divertiret ihn die Königin mit einem Ballet von Cammer Fräulein / und da der König gutes Muths ist / nehmen Naema und Taphenes die Gelegenheit in acht und invitiren ihn zu ihren Opffern / welches ihnen der König auch zu der Bazima Leidwesen verspricht; Indem sie nun aufstehen und das Frauenzimmer sich wegbegeben will / wirfft der König nach der Morgenländischen Art sein Schnuptuch als ein Zeichen der ehligen Affection und dass sie diejenige sey, die der König liebet / der Bazima zu / welches der Naema sehr verdrisset / aber Bazima um so viel mehr vergnüget / und deßwegen nachfolgende Aria singet.

Lache / du vergnügtes Hertze /
Meine Schönheit hat gesiegt.
Bleibt ihr andern doch zurücke
Und vergönnet mir das Glücke,
Daß die süsse Liebes-Kertze /
Heute mich allein vergnügt,
Lache / du vergnügtes Hertze /
Meine Schönheit hat gesiegt!

Taphenes giebt Hesed einen Brieff an Jerobeam, weil es aber der König in acht genommen, nimmt er ihm solchen und erbricht ihn / unterdessen werden beyde versteckte Printzen von Hesed wahrgenommen und dem Könige verrathen, welcher sie übel anlässet / dass sie seiner Ordre nicht nachgekommen. Worauf sich der König schlafen leget / und die übrigen jeder nach seinem Zimmer zur Ruhe begiebt.

Ahia der verkündigt Jerobeam des HErrn Wort reisset seinen Mantel in 12 Stuck und giebt Jerobeam deren 10 und gehet mit folgenden Versen ab.

Wer auf des Himmels Wegen geht
Der wird zu seinem Glück erhöht /
Doch wo man Lastern hold will seyn /
Da schlägt des Himmels Donner drein.

[1] Hier fehlt offenbar ein Theil eines Satzes oder es derselbe unrichtig abgedruckt worden.

Hesed verkündiget hierauf Jerobeam des Königs Ungnade an / Bazima klage über des Königs Unbeständigkeit, schläfft aber über ihrem Unmuth unter nachfolgender Aria ein

Brechet / ihr berühmten Augen /
Sagt der Erden gute Nacht /
Süsser Schlaaff komm mir zu statten /
Weil der Himmel doch zum Schatten /
Jener Ruhe hat gemacht Da Capo.

Hierzu kommt Rehabeam und läst sich dahin verleiten / daß er die Königin im Schlaffe küsset / wird aber von Naema Taphenes und Jerobeam ertappet / und Bazima von Naema dieser ihrer heimlichen Liebe halber mit dem Sohne übel angelassen / die sich aber möglichst entschuldiget. Jerobeam erzehlet darauf der Taphenes die ihm angekündigte Ungnade des Königes / nglechen was zwischen ihm und Ahia passiret / aber Mahelat behorchet sie / und da Taphenes weg / dringet sie auf ihn mit Bedrohung alle seiner Heimlichkeiten dem Könige zu entdecken / woferne er nicht resolviren würde ihr seine Liebe zu schencken. Jerobeam, ob er sich zwar der Taphenes ergeben, verspricht ihr doch zum Schein / sie zu lieben / darauf biethet sie ihm ihren Palast an / um sich vor des Königs Ungnade daselbst zu verbergen / so er auch annimmt / und seine Gutthäterin mit allerhand verstellten Caressen sicher machet / Mahelat frolockt über ihren Sieg.

Jauchtze singe lach und schertze /
Frohes Hertze /
Amor ist dir Unterthan /
Rosen werden in dem Mayen /
Perlen in dem Sturm gemacht
Wer sich will nach Wunsch erfreuen /
Nimmet Glück und Zeit in acht

Die zurück gekommene Taphenes, die alle diese Liebs-Bezeugung heimlich zugesehen / aber von der Verstellung nichts weiss, beklaget sich sehr wegen ihrer Leichtglaubigkeit bey Jerobeam, und suchet Gelegenheit sich an ihm zu rächen / thut auch solches so bald sie Rehabeam erblicket / und entdecket ihm nicht allein Jerobeams Auffenthalt bey Mahelat sondern auch die von Ahia empfangene Hoffnung zur Israelitischen Krone. Unterdessen kommt Salomo mit Naema zum Chamos Tempel bey welcher Gelegenheit Bazima dem Könige Rehabeamus unbesonnenes Bezeugen entdecket / und da Rehabeam kommt / dem König von dem Vornehmen Jerobeams Part zu geben / wird er ungehört zurückgewiesen Endlich bringet Hesed dem Könige die odieuse Nachricht von Jerobeams Hoffnung zum Israelitischen Reich vor / worüber sich Salomo sehr grämet / und bey Chamos Priestern Rath und Hülffe suchet / und da derselbe darauf bestehet / daß Salomo seinen Printz Rehabeam opffern müsse / verwirfft er solches als was abscheuliches / giebt dabey Benaja Ordre, den Jerobeam todt oder lebendig zu beffern. Naema recommendiret dem Könige zu seiner Beruhigung einen Chamos Priester der ins zukünfftige sehen kan / ob es nun wohl Bazima beweglich wiederrathet / unter andern auch mit nachfolgenden Versen ihre Meinung an den Tage giebet.

I

Was wollen Götzen-Diener wissen /
Da doch ihr Gott selbst nichts versteht /
Sie suchen nur durch leere Lügen
Das Hertz des Königs zu betriegen /
Das leyder! in der Irre geht

2

Der Menschen Glück und Ungelücke /
Beruht allein in Gottes Hand /
Man meide nur die Last der Sünden /
Ein Mittel ist gar bald zu finden /
Dadurch das Uebel wird gewandt.

So gehet die Sache doch vor sich / und der Wahrsager wird vor den König gebracht / er ist aber vom boßhafften Hesed praeparirt / dem Salomo ebenfalls Rehabeamus Aufopfferung zu rathen / und zwar dem Moloch / doch läst er zu / daß es auch anstatt Rehabeams jemand anders seyn könne. Der König läßt den gantzen Hoff losen / und ob sich gleich Hesed aus Furcht getroffen zu werden absentiret, welches er in folgender Aria zu verstehen giebt.

Nein mit solchen Feuer-Spielen,
Hat Rath Hesed nichts zu thun.
Lieber will ich meinen Kragen,
Lieber will ich meinen Magen /
Mit dem besten Wein abkühlen /
Alsdann läst sichs sanffte ruhn. Da Capo.

So muss er doch bald durch einen Pagen verständiget werden / dass ihn das Unglück getroffen / er substituiret aber bald einen Schneider / dem er seine Kleider anziehet / wie er denn dem Moloch so bald unter der Gestalt Heseds geopffert wird.

Grosser Moloch schau doch an /
Was die Andacht hat gethan /
Schütz uns für Gefahr und Plagen.
Dass wir stets von Glücke sagen.

Hie wird der Printzessin Mahelat Pallast vorgestellet. Welche bey noch dämmerichten Morgen in ihrem Nachtzeug zu ihrem Jerobeam gehet / und da die Belohnungen ihrer ihm erwiesenen Treu Aufnahmen und Vergebung seiner Person / ein cassiren will / aber es tritt unverhofft Rehabeam in ihr Zimmer / und giebt Ordre zu haben vor / Jerobeam in die Hände des Königs einzuliefern / Mahelat erschrickt hefftig darüber und suchet Rehabeam durch eine verstellte Liebe zu bewegen / dass er Jerobeam in Sicherheit bringen helffe / so er auch mit der Condition verspricht / Jerobeam kommt darzu / diesen obligiret Rehabeam dahin / dass er an ihn die Mahelat abtrete und überlasse / welches jener würcklich und in der That thut / Mahelat aber als zum Schein gethan / annimmt.

Hesed in Habit eines alten Juden kommt darzu und bringet Jerobeam in Sicherheit / auch auf Jerobeams Begehren die Printzessin Taphenes zu ihm / bey welcher Liebe / Eyfersucht / Verrätherey und Reue seltsame Würckungen haben. Unterdessen kommt Salomo der bißhero nicht bey sich zu seyn geschienen / zu sich selber / und will in Tempel gehen / aber der Hohe-Priester Zadock weiset ihn ab / und zur Busse / worüber sich der König sehr grämet.

Taphenes und Jerobeam in einem alten Gebäude bereiten sich zur Flucht / werden aber von Mahelat gestöhret / dabey findet sich auch Rhehabeam ein wo der Taphenen Printz Jerobeam, dem Jerobeam die Printzessin Mahelat. Der Mahelat aber Printz Rehabeam theils angenehme theils verdriessliche Liebes-Versicherungen geben, Weil aber Hesed der Königin Bazima beyde verhebte Paare verrathen / kommt solche mit ihrem völligen Staat darzu / darüber die Flüchtigen erschrecken / aber mit der Hoffnung außgesöhnet zu werden / von Bazima getröstet und aufgerichtet werden. Wie sie denn die Königin bald vereiniget / und sich folgender Weise gratulirt

Weg Schmertzen und Sorgen!
Der freudige Morgen /
Bricht über mich an /
Mein Phoebus lag nur erst im Meere versencket
Nun steigt er empor /
Aurora kommt / da mich die Schatten gekrancket /
Bepurpurt hervor

Endlich bereuet Salomo seine Ausschweiffung und giebt aller Liebe gute Nacht / pardonnret Jerobeam und Rehabeam, heisset beyder Liebe gut / weiset die verführische Naema von sich und machet der ganzen Action ein vergnügtes Ende. Darauf folget wie bei jedes Actus Ende / ein Ballet, und nach solchem eine lustige

Nach-Comoedie.

Das mitgetheilte Textbuch ist ein Quartheft aus acht Blättern, die auf beiden Seiten bedruckt sind. Besonders wichtige Worte, wie Moenopolis, die Namen der allegorischen Figuren und der Personen der Haupt-Aktion sind in Antiqua, der übrige Text ist in Schwabacher Schrift gedruckt. Der Titel beginnt mit einem Initial. Solche Textbücher vertheilten die Wanderprinzipale vor der Abhaltung sogenannter Rathskomödien von der zweiten Hälfte des XVII. bis über die Mitte des XVIII. Jahrhunderts hinaus an die hiesigen Väter der Stadt und an sonstige Gönner des Theaters. Obwohl nun der gesammte Magistrat zu derartigen, sein Ansehen und seine Bedeutung meist in den schmeichelhaftesten und unterwürfigsten Lobpreisungen verherrlichenden Vorstellungen eingeladen wurde, so bedingt eine solche Aufforderung aber keineswegs den freien Eintritt ins Theater Im Gegentheil, die Väter der Stadt zeigten sich meist grossmüthig bei solchen Anlässen und vergalten die Huldigungen durch »ansehnliche Verehrungen«, das heisst Geldgeschenke, die das Eintrittsgeld weit überstiegen. Der einzige Vortheil, den die Magistratsmitglieder genossen, bestand wohl darin, dass man ihnen bei Rathskomödien die besten Plätze anwies. In Frankfurt scheint der Gebrauch nicht üblich gewesen zu sein, für hohe oder sonst besonders zu berücksichtigende Gönner Stühle zu beiden Seiten der Bühne aufzustellen,[1] wenigstens konnten wir bis zur Mitte des XVIII Jahrhunderts keine Bemerkung darüber finden. Die Bühnen im Ballhause zum Krachbein, in anderen hiesigen Lokalen und in den bretternen Komödienhütten waren doch wohl zu klein, um die hauptsächlich in Frankreich beliebte Sitte, besser gesagt Unsitte, ebenfalls hier aufkommen zu lassen.

[1] R. Prölss, »Geschichte des neueren Dramas« III Bd., S. 296.

Auch wachte die Frankfurter Geistlichkeit viel zu strenge über die hiesigen Bühnen, als dass sich Gewohnheiten auf denselben hätten einbürgern können, die irgendwie zu moralischen Bedenken Anlass boten. Die Stimmung im Rath und im Volke war hier in Folge ständig wiederkehrender Kriegsgefahren in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts noch immer sehr ernst, sie zwang die Komödianten, wenigstens den Schein zu wahren und jedem Anstoss aus dem Wege zu gehen. Je mehr das Jahrhundert seinem Ende zuneigte, desto mehr Schwierigkeiten legte man den Truppen vor Erlangung der Spielerlaubniss in den Weg.[1] Ein Wanderprinzipal musste schon sehr gut empfohlen sein oder gewichtige Fürsprecher haben, wenn es ihm gelingen sollte in jener Zeit in Frankfurt Aufnahme zu finden. Obwohl Johann Velthen (Veltheim) von seiner Kunstthätigkeit in den achtziger Jahren her noch in gutem Andenken in Frankfurt stand, wurde seine Wittwe Katharina Elisabeth in der Ostermesse 1798 doch nicht eher hier zugelassen, bis sich nach wiederholten vergeblichen Bittgesuchen »Seine hochgräflichen Gnaden von Hanau« sehr nachdrücklich für sie verwandten.[2] Die Velthin, wie sie oft in den Frankfurter Akten genannt wird, besass seit 1697 das Kursächsische und Königlich Polnische Privilegium, weshalb sich ihre Truppe damals »die Königlich Polnischen und Churfürstlichen Sächsischen hochteutschen Comoedianten« nannte. Da die berühmte Prinzipalin am Anfange des XVIII. Jahrhunderts wegen erneuter Kriegsbedrängnisse mehrmals abschlägliche Bescheide vom Frankfurter Rath erhielt,[3] spielte sie vor dem Krönungsjahre 1711 nicht mehr in Frankfurt. Zu dieser Zeit fügte die Gesellschaft aber obigem Namen noch den Zusatz bei: »Die Velthensche (oder Veltheimsche) Bande«, weshalb das Textbuch nur aus dem Jahre 1698 stammen kann. Auch eine Vergleichung desselben mit anderen ähnlichen Drucken aus jener Zeit liefert überzeugende Beweise für unsere Annahme. Wo sich der damalige Schauplatz der berühmten Truppe befand, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Möglicherweise spielte sie noch im Ballhause zum Krachbein, jedoch wahrscheinlicher ist, dass sie sich bereits in einem bretternen Musentempel eine eigne, für das im letzten Dezennium des XVII Jahrhunderts ungemein fortgeschrittene Dekorationswesen besser passende Bühne errichtete. Zum grössten

[1] Siehe die darauf bezüglichen Rathsbeschlüsse in den Bürgermeister-Büchern und Rathsprotokollen von 1690—1700.

[2] R. S. April 1698.

[3] R. S. September 1705, B. B. 3. September 1705 und R. S. August 1706 und B. B. 12. August 1706.

Kummer der Geistlichkeit wurde das Theater der Velthin in und nach der Ostermesse 1698 sehr stark besucht. Das Prediger-Ministerium beschloss deshalb am 11. Mai und 22. Juni beim Rathe gegen den ungescheuten Besuch des Theaters zu wirken.[1] Jedoch die kluge Prinzipalin umschiffte diese Klippe glücklich durch das Anerbieten, jeden Morgen den Herrn Praedikanten die aufzuführenden Stücke vorlegen zu wollen.[2] Der Vorschlag wurde angenommen, strenge Censur geübt, allein, soweit die Akten Aufschluss geben, in keinem Falle gegen die Wittwe Velthens eingeschritten. Um jene Zeit schrieb ein ungenannter Frankfurter, es wäre Schade, dass solche Komödien nicht in der Barfüsserkirche gehalten worden seien, massen solche mehr Erbauung könnten zu Wege bringen als die Predigten,[3] welcher freimüthige Ausspruch sich nur auf die Vorstellungen der berühmten Velthenschen Truppe beziehen kann. Obwohl die Prinzipalin auch dem Zeitgeschmack Rechnung tragen musste, so scheint sie sich doch hier sehr strenge Grenzen gesetzt und hauptsächlich Stücke biblischen Inhalts gegeben zu haben. Bestimmte Nachrichten über ihren damaligen Spielplan waren bisher nicht aufzufinden. Die erste sichere Mittheilung darüber bringt das vorgedruckte Textbuch zu der 1698 von ihr gegebenen Rathskomödie. Schon das dem eigentlichen Stücke vorausgehende allegorische Vorspiel bekundet hinreichend, welch umgestaltenden Einfluss die Oper seit etwa vierzig Jahren auf die Vorstellungen wandernder Mimen ausübte. In diesem scenischen Prolog werden Arien und Chorlieder gesungen, wird Ballet getanzt und bereits so viel raffinirter Prunk des Maschinen-, Beleuchtungs- und Dekorationswesens entfaltet, dass man bei der Bühne der Velthin unbedingt die damals neuesten theatralischen Einrichtungen voraussetzen muss. Besonders beweglich scheinen die Flugmaschinen gewesen zu sein; denn sonst wäre ein Kampf zwischen den bösen Göttinnen Enyo und Eris und der Vertreterin Frankfurts, Moenopolis, die doch in einer Wolke schwebte, gar nicht möglich gewesen. Der Schauplatz, eine lustige Gegend am Strande des Meeres, wurde ganz sicher durch dementsprechende Coulissen und eine dazu passende Perspektive markirt, trotzdem war aber die alte Eintheilung der Bühne in einen vorderen und hinteren Spielplatz noch immer gebräuchlich.[4] Musik hob einen Theil der ungelenken und geschmack-

[1] B. B. 13. Januar und 11 Mai 1698, auch Becker, »Beiträge zur Kirchengeschichte der ev. luth. Gemeinde zu Frankfurt a. M.«, S. 163.

[2] R. S. April und August 1698, B. B. 16. Aug. 1698.

[3] Becker, »Beiträge zur Kirchengeschichte etc.«, S. 163.

[4] Vergl. L. Devrient, »Geschichte der deutschen Schauspielkunst«, Bd. I., S. 259

losen Verse, während ein anderer wohl nur eine melodramatische Begleitung fand. Das Vorspiel, in dem Moenopolis, die Mainstadt, von den allegorischen Gestalten der Missgunst, des Kriegs und der Uneinigkeit hart bedrängt wird, um schliesslich unter dem Beistande der Weisheit diese Feinde zu besiegen und sich zu neuer Blüthe aufzuschwingen, ist von demselben unterwürfigen Geiste durchdrungen wie ähnliche mythologische Vor- und Zwischenspiele, in denen die Komödianten ihren fürstlichen Herren, den Stadtoberhäuptern oder sonstigen einflussreichen Personen damals zu schmeicheln oder verblümte Huldigungen darzubringen suchten. Da die Existenz gar vieler Truppen von dem Machtworte eines fürstlichen Gebieters oder von der Erlangung der Spielerlaubniss in bedeutenden Städten abhing, erniedrigten sich die Komödianten oft zu einer geradezu widerwärtigen Schmeichelei, um sich das Wohlwollen ihrer Gönner zu erhalten. Und ihre Lobgesänge, ihre stark aufgetragenen, rühmenden Anspielungen, ihre in allen möglichen Verkleidungen und Verblümungen sich hüllende Dankbarkeit und Ehrerbietung muss an den betreffenden Stellen auf guten Boden gefallen sein; denn sonst wäre es ja gar nicht möglich gewesen, dass diese Gattung der allegorischen Vor- und Zwischenspiele bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus hätte Mode bleiben können.[1] Fürsten und Fürstinnen wurden in der Gestalt von Göttern und Göttinnen gefeiert, Rathsherren oft in plumper, lächerlicher Weise als die Vertreter der Weisheit, Gerechtigkeit und Milde gepriesen. Es fiel deshalb gewiss nicht auf und wurde huldreich entgegengenommen, als die Weisheit am Schlusse des Prologs zu Moenopolis sagte, sie selbst werde zwar verschwinden, aber sie habe ihren Sitz in dem erleuchteten Verstande der klugen Väter Frankfurts genommen. Moenopolis möge darum nur deren weisen Schlüssen folgen, wenn ihr Segen, Wohlfahrt, Lust und Ruhe zu Theil werden solle.

Die Wittwe Velthens war eine tüchtige und in erster Linie federgewandte Frau. Sie verfertigte nicht nur viele ihrer Bittschriften selbst, sondern soll sogar den dem Theater feindlich gesinnten Magdeburger Prediger Johann Joseph Winkler in einer von ihr verfassten Apologie widerlegt haben.[2] Jedenfalls besass sie das Zeug, um nach vorhandenen Mustern ein Vorspiel wie »Moenopolis oder

[1] Eine Anzahl allegorischer Festspiele, die von etwa 1725—1760 zu Ehren des Rathes in Frankfurt gegeben wurden, haben sich erhalten. Einige sind abgedruckt in E. Mentzel, »Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.« (Beilagen).

[2] H. Schmid und Dyck, »Chronologie des deutschen Theaters«, Leipzig 1775, S. 39.

die triumphirende Weisheit« schreiben zu können. Derartige Stückchen wurden übrigens von den Wanderprinzipalen mehrmals benutzt und mit entsprechenden Abänderungen in verschiedenen Städten zur Darstellung gebracht. Wenn die in den allegorischen Vorspielen der Rathskomödien in Frankfurt geschilderten Zustände und Persönlichkeiten der Wirklichkeit entsprochen hätten, dann wäre es allerdings für Einheimische und Fremde eine Wonne gewesen, hier zu leben, dann musste das Gebiet der alten Reichsstadt damals für ein in jeder Hinsicht reich beglücktes Fleckchen Erde gelten. Jedoch leider konnte das wirkliche Leben nur höchst selten einmal als Urbild für jene lockenden dramatischen Bilder dienen. Wohl grünte und blühte Frankfurt, wohl nahm sein Wohlstand nach jedem durch politische oder sonstige Verhältnisse herbeigeführten Niedergang wieder einen neuen Aufschwung, allein Gerechtigkeit, Milde und Weisheit hatten nicht immer ihren Sitz in den Häuptern und Herzen der Rathsmitglieder, auch mochte der Bedrückte gar oft vergeblich nach jener edlen Unparteilichkeit suchen, die, wie es einmal in einem Vorspiel zu einer Rathskomödie in den vierziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts heisst, »die höchste Ehrenkrone derer erleuchteten und allzeit ohntadelichen Väter der Stadt« war.

Ob für die in der Rathskomödie 1698 aufgeführte Hauptaktion »Der König Salomo oder die über die Liebe siegende Weisheit Salomonis« derselbe Text zu Grunde lag wie dem Wiener Scenarium »Von der großen Weisheit des Königs Salomonis«[1] vermögen wir nicht festzustellen. Das Letztere enthält viele Liebesintriguen, doch auch den berühmten Urtheilsspruch Salomos, der in der Frankfurter Vorstellung augenscheinlich nicht vorgekommen ist. Möglicherweise schliessen sich beide an ein Vorbild an, dessen Inhalt die Prinzipale nach Belieben abänderten. Wir können hier keine weiteren Vergleiche zwischen beiden Benutzungen des biblischen Textes anstellen und nur die Frankfurter Fassung der Aktion in Betracht ziehen. Wie das Textbuch bekundet, waren die Komödianten »wegen Menge der Materie und den vielen Veränderungen des Theatri« nicht im Stande, das grosse Stück auf einmal zu spielen. Es musste deshalb in zwei

[1] Enthalten in Schlager, »Wiener Skizzen aus dem Mittelalter«. E. Devrient, »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« Bd. I, S. 296 ff. bespricht das Wiener Scenarium, in dem mit Ausnahme eines einzigen Auftritts alle Scenen zwischen Salomo und der lustigen Figur nur dem Inhalte nach angegeben sind. Den im Dialog ausgeführten Auftritt zwischen Salomo, Jerobeam, Rehabeam und Hanswurst bringt Devrient. Es fällt auf, dass die lustige Figur in Wien Hanswurst, in Frankfurt Hesed heisst.

Theile eingerichtet, also auch in zwei Vorstellungen gegeben werden. In der ersten gingen das Vorspiel und alle diejenigen Auftritte in Scene, deren Inhalt der Zettel schildert. Da die triumphirende Weisheit Salomos gezeigt werden sollte, muss man allerdings erwarten, dass im zweiten Theile der Aktion mehr Beweise dafür erbracht wurden als in deren erster Hälfte. Nach der Inhaltsangabe zu urtheilen, lässt sich Salomo in dieser weit mehr von seinen Sinnen als von der Weisheit beherrschen. Sein Verhalten gegen die heidnischen Priester ist geradezu unmännlich, das Schwanken zwischen seiner Gattin Bazima und der Heidin Naema kennzeichnet ihn als Schwächling. In Augenblicken, die seine Weisheit und seinen Heldenmuth herausfordern müssten, z. B. als er die Botschaft erhält, er würde den grössten Theil seines Königsreichs an Jerobeam verlieren, und als er vom Hohenpriester Zadock von der Thüre des Tempels zurückgewiesen wird, zeigt er weder Klugheit noch Thatkraft, sondern »grämet sich nur sehr.« Der Salomo dieser Aktion hat keinen der grossen Züge, die sein biblisches Vorbild wenigstens in dem besten Mannesalter auszeichnen, er ist ein öder Geselle, ein verweichlichter Orientale, der, wie es ja einst der alternde Salomo wirklich that, sich von Weibern und berauschenden Festlichkeiten, doch keineswegs von weisheitsvoller Ueberlegenheit beherrschen lässt. Freilich, einen solchen König bedurfte das Stück, damit die Berechtigung vorhanden war, alle möglichen Aufzüge, Ballets und sonstiges opernmässiges Gepränge vorzuführen Auch wurde durch ein Schattenbild von einem Herrscher dem Schalksnarren Hesed viel mehr Gelegenheit zu lustigen Streichen und wirksamen Spässen geboten. Nur in einer Scene ermannt sich Salomo ein wenig: er entreisst Hesed einen Brief, dessen Inhalt ihm unbekannt bleiben sollte, und »lässet« die beiden versteckten und ihm vom Narren verrathenen Prinzen »übel an«. Sonst ist der Salomo der »Haupt-Aktion« eine Marionette, die von den anderen Figuren in Bewegung gesetzt wird. Jerobeam und Rehabeam thun sich ebenfalls mehr als Helden von galanten Liebesabenteuern denn als wirkliche Männer hervor. Es müssen trotz der vielen Verwechslungen, Intriguen und Liebesirrthümern, die zwischen ihnen und den beiden heidnischen Prinzessinnen Taphenes und Mahelat stattfinden, ebenso verschwommene Gestalten gewesen sein wie der Prophet Ahia, dessen einzige That die symbolische Zerreissung seines Mantels ist. Die Frauenrollen scheinen nicht minder individuellen Lebens entbehrt zu haben als die männlichen Partien. Sowohl Bazima, wie es scheint Salomos zweite Frau, als auch Naema und die heidnischen Prinzessinnen Taphenes und Mahelat sind Schab-

lonenfiguren, die mit den galanten und intriganten Hirtinnen und Göttinnen aus den Schäfer- und mythologischen Spielen jener Zeit auffallende Aehnlichkeit besitzen. Sie gehen immer darauf aus, ihre Geliebten durch List, Schelmerei und alle möglichen sonstigen Mittel an sich zu fesseln und spielen manchmal zur Verwirrung Anderer verfängliche Doppelrollen, um ihr Ziel desto eher zu erreichen.

Die wirksamste Gestalt des ganzen Stückes war jedenfalls der Schalksnarr Hesed, der sich überall in die Handlung mischte, boshafte Streiche ausübte und sich schliesslich noch durch einen ebenso lustigen als kecken Einfall aus verzweifelter Lage rettete. Das damalige Publikum erwartete von der lustigen Figur überraschende Schelmenstückchen; es wird sich deshalb köstlich amüsirt haben, als der in Heseds Kleider gesteckte Schneider statt des schlauen Narren dem Moloch geopfert wurde.

Aus dem bunten Geranke verschlungener und verworrener Begebenheiten lässt sich der eigentliche Kern der Handlung dieser »Haupt-Aktion« schwer herausschälen. Er bestand wohl darin, zu zeigen, dass Salomo durch seine Neigung zu Pracht, Luxus und Wollust, besonders aber durch seine Schwäche gegen heidnische Frauen, deren Götzendienst er nicht allein gestattete, sondern sogar theilte, das Strafgericht Gottes auf sich und sein Geschlecht herabrief. Einstweilen tritt aber dasselbe noch nicht in Kraft, lösen sich alle Wirnisse in allgemeine Befriedigung auf, weil der König seine Ausschweifungen bereut, »aller Liebe gute Nacht giebt«, also zuletzt die Weisheit über die Sinnenlust triumphiren lässt. Auch Jerobeam, den doch der Prophet bereits als den Nachfolger Salomos bezeichnete, wird »pardoniret«, und die ganze Aktion nimmt ein vergnügtes Ende.

Obwohl das Stück sich als eine ziemlich freie Umbildung eines biblischen Stoffes darstellt und eine Menge Liebesverwicklungen aufweist, war doch der Inhalt im Ganzen recht harmlos. Die Herren Praedikanten brauchten also um so weniger gegen die Aufführung desselben einzuschreiten, als Moral und Religion ja als Sieger aus der Bedrängniss hervorgehen und sogar da und dort, hauptsächlich in einigen, wie wenig gelungene Gesangbuchsverse klingenden Arien, ein Anlauf genommen wird, dem Stück einen kirchlichen Anstrich zu verleihen. Dass neben Gott auch Phöbus und Aurora genannt werden, pathetische Anspielungen, die aus den Opern und mythologischen Festspielen jener Zeit in die sogenannten Haupt-Aktionen übergingen, wird bei den Geistlichen weiter keine Bedenken erweckt haben. Staunen freilich muss man über die Zulassung der vielen Ballette, deren Ausstattung allerdings keinen so verführerischen Reiz

besass als die heutigen Tänze ähnlicher Art, aber doch immer auf die Sinne wirkte. Wie sehr in der Haupt-Aktion »Salomo oder die triumphirende Weisheit« dem herrschenden Zeitgeschmack gehuldigt wurde, beweist allein der Hinweis, dass die Königin Bazima, um sich Salomos Liebe zu erhalten, eine »Garten-Lust« veranstaltet, das heisst eine jener ländlichen Festlichkeiten, wie sie auch in den damals beliebten Schäferspielen vorkamen. Alle zu jener Zeit vorhandenen Mittel des Beleuchtungs-, Dekorations- und Maschinenwesens wurden aufgeboten, um derartige Ausstattungsscenen glänzend zu gestalten. Musikalische Begleitung, Tanz und sogenannte prächtige Kostüme mussten diesen Eindruck noch erhöhen helfen

Wie in dieser Haupt-Aktion so wird wohl auch in anderen Vorstellungen der Velthenschen Truppe Musik und Gesang damals eine Hauptrolle gespielt haben. Die Gesellschaft zählte 1698 fünfundzwanzig Personen,[1] von denen wenigstens die ersten Darsteller und Darstellerinnen stimmlich begabt und auch einigermassen musikalisch gebildet gewesen sein müssen. Schon allein aus dem Verhalten des Rathes gegen die Velthin geht hinreichend hervor, in welchem grossen Ansehen sie und ihre Leistungen 1698 hier standen Die Prinzipalin zahlte pünktlich ihre Abgaben, erbot sich wegen guter Einnahmen, wöchentlich noch etwas Besonderes für die Armen zu thun, und befand sich überhaupt in so geordneten Verhältnissen, dass sie auch in Bezug auf die Kostüme und sonstigen theatralischen Zuthaten den verwöhnten Frankfurtern das denkbar Möglichste zu bieten im Stande war. Doch wenn die Wittwe des berühmten Magisters auch von den besten Kunstvorsätzen erfüllt war, gegen Zeitströmungen vermochte auch sie sich nicht aufzulehnen Sie war genöthigt, noch die lustigen Nachspiele zu geben, wie sie schon zur Zeit der englischen Komödianten Mode waren, sie konnte sich dem Einfluss der Oper auf das Schauspiel nicht entziehen und musste schliesslich bewusst oder unbewusst jene ungeheuerliche Gattung von Stücken fördern helfen, die im ersten Drittel des XVIII. Jahrhunderts die Bühne beherrschten und ein ebenso geschmackloses als widersinniges Gemisch von bombastischen Redensarten hoher Personen, von lose an einander gereihten Scenen, die eine grossartige oder weltbewegende Handlung veranschaulichen sollten, sich jedoch meist nur als einen platten Dialog darüber darstellten. Die Fabel des Stückes wurde durch dekorative Beigaben, durch opern- und balletartige Zuthaten, durch geschnörkelte Arien, Tänze, Feuerwerke und Festzüge »schön garniret« und durch

[1] R. S. April 1698, B. B 16. April 1698.

die Spässe und Schwänke des Hanswurst, der neben den steifen, gespreizten hohen Herrschaften wenigstens als erfrischende Gestalt wirkte, einigermassen belebt. Viele Scenen, in erster Linie die lustigen, sollen in den Haupt-Aktionen oder Haupt- und Staats-Aktionen extemporirt worden sein. Ob dies bereits in der triumphirenden Weisheit Salomonis der Fall war, wissen wir nicht, doch so viel steht fest, dass dies Stück eines uns nicht bekannten Autors bereits alle Elemente eines Werkes dieser dramatischen Gattung in sich vereinigt. Die Haupt-Aktionen oder Haupt- und Staats-Aktionen waren meist wüste, formlose und trotzdem mit einer gewissen Pedanterie zusammengeschraubte Dramen, aber es lässt sich nicht leugnen, dass sie schon allein wegen der Anziehungskraft der lustigen Figur im ersten Drittel des XVIII. Jahrhunderts die einzigen volksthümlichen Stücke gewesen sind. Was man jedoch über diese seltsamen Machwerke weiss, bewegt sich noch immer viel zu viel auf dem unsicheren Gebiete der Vermuthungen und gewagten Schlusse. Programme und sonstige gedruckte oder geschriebene Dokumente, die uns über diese missrathenen Kinder deutscher Muse neuen Aufschluss geben, sind deshalb für die Klarstellung jenes Abschnitts der deutschen Theatergeschichte höchst wichtige Funde.

Ziehen wir noch schliesslich einen kurzen Vergleich zwischen der Aktion »Die standhaffte Mutter der Machabaer« und der Haupt-Aktion »Der König Salomo oder die triumphirende Weisheit Salomonis«, so muss zugegeben werden, dass das erste Stück durch die vielen blutigen Vorgänge darin zwar roher und grausiger erscheint, dagegen aber eine straffere Handlung und einheitlichere Fassung aufweist. Die opfermuthige Heldenmutter war ohne Zweifel eine viel wirksamere und dramatisch bedeutendere Gestalt als der gänzlich verzeichnete, schattenhafte König Salomo. Das bunte, um die Fabel geschlungene Gewebe von opermässigen Zierrathen mochte in der Frankfurter Rathskomödie von 1698 wohl die Schaulust befriedigen, aber es trug auch schon viel dazu bei, den Geschmack zu verderben und die Weiterentwicklung des deutschen Schauspiels zu hemmen. Das Textbuch der Velthenschen Truppe beweist deshalb keineswegs einen Aufschwung gegen frühere Zeiten, es stellt sich vielmehr als ein bedenklicher Rückschritt dar. Man merkt bereits sehr deutlich an ihm, dass die Zeit beginnt, in der die edleren Keime des Dramas für Jahrzehnte in den Schlamm trüber Gährungen versinken sollten.

* * *

III.

Textbuch zu der von der Veldtheimschen Bande 1711 gegebenen Festvorstellung nach der glücklichen Landung des erwählten römischen Königs Karl VI. in den unweit Genua gelegenen kleinen Häfen Finale und Vado.

Zum besseren Verständniss der historischen Grundlage des Textbuches diene die Mittheilung folgender wichtigen Daten aus Karls VI. Leben. Er war geboren 9. Oktober 1685 als Sohn Kaiser Leopolds I. und dessen dritter Gemahlin Eleonore Magdalene von der Pfalz. Im Jahre 1706 bestieg Karl als Karl III. den spanischen Thron. Am 17. April 1711 starb Joseph I. ohne männliche Erben, weshalb Karl als dessen jüngerer Bruder zum Kaiser gewählt und gekrönt wurde. Von Barcelona aus, wo er mit seiner Gemahlin Elisabeth Christine von Braunschweig residirte, segelte Karl am 26. September 1711, von der englischen und holländischen Flotte begleitet, nach Italien. Wie das Krönungsdiarium berichtet, landete er am 9. in Porto Vado, begab sich am 11. Oktober nach Genua und fuhr am 12. mit der Post über Campo Marone, Ottagio, Novi, Tortona, Pavia nach Mailand. Dort blieb er bis zum 10. November und reiste dann über Lodi, Mantua, Innsbruck nach Frankfurt, wo er am 22. Dezember 1711 gekrönt wurde. In Vado betrat also Karl als erwählter römischer Kaiser nach der Seereise den ersten Boden, der nicht unter spanischer Herrschaft stand, weshalb seine dortige Landung als ein besonders freudiges Ereigniss aufgefasst wurde. Die Zeitungen brachten darüber ausführliche Berichte, und die Komödianten nützten diese wichtige Begebenheit aus, einestheils um sich an gewichtiger Stelle beliebt zu machen, anderntheils um ihre Kasse zu bereichern. Da immerhin ziemliche Vorbereitungen zu der angekündigten Festvorstellung nöthig waren, glauben wir nicht, dass sie vor Ende Oktober 1711 standfand. Das nun folgende Textbuch (12 Seiten in Folio) ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur an die Mitglieder des Rathes und andere gewichtige Persönlichkeiten von Frankfurt und von auswärts abgegeben worden

Auff hohes Begehren
Wird
Der Sinn-reiche Pracht
Derer
Franckfurtischen Freuden-Bezeugungen /
über
Die / (dem Himmel sey Danck) glückliche Debarquirung des Neu-erwehlten
Römischen Königes
Und
Käysers

Zu

FINALE und VADO,

Der erwünschten Zeitung und Einer Edlen / Wohlfürnehmen Bürger- und Kauffmannschafft dieser weit-berühmten Kayserl Freyen und des Heil. Römischen Reichs / Wahl- und Handels-Stadt/Franckfurt am Mayn zu Ehren auff einen köstlichen/gantz neu-erfundenen, durch und durch illuminirten/und in allen Stücken Oper-mässigen Theatro, Eine extraordinair-rare/hier noch niemahls so præsentirte/und gewiß sehens-würdige

ACTION,

genannt

Das auff einen Diamantnen Grund / in Stein und Marmor eingeprägte Andencken / einer versprochen- und ungebrochenen Bundes-Verpflichtung /

Oder

Der auff eine recht entsetzliche Weiß bestraffte tyrannisirende Hochmuth an der Person Orismanna Königin in Böhmen,

Oder

Der durch den Außspruch des Oraculi von dem Pflug weggenommene und mit einer Durchlauchtigsten Zigeunerin auff dem Böhmischen Thron erhabene Printz Sigislaus. Vermittelst welcher Action, die Arrivée und Ankunfft höchst-gedachter Seiner Majestät vorgestellet werden soll / als die hervorragende Hoffnung des Vatterlandes

Unter dem Bilde

No. 1. Derer vortrefflichsten Tugenden /
No. 2. Derer Welt-bekannten Helden-Thaten des Herculis,
No. 3. Derer noch niemals gesehenen sieben Wunder-Wercke der Welt.

Von denen Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Hof-Comödianten genannt

Die Veldthemnische Bande /

In gehöriger Submission vorgestellet werden.

Nach Endigung dieser gantz ungemeinen Piece, soll der Beschluss mit einer lustigen Nach-Comödie gemachet werden, genannt

L'Amour Medecin, oder Amor der beste Artzt

Der Schau-Platz ist auff dem Zimmer-Platz / bey dem heissen Stein / und soll heute præcise um 4 Uhr angefangen werden

* * *

NEhmt an / Hochwerthester / von Dienst-ergebnen Knechten /
Was ihre Demuths-Pflicht in eure Häuser legt /
Ach daß die Hände doch / Weyrauch und Ambra brächten /
Worinnen die Natur und Kostbarkeit geprägt.
Doch nein / ein schlecht Papier / soll das jetzund ersetzen /
Was dem Geschencke hier an seinem Prachte fehlt,
Man wird es aber auch der Auffnahm würdig schätzen /
Nachdem es / CARL ist da / zur Losung sich erwehlt.
Die Freuden-volle Post / so da mit frohen Zungen
Final und Vado schon / der gantzen Welt ertheilt /
Hat auf dem Horizont von Franckfurt sich geschwungen /
Und Fama ist dem Mayn fast fliegend zugeeilt.

Der neu-erwehlte CARL folgt nunmehr dem Verlangen /
So unser Vatterland nach seiner Ankunfft zeigt,
ER ist schon im Begriff den Scepter zu empfangen /
Der sich nach Wahl und Schluss zu seinem Throne neigt.
Die Zeitung ist beliebt / der Wunsch ist eingetroffen /
Den LEOPOLD vor längst dem Himmel zugeschickt,
Gantz Teutschland wartet auff / die Thore stehen offen /
Biß daß man diesen Held in seinem Zug erblickt
Und die frohe Post hat unsre Bühn bewogen /
Daß sie zu ihrem Ruhm ein Schau-Spiel angestellt,
Dir Franckfurt wird dadurch ein Glücke zu gezogen /
Vor welchen schon der Feind auf bloße Knie fällt.
Drum gönne unsrer Bühn / das / was sie wohl verdienet /
Weil sie die halbe Welt in ihrer Freude weist,
Wenn man an JOSEPH denckt / und CARLES Name grünet /
So wirst du Franckfurt auch dem Phœbo gleich gepreist
Es blüht dein Ehren-Ruhm / und deiner Bürger Ehre
Wird nun auf einen Felß der festen Hoffnung stehn,
Der Himmel gebe nur / dass sich dein Wachsthum mehre /
So wird man deinen Preiß in Schrifft und Marmor sehn.

Hochehrteste Herren und Leser.

MAn lieset von denen Carthaginensern / dass gleich wie sie sich ihn ihren mehresten Verrichtungen / als auffrichtige Freunde derer Tugenden / und sonst beliebter Auffführungen erwiesen / sie auch sonderlich ihre Gelassenheit in Krieges oder anderwärtigen Avanturen zu erweisen gewohnet gewesen, Indem sie zu solcher Zeit die Mauren ihrer Städte mit schwartzen Tuche behänget / und also auff solche Weise das Missvergnügen ihrer Gemüther an den Tag geleget. Nun ist es nicht ohne / dass das allgemeine Verhängniss / die nicht und Unbeständigkeit des vergänglichen Glückes der gesammten Sterblichkeit / mit fast unauslöschlichen Buchstaben bereits eingepräget, sogar / dass auch der zu seiner Zeit löbliche Kayser Ludovicus Pius, sich ein unsterbliches Andencken erworben dass er sich zu seinen Wahl-Spruch die Wort erwählet.

Omnium rerum vicissitudo

Es herscht der Unbestand in allen unsern Sachen /
Wer wolte sich darauff dann grosse Hoffnung machen.

NIchts destoweniger ist zu bedauren / dass die wenigsten unter denen Menschen so ruhmwürdigen Fussstapffen zu folgen sich entschliessen wollen oder können und sich also / nach dem Meer / als zu wahren Außspruche des berühmten Marggraffens Virgiglio Maluezzi / betriegen / wenn sie glauben / dass der Mensch in der zeitlichen Vergnügung beständig ruhen und leben könne. Denn ob gleich wehrtestes Franckfurt / deine vergnügte Gräntzen / von der unangenehmen Gegenwart des bluthdürstigen Martis befreyet gewesen, so hat dich dannoch der unwiedertreibliche Schluss der Natur / durch den tödtlichen Hintritt / des zu seiner Zeit ruhmwürdigst regierenden Kaysers / Josephi / glorwürdigstes Andenckens / in eine solche Traurigkeit gesetzet / das deine gesamte Inwohner den Unbestand der Zeitlichkeit / an einen leyder schmertzhafften Exempel zur Genüge gelernet haben. Nun haben zwar gegenwärtige Gedancken / nicht das Absehen / von neuen die Wunden der darüber zugestossenen Betrübnis / zu rühren, ungeachtet mehr als zuwahr / das durch solchen Fall / die Unterthanen ihren Landes-Vatter / die hohe Bunds Genossen ihren Freund /

Europa seinen Beschützer, ja der gantze Erd-Kreiss seinen grösten Fürsten verlohren. Dennoch kan ich nicht umhin wehrtestes Franckfurt / öffentlich zu sagen / dass du mit den grössesten Ruhme in die obenerwehnte Fußstapflen / derer leydtragenden Carthaginenser getreten / und uber den ergangenen Fall / der hohen Eyche zu Basam / ich meine seiner Weyland Kayserl. Majestät / Josephi, glorwürdigsten Andenckens / deine Häuser mit Boy umhangen / deine Inwohner in Flor verhüllet / und die Gassen deiner Stadt mit Cypressen umpflantzet. Nach dem es aber dem Höchsten gefallen durch die glücklich ergangene Wahl eines neuen Römischen Kaysers / dein trauriges Ejulate, in ein frolockendes Jubilare zu verwandeln / auch nunmehro die Zeit herbey kommet / in welcher dieses neu-erwählte Kaysers-Haupt gekrönet / und auff den Thron von Teutschland gesetzet werden soll. So ist es ja die höchste Billigkeit / dass Stadt und Unterthertan / die Freude ihres Hertzens / durch ersinnlichste Freudens-Bezeugungen öffentlich darzulegen sich befleissiget. Zumahl da die jüngst gehabte Zeitung / aus Mayland alle gut Oesterreichische Gesinnte / von der glücklichen Ankunfft / des neu Erwählten Röm. Kaysers zu Vado / und alldort ergangenen Debarquirung / mit solchen Vergnügen benachrichtiget / dass ob gleich der Welt-schreckende Colossus der feindseeligen Maschinen / darüber zu stincken beginnet / die hervorragende Spitzen der Franckfurtischen Thürme dennoch gantz freudig zu stehen scheinen. Und an dieser so allgemeinen Freude / worinnen diese Stadt Franckfurt / ja dass gantze Vatterland Teutscher Nation bey der jetzigen Zeit gesetzet wird / will heut abermahl die Schau-Bühne / derer Königlichen Pohlnischen Churfürstl. Sächsischen Hoff-Comödianten ihren unterthänigsten Antheil zu nehmen sich bemühen. Die Spartaner hatten unter andern auch dieses Gesetze dass derjenige / welcher nicht / das Zeichen einer Lantzen auff seiner Brust truge / vor keinen Spartaner gehalten wurde. Gewiss / werthestes Franckfurt / es ist unmöglich / das es unsere heute / der Kayserl. Wahl zu Ehren abermahl eröffneten Schau-Bühne / an Liebhabern fehlen solte / nachdem sich deine Inwohner nun selbsten das Gesetz erwählet / denjenigen vor keinen Teutschen zu halten / welcher nicht dem Allerdurchleuchtigsten Nahmen / des neu erwählten Römischen Kaysers auff seiner Brust wird sehen lassen. Und eben diese gegen das höchstlöbliche Hauß Oesterreich / unverbrüchliche Treu / hat wie schon gedacht die heute eröffnete Schau-Bühne derer Königlichen Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Hoff-Comödianten bewogen / dass sie die heutige extraordinarie Comödie einer Edlen / und wohlfürnehmen Bürger / und Kauffmannschaft dieser weit-berühmten Kayserl. Freyen und des Heiligen Römischen Reichs Wahl und Handel-Stadt / Franckfurt am Mayn / in gehöriger Submission zu dediciren / sich entschliessen wollen. Gleichwie nun der Inhalt dieser sehens würdigen Haupt-Action kein anders Absehen hat / als dass sie die glückliche Debarquirung / seiner Majestät / des neu-erwählten Römischen Kaysers / zu Finale und Vado / mit frolockendem Schalle bekandt machen / und gleichsam einen emblematischen Herold / der noch bey der Solennität der bevorstehenden Crönung / außgesetzten Freuden Bezeugungen vorstellen soll, also lebet man auch der ergebnesten Hoffnung / das unser Theatrum die Ehre einer angenehmen und zahlreichen Gegenwart geniessen werde / zumahl / da diese gantze Stadt heute eingeladen wird / auff eine Comödie / welche unter keinen Comödianten ihres gleichen haben muss / und Oper mässig auffgeführet werden wird.

Nun wehrt geschätzte Stadt Franckfurt / wenn andere Federn gantze Ströme wohlgemeinter Wünsche vor die Wohlfahrt deiner Bürger- und Kauffmannschaft zu ergiessen sich rühmen, so erlaube dennoch auch uns dass unsere Devotion nur einen kleinen Bach in dieses / grosse Meer fliessen darff / lebe unter der Beschirmung des Höchsten / und unter dem Schutz des neu-erwählten Kayser CAROLI in allen Flor und Auffnehmen zu langen Zeiten wohl, kein herbers Verhängnis müsse dem

so wohl gegründes Glück und Vergnügen / das du bereits besitzest oder nach verwartest / kräncken oder verstören.

Den Anfang zu dieser vortrefflichen Haupt-Action / machet die Fama, welche aus der Lufft / auff einen prächtigen Himmels-Wagen / von zwey Schwanen gezogen / hernieder fährt / und vermittelst einer angenehmen Music die Ehre der Stadt Franckfurt / und Juren hochansehnlichen Bürger und Kauffmannschafft in folgender anmuthiger Arie bekand machet.

1

IHr Musen, versammlet die Chöre /
Nehmt Seiten und Geigen zur Hand,
Macht Franckfuhrts erhabene Ehre /
Bey dienstbahren Kertzen bekannt
Weil die Stücke noch knallen /
So müssen die Wünsche mit schallen.
Lasset die Reygen / die Wolcken durchdringen /
Franckfuhrt ein Opffer der Freuden zu bringen.

2.

Astraeens Güldne Blicke /
Bestrahlen / O Franckfuhrt dein Glücke /
Weil Flora bestreuet die Bahn /
So nehmet die Pallmen doch an.
Lasset die Reygen etc.

3

Edles Franckfuhrt / unsre Zungen /
Sind auff ihre Pflicht bedacht,
Weil dir ist ein Schluss gelungen /
Der dich Gross und Herrlich macht /
So stimmt unser Wunsch mit ein /
Franckfuhrt müsse glücklich seyn.
Lasset die Reygen etc.

4.

Wehrte Bürger / das Vergnügen /
So euch euer Glücke Schenckt /
Heist den Neid darnieder liegen /
Der auf euren Fall gedenckt;
Freund und Feind bezeugt diß Wort /
Franckfuhrt sey der Freuden Port.
Lasset die Reygen etc.

5.

Gönnt den Ruhm ihr frembden Oerter /
Dieser grossen Kauffmann Stadt,
Fehlt es auch an freuden Wörter /
Die der Redner Vorraht hat,
Setzt an statt der Pallmen Zahl /
Ein papiernes Ehren-Mahl.
Lasset die Reygen etc.

6.

Ja / ja / wenn die Federn schweigen /
Und der Zeiten Alter fält,
So soll unsere Pflicht doch zeigen /
Was das Hertz verborgen hält,
Ja / wenn gleich der Mund nicht spricht /
Schwegen doch die Seufftzer nicht!
Lassset die Reygen etc.

7.

Dieser Altar unsrer Flammen /
Prägt in seiner heissen Gluht,
Die verbundene Treu zusammen /
So auch in der Grufft nicht ruht,
Weg / was Franckfurts Mauren schreckt /
Und den Glückes Glantz verdeckt.
Lasset die Reygen etc.

8.

Deine Bürger / Franckfuhrt müssen
Weil der Mayn die Wellen führt /
Nichts von Fall noch Unglück wissen /
So von Sturm und Wind herrührt,
Mehre deines Ruhmes Pracht /
So dich noch vollkommen macht.
Lasset die Reygen etc.

9.

Nun wird Fama nicht mehr seumen /
Ost und Westen durch zu gehn;
Lasset Momi Lippen scheumen
Franckfuhrt so in Flor zu sehn,
Das beglückte Oesterreich /
Hebt dich doch der Sonnen gleich.
Lasset die Reygen etc.

Wenn denn die mit Franckfurtischen Wünschen beschäfftigte Fama / das Theatrum verlassen so präsentiret sich die Weltberühmte Kayserliche Residentz-Stadt Wien

in der Gestalt eines Frauen-Zimmers / welche auff kostbahren illuminirten Carnatschen Postimenten die von andern Ruhmwürdigsten Kayser Tugenden mit beygefügten Sinnbildern also vorstellet.

No. 1 Die Gerechtigkeit / in weissen Atlaß gekleidet / welche auf den Kopff eine zierliche Crone / in der rechten Hand / ein blosses Schwerd / in der Lincken eine Wagschahle träget. Ihr Sinnbild ist die Sonne mit der Beyschrifft

Idem in omnes.
Wo ich jemand Dienen kan /
Seh ich Freund und Feind nicht an

No. 2. Die Freygebigkeit / welche auff dem Haupte einen Adler / in der rechten Hand einen Compass / in der Lincken aber einen Circul hält, ihr Sinnbild ist eine volle Regen-Wolcke mit den Worten

Dives in Omnes,
Wann man nur die Noht geklagt /
Hab ich niemahl was versagt.

No. 3. Die Klugheit / gekrönt mit einer Crone von Maulbeer-Blättern / wie sie in der rechten Hand / ein hieroglyphisches Zeichen ihrer beywohnenden Eygenschafften / in der Lincken aber einen Spiegel hält, ihr Sinnbild ist / ein mit zwey Gesichtern versehener Janus auff einer Säule / mit der Beyschrifft

Ante, Retroque.
Wer mit Vortheil denckt zu gehn /
Muss auff seinen Nutzen sehn.

No 4. Die Mässigkeit / purpur Farb gekleidet / hält in der rechten Hand / ein Maass / in der Lincken aber einen Zaum / ihr Sinnbild / ist ein Wasser-Brunn / dessen Wasser / nach Erforderung / kan auffgeschlossen und zugemachet werden / mit den Worten

Nec negat, nec prodigit.
Das was trocken zu begiessen /
Lass ich gerne Ströme fliessen.

No. 5 Die Grossmüthigkeit / in Gold gekleidet auff dem Haupte / ein Casquet in der Hand aber einen Scepter habend / ihr Sinnbild ist eine Pyramide die von allen Seiten gleich anzusehen ist / wobey die Worte stehen

Par undique Splendor
Uberall / werd ich betracht /
Wie der Künstler mich gemacht.

No. 6. Die Freundlichkeit / welche weiss gekleidet und mit allerhand anmuthigen Blumen gekrönt ist / und einen Rosen-Busch in der Hand hat / ihr Sinnbild ist ein auffgeklärtes Firmament / woran man unter denen hellglantzenden Phöbus Strahlen / die Worte erblicket

Facilis querentibus
Keinen entzogen /
und
Allen gewogen

No. 7 Die Gütigkeit / welche mit Oelblättern umgräntzet / einen Oelzweig / in der Hand hält / ihr Sinnbild ist ein Eych-Baum / der mit seinen schattenreichen Zweigen viele kleine Bäume bedecket / unter der Beyschrifft

Tegit umbrâ minores.
Ich ertheile meinen Schatten /
Denen die sich zu mir Gatten.

Und gleich wie nun die erfreute Kayserliche Residentz Stadt Wien / und mit ihr das gantze Oesterreich / diesen illuminirten Tugend-Spiegel deswegen mit einen so sinnreichen Prachte auffgerichtet / dass das gut Oesterreichisch gesinnte Teutschland sich einiger massen vorstellen könne / was ihm der gütige Himmel / an den neu Erwehlten Carolo dem Sechsten / von einen Preißwürdigsten Kayser geschencket / also machet sich auch das noch auff dem Theatro befindliche Wien auff / die unter einer so glücklicher Regierung hervorragende Hoffnung des Vatterlands Teutscher Nation / in folgender gebundener Rede also / vorzutragen.

Eröffne Oesterreich / des Neuen Kaysers Tugend /
Und zeige seinen Ruhm mit vollen Munde an /
Geh mit zurück nach Wien / und schau wie seine Jugend /
Auch bey der Wiegen schon / den Abrieß geben kan.
Verzeyhe / grosser Carl / was man an dir erblicket /
Verwirfft der Farben Schein / den Heuchelev ertheilt,
Astræa selber sagt / Teutschland sey nun beglücket /
Nachdem dein Helden-Fuss zum Kayser Throne eilt.
Ruhmwürdigster Monarch / die Krone so du trägest /
Hat dir des Höchsten Schluss mit rechte zuerkandt /
Weil du der Pallas Bild / an Brust und Hertzen hegest /
So hat sich Oesterreich / vor andre hoch genandt.
Nun prange Theures Haupt die Hoffnung unsrer Länder /
Schwingt ihren Preiß empor / wo man den Phoebum find /
Man sieht sie schon verknüpfft vermöge solcher Bänder /
Die Diemanten gleich / und unaufflößlich sind.

Indem nun diese Kayserliche Residentz Stadt Wien / die Augen der sämbtlichen respective Herrn Zuschauer / mit diesem emblematischen Tugend-Ruhm / des neu Erwehlten Kaysers zu weyden sich bemühet / und darüber selbst / in eine tieffsinnende Betrachtung verfält / so präsentiret sich auff der andern Seiten des Theatri / die Stadt Barcellona / abermahl in der Gestalt eines Frauenzimmers / welche vermittelst einer Anzahl kostbahrer und mit curiösen Sinnbildern illuminirten Pyramiden / die sieben Wunderwercke der Welt / auff folgende sehr anmuthige Art vorstellet.

Erstlich präsentiret sich die grosse Mauer zu Babylon / welche von der Weltberühmten Königin Semiramis gebauet / und nach Bericht der Historien-Schreiber / in ihrem Umkreiß 13. teutsche Meilen / in der Höhe 120. Ellen / in der Dicke 30. Ellen geleget. Worüber man die Worte erblicket

Decus incomparabile.
Semiramis und ihre Zier,
Stellet Babylon hier für.

Zum Andern / siehet man den Colossum / oder das Bild der Sonnen / in Rhodis auff dem Mittelandischen Meer / welches ein Bild gewesen / aus Stein gehauen / oder / wie andere wollen / aus Ertz einen Manne gleich so gross und hoch / dass es in die Wolcken gereichet / zwischen dessen beyden Füsse / die grösten Schiffe mit ausgespannten Segeln / haben durchsegeln können. Wobey sich die Beyschrifft sehen lässet

Mirabuntur omnes.
Wer nur meinen Schein wird sehen /
Wird schon in Verwunderung stehen

Zum Dritten / eröffnen sich pretieusen Pyramiden / deren zwey verschiedene in Egypten gestanden, die fürnehmste aber von der Cleope auffgebauet worden / und zwar mit so grossen Kosten / dass sie biß auf die 24. Tonnen Goldes ausgerechnet worden / ihrem äusserlichen Ansehen nach sind sie gewesen hohe Thürne viereckigt / unten breit oben spitzig / inwendig nicht hohl / sondern gantz von Stein / treppenweise auffgebauet / unter welcher die Könige in Egypten ihre Begräbnisse gehabt / man erblicket dabey die Schrifft

Memoriæ nunquam perituræ.
Ohne wancken werd ich bleiben /
Weil die Federn werden schreiben.

Zum Vierdten / lässet sich in seinen Prachte sehen / das grosse und stattliche gebaude Mausoleum / genannt / welches die mehr als zu berühmte Königin Artemisia / ihrem verstorbenen Ehegemahl Mausoleo zu ehren auffgerichtet hat / wobey geschrieben stehet:

Sie honorabitur Rex.
So wird man den König ehren /
Und der späten Nachwelt lehren
Was der Cronen Gold verdient.

Zum Fünfften / präsentiret sich der Tempel der Göttin zu Epheso / aus eitel schneeweissen Marmor gebauet / so sehr berühmt / das er billig die Worte führet,

De me nulla silebit posteritas.
Weil die Völcker werden leben /
Wird man mir die Ehre geben /
Dass ich unvergänglich sey.

Zum Sechsten / siehet man / das Bild des grossen Jupiters / in der Stadt Olympia in Griechenland / welcher sonst genennet worden Jupiter Ollympicus / und weil ihn zu Ehren die Ollympischen Spiele bey denen Heyden gehalten worden, so führet er auch hier die Beyschrifft

Et Numina coluntur.
Wer sich will mit Glück verbinden /
Läst sich bey den Göttern finden.

Zum Siebenden und letzten wird man gewahr des hohen und künstlichen Gebäudes / Pharos genannt / welches in der kleinen Egyptischen Insul / ebenfalls Pharos / genannt / gelegen. Es war auffgeführet / von reinen weissen Steinen / mit viel Bühnen / darauff man zu Nachzeiten brennende Fackeln gesetzet / darein die Schifffahrende / bey nächtlicher weile ein Zeichen hätten / ohne Gefahr ihre Reise glücklich zu vollenden deswegen liesst man auch die Worte dabey

Hac Duce.
Wann mich dieser Stern wird führen /
Kan ich bald den Port berühren /
Der vollkommne Ruhe hegt.

Diese vortreffliche sieben Wunderwercke der Welt / ob sie gleich schon vor längst zu Staub und Asche worden / so gar / dass auch die Städte nicht mehr zu finden / wo sie gestanden / so haben dennoch sie / und ihre Erfinder / auch noch zu unserer Zeit die Ehre / dass ihr Angedencken / unverweßlich bleibet. Wien hat bey der Vorstellung der Tugenden / Gelegenheit gehabt / die unschätzbahrsten Eygenschafften / des neu-erwehlten Kaysers bekannt zu machen / dahero ist nun Barcellona / und mit ihr / das gantze gut Oesterreich-gesinnte Spanien darauff bedacht / wie sie

nächstgedachte Seine Kayserliche Majestät / als den Sammel-Platz der ersinnlichsten Tugenden denen Wunderwercken der Welt / wo nicht vorziehen doch mit der höchsten Billigkeit an die Seite setzen könne. Zumahl / da es ja allerdings vor ein Wunderwerck zu halten / dass die Götter des unüberwindlichen Ertz-Hauses zu Oesterreich / bereits in 290. Jahr / die Römische Cron und Scepter getragen / zu folge dessen / bedienet sie sich folgender gebundener Rede.

Die Tugend wird mit recht / den Sternen gleich erhoben /
Und wieder Feind und Neid / fast Götter gleich geacht /
Ja selbst der Himmel muss / gekrönte Häupter loben /
Wann er vor ihren Ruhm / mit offnen Augen wacht.
Die Wunderwerck der Welt / sind sehr berühmt gewesen /
Auch selbst das Alterthum / vergist ihr Denckmahl nicht,
In Bildern sieht man sie / in Büchern kan man lesen /
Was biß auff diesen Tag / die Fama davon spricht
Doch CARL der Sechste hat des Nahmens Ruhm vermehret /
Und sich durch Cronen Schmuck / zum Wunderwerck erhöht,
Es schweigt Assyrien / weil dieser Kayser lehret /
Das jene untergehn / wenn sein Gedächtniss steht
Ja / ja / er stehe dann / die Nachwelt wird noch müssen /
Dem achten Wunderwerck zu steten Diensten stehn,
Gepriessnes Oesterreich / lass deinen Völckern wissen.
Man werde mit Triumpff / bald CARL den Sechsten sehn.

Kaum hat dieses Lob-Gedichte sein Ende erreichet / als sich auff dem noch offenen Theatro / die Kayserliche freye und des Heil. Römischen Reichs Wahl und Handel-Stadt / Franckfuhrt am Mayn / gleichfals in der Person eines Frauenzimmers präsentiret / und sich zu Wien und Barcellona gesellet. Ihre Auffwartung / welche sie dem auff der Herreise sich befindlichen neu Erwählten Kayser machet / bestehet / in einer sinnreichen Vorstellung / derer Heldenmühtigen Thaten des tapffern Herculis / welche sie auff einen illuminirten Theatro also auffführet.

No. 1. Siehet man den Hercules noch in der Wiege liegen / wie er zwey grosse Schlangen welche zu ihm gekrochen / und umbringen wollen / in beyde Hände genommen und zu tode gedrücket / wobey die Wort stehen.

Præludia grata.
Helden / wenn sie kaum gebohren /
Sind sie schon zum Streit erkohren

No. 2. Erblicket man den Herculem / wie er auff seiner Reise aus Spanien in Africam / in einen Streit geräth / mit dem erschröcklichen Riesen Antäo / selbigem auch ungeachte seiner Grösse / zu Boden wirfft / mit der Beyschrifft

Aut vincere aut Mori.
Niederliegen oder Siegen /
Kan ein Held zur Beute kriegen.

No. 3. Nimmt man wahr / wie Hercules / in dem Wald Nemea / einen sonst unüberwindlichen Löwen / in Stücken zerreisset / wobey zu lesen

Non cedam.
Wer des Feindes Trutz will weichen /
Wird das Kleinod nicht erreichen /
Dass man sonst den Siegern gibt.

No. 4. Präsentiret sich Hercules / wie er in vollem Lauff nach der Höllen eilet / und dem dreyköpffigen Höllen-Hund den Cerberum erwürget / wobey stehet

Monstrorum domitor
Wer sich vor dem Feind will scheuen /
Der wird / wenn sich andere freuen /
Voller Angst und Kummer seyn.

No. 5. Kan man sehen / wie Hercules / die Hydram, Lernaam / mit unverzagten Muht angegriffen / und glücklich überwunden / wobey geschrieben

Vires animumq, probavit.
Mir soll es an Hertz nicht fehlen /
Selbst den Weg zum Streit zu wehlen.

No. 6. Stehet Hercules da / wie er dem Atlas die Last des Himmels mit tragen hilfft / dabey zu lesen.

Præstanda Præstabo.
Nichts wird in der Welt gefunden /
Wozu ich mich nicht verbunden.

No. 7. Präsentiren sich diejenigen zwey Säulen welche sich dieser Held selber auffgerichtet / und dadurch das wohlverdiente Andencken / seiner Thaten befestigen wollen / mit der Beyschrifft

Nominis immortalitati.
Diese Säulen sollen weisen /
Hercules sey stets zu preisen.

Wir lesen dass die Käyserliche Reich-Stadt Augspurg / bey der ehmahligen Crönung des Königs Josephi / Glorwürdigstes Andenckens / eine güldene Medaille prägen lassen / auf der einen Seite / war des Königs Bildnüs zu sehen / auff der andern Seiten ein geharnischter Adler / welcher ein Thor auffschlug / dadurch man Constantinopel und das offene Meer sehen konte / nebst der Uberschrifft

Virtuti nihil Impervium.
Die Tugend kan den Weg durch rauche Klippen finden /
Sie dringt durch Sturm und Blitz läst ihren Fuss nicht binden.

Ohne allen Zweiffel / hat Franckfurt in seinen emblematischen Offerte, auff diese wohl erfundene Müntze gesehen / indem es aus den Herculeischen Thaten / dem sämtlichen Teutschland gleichsam das Prognosticon stellen wollen / dass dieser neu-erwehlte Käyser ein anderer Hercules seyn / und durch gleichmässige Helden-Thaten / seinen Allerdurchlauchtigsten Nahmen der Ewigkeit einverleiben wolle. Zu dem Ende folget nachgehende gebundener Erklärung.

JA wohl ein Wunder-Werck ist dieses Haupt zu nennen /
Nach welchen Franckfurt sich mit frohen Freuden sehnt!
Wer ist / der nicht verlangt / den grossen Held zu kennen /
Den Barcelona hat den Weg zum Sieg gebähnt.
Ists nicht ein Wunder-Werck / ein Erbe auffzusuchen /
Das schon des Feindes Hand als einen Raub geführt,
Allein der Wunder-Held / läst seine Hasser fluchen /
Weil ER bey seinem Recht der Sternen Einfluss spührt.
Was Wunder ist es nicht dass Anjous Macht geschlagen /
Und CARL bey seinem Sieg den Wunder-Wercken gleicht.
Man frage Spannien / die Völcker werden sagen /
Dass seine Gegenwart das höchste Glück erreicht.
Was Hercules gethan / kan seine That bezeugen
Die hier der Hände Kunst mit Farben abgebild,
Es muss die Tapfferkeit, gleich höchsten Cedern steigen /
Aus deren Wurtzel-Safft ein Safft der Götter quillt.

Der andere Hercules ist hier in CARL zu finden /
Und Franckfurt richt Ihm schon die Ehren-Säulen auff,
Flora bemühet sich den Sieges-Crantz zu winden /
O Himmel fördere doch des grossen Käysers Lauff.

Biß hieher hat Wien / Barcellona und Franckfurt / ihre besondere Gedancken / über die glückliche Debarquirung des neu-erwehlten Römischen Käysers eröffnet / als sie endlich alle drey zusammen treten / und folgenden Schluss machen

Wien.

CARL ist mein steter Wunsch / Oesterreich hat ein Verlangen /
Das ein getreues Hertz zu seinem Grunde hegt,
Ja / das erfreute Wien / will diesen Held umfangen /
So bald der Lorber sich um seinen Schlaff gelegt.

Barcellona.

Ich aber bin betrübt / weil ich muss von mir lassen
Den / der mich biß daher / mit Guth und Blut beschützt.
Ach Barcellona klagt / wie will sich Spanien fassen
Nachdem noch überall des Martis Donner blitzt.

Franckfurt.

Ach nein / CARL lebet noch / muss ER gleich von dir reisen /
So bleibet seine Huld dir dennoch zugewand,
ER wird mit Rath und That auch deinen Feinden weisen /
ER sorg' vor deine Ruh / ER schütze Volck und Land.

Wien.

So komme / grosser Held / Wien / wünscht mit tausend Schmertzen /
Ja es zehlt Tag und Stund / eh es Dich sehen kan,
Es brennen überall / der Wünsche frohe Kertzen /
Zum Zeugniss unsrer Pflicht . . .

Barcellona.

. wer nimmt sich meiner an?
Ich Barcellona dacht / in steter Ruh zu leben /
Und doch wird mein Gemüth mit Kummer jetzt bestrickt,
Das / was mir kaum geschenckt / muss ich schon wieder geben
Ach CARL, CARL, bleibe doch!

Franckfurt.

. Nein sonst wär ich gedrückt,
Der neue Käyser muss das Vaterland bechren /
ER stellt sich als ein Pfand der treuen Teutschen ein,
Drum lasset hier und dort den Jubel-Schall vermehren /
Bald wird diß Helden-Haupt in meinen Mauren seyn.

Wien. Schlagt demnach Hand in Hand /
Barcellona. Macht aller Welt bekannt
Franckfurt. CARL ziehe in sein Land.

Wien.

Die Freude ist sehr gross / und Oesterreichs Ergetzen /
Wird Land und Unterthan ins gröste Glücke setzen.

Barcellona

Und weil es fest gestellt / so wünscht dem neuen Käyser /
Zur Reise so viel Glück / als Palm und Lorber-Reiser /
Sein theures Haupt bekräntzen.

Franckfurt.

Wohlan ich bin bereit / brich an erwünschter Morgen /
An dem die Zeitung schallt / CARL, sey vor meinem Thor,
Indessen wil ich schon vor die Empfangung sorgen /
Es trage Mund und Hand / was nur zu finden vor.

Barcellona.

So zieh denn grosser Held / zieh hin mit tausend Seegen /
Dieweil dein Käyser-Thron / Dich meinem Land entziehe /
Ich werde vor dem Wohl / getreue Wünsche hegen /
Ob gleich mein Auge Dich hinführo nicht mehr sieht.

Franckfurt.

Mit Seegens-Worten will ich deinen Fuss umfangen /
So bald derselbe sich auff meinen Grund gesetzt,
Ach Himmel lass mich bald / diß grosse Pfand erlangen /
Das mein beflammtes Hertz der Ehre würdig schätzt.

Wien.

Und endlich wird das Glück den Held mir dennoch gönnen /
Der ja in meinem Schooss / die Welt zu erst gesehn /
Drum soll auch künfftig mich von diesen CARL nichts trennen /
Ach dürffte ich IHM nur schon mit Lust entgegen gehn.

— —

Agirende Personen

Orismanna, Königin in Böhmen.
Sigislaus ihr Vetter / Königl. Prinz.
Odoardus, Hertzog und General.
Hedrigundis, Princessin aus Wenden.
Salamiro, Stadthalter in Böhmen.
Herminus, Belsarus } Königl. Räthe.
Protopan, Hoherpriester.
Mechim, Sacer } Heidnische Pfaffen.
Saga, a te Ziegeunerin.
Dolfredo, Filander } Ziegeuner.
Hedwann, ein Bauer.

Actus Primus.

SAlamiro erzehlet den zwey Königl. Räthen / mit was grossen Pracht die Königin ihren Einzug halten / und wie sie die Ritterschafft empfangen, Orismanna auff einem Triumph-Wagen von etlichen Sclaven gezogen / wird von Sigislao und Odoardo begleitet / führet etliche 100. gefangene Wenden mit sich / unter welchen die Princessin Hedrigundis zu sehen ist / welche als ein Schlacht-Opffer den grossen Gott Mars soll geopffert werden / der Tempel eröffnet sich / zwey Martis Priester wollen Hedrigundis schlachten Donner und Blitz lassen sich hören / Protopan kommet und verweiset der Königin ihr Vorhaben / Orismanna schencket der Hedrigundis auf vieler anwesenden Vorbitt das Leben; Odoardus suchet Sigislaum bey Orismanna in Ungnad zu bringen.

Actus 2.

Hedrigundis bey nächtlichen Schatten / klaget denen Sternen ihre unglückselige Gefangenschaft; Sigislaus mit blossen Degen / wird von dem Geist seines Vatters verfolget / Rache an seiner Baase Orismanna zu üben. Sigislaus findet seine gefangene Hedrigundis in Seufftzen und Trauren / Sigislaus suchet sie mit seiner Liebe zu trösten Orismanna welche ihnen zugehöret / wird von Sigislao, ihrer Mörderischen That erinnert dass sie seinen Vatter von Odoardo hat umbringen lassen. Odoardus wird von Orismanna wegen seiner zu ihr tragenden Liebe auf die Probe gestellet. Sigislaus kommt mit einer verborgenen Laternen in das von den Orismanna zubereite Todten-Zimmer in welchen mancher Ritter / so ihr zuwider gelebt / versuncken kommet durch einen verborgenen Fehl-Trit davon. Orismanna

mit der gantzen Hoffstatt / entdecket ihnen wie man ihr heimlich nach dem Leben trachtet / stellet Sigislaum und Hedrigundis als Thäter vor / werden beyde Tode verdammet / Hedrigundis bekommet Gifft und wird rasend / Sigislaus in verkleideter Gestalt nimmt die Flucht.

Actus 3

Saga mit ihrer Gesellschafft rühmet ihre Zauber Kunst / sie werden von einer in dem Walde ruffenden Stimme erschreckt / Hedrigundis ihrer Sinnen beraubt kommet zu ihnen / Saga erbarmet sich ihrer / schaget mit ihren Zauber-Stock an einen Felsen / woraus Wasser springet / welcher ihr den verlohrnen Verstand wieder bringt, Sigislaus begibt sich zu einen Bauer in Diensten / die Ziegeuner mit der Hedrigundis gehen zu den Bauer Herberge zu haben / werden aber von Sigislao mit Unwillen empfangen / Sigislaus läst sich wahrsagen und erfähret / dass eine Ziegeunerin seine Braut werden wird. Ormanna mit der gantzen Hoffstatt / will Odoardum zum Könige ernennen / darwider sich die gantze Hoffstatt setzet / mit Vorgeben / ihr Königreich seye ein Wahl Königreich / ihnen stehe es frey / König zu erwehlen / zu deme müste man das Oraculum fragen / ob es auch mit der Wahl zu frieden wäre, das Oraculum wird befragt / welches zur Antwort giebt / dass ein Bauer mit einer Ziegeunerin solches regieren werde / worüber sich Ormanna erzürnet / dem Oraculo fluchet / und nachdem sie nach ihm hauet / wird von der Erden lebendig verschlungen / Odoardus wird gefangen genommen / der Hohepriester kniet noch einmahl vor dem Oraculo nieder / und forschet nach ihren König / das Oraculum giebt zur Antwort / dass ein Bauer / so auf einen eisernen Tisch seine Spese essen wird / König in Böhmen seyn soll sie gehen solchen aufzusuchen.

Actus 4.

Hedrigundis und Sigislaus geben mit unterschiedlichen Wechslungs-Reden einander ihre Liebe zu verstehen, Odoardus in der Gefangenschafft / wird durch Mitleyden eines Königl. Raths seiner Gefangenschafft befreyet / nimmt die Flucht Sigislaus in seiner Arbeit sitzt auff ein umgekehrten Pflug Schar sein Mittag-Brod zu sich zu nehmen / zu ihm Odoardus in seinem Elend kommt / erzehlet dem Sigislao, den er vor einen einfältigen Bauer ansiehet / wie er der Götter Straffe verdienet / seiner Hoheit beraubt / und in das Unglück gerathen / Sigislaus an statt seiner an ihm verübten Meyneyd / verspricht ihm Schutz und alle Sicherheit. Salamiro und etliche Heydnische Priester mit Cron und Scepter / suchen den von dem Oraculo benennten König / finden Sigislaum auff der umgekehrten Pflug Schar sein Brod essend / grüssen ihn als einen König / wobey Sigislaus unterschiedliche kurtzweilige Reden vorbringet. Er nimmt Cron und Scepter an / und befiehlet ihnen Odoardum mit sambt der Ziegeuner-Gesellschafft mit zu nehmen.

Actus 5 Sigislaus in seinen Königl. Triumph lobet die Gerechtigkeit des Himmels / und giebt sich zuerkennen dass er der vertriebene Printz Sigislaus sey / worüber sich alle erfreuen / Sigislaus will zur Vermählung schreiten / indem unterschiedliche Königl. Princessinnen vorgeschlagen worden / widersetzet sich Protogan dem Königl. Willen und offenbaret ihm / dass er nach des Oraculi Außspruch eine Ziegeunerin heurathen müsse / worüber sich Sigislaus verwundert und an die mit sich gebrachte und geliebte Ziegeunerin gedencket / welche er durch Fürst Salamiro ihrer beständigen Treue und Liebe halber / durch unterschiedliche Trohungs-Wort auff die Probe stellet ob sie würdig sey den Königl. Thron zu betretten oder nicht / letzlich wird sie, durch einen Ring / so sie von Printz Sigislao empfangen / vor die Princessin Hedrigundis erkennet worauff er sich mit ihr vermählet / und machet dieses sehens-würdigen Action ein frölisches

E N D E.

Während der Wahl und Krönung Kaiser Karls VI. im Jahre 1711 spielten die beiden angesehensten Wandertruppen der damaligen Zeit, die Haack-Elensonsche und die Velthensche oder Veldtheimische Gesellschaft mit sehr ungleichem Erfolge in Frankfurt.[1] Die Führung dieser »Banden«, welche Bezeichnung die Wanderprinzipale zu jener Zeit selbst gebrauchen, lag in den Händen zweier Frauen, von denen die eine, Magister Johann Velthens Wittwe, wie bereits schon früher erwähnt, eine alte, aber in ihrer Kunst wohlerfahrene und auch gebildete Schauspielerin, die andere, Sophia Julie Haack-Elenson, wohl gleichfalls eine kluge umsichtige Prinzipalin, jedoch in erster Linie eine bildschöne junge Kokette und galante Abenteurerin war. Die Haack-Elenson, durch ihre Kunstthätigkeit in Frankfurt in den Jahren 1708, 1709 und 1710 bekannt und beliebt, setzte mit Hülfe ihrer einflussreichen Gönner beim Rathe jede Bitte durch, die Velthin hingegen musste sich erst lange vergeblich bemühen, ehe sie 1711 die Erlaubniss erhielt, während der Krönungszeit hier Vorstellungen geben zu dürfen. In jeder Beziehung wurde die schöne Haack-Elenson ihrer berühmten Rivalin vorgezogen. Als diese um die Zuweisung eines Platzes zur Erbauung einer grossen Komödienhütte einkam, gestattete man ihr, das bretterne Theater hinter der Hauptwache (ungefähr auf dem heutigen Schillerplatz), also an einem für damalige Verhältnisse sehr gut gelegenen Orte zu errichten, während man die gleiche Bitte der Velthin mit dem Bescheide abwies, sie möge sich selbst einen geeigneten Platz für ihre Hütte suchen.[2] Zuerst erbaute sie dieselbe in dem sogenannten langen Gang auf der Allerheiligengasse, wo sie aber wegen Verfolgung von Seiten der Nachbarschaft und schlechtem Besuch des zu sehr abgelegenen Theaters nicht bleiben konnte; dann liess sie ihre Hütte abbrechen und auf dem Zimmer-Platz (dem heutigen Theaterplatz) nahe bei dem alten Gasthof zum heissen Stein wieder aufrichten.[3] Allein auch dort begünstigte die Velthin das Glück nicht. Obgleich sie eine gute Truppe besass, ihr Theater in allen Stücken »oper-mässig«, das heisst mit neuen Dekorationen, Flugwerken und Illuminationsvor-

[1] Näheres über die Wirksamkeit beider Truppen in Frankfurt in E. Mentzel, »Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a M.«, S. 134 ff. Auch E. Devrient, »Geschichte der deutschen Schauspielkunst«, I Bd., S. 321. Im Jahre 1711 war die Elenson Prinzipalin der Mecklenburgischen Hofkomödianten, die Velthin besass, wie schon früher mitgetheilt wurde, seit vielen Jahren das Königlich Polnische und Kursächsische Privilegium.

[2] R. P. und B. B. 18. August 1711.

[3] Der Gasthof zum alten Heissenstein lag am Eck des heutigen Theaterplatzes und Steinwegs. Auf seinem Platze steht jetzt das Hôtel »Zum Schwan«.

richtungen versehen hatte, und ein berühmter Name ihr einen gewissen Nimbus verlieh, zog sie in dem Wettstreite mit ihrer schönen und allgemein begünstigten Nebenbuhlerin doch mehr und mehr den Kürzeren. Als die dem rohen Zeitgeschmacke huldigenden Vorstellungen der Haack-Elenson[1] täglich noch von hohen Standespersonen und einem bunten Publikum besucht wurden und glänzende Einnahmen die Kasse dieser Prinzipalin füllten, gerieth die Velthin in wachsende Bedrängniss und erlag schliesslich in dem ungleichen Kampfe. Sie war nicht einmal im Stande, ihre Abgabe an die Stadt zu entrichten, und musste noch einen grossen Theil ihrer Dekorationen, Requisiten und Garderobe verkaufen, um wenigstens ihre Gläubiger zuletzt einigermassen befriedigen zu können.

Es hatte ziemlich lange gedauert, ehe Magister Velthens Wittwe ihr Spiel in Frankfurt verloren gab. Sie wurde nicht flügellahm, als ihr die schöne Rivalin neben allem anderen Missgeschick auch noch einige gute Kräfte abspenstig machte und richtete sogar die kühne Bitte an die Väter der Stadt, sie möchten der Elenson den Bescheid zugehen lassen, dass sie drei Tage in der Woche gegen entsprechende Vergütung in deren Hütte spielen dürfe.[2] Erst nachdem der Rath dies theils aus geschäftlicher Noth, theils aus künstlerischem Ehrgeize hervorgegangene Verlangen ablehnte und das bretterne Theater der Velthin trotz ihres Widerspruchs in einen Stall für die kaiserlichen Pferde umwandeln liess,[3] schied die alte Prinzipalin mit dem letzten Reste ihrer Truppe grollenden und verbitterten Herzens von Frankfurt.

Welche Anstrengungen die Velthin 1711 machte, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihre Vorstellungen zu lenken, dafür legt das Textbuch der Festvorstellung zur glücklichen Landung des neu erwählten römischen Königs und Kaisers Karl beredtes Zeugniss ab. Alles was die damalige dramatische Kunst in Verbindung mit musikalischen, dekorativen, maschinellen, choreutischen und sonstigen effektvollen Zuthaten zu leisten vermochte, war aufgeboten, um nicht nur die hier anwesenden hohen Standespersonen und Fremden, sondern auch die Frankfurter ins Theater der Veldtheimischen Bande zu locken. Das mannigfaltige Programm zeigt das Bestreben, gelehrt und vornehm zu thun, lautet aber dennoch marktschreierisch

[1] Ueber die Aufführungen der Haak-Elensonschen, später Hoffmannschen Truppe siehe E. Devrient, »Geschichte der deutschen Schauspielkunst«, I. Bd., S. 322 ff.

[2] R. S. Dezember 1711, B. B. und R. P. 1. Dez. 1711. Ein reicher Gönner liess der Elenson die grosse Hütte hinter der Hauptwache erbauen.

[3] R. S. Dezember 1711, B. B. 1. Dez. 1711.

und ist ganz und gar im bombastischen Ton der damals üblichen Theaterankündigungen gehalten. Wie schwülstig klingt allein der Titel des in Aussicht gestellten Stückes »Eine extraordinair-rare, hier und noch niemahls so praesentirte / und gewiß sehens-würdige Aktion, genannt· Das auff einen Diamantnen Grund, in Stein und Marmor eingeprägte Andencken, einer versprochenen- und ungebrochenen Bundes-Verpflichtung, oder der auff eine recht entsetzliche Weiß bestraffte tyrannisirende Hochmuth an der Person Orismanna Königin in Böhmen, oder: der durch den Außspruch des Orakuli von dem Pflug weggenommene und mit einer Durchlauchigsten Zigeinerin auff dem Böhmischen Thron erhabene Printz Sigislaus.«[1] Derartige monströse und geschraubte Titel verrathen deutlich, dass damals die Aktionen oder Haupt- und Staats-Aktionen in grossem Ansehen bei dem Publikum standen. Denn gleich diesen gesprenzten Titeln, welche die Wanderprinzipale als Lockmittel anwandten, waren ja, wie bereits früher geschildert, solche Stücke ein toller Mischmasch von bunt zusammengewürfelten, weltbewegenden Begebenheiten, burlesken Scenen, langgeschnörkelten Arien und allen möglichen dekorativen Beigaben. Gewöhnlich ist zu jener Zeit auch der Hanswurst in die Titel verflochten, wie z. B. in der 1731 hier von dem als Zahnbrecher und Hanswurstdarsteller berühmten Wanderprinzipal Johann Ferdinand Beck aufgeführten Haupt- und Staats-Aktion »Die auf dem Capitolio zu Rom triumphirende Astrea oder der mit Gerechtigkeit und Liebe streitende Titus Manlius, Burgermeister zu Rom, mit Hanß Wurst einem rebellirenden Römer«.[2] Dass die lustige Figur weder in dem Titel noch in der Inhaltsangabe der Veldtheimischen Aktion vorkommt, darf nicht als Beweis ihres Fehlens aufgefasst werden. Ohne die Mitwirkung des Hanswurst ist eine damalige Vorstellung überhaupt undenkbar. Das Publikum jener Zeit würde eher auf alles Andere als auf dessen lustige Späße und tolle Streiche verzichtet haben. Wir vermuthen, der Hanswurst in der Aktion war entweder der Bauer Hedwann oder einer der beiden königlichen Räthe Hermmus und Belsarus. Unter irgend einer Gestalt wird sich Hanswurst wohl in die Handlungen der stolzen Königin

[1] Die Velthin scheint das nämliche oder ein ähnliches Stück, dessen Titel beginnt »Von dem unsterblichen Wachsthum des auff einen Diamantnen Grund in Stein und Marmor geprägten Angedenken etc.« auch 1715 in Köln gegeben zu haben. Siehe darüber J J Merlo, »Zur Geschichte des Kölner Theaters im XVIII. und XIX. Jahrhunderte« in »Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein«, 50. Heft, S. 148.

[2] Der Zettel befindet sich auf der Frankfurter Stadtbibliothek

Orismanna gemischt und auch in die Liebesverwicklungen zwischen Hedrigundis und Sigislaus eingegriffen haben

Wie gewaltsam die Dichter dieser Stücke mit den historischen und sagenhaften Stoffen umgingen, erhellt auch aus der Inhaltsangabe der in Rede stehenden Aktion. Der Kern derselben ist die Gattenwahl der böhmischen Königin Libussa.[1] Als dieselbe einst über zwei um das väterliche Erbe streitende Brüder zu Gericht sass, wurde ihr von diesen unter höhnischen Reden wegen ihres Geschlechtes der Gehorsam versagt. Dies kränkte Libussa so, dass sie der Herrschergewalt entsagte und ihre Unterthanen aufforderte, sich einen Mann zum Herzog zu wählen Das Volk überliess aber der Königin selbst die Wahl und erklärte, denjenigen als König anerkennen zu wollen, den sie sich zum Gatten erküren würde. Da schickte Libussa eine feierliche Gesandtschaft an Premysl, den Herrn von Staditz, und liess ihm Hand und Krone antragen. Die Boten der Königin trafen ihn, als er eben mit dem Pflug einen Acker bestellte, der heute noch das Königsfeld genannt wird Freudig folgte Premysl dem Rufe Libussas, er legte die Zeichen der neuen Würde an, bestieg ein Ross und eilte zur Königin. Er wurde der Ahnherr eines heldenhaften Geschlechtes, das 600 Jahrhunderte lang, etwa bis 1306, Böhmen in männlicher Linie beherrschte.

Aus Premysl, dem Herrn von Staditz, bildet der Dichter der Aktion einen Prinzen Sigislaus und aus der klugen heldenmüthigen Königin Libussa die intrigante und blutdürstige Herrscherin Orismanna. Während in dem eigentlichen Sagenstoff der freie Wille Libussas bei der Gatten- und Königswahl entscheidet, machte der Dichter der Aktion beides von dem Ausspruch des Orakels abhängig Diese Wendung erschien abenteuerlicher und bot auch mehr Gelegenheit zu Verwechslungen, Intriguen und verblüffenden Ueberraschungen, wie sie damals auf der Bühne so sehr beliebt waren. Auch sonst hat der Dichter der Aktion die einfachen Fäden des alten Sagengewebes zu einem ganz neuen und höchst wunderlichen Gebilde verschlungen. Der Mode der Zeit folgend, die durch den Einfluss der galanten Schäferspiele grossen Geschmack an durchlauchtigen Hirtinnen, Schäferinnen und Zigeunerinnen fand, stellte er der grausamen Orismanna die Prinzessin Hedrigundis gegenüber, die als verkleidete Zigeunerin schliesslich zur Gemahlin des Sigislaus und zur Königin von Böhmen erhoben wird. Augenscheinlich haben dem Verfasser der Aktion bei Gestaltung der Hedrigundis die Schicksale

[1] F. Palacky, «Geschichte von Böhmen», I. Bd., S. 85 ff.

der Iphigenie vorgeschwebt, während die grausame, durch Mord auf den Thron gekommene Orismanna wohl den furiosen, rachsüchtigen Weibern aus ähnlichen Stücken nachgebildet wurde.[1] Diese weiblichen Tyrannen, deren Handlungen ein gelindes Grausen erweckten, waren damals ebenso beliebte Bühnenfiguren wie ihre männlichen Gegenbilder. Die ersten Schauspieler und Schauspielerinnen der Wandertruppen, die sogenannten männlichen und weiblichen Helden- und Tyrannenagenten, gestalteten derartige Aufgaben in der gespreizten und übertriebenen Spielmanier jener Zeit zu ihren Glanzrollen aus.

Nicht durch eine folgerichtige dramatische Entwicklung, sondern durch glückliche Zufälle und übernatürliche Eingriffe besiegt Sigislaus schliesslich den Thron seiner Väter, kommen die Liebenden endlich ans ersehnte Ziel. Da also die Unschuld siegt, das Böse aber in der von der Erde verschlungenen Orismanna zu Grunde geht, fehlte der Aktion wenigstens nicht ein moralischer Grundgedanke. Freilich scheint derselbe in der willkürlichen Folge lose an einander gereihter Begebenheiten nicht ersichtlich gewesen zu sein. Nur in einigen Scenen trat er wohl in unkünstlerischer und aufdringlicher Weise hervor. Die Lust am Absonderlichen war damals beim Publikum so gross, dass Auftritte wie der Vorgang im Todtenzimmer (II. Akt), das Zauberstückchen der Saga im Walde (III. Akt), die verschiedenen Aussprüche des Orakels, die Begrüssung des auf einem umgekehrten Pflug sitzenden Sigislaus zum Könige von Böhmen (IV. Akt) und die Entpuppung der Zigeunerin als Prinzessin Hedrigundis (V. Akt) sicher von grosser Wirkung waren.

Im ersten Akte deutet eine Bemerkung auf die noch immer gebräuchliche Eintheilung der Bühne in einen vorderen und hinteren Raum hin. Als dem Mars geopfert werden soll, öffnet sich der Tempel, das heisst, die Mittelgardine wird zurückgezogen, und es zeigt sich der betreffende Schauplatz. Besonders nützte man zu jener Zeit den oberen, meist aus beweglichen Wolken bestehenden Theil der Bühne, den Himmel, zu Beleuchtungszwecken aus, weshalb man schliessen kann, dass die Scene, in der Hedrigundis den Sternen in der Gefangenschaft ihr Leid klagte, jedenfalls zu einem sehr effektreichen Vorgang ausgestaltet wurde. Ebenso wirkungsvoll war wohl auch die Erscheinung des Geistes im zweiten Akte. Unwillkürlich möchte man annehmen, dass die berühmte Scene im Hamlet

[1] Zu diesen Rollen gehörte »Die rasende Medea«, die Königin Semiramis, die unglückliche verliebte Stiefmutter Ormonda im »Grossmüthigen Altamir«, »Ardelinde, der weibliche Held« u. s. w. Siehe E. Devrient, »Geschichte der deutschen Schauspielkunst«, I. Bd., S. 300 ff.

diesem Auftritt zum Vorbilde gedient hätte. Da auch damals die Namen der Dichter noch nicht auf den Theaterzetteln genannt wurden, kennen wir den Verfasser der Aktion nicht. Möglicherweise war es ein Mitglied der Truppe, jedenfalls ein Bühnenpraktiker, der, mit den damaligen Forderungen der Schauspielkunst bekannt, einzig dem Zeitgeschmack huldigte und wohl wusste, dass die Ingredienzien einer wirksamen Hauptaktion aus der abenteuerlichsten Verknüpfung von Zauberstückchen, Grossthaten fabelhafter Helden, lustigen Schwänken, extemporirten Reden, gezierten, verschnörkelten Wendungen und musikalischen Zuthaten bestanden.[1]

Vielleicht war der Autor dieses Stückes und der Verfasser des aus überaus holprichten Versen bestehenden Widmungsgedichtes am Anfang des Textbuches, ferner der in bombastischem Ton gehaltenen und mit gelehrten historischen und philosophischen Anspielungen ausgespickten Vorrede an die »Hochgeehrtesten Herrn und Leser« und schliesslich des zu Ehren Frankfurts aufgeführten allegorischen Festspiels ein und dieselbe Person.

Was gelegentlich der von der Veldtheimischen oder Velthenschen Truppe 1698 hier gegebenen Rathskomödie über die damals sehr beliebten scenischen Prologe oder allegorischen Festspiele gesagt worden ist, gilt auch von dem Vorspiel der für jene Zeit geradezu grossartigen Festvorstellung zur »glücklichen Debarquirung des neu erwählten römischen Königs und Kaisers zu Finale und Vado«. In diesem scenischen Prolog kamen die Tugenden des bereits erwählten, jedoch noch nicht in Frankfurt eingetroffenen Herrschers neben der Fama und den für ihn wichtigen Städten Wien, Barcellona und Frankfurt als allegorische Figuren auf die Bühne. Nach den Mittheilungen des Textbuches zu urtheilen, präsentirten sich diese Gestalten in einem lebenden Bilde, das gewiss unter musikalischer Begleitung vorgestellt wurde Die mit lateinischen Citaten verbrämten Erklärungen des »emblematischen Tugend-Ruhms« waren, wie es scheint, auf dem Theater den einzelnen Gestalten als Beischriften zugegeben. Wenn man nun liest, wie dieselben gekleidet waren, welche Sinnbilder den Zuschauern ihre Bedeutung klar machen sollten, so muss man zugeben, dass das Ganze gut ausgedacht und sehr geschickt in Scene gesetzt war.

Wie nach diesem ersten Theil des Festspiels die Stadt Barcellona »vermittelst einer Anzahl kostbahrer und mit curiösen Sinnbildern

[1] Ueber diese Gattung von Stücken und deren Ankündigungen im ersten Drittel des XVIII. Jahrhunderts siehe R. E. Prutz, »Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters«, S. 193 ff.

illuminirten Pyramiden« die sieben Wunderwerke der Welt vorstellte, das entzieht sich unserer Beurtheilung. Vielleicht erschienen dieselben auf einer transparenten Wand zwischen den Pyramiden, vielleicht klappten auch die letzteren auf und zeigten in ihrem Inneren das betreffende Bild. Die Erklärung zum dritten Weltwunder, es »eröffnen sich pretieuse Pyramiden«, könnte ein Beleg für eine derartige Annahme sein. Auch die Thatsache, dass die Marionettenspieler jener Zeit oft als Schmuck ihrer Vorstellungen Pyramiden und sonstige Zierstücke auf die Bühne brachten, die sich öffneten, um ein Bild zu zeigen, oder durch irgend einen Mechanismus in etwas Anderes verwandelt werden konnten, dürfte als neuer Beweis für diese Ansicht gelten. Jedenfalls waren die Darstellungen Bilder, vielleicht sogenannte Schattenwerke, die damals sehr beliebt waren. Unter anderen wurden solche auch oft in der Zauberkomödie vom Doktor Faust, als dieser am Hofe des Herzogs von Parma Personen und Vorgänge aus der Vergangenheit den hohen Herrschaften erscheinen lässt, und bei ähnlichen Auftritten von den Wanderprinzipalen geschickt und mit vielem Erfolg verwandt. Aehnlich wie die sieben Wunderwerke der Welt werden auch die Thaten des Herkules vorgeführt worden sein; doch ist es möglich, dass in diesem Theile des Festspiels den Bildern auch noch figürliche Darstellungen beigegeben wurden. Jedenfalls gehört die gesammte Festvorstellung zur Gattung jener dramatischen Leistungen, die man heut zu Tage Ausstattungsstücke nennt. Es wurde, um Auge und Ohr zu fesseln und die Aufführung gleichsam zum »emblematischen Herold der noch bey der Solennität der bevorstehenden Crönung ausgesetzten Freuden-Bezeugungen zu machen«, von der Veldtheimischen Bande gewiss Ungewöhnliches geleistet. Freilich darf man an die in Aussicht gestellte sinnreiche Pracht nicht den Maassstab unserer Tage legen. Von Kostümtreue, von fein ausgearbeiteten Zierstücken, ächten Stoffen und künstlerisch ausgeführten Dekorationen war in jener Periode des deutschen Theaters noch keine Rede. Trotz eines gewissen oberflächlichen Flitterglanzes befand sich der gesammte Theaterapparat damals noch in einem armseligen Zustande. Wenn der bettelhafte Aufputz und Zierrath nur auf dem illuminirten Theater glänzte und in die Augen stach, so waren die Komödianten und die Zuschauer schon zufrieden. Bei besseren Wandertruppen, wie bei der Veldtheimischen oder Velthenschen Bande, mögen die Dekorationen, Kulissen und Requisiten etwas gediegener und geschmackvoller gewesen sein, auch der Bestand der Kostüme, der damals hauptsächlich aus drei Trachten, aus der antiken, der muhamedanischen

und der modernen Kleidung sich zusammensetzte, eine reichhaltigere Auswahl von Anzügen aufgewiesen haben, im Ganzen jedoch kam man über eine geschickt verhüllte Dürftigkeit nicht hinaus. Dabei herrschte in Bezug auf Ausstattung dieselbe Willkür und fesellose Ungebundenheit, wie sie sich auch in den Aktionen und Haupt- und Staats-Aktionen in der regellosen Folge der Begebenheiten, in der willkürlichen Behandlung von Ort und Zeit geltend macht.

In Hinsicht auf die in den Festspielen üblichen Schmeicheleien und Huldigungen wird in diesem scenischen Prolog der Gipfel des denkbar Zulässigen erklommen. Frankfurts Bürger und Kaufmannschaft, in die, wie es in der Vorrede heisst, sich »gantze Ströme wohlgemeinter Wünsche« ergiessen, wird über Gebühr erhoben und gebeten, die nur einem kleinen Bach gleichende Huldigung der Komödianten in dem grossen Meere allgemeiner Verehrung gnädig aufzunehmen. Fama ruft in unrythmischen Versen die Musen an, Frankfurts erhabene Ehre bekannt zu machen, und sagt sogar in einem allerdings sehr geschmacklosen Verse, wenngleich der Mund nicht mehr sprechen könne, sollten doch Seufzer den Ruhm Frankfurts nicht verschweigen. In gehöriger Submission vergleicht der Schreiber der Vorrede Frankfurts Trauer um den verstorbenen Kaiser Joseph I. mit dem Schmerz »derer leyd-tragenden Chartaginenser« und weist später in demselben preziös geschraubten Ton darauf hin, dass die hiesigen Bürger die Freude ihres Herzens über den neuen König »durch ersinnlichste Freudens-Bezeugungen«, wozu natürlich auch der Besuch des Theaters gerechnet wird, »offentlich dazulegen sich befleißigen würden.« Noch übertriebener als die Lobpreisungen Frankfurts klingen die dem neuen Kaiser dargebrachten Huldigungen. Die sinnbildliche Wiedergabe seiner Tugenden könnte man noch gelten lassen, doch geradezu widerlich klingt es, dass Karl als achtes Weltwunder, als Sammelplatz aller nur denkbaren Vorzüge und als ein anderer Herkules, der »durch gleichmässige Heldenthaten seinen Allerdurchlauchtigsten Nahmen der Ewigkeit einverleiben wolle«, gepriesen wird. Wie die Haupt- und Staats-Aktionen, so sind auch die bombastischen und von unterwürfigem Geiste erfüllten allegorischen Vorspiele der ambulanten Bühnen ein Gradmesser für den damaligen Verfall des von der Dichtkunst schnöde behandelten deutschen Theaters.

Der Zettel enthält manchen Unsinn, jedoch auch eine höchst werthvolle Nachricht. Es ist die erste Anzeige der Aufführung eines Molièreschen Stückes in Frankfurt am Main. Zwar stand es bereits fest, dass seit dem ersten Auftreten Magister Johann Velthens in

Frankfurt 1679, vielleicht auch schon früher, Stücke von Molière hier gegeben wurden, allein namhaft konnte keines derselben gemacht werden. Das Lustspiel oder der Schwank »L'amour medecin« oder »Amor der beste Arzt«, das die Prinzipalin Veldtheim (oder Velthen) in der Festvorstellung zur glücklichen Landung des Königs zu Finale und Vado als lustige Nachkomödie geben wollte, ist ein dreiaktiges Stückchen, das Molière im Jahre 1665 im Auftrage König Ludwigs XIV verfasste.[1] Dieser feierte damals glänzende Feste in Versailles und gab augenscheinlich dem Dichter seinen Wunsch so spät zu erkennen, dass Molière, durch die Kürze der Zeit gedrängt, die Posse in fünf Tagen schrieb. Er bezeichnete sie selbst als einfache Skizze, legte also der flüchtig entstandenen Gelegenheitsarbeit keinen hohen Werth bei. »L'amour medecin« kann sich auch weder mit »Le malade imaginaire«, noch mit »Tartuffe«, »Don Juan«, »Le misanthrope«, mit »Les femmes savantes« oder anderen bedeutenderen Werken des Dichters messen, allein trotzdem die Posse keinen besonderen dramatischen Werth besitzt, zeigt sie doch die komische Kraft und sprudelnde Laune Molières in glänzendem Lichte. Der Inhalt des Stückchens ist kurz folgender Sganarelles Tochter Lucinde liebt Clitandre. Weil ihr Vater jedoch aus selbstsüchtigen Gründen gegen jede Heirath seiner einzigen Tochter ist, verzehrt sich diese in heimlicher Sehnsucht und weiss nicht, was sie beginnen soll. Da gibt ihr die schlaue Zofe Lisette den Rath, sich krank zu stellen. Dem Vater kommt ihr Zustand bedenklich vor, er lässt vier Aerzte herbeirufen, die sich zu einer Consultation zusammensetzen, jedoch den besorgten Vater durch ihre Rathschläge nicht erleichtern, vielmehr in immer grössere Bedrängniss stürzen. Als Sganarelle noch einen fünften Arzt zugezogen und wieder kein Heilmittel für die Tochter erhalten hat, führt Lisette im Augenblick höchster Verwirrung Clitandre, Lucindens Geliebten, unter der Maske eines Arztes ein. Wie die schlaue Zofe erklärt, kurirt dieser berühmte Mann nicht durch Klistiere und Aderlässe, sondern durch Worte, Töne, Talismane, Buchstaben und geweihte Ringe. Nachdem sich das junge Paar durch den Beistand Lisettens nochmals seiner gegenseitigen Liebe versichert hat, theilt der neue Arzt Sganarelle mit, das Leiden seiner Tochter sei eine Krankheit der Seele, die einzig dem unbändigen Wunsche entspringe, so bald als möglich zu heirathen. Er selbst bekennt sich als entschiedenen

[1] F. Lotheissen, »Molière, sein Leben und seine Werke«, S. 90–93 und desselben »Geschichte der Französischen Literatur im XVII. Jahrhundert, IV. Bd., S. 42 und 43.

Gegner der Ehe, was Sganarelle sehr befriedigt, aber er meint, man müsse auf die Ideen der Kranken eingehen, wenn man ihr überhaupt helfen wolle. Aus diesem Grunde habe er als Arzt auch vorhin nicht ihrer Meinung widersprochen, dass er beim Vater um ihre Hand angehalten hätte. Sganarelle geht in die Falle, er merkt sogar nicht, wie man ihn foppt, als auf Lucindens Wunsch gleich der Ehekontrakt mit der Mitgift unterzeichnet wird. Zu spät sieht er aus dem Scherz Ernst werden und die Liebe als Arzt die Heilung vollenden.

Sowohl der gefoppte Alte als das Liebespaar und die schlaue Zofe sind schablonenhafte Gestalten, wie sie in Molières eignen und anderen zeitgenössischen Lustspielen in allen möglichen Umbildungen vorkommen. Die eigentlichen charakteristischen Figuren des Stückchens sind die mit beissender Laune gezeichneten fünf Aerzte. Wie die Pedanten, so machte Molière auch gerne die Heilkünstler zur Zielscheibe seines sprudelnden Witzes. Und er wies damit in der That auf einen wunden Punkt im öffentlichen Leben hin, denn die ärztliche Kunst war damals nicht viel mehr als stolze ruhmrednerische Quacksalberei. Die Scene, in der sich die fünf Aerzte zu einem Consilium vereinigen, ist der Glanzpunkt der Posse und gehört zu dem Besten, das Molière überhaupt an komischen Zeichnungen geliefert hat. Sie gipfelt in dem Ausspruch »Es ist besser nach allen Regeln der Wissenschaft zu sterben, als im Widerspruch mit ihnen gesund zu werden«, und zeichnet in knappen sicheren Strichen die Hohlheit, Pedanterie und zünftige Engherzigkeit der mit gelehrten Brocken um sich werfenden Heilkünstler. Die Aerzte in »L'amour medecin«, besonders der geriebene Fuchs Filerin, machen den Eindruck, als ob sie Studien nach dem Leben gewesen seien. Auch die Sprechweise zweier Doktoren, von denen der eine »im Schneckengang« redet, der andere die Worte »wie mit Extrapost« aus dem Munde fahren lässt, mag der Natur abgelauscht gewesen sein. Man möchte deshalb nicht daran zweifeln, dass Molière in den fünf Heilkünstlern die Porträts der königlichen Leibärzte zeichnete. Wenigstens nahm man dies an und brachte dadurch der Satire um so grösseres Interesse entgegen. In einem Briefe Guy Patins, des damaligen Rektors der medicinischen Fakultät zu Paris, ist sogar angedeutet, dass die Schauspieler die Porträtähnlichkeit durch Nachbildung des Aeusseren ihrer Vorbilder noch zu verstärken suchten.[1]

[1] Guy Patins Brief vom 25. Sept. 1665, vgl. F. Lotheisen, »Molière, sein Leben und seine Werke«, S. 90–93 und S. 374.

Die Posse »L'amour medecin« ist jedenfalls eines der Stücke Molières, das am frühesten in Deutschland gegeben wurde. Es erschien bereits 1670 in der »Schaubühne Englischer und Frantzösischer Comödianten« und später 1694 und 1695 in Nürnberg in den Uebersetzungen Molièrescher Werke, deren Herausgabe die Velthensche Truppe veranlasste.[1] Magister Velthen soll die nach unserem Geschmack plumpen und kaum geniessbaren Prosaübertragungen selbst besorgt haben, was jedoch nicht genügend bezeugt ist. Doch darf man wohl mit Sicherheit annehmen, dass diese Uebersetzungen den von Velthen und seiner Wittwe bei Aufführungen Molièrescher Stücke zu Grunde liegenden Text bildeten.

Wie die lustige Posse »L'amour medecin« hier aufgenommen wurde, welchen Beifall die pompöse Festvorstellung überhaupt fand, wissen wir leider nicht. Das die Kunstbestrebungen der Velthin 1711 verfolgende Missgeschick dürfte darauf hindeuten, dass der geringe Erfolg der aufgewandten Mühe keinesweg entsprach. Allein dann und wann muss die Prinzipalin doch einmal eine gute Einnahme hier gehabt haben Noch im Jahre 1711 erholte sie sich ja soweit, dass sie in Köln wieder spielen konnte. Und im Mai 1712 sagt sie in ihrer Eingabe an den Rath von Aachen, wohin sie von Köln aus mit ihrer Truppe reiste, sie habe »auch bei der Wahl und Krönung Kayser Karls VI. vor den zu Frankfurt anwesenden Kurfürsten und anderen hohen Standespersonen zu jedermanns Satisfaktion aufgewartet.«[2] —

Vergegenwärtigen wir uns schliesslich nun noch einmal den Inhalt der drei Frankfurter Vorstellungen von 1651 oder 1656, 1698 und 1711, so vermögen wir von unserem Standpunkte kaum zu begreifen, dass das Publikum einst an derartigen dramatischen Leistungen Gefallen finden konnte Wir haben also einen Maassstab für die tiefeingreifende Veränderung, welche der Geschmack an Bühnenwerken im Laufe der letzten Jahrhunderte erfuhr und sehen ein, dass wir von unseren heutigen Ansprüchen an das Theater vollständig absehen

[1] Im Jahre 1694 erschien zu Nürnberg bei Joh. Tauber in drei Bänden eine Uebersetzung »derer Komödien des Herrn von Molière, Königlichen Frantzösischen Comödiantens ohne Hoffnung seines Gleichen«. Der nämliche Verfasser veröffentlichte 1695 eine zweite Uebertragung unter dem Titel »Histrio Gallicus comicosatiricus sine exemplo etc.« Siehe hierüber E. Devrient, »Geschichte der deutschen Schauspielkunst«, I. Bd., S. 231 ff.

[2] R. Pick, »Zur Geschichte des Theaterwesens in Aachen« in der »Aachener Volkszeitung« 1885 Nr. 218. Auch J J Merlo, »Zur Geschichte des Kölner Theaters« in den »Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein«, 50. Heft, S. 148.

und uns einzig auf den historischen Standpunkt stellen müssen, wenn wir die Erfolge dieser gedrechselten allegorischen Festspiele und wunderlichen Aktionen verstehen wollen. In nie rastendem Wandel wechseln die Ideale und mit ihnen die geistigen Forderungen, die der Mensch an das stellt, was ihn erheben, innerlich erquicken oder freudig stimmen soll. Die Bühne, von jeher ein getreuer Spiegel des Geistes- und Gemüthslebens unseres Volkes, konnte sich in der geschilderten Epoche auch dem Einfluss der Zeit nicht entziehen und zeigt uns im bunten, grob gezeichneten, aber dabei phantastischen und an zierlichen Figuren reichen Bilde jener Vorstellungen ein Widerspiel der gesammten damaligen Gesellschaft. Und noch eine Thatsache wird durch die ziemlich lange dauernde beifällige Aufnahme der Festspiele und Hauptaktionen, deren Inhalt von einer zwar verwilderten, jedoch immerhin kräftigen Phantasie zeugt, neu bestätigt. Es ist die Freude des deutschen Volkes an solchen Gebilden, die es, geschickt oder ungeschickt, am Faden der Sage und Geschichte oder am Gängelband des Scherzes aus dem Gebiete der gewöhnlichen Wirklichkeit hinaus in ein phantastisches Bereich führen. Wie unausrottbar die Lust an der Fabelwelt, am Wunderbaren und Uebernatürlichen bei dem Deutschen ist, das bekunden ja auch manche neueren dramatischen Werke.

V.

Frankfurt am Main und die französische Republik 1797—1802.[1]

Von Dr. I. Kracauer.

Der erste Koalitionskrieg des monarchischen Europas gegen das republikanische Frankreich hatte in seinem Verlauf die Ueberlegenheit der französischen Waffen aufs glänzendste gezeigt. Oestreich hatte am 17. Oktober 1797 den Vertrag zu Campo Formio eingehen müssen, in dem es seine italienischen und niederländischen Besitzungen gegen Venetien, Dalmatien und Istrien an die Republik abtrat, während die Angelegenheiten des deutschen Reiches auf einem Kongress geregelt werden sollten. Am 4. November erhielt der Frankfurter Rat vom Kaiser die offizielle Mitteilung, dass Rastatt zum Sitz der Verhandlungen bestimmt sei, und diese bereits den 4. November eroffnet würden. Zu seinen Abgeordneten auf dem Kongresse ernannte er den uns bereits bekannten Dr. Schweitzer, der seit seiner Sendung nach Basel[2] in gutem Andenken bei den Franzosen stand, und den Schoffen Maximilian von Günderrode, der, wie wir wissen, im August 1796 als Geisel nach Frankreich fortgeführt worden war.[3] Ins Einzelne gehende Anweisungen erhielten sie nicht; nur sollten sie allem, was nur irgend wie den Handel der Stadt berührte, besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Auf Wunsch gab man ihnen noch ein Verzeichnis der in dem verflossenen Kriegsjahre durch die Franzosen erhobenen Lieferungen und Kontributionen mit. Wie gering auch immer die Hoffnung auf deren Ersatz war, so konnte doch vielleicht die Vorlegung einer solchen Liste nach Umständen nützlich sein. Nach zweitägiger Fahrt langten die Abgeordneten Frankfurts am 18. November in Rastatt an. Sie fanden

[1] Diese Arbeit schliesst sich unmittelbar an die im vorletzten Bande dieser Zeitschrift (Dritte Folge, Band III, S. 142 ff.) veröffentlichte Arbeit: Frankfurt am Main und die französische Republik 1795—1797.

[2] l. c. S. 148.

[3] l. c. S. 166, Anm. 2.

daselbst schon die Vertreter einzelner deutschen Stände anwesend, auch die der befreundeten Reichsstadt Augsburg, und die französischen Bevollmächtigten Treilhard und Bonnier, dagegen waren zur allgemeinen Verwunderung die kaiserlichen Gesandten noch nicht erschienen, ohne welche doch der Kongress nicht eröffnet werden konnte

Gleich in ihrem ersten Bericht, datiert vom 19. November,[1] entwarfen Schweitzer und Günderrode ein keineswegs rosiges Bild von der Stimmung, die unter den anwesenden Kongressmitgliedern herrschte. Ueber die Pläne des Kaisers und die letzten Ziele der Republik sei man völlig im Unklaren, man könne sich nur schwer trüber Ahnungen über das künftige Geschick Deutschlands erwehren, nur an etwas klammerte man sich mit einiger Zuversicht an, an die wiederholte Vertröstung des Kaisers, dass die Verhandlungen auf der Basis der Integrität des Reiches und seiner Verfassung geführt werden sollten

Doch bald machte die trübe Stimmung der Frankfurter Abgeordneten einer grösseren Zuversicht Platz. Diese gründete sich zunächst auf eine Unterredung, die sie am 28. November mit dem berühmtesten General der Republik, mit Buonaparte, hatten, auf dem noch der frische Glanz der italienischen Siege ruhte. Er war in der ausgesprochenen Absicht nach Rastatt gereist, durch seine Anwesenheit den Gang der Verhandlungen zu beschleunigen, und zeigte in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes daselbst auch auf dem Felde der Diplomatie seine Ueberlegenheit über die alte Schule. Es lag im Geiste der damaligen französischen Politik, gerade die kleineren und kleinsten weltlichen Stände mit Aufmerksamkeit, fast mit Zärtlichkeit, zu behandeln, um in ihnen den Gedanken festwurzeln zu lassen, dass die Republik allein ihre natürliche Verbündete und Beschützerin gegen die unersättliche Ländergier der grösseren Staaten sei So empfing auch Buonaparte die Abgeordneten Frankfurts und Augsburgs mit einer Herzlichkeit und persönlichen Wärme, die auf diese einen bestechenden Eindruck machte Er ging ihnen, als sie ihm gemeldet wurden, bis an die Thüre entgegen und begrüsste sie mit den Worten:[2] »Ich bin erfreut, die Deputierten der Städte zu sehen, in denen sich noch ein Rest der Freiheit in Deutschland erhalten hat; gerade dadurch stehen sie unter dem besonderen Schutze der Republik. Sie können

[1] In Akten der geheimen Kriegsdeputation (= G. Kr.) Bd. XVII, womit zu vergleichen sind Akten der Rastätter Reichsdeputation (= R. Reichsd.) Bd. I.

[2] G. Kr. l. c., R. Reichsd. l. c.

darauf rechnen, niemals wird sie zulassen, dass Sie Ihrer Vorteile (avantages) beraubt werden, bei allen Gelegenheiten können Sie auf die Republik zählen und auf ihren Beistand sicher rechnen.« Im weiteren Verlauf der Unterhaltung bemerkte er auch noch, dass er es sehr gern gesehen hätte, wenn die Wahl des Kongressortes auf Frankfurt gefallen wäre.

Endlich langten die kaiserlichen Abgesandten[1] in Rastatt an, und der Kongress wurde am 9. Dezember eröffnet. Um sich über die Gesinnungen des Reichsoberhauptes gegen die Stadt zu vergewissern, begaben sich Günderrode und Schweitzer zum Grafen Metternich. Mit gutgespielter Treuherzigkeit rühmten sie ihm die Haltung der Stadt als eine von echt patriotischem Geist getragene; sie habe sich, das wiederholte Schweitzer mehrmals, stets angelegen sein lassen, dem Buchstaben und Geist der deutschen Verfassung das vollkommenste Genüge zu leisten und fühle sich darum auch des Allerhöchsten Schutzes besonders würdig. Aber alle Versuche der Abgesandten, aus Metternich einige Andeutungen über Frankfurts künftiges Los herauszulocken, scheiterten an seiner Verschlossenheit. Nicht einmal ein Wort der Anerkennung fand er für die Stadt. Uebrigens zeigte er, dass er an Wahrheitshebe hinter den Abgesandten nicht zurückstand. Denn er erzählte ihnen viel von den reichsväterlichen Gesinnungen des Kaisers, die dieser gerade jetzt bethätigen werde; wohl würde hier und da ausgesprengt, dass er sich auf Kosten des Reiches zu entschädigen gedenke und mit Frankreich bereits darauf bezügliche Verträge geschlossen habe, das seien aber alles Lügen der Diplomaten. Im Begriff sich von Metternich zu verabschieden, trafen sie den Grafen Lehrbach. In wohlthuendem Gegensatze zu seinem Amtsgenossen schien er allen Beteuerungen der Abgesandten den vollsten Glauben beizumessen und versicherte in den lebhaftesten Ausdrücken, dass man in Wien durchaus mit der Haltung der Stadt zufrieden sei. Er persönlich befürchte auch nichts für ihre Unabhängigkeit, da ihre geographische Lage inmitten Deutschlands und die Bedeutung ihres Handels die politische Existenz Frankfurts gebieterisch forderten.

Das waren tröstliche Verheissungen, aber die sich grade jetzt vollziehenden Thatsachen machten doch die Frankfurter Abgesandten

[1] Der Kaiser war dreifach vertreten. In seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt durch den Grafen Metternich, als König von Böhmen durch den Grafen Kobenzl, während der Graf Lehrbach Oestreich als Mitglied der Reichsdeputation vertrat. S. Häusser, Deutsche Gesch. Bd. II, S. 154.

unruhig. Wenige Tage nach dieser Unterredung trat die vom Kaiser mit der Republik getroffene Vereinbarung in Kraft, nach der diese gegen Ueberlassung des linken Rheinufers Venetien Oestreich preisgab. Voller Bestürzung sah man jetzt die kaiserlichen Truppen vom Rheine weg sich nach der obern Donau bewegen und die Franzosen sofort in die geräumten Stellungen nachrücken und Mainz einschliessen. Schweitzer und Günderrode befürchteten noch viel Schlimmeres, denn die östreichische Gesandtschaft weigerte sich, die Friedensbestimmungen zu Campo Formio mitzuteilen, unter dem Vorgeben, dass auch die von einzelnen Reichsständen mit der französischen Republik geschlossenen Verträge bis jetzt der Friedensdeputation nicht vorgelegt worden seien, und setzte dem Sturme der Anfragen undurchdringliches Stillschweigen entgegen.[1] Durfte man freilich der französischen Gesandtschaft in Rastatt Glauben schenken, so bezweckte das Vorrücken ihrer Truppen nichts Feindseliges, nur müssten sie Mainz haben, ehe sie die Winterquartiere bezögen. Am 18. Dezember ergab sich diese Festung dem französischen General Hatry, der sie zum Hauptsitz seiner Winterquartiere machte und somit nächster Nachbar Frankfurts wurde.

Schweitzer und Günderrode waren zwar weit entfernt, das Lügengewebe der östreichischen Politik in seinem ganzen Umfang zu durchschauen, aber »deren geheimnisvolles System«, wie sie es nannten, fing an, sie sehr zu beunruhigen, und machte sie gegen alle Versicherungen der kaiserlichen Abgesandten misstrauisch. Zwar hielt Schweitzer Frankfurts Selbständigkeit nicht für bedroht,[2] denn nach der allgemein in Rastatt vertretenen Ansicht und nach den Aeusserungen des Generals Buonaparte sollten nur die geistlichen Besitzungen zur Entschädigung der weltlichen Stände herangezogen werden Da jetzt aber durch die Besetzung von Mainz Berührungen mit den Truppen der Republik unvermeidlich erschienen, so empfahlen die Abgeordneten auf alle Fälle, die durch die Abberufung Basses und Oelsners abgerissenen Fäden in vorsichtiger Weise wieder anzuknüpfen. Sie schlugen zu diesem Zwecke vor, entweder einen besonderen Geschäftsträger nach Paris zu schicken, oder einen der sich in Rastatt aufhaltenden Abgesandten anderer Staaten in den Dienst der Stadt zu nehmen. Sie selbst mussten ja alles vermeiden, was Argwohn erregen konnte, denn Graf Lehrbach hatte es erst vor einigen Tagen übel vermerkt, dass manche Abgeordnete viel zu viel

[1] G. Kr Bericht vom 11. Dezember
[2] l. c. Bericht vom 21 Dezember.

mit den französischen Deputierten verkehrten und dadurch die Sachen noch schlimmer machten, als sie ohne dies wären [1]

Der Rat erwog die von seinen Vertretern angeregte Frage um so mehr, als die Nachbarschaft der Franzosen sich bereits sehr unangenehm fühlbar machte. Schon im Oktober 1797 wurden die zur Stadt gehörenden Ortschaften Dortelweil und Bonames mit Kontributionen heimgesucht.[2] Jetzt verlangte der Kommandant von Mainz, General Hatry, als Anerkennung dafür, dass seine Offiziere die Neutralität Frankfurts peinlichst berücksichtigt und seinem Handel allen nur erdenkbaren Vorschub geleistet hätten, beträchtliche Lieferungen von Lebensmitteln und Fourage im Werthe von über 40,000 Livres.[3] Kaum hatte man den General befriedigt und dafür von ihm das Versprechen erhalten, in Zukunft von derartigen Forderungen verschont zu bleiben, so meldete sich General Ney von Homburg aus und verlangte ungesäumt unter dem Titel eines Anlehens 3000 Paar Stiefel nebst Sporen, sonst drohte er mit strengen Massregeln.[4]

Derartige Vorkommnisse sowie die Wahrnehmung, dass die hessischen Annexionsgelüste sich von neuem zu regen begannen, verschafften wieder derjenigen Partei im Rate die Oberhand, die in der Entlassung Oelsners und Basses aus den städtischen Diensten einen schweren, politischen Fehler gesehen hatten. Der Syndikus Seeger, der alte Gönner dieser beiden, trat noch einmal in einer besonderen Denkschrift für sie ein, wies die gegen sie laut gewordenen Verdächtigungen und Angriffe zurück und befürwortete dringend ihre Wiederanstellung als städtische Agenten bei der Republik An dem von ihnen geforderten Jahresgehalt von 30,000 Livres dürfe man sich nicht stossen, da sie die einzig geeigneten Männer seien, um die abgebrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen und Schutz gegen die übertriebenen Forderungen der französischen Heerführer zu verschaffen. Seegers Denkschrift machte einen gewissen Eindruck auf den Rat, und er begann bereits die Wiederberufung Basses und Oelsners in Erwägung zu ziehen, da liefen Nachrichten von Rastatt ein, die Seegers Befürchtungen für völlig grundlos erklärten. Endlich nämlich war es Schweitzer und Günderrode gelungen, zur Audienz bei der französischen Gesandtschaft vorgelassen zu werden. Sie erfuhren dort, dass die Abberufung der städtischen Agenten nicht

[1] l. c.
[2] Militaria XXIII, 2.
[3] G. Kr XVII.
[4] Militaria XIX, G. Kr. II.

den geringsten üblen Eindruck beim Direktorium hinterlassen habe. Die Absendung von Bevollmächtigten nach Paris hielten sie für nutzlos, da sowohl dem Direktorium, als auch der französischen Gesandtschaft der Wortlaut der Frankfurts Selbständigkeit garantierenden Konvention wohl bekannt sei.[1]

Somit unterblieb die Abordnung von Deputierten; der Rat begnügte sich, an den Minister des Auswärtigen, Talleyrand, und an die französische Gesandtschaft in Rastatt Schreiben abzusenden, in denen er nicht müde wurde, seine unwandelbare Ergebenheit für die grosse und mächtige Nation aufs lebhafteste zu beteuern.[2]

Die Rolle, welche Schweitzer und Günderrode auf dem Kongress zugefallen, war wahrlich schwierig und keineswegs ehrenvoll. Bilden die Verhandlungen zu Rastatt überhaupt das schwärzeste Blatt, das die deutsche Geschichte aufzuweisen hat, so hat auch der Frankfurter nur zuviel Grund, mit Beschamung auf diesen Abschnitt seiner vaterstädtischen Geschichte zurückzublicken Freilich in einer Zeit, wo alle Stände des deutschen Reiches gleichmässig an dessen Auflösung mitwirkten, wo das Gefühl für ein gemeinsames Vaterland völlig erloschen war, und die schnödeste Selbstsucht alle Kreise beherrschte,[3] wird man auch das Verhalten des Frankfurter Rates und seiner Vertreter milder beurtheilen dürfen. Von dem Gefühl der eigenen Ohnmacht völlig durchdrungen, suchten sie zunächst Anlehnung an einen grösseren Staat. Die Geschichte der Stadt und die vielseitigsten Beziehungen wiesen sie zunächst an den kaiserlichen Hof. Aber je mehr sie Einblick in dessen ränkevolle, vom einseitigsten Egoismus geleitete Politik gewannen, um so weniger liessen sie sich von den Versicherungen Lehrbachs und Metternichs beirren. Auch auf Preussen konnte man sich nicht stützen, seitdem es nach dem Baseler Frieden

[1] G Kr XIII. Bericht vom 12. Jan.

[2] Im Schreiben an Talleyrand heisst es unter anderm: . . . nous espérons vous donner, citoyen Ministre, par la sollicitude, avec laquelle nous ne tardons pas à ecarter même l'ombre d'un tort la preuve la plus solennelle de notre ardent desir de ne point perdre les dispositions favorables des illustres membres du directoire exécutif — — — Nous vous supplions de vous bien persuader des sentiments respectueux qui nous animent pour votre gouvernement et nous serons sûrs alors qu'il vous réussira d'en pénétrer également les illustres chefs. Im anderen Schreiben, das für Bonnier und Treilhard bestimmt war, versichert der Rat, dass seine Abgesandten instruiert seien à se concilier les bonnes graces du gouvernement français. — — — Nie habe der Rat etwas unterlassen, qui pût cimenter les sentiments favorables que les illustres membres du directoire exécutif de la république française ont manifeste pour la ville de Francfort etc. (G. Kr im Bericht vom 24 Jan. 1798.)

[3] Häusser, Deutsche Gesch. II, S. 148 ff.

jenes verhängnisvolle System der Neutralität angenommen hatte, das es völlig isolierte und den Einfluss seiner Politik immer mehr schwächte. Und die anderen deutschen Staaten? Teils waren sie zu unbedeutend, um überhaupt in Frage zu kommen, teils standen sie bereits in geheimem Einvernehmen mit der Republik. Somit schien kein anderer Ausweg offen zu stehen, als im Interesse der eigenen Existenz ebenfalls eine Verständigung mit Frankreich zu suchen. Da aber der Rat zugleich jedem Konflikte mit dem Reichsoberhaupte ängstlich auszuweichen suchte, empfahl er seinen Vertretern, ihr Votum womöglich unter den Letzten abzugeben, wenn ohnedies schon die Majorität für irgend einen Antrag gesichert sei.[1]

Aber trotz ihrer noch so vorsichtigen Haltung konnte es nicht ausbleiben, dass Schweitzer und Günderrode nach der einen oder andern Seite Anstoss erregten. Als es sich um die Abtretung des linken Rheinufers handelte, und sie sich dagegen erklärten, lud Treilhard sie sofort zu sich und las ihnen aus der geheimen Konvention vom Dezember 1796 diejenige Stelle vor, in der sich Frankfurt verpflichtete, den Frieden mit dem deutschen Reiche nach Kräften befördern zu wollen. Er bemerkte dabei, die Republik wisse ihre Verbindlichkeiten genau zu erfüllen, erwarte aber Gleiches auch von ihren Mitkontrahenten, darnach werde sie ihre nachdrücklichsten Massregeln zu treffen wissen. Zugleich warnte er sie vor den Ränken, die zu der Verzögerung des Friedensabschlusses geschmiedet würden. Den Beteuerungen der Frankfurter Abgesandten, dass sie derartigen Umtrieben völlig fern ständen, schien Treilhard Glauben zu schenken; er entliess sie aber mit der Versicherung, dass Frankreich von seiner Forderung nicht nachlassen werde und könne.[2] Bevor die Frankfurter Deputierten noch Zeit hatten, über die ihnen gewordene Lektion gehörig nachzudenken, berief sie Metternich zu einer vertraulichen Unterredung zu sich. Da nämlich die französischen Unterhändler die an Oestreich im Frieden zu Campo Formio gemachten Zugeständnisse wieder zurücknahmen und allen seinen Vergrösserungsplänen entgegentraten, so arbeitete jetzt Metternich nach Kräften gegen die Annexionsgelüste der Republik. Mit der Miene eines Patrioten beschwor er Schweitzer und Günderrode, sich nicht durch die Abstimmungen mächtiger Reichsstände einschüchtern zu lassen, die ihre selbstsüchtigen Absichten nur durch die Auflösung des deutschen Reiches zu verwirklichen hofften, sondern gegen die Abtretung des

[1] G. Kr. XVI.

[2] G. Kr XVI, vom 21. Febr. 98.

linken Rheinufers mannhaft aufzutreten. Die Abgeordneten waren aufrichtig genug, mit der Bemerkung herauszurücken, dass bei einer solchen Haltung Frankfurts die Drohungen verwirklicht würden, gegen deren Ausführung nirgends sich Schutz zeige.[1] Der Versuch, den ungünstigen Eindruck, den diese Worte beim Grafen hervorriefen, durch die Versicherung abzuschwächen, sie wollten noch einmal die von ihm vorgetragenen Gründe reiflichst erwägen und ihre Abstimmung nach bestem Gewissen einrichten, glückte nicht sonderlich. Frankfurt und Augsburg, die in fast allen wichtigen Fragen einmütig vorgingen, waren von jetzt ab bei den kaiserlichen Vertretern übel angeschrieben und sollten dies auch bald fühlen. Uebrigens enthob die Abgeordneten eine gerade in diesen Tagen (Ende Februar) einlaufende Instruktion des Rates aller weiteren Bedenken. Sie lautete kurz und bündig, »gegen alles, was eine Verzögerung des Friedenswerkes herbeiführen könnte, besonders gegen alle dahin zielenden Koalitionen zu arbeiten und lieber in allem nachzugeben, als Deutschland neuen Verheerungen preiszugeben, dabei freilich nach keiner Seite hin Anstoss zu erregen.«[2] So stimmten denn am 9. März die Frankfurter Deputierten für die Abtretung des linken Rheinufers. Und als nach diesem Zugeständnis Frankreich für diejenigen Fürsten, die dadurch Gebiet verloren, Entschädigung durch Säkularisationen verlangte, stimmte Frankfurt in der Sitzung vom 2. April dem zu, »da man sonst den Friedensschluss gefährden würde.«[3] Die Vertreter Oestreichs, die in beiden Fragen Frankreichs Forderungen abgelehnt hatten, liessen jetzt an Frankfurt und Augsburg ihren Ingrimm aus, die die Grundpfeiler der deutschen Verfassung zu untergraben versuchten, weshalb sie zu besseren Grundsätzen und zu gehöriger Ordnung gewiesen werden müssten.[4] Lehrbach bemerkte noch, gerade jetzt hätte Oestreich einen Plan einbringen wollen, der binnen kurzer Zeit alle Schwierigkeiten überraschend gelöst hätte, und nur durch die Voten Frankfurts und Augsburgs, die andern Staaten zum Vorbild gedient hätten, sei er unmöglich gemacht.[5] Damit spielte er auf Kurmainz und Kursachsen an, die nach Frankfurt abgestimmt hatten. Wie schmeichelhaft auch für die Frankfurter Abgeordneten der Gedanke sein mochte, dass zwei Kurfürstentümer von ihnen die politische Direktive erhalten haben sollten, so

[1] G. Kr. XIII.
[2] G. Kr. XVI.
[3] R. Reichsd. II.
[4] G. Kr. XVI. Bericht Selperts, des gemeinsamen Vertreters der Reichsstädte in Regensburg, vom 18. und 19. April.
[5] l. c. Bericht Selperts vom 19. April.

war doch ihre Wahrheitsliebe grösser als ihre Eitelkeit. Sie bewiesen dem Grafen Lehrbach, dass die Voten von Kursachsen und Kurmainz schon am Tage vor der Abstimmung allgemein bekannt waren, ja dass deren Vertreter sie bereits schriftlich aufgesetzt in die Sitzung mitgebracht hätten.

Diese Behandlung zweier der angesehensten Reichsstädte erregte viel böses Blut im reichsstädtischen Kollegium. Schon wurden einzelne Stimmen laut, dass Frankfurt und Augsburg in demonstrativer Weise ihre Vertreter von den Friedensverhandlungen zurückberufen sollten.[1] Doch soweit liess man es, nachdem ruhigere Erwägungen Platz gegriffen hatten, nicht kommen, man wandte sich nach Wien direkt, und unter Versicherung der unerschütterlichen Anhänglichkeit an Kaiser und Reich rechtfertigte man die Abstimmung als durch die Not der Umstände geboten. Daraufhin lenkte man österreichischerseits wieder ein und bedeutete nur den Abgesandten, man wolle zwar nicht ihr Stimmrecht beschränken, aber sie hätten doch in Fragen von solcher Wichtigkeit erst die Abstimmung mächtigerer Stände abwarten können. Damit war der Zwischenfall einstweilen erledigt.

Die Verhandlungen in Rastatt zogen sich nun in schleppender Breite weiter fort. Nach jedem Zugeständnis überraschten die Franzosen den Reichstag mit neuen Forderungen, deren Masslosigkeit und Unbilligkeit selbst die Zahmsten zum Widerspruch reizten. In der Note vom 3 Mai verlangten sie die Freigebung der Rheinschiffahrt, die Abtretung der Rheininseln und der Festung Kehl, die Demolierung Ehrenbreitsteins u. s. w. Das war selbst den Frankfurter Abgeordneten zu stark, und indem sie diesmal die Reihe der Abstimmenden besser beobachteten, lehnten sie im Anschluss an Sachsen die französische Note ab. Natürlich blieb dies von den Franzosen nicht ungerügt. Wiederum ward Schweitzer — Günderrode war damals von Rastatt abwesend — zu Treilhard citiert. Mit einer Offenheit, die geradezu verblüffend auf Schweitzer wirkte, deckte er diesem die letzten Ziele seiner Regierung auf,[2] Deutschland in einen derartig ohnmächtigen Zustand zu versetzen und darin zu erhalten, dass es sich nie wieder in einen Krieg werde einlassen können. »Damit ist zugleich Euch kleineren Staaten, fuhr er fort, gedient. Bis jetzt habt ihr dazu dienen müssen, die Vergrösserungspläne der grösseren Mächte zu unterstützen und dabei die Zeche bezahlt, von nun an wollen wir dem schädlichen Einfluss Preussens und Oestreichs gebührende

[1] G. Kr. III.
[2] l. c.

Schranken setzen, zum Entgelt dafür müsst ihr Reichsstädte, um deren Existenz es sich hauptsächlich handelt, auch offen Farbe bekennen. Das ewige Temporisieren führt zu nichts und wird am Ende von beiden Seiten schlecht gelohnt.«

Aber Frankreich standen noch wirksamere Mittel, den Rat mürbe zu machen, zu Gebote, die um Frankfurt herumliegenden Truppen. Trotz des Friedens requirierten diese auf dem rechtsrheinischen Gebiet und zogen auch die zur Stadt gehörenden Dörfer in Mitleidenschaft. Die jenseits der Nidda gelegenen Ortschaften Dortelweil, Niedererlenbach, Bonames wurden mit Einquartierungen belegt und mit Lieferungen von Heu, Brot, Stroh, Hafer, Branntwein und Fleisch behelligt. Im Auftrage des Rats begab sich Mylius in das französische Hauptquartier, um beim kommandierenden General Joubert, der an Hatrys Stelle getreten war, dagegen Vorstellungen zu machen. Es kostete Mühe, Zutritt bei ihm zu erlangen. Der General zeigte sich sehr unwirsch und drohte sogar, die Neutralität der Stadt nicht anzuerkennen. Von seinem Geheimsekretär erfuhr man den Grund seiner Ungnade. Einmal werde er von Mainz aus gegen Frankfurt aufgereizt, dann sei er der Ansicht, dass die städtische Deputation zu Rastatt nicht nach den Wünschen der französischen Gesandten votiere. Uebrigens entbinde der Dezembervertrag von 1796 keineswegs die städtischen Ortschaften von der Einquartierungslast; eine solche Vergünstigung müsste noch besonders vom Direktorium ausgewirkt werden.[1]

Mylius liess sich durch diese Abfertigung nicht ausser Fassung bringen. Eine langjährige Praxis hatte ihn gelehrt, darin nur eine Aufforderung zu erblicken, jetzt mit »Gratifikationen« an die massgebenden Persönlichkeiten des Hauptquartiers herauszurücken. Diese hatten ihren Preis auch schon normiert, Mylius gab einstweilen Vorschüsse und versprach den Rest bei der glücklichen Erledigung der schwebenden Angelegenheit. Diese erfolgte jetzt überraschend schnell, und die Dörfer wurden von der Einquartierung befreit, die erhobenen Lieferungen aber nicht zurückerstattet.[2]

[1] Militaria XV, 1.

[2] l. c. Der Schultheiss von Niederursel, der sie vom General Monrichard reklamieren sollte, erhielt von dessen Adjutanten den Bescheid: »Was die Republik einmal empfangen hat, gibt sie nie wieder zurück.« Ein ähnlicher Bescheid ward dem Schultheissen des Dorfes Sulzbach zu teil, dessen Gemeindemagazin von den Franzosen geplündert worden war. In seinem Bericht an den Rat schreibt er hierüber: »Von den Franzosen heisst es, wie es in der Schrift steht, Ex inferno nulla redemtio«

Also jeder Stein des Anstosses in Rastatt musste entfernt werden, und somit erhielt Schweitzer abermals die gebundene Marschroute, ja auf alle Forderungen Frankreichs um des lieben Friedens willen einzugehen. Nur noch zweierlei hatten jetzt die französischen Gesandten zu rügen: die Haltung der Frankfurter Presse, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten nicht geziemend genug gegen die Vertreter der Republik benommen habe,[1] sodann die Aufnahme von Emigranten in die Stadt. Bezüglich des ersten Punktes versprach der Rat »zum Zeichen seiner tiefsten Verehrung gegen das erhabenste Gouvernement die geeignete Remedur.« Die beanstandeten Zeitungsnotizen wurden alsbald widerrufen und den Zeitungen ward eingeschärft, nichts zu drucken, was nur irgendwie der Republik missfallen könnte. Nur für die Reichspostzeitung lehnte man jede Verantwortung ab, da der städtische Zensor über sie keine Macht habe.

Besonders rücksichtslos ging man in der Emigrantenfrage vor. Schon seit Beginn der Revolution hatte ja die jakobinische Presse die Stadt die einseitige Begünstigung der Emigranten vorgeworfen, und General Custine hatte damit die im Oktober 1792 erfolgte Brandschatzung motiviert. Jetzt spornte die Mahnung der Rastatter Gesandtschaft zu neuen Massnahmen gegen sie an. Allen Emigranten, ohne Unterschied, ob französischer oder vlämischer Abkunft, ward der Aufenthalt in der Stadt oder deren Gebiet verweigert, wer Emigranten in Dienst hatte, sollte sie sofort entlassen, nur in Ausnahmefällen durften sie sich noch 24 Stunden in Frankfurt aufhalten.[2] Wer trotz des Verbotes in Frankfurt verblieb, sollte unter Trommelschlag vor die Thore gebracht werden. Eine Art Geheimpolizei »die französischen Aufpasser« vigilierten eifrig in den Kaffee-, Wein- und Bierhäusern und den katholischen Klöstern nach Emigranten.[3]

Der Lohn für eine derartige Ergebenheit liess nicht lange auf sich warten. Schon seit einiger Zeit hatte die französische Gesandtschaft mit bedeutungsvoller Miene versichert, sie werde bald sprechende Beweise ihres Wohlwollens gegen die Stadt geben können. Anfang Oktober verlangte sie nun vom Kongress, dass die Bestätigung der Unabhängigkeit der drei Reichsstädte Bremen, Hamburg und Frank-

[1] Besonders entrüstet zeigte sich der einflussreiche Sekretär der französischen Gesandtschaft Rosenstiel über die Notiz der Frankfurter Zeitungen, dass das Direktorium das Benehmen des Generals Bernadotte, der als Gesandter am österreichischen Hof durch sein herausforderndes Auftreten gegen die Volksmenge Strassenauftritte veranlasst hatte, gemissbilligt und ihn seines Postens enthoben habe. G. Kr. XIII.

[2] Militaria XXV, 2, 1, 2.

[3] l. c.

furt in das Friedensinstrument ausdrücklich aufgenommen werde, jede Weigerung werde die Republik als einen Mangel an Achtung ansehen.[1] Die Note erregte in Rastatt kein geringes Aufsehen. Dass sie Augsburgs, Lübecks und anderer grosser Reichsstädte mit keinem Wort gedachte, rief deren Neid und Besorgnis wach. Aber da Oestreich nicht widersprach, und Bayern, Baden, Darmstadt und Kurmainz, die sich jetzt völlig von Frankreich ins Schlepptau nehmen liessen, den Antrag unterstützten, so nahm ihn der Kongress unbeschadet der Rechte der übrigen Reichsstadte an

Inzwischen hatte die politische Lage wieder einen bedrohlichen Charakter angenommen Der Kaiser, von der Republik mit seinen Vergrösserungsplänen abgewiesen, schickte sich an, der von England ins Werk gesetzten neuen Koalition beizutreten. An allen Ecken und Enden regten sich die Feindseligkeiten Russland mit seiner noch unverbrauchten Kraft, die Türkei und Neapel schlossen sich der Koalition an. Auch die französischen Gesandten in Rastatt hielten den Krieg für unvermeidlich, ihr Bemühen hatte jetzt lediglich den Zweck, noch in zwölfter Stunde die deutschen Reichsstände vom Reichsoberhaupt zu trennen und sie wenigstens zur Neutralität zu bestimmen. Diese Frage trat jetzt auch an die Vertreter Frankfurts heran. Sie wogen die Aussichten der beiden demnächst Krieg führenden Mächte kühl und nüchtern gegen einander ab. Die Republik, durch Parteihader im Innern geschwächt, das Direktorium allgemein verhasst, die Flotten Frankreichs seit dem Tage von Abukir vernichtet, sein bestes Landheer und sein bester Feldherr durch Nelsons Schiffe vom Vaterlande abgeschnitten, die neue Koalition dagegen im Besitz zahlreicher vortrefflicher Führer und unterstützt durch Russlands unerschöpflichen Truppenmassen — alles dieses liess einen zu engen Anschluss an die Republik jetzt minder begehrenswert erscheinen, als noch vor kurzem.

Dies kam deutlich zum Ausdruck in einer von Schweitzer Mitte Januar 1799 verfassten Denkschrift, die in mehr als einer Hinsicht beachtenswert ist. Man merkt es jedem Worte des Schriftstückes an, wie glücklich der Verfasser ist, endlich einmal der offiziellen Lobhudelei Frankreichs und seiner Vertreter enthoben zu sein und es auch als politisch klug ansehen zu dürfen, die Sprache der wahren Empfindung zu reden. Die schneidigste Kritik übt er an der bisherigen Politik des Direktoriums, deren Opfer bereits die Schweiz, der Kirchenstaat, Piemont und die Insel Malta geworden wären. Vor

[1] G. Kr. XIV, R. Reichsd. III.

allem erbittert ihn die Behandlung, die dem deutschen Reich auf dem Kongress zu teil geworden war. Als ob dieses bereits eine französische Provinz wäre, schreibe Frankreich ihm Gesetze vor und ändere seine Verfassung. Das Traurigste aber sei, dass kein Vertrag, kein noch so feierlich gegebenes Versprechen binde, wenn es dem Vorteil der Republik im Wege stehe. Jetzt ergreife das Direktorium gern jede Handhabe zum Kriege, um die Armeen zu beschäftigen und die Aufmerksamkeit von der traurigen inneren Lage Frankreichs abzulenken.

Des weiteren berührt Schweitzer den nahen Ausbruch des Krieges. Dass die Reichsstände sich dabei neutral verhalten könnten, hält er für ausgeschlossen; dringend warnt er, sich vom Reichsoberhaupt zu trennen, das allein noch den ohnedies so gelockerten Reichsverband zusammenhalte. Mit prophetischem Blick sieht er voraus, dass die Trennung vom Kaiser unwiderruflich die Auflösung des Reiches herbeiführen müsste, wodurch Süddeutschland jeder feindlichen Uebermacht schutzlos preisgegeben sei.

Inzwischen war auch die letzte Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens erloschen, ein russisches Heer näherte sich Anfang 1799 der deutschen Grenze; die französischen Gesandten drohten mit sofortiger Eröffnung der Feindseligkeiten, falls der Marsch der Russen nicht sistiert würde.[1]

Während man sich noch in Regensburg mit dieser Frage beschäftigte und die Reichsstädte, darunter auch Frankfurt, den Kaiser ersuchten, zur Beschleunigung des Friedens die Reichslande nicht mit fremden Truppen überziehen zu lassen, waren die Würfel bereits gefallen. Graf Lehrbach hatte die französische Note ablehnend beantwortet, und zwei Wochen später, am 1. März, überschritten die Truppen der Republik den Rhein; am 12. März erklärte Oestreich offiziell den Krieg, trotzdem tagte der Kongress in Rastatt noch weiter bis Ende April.

In zwei getrennten Heeresabteilungen waren die Franzosen in Süddeutschland eingerückt, die kleinere unter Bernadotte hatte sich Mannheims bemächtigt und schickte sich an, von dort nach den Neckargegenden vorzurücken; die grössere, die Donauarmee unter Jourdan, war bei Strassburg über den Rhein gegangen und richtete ihren Marsch nach der oberen Donau, um die östreichischen Truppen unter dem Erzherzog Karl zu überraschen. So wurde Süddeutschland wiederum der Schauplatz des Kampfes, der auch das Maingebiet in

[1] Häusser II, 206/2.

Mitleidenschaft ziehen konnte. Mit dieser Wahrscheinlichkeit rechnete man in Frankfurt und hatte bereits Mitte Januar 1799, damit zugleich einem vom Kaiser erteilten Winke nachkommend, beschlossen, die beim städtischen Rechneiamt liegenden Wertpapiere und die goldne Bulle, nach der sich bereits im Juli 1796 die Franzosen eifrig erkundigt hatten, nach Leipzig, also in neutrales Gebiet, zu schicken.[1] Denn den beruhigenden Versicherungen, mit denen die Vertreter der Republik sehr freigebig waren,[2] schenkte man nur halbes Gehör. Diese kann uns alles halten, schrieb treffend Schweitzer Ende Februar, was sie uns urkundlich versprochen hat, und es werden ihr doch noch Titel und Mittel genug übrig bleiben, um sich ihre Freundschaft und die Beobachtung der Neutralität teuer bezahlen zu lassen. Ihren Truppen fehlt es an Geld und allem Sonstigen; wiederum werden sie, wie die Erfahrung sattsam gezeigt hat, zu Requisitionen und Darlehen, »dem neuerfundenen Beziehungsmittel« greifen müssen. Eine Wiederbesetzung der Stadt sieht er schon im Geiste voraus und rät überhaupt, sich für alle Eventualitäten vorzubereiten. Er selbst hielt es vor der Hand für das Richtigste, sich mit dem französischen Oberfeldherrn selbst in Verbindung zu setzen. Mit Empfehlungsschreiben vom Minister Debry ausgerüstet, reiste er Anfang März ins französische Hauptquartier nach Villingen. Daselbst traf er, da Jourdan nach dem Bodensee aufgebrochen war, nur noch einen seiner höheren Adjutanten, dem er das Schreiben Debrys zur schleunigsten Beförderung übermittelte. Dann kehrte Schweitzer wieder auf seinen Posten nach Rastatt zurück, wo seine Reise bereits ein gewisses Aufsehen erregt hatte.[3] Einige Tage später erschien derselbe Adjutant im Auftrage Jourdans bei Schweitzer, zeigte ein in Form einer öffentlichen Bekanntmachung ausgestelltes Schreiben, das alle Wünsche des Rates bezüglich der Sicherung der Ostermesse und der Neutralität erfüllte. Nur verlangte der Adjutant zuvor für Jourdan eine Probe von Erkenntlichkeit (une preuve de reconnaissance), sonst betrachte dieser jede Beziehung zwischen ihm und der Stadt für abgebrochen. Vergebens berief Schweitzer sich auf Debrys Schreiben; der Adjutant erklärte, dass in jetziger Zeit die wohlmeinende Gesinnung eines Generals doch etwas mehr zu bedeuten habe, als die eines Ministers. Nach dieser Einleitung rückte er mit einer Forderung von 50,000 Thalern heraus, deren sofortige Auszahlung er wünschte. Schliesslich willigte

[1] G. Kr. XX.
[2] l. c. Bericht vom 4. und 15. Febr.
[3] G. Kr. XVI, Bericht vom 1. und 6. März.

er darin ein, Jourdans Forderung persönlich dem Frankfurter Rate zu überbringen. Die Verhandlungen des Adjutanten mit dem Kanzleirat Böhmer scheinen Jourdan befriedigt zu haben, denn in zwei Erlassen schärft er seinen Offizieren ein, die Neutralität der Stadt zu achten und die Sicherheit ihrer Ostermesse im weitesten Umfange des Wortes in besondere Obhut zu nehmen, als »Anerkennung ihrer Haltung auf dem Rastatter Kongress und ihrer Ergebenheit gegen die Republik«.

Aber auch der andere französische Heerführer, Bernadotte, der sein Hauptquartier damals in Mannheim hatte, rührte sich jetzt. Zwar verschonte er die Stadt mit einer Brandschatzung (auf eine solche war man schon vorbereitet und sozusagen eingerichtet), aber er verlangte viel Schlimmeres, die Ausweisung des östreichischen, russischen,[1] britischen Residenten binnen 24 Stunden. So lange der Rat diesen erklärten Feinden der Republik Asyl und Schutz gewähre, seien alle seine Ergebenheitsversicherungen eitel Wind. Ferner rügte er scharf, dass französische Bürger, die die Freiheitskokarde trugen, in Frankfurt unter sträflicher Duldung der Obrigkeit verhöhnt würden, und drohte mit strengen Repressalien im Wiederholungsfalle.[2]

Dem Manne, der als Gesandter der Republik im verflossenen Jahre den kaiserlichen Hof und die Bevölkerung Wiens in brüsker Weise herausgefordert hatte, durfte man schon zutrauen, dass er seinen Drohungen rasche Folge geben würde. Der geängstigte Rat, der schon im Geiste französische Exekutionstruppen vor den Mauern der Stadt sah, beschloss nachzugeben. Einer nicht sehr dankbaren Aufgabe unterzogen sich der ältere Bürgermeister und einige Ratsmitglieder, als sie das Ansinnen Bernadottes den Gesandten Oestreichs und Russlands mitteilten — einen englischen Gesandten gab es gar nicht in Frankfurt — um ihrem »klugen Ermessen die zu ergreifenden Massregeln anheimzustellen.«[3] Zwar Graf Schlick machte gute Miene zum bösen Spiel und reiste schon den nächsten Tag ab, da er dem Rate weiter keine Verlegenheit bereiten wolle, das Entschuldigungsschreiben an den Kaiser versprach er sogar noch zu unterstutzen, aber die russische Gesandtschaft war nicht so entgegen-

[1] Einige Wochen vorher hatte der russische Geschäftsträger Herr v. Vucassovics dem Bürgermeister offiziell eröffnet, dass sein Herrscher (Paul I.) an der Beförderung und der Wohlfahrt des deutschen Reiches den regsten Anteil nehme, allen von den Franzosen und den von ihnen abhängigen deutschen Ständen ausgestreuten Verleumdungen zum Trotz.

[2] Militaria II, 10.

[3] l. c.

kommend, Herr von Simolin wollte sich zuerst nicht dazu verstehen; ihm hatte es auch die Stadt zuzuschreiben, dass der Kaiser Paul I. sich weigerte, ihr Rechtfertigungsschreiben anzunehmen, und es durch den Geschäftsträger Vucassovicz zurückschickte.

Für die ausgewiesenen Gesandten zog jetzt der bisherige Geschäftsträger Frankreichs auf dem Reichstage zu Regensburg, Bacher, als Vertreter der Republik in Frankfurt ein. Seine Vertrautheit mit den deutschen Angelegenheiten empfahl ihn besonders für diesen Posten. Mit dieser Wahl hatte auch der Rat Ursache zufrieden zu sein. Frei von jenem herrischen brutalen Befehlshaberton, den schon damals die Beamten der Republik anzuschlagen pflegten, ging er zuvorkommend auf die Wünsche des Rates ein und verteidigte ihn mehr wie einmal gegen ungerechte Anklagen oder Forderungen der französischen Heerführer. Auch wo er mit Beschwerden an die Stadt herantrat, wusste er sie wenigstens in eine verbindliche Form zu kleiden. Eine dieser Beschwerden drehte sich wieder um die Begünstigung der Emigranten. Wir wissen bereits, wie wenig Umstände der Rat mit ihnen gemacht hatte, aber Bacher behauptete, dass die erlassenen Verordnungen nicht mit der nötigen Strenge durchgeführt würden, denn die in den Niederlanden kürzlich ausgebrochenen Unruhen hätten ergeben, dass die Fäden der Verschwörung sich bis nach Frankfurt erstreckten. In der That hielten sich einzelne niederländische Priester in der Stadt auf, die der Rat milder behandelte, als die französischen Emigranten. Diese Bevorzugung hörte jetzt auf, sie erhielten den Befehl, binnen 8 Tagen den Stab weiter zu setzen,[1] in Zukunft sollte kein Franzose oder Niederländer in der Stadt geduldet werden, dessen Pass nicht zuvor vom französischen Residenten visiert worden wäre.[2]

Ende April 1799 hatte der Rastatter Kongress durch den Ueberfall und die bekannte Ermordung der französischen Gesandten einen blutigen Abschluss gefunden, und am 1. Mai kehrte Schweitzer nach Frankfurt zurück.[3] Dort hatte man mit fieberhafter Spannung die

[1] Militaria II, 1. Ratsbeschluss vom 2. April.

[2] l. c.

[3] Schweitzers letzter Bericht aus Rastatt ist datiert vom 23 April. Am 3 Mai war Schweitzer bereits in Frankfurt und hielt in einer eigens dazu anberaumten Sitzung dem Rat Vortrag über die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Rastatt und über den am 28. April erfolgten Gesandtenmord. — Die Kosten der Vertretung betrugen 26,700 Gulden 4 Kreuzer. (G Kr. XVI enthält eine genau detaillierte Kostenberechnung.) Frankfurt und Augsburg, das 30,000 Gulden aufgewandt hatte, verlangten ursprünglich einen Beitrag von sämtlichen Reichsstädten, deren Interesse man ja mitvertreten hätte, aber bei dem entschiedenen Widerstand der Reichsstädte traten sie bald von dieser Forderung zurück.

weitere Entwicklung der kriegerischen Ereignisse verfolgt Erleichtert atmete man auf, als durch die Siege des Erzherzogs Karl über Jourdan das südwestliche Deutschland von den Schrecken einer feindlichen Invasion verschont ward. Auch auf anderen Teilen des Kriegsschauplatzes, die Schweiz abgesehen, waren die Franzosen den verbündeten ostreichisch-russischen Truppen, an deren Spitze der genialе Suwaroff stand, nicht gewachsen. In raschem Siegeslauf hatte dieser in den Ebenen der Lombardei ein republikanisches Heer nach dem andern geschlagen, und die jüngsten Schöpfungen des Direktoriums, die cisalpinische und parthenopaische Republik, waren unter diesen wuchtigen Schlägen wie Kartenhäuser zusammengestürzt.

Mit diesen Erfolgen der kaiserlichen Waffen rechnete man auch in Frankfurt Die noch restierenden Römermonate, mit deren Zahlung man so lange gezögert hatte, erlegte man jetzt mit einer gewissen Ostentation, und als der Erzherzog Karl, der der Stadt besonders wohl wollte, sie an die Ergänzung ihres Kontingentes bei der Reichsarmee mahnte, da verschanzte sich die Kriegsdeputation nicht wie sonst üblich hinter allen möglichen Entschuldigungen und Vorwanden, sondern sandte wirklich zur Verstärkung der in Mainz liegenden Frankfurter Truppen einstweilen 60 Mann ab, auch die Lazarettkranken — an Zahl 80 — sollten unmittelbar nach der Genesung dorthin nachgeschickt werden. Durch diese Beweise patriotischer Gesinnung hoffte man die üble Stimmung, die am kaiserlichen Hof gegen Frankfurt herrschte, einigermassen zu beschwichtigen. Aber man tauschte sich Als Kanzleirat Böhmer im Juli nach Wien reiste, um die letzten Falten des Unwillens gegen den Rat durch seine Beredsamkeit zu glätten, hielt ihm der Reichsreferendar von Frank, an den er gewiesen wurde, ein ganzes Sündenregister über das politische Verhalten der Stadt in den letzten Jahren vor.[1] Dabei zeigte er sich über alle Abstimmungen der städtischen Vertreter sowohl auf dem Reichstag zu Regensburg als auf dem Friedenskongress zu Rastatt genau unterrichtet und hielt sie Böhmer schonungslos vor Besonders anmassend fand er die Einsprache Selperts gegen den Einmarsch der russischen Truppen Kein einziger Stand, versicherte Frank, habe sich eine derartige Sprache erlaubt, wie Frankfurt Fast scheine es, als ob man sich die Abstimmungen von den französischen Gesandten habe diktieren lassen, für diese Rolle sei freilich keiner geeigneter gewesen als Schweitzer, der seine vaterlandslose Gesinnung bei den Verhandlungen in Basel 1794 und 1795

[1] G. Kr. H.

genügend gezeigt habe. Vergebens führte Böhmer zur Entlastung der Stadt die Zwangslage an, dass sie sich damals schutzlos der Willkür der Franzosen preisgegeben fand; vergebens schob er alle Verantwortung auf Kurmainz und Hessen-Darmstadt, die in Rastatt den Ton, wie ihn die französischen Minister gewünscht, angestimmt hatten, und denen man sich nicht habe widersetzen können. Er hatte kein Glück damit. Und als er gar von treuer Pflichterfüllung gegen Kaiser und Reich sprach, brauste der Reichsreferendar auf und fuhr ihn mit den Worten an: »Wie? Sie sprechen von Pflichterfüllung in dem Augenblick, da Sie sehr zufrieden sein müssten, wenn ich darüber mit Stillschweigen hinwegginge! Ist etwa Ihr Verhältnis zur französischen Republik ein pflichtgemäßes? Haben Sie und der Bürgermeister von Humbracht[1] solches offen und pflichtschuldig angezeigt? Wissen wir überhaupt, wie tief Sie sich bereits mit der Republik eingelassen haben, und sind Sie bereit, darüber klaren Wein einzuschenken?« Dabei äusserte er den Verdacht, dass Schweitzer wohl 1795 zu Basel unter preussischer Vermittlung einen Sondervertrag mit Frankreich abgeschlossen habe. Böhmers Gegenversicherungen maass er wenig Glauben bei, auch der Hinweis auf die gezahlten Römermonate und dass Frankfurt noch sein Kontingent im Felde habe, während alle andern Stände das ihrige zurückberufen hätten, rührte ihn nicht, er entliess Böhmer mit der Bemerkung, dass er auf das künftige Benehmen der Stadt in steter Rückerinnerung an das vergangene ein aufmerksames Auge haben werde.

Am nächsten Tage legte er Böhmer das Konzept eines Kaiserlichen Hofdekrets vor, das die Bewilligung weiterer Römermonate verlangte, und knüpfte daran die sichere Erwartung, dass Selpert auf dem Reichstage zu Regensburg diesmal seine Abstimmung anders einrichten würde, als bisher. Auch verlange der Kaiser, dass Frankfurt ein auf das Fünffache vermehrtes Kontingent sofort ins Feld stelle. Als nun Böhmer voller Verzweiflung bemerkte, dadurch würde die Stadt die Franzosen aufs äusserste reizen und ihnen den erwünschten Vorwand geben, über sie herzufallen, auch sei es schlechterdings unmöglich, teils wegen der Schwierigkeit der Werbung, teils wegen der starken Verschuldung Frankfurts, eine so grosse Truppenmacht aufzubringen, erwiderte von Frank nicht ohne Hohn, der Rat habe ja — trotz der angeblichen starken Verschuldung — Mittel und Wege gefunden, die französischen Requisitionen und Kontributionen aufzubringen. Könne er das Kontingent nicht in natura stellen, und

[1] Dieser war das Jahr vorher am kaiserlichen Hofe gewesen.

sei das städtische Aerar unvermögend, die Ablösung in Geld zu entrichten, so hätten die reichen Bürger in ihre Tasche zu greifen und die nötigen Mittel aufzubringen, wie es in dem republikanischen Frankreich der Fall sei.

Eine ähnliche Sprache bekam Böhmer in der Staatskanzlei zu hören. Dort fragte man sogar höhnisch, ob die Stadt einen ständigen Agenten in Paris habe. Nachdem man so den Frankfurter Abgesandten durch die Fülle von Vorwürfen mürbe gemacht hatte, weihte man ihn in die Pläne der kaiserlichen Politik ein, denn Böhmer hatte zur Entlastung Schweitzers angeführt, dass man diesem in Rastatt nie einen vertraulichen Wink über die Absichten des Wiener Hofes habe zukommen lassen. Man belehrte ihn jetzt, dass der Minister Thugut den Krieg gegen die Republik nicht um selbstsüchtiger Zwecke willen führe, sondern um die höchsten Güter der Menschheit, um den Schutz der bedrohten Sittlichkeit und Religion, des gefährdeten Eigentums u. s. w. Thugut wurde ihm gewissermassen als der heilige Georg hingestellt, der dazu berufen sei, die aus Frankreich stammende Drachenbrut des Gemeinen und Niedrigen zu erlegen. In diesem Kampfe rechne aber Oestreich auf die thätige Mitwirkung eines jeden Reichsstandes.

Den wenig erfreulichen Aufenthalt in Wien kürzte Böhmer möglichst ab. Er wusste jetzt, dass das Verhältnis Frankfurts zur Republik im grossen und ganzen dem Wiener Hof bekannt war, er empfahl daher dem Rat, »schonende Rücksicht« darauf zu nehmen, da man die guten Gesinnungen nicht mehr nach Worten, sondern nach dem Masse der Leistungen beurteilen werde.

Damit war man auch in den massgebenden Kreisen Frankfurts ganz einverstanden, vorausgesetzt, dass das Waffenglück den Verbündeten so treu blieb, wie bisher. Aber in den glänzenden Waffenerfolgen auf dem italienischen und schweizerischen Kriegsschauplatz war zuerst ein Stillstand, dann ein Rückschritt eingetreten. Dank der treulosen, habsüchtigen Politik Thuguts, den verkehrten Beschlüssen des Wiener Kriegshofrates und der Uneinigkeit zwischen Suwaroff und den östreichischen Heerführern drohte die Koalition in die Brüche zu gehen, und Ende September war die Schweiz, diese wichtige Operationsbasis, wieder in den Händen der Franzosen.

Dagegen war auf dem deutschen Kriegsschauplatz seit den Schlachten von Osterach und Stockach bis in den Herbst hinein keine einzige grössere Waffenthat erfolgt. Trotz ihres numerischen Uebergewichtes verhielten sich die Franzosen in der Defensive, zum Teil auch aus Besorgnis vor dem neu gebildeten Landsturm. Auf-

gereizt durch die Erinnerung an die greuelhaften Verwüstungen der letzten Jahre und unter dem frischen Eindruck der glorreichen Siege der Verbündeten war nämlich die Landbevölkerung am untern Main, im Spessart und Odenwald gern dem Aufruf des kurmainzischen Ministers Albini gefolgt und hatte sich zu einer Art Landmiliz zusammengethan. Unter Zugrundelegung der alten Zentverfassung bildeten sich »Zent- und Ausschusskompanien«, zu denen noch verschiedene Korps Freiwilliger hinzukamen.[1] Bereits Anfang August 1799 waren, abgesehen von letzteren, 70 Kompanien organisiert und marschfertig, um sich dem sowohl von Mannheim, als von Mainz anrückenden Feinde in den Weg zu werfen. Und wenn auch der Landsturm für grössere militärische Unternehmungen nicht geeignet war, so bereitete er doch den Franzosen ernstliche Verlegenheiten und hinderte sie besonders in ihren Plünderungszügen.

Auch in der Bürgerschaft Frankfurts regte sich der Geist kriegerischer Erhebung. Der Rat erfuhr, dass verschiedene bürgerliche Scharfschützen sich dem Albinischen Jägerkorps anschliessen wollten. Schleunigst liess er sie aber durch die Rottenmeister verwarnen, durch einen derartigen Schritt das Gemeinwesen ernstlich zu gefährden.

Doch diese vorsichtige Haltung schützte nicht vor Gewaltthaten der französischen Heerführer. Schweitzer behielt Recht. Was wogen die so oft gegebenen Bestätigungen des Neutralitätsvertrages gegenüber der Thatsache, dass die französischen Truppen, von Geld, Lebensmitteln, Kleidung völlig entblösst, sich gezwungen sahen, Freund und Feind mit Brandschatzungen heimzusuchen. In einer derartigen Verfassung befanden sich auch die von Mainz und Oppenheim heranrückenden Truppen des Divisionsgenerals Baraguay d'Hilliers, der den Mainzer Landsturm zerstreuen und sich mit dem bei Philippsburg stehenden Befehlshaber der Rheinarmee vereinigen sollte.

In der Frühe des 28. August erschien sein Vortrab vor den Mauern der Stadt und besetzte sofort alle Thore, während Baraguay sein Hauptquartier in Bockenheim aufschlug. Die Franzosen liessen alles zur Stadt hinein, niemanden aber hinaus. Während die Bürger über die unvorhergesehene Besetzung der Stadt in die grösste Bestürzung gerieten und eine abermalige Beschiessung, ja sogar Plünderung befürchteten, erschien ein Adjutant Baraguays im Römer mit dem

[1] Näheres hierüber: Der Kurmainzer Landsturm in den Jahren 1799 und 1800 von K. Rothenbücher S. 19 ff., S. 64 ff., Geschichte der Stadt Mainz während der zweiten französischen Herrschaft, von Bockenheimer S. 26, Häusser l. c. S. 250.

Ersuchen, sofort eine Deputation von zwölf Ratsmitgliedern nach Bockenheim zu entsenden. Aus dem zugleich überreichten Schreiben konnte der Rat entnehmen, worum es sich handelte, nämlich um eine ausserordentlich starke Lieferung an Bekleidungsgegenständen und Schiessbedarf[1] zur Strafe dafür, dass er in seinen Mauern englische und russische Magazine und Kassen dulde. Wie förmlicher Hohn nimmt es sich aus, wenn er dabei noch bemerkt, dass seine Forderung, weit entfernt den Neutralitätsvertrag von 1796 zu verletzen, nur im wohlverstandenen eigenen Interesse der Stadt erfolgt sei, weil er dadurch die Schrecken des Krieges von ihr entfernt halte. Weigere sich der Rat, der Republik dieses Liebespfand (»gage de votre attachement«) zu geben, so zeige er dadurch, dass er deren Feinde begünstige, und damit habe er die Neutralität gebrochen und werde die Folgen tragen müssen.

Die Deputation nahm als Fürsprecher den Residenten Bacher mit. Aber Baraguay nahm darauf nicht die geringste Rücksicht, überschüttete sie vielmehr mit einer Flut von Vorwürfen wegen der angeblichen Friedensverletzung, versprach aber trotzdem, die Neutralität der Stadt zu beachten und sie nicht zu besetzen, wenn ihm die Magazine ausgeliefert und ein »wohlwollendes« Darlehen von 1,500,000 Frs. gegeben wurde. Vergebens stellte man ihm vor, dass weder englische noch russische Magazine in der Stadt vorhanden wären, vergebens wollte man die gesamte Kaufmannschaft darüber eidlich verhören, Baraguay erklärte, seine Regierung nicht dementieren zu dürfen. Die Drohung, dass man sich beim Direktorium gegen einen derartigen Vertragsbruch beschweren werde, liess ihn auch kalt, da er sich auf seine angebliche Instruktion stützte. Baraguay hätte nicht leicht einen geeigneteren Zeitpunkt für seine Absichten wählen können, als den gegenwärtigen. Die Messe, diese Lebensquelle des Frankfurter Wohlstandes, war vor der Thüre, und im Vertrauen auf die von Jourdan erlassenen Erklärungen hatte sich wieder eine Menge fremder Kaufleute mit ihren Waren in der Stadt eingefunden. Der französische General machte kein Hehl daraus, dass er seine Truppen in die Stadt einrücken lassen und sich aller Waren bemächtigen werde, ohne viel darnach zu fragen, wem sie gehörten. »Wir leiden an allem Mangel, haben dabei völlig leere Kassen und sind daher in gereizter Stimmung«, fügte er hinzu, »wir gehen nicht eher von Frankfurt fort, als bis man uns befriedigt hat«.

[1] Nämlich (Militaria X, 4) 10,000 Ellen Tuch, 200,000 Ellen Leinwand, 50,000 Paar Schuh, 60,000 Paar Strümpfe, 50,000 Ellen Sarsche (serges), 10,000 Centner Kupfer, 5000 Centner Blei und 12,000 Gewehre.

Inzwischen war auch vor Sachsenhausen eine französische Truppenabteilung in Stärke von 1000 Mann erschienen und bemächtigte sich der dortigen Thore,[1] abends 10 Uhr rückten davon 600 Mann in Sachsenhausen ein und bezogen daselbst Quartiere, ohne aber durch ihr Benehmen zu irgend welchen Klagen Anlass zu geben.[2] In gleicher Weise wurden die zur Stadt gehörenden Ortschaften Ober- und Niederrad besetzt.

Was blieb dem geängstigten und um das Schicksal seiner Herbstmesse besorgten Rat anders übrig, als doch mit Baraguay in Unterhandlungen zu treten? Fortwährend gingen Deputierte zwischen Bockenheim und Frankfurt hin und her, noch um Mitternacht waren sie auf den Beinen, und die dritte Morgenstunde des 29. August fand den Rat und die bürgerlichen Kollegien bereits versammelt und die Deputationen wieder in Thätigkeit.[3] Man griff jetzt zu einem altbewährten Mittel, das auch bei den sprödesten Heerführern der Republik selten seine Wirkung verfehlt hatte, man bot Baraguay 5000 Louisdors als Geschenk an. Das war allerdings im Verhältnis zu seiner Forderung zu wenig, und Baraguay nannte es auch nur ein »Frühstücksgeld«. Aber das Eis war doch gebrochen, er zog jetzt mildere Saiten auf, und als man gar nachmittags um 5 Uhr Gewehrfeuer vernahm, — der Mainzer Landsturm in Verbindung mit kurmainzischen Husaren war mit französischer Reiterei in Kampf geraten, — da wurde Baraguay doch nachdenklich. In einer früheren Unterredung war der Deputation die Aeusserung entschlüpft, dass man die über den Einmarsch der Truppen aufgeregte Bevölkerung nur schwer im Zaum halten und an Gewaltthätigkeiten hindern könne. Es war also nicht geboten, den Bogen zu stark zu spannen und sich dadurch zwischen zwei Feuer zu bringen. So ging Baraguay auf 1 Million Franken herab, wovon ⅙ für ihn bestimmt sein sollte. Doch wollte er darüber keine Quittung ausstellen, auch sollte der Rat sich nicht beim Direktorium beschweren dürfen. Schliesslich liess er dem Rat die Wahl, nun entweder 500,000 Frs ohne Anspruch auf Rückzahlung oder 1 Million in Form eines nach einem Jahre zurückzuzahlenden Darlehens zu geben. Der Rat ging aufs erstere ein, unter der Bedingung, dass diese Summe nicht etwa als Strafgeld

[1] Fingers Tagebuch S. 232.

[2] Nur feuerten sie auf die den Main befahrenden Schiffe.

[3] Fingers Tagebuch l. c. Militaria X, 4. Das Tagebuch weicht in mancher Hinsicht von dieser auf den Berichten der Deputationen selbst beruhenden Darstellung ab, es vergrössert bedeutend die von Baraguay geforderten Summen, bis auf sechs Millionen, und lässt die Deputierten einen kühnen, fast drohenden Ton anschlagen.

für die gar nicht vorhandenen Magazine zu betrachten sei. Baraguay hatte dagegen nichts zu bemerken, als er am 30. August die Anweisung auf 500,000 Frs.[1] erhielt, war er über diesen Beweis von Teilnahme für seine Truppen sichtlich gerührt, er wollte die Summe jetzt nur noch als ein Darlehen betrachten, welches die Republik, sobald es nur anginge, zurückzahlen müsste. Er erliess darauf Befehle an alle seine Offiziere, die Neutralität der Stadt strengstens zu beachten, und beeilte sich, seine Truppen aus dem Gebiete der Stadt zu entfernen und die Richtung nach der Bergstrasse einzuschlagen, denn schon drohten ihm die durch den Landsturm ansehnlich vermehrten Mainzer Truppen, die am 3. September Oberrad besetzt hatten, den Weg nach dem Süden abzuschneiden.[2]

Albini, der Oberbefehlshaber der Mainzer Truppen, glaubte auf das Entgegenkommen des Rates rechnen zu dürfen, als er ihm durch den Oberstleutenant Freiherrn von Radenhausen zum Schutz vor derartigen Handstreichen eine Besatzung anbot. Aber damit fürchtete der Rat, erst recht aus dem Regen in die Traufe zu kommen und den schon so wie so durchlöcherten Neutralitätsvertrag völlig zu gefährden. Und hatte er die Wahl, sich die Ungnade des Kaisers oder die der Franzosen zuzuziehen, so war die kaiserliche Ungnade noch immer das kleinere Uebel; sie versetzte dem Wohlstande der Stadt nicht im entferntesten solche Schläge, wie die unersättliche Habgier der französischen Heerführer. Deshalb lehnte der Rat die Aufnahme einer mainzischen Garnison entschieden ab, unter dem Vorwand, dass dadurch die fremden Kaufleute beunruhigt und die Messe gestört würde. Ebenso suchte er den Durchzug des Landsturms durch die Stadt zu hintertreiben und wollte ihn auf Schiffbrücken auf das rechte Ufer des Mains bringen lassen. Auch von eine Beteiligung am Schanzenbau bei Niederrad und der Stellung von Arbeitern u. s. w. wollte er nichts wissen. Albini war anfänglich über das Betragen des Rates entrüstet. Den Reichsfeind habe man erst neulich ungehindert durch die Stadt rücken lassen, damit er seine Erpressungen in der Bergstrassse fortsetze, aber den kurfürstlichen Truppen, die doch nur ihr eigenes Land vor Verheerung schützen wollten, lege man derartige Schwierigkeiten in den Weg. Er habe wohl die Mittel, seinen

[1] Häusser spricht von 300,000 Gulden, Finger von 600,000 Frs.

[2] S. Gesch. der Stadt Mainz S. 27/28. Ob Frankfurt sich, wie Häusser meint (S. 151), im Notfalle dieser Zudringlichkeit gewaltsam hätte erwehren können, bleibt dahingestellt. Aber damit wäre der Stadt nur für den Augenblick geholfen gewesen, wer schützte sie aber vor den unausbleiblich zu erwartenden Repressalien der Franzosen, wenn sie wiederum das Gebiet der Stadt betraten?

Willen mit Gewalt durchzusetzen, doch wolle er erst weitere Instruktionen vom Erzherzog Karl, dem er dies berichten werde, abwarten. Diese energische Sprache schüchterte den Rat ein, er gestattete jetzt den Durchzug in kleineren Abteilungen unter Führung von Offizieren der städtischen Garnison; den Rest der Mainzer Truppen liess er auf einer Floss- und Schiffbrücke, deren Bau am 7. September beendet war, über den Main[1] setzen. In den ersten Tagen des Oktober kam es zwischen ihnen und der französischen Besatzung in Mainz zu Gefechten. Die kurfürstlichen Truppen mussten am 5. Oktober ihre befestigten Stellungen an der Nidda räumen und zogen sich über Frankfurt nach Heussenstamm zurück. Die Franzosen drängten nach; eine Abteilung von 200 Husaren erzwang sich die Oeffnung des Bockenheimer Thores. Als sie sich aber dem Affenthor näherten, feuerte eine Abteilung hinter dem Thor postierter östreichischer Grenadiere auf sie, und schleunigst kehrten sie wieder durch das Bockenheimer Thor nach Rödelheim zurück.[2] Während dieser Kämpfe wurden die zu Frankfurt gehörigen Höfe, der Hellerstock, der Rebstock, die Galluswarte von den Franzosen völlig ausgeplündert, und auch den Frankfurter Ortschaften Hausen und Bonames wurde übel mitgespielt.

Der Rest des Jahres brachte keine kriegerischen Verwicklungen mehr, nur noch zwei weitere Erpressungsversuche, die aber beide glücklich abgewehrt wurden. Der erste Versuch erfolgte am 6. Oktober vom General Lorset; der für die Bedürfnisse der Rheinarmee nicht weniger als 1,500,000 Frs. verlangte. Aber der Rat, der die von Baraguay erzwungene Summe erst zum kleineren Teil aufgebracht hatte, liess sich diesmal durch keine Drohungen einschüchtern. Seine Beschwerden fanden auch auffallender Weise beim Kriegskommissar Bennart Gehör, nur dass dieser ein Douceur in Höhe von 1000 Louisdors für den General Lorset für angebracht hielt. Der Rat hielt aber 200 Louisdors für ausreichend, und Lorset nahm diese auch schliesslich mit vielem Dank an.[3]

Der zweite Versuch ging von dem durch seine Räubereien berüchtigten Oberbefehlshaber der Rheinarmee Lecourbe aus. Sein

[1] Fingers Tagebuch S. 234.

[2] l. c. S. 238. Bacher schlug dem Rat vor, dass die Thore von nun ab sowohl für französische als auch deutsche Truppen geschlossen sein sollten. Als der Rat diesen Vorschlag Albini mitteilte, wies er ihn brüsk ab, da Bacher sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen habe, auch sei den Versicherungen der Franzosen kein Glauben zu schenken.

[3] G. Kr. II. Das Fingersche Tagebuch (S. 239) enthält ungenaue Angaben.

General Roget erschien mit einer Reiterabteilung in der Stadt und verlangte unter dem uns bereits wohlbekannten Titel eines Anlehens 600,000 Frs. und ausserdem noch starke Lieferungen.[1] Obgleich er sich in allerlei Drohungen erging, von einem 3000 Mann starken Korps mit Artillerie, das im Anmarsch wäre, sprach, auch zu dem beliebten Mittel der Wegnahme von Geiseln schreiten wollte, blieb der Rat bei seiner Weigerung. Am nächsten Tage (den 27. Oktober) durch das Erscheinen von Szekler Husaren beunruhigt, verliess Roget die Stadt, ohne das Geringste durchgesetzt zu haben.

Solche Vorgänge, die sich bei jeder Gelegenheit wiederholen konnten, liessen den Wert des Neutralitätsvertrages in einem höchst zweifelhaften Lichte erscheinen. Von zwei verschiedenen Seiten ward der Rat gedrängt, zur zukünftigen Sicherung der Stadt geeignete Schritte zu thun. Aus Paris schrieb Basse, dem sein Ehrgeiz wiederum eine ähnliche diplomatische Stellung vorgaukelte wie vor 4 Jahren, dem Senator Dr. Luther, dass er die Gelegenheit ergriffen habe, sich über die vertragswidrige Behandlung der Stadt bei massgebenden Persönlichkeiten zu beschweren. Er stellte die Zurückerstattung der 500,000 Frs. nebst Zinsen in sichere Aussicht, wenn man ihn mit deren Einziehung beauftragen würde, liesse hingegen der Rat alles auf sich beruhen, so seien bald wieder ähnliche Auftritte zu gewärtigen, und am Ende würden die Mittel der Stadt nicht mehr ausreichen.[2]

Auch die Bürgerschaft ersuchte durch das Neunerkolleg den Rat dringend, in Paris wegen Rückerstattung der erpressten Gelder und Verschonung von weiteren Zumutungen vorstellig zu werden. Da seit Ende August die Neutralität schon dreimal verletzt worden sei, so befürchtete die Bürgerschaft, dass der Vertrag auch in Zukunft nur auf dem Papier stehe.[3] Der Rat verschloss sich dieser Einsicht nicht. Lange erwog er mit der Kriegsdeputation und den Stadtsyndici über die geeignetste Form einer Beschwerde an die französische Regierung, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Basses Anerbieten wies er höflich dankend zurück, da man nicht ganz sicher war, ob er nicht unter der Maske der Ergebenheit gegen die Stadt nur seinen eigenen Interessen dienen wollte. Einige Zeit dachte man daran, sich der Mitwirkung des Pariser Bankhauses

[1] Nämlich 6000 Paar Schuhe, 2000 Ellen Tuch u. s. w. binnen 48 Stunden. Militaria X, 4 Tagebuch S. 240. Das Tagebuch hat für Roget Larozelle.

[2] Militaria X, l. c.

[3] l. c.

Perregaux, das mit den Gebrüdern Bethmann in reger Geschäftsverbindung stand, zu bedienen. Später war man willens, den Professor Reinhard, dessen Bruder früher Minister des Auswärtigen in Paris gewesen war, dorthin zu senden und ihm die Vertretung der Stadt anzuvertrauen. Aber allen diesen Plänen machte der plötzliche Sturz des Direktoriums ein Ende Durch den Staatsstreich vom 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November) hatte Buonaparte unter dem Titel eines ersten Konsuls die diktatorische Gewalt über Frankreich an sich gerissen und Talleyrand zum Minister des Auswärtigen ernannt. In Deutschland legte man diesem politischen Umschwung zuerst keine grosse Bedeutung bei. Man war zu sehr an Staatsstreiche jenseits des Rheines gewöhnt, hatte in rascher Folge eine Gewalt die andere ablösen sehen und war geneigt, auch die neue Regierung als eine Eintagserscheinung aufzufassen, die demnächst der Wiedereinsetzung der Bourbonen weichen würde Deswegen beschloss der Rat, erst die weitere Entwicklung der Dinge in Frankreich abzuwarten, zumal man glaubte, dass Talleyrand der Stadt nichts weniger als wohlgeneigt sei. Als es sich aber immer mehr zeigte, dass mit dieser Regierung keine der vorangegangenen sich vergleichen liess, als sie durch ihre Fähigkeit und schöpferische Kraft auf allen Gebieten der Verwaltung, besonders aber auf dem tief zerrütteten Gebiet der Finanzen sich das Vertrauen des französischen Volkes gewann, als man sah, dass sie alle Mittel der Gewalt und des Terrorismus verschmähte und durch Duldsamkeit und Milde die Gemüter an sich zu fesseln suchte, da glaubte man auch in Frankfurt, dass jetzt die Vorstellungen der Stadt einen geeigneten Boden finden würden. Ein schicklicher Anlass, in direkte Verbindung mit dem Oberhaupt der Republik zu treten, bot sich gerade jetzt dar. Soeben hatte das französische Volk mit erdrückender Majorität die neue Verfassung angenommen, welche Buonaparte, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch in Wirklichkeit zum Alleinherrscher machte. In einem Glückwunschschreiben an Buonaparte,[1] welches der Banquier Perregaux ihm persönlich überreichen sollte, drückte der Rat seine Freude über dieses für ganz Europa glückliche Ereignis aus und empfahl ihm zugleich das künftige Geschick der Stadt. Er erwähnte dabei, dass diese trotz aller Versicherungen und Verträge und der zahlreichen für die französische Armee gebrachten Opfer noch immer nicht von Kontributionen aller Art verschont werde, wie die jüngste Vergangenheit bewiesen habe

[1] Datiert vom 24. Febr. 1800. G. Kr. II.

Das Schreiben schliesst mit den Worten: »Obgleich wir für die Zukunft bei den feierlich bekannt gemachten Maximen Ihrer Staatsverwaltung und der Biederkeit des französischen Volkes nichts mehr fürchten, so hielten wir es doch für notwendig, dieses zu Ihrer Kenntnis zu bringen und um Erneuerung des Befehles zu bitten, der uns den Genuss der Neutralität sichern soll. Dieser Befehl würde Trost und Beruhigung in jedes Herz giessen und die Wunden heilen helfen, die der Krieg dem Wohlstand Frankfurts bisher geschlagen hat, indem er seinen Handel und seine Industrie neu beleben wird, an deren Gedeihen auch Frankreich stark beteiligt ist.«

Von der ursprünglichen Absicht, sich über die Generäle Hatry und Baraguay zu beschweren und die von ihnen erpressten Summen zu reklamieren, war man also, wie dieses Schreiben zeigt, zurückgekommen; man wollte die Vergangenheit vergessen und vergeben, wenn nur die Zukunft gesichert erschien.

Perregaux übergab das Schreiben dem ersten Konsul und legte ihm das Schicksal der Stadt an das Herz. Und als im Frühjahr 1800 der Feldzug von neuem eröffnet wurde, und Moreau bei seinem Eintritt in Süddeutschland dem Rate erklärte, dass er bereits geeignete Anordnungen zur Sicherung der Neutralität und des Handels der Stadt erlassen habe,[1] glaubte der Rat darin eine Wirkung seines Schreibens an Buonaparte erblicken zu dürfen und sah beruhigt dem weiteren Verlauf des Krieges entgegen. Aus dieser Vertrauensseligkeit sollte er aber bald herausgerissen werden. Bereits hatte Moreau die östreichische Armee unter Kray aus Südwestdeutschland bis zur Isar- und Innlinie zurückgedrängt, und Buonaparte hatte durch den Sieg bei Marengo auch auf dem italienischen Kriegsschauplatz das Uebergewicht der französischen Waffen aufs glänzendste wieder hergestellt. Da wurden Anfang Juli auch am Mittelrhein die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und den mit den Mainzer Truppen verbündeten Oestreichern wieder aufgenommen. Der in Mainz kommandierende französische General St. Suzanne erhielt den Befehl, nach Franken aufzubrechen, um die Deutschen zu verhindern, hinter dem Rücken der Franzosen Streifzüge zu machen, und ihre Bewegungen zu hemmen.[2] Mit zwei Divisionen unter den Generälen Souham und Collaud brach er am 4. von Mainz auf und stiess um 9 Uhr vormittags auf die Deutschen. Bis in den späten Abend hinein schwankte der Kampf um Hofheim, Hattersheim und Soden unentschieden hin

[1] l. c.

[2] Bockenheimer, S. 38.

und her. Beide Teile kehrten bei Anbruch der Dunkelheit in ihre Stellungen zurück. Doch hatte schon mittags eine Abteilung Mainzer Jäger sich des Bockenheimer Thores bemächtigt und hielt die Zugbrücke besetzt, während eine Abteilung Mainzer Infanterie sich mit zwei Kanonen am Bettelbrunnen postiert hatte, um sich den Rückzug durch die Stadt offen zu halten.[1] Die Gefahr war also nahe, dass die verbündeten Truppen im Falle einer Niederlage sich in Frankfurt festsetzen und wie vor 4 Jahren die Stadt den Schrecken einer Beschiessung aussetzen würden. Unter ängstlichen Befürchtungen für den nächsten Tag verbrachte die Bürgerschaft die Nacht. Gleich in der Frühe des 5 Juli protestierte der Rat lebhaft bei Albini, dem Führer der Mainzer Truppen, der die Nacht über im Kompostell zugebracht hatte, gegen die Besetzung der Thore als ordnungswidrig, als einen Bruch der selbst vom Erzherzog Karl anerkannten Neutralität Frankfurts.[2] Das Wort »ordnungswidrig« griff Albini sofort auf. Nicht die Besetzung der Stadt, die durchaus zur Sicherung seines Rückzuges nötig sei, erwiderte er, verdiene diese Bezeichnung, wohl aber die noch immer fortdauernde Anwesenheit des französischen Geschäftsträgers Bacher hinter dem Rücken der kaiserlichen und Mainzer Truppen. Nur aus Schonung für die Stadt habe er dessen Entfernung noch nicht gefordert. Wie sehr ihm aber trotz alledem deren Wohl am Herzen liege, wolle er jetzt damit beweisen, dass er im Fall eines Rückzuges nicht hinter ihren Wällen Deckung suchen würde. Die Thore aber müssten von seinen Truppen besetzt bleiben.[3]

Inzwischen war schon bei Tagesgrauen der Kampf auf beiden Seiten wieder aufgenommen worden. In zwei Kolonnen suchten die Franzosen die feindliche Stellung bei Höchst und Rödelheim zu durchbrechen und die Niddaübergänge zu gewinnen. Lange Zeit tobte der Kampf; wiederholte Anstürme der Franzosen wurden zurückgeschlagen, Rödelheim erobert und wieder verloren; immer näher zog sich die Schlacht an die Mauern der Stadt heran, bereits geriet vor dem Eschenheimer und dem Bockenheimer Thor die beiderseitige Kavallerie aneinander. Da erhielt Albini die Nachricht, dass bei Oppenheim eine starke französische Abteilung über den Rhein gesetzt sei und gegen ihn heranrücke. Dadurch wurde seine bisherige Stellung unhaltbar. Aus Furcht, abgeschnitten zu werden, gab er den Befehl zum Rückzug, der sich auch in grösster Stille und Ordnung

[1] Tagebuch S. 241/242. Militaria IX. Der Bettelbrunnen ist am Wendelsweg in Sachsenhausen.

[2] l. c.

[3] l. c.

vollzog. Von 10 Uhr abends bis 1 Uhr früh zogen die Mainzer Truppen, soweit ihnen nicht Schiffe zur Verfügung standen, mit Bagage und Artillerie durch die Stadt und gewannen so das linke Mainufer,[1] ohne von den Franzosen im geringsten belästigt zu werden. Dort blieben sie einstweilen. Erst kurz vor dem Mittag[2] des 6. Juli rückten die ersten französischen Vortruppen heran und besetzten sofort die Thore, ohne jedoch die Stadt zu betreten. Ihr Führer, General Collaud, verlangte von der ihn bewillkommnenden Ratsdeputation in höflicher Weise nur Wasser und Brot für die Truppen; man that ein übriges und schickte ihnen ausserdem noch Fleisch, Bier und Branntwein in ausgiebiger Menge. Als den nächsten Morgen (den 7 Juli) der Oberbefehlshaber der Truppen Generallieutenant St. Suzanne vor dem Bockenheimer Thor erschien, wurde er gleichfalls von Ratsdeputierten und dem Stadtobersten v. d. Planitz empfangen und zum Römer geleitet. Wer beschreibt aber die Bestürzung des Rates, als er ganz unerwartet ausser der Errichtung von zwei Schiffsbrücken 800,000 Frs., die eine Hälfte in bar, die andere in Lieferungen von Tuch, Leinwand, Leder und Blei binnen 6 Stunden verlangte, als Indemnisationsgebühren für den Durchlass der Mainzer Truppen bei ihrem Rückzug durch die Stadt.[3]

Der Bescheid des Rates lautete selbstverständlich ablehnend, die Beschuldigung, die Neutralität verletzt zu haben, wies er energisch zurück. Er habe sich nach Kräften dem Durchmarsch der Mainzer Truppen widersetzt. Uebrigens enthalte der Neutralitätsvertrag vom Jahre 1796 kein Verbot gegen den Durchmarsch kämpfender Truppen durch die Stadt, und bei seiner Ohnmacht habe der Rat bisher sowohl den Franzosen, als auch den Oestreichern die Stadt offen gehalten. Aber diese Einwände machten auf St. Suzanne keinen Eindruck. Drohend entfernte er sich vom Römer und schickte eine Abteilung von Artilleristen und Pionieren in die Stadt, die sich an den Main begaben und dort Schiffe zum Baue einer Schiffsbrücke wegnahmen. Von weiteren Gewaltmassregeln stand er einweilen ab, denn die deutschen Truppen waren noch nicht jenseits des Mains und beunruhigten fortwährend die Franzosen; doch war es ersichtlich, dass diese auch auf dem linksrheinischen Ufer täglich mehr an Boden gewannen. Inzwischen, bis ihm die Vertreibung der Deutschen aus der unteren Maingegend völlig freie Hand liess, gedachte er den Rat

[1] l. c.

[2] Nach dem Fingerschen Tagebuch schon um 10 Uhr morgens.

[3] l. c. S. 245, G. Kr. XVIII.

durch Plackereien und Chikanen aller Art mürbe zu machen. Die zu Frankfurt gehörenden Ortschaften Bornheim und Bonames mussten starke Requisitionen für die in Bergen zu errichtenden französischen Magazine leisten, die Stadt war öfters, je nach der Laune des die Posten kommandierenden Offiziers, von der Aussenwelt völlig abgesperrt, da die französischen Thorwachen niemanden aus- noch einlassen, nicht einmal die mit dem Passe des französischen Geschäftsträgers Versehenen. Fuhrwerke durften nur mit einem besonderen Erlaubnisschein die Stadt verlassen.[1] Bereits fingen Handel und Verkehr zu stocken an, und wie in einer belagerten Stadt stellte sich schon Mangel an Lebensmitteln ein. Man kann sich daher leicht vorstellen, mit welch freudigen Empfindungen am 17. Juli der französische Kourier in Frankfurt begrüsst wurde, der St Suzanne die Nachricht von dem zwei Tage vorher zwischen dem östreichischen General Kray und Moreau zu Parsdorf vereinbarten Waffenstillstand überbrachte. Damit hörten zugleich alle Feindseligkeiten im untern Maingebiet auf, und St Suzanne konnte den am 12. Juli über die Verbündeten bei Offenbach erfochtenen Sieg nicht weiter ausnützen.

Aber die Hoffnung, dass mit dem Einstellen der Feindseligkeiten bessere Zeiten für die Stadt anbrechen würden, erwies sich als eitel. Im Vertrage von Parsdorf war den Franzosen als Demarkationslinie das rechte Ufer der Nidda angewiesen worden, sie trafen aber nicht die geringsten Anstalten, sich über die Nidda zurückzuziehen. Der General Collaud erklärte vielmehr dem älteren Bürgermeister, dass er trotz des Waffenstillstandes Frankfurts Gebiet nicht eher räumen würde, als bis er im Besitz der 800,000 Frs. sei. Nehme man an dem Namen »Indemnisation« Anstoss, so sei er bereit, die Summe auch unter dem Titel eines Darlehens in Empfang zu nehmen.[2] Aber der Rat beharrte bei seiner Weigerung, und St. Suzanne griff nun zu einem Gewaltmittel nach dem andern. Die Einschliessung der Stadt, die für einige Tage minder streng gehandhabt worden war, wurde jetzt rücksichtslos durchgeführt; bis zur Berichtigung der Kontribution sollte kein Fuhrwerk irgend welcher Art die Stadt verlassen dürfen.[3] Damit nicht genug, am 25. Juli rückten 2500 Mann Infanterie, 500—600 Mann Kavallerie und eine halbe reitende Batterie in die Stadt ein[4] und besetzten sofort die wichtigsten Posten. Der

[1] Militaria X, 6, Fingers Tagebuch S. 249 ff.
[2] G. Kr. XVIII.
[3] l. c. Tagebuch S. 283/84.
[4] l. c. Militaria X, 6.

Rat weigerte sich, den Truppen Quartiere zu geben, bis endlich Souham, des langen Wartens müde, drohte, sie kompanieweise in die reichsten Häuser zu legen. Im Gegensatz zu dem sonstigen Verhalten des französischen Militairs in Frankfurts Mauern, gab die neue Garnison zu allerlei Klagen und Beschwerden Anlass. In ihrer Eigenschaft als »Exekutionstruppe« glaubte sie sich alles gegen den Bürger erlauben zu dürfen, in der stillschweigenden Voraussetzung, dass ein auf die Bevölkerung ausgeübter starker Druck an höherer Stelle nicht ungern gesehen würde[1]. Der Rath fürchtete, dass der so lange zurückgehaltene Unwillen der Bürgerschaft sich in Gewaltthätigkeiten gegen die Garnison Luft machen und dadurch die Lage der Stadt nur noch peinlicher gestalten würde, deshalb beschwor er in öffentlichen Bekanntmachungen[2] die Bürgerschaft, »diejenige patriotische Duldung, welche sie schon bei so vielen Kriegsbedrängnissen bewährt hätten, auch diesmal zu bethätigen und den einquartierten Truppen möglichst freundlich und zuvorkommend zu begegnen.«

Um den Franzosen jeden Vorwand zu Feindseligkeiten zu benehmen, liess er sich von Albini bescheinigen, dass die Besetzung der Stadt durch die Mainzer Truppen gegen seinen ausdrücklichen Wunsch erfolgt sei. Diese Versicherung machte nicht den geringsten Eindruck, und so beschloss der Rat sich an Moreau, den Vorgesetzten St Suzannes, und auch nach Paris beschwerdeführend zu wenden.

Voller Hoffnungen auf den Erfolg seiner Vorstellungen setzte er allem Drängen Souhams passiven Widerstand entgegen. Dieser beharrte seinerseits in dem einmal eingeschlagenen System, die Einquartierungslast wurde nicht vermindert, eher noch erhöht, die abziehenden französischen Truppen sofort durch andere ersetzt, ebenso dauerte die Einschliessung weiter fort. Nur einmal hob Souham, der jetzt allein das Kommando führte, da St Suzanne nach Strassburg abberufen war, die Sperre für kurze Zeit auf. Die Fürsprache des jungen Bethmann, der ihm ein schönes Pferd verehrte, und ein Geschenk von 40 Karolinen von Seiten der der Verzweiflung nahe gebrachten Fuhrleute bestimmten ihn, für die Mittagsstunde des 31. Juli die Oeffnung des Bockenheimer- und Affenthores zu gestatten.

Freudig eilte nun jeder Fuhrmann, sein Geschirr bis dahin fertig zu stellen, und von ½1 Uhr bis 2 Uhr Mittags fuhren sie dann alle zusammen, an 200 Geschirre, davon. Nach dieser Zeit aber war die Passage hinaus wieder verboten.

[1] Tagebuch S. 253.
[2] G. Kr. II.

Die Sendung Böhmers nach Augsburg zu Moreau hatte den Erfolg, dass die zur Erhebung der Kontribution besonders eingesetzte Kommission sie auf 600,000 Frs. herabsetzte. Als aber der Rat nur dann darauf eingehen wollte, wenn die Kommission die an Baraguay gezahlte Summe mit in Abzug brächte, drohte sie mit Aushebung von Geiseln und Erhöhung der Einquartierungslast.

In der That zog Augereau, der Führer der batavischen Armee, am 12. August in die Stadt ein, mit ihm zugleich die 49. Halbbrigade und Abteilungen von Kavallerie und reitender Artillerie.[1] Hatte schon die Aufführung der Souhamschen Truppen zu vielen Klagen Anlass gegeben, so war sie immerhin noch leidlich gegen die Haltung der neuen, eben aus Holland eingerückten Garnison; ihr brutales und anspruchsvolles Auftreten machte sie besonders verhasst. Und noch war kein Ende des Elends abzusehen; die Verpflegung der zahlreichen ungebetenen Gäste verschlang täglich Tausende, ging das noch wochenlang so fort, so war ein grosser Teil der Bürgerschaft an den Bettelstab gebracht. Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als der Not gehorchend den Widerstand aufzugeben und auf die Forderungen der Franzosen einzugehen.

Zunächst jedoch griff man zu dem so oft bewährten Mittel, durch weitgehende Bestechungen das Herz der französischen Machthaber zu erweichen und den Bitten des Rats gefügiger zu machen. Dieser erteilte der geheimen Kriegsdeputation unbedingte Vollmacht nach dieser Richtung hin. Die Käuflichkeit der französischen Offiziere, vom Oberkommandierenden angefangen bis hinab zu den untersten Chargen, zeigte sich wieder einmal im grellsten Lichte. Wahrhaft verblüffend war die naive Aufrichtigkeit, mit der sie diese ihre Schwäche den Deputierten unumwunden zugestanden. Ueberall, wo diese ein Anliegen vorzubringen hatten, begegneten sie ausgestreckten offenen Händen, auch die geringste Erleichterung musste mit Geldopfern erkauft werden.[2]

Kaum hatte Augereau sein Quartier in der Stadt bezogen, als schon sein Generaladjutant der Deputation gegenüber mehr als deutlich durchscheinen liess, dass »bei guter Erkenntlichkeit« von Augereau die günstigsten Bedingungen und ausserdem noch empfehlende Briefe an den ersten Konsul zu erhalten wären.[3] Die Deputation verhiess

[1] Tagebuch S. 255.

[2] Die nicht zu stillende Begehrlichkeit der Führer entlockt dem Verfasser des Tagebuchs den Ausruf (S. 255) »So bestrafen sie kleine Diebstähle, während die Generale selbst die grössten Schurken sind!«

[3] G. Kr. XVIII.

ein douceur von 100,000 Livres, wenn der General Folgendes durchsetzte, gänzliche Räumung der Stadt und ihres Gebietes von den Truppen, Schutz des Handels, Annullierung der angesetzten Kontribution und eine Ordre der französischen Regierung an ihre Generäle, die Neutralität Frankfurts strikt zu beobachten.

Die angebotene Summe fand Augereau keineswegs hoch, denn er müsse ja, wie er mit grossem Freimut dem Frankfurter Unterhandler Schweizer erklärte, einen grossen Teil davon als Schweigegeld den ihm unterstehenden Offizieren geben. Die Forderungen des Rates in Bausch und Bogen und noch dazu sofort zu erfüllen, hielt er aber für unmöglich. Er schlug dafür folgende Modifikationen vor. Der Rat zahle ihm 75,000 Frs in drei gleichen Raten, und zwar die ersten 25,000 sofort für die Oeffnung der Thore und Freilassung des Handels; die zweite Rate für die Entfernung der Garnison, die aber, um kein Aufsehn zu erregen, nur allmählich erfolgen könne, und die dritte Rate für die von der französischen Regierung zu erwirkende Anweisung an ihre Generäle. Darauf ging der Rat im grossen und ganzen ein.[1] Noch bevor Augereau die erste Rate erhielt, am 13. August, befahl er die Oeffnung der Thore, und die Fuhrleute durften, allerdings nur mit Pässen versehen, wieder heraus.[2] Ebenso hob er alle gegen den Verkehr und die Einfuhr in die Stadt erlassenen Verbote auf.[3]

Kaum war Augereau befriedigt, so drängte sich eine Reihe untergeordneter Organe an Schweitzer heran, die bei dem unsauberen Handel noch nicht ihre Rechnung gefunden hatten, und hielten die Hand zur Empfangnahme von Gaben auf. Der Zudringlichste unter ihnen war Augereaus Generaladjutant selbst, Latoile. Er führte ein Verzeichnis von Personen und Behörden bei sich, deren Wut gegen die Stadt angeblich kaum zu bändigen sei. Andrerseits konnte er auch manche Persönlichkeiten namhaft machen, die Feuer und Flamme für das Wohl der Stadt wären. Beide so verschieden geartete Elemente berührten sich aber in dem Punkte, dass sie für die Dämpfung beziehungsweise Erhohung ihres Eifers Geld beanspruchten. Um jedoch die Geldmittel Frankfurts nicht zu vergeuden, bezeichnete der französische Generalkommissär diejenigen Bittsteller, wie z. B. den

[1] l. c.

[2] Militaria X, Tagebuch S. 256.

[3] Finger (l. c.) meint: »Man schreibt diese Verordnung einer persönlichen Feindschaft zwischen Augereau und Soultam zu, daher jener aufhob, was dieser verordnete.« Den eigentlichen Beweggrund für Augereaus Handlungsweise kannte also Finger nicht.

General Roget, deren Werben um Geld man ungestraft abschlagen dürfe. Und er war so grossmütig, dafür ausnahmsweise keine Anerkennung in klingender Form zu verlangen, sondern nur ein in den Frankfurter Blättern zu veröffentlichendes Dankschreiben des Rates an Augereau, das seine edle Haltung u. s. w. gegen die Stadt rühmen sollte.

Dieser Weisung kam der Rat auch bald nach. Seine Nachgiebigkeit rührte zum guten Teil von den ungünstigen Nachrichten her, die jetzt von Paris einliefen. Dorthin hatte man seiner mächtigen Familienverbindungen wegen Herrn von Guaita als Unterhändler gesandt. Man hoffte nämlich, dass dessen Schwager, der Staatsrat Roederer, der immer grosses Wohlwollen für Frankfurt bewiesen hatte, ihn kräftig bei seiner Mission unterstützen würde. In der That wirkte dieser auch, und mit ihm im geheimen Perregaux, angelegentlichst für das Wohl der Stadt. Sie verstanden, in der hauptstädtischen Presse für sie Stimmung zu machen. Sogar die Handelskammer von Lyon trat für die Stadt ein; sie hob ihre Bedeutung für den Seidenhandel und die Manufakturen Frankreichs in besonderen Eingaben an den Minister hervor. Und was noch mehr war, Carnot und Talleyrand fingen an, sich für die Stadt zu erwärmen und versprachen, eine über die Angelegenheit verfasste Beschwerdeschrift ernstlich prüfen zu wollen.

Nachdem so der Boden anscheinend genügend vorbereitet war, gelang es Roederer endlich am 15. August in einer besonderen Audienz, die im Beisein Talleyrands stattfand, Buonaparte die Beschwerde der Stadt vorzutragen. Der Verlauf dieser Audienz bedeutete aber alles eher, als einen Erfolg. Der Konsul zeigte sich aufs äusserste gegen Frankfurt aufgebracht. Er behauptete, dass die dort erscheinenden Zeitungen anhaltend gegen Frankreich hetzten, und er deshalb nicht willens wäre, Roederers Bitten nachzugeben. Nur eine bessere militärische Behandlung und den Schutz der Messe sagte er zu, weil damit auch Frankreichs Interesse innig verknüpft sei.[1]

Guaita war geradezu niedergeschmettert über diese unerwartete ungünstige Wendung. Er verlangte seine Abberufung und wünschte durch eine in diplomatischen Angelegenheiten erfahrenere Persönlichkeit ersetzt zu werden. Da Roederer selbst die Sache der Stadt für aussichtslos hielt, berief die Kriegsdeputation Guaita zurück.[2] Sie bedeutete ihm in dem Abberufungsschreiben, über den Misserfolg seiner Sendung gegen jedermann das tiefste Stillschweigen zu be-

[1] G. Kr. XVII.
[2] l. c.

obachten und allen darauf bezüglichen Fragen geschickt auszuweichen, da ja noch kein offizieller Bescheid von Paris eingelaufen sei

Wenigstens hatte man in dieser Zeit Grund, mit Augereau zufrieden zu sein, so lange man ihn pünktlich zahlte. Er bot sich als Vermittler an und sandte dem Konsul ein vertrauliches Schreiben, in dem er Frankfurt gegen die erhobenen Angriffe in Schutz nahm und dringend riet, sich mit einer halben Million Frs. begnügen zu wollen.[1] Aber den für die Stadt höchst ungünstigen Berichten Moreaus gegenüber fiel Augereaus Empfehlung nicht sehr in die Wagschale. Das Versprechen, die Stadt bis zum ersten September von der Garnison zu befreien, hielt Augereau allerdings nicht, noch blieb ein Bataillon in ihr zurück; nichts destoweniger verlangte sein Generaladjutant die für diesen Termin ausbedungenen 25,000 Frs. und zeigte sich sehr entrüstet, als Schweitzer ihm blos die Hälfte geben wollte, da die vereinbarten Bedingungen noch nicht erfüllt seien. Aber Augereau konnte oder wollte nicht auf die volle Summe verzichten, da er angeblich 15,000 Frs. davon dem General Barbou versprochen habe; diese Schuld musste nun der Rat auf sich nehmen und erhielt dafür die Räumung seiner Dorfschaften von der Einquartierung.

Neun Tage nach Guaitas Rückkehr, am 3. Oktober traf die schon lange erwartete Ordre vom Kriegsministerium an Augereau ein, die von Suzanne beziehungsweise Moreau auferlegte Kontribution mit allen Mitteln der Strenge ohne Aufschub von der Stadt zu erheben und so lange 6 Bataillone und 6 Schwadronen dort einzuquartieren, bis die Summe völlig getilgt sei.[1] Der Rat sah jetzt ein, dass jedes Widerstreben erfolglos sei, und das Uebel nur noch schlimmer machen wurde Die Einquartierungskosten berechnete er täglich auf 2000 Frs., dazu kamen noch seit Ende September 900 Frs. die bald auf 1200 erhoht wurden, zum täglichen Unterhalt des Hauptquartiers Augereaus in Offenbach. Deshalb erklärte er sich jetzt offiziell mit der Zahlung einverstanden, über die genaueren Zahlungsformalitäten wollte er noch mit St. Suzanne und Moreau verhandeln, da Augereau nicht dazu bevollmächtigt zu sein angab.[1]

So reisten Böhmer und Metzler zunächst nach Strassburg, dem Hauptquartiere von St. Suzanne. Wie enttauscht aber waren sie, als

[1] In der Ordre an Augereau heisst es unter anderm Frankfurt glaubt uns eluder en temporisant, elle a tort, les fonds qu'on lui demande et qu'elle a prodigés à nos ennemis sont de la plus urgente nécessité pour l'armée du Rhin . . . le premier consul me charge expressément de vous recommander d'user de tous les moyens qui sont en votre pouvoir pour forcer cette ville à payer dans le plus court délai etc (Militaria X, 6)

St. Suzanne, anstatt der früher vereinbarten 600,000 Frs wieder 800,000 verlangte und sich dabei auf Moreaus Befehls berief! Und als sie diesen in Augsburg aufsuchten, zeigte ihnen der Chef des Generalstabes, General Desolles, die bestimmte Ordre Moreaus vor, nur auf der Basis von 800,000 Frs. mit ihnen verhandeln zu dürfen.

Wenn auch mit schwerem Herzen, willigten Böhmer und Metzler ein, die Kontribution in dieser Höhe anzuerkennen, da sie besorgten, dass sonst Moreaus jetziger Aufenthalt in Paris für Frankfurt noch besonders verhängnisvoll werden könnte. Denn was sie in dessen Hauptquartier zu hören bekamen, liess sie nichts Gutes für die Stadt erwarten. Als sie während der Verhandlungen beständig auf den Neutralitätsvertrag pochten, gab man ihnen nicht undeutlich zu verstehen, dass die Summen, um welche Oelsner und Basse ihn 1796 erworben, nicht in den französischen Staatsschatz, sondern in die Taschen unwürdiger Mitglieder des Direktoriums geflossen seien, es mithin noch sehr zweifelhaft wäre, ob Buonaparte dem Vertrag irgend welche Bedeutung beilegen würde. Unter diesen Umständen sahen Metzler und Böhmer es noch als besondere Gunst an, dass Desolles auf eigene Verantwortung hin 50,000 Frs. von der Kontribution erliess und ihnen für den Rest eine Reihe von Terminen ansetzte.[1] Auch das Baraguay gegebene Darlehen von 500,000 Frs. erhielt der Rat nicht wieder. Auf seine Petition ward ihm der Bescheid vom Kriegsminister, den von Baraguay ausgestellten Schuldschein binnen 14 Tagen vom Datum des Bescheides ab nach Paris zu senden, bei der geringsten Verspätung könne das Gesuch nicht berücksichtigt werden. Durch einen eigentümlichen Zufall, für den wir keine Erklärung haben, traf aber dies Schreiben stark verspätet in Frankfurt ein, so dass der Rat die Frist von 14 Tagen nicht einhalten konnte. Trotzdem schickte er unmittelbar nach Empfang der Aufforderung eine beglaubigte Abschrift des Schuldscheines sowie einen Auszug aus dem Neutralitätsvertrag nach Paris ein, doch keine Antwort erfolgte.

Bei dieser Lage der Dinge widerstand der Rat dem fortwährenden Drängen der bürgerlichen Kollegien, eine besondere Deputation zum ersten Konsul zu schicken; er wusste jetzt, dass alle Mühe doch nur vergebens sei.[2] Ihm lag nur noch daran, die Last der Ein-

[1] Moreau war auf Desolles deswegen höchst erbittert und erklärte Roederer: Je donnerais plutôt ma démission que de consentir à la réduction d'un sou. Moreau hielt auch streng auf die pünktliche Innehaltung der Zahlungstermine. S. Roederers Bericht vom 16. November im G. Kr. XVIII.

[2] Militaria II, 6.

quartierung möglichst von den Bürgern fern zu halten, denn auf eine gänzliche Räumung der Stadt konnte oder wollte Augereau nicht eingehen. Zur Forderung dieses Zweckes erhielt die Kriegsdeputation den Auftrag, »das gute Vernehmen mit der französischen Generalität möglichst zu kultivieren.«[1] Diese machten auch davon den ausgiebigsten Gebrauch, und nach dem Grundsatze, dass Geschenke die Freundschaft am besten erhalten, verlangte der eine oder andere höhere Offizier bald eine Chaise, bald einen Wagen u. s. w. Wurde einmal ein zu Aufdringlicher abgewiesen, so hiess es gleich, »der Obergeneral sei darüber äusserst betroffen, und die Stadt würde die Folgen eines derartigen Refus alsbald empfinden.«[2] In der Regel gab dann die Stadt nach. Zu all dem kamen noch die »Remunerationen« an die Kriegskommissäre, diese unersättlichen Blutsauger der französischen Heere. Ein Verdienst wenigstens muss man Augereau zuerkennen: er hielt auf gute Mannszucht; durch strenge Verordnungen trat er allen Ausschreitungen der Truppen entgegen, und wir hören auch jetzt keine Klagen mehr darüber, trotzdem die Truppendurchzüge noch bis gegen Anfang Mai des nächsten Jahres fast ununterbrochen stattfanden, und die französische Garnison erst Ende Mai die Stadt geräumt zu haben scheint.[3]

Mittlerweile hatten sich die kriegerischen Ereignisse sowohl auf dem italienischen, wie auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze höchst ungünstig für die kaiserlichen Waffen gestaltet. Die Niederlage bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800, die das östreichische Heer beinahe vernichtet hatte, führte am 25. Dezember zu einem Waffenstillstand, den man allgemein als Vorboten des nahen Friedens ansah. In der That kamen die bereits seit Anfang November zwischen

[1] l. c.

[2] G. Kr. XVIII.

[3] Fingers Tagebuch S. 259—260. Militaria X, 5. Nach einem Erlass des Stadtkommandanten Desaix vom Febr. 1801 sollte jeder Soldat und Unteroffizier nach 8 Uhr abends in seinem Quartier sein und bleiben. Wer sich auf der Strasse oder in den Wirtshäusern blicken liess, sollte von den die Stadt durchziehenden Patrouillen festgenommen und auf die Hauptwache gebracht werden. Zugleich ward den Wirten verboten, den Soldaten nach 8 Uhr abends das Mindeste an Getränken und Speisen zu verabfolgen (Militaria l. c.). Der Stadtkommandant Desaix erhielt monatlich 100 Louisdors, mit denen er versuchen wollte, auszukommen, davon waren 15 Louisdors für den Kriegskommissär bestimmt, 25 für ihn selbst und 60 für Tafelgelder, ausserdem beanspruchte er noch 200 Gulden für monatliches Logis, Beleuchtung u. s. w. (G. Kr. XVII.)

dem Grafen Kobenzl und Buonapartes ältestem Bruder Josef zu Lüneville geführten Unterhandlungen jetzt in rascheren Fluss. Kobenzl, durch den drohenden Ton Buonapartes völlig eingeschüchtert und durch die letzten Schläge entmutigt, gab in allen wesentlichen Punkten den Forderungen Frankreichs nach und schloss am 9. Februar 1801 den Lüneviller Frieden ab, der das Kartenbild des deutschen Reiches völlig veränderte und seiner bald darauf folgenden Auflösung am wirksamsten vorarbeitete.[1]

Von den Friedensbestimmungen, die auf den Grundlagen des Friedens zu Campo Formio beruhten, sind für Frankfurt besonders der sechste und siebente Artikel wichtig. Jener räumte der Republik die Gebiete am linken Rheinufer mit voller Souveränetät ein dergestalt, dass von nun an der Thalweg des Rheins die Grenze zwischen Frankreich und dem deutschen Reich bilden sollte.[2] Der siebente Artikel behandelte die Entschädigungsfrage. Das Reich wurde im Einklang mit den auf dem Rastatter Kongress förmlich aufgestellten Grundsätzen verpflichtet, denjenigen Fürsten, die ihr Gebiet auf dem linken Rheinufer an die Republik abtreten mussten, eine Entschädigung innerhalb des Reichsgebietes zu gewähren. Die Frage, in welcher Weise und nach welchen Grundsätzen dies geschehen sollte, hielt für die nächste Zukunft ganz Deutschland in Spannung und Aufregung.

Am 18. Februar 1801 traf die Nachricht vom Friedensschluss beim Reichstage in Regensburg ein;[3] 8 Tage später legte ihm der Kaiser die Friedensakte zur Bestätigung vor. Diese erfolgte auch mit einer bei der sonstigen Schwerfälligkeit des Reichstages ungewöhnlichen Geschwindigkeit bereits am 7. März. Von da ab nahmen die Dinge in Regensburg wieder ihren traditionellen langsamen Gang an und drohten sogar bisweilen völlig ins Stocken zu geraten. Erst am 30. April ersuchte die Versammlung den Kaiser, »die gänzliche Berichtigung der noch vorbehaltenen Gegenstände und damit die Erledigung des Friedenswerkes einzuleiten.«

Aber nicht nach Regensburg, sondern nach Paris wandten sich die Blicke aller; dort musste die Entscheidung über die künftige Gestaltung der deutschen Lande fallen. Die Reichsversammlung in

[1] Häusser S. 326 ff.

[2] S. 327.

[3] Finger in seinem Tagebuche S. 259 schreibt: Heute (21. Febr. 1801) wurde der versammelten hiesigen französischen Besatzung der zu Lüneville abgeschlossene Frieden bekannt gemacht und nach dessen Endigung von diesen ein »vive la république« gerufen und mit Musik die Feierlichkeit beschlossen.

[4] Häusser S. 338.

Regensburg war doch nur ein Echo der in Paris gefassten Beschlüsse. Von allen Ständen, grossen und kleinen, weltlichen und geistlichen, drängten sich die Abgesandten nach der französischen Hauptstadt, teils voller Furcht, von der Ländergier und Arrondierungslust der angrenzenden mächtigeren Staaten verschlungen zu werden, teils voller Hoffnung, von dem aus den Fugen gehenden Reiche eine möglichst grosse Beute davonzutragen. Die beiden hessischen Höfe hatten schon im März ihre Agenten in Paris sitzen, ebenso der Frankfurt benachbarte Fürst, der Erbprinz von Isenburg. Die Reichsstadt Nürnberg scheute trotz ihrer starken Verschuldung nicht die Kosten einer Vertretung in Paris, desgleichen hatten Hamburg und Bremen, sogar die kleine Reichsstadt Windsheim Abgesandte dorthin geschickt.[1] Ein gegenseitiges Wettlaufen um die Gunst der einflussreichen französischen Minister, besonders Talleyrands und seines Sekretärs Matthieu, der als geborener Strassburger eine eingehende Kenntnis der deutschen Angelegenheiten besass, fand nunmehr statt. Keine persönliche Demütigung war zu schimpflich, kein Geldopfer zu gross, wenn es galt, dem Nebenbuhler den Rang abzugewinnen und sich auf dessen Kosten einen grösseren Fetzen von der herrenlos gewordenen Beute zu sichern.

Nur in Frankfurt allein schien man nicht zu wissen, was jetzt in Paris auf dem Spiel stand, und liess in unbegreiflicher politischer Kurzsichtigkeit einstweilen die Dinge gehn, wie sie wollten. Und doch hatte Bacher in einer vertraulichen Unterredung den älteren Bürgermeister darauf aufmerksam gemacht, dass durch die Friedensverhandlungen auch das Interesse der Stadt stark berührt wurde. Zwar hielt er ihre politische Existenz nicht gerade für gefährdet, obgleich in Lüneville davon die Rede gewesen wäre, Frankfurt dem Kurfürsten von Mainz als künftige Residenz einzuräumen. Aber die Stadt besass in ihren Mauern eine Reihe geistlicher Besitzungen, die ohne Zweifel zur Entschädigung weltlicher Stände bestimmt seien. Er riet nun, ohne Verzug alle Hebel in Bewegung zu setzen, dass diese Besitzungen nicht in fremde Hände fielen und dadurch ein Anlass zu zahllosen Jurisdiktionsstreitigkeiten und Störungen des Handels entstände. Er empfahl deshalb die Absendung von Deputierten nach Paris und auch nach Wien.[2]

Man kann gerade nicht behaupten, dass diese Mitteilungen besonderen Eindruck hervorgerufen und den Rat zu einer fieberhaften Thätigkeit angespornt hätten. Er begnügte sich, eine aus Ratsmit-

[1] l. c. 339.
[2] l. c.

gliedern und Deputierten der bürgerlichen Kollegien gemischte Deputation einzusetzen, die den Friedensverhandlungen, soweit sie Frankfurt beträfen, besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollten, und schickte auch Böhmer nach Wien, um die Stimmung des östreichischen Kabinets zu erforschen.[1] Dagegen gab er den ursprünglich gefassten Plan, sich auch in Paris durch eine geeignete Persönlichkeit vertreten zu lassen, — man dachte in erster Reihe an Schweitzer — wieder auf, als ob Wien, und nicht vielmehr Paris der Brennpunkt der europäischen Angelegenheiten gewesen wäre Er glaubte genug gethan zu haben, wenn er Herrn von Bethmann, der sich gerade um diese Zeit (März 1801) in Paris geschäftlicher Angelegenheiten wegen aufhielt, beauftragte, in unauffälliger Weise sich über die Aussichten Frankfurts beim künftigen Friedenswerk zu informieren. Dank den zahlreichen Verbindungen und einflussreichen Freunden erhielt Bethmann Zutritt sowohl bei dem Vertreter Oestreichs Kobenzl, als auch bei dem preussischen Gesandten Lucchesini und dem russischen Geschäftsträger Kalitschoff. Ueberall wurde ihm bestätigt, dass eine Reihe von Staaten, so Kurmainz, Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt ihre begehrlichen Blicke auf Frankfurt und sein Gebiet geworfen hätten, dabei aber auf den entschiedenen Widerstand der Grossmächte stiessen Allgemein zeigte man sich befremdet, dass, während die kleinsten Fürsten und Reichsstände haufenweise nach Paris zur Wahrung ihrer bedrohten Interessen zusammenströmten, Frankfurt allein ohne Vertretung sei, — denn Bethmann hatte überall betont, dass er keine öffentliche Mission in Paris zu erfüllen habe, sondern es nur als seine patriotische Pflicht erachte, keine Gelegenheit unbenützt zu lassen, um seiner Vaterstadt zu dienen. Und im Ministerium des Innern wunderten sich die Secretäre, dass von Frankfurt noch keine Ergebenheitsadresse an den ersten Konsul eingelaufen sei, der für derartige Huldigungen sehr empfänglich wäre.[2] Um so erfreulicher war es, dass trotz dieser Vernachlässigung Buonaparte seinen ursprünglichen Groll gegen Frankfurt anscheinend aufgegeben hatte und in versöhnlichere Bahnen einlenkte. Als bei einer Ministersitzung davon die Rede war, dass für den Rückmarsch der Rheinarmee die Stadt wiederum einmal Lieferungen stellen sollte, wies er dies mit den Worten zurück »Die Stadt ist schon genug gequält worden, wir haben sie wegen unserer Handelsbeziehungen nötig, man muss sie daher schonen «[3] Noch ein weiteres Symptom für den Umschwung

[1] l. c
[2] l. c.
[3] l. c.

in der Stimmung Buonapartes konnte Bethmann dem Rate melden. In Frankfurt besorgte man stark, dass die Republik das jüngst erworbene benachbarte Mainz zum Stapelplatz des Rheinlandes machen und dadurch seinem Handel auf Kosten der Stadt einen ungeahnten Aufschwung geben würde. Jetzt konnte Bethmann diese Besorgnis zerstreuen, da Mainz nicht als offne Handelsstadt, sondern als Festung erklärt wurde und damit jede Handelsrivalität wegfiel.

Böhmer traf Anfang April in Wien ein und fand die kaiserlichen Minister voller Entrüstung über die kleineren Reichsstände, die durch Unterstützung fremder Mächte das zu erlangen trachteten, was sie im gesetzlichen Wege vom Kaiser nicht erhoffen durften. Ueber den Zweck der Anwesenheit Bethmanns in Paris befragt, beteuerte Böhmer, dass diese durchaus privater Natur sei, und dass, wenn überhaupt eine Deputation nach Paris gesendet werden sollte, diese nur die etwa dem Frankfurter Handel drohenden Gefahren abwehren, niemals aber Entschädigungsansprüche stellen würde.

Diese Erklarung befriedigte den Reichsreferendar Frank. Trotz einiger Seitenhiebe auf das noch immer nicht aufgeklärte Verhältnis zwischen Frankfurt und der französischen Republik versprach er, sich der Angelegenheiten der Stadt sowohl beim Kaiser als durch Kobenzl bei der französischen Regierung anzunehmen. Die Wünsche des Rates legte ihm Böhmer in einer Denkschrift vor. Sie bezogen sich auf die Rheinzölle, das Stapelrecht von Mainz und Köln, die drückenden französischen Zoll- und Handelsgesetze. Erst in zweiter Reihe berührte die Denkschrift die Frage der Säkularisation und bat, die im Stadtgebiet liegenden geistlichen Besitzungen nicht fremden Fürsten abzutreten, sondern den Bürgern der Stadt käuflich zu überlassen.

Inzwischen gab die Republik dem Rate einen weiteren Beweis ihres Wohlwollens. An Stelle Bachers, der zur französischen Gesandtschaft nach Regensburg berufen wurde, beschloss Talleyrand, einen besonderen Vertreter Frankreichs unter dem Titel eines Residenten nach Frankfurt zu senden. Es war Hirsinger, ein Deutscher von Abkunft, der bereits vor der Revolution in London, Wien und Stockholm diplomatisch thatig gewesen war. Als er um Mitte Mai in Frankfurt eintraf, brachte er als Morgengabe die Versicherung mit, dass die Zuweisung eines Residenten ein Beweis »für die Zufriedenheit seiner Regierung mit der guten Führung Frankfurts« sei,[1] sodann ein Schreiben Talleyrands, dessen für die Stadt schmeichelhaften Aus-

[1] Militaria IV, 3. G. Kr. II.

drücke sie über ihre nächste Zukunft völlig beruhigten.[1] Nur verlangte Talleyrand, dass dieses Schreiben streng vertraulich bleiben müsse und nicht etwa in den Zeitungen veröffentlicht werden dürfe. Durch Nürnbergs Schicksal gewitzigt,[2] beobachtete auch der Rat die strengste Verschwiegenheit, er hatte kurz vorher schon dem Zeitungscensor eingeschärft, »keine Artikel stehen zu lassen, die gewagte und willkührliche Mutmassungen über die künftigen Entschädigungen enthielten und von irgend einer Seite als beleidigend aufgenommen werden könnten.«[3]

Jetzt konnte der Rat diesen sichtlichen Beweisen des Wohlwollens gegenüber nicht länger stumm bleiben, ohne seine Sache in Paris ernstlich in Misskredit zu bringen. Der bei der französischen Regierung beliebte Schweitzer erhielt den Auftrag, dem ersten Konsul ein Dankschreiben persönlich zu überreichen, in dem der Rat versicherte, wie er sich stets bemühen würde, sich weiterer Gnadenbeweise würdig zu zeigen.[4] Ein Schreiben ähnlichen Inhalts sollte er Talleyrand und Roederer übergeben. Einen andern Zweck als den einer blossen Höflichkeitsbezeugung hatte Schweitzers Mission nicht. In Uebereinstimmung mit den Erklärungen Böhmers am Wiener Hofe sollte er sich vom Wühlen und Drängen der anderen Stände um Gebietsvergrösserung fern halten; der Gedanke, den Zusammenbruch des alten Reiches zum eignen Vorteil auszubeuten und sich mit seinen Trümmern zu bereichern, lag einstweilen dem Rat noch völlig fern; ihm genügte die Erhaltung der eignen Unabhängigkeit und die Sicherheit seines Handels und seiner Messe. Um aber von den Thatsachen nicht überrumpelt zu werden, sollte Schweitzer eine geeignete Persönlichkeit in Paris ausfindig machen, die alle wichtigen

[1] In diesem Schreiben heisst es. Der erste Konsul weiss wohl, dass man in diesem kritischen Zeitpunkte den freien Reichsstädten die Besorgniss einjage, als ob die Republik sie zur Entschädigung der deutschen Fürsten bestimmt habe. Aber »la république française ne peut cesser de considérer avec intérêt les villes anséatiques et impériales, surtout celles dont l'indépendance est convenablement soutenue par un domaine et des revenus suffisans et accompagnée d'un commerce et d'un crédit honorable. Sous ce rapport la ville libre et impériale Francfort sur le Mein a particulièrement plus de droits à la conservation de tous ses privilèges. Vous (Hirsinger) êtes donc autorisé à lui donner au nom du gouvernement français l'assurance qu'il est disposé à maintenir son indépendance, sa souveraineté et qu'il n'est jamais entré dans ses vues de provoquer sa réunion au domaine d'aucun autre Etat germanique« etc.

[2] Als Nürnberg ein gnädiges Schreiben Buonapartes veröffentlicht hatte, wurde es im Moniteur rundweg abgeleugnet. Häusser S. 339.

[3] G. Kr. II.

[4] Militaria II, 1.

und besonders Frankfurt mittelbar oder unmittelbar betreffenden Fragen dem Rate zu berichten hätte.[1]

Am 3. Juni 1801 langte Schweitzer an seinem Bestimmungsort an. Er fand den Boden für seine Thätigkeit durch das rührige Wirken Bethmanns sehr geebnet. Mit grosser Genugthuung konnte er nach Hause melden, wie er überall »mit vieler Achtung behandelt würde, und welchen guten Eindruck seine Sendung in den politischen Kreisen der Hauptstadt hervorgerufen habe«, auch die östreichische Gesandtschaft nehme daran, wie ihn Kobenzl versicherte, nicht den geringsten Anstoss. Da der erste Konsul gerade um diese Zeit unpässlich war, benutzte Schweitzer die unfreiwillige Musse, um den einzelnen Ministern seine Aufwartung zu machen. Talleyrand versicherte ihn noch einmal, dass die Stadt bei dem Wohlwollen Buonapartes für sie nichts zu besorgen habe; die Anstellung Hirsingers als Resident biete dafür genügende Bürgschaft. Dagegen bekam er aus Roederers Munde abermalige Klagen über den schlechten Geist der Frankfurter Presse[2] zu hören, die sich noch immer an der französischen Republik versündige und dadurch Unwillen und Erbitterung gegen die Stadt errege; erst neulich sei in den Tuilerien darüber Klage geführt worden, was um so bedauerlicher sei, als gerade der erste Konsul der auswärtigen Presse eine erhöhte Aufmerksamkeit schenke und dabei eine grosse Empfindlichkeit an den Tag lege.[3] Es bedarf kaum der Erwähnung, dass nunmehr der Zensor der Zeitungen vom Rate angewiesen wurde, nichts passieren zu lassen, was nur im entferntesten der französischen Regierung unangenehm auffallen könnte.[4]

Endlich am 21. Juli erschien die lang ersehnte Stunde, in der Schweitzer zur Audienz beim ersten Konsul vorgelassen wurde. Der Empfang aber, der ihm hier zuteil ward, bereitete ihm nach den vorausgegangenen Versicherungen Talleyrands und anderer dem ersten Konsul nahestehenden Personen ein wahres Sturzbad von Enttäuschung. Zuerst liess sich zwar alles gut an; Buonaparte fragte in teilnehmendem Tone nach den Schicksalen und den Leiden der Stadt während der letzten Jahre. Plötzlich aber zog an dem bisher unbewölkten Himmel ein gewaltiges Gewitter auf, das sich unter Donner und Blitz auf den ganz niedergeschmetterten arglosen Frankfurter Abgesandten entlud. Ganz unerwartet schlug Buonaparte einen andern Ton an, er brauste auf über den Geist der Frankfurter

[1] G. Kr. II.

[2] Schweitzer glaubt, dass damit nur das Journal de Francfort gemeint sein könne.

[3] l. c.

[4] l. c.

Zeitungen, die es sich zum Geschäft machten, falsche (d. h. der Republik nachteilige) Gerüchte auszustreuen, um damit alle Welt zu beunruhigen, und er schloss seine Rede mit einer ähnlichen Drohung, mit deren Ausführung einst Custine den General von Helden beauftragt hatte.[1] Vergebens brachte Schweitzer zur Rechtfertigung vor, dass ja gerade die Frankfurter Zeitungen überall den Ruf der Unparteilichkeit genössen, Buonaparte behauptete, dass sie sämtlich im Dienste der englischen Regierung ständen und von deren Agenten bedient würden. Schweitzers lebhafter Protest blieb ohne jede Wirkung. So in Ungnaden entlassen, quälte er sich fortwährend mit der Frage, welcher Aufsatz denn den Groll des ersten Konsuls erregt haben möchte. Das stark verbreitete Journal de Francfort hatte schon seit geraumer Zeit, dank der obrigkeitlichen Bevormundung, eine musterhaft korrekte Haltung in allen den Fragen, die die französische Nation und die auswärtige Politik betrafen, angenommen. Diesmal konnte man es nicht zum Sündenbock machen. In Betracht kam nur noch die in Frankfurt erscheinende Kaiserliche Reichs-Oberpostamtszeitung.[2] Aber über sie hatte der Rat keine Macht, sie war das Organ der Fürstlich Thurn und Taxisschen Postverwaltung. Zufälligerweise war auch deren Vertreter, Herr von Vrintz als Bittsteller in Paris erschienen; ihn bat nun Schweitzer, der Redaktion dieser Zeitung doch eine behutsamere Schreibweise anzuempfehlen, da alle ihre Sünden dem Rate in die Schuhe geschoben würden; ja der Rat ging noch weiter. Nachdem er abermals seinen Zeitungen verboten hatte, irgend etwas der französischen Nation Nachteiliges zu berichten, oder wenigstens so lange damit zu warten, bis es andere Zeitungen zuvor gebracht hätten, bat er den Fürsten von Thurn und Taxis, die Oberpostamtszeitung seiner Censur unterstellen zu dürfen.

Der Groll Buonapartes hielt noch immer an. Beweis dafür waren die von ihm inspirierten gehässigen Artikel, die jetzt in den

[1] l. c. Schweitzer wagt nicht in seinem Bericht über die Audienz Näheres über die Drohung mitzuteilen. Er ist so naiv, zu wähnen, dass sie dem ersten Konsul »gleichsam in der ersten Aufwallung nur entfahren sei und er sie wohl jetzt selbst bereue«. Als ob solche brutale Entrüstungsscenen, die Buonaparte meisterlich zu spielen verstand, nicht zu seinen beliebten Mitteln gehörten, um an sich schon Wehrlose völlig niederzuschmettern. Custine hatte Ende 1792 verschiedene Drohungen gegen Frankfurt ausgestossen, die stärkste in seinem von Mainz aus am 30. November und 1. Dezember 1792 datierten Schreiben an von Helden. . . . »Wenn die Stadt sich rührt, so stecken Sie sie in Brand u. s. w.« Sollte Buonaparte vielleicht diese Drohung ausgestossen haben?

[2] Denn die andern in Frankfurt erscheinenden Zeitungen waren wahre Muster von politischer Harmlosigkeit.

offiziellen Blättern gegen Frankfurt erschienen.[1] Unter diesen Umständen hielt es Schweitzer nicht für ratsam, sich bei seiner Abreise persönlich vom ersten Konsul zu verabschieden, um nicht zum zweiten Mal die Zielscheibe seiner Erbitterung zu werden. So erschien er zwar in der öffentlichen Audienz, hielt sich aber in gemessenem Abstand vom ersten Konsul, der sich damit begnügte, ihn scharf zu fixieren, ohne ihn einer Ansprache zu würdigen. Als Schweitzer sich von Talleyrand verabschiedete, schärfte ihm dieser noch einmal — offenbar im höheren Auftrag — die grösste Wachsamkeit auf die städtische Presse ein.

Inzwischen hatte sich die Aufmerksamkeit des Rates den Vorgängen auf dem Reichstage zu Regensburg zugewandt. Immer deutlicher zeigte sich der schroffe Gegensatz zwischen den Zielen der preussischen und der östreichischen Politik, der monatelang lähmend auf die Verhandlungen wirkte. Preussen wollte eine ausgedehnte Säkularisation, Oestreich wünschte sie möglichst einzuschränken; Preussen begünstigte die weltlichen, Oestreich die geistlichen Stände; nur in einem Punkte bestand zwischen beiden Grossmächten eine traurige Uebereinstimmung, Frankreich und Russland für ihre eigennützigen Absichten zu gewinnen.[2]

Endlich kam man in Regensburg zu dem Beschlusse, für das Friedenswerk eine ausserordentliche Deputation zu wählen, die aus acht mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüsteten Mitgliedern bestehen sollte, nämlich aus den Vertretern von vier Kurfürsten (Böhmen und Brandenburg, Mainz und Sachsen), drei Fürsten (Bayern, Württemberg und Baden) und trotz Preussens Widerstrebens dem Vertreter des deutschen Ordens. Die Zusammensetzung der Kommission war

[1] Der Moniteur vom 12. Thermidor (31 Juli) No. 342 schreibt unter anderm, dass die Bankhäuser Frankfurts die Agenten der Frankreich feindlichen Mächte freundlich in ihren Häusern aufnähmen C'est par leur canal que toutes les fausses nouvelles se répandent que toutes les basses intrigues se trament en Europe. Les magistrats de Francfort au lieu de leur donner protection et asyle feraient mieux de s'assurer de leurs personnes, ils ne s'exposeraient pas aux malheurs qu'une conduite opposée leur attirera tôt ou tard. Durch eine solche Haltung trage natürlich der Rat der Stadt nur zur Verhinderung des so lang ersehnten Friedens bei (Militaria II, 1) Noch gehässiger schrieb der Citoyen français vom 18. Thermidor, als er die Lage der Frankfurter Juden einer scharfen Kritik unterzog Jamais ce magistrat n'accordera la liberté aux Juifs, car ce n'est que sur eux qu'il a quelque empire et certes sans les vexations qu'il exerce à leur égard il serait de la plus parfaite nullité! . . L préfère donner un asile au ennemis du gouvernement français que d'accorder le moindre privilège aux juifs, qu'on accuse d'être amis de ce gouvernement. (Militaria II, 2.)

[2] Häusser S. 350.

der Sache der Säkularisation durchaus günstig: Preussen, Bayern, Württemberg und Baden vertraten den Gedanken der Entschädigung auf Kosten der geistlichen Fürsten, während Oestreich, das nur über zwei Stimmen (Böhmen und den deutschen Orden) verfügte, den dem geistlichen Besitzstand drohenden Schlag möglichst abzuschwächen suchte. Von Sachsen und Kurmainz erwartete man, dass sie eine vermittelnde Stellung einnehmen würden.

Am 7. November bestätigte der Kaiser die Reichsdeputation, doch sollte sie gehalten sein, das Ergebnis ihrer Verhandlungen ihm und dem Reiche zur Bestätigung vorzulegen[1]. Während so auf deutscher Seite das Jahr 1801 nach langen fruchtlosen Verhandlungen nur ein Resultat aufzuweisen hatte, die Wahl eines Ausschusses zur Beratung der künftigen Gestalt Deutschlands, hatte die rührige französische Politik einen Erfolg nach dem andern zu verzeichnen. Die befürchtete Annäherung Oestreichs an Preussen war durch die Stellungnahme des Wiener Hofes zur Bischofswahl in Köln und Münster[2] in weite Ferne gerückt worden; Alexander I. hatte mit der Republik am 8. Oktober Frieden geschlossen, auch mit ihrem erbittertsten Feinde, mit England hatte sie sich im Frieden zu Amiens ausgesöhnt. Nicht am wenigsten wurden aber Buonapartes Pläne durch die Zerrissenheit des deutschen Reiches gefördert. Er hatte das bis dahin reichstreue Bayern im Vertrag vom 24. August durch Lockungen zu sich herüberzuziehen verstanden; um die Gunst der andern Stände brauchte er sich nicht erst zu bewerben, sie kamen von selbst in zudringlicher Weise ins französische Lager. In umfangreichen Denkschriften übertrieben sie den eignen Verlust an Gebiet, Bevölkerung und Einnahmen, schätzten dagegen den zu erhoffenden Gewinn möglichst niedrig ein. Durch Schmeicheleien, Bestechungen, Intriguen aller Art suchte man die französischen Machthaber für die übertriebensten Ansprüche zu gewinnen und dem Mitbewerber den Rang abzulaufen. Mit Hoffen und Bangen sah man der Entscheidung in Paris entgegen; Frankreich war jetzt mehr als jemals im Verlauf der deutschen Geschichte zum Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten geworden.

Hinter dem Rücken der kaiserlichen Diplomaten verständigte sich Buonaparte mit Preussen und Bayern über ihren Anteil an der geistlichen Beute; Alexander I. liess sich willig ins Schlepptau der französischen Politik nehmen.

[1] Häusser l. c. S. 355.
[2] l. c. S. 359.

Von allem dem, was hinter den Koulissen vorging, war natürlich dem Frankfurter Rat nichts bekannt. Er interessierte sich auch nicht sonderlich dafür; seit der Zurückkunft Schweitzers bis fast in die Mitte des Jahres 1802 finden wir kaum, dass er die grosse Frage des Tages, die damals alle Stände in Aufregung hielt, in den Kreis seiner Beratungen zog. Er glaubte das Schifflein der Stadt in einem sicheren Hafen geborgen; was kümmerte es ihn, wenn draussen der Sturm noch so wütete und das Meer brandete? Der Eindruck, den die wenig erfreuliche Aufnahme Schweitzers beim ersten Konsul hervorgerufen hatte, war durch das bald darauf veränderte Benehmen der französischen Regierung abgeschwächt, ja verwischt worden, auf das Ungewitter war wieder Sonnenschein gefolgt. Die französischen Behörden in Mainz zeigten die grösste Rücksicht auf die Stadt; Buonaparte hatte ihr seine Ernennung zum Präsidenten der italienischen Republik und den Friedensschluss zu Amiens durch den Residenten Hirsinger offiziell mitteilen lassen mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass der Rat in dieser Eröffnung einen neuen Beweis dafür erkennen solle, wie sehr die Republik die Reichsstädte ehre und anerkenne.[1] So sah der Rat der weiteren Entwicklung der deutschen Angelegenheiten unbesorgt entgegen.

Aus diesem Gefühl allzugrosser Sicherheit wurde er aber Anfang April 1802 durch den ihm stets wohlwollenden Hirsinger einigermassen aufgescheucht. Dieser hielt es, wie er dem älteren Bürgermeister bemerkte, für dringend geboten, dass unter den gegenwärtigen Zeitläufen der Rat zur Vertretung seiner Interessen einen ständigen Agenten oder Geschäftsträger in Paris anstelle. Als geeignete Persönlichkeit hierfür schlug er den württembergischen Legationsrat Abel vor, der mit seinem Fürsten zerfallen, gern seine Kraft einer anderen Regierung zur Verfügung stellen wollte.[2] Zuerst verhielt

[1] G Kr XIX in einem Aufsatz Seegers vom Mai 1802 an die Kriegsdeputation.

[2] Abel genoss den Ruf eines gewandten, mit den französischen Verhältnissen besonders vertrauten Diplomaten. Die württembergische Regierung hatte ihn zu den wichtigsten Geschäften in Paris verwandt, so hatte er mit dem herzoglichen Staatsminister Baron von Wilfrath den ersten Sonderfrieden mit dem Direktorium vermittelt, nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten war er von den württembergischen Landständen als Landschaftlicher Konsulent und Abgeordneter angestellt und nach Paris geschickt worden, um beim ersten Konsul Protest einzulegen gegen die Politik des Herzogs, der gegen den Willen der Stände 1799 der österreich-russischen Koalition beigetreten war. Dadurch zog er sich dessen Ungnade zu und sehnte sich, obgleich er in seinem Amte nur von den Ständen, nicht aber vom Herzoge abhängig war, doch nach einer Anstellung in einem anderen Staate. Uebrigens hatte er durch seine Verwandtschaft mit dem Syndikus Schmid auch zu Frankfurt Beziehungen. (Militaria XV, 4.)

sich der Rat gegen diesen Vorschlag ablehnend, da die schwer bedrängte Finanzlage der Stadt die Kosten für den Aufwand eines ständigen Residenten in Paris nicht gestatte; nur wenn daselbst die Beratungen über einen Handelsvertrag zwischen der Republik und dem deutschen Reiche aufgenommen werden sollten, wollte man einen Vertreter hin schicken.[1] Aber einige Wochen später gewann eine andere Auffassung Raum. Hirsingers Wink durfte man doch nicht so ohne weiteres von der Hand weisen, vielleicht steckte die französische Regierung hinter ihm. So erhielt der ältere Bürgermeister den Auftrag, sich doch mit Abel in Verbindung zu setzen und ihm gegen angemessenes Honorar (400 Louisdors jährlich) die Vertretung der städtischen Interessen in Paris für die Dauer des Friedensgeschäftes zu übergeben. In der für Abel ausgefertigten Instruktion ward es ihm zur besonderen Pflicht gemacht, »die Gunst und das Wohlwollen der französischen Regierung und der dortigen Männer en place zu kultivieren, allen der Stadt nachteiligen Eindrücken nach Möglichkeit zu begegnen und über alle wichtigen Ereignisse Bericht zu erstatten.« Zugleich sollte er sich aber in gutes Einvernehmen mit dem in Paris anwesenden kaiserlichen Minister und dem Reichshofrat von Schraut setzen und sich in der Geschäftsführung ihnen thunlichst eng anschliessen — ein schier unmögliches Verlangen bei dem tiefen Gegensatz und der starken Verstimmung zwischen den östreichischen und französischen Staatsmännern. Doch sollte die Vertraulichkeit mit den Vertretern des Kaisers nicht etwa so weit gehen, dass er ihnen einen Einblick in die geheimen Vereinbarungen der Stadt mit der französischen Republik gestattete, besonders über den Dezembervertrag des Jahres 1796 sollte er das tiefste Stillschweigen beobachten.

Zu seiner eignen Informierung und zum bessern Verständnis aller die Stadt berührenden Angelegenheiten ward der Instruktion eine ausführliche Denkschrift[2] beigefügt über die Grösse der Stadt und den Umfang ihrer Besitzungen, die Bedeutung ihrer Handelsverbindungen u. s. w. Seiner besonderen Aufmerksamkeit wurde die Frage nach dem Schicksal der auf dem städtischen Gebiet gelegenen geistlichen Besitzungen empfohlen. Falls diese, wie man allgemein befürchtete, weltlichen Fürsten zufallen sollten, so fühlte sich der Rat in seiner Selbständigkeit beeinträchtigt, und deshalb wünschte er, dass die zukünftigen Besitzer dieser Güter nach den uralten Privilegien der Stadt verpflichtet würden, sie innerhalb Jahresfrist an deren

[1] Militaria XV, 4, G. Kr. II.
[2] Mitgeteilt in G. Kr. XIX.

Bürger zu verkaufen, oder, wenn dieses nicht anginge, sie nur in der Eigenschaft als Privatpersonen ohne landeshoheitliche Vorrechte besitzen dürften. Also der Gedanke, diese Besitzungen für die Stadt zu fordern, lag dem Rat einstweilen noch gänzlich fern; er zweifelte auch stark, dass die in Paris gepflogenen Verhandlungen »zu dem Detail solcher Bestimmungen herabsteigen würden«, da derartige Fragen wohl eher der Reichsdeputation in Regensburg zukämen.

Abel nahm die ihm übertragene Vertrauensstellung dankend an und suchte sie durch rastlose Thätigkeit im Dienste der Stadt zu verdienen, freilich fehlte ihm der vorausschauende Blick des Staatsmannes und die Kraft der Initiative.

In einer mit grossem Fleiss geführten Korrespondenz unterrichtete er seine Auftraggeber von dem an Wechselfällen und unerwarteten Zwischenereignissen reichen Fortgang des Friedensgeschäftes. Gleich in seinem ersten Bericht datiert vom 28. Mai zerstörte er eine Illusion, der sich der Rat mit grosser Zähigkeit hingegeben hatte, dass die Reichsstädte von der allgemeinen Erschütterung verschont bleiben würden. Er konnte mitteilen, dass auch sie zur Mediatisierung bestimmt seien, mit Ausnahme derjenigen, deren Handel für ganz Europa von besonderer Bedeutung oder deren Erhaltung aus anderen Gründen notwendig sei. Zu den ersteren würden besonders Frankfurt und die drei Hansastädte gerechnet, zu den letzteren Regensburg und Wetzlar als Sitz des Reichstages und des Kammergerichts. Im ganzen sollten nur noch 8 Reichsstädte erhalten bleiben.[1] Welche politische Rolle dieser Rumpf des ehemals so stattlichen und einflussreichen Kollegiums nach Beendigung des Teilungsgeschäftes einnehmen und unter welchen Modalitäten er sein Stimmrecht auf dem Reichstage ausüben sollte, darüber schwirrten nur unbestimmte und einander widersprechende Gerüchte umher. Abel beurteilte diese Wandlung im Schicksale der Reichsstädte sehr optimistisch. Man hatte ihm versichert, sie würden als drittes Reichskollegium betrachtet und zur Erhöhung ihres Einflusses nach allen Seiten hin unabhängig gestellt werden; bei allen künftigen Reichskriegen sollten sie neutral bleiben dürfen.[2] Im Widerspruch damit erfuhr der Vertreter Bremens in Paris, dass die Reichsstädte von nun an kein besonderes Kollegium mehr bilden, sondern nur einige Kuriatstimmen im Fürstenrat erhalten sollten.[3]

---

[1] Militaria XV, 4.
[2] l. c. Abel vom 28. Mai.
[3] Militaria III.

Die Reichsstädte hatten Einsicht genug, um zu erkennen, dass nur ein einmütiges, geschlossenes Vorgehen ihrerseits diesen Schlag, der sie zu einer Schattenexistenz herabdrücken musste, abwenden könnte.[1] Bremen ergriff die Initiative, um vor allem der Einreihung in den Fürstenrat mit einer oder mehreren Kuriatstimmen entgegenzuwirken.[2] Als weitere zu erreichende Punkte verlangte Frankfurt die Neutralitätserklärung der Reichsstädte bei allen Reichskriegen, Befreiung von Kriegskontingenten, von den Römermonaten und sonstigen Geldbeiträgen für kriegerische Zwecke, Sicherheit des Handels und Verbot neuer Steuern, genaue Bestimmung des Begriffs von Contrebande, Aufhören aller fremden Jurisdiktionen im Gebiet der Reichsstädte u. s. w. Auch der Gedanke an eine Vertretung aller Reichsstädte durch einen gemeinsamen Bevollmächtigten in Paris — Frankfurt dachte dabei an Abel — wurde in Anregung gebracht.

Endlich im Laufe des Monats August trat die Reichsdeputation »zur schliesslichen Berichtigung des Friedensgeschäftes« in Regensburg zusammen, und am 24. des Monats ward der Kongress feierlich eröffnet. Als kaiserlicher Bevollmächtigter war Baron Hügel erschienen, als kurmainzischer der uns bekannte Freiherr von Albini, für Böhmen der Reichshofrat von Schraut. Von Kurbrandenburg war Graf Görtz bevollmächtigt worden, für Hessen-Kassel Herr von Günderrode, vom deutschen Orden der Freiherr von Rabenau. Den entscheidenden Einfluss aber übte der Vertreter Frankreichs Laforest, bisher Geschäftsträger in München aus, ihm war der verschlagene Strassburger Mathieu, der eine gründliche Kenntnis der deutschen Angelegenheiten hatte, beigegeben. Neben ihnen kamen die Vertreter Russlands Baron von Büchler und von Klüpfel erst in zweiter Linie in Betracht.

Schon die ersten Sitzungen kennzeichneten deutlich die Lage der Dinge und die Stellung der Mächte zu einander; sie zeigten die fast völlige Isoliertheit der kaiserlichen Diplomaten, von denen sich auch jetzt Kurmainz getrennt hatte,[3] und das Uebergewicht der mit den vermittelnden Mächten (Frankreich und Russland) verbundenen Reichsstände. Aber nicht in der Rolle von Vermittlern, sondern als Schiedsrichter der Geschicke Deutschlands überreichten die Vertreter Frankreichs und Russlands der Deputation ihren Entschädigungsplan und forderten in gebieterischer Sprache, dass darüber »die schleunigsten

[1] l. c. Nur Wetzlar war zufrieden, überhaupt seine Selbständigkeit noch gerettet zu haben, und erklärte sich mit der Einreihung in das Fürstenkollegium für einverstanden.

[2] l. c. Bremens Schreiben an Frankfurt vom 8. August.

[3] l. c. 382 ff.

und ernsthaftesten Beratungen angestellt und im Interesse Deutschlands wie des europäischen Friedens alles, was die Entschädigungen betreffe, binnen zweier Monate erledigt werde.« Kein Protest erfolgte gegen diese Anmassung; wie etwas Selbstverständliches nahmen die Deputation und der Reichstag diese erniedrigende Behandlung hin. Preussen beantragte sogar, durch einen vorläufigen Beschluss den vorgelegten Entschädigungsplan en bloc anzunehmen und sich in Betreff der zu erwartenden Reklamationen und der sich daraus zu ergebenden Aenderungen das Nötige vorzubehalten,[1] ein Vorschlag, dem fast alle Mitglieder der Deputation beistimmten, der aber auf den entschiedenen Widerspruch Böhmens stiess. Somit musste sich die Deputation der mühseligen und undankbaren Aufgabe unterziehen, sich mit dem Entschädigungsplan näher zu befassen und all die Beschwerden und Gegenvorstellungen der in ihren Rechten und in ihrem Bestand bedrohten oder gefährdeten Stände entgegenzunehmen. Auch über das Schicksal der Reichsstädte entschied der Entschädigungsplan. Ihre Zahl ward auf 8 beschränkt (Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Regensburg und Wetzlar), gegen Preussens Wunsch wurden sie zu einem selbständigen Kollegium vereinigt. In einer besonderen Note[2] gaben die vermittelnden Mächte in allgemeinen Umrissen deren künftige Stellung in dem so wesentlich geänderten Organismus des deutschen Staatskörpers an. Bei Kriegszeiten ward ihnen völlige Neutralität zugesichert. Als einzige Leistung hatten sie entweder einen Geldbeitrag in Römermonaten oder ein Kontingent an Mannschaften zu stellen. Unter den Begriff Kriegscontrebande durften Handelsartikel im gewöhnlichen Sinn des Wortes nicht fallen. Wichtig war auch die Bestimmung, dass ihr Handel durch neue Zölle nicht belästigt werden dürfe.

Eine besonders bevorzugte Stellung erhielten die Hansastädte. Alle bisherigen Hoheitsrechte und Besitzungen der Fürsten in ihrem Gebiete oder in ihrer Umgebung sollten ihnen zufallen. Zugleich ward aber in der Note die Hoffnung ausgesprochen, dass die Reichsdeputation auch den anderen Reichsstädten die alleinige Ausübung der Gerichtsbarkeit innerhalb ihres Gebietes und das Recht der Säkularisation einräumen würde.[3]

---

[1] L. c.

[2] Note sur l'application des principes généraux annoncés dans la déclaration sur les indemnités en faveur des villes impériales qui resteront immédiates, datiert Paris 21 August.

[3] Kraft der »émanation de la supériorité territoriale qui appartient aux villes impériales dans leurs territoires comme aux princes dans leurs états« (article 9).

Was das letztere für Frankfurt zu bedeuten hatte, tritt uns am besten vor Augen, wenn wir uns die äusserst verwickelten Besitzverhältnisse in seinem Gebiete vergegenwärtigen. Zum Freistaat Frankfurt gehörten ausser dem Gebiete der Stadt selbst, das von einer Landwehr eingeschlossen war, die 8 Dörfer Bornheim, Hausen, Oberrad, Bonames, Niedererlenbach, Dortelweil (Dürkelweil), die Hälfte von Niederursel[1] und drei Viertel von Niederrad.[2] Dazu kam noch die Hälfte der Dörfer Soden und Sulzbach, seitdem deren Besitz durch den Vergleich vom Jahre 1657 zwischen Mainz und Frankfurt geteilt war. Ueber die Anzahl der Einwohner fehlen sichere Angaben; sie betrug wohl annähernd, wenn wir von der jüdischen Bevölkerung absehen, 41,000.[3]

Nun hatten noch verschiedene weltliche und geistliche Stände Besitzungen und zumteil landeshoheitliche Rechte innerhalb des städtischen Gebiets. Diese Besitzungen waren:

I Mediatstifter: Stiftungen, die ihre Gründung der Frömmigkeit und Freigebigkeit von Frankfurter Bürgern verdankten und entweder kirchliche oder Schulzwecke verfolgten. Der Rat nennt sie geradezu einen Teil des katholischen Kircheneigentums der Stadt Frankfurt selbst. Es waren dies die drei alten Kollegiatstifter zu St. Bartholomäus, zu St. Leonhard und zu Unser Lieben Frauen auf dem Berge.[4] Das Karmeliter- und Prediger- (Dominikaner-) kloster;[5] das (Dominikaner-) Frauenkloster zur Rosenberger Einigung,

---

[1] Die andere Hälfte gehörte den Grafen von Solms-Rödelheim.

[2] Das letzte Viertel gehörte, seitdem 1569 die Grafen von Solms ihren Anteil an Frankfurt abgetreten hatten, dem deutschen Orden. Stadt und Orden schlossen 1668 einen Vergleich, nach welchem Frankfurt 3 Jahre und der Orden 1 Jahr lang abwechselnd die Regierung führen sollten. Näheres s. bei Moritz, Versuch einer Einleitung in die Staatsverfassung derer Oberrheinischen Reichsstädte, Teil I, S. 259 ff., woselbst auch das Nötige über die Zeit der Erwerbungen dieser Ortschaften und ihr rechtliches Verhältnis zur Stadt zu finden ist.

[3] Ueber die Unsicherheit der Berechnung s. Moritz l. c. S. 195 ff. der, auf Dr Behrends' Angaben gestützt, für die Stadt 36,000 und für die Dörfer 4976, für die Juden aber 6630 Seelen angiebt.

[4] Jedes davon besass verschiedene Häuser, Gelände, Zehnten und Gefälle im städtischen Gebiet. Das Bartholomäusstift z. B. 51 Häuser, von denen 19 durch seine Mitglieder bewohnt, die anderen an Bürger vermietet waren, ausserdem besass es den in der Stadt gelegenen Fronhof und 12 Läden auf dem sogenannten Pfarreisen, das Leonhardstift besass 11, das Liebfrauenstift 29 Häuser. Näheres hierüber bei Moritz Teil II, S. 109 ff.

[5] Es führte damals den Namen Kongregation zum heiligen Friedrich (congregatio ad St. Fridericum), denn 1789 war es in eine weltgeistliche Kongregation verwandelt und mit dem Unterricht der katholischen Schuljugend betraut worden

mit dem eine katholische Mädchenschule verbunden war; das Kapuziner- oder ehemalige Antoniterkloster.

II. Immediatstifter, die auswärtigen geistlichen Herren, Korporationen, Klöstern gehörten, die also im Fall der Säkularisation in die Hand eines weltlichen Fürsten gelangen konnten dazu gehörten abgesehen von den sehr bedeutenden Besitzungen des deutschen und des Malteser Ordens,[1] die aber ebenso wie das erzbischöflich mainzische Kompostell[2] von der Säkularisation verschont bleiben sollten, der sogenannte Trierische Hof;[3] der der Reichsabtei Arnsburg (in der Wetterau) gehörende Arnsburger Hof;[4] der Aschaffenburger Hof, Eigentum des erzbischöflich-mainzischen Kollegiatstifts zum heiligen Petrus und Alexander zu Aschaffenburg,[5] und fünf wenig bedeutende Häuser der Reichsabtei Ilbenstadt (in der Wetterau), dem Kloster Engelthal (ebendort) und dem Kloster Eberbach (im Rheingau), dem erzbischöflich mainzischen Domkapitel, und dem mainzischen Ritterstift zum heiligen Alban zugehörig.[6]

III. Die sogenannten Freihäuser, Eigentum von Reichsfürsten und Reichsgrafen und deshalb zum grösseren Teil von der städtischen Gerichtsbarkeit befreit. Dazu rechnete man: die Paläste des Landgrafen von Hessen-Darmstadt und des Fürsten von Thurn und Taxis, das Gräflich Solms-Rödelheimsche, das Gräflich Schönbornsche, das Gräflich Schomburg-Degenfeldsche Haus; der Hainer Hof, in dem sich die Hessen-Kasselsche Post befand; der Cleenische Hof in Sachsenhausen, Besitztum des Freiherrn von Frankenstein.

So war das städtische Gebiet von den Besitzungen der verschiedensten weltlichen und geistlichen Herren durchzogen, die dem Rate gegenüber eine völlig unabhängige Stellung behaupteten. Welche erfreuliche Bereicherung wäre der Stadt aus Einziehung dieser Ländereien erwachsen! Aber der Rat verliess die Bahn der bisherigen

[1] Dem deutschen Orden gehörten das Kommendehaus in Sachsenhausen, der Sandhof, der Seehof, die Mühle zum hohen Rad, das Haus zum goldnen Schwan nebst mehreren Geländen und Hofgärten, dem Malteser Orden der Johanniter-, der Flaschenhof und verschiedene Gelände.

[2] Dieses grosse Gebäude diente zum Aufenthalt der kurmainzischen Kreisgesandten, der kurfürstlichen Gesandten bei Gelegenheit der Kaiserwahl und Krönung und zum Absteigequartier für den Kurfürsten.

[3] 1380 von den Herren von Sachsenhausen an den Kurfürsten von Trier verkauft, das Gebäude mit seinem geräumigen Hof wurde zur Messzeit vermietet.

[4] Der Rat übte darüber, freilich unter stetem Widerspruch des Abtes, die Gerichtsbarkeit aus. Der Hof besass noch Erbpachten und Gelände in den Frankfurter Dörfern Dortelweil, Niedererlenbach und Niederursel.

[5] Der Rat übte darüber, ohne jeden Widerspruch, die Gerichtsbarkeit aus.

[6] Die beiden letzten Häuser erkannten die Gerichtsbarkeit des Rates nicht an.

Abstinenzpolitik nicht, zumal auch Abel nichts dagegen einzuwenden fand. Dieser hatte in seinen Noten an die französische Regierung[1] das Hauptaugenmerk nur auf die Mediatstifter gerichtet, die anderen Besitzungen dagegen als wertlos und unbedeutend hingestellt und auch nur schwache Versuche gemacht, sie für die Stadt zu reklamieren, er war auch mit ihrer Ueberlassung an fremde Fürsten einverstanden, falls diese verpflichtet würden, sie innerhalb dreier Jahre an Frankfurter Bürger zu veräussern.

Noch am 14. August billigte der Rat ausdrücklich Abels so gemässigtes Vorgehen.[2] Aber bald darauf trat ein völliger Umschwung in seiner Politik ein. Die Gründe dafür waren verschieden. Zuerst wirkte eine abermalige Unterredung Hirsingers mit dem Schöffen von Humbracht wie der Funke auf den Zündstoff. Der Resident riet dringend, jeden Hebel in Paris anzusetzen, um in den Besitz aller weltlichen und geistlichen Güter zu gelangen; er selbst wollte dies bei der französischen Gesandtschaft in Regensburg befürworten. Zwar war es zweifelhaft, ob Hirsinger im Auftrag seiner Regierung handelte, oder seine Privatansicht äusserte, aber immerhin wurde man stutzig. Und nun erfuhr gerade in jenen Tagen der Rat, welch beträchtlicher Gebietszuwachs den Hansastädten im Entschädigungsplan zugedacht war, während Frankfurt wahrscheinlich nicht einmal die Mediatstifter erhalten, dafür aber noch seinen Anteil an Soden und Sulzbach, die durch ihre Bäder und Salinen besonders wertvoll waren, hergeben sollte. Damit nicht genug, schrieb jetzt Abel aus Paris, dass Hessen-Kassel immer unverhüllter seine Absichten auf die Frankfurter Besitzungen zeige, für die es durch seinen Vertreter, den Herrn von Weitz, nicht weniger als 200,000 Frs. bot. Sein Protest hatte wenigstens den Erfolg gehabt, dass die französischen Minister noch 14 Tage, d. h. bis zum 9. September, die Verhandlungen mit Hessen

---

[1] So in der Note vom 16. August »sur les fondations pieuses médiates dans la ville Impériale de Francfort sur le Mein« und in der Note vom 21 August »sur l'application des principes généraux énoncés dans la déclaration sur les indemnités en faveur des villes Impériales qui resteront immédiates«. In dieser Note wagt er allerdings, für Frankfurt dieselbe Begünstigung zu erbitten, welche den Hansastädten zuteil geworden sei.

[2] Er bemerkt darin ausdrücklich . . . »Wenn wir gleich an eine Ansprache (Anspruch) an die allhiesigen katholischen Stifter und Klöster selbst aus den in unserem Promemoria und Schreiben vom 29. Mai bemerkten Gründen bisher nicht denken zu dürfen geglaubt haben, und wenn wir gleich auch keinen im Luneviller Friedenstraktat angenommenen Rechtsgrundsatz für uns haben, um die Acquisition der weltlichen Besitzungen von Mainz, nämlich das Kompostell, beanspruchen zu dürfen, u. s. w

aufschieben wollten, um Abel Zeit zu lassen, seine Ansprüche, beziehungsweise seine Anerbietungen, der französischen Regierung zu unterbreiten. Er bat nun den Rat um Verhaltungsmassregeln und um Angabe der Summen, die er, um Hessen-Kassel zu verdrängen, verheissen sollte; ausserdem wünschte er dringend Unterstützung durch einen mit den städtischen Besitzverhältnissen vertrauten Ratgeber All diese Nachrichten im Verein riefen eine begreifliche Erregung hervor und bewirkten, dass jetzt die Partei das Uebergewicht im Ratskollegium erhielt, die die Ansicht verfocht, Frankfurt müsse endlich aufhören, »bescheiden« zu sein, vielmehr die jetzt günstigen Zeitumstande rücksichtslos ausnützen, um so viel wie möglich für sich herauszuschlagen. Ihr Wortführer, der Syndikus Schmid, ein mit der Geschichte der Stadt und ihren Besitz- und Rechtsverhältnissen völlig vertrauter Jurist, dabei gewandt und energisch durchgreifend, erhielt am 21. August den Auftrag, ungesäumt zur Unterstützung Abels nach Paris zu reisen. Seine Generalinstruktion lautete, alle fremden Besitzungen innerhalb des städtischen Gebietes, geistliche wie weltliche, überhaupt die Gleichstellung Frankfurts mit den Hansastädten in der Säkularisationsfrage zu verlangen und für den drohenden Verlust von Soden und Sulzbach eine entsprechende Entschädigung zu fordern.[1]

Schon am Abend des 31. August traf Schmid in Paris ein, zur grössten Freude Abels, der sechs Tage dieser kritischen Zeit völlig unthätig verbracht hatte, da jede Instruktion ausgeblieben war Kaum hatte sich Schmid über den Stand der Dinge oberflächlich orientiert, als er eine fieberhafte Thätigkeit zu entfalten begann und durch seinen Unternehmungsgeist auch den bedächtigen Abel mit sich fortriss. Sie warteten erst nicht weitere Instruktionen des Rates beziehungsweise der Kriegsdeputation ab und entschuldigten sich damit, dass Eile not that. »Hätten wir erst, schrieb später Schmid, um Instruktionen nachgesucht, so wäre die gute Stunde verstrichen, das lange Zögern und die Rücksichtnahme auf den Kaiser, dessen Einfluss in Paris gleich null ist, hat uns sehr geschadet. Nur zu

[1] Man gab ihm auch eine »Verlustliste« mit, ein genaues Verzeichnis all der Requisitionen, Kontributionen u. s. w von der Custinischen bis zur St. Suzannischen, um damit diese Forderungen zu begründen — Kriegks Darstellung dieser Ereignisse in »Geschichte von Frankfurt« S. 528 ff ist teils unrichtig, teils ungenau. Der dort citierte Brief des Simon Moritz von Bethmann, dem Kriegk eine so grosse Bedeutung beilegt, hat auf die Entschliessungen des Rates nicht den geringsten Einfluss gehabt. Schmid war ja noch vor dem Eintreffen des Briefes nach Paris gesandt worden.

oft bekommen wir den Vorwurf zu hören: »que c'étoit bien tard«. Wir sind knapp vor Thoreszuschluss in Paris angelangt und müssen teuer erkaufen, was wir früher viel wohlfeiler hätten erlangen können. Jetzt kann die Beute für die Stadt nur eine geringe sein.«[1] Damit fällte allerdings Schmid über die bisherige Wirksamkeit Abels kein für diesen schmeichelhaftes Urteil.

Auch in der Folge richteten sich die beiden Abgesandten wenig nach den Instruktionen, die ihnen aus Frankfurt zuteil wurden, und wenn man diese mit einander vergleicht und erkennt, dass jede neue der vorhergehenden widersprach,[2] je nachdem die annexionslustige oder die konservative Partei die Oberhand hatte, kann man es Schmid und Abel kaum verübeln, wenn sie später unumwunden erklärten, sie würden sich nur an die Generalinstruktion halten, dabei aber mehr zu erlangen suchen, als man von ihnen zu erwarten schiene.

Schmid begann sein Werk damit, dass er eine Note verfasste, die Abel dem französischen Ministerium sofort überreichen sollte. Von der Ansicht ausgehend, dass, wer viel verlangt, wenigstens etwas erhalte, war Schmids Wunschzettel nicht klein. Er beanspruchte kraft des auch Frankfurt zustehenden Säkularisationsrechtes sämtliche geistliche Besitzungen, Aufhebung aller Sonderrechte für die Freihäuser, die Beseitigung des dem Kurfürsten von Mainz zustehenden Messgeleites, schliesslich das Zensurrecht des Rates über die Oberpostamts-Zeitung des Fürsten von Thurn und Taxis, die durch mehr als einen Artikel Anstoss bei der Republik gegeben hatte. Schmid that sich nicht wenig darauf zu gute, die Note derart abgefasst zu haben, dass die Stadt wohl auch noch in den Besitz der Ordensgüter gelangen könnte, wenn auch beide Orden erhalten blieben. Stiesse man aber bei dieser Forderung auf Widerstand, so schlug er folgenden Kniff vor, durch den man die Orden überlisten könne. Nach dem Entschädigungsplan sollte auch der Frankfurter Anteil von Soden und Sulzbach an Nassau abgetreten werden, dessen Vertreter aber, der Herr von Gagern, der Stadt nicht die geringste Entschädigung dafür gewähren wollte. Wie nun, wenn diese ihren dadurch imaginär gewordenenen Anteil an den beiden Ortschaften dem Orden für dessen Besitzungen im Frankfurter Gebiete anböte, eventuell auch noch den

[1] Schreiben vom 10. November in G. Kr XIX.

[2] Bald sollten sie alle fremde Besitzungen für die Stadt beanspruchen, bald nur die geistlichen, bald sollten sie mit den beiden Orden verhandeln, bald die Verhandlungen ablehnen u. s. w., bald sämtliche Ordensgüter beanspruchen, ohne Entgelt und ohne jede Entschädigung, bald nur gewisse u. s. w S. Schmids Schreiben vom 20. September l. c.

Frankfurter Anteil an Niederursel? Gingen sie in diese Falle, nun so konnten sie sich mit Nassau um Soden und Sulzbach herumstreiten, während Frankfurt sich der Ordensbesitzungen erfreute.

Auch an Verheissungen und reellen Erkenntlichkeiten liessen es die Frankfurter Abgesandten nicht fehlen. Man könne nur dann noch etwas »vor Thoresschluss aus dem Schiffbruch erhalten« und erfolgreich gegen Hessen-Kassel auftreten, schrieb Schmid,[1] wenn man mit dem Gelde nicht karge, aber mit 200,000 Frs. reiche man nicht, da Hessen die gleiche Summe biete.

Die Wirkung der Erkenntlichkeiten blieb nicht aus. Man versprach ihnen, dass, wie der Rat es gewünscht hatte, die Republik selbst für Frankfurt das Wort ergreifen und die Wünsche der Stadt als die ihrigen vorlegen würde, so dass sie selbst im Hintergrund bliebe und sich »quasi leidend verhielte«. Ja, Abel und Schmid durften jetzt sogar Talleyrand persönlich ihr Ansuchen vortragen. Gewisse Aeusserungen und Winke aus seinem Munde veranlassten sie zur Einreichung einer zweiten Note, in der sie, wie sich Schmid im Bericht vom 10. September ausdrückt, »um alles baten, was intra et extra muros fremd ist«. Es ist nicht ohne Interesse zu lesen, wie Abel dies weitgehende Ansinnen begründete.[2] Durch die Beseitigung von 43 Reichsstädten sinke der Rest des reichsstädtischen Kollegiums gegenüber dem kurfürstlichen und fürstlichen Kollegium zur völligen Ohnmacht herab, wenn man nicht seine Macht und seinen Einfluss durch alle möglichen Mittel hebe. Nun hätten ja die vermittelnden Mächte im Entschädigungsplan bei Erwähnung der Hansastädte ausdrücklich erklärt, dass die Rücksicht auf den Handel Europas die Erhaltung gewisser Reichsstädte und ihre Befreiung von den sie einengenden Fesseln gebieterisch verlange. Welche Stadt verdiene aber in dieser Hinsicht mehr Berücksichtigung als Frankfurt? »Seine Messen sind der Kanal, durch den die Seiden- und Modewaaren, wie überhaupt die Manufakturartikel Frankreichs sich über ganz Deutschland verbreiten.« Schliesslich kommt die Note wieder darauf zurück, dass die überaus grossen Opfer, die Frankfurt im Verlauf des Krieges der Republik und ihren Heeren gebracht habe, — Abel berechnet sie auf 14 Millionen Frs. — ein besonderes Anrecht auf Berücksichtigung begründeten.

---

[1] l. c.

[2] Die darauf bezügliche Note führt den Titel, Note sur l'application des principes généraux émanés dans le plan d'indemnités à la ville de Francfort s. l. M., abgedruckt im Anhang.

Während sich Schmid und Abel von dieser Note das Beste versprachen, zermarterten sie ihr Gehirn damit, wie sie für die Stadt möglichst viel Riemen aus fremdem Leder herausschneiden könnten. Ein Projekt verdrängte das andere. Schmid besonders zeigte sich als fruchtbarer Plänemacher — die Besitzungen der Stadt galten ihm wie Figuren eines Schachbrettes, die der Spieler gern gegen Gewinn austauscht und bald hierhin, bald dorthin gegen den Gegner vorrücken lässt. Dringend bittet er um »eine kleine Geographie und Statistik der um Frankfurt herumliegenden Dörfer, zu eignem Gebrauch, da er öfters darauf rekurrieren müsse«, ferner um eine genaue Berechnung der jährlichen Einkünfte der Ortschaften an Schatzung, Kontribution, Servicegeldern, damit man nicht bei einem etwaigen Tauschgeschäft vom Gegner übervorteilt würde. Ganz unverhohlen schreiben sie nach Frankfurt, als Ziel schwebe ihnen vor, kleinere und entferntere Dörfer gegen nähere und grössere einzutauschen. So schmeichelten sie sich, Bockenheim, Schwanheim und Nied, diese dicht bei der Stadt gelegenen Ortschaften, ohne grosse Mühe und Opfer erlangen zu können. Mit dem deutschen Orden waren sie wegen gegenseitigen Länderaustausches schon in Verhandlung getreten, man musste doch immerhin eine gewisse Rücksicht auf ihn nehmen, da der Erzherzog Karl Ordensmeister war, freilich durfte diese nicht zu weit gehen, zumal des Kaisers Ansehen gänzlich gesunken, und er jetzt noch dazu mit dem ersten Konsul wegen der Passauer Streitfrage verfeindet war. Schmid wollte auch eigentlich die Verhandlungen mit dem Orden nur deshalb angeknüpft haben, »um alle seine Mässigung zu bezeugen«.[1]

Die Frankfurter Abgesandten hielten aber Noten und Geld allein nicht für ausreichend, um die französische Politik zu beeinflussen, sie griffen noch zu einem andern Mittel. Sie sandten eine Reihe von Artikeln an den Rat mit dem Ersuchen, sie in das Mannheimer Journal aufnehmen zu lassen und dieses nach Paris zu senden. Sie wollten dann diese Artikel als einen Ausfluss der öffentlichen Volksmeinung in Deutschland den Ministern und dem ersten Konsul unterbreiten.

Man sieht aus alle dem, dass die beiden Frankfurter Diplomaten sich ganz auf der Höhe der damaligen Politik befanden und das von den Grossmächten gegebene Beispiel im Länderschacher und Länderraub getreulich kopierten.

[1] Schreiben vom 10. September. Im Schreiben vom 11. September warnt Schmid, »auch in Regensburg irgend welche Furcht vor Oestreich zu zeigen, sonst ist alles verloren«.

Mochte immerhin der Rat anfangs mit dem Treiben seiner Vertreter in Paris nicht einverstanden sein und manche ihrer Mitteilungen »mit vieler Empfindlichkeit« entgegennehmen, mochten ihm auch ihre Tauschprojekte nicht sonderlich behagen, da er darin einen unversiegbaren Quell von Zwistigkeiten und Feindschaften mit den benachbarten Ständen witterte und am liebsten mit Geldopfern alle Ansprüche befriedigt hätte,[1] schliesslich ging er doch auf ihre Vorschläge ein, auch er sah die Verhältnisse unter dem Gesichtspunkt der Frage an: warum einem anderen überlassen, was für den ursprünglichen Eigentümer doch verloren ist? Warum sollte für Frankfurt bei der günstigen politischen Konstellation nicht auch ein Erkleckliches abfallen? War es etwa geringer als jede der Hansastädte, oder war deren Rechtstitel begründeter? Und als Schmid und Abel den Rat mit dem Plan überraschten, der Stadt ein zusammenhängendes Gebiet — sie nennen es territorium clausum — durch alle möglichen und unmöglichen Tauschveränderungen mit den Nachbarstaaten zu verschaffen, auch da legte der Rat kein Veto ein.[2]

Immerhin waren noch starke Gegengewichte vorhanden, die verhinderten, dass er sich einer zu abenteuerlichen Politik hingab. Grade die beiden angesehensten Syndici der Stadt, deren Stimme bei allen wichtigen Fragen schwer in die Wagschale fiel, Danz und Seeger, widerstrebten nach wie vor allen Annexionsgelüsten, sie wollten nur den bisherigen Besitzstand gewährleistet haben und für den Verlust von Soden und Sulzbach eine Entschädigung fordern. Die Arrondierungspläne der Abgesandten hatten für sie nichts Verlockendes, sie fürchteten, dass die durch etwaigen Austausch neu zu gewinnenden Gebiete doch nur schwer zu regieren oder zu behaupten sein würden. Drang nun auch, wie wir gesehen haben, die Ansicht dieser Partei nicht durch, so wirkte sie immerhin als retardierendes Element und hielt von jedem allzu kühnen Wagestück zurück. Als z. B. Ende August das St. Albanstift in Mainz von der französischen Republik aufgehoben wurde, folgte der Rat nicht dem von Solms-Rodelheim, Hanau, Nassau-Usingen gegebenen Beispiel, die alle in ihrem Gebiet liegenden Grundstücke des Stiftes für sich einzogen, sondern liess die Frage in der Schwebe.

Bisher hatten der Rat und die Kriegsdeputation über ihre Verhandlungen mit der Republik tiefes Geheimnis bewahrt und die

[1] Der Rat wollte bis 500,000 Frs. in die Indemnisationskasse zahlen, auch auf seine Kosten die katholischen Schulen u. s. w. unterhalten, falls der Stadt keine weiteren Lasten auferlegt würden.

[2] Schon in Schreiben vom 7. September taucht dieser Plan auf

Bürgerschaft über die ihr bevorstehenden Umwälzungen in völligem Dunkel gelassen. Jetzt bangten sie doch vor der Grösse der Verantwortlichkeit, zumal im Schosse der Deputation selbst die Meinungen so stark auseinandergingen. Auf deren eignen Antrag beschloss der Rat, der Bürgerschaft einen Einblick in die wichtigsten schwebenden Fragen zu eröffnen und ihre Ansicht hierüber zu hören. Als der ältere Bürgermeister die beiden Bürgerkollegien, das der Hundertfünfziger und das der Neuner, zusammenberief und den Briefwechsel zwischen dem Rat, beziehungsweise der Deputation, und seinen Abgesandten vorlegte, hielten die Vertreter der Bürgerschaft ihre Entrüstung darüber nicht zurück, dass man in einer das Wohl und Wehe der Stadt aufs tiefste berührenden Angelegenheit ihre Mitwirkung erst jetzt verlange, wo nach Abels und Schmids Versicherung der richtige Moment leichtsinniger Weise verpasst sei. Auch die Widersprüche in den für die Abgesandten bestimmten Instruktionen deckten sie auf. Daher lehnten sie die Verantwortlichkeit für alle Verhandlungen vor ihrer Berufung entschieden ab. Das Mindeste, was sie forderten, war, dass die bisherige Geheimthuerei ein Ende nehmen, und ein neuer Ausschuss von sechs Mitgliedern des Rates und sechs Mitgliedern der beiden Kollegien als neue »gemischte« Deputation alle das Friedensgeschäft betreffenden Fragen entscheiden solle.

Der Rat wagte nicht, diesem Verlangen zu widerstehen, und so fand am 18. September die erste Sitzung des Ausschusses statt. Dieser stellt zunächst ein neues Programm fest, das aber, da noch manche Punkte geändert wurden, erst am 21. September nach Paris gesandt wurde.[3] Er liess dann allzu weit ausschauende Pläne und Wünsche fallen — der Erwerbung eines »geschlossenen territoriums« ward mit keinem Worte gedacht — und hielt sich innerhalb der Grenzen des Erreichbaren. Der Kern dieses Programms war: Erwerbung sämtlicher geistlichen Stiftungen gegen die Verpflichtung, für deren Unterhalt zu sorgen, bezüglich der weltlichen Besitzungen Gleichstellung mit den Hansastädten,[4] Behauptung des Besitzes von Sulzbach und

[1] Diese Verlegenheit spiegelt sich deutlich ab in Schreiben Schmids vom 20. September.

[2] l. c. G. Kr. XIX.

[3] G. Kr. XIX.

[4] Noch am 18. hatte die Deputation beschlossen, »sollte die Assimilierung mit Hamburg und Bremen in Ansehung der Besitzung der weltlichen Fürsten auf zu viele Schwierigkeiten stossen oder dem hiesigen gemeinen Wesen den Hass der Stände zuziehen, so sollte davon abgesehen und nur darauf gedacht werden, dass sie den hiesigen Polizeigesetzen unterworfen würden.« l. c.

Soden; nur im äussersten Notfall sollten diese Dörfer gegen die benachbarten Ortschaften Nied, Griesheim und Schwanheim herausgegeben werden.

Ferner sollten die Abgesandten für die Abtretung des Ordensgebietes den Frankfurter Anteil an Niederursel und Dortelweil bieten. Dagegen wurde ihnen jedes Tauschgeschäft mit Hessen-Kassel, sogar um den Preis von Bockenheim, untersagt, weil von hessischer Seite doch nur alle möglichen Weiterungen zu erwarten seien. Grosses Gewicht aber legte die Deputation darauf, dass diese Anträge nicht von Frankfurter Seite, sondern von der französischen Regierung selbst bei der Friedensdeputation gestellt und als deren besonderer Wunsch ausgesprochen würden, mit einem Worte, Frankreich sollte für die Stadt die Kastanien aus dem Feuer holen.

Den bisherigen Verhandlungen auf dem Regensburger Reichstag hatte man in Frankfurt keine besondere Beachtung geschenkt; es war ja allgemein bekannt, dass die Reichsdeputation doch nur ein willenloses Werkzeug der vermittelnden Mächte war. Besondere Agenten dorthin zu senden hatte der Rat bis dahin vermieden, teils aus Besorgnis, dass ihr Verkehr mit den Vertretern der französischen Republik Anstoss beim Kaiser erregen könnte, teils weil er wähnte, dass Laforest und Mathieu von Paris aus die nötigen Anweisungen über die den Reichsstädten einzuräumenden Vorteile erhalten würden. Auch hatte weder Hirsinger noch Selpert auf die Notwendigkeit einer besonderen Vertretung in Regensburg aufmerksam gemacht. Dazu kam noch, dass der Rat auf ein einmütiges Vorgehen der Reichsstädte in Regensburg gerechnet hatte. Während noch die Verhandlungen hierüber schwebten, die bei dem langsam schleppenden Geschäftsgang der städtischen Korporationen über einleitende Beratungen nicht hinauskamen, erschien unerwarteter Weise in den letzten Tagen des September Schmid in Frankfurt, er hatte Paris, wo die Dinge einen erfreulichen Verlauf nahmen und Abels Anwesenheit genügte, verlassen, um sich nach Regensburg zu begeben; denn dass dort in der allernächsten Zeit die endgültige Entscheidung über die fremden Besitzungen im städtischen Gebiete fallen würde, mochte er wohl in der französischen Hauptstadt von kompetenter Seite vernommen haben.

Die gemischte Deputation, der Schmid auch hierüber mündlichen Bericht abstattete, geriet nun in Besorgnis, die Bedeutung der Verhandlungen in Regensburg allzusehr unterschätzt zu haben, und so fand sein Entschluss, sofort dorthin abzureisen, ihren völligen Beifall. An der Instruktion vom 21. September ward nichts ge-

andert,[1] da er die »Unterhandlungen nach Anleitung der zu Paris gepflogenen fortsetzen sollte.«[2]

Als Schmid in der Frühe des 4. Oktober in Regensburg eintraf und noch am selben Tage beim Minister Laforest vorsprach, bekam er von diesem zu hören, dass Frankfurt alles versäumt habe; denn Selpert war nicht in die geringste Berührung mit ihm getreten. Jetzt post festum, wo die Entschädigungen schon verteilt seien, poche Schmid an; und nun erging sich Laforest in massloser Heftigkeit über die an Verbrechen streifende Lethargie des Frankfurter Rates, der sich während der ganzen Zeit nicht gerührt und ihm allein die Sorge für das Schicksal der Stadt aufgebürdet habe, da sich sonst keine Stimme für sie geregt hätte. In der That, das Aufbrausen Laforests über das verspätete Erscheinen Schmids auf dem Schauplatz war leicht begreiflich. Er hatte den Ende August eingereichten Entschädigungsentwurf auf Grund zahlreicher Reklamationen, die durch beträchtliche Geldspenden einleuchtender gemacht wurden, noch einmal abgeändert und fast fertig gestellt, auch über die fraglichen Besitzungen im Frankfurter Gebiet bereits völlig verfügt; jetzt kam nun Schmid mit empfehlenden Schreiben von Talleyrand, verlangte noch besondere Berücksichtigung der Stadt, das hiess ja den Vertrag abermals einer Revision unterziehen, eine mühselige und undankbare Arbeit. Deshalb drang er heftig in Schmid, den von den Hauptmächten bereits gebilligten Entwurf ohne Widerstreben anzunehmen, sonst würde er sich jeder Rücksichtnahme auf Frankfurt entschlagen, das auch gegen ihn alle Rücksichten ausser Acht gelassen habe und ihm noch in letzter Stunde einen »zudringlichen Abgesandten herschicke«. Diese Bemerkung musste Schmid zur Strafe dafür herunterschlucken, dass er, allerdings »mit der grössten Bescheidenheit«, sich einige Gegenvorstellungen zu machen erlaubt hatte.[3]

Das war nur ein Vorspiel zu dem Empfang, der ihm bald darauf von Seiten Mathieus zu teil wurde. Zwar war er durch das ihm von Abel — einem langjährigen Bekannten Mathieus — mitgegebene Empfehlungsschreiben vor persönlichen Anzapfungen geschützt, dagegen ergoss sich der Strom der Vorwürfe mit der »äussersten Derbheit« gegen den saumseligen Frankfurter Rat; Schmids Feder sträubte sich, all die Vergleiche und Aeusserungen wiederzugeben,

[1] Es wurde ihr nur zugefügt, dass er für die Abtretung des Kompostells im Notfal. 120,000 Frcs. bieten sollte. Schreiben vom 30. September an Abel in G. Kr. XIX.

[2] Ebendaselbst.

[3] Schreiben Schmids von Regensburg aus vom 4. Oktober.

mit denen dieser bedacht werde. Der stete Refrain war immer, jetzt sei schon alles vorüber, Schmid sei um 4—6 Tage zu spät gekommen. Endlich erfuhr er, was Frankfurt zu teil werden sollte. Der Entschädigungsentwurf räumte der Stadt alle Mediatstifter ein, samt allen ihren Einkünften aus den im fremden Gebiet befindlichen Gütern. Das Messgebot sollte ihr allein verbleiben, die Thurn und Taxissche Zensurfreiheit, sowie jede fremde Jurisdiktion aufgehoben werden. Dagegen hatte sie auf ihren Anteil an Soden und Sulzbach zu verzichten, ferner auf die Dependenzen fremder Stiftungen.[1] Als hinkender Bote kam noch nach, dass die Stadt zur Entschädigung von vier kleineren Reichsständen eine jährliche Rente von 47,000 Gulden entrichten sollte.

Schmid bat hierauf um Aufschub zur Einholung weiterer Instruktionen, da er ohne sie auf nichts eingehen könne. Die Zuwendung der Mediatstifter erkannte er nicht als eine besondere Vergünstigung, sondern als etwas Selbstverständliches an, da sie von Rechts wegen Eigentum der Stadt seien. Da hielt es Mathieu doch für angebracht, dem Frankfurter Abgesandten den Standpunkt klar zu machen. Voller Hohn bemerkte er, dass ihn bei der gegenwärtigen Frage die Begriffe von Recht und Billigkeit wenig genierten, recht habe eben der, der die Macht in den Händen habe, und mit dem Recht des Stärkeren verfüge jetzt Frankreich über Deutschland. Diese unumwundene Erklärung verblüffte den keineswegs sehr skrupulösen Schmid und presste ihm in seinem Schreiben[2] an die gemischte Deputation den Stossseufzer aus: »Ueberhaupt lässt sich von der Handlungsweise der hiesigen Franzosen kein Begriff machen. Tel est notre bon plaisir ist der Hauptgrundsatz.« Er riet nun schleunigst, eine Estafette nach Paris zu senden, um dort durch Abel den Sturm zu beschwören und zu retten, was noch zu retten wäre. Unmöglich könnten Laforest und Mathieu gegen den ausgesprochenen Willen der französischen Regierung zu Ungunsten der Stadt verfügen. Er selbst beabsichtigte sofort der Reichsdeputation bezüglich Sodens und Sulzbachs eine Denkschrift zu überreichen — pro forma — einen Nutzen versprach er sich nicht davon, ausserdem bat er um Einsendung des Etats der bei der Entschädigungsfrage in Betracht kommenden Dörfer, sowie der Einkünfte der Mediatstifter innerhalb und ausserhalb des Frankfurter Gebietes. Auch in den nächsten

[1] Also auf das Kompostell, den Arnsburger und Friesischen Hof, das Ebenstädter, Eberbacher, Engelthaler Haus.

[2] l. c.

Tagen musste Schmid fortwährend die ewige Litanei über sein verspätetes und daher nutzloses Eintreffen vernehmen; er liess sich aber bei alledem nicht einschüchtern und erhielt endlich von Laforest die Erlaubnis, ihm eine Denkschrift zu überreichen, damit dieser seine Wünsche mit den bereits für die Stadt festgesetzten Entschädigungen vergleichen könne. Zu deren Abfassung gewährte ihm Laforest nicht mehr als eine Stunde Zeit. Schmid beschränkte sich bei der Kürze der ihm gelassenen Frist darauf, auf die Abelschen Noten hinzuweisen, deren Abschrift er beilegte, und auf den günstigen Bescheid, den die französische Regierung darauf gegeben hatte.

Die Lektüre der Denkschrift und der Noten versetzte Laforest wieder in die übelste Stimmung. War er früher schon in seinen Ausdrücken gegen den Rat und dessen unglücklichen Vertreter rücksichtslos, so wurde er jetzt gegen beide »äusserst impertinent und, so zu sagen, grenzenlos grob«. »Messieurs de Francfort täten den Senf nach dem Mittagessen auf«, wiederholte er beständig, und jeden Passus in der Schmidschen Denkschrift begleitete er mit einem Unmöglich! Ja, als Schmid sich nach dieser Audienz zu Mathieu begeben wollte, folgte ihm Laforest auf dem Fusse nach, verwehrte ihm den Zutritt zu diesem, da sie jetzt mit einander wichtige Dinge zu beraten hätten, und er ihnen mit seinen weitschweifig abgefassten Schriftstücken zur Last sei.[1] Schmid räumte seinem brutalen Gegner das Feld und wartete den Zeitpunkt ab, wo Laforest wieder wegging.

Endlich bei Mathieu vorgelassen, erkannte Schmid sofort, dass er nur aus dem Regen in die Traufe gekommen war. Seinen Vortrag und die daran sich knüpfenden Darlegungen beantwortete dieser mit einer Reihe »wahrer Ungezogenheiten und wahrer Injurien«. Dass die Stadt bereits 14 Millionen der Republik geopfert und sich damit das Anrecht einer besonderen Berücksichtigung erkauft habe, fertigte er mit der Bemerkung ab, »Ihr seid reich, ihr könnt zahlen, und wir brauchen Geld, um die armen Grafen und Fürsten, die alles verloren haben, zu entschädigen«. Die Frankfurter Stiftungen seien ausserordentlich nötig, um den Entschädigungsfond zu verstärken. Mathieu drohte, wenn Schmid den Vertrag nicht sofort unterzeichne, die Mediatstifter an Hessen-Kassel oder Hessen-Darmstadt auszuliefern. Aber dieser liess sich nicht einschüchtern, er antwortete mit einem kategorischen Nein, nicht für 17,000 mochte er sie annehmen, und dafür solle die Stadt eine jährliche Rente von 77,000 Gulden zahlen?

[1] »Vous tourmentez Mr Mathieu autant que moi«, bemerkte Laforest

Dieser Einwand machte auch auf Mathieu einen gewissen Eindruck, er versprach, die von der Stadt zu zahlende Rente etwas herabzudrücken, das war aber auch das einzige, wozu er sich herbeiliess, auch lehnte er jede Mitwirkung bei etwaigen Tauschgeschäften zwischen der Stadt und Kurmainz oder den geistlichen Orden ab, da dies Privatangelegenheiten der Stadt seien, in die sich die Vertreter der französischen Regierung nicht einmischen wollten.

Ein Aufenthalt von wenigen Tagen genügte, um Schmid begreiflich zu machen, was ihm sonst unerklärlich vorgekommen wäre, den gewaltigen Abstand zwischen seiner Aufnahme in Paris und in Regensburg. Er erfuhr von Bacher, der sich seiner freundlich annahm, und sah auch jetzt mit eignen Augen, welch allgemeines Wettrennen in Regensburg um die geistlichen Stifter stattfand. »Wie die Raben um den Galgen, schrieb er, so scharen sich verschiedene Liebhaber um die Stifter im Frankfurter Gebiet. Da giebt es keinen Fürsten, der sich nicht durch einen Abgeordneten vertreten liesse, um ein Stückchen davon über die Gebühr zu erbetteln. Selbst Grafen und Ritter antichambrieren bei Mathieu, der vor 12 Jahren Subalterner im Löwensteinschen Dienst und jetzt Adjunkt der französischen Gesandtschaft war, wie Sandjungen stehen sie vor ihm und nehmen mit Dank, was ihnen der Grobian als Almosen zuwirft.« Mit der tiefsten Entrüstung über die sklavische und würdelose Haltung der Fürsten und des hohen Adels, »die sich nicht entblöden, angethan mit Stern und Ordensband, selbst mit den Kammerdienern der französischen Diplomaten hinter dem Ofen zu kosen, um sie nur bei guter Laune zu erhalten«, überkam ihn das Schamgefühl darüber, ein Deutscher zu sein. Damit verband sich der Aerger, dass er bei einem zeitigeren Eintreffen verhältnismässig leichtes Spiel gehabt hätte. »Wäre ich nur 14 Tage früher in Regensburg angekommen«, schrieb er nach Hause, »wo der Andrang noch nicht so stürmisch war, dann hätte ich ohne Mühe alles für die Stadt erreichen und die Gleichstellung mit den Hansastädten durchsetzen können. Denn wer zuerst kam und gut bezahlte, wurde auch zuerst bedient. Nach einigen Tagen war aber schon alles vertheilt, wer jetzt noch nicht befriedigt war, dem wurden wenigstens Entschädigungen in Renten in Aussicht gestellt.« Was nützte es Schmid, wenn er wie ein »Galeerensklave« vom frühen Morgen bis zur späten Abendstunde arbeitete und überall vorsprach? Man hatte nur ein Achselzucken für seine Wünsche. Selbst Baron von Hügel riet ihm, sich in die

einmal geschaffne Lage zu fügen, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen und die geistlichen Besitzungen um jeden Preis zu erwerben. Nicht einmal des Kaisers Intervention könne jetzt Frankfurt irgend wie nützen. Und aus Bachers Munde erfuhr er, dass Laforest und Mathieu sich um die aus Paris kommenden Instruktionen wenig kümmerten; sie hätten sogar manche deutlich genug vom ersten Konsul ausgesprochene Wünsche ignoriert, weil sie bereits früher deutschen Fürsten ihr Wort verpfändet hatten, bei dessen Nichteinlösung sie des ihnen verheissenen Lohnes verlustig gegangen wären. Darum sei auch jetzt nicht die geringste Aussicht vorhanden, dass sie durch Schmid ihre Kreise stören lassen würden.

Am 8. Oktober überreichten Laforest und Baron von Bühler dem mainzischen Minister Albini in seiner Eigenschaft als Direktorialminister den revidierten Entschädigungsplan mit dem Ersuchen, ihn der Reichsdeputation zur Bestätigung vorzulegen. Aus seinen 34 Paragraphen heben wir diejenigen heraus, die für Frankfurts zukünftige Gestaltung und seine Beziehung zu den Nachbarstaaten besonders wichtig sind.

Paragraph 7 weist dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt für die Aufhebung seiner Schutz- und anderer Rechte auf die Städte Wetzlar und Frankfurt eine immerwährende Rente von 21,000 Gulden auf die Kapitel und Klöster der Stadt Frankfurt zu.

Durch den Paragraph 12 erhält der Fürst von Nassau-Usingen für die abgetretenen linksrheinischen Besitzungen die mainzischen Aemter von Höchst, Cronberg u. s. w. und ausserdem noch die Dörfer Soden, Sulzbach und Schwanheim.

Paragraph 27 schränkt die Zahl der Reichsstädte auf 6 ein, nämlich Augsburg,[1] Lübeck, Nürnberg, Frankfurt, Bremen und Hamburg. Diese Reichsstädte, heisst es in dem Entschädigungsplan, werden im ganzen Umfang ihrer Territorien volle Hoheit und jede Gerichtsbarkeit ohne Vorbehalt und Ausnahme besitzen, unbeschadet jedoch der Berufung an die höchsten Reichsgerichte. Sie werden ferner eine vollkommene Neutralität selbst in Reichskriegen geniessen, zu dem Ende sind sie für immer von jeder militärischen, ordentlichen und ausserordentlichen Kontribution und in allen Fragen über Krieg und Frieden von jedem Beitritt zu den Reichsständen befreit. Der Plan weist ferner der Stadt Frankfurt für die Abtretung ihres Anteils an den Dörfern Soden und Sulzbach folgende Entschädigungen zu: Die in ihrem Umfang gelegenen Kapitel, Abteien und Klöster mit allen

[1] In dieser Reihenfolge werden sie aufgeführt.

ihren Abhängigkeiten sowohl innerhalb als ausserhalb des Gebietes unter der Bedingung der Zahlung der bereits angeführten Rente von 21,000 Gulden an den Landgrafen von Darmstadt, einer Rente von 28,000 Gulden an den Grafen von Salm-Reiferscheid-Dyk, einer von 3600 Gulden an den Grafen von Stadion-Warthausen und einer von 2400 Gulden an den Grafen von Stadion-Tannhausen. Ferner soll der Handel Frankfurts von allen Rechten des Hochgelentes, welche von einigen Reichsständen ausgeübt oder angesprochen werden, befreit sein.

Der 26. Paragraph enthält die für die Stadt höchst wichtige Bestimmung, dass der deutsche und der Malteser Orden in Erwägung ihrer kriegerischen Dienste der Säkularisation entzogen und nach Verhältnis ihres Verlustes auf dem linken Rheinufer entschädigt werden sollen.

Für die Behandlung der eingezogenen geistlichen Besitzungen und die künftige Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland spricht der letzte Paragraph als allgemeinen Grundsatz aus, dass Güter der katholischen Kapitel, Abteien, Klöster u. s. w. der völlig freien Verfügung der Territorialfürsten unterworfen sein sollen. Diese übernehmen dafür die Verpflichtung, für den Unterhalt der Kirchen und die Pensionierung der Klostergeistlichkeit zu sorgen. Doch dürften die dafür angesetzten Summen keineswegs drei Zehntel der Einkünfte der eingezogenen Kapitel u. s. w. übersteigen. Als Termin für die Besitzergreifung, soweit diese noch nicht erfolgt wäre, setzte der Entschädigungsplan den 1. Dezember 1802 fest. Auch alle Austausche, Veränderungen im Besitzstand und Vergleiche von Ständen des Reiches untereinander, die binnen einem Jahre stattfinden würden, sollten unter derselben Sanktion wie die Bedingungen des allgemeinen Entschädigungsplanes Kraft haben.

Es war vorauszusehen, dass sich der Rat mit dem, was ihm der Entschädigungsplan beschert hatte, nicht begnügen würde. Die Bemühungen seiner Abgesandten in Regensburg, diesen zu gunsten der Stadt zu verändern, ihre Erfolge und die weiteren Schicksale Frankfurts bis zum Aufhören seiner reichsstädtischen Selbständigkeit sollen im nächsten Bande dargestellt werden.

Anhang.

Note

sur l'application des principes generaux emanes dans le plan d'indemnites à la ville de Francfort s. l. M.

Le Gouvernement français par une sollicitude particuliere pour les intérets du commerce si importans à la nation françoise, a proposé dans le plan des indemnités, qu'il a fait présenter à la diète de concert avec S. M. l'Empereur de Russie

à conservation de l'immédiateté de celles des villes d'Empire, qui sont les principaux entrepôts du commerce et du change en Allemagne.

Il a établi en même tems quelques bases générales propres à garantir l'indépendance future de ces villes et à les debarraser de l'influence d'autorités étrangeres, toujours genante pour le commerce et qui par le lapse de tems pourroit même menacer l'indépendance des villes d'Empire. Ces principes qui sont d'un interêt majeur pour le commerce général, ont été de suite appliqués dans le plan d'indemnites même aux villes anséatiques à l'égard desquelles il a été statué, que les princes ecclesiastiques et seculiers qui exerçoient des droits dans les dites villes ou qui possedoient des proprietés dans l'enceinte de leurs murs ou dans leur territoire y renonceroient en faveur de ces villes qui reuniroient ces proprietés à leurs domaines respectifs.

Il n'y a aucun doute que cette mésure fondée sur les interets du commerce general n'aurait été stipulée pour toutes les villes de commerce d'Allemagne, qui resteront immediates, si le Gouvernement eût eu connoissance qu'il y en eût d'autres, qui se trouvoient à cet egard dans la meme categorie, que les villes anséatiques.

Cependant le principe etant consacré par le plan les autres villes en reclament application à leur faveur avec d'autant plus de confiance, qu'il paroit urgent meme sous le rapport politique de fortifier le collège des villes imperiales qui perdra 13 de ses membres, en debarrassant entierement celles, qui restent immediates, de toute influence des princes leurs voisins qui recevant pour la plupart un agrandissement de puissance peuvent être tentés dans la suite de les opprimer.

La ville de Francfort sur Mein en particulier, dont les relations commerciales avec la France sont de la plus haute importance, vû que c'est par son canal et surtout au moyen de ses foires que les soyries, les modes et autres manufactures françoises, se versent dans toute l'Allemagne qui de plus a fait des pertes immenses dans la dernière guerre, ayant payé entre autres plus de 14 millions en contribution et requisition et sous d'autres titres aux armées françoises, ose se flatter, que sa position à l'égard de quelques princes et autres autorités etrangeres étant la même que celle des villes anséatiques, le gouvernement daignera la faire traiter aussi favorablement, que les dites villes.

Plein de cette confiance le magistrat de Francfort a chargé le soussigné de supplier le gouvernement en son nom, qu'il daigne s'interesser à la diete, qu'en application des principes contenus dans la declaration sur les indemnités, il soit statué dans le traité definitif

»que les droits que des princes ecclésiastiques ou seculiers ou d'autres autorités »etrangères exerçoient ou pretendoient exercer dans la ville et le territoire de »la ville de Francfort, ayent à cesser et que les proprietés, qu'elles possedoient »dans l'enceinte de la ville ou dans son territoire en maisons, champs, revenus »en soient reunies au domaine de la ville; que d'ailleurs la ville de Francfort »en vertu de sa superiorité territoriale exercera le meme droit de sécularser »les fondations médiates, qui se trouvent dans la ville, qui est attribué aux »seigneurs territoriaux par l'article 9 de la declaration sur les indemnités.

Paris ce 7 septbr 1802. Abel.

VI.

Die Freilegung der römischen Gebäudereste auf dem Hühnermarkt.

(Hierzu Tafel II.)

Von Architekt Ch. L. Thomas.

Als im Juni 1895 der um seine Bedeutung in der Erbauungsgeschichte Frankfurts viel umstrittene Hühnermarkt durch die Beseitigung des alten Freiheits-Pumpbrunnens aufgebrochen war und zur Errichtung des Stoltze-Denkmals umfassende Veränderungen auch in der Tiefe des Bodens begonnen wurden, erachtete es die Städtische Kommission für Kunst- und Altertums-Gegenstände auf Anregung des Herrn Konservator Cornill für angebracht, die seit der ersten Besiedelung an dieser Stelle bewegten Bodenschichten bis hinunter auf den gewachsenen Boden einer durchgreifenden Untersuchung zu unterziehen, um so an Stelle der durch unsichere Ueberlieferung und willkürliche Hypothesen geschaffenen Vorstellungen das Ergebnis exakter Forschung setzen zu können.

Die Grabungen, welche zunächst in südlicher Richtung vorgenommen wurden, ergaben als bemerkenswertes Vorkommnis eine durch feste Mortellagen ausgezeichnete Mauer, die auf gewachsenem Boden aufsass und vor und hinter ihrer Sohle einen tiefer als diese in den gewachsenen Boden eingeschnittenen Graben aufwies. In dem ausgehobenen Grunde fanden sich hierbei keinerlei Beimischungen, die zu einer Vermutung über die Entstehungszeit einen Anhalt zu geben geeignet waren. Erst das am Schlusse der Ausgrabungen nochmals aufgefundene eigenartige Vorhandensein eines tiefer gelegten Grabens vor der Fundamentsohle einer in gleicher Richtung ziehenden, weiter östlich gelegenen Mauer ergab die Zusammengehörigkeit beider; der römische Ursprung aber war bei dem zuletzt gefundenen Mauerteil aus den Begleiterscheinungen zu erkennen.

Die ersten römischen Spuren fanden sich unter dem Boden der aufgegrabenen Brunnenkammer. Hier in dem nur 70 cm breiten Raum zeigte sich der Untergrund bis in weit grössere Tiefe, als bisher wahrgenommen, bereits gelockert, dunkel gefärbt und mit

Abfallstückchen untermischt; dessen Aushebung ergab einen Amphorenhals und zwei römische Dachziegelstücke. Nach diesen Funden durfte man hoffen, demnächst auf römische Gebäudereste zu stossen.

Die Ausfüllung des alten Ziehbrunnens, der vor etwa 10 Jahren zugeschüttet worden war, wurde, damit eine eingehende Untersuchung stattfinden konnte, bis auf einen Rest von 1,25 m Höhe über der Brunnensohle ausgehoben. Die nachfolgende Untersuchung ergab, dass die Brunnenmauerung in ihrem untersten Drittel sich noch in ursprünglichem Zustande befindet. Das Mauerwerk besteht aus Kalkstein und Basaltlava und ist aus nur mit dem Hammer zugerichteten Steinen ohne Mörtelzwischenlage trocken aufgeführt. Diese Mauerung unterscheidet sich in nichts von der in römischen Brunnen eingehaltenen Bauweise. Alle Kopfsteine sind durch das Auf- und Abgehen der Eimer während der Benutzungszeit stark abgeschliffen.

Lassen auch die gefundenen Einzelheiten die Möglichkeit der Entstehung des untersten Brunnenteiles auf dem mit römischen Trümmern durchsetzten Terrain in römischer Zeit zu, so haben doch die nachträglichen Aufdeckungs-Ergebnisse die Berechtigung zu dieser Annahme wesentlich erschüttert. Denn die Richtungslinie einer sich vermuthlich weit fortsetzenden römischen Mauer passt nicht zu der Lage des Brunnens.

Die von da ab über die Länge des Hühnermarktes von Süd nach Nord in Ausführung genommene Durchgrabung wurde direkt hinter der nördlichen Brunnenmauer fortgesetzt. Wegen der vielen im Boden eingebetteten Rohrleitungen war eine grosse Schachtlänge ungeeignet. Die Untersuchung der hier seit der Zeit des ersten römischen Anbaues vielfach umgewühlten Erdschichten stiess — was jetzt mit einem Mal gesagt sein soll — im weiteren Verlauf der Ausgrabung auf aussergewöhnliche Schwierigkeiten, wie sie eben nur an einem enggedrangten, seit mehr als anderthalb Jahrtausend fortdauernd benutzten Wohnplatze anzutreffen sind. Die mittelalterlichen und modernen Kanalbauten hatten z. B. durch ihre Tieflegung fast alle alten Reste bis in den gewachsenen Boden hinein durchschnitten und an dieser Stelle beseitigt. Die maschenartig sich an einander reihenden totalen Verwüstungs-Streifen erforderten, wenn irgend möglich, eine zusammenhangende Blosslegung der ganzen Platzfläche. Nur durch eine solche kann aus den unter sich getrennten Bauresten und Lagerungen der Schichten ein durchaus erschöpfendes Gesammtbild gewonnen und jede noch vorhandene Spur bis zu ihrer Enderscheinung verfolgt werden.

Die örtlichen Verhältnisse gestatteten weder solche umfassenden Ausgrabungen noch die Lagerung der sich hieraus ergebenden Schutt-

häufungen. Es ist leicht begreiflich, dass diese stückweise Aushebung und Ausgrabung die Verfolgung gewonnener Aufschlüsse sehr erschwerte und häufig, statt die erwartete Fortsetzung oder abschliessende Aufklärung herbeizuführen, eine Stelle ergab, deren völlige Verwüstung erst in unterster Lage wahrnehmbar wurde. Wie oft aber musste an solch kritischen Stellen die Grabung überhaupt aufgegeben werden und die erforderliche Aufklärung in dem rohrdurchzogenen, gelockerten Boden mittelst seitlicher Bohrung gesucht und herbeigeführt werden! Solche Untersuchungen waren deshalb mehrfach erforderlich, weil für die zeitliche Bestimmung einzelner Bauteile diese an sich allein keinen Anhalt boten und erst mit der Feststellung aller Begleiterscheinungen nach dieser Richtung hin ein Resultat zu erzielen war.

Wenige Meter nördlich vom Brunnen wurde der gewachsene Boden bei 2,30 m Tiefe erreicht und eine Austernschale gefunden. Gleich die obersten Lagen unter dem Basaltpflaster brachten einige römische Ziegelstücke, aber auch viele mittelalterliche Scherben zu Tag. Die Bodenschichten liegen locker und zeigen durch Farbung und geringe Kohäsion die Folgen vielfacher Durchwühlung. Im weiteren Verlauf der Schachtgrabung trat die Mauer eines alten Kanales zu Tag, in dessen fugenreichem Bodenbelag eine Silbermünze vom Beginn des 15. Jahrhunderts lag.

Beim Ausbruch des jenem zugehörigen nördlichen Mauerrestes zeigte sich der gewachsene Boden um 50 cm höher erhalten als bisher und darüber der Beginn einer zusammenhangenden Schicht von roter Lehmerde und römischen Ziegelstücken. Die auffallend rote Farbung dieser Schicht dürfte ihre Ursache in dem Auflösungsprodukt der grossen Menge zerkleinerter Dachziegelstücke haben. Diese Schicht ist an einzelnen Stellen bis zu 30 cm stark. Die untere Grenze ist schwer zu erkennen, da die rotbraune Farbe des Lehmsandes (gewachsener Boden) keine Schattierungen zeigt und doch hie und da noch Ziegelbruchstückchen enthält, auch der Uebergang der Farbung ein allgemeiner ist. Diese ungestörte römische Schicht wurde genau in der Richtung des angelegten Versuchsgrabens in einer Breite von circa 75 cm von einer mittelalterlichen Mauer von sehr altertümlicher Art, aber geringer Festigkeit überlagert, die mit ihrer untersten mörtelreichen Rollschicht direkt auf der Ziegelschicht aufsass.

Ihre Länge betrug 6 m, ihre Stärke 70 cm. In ihr zeigten sich bei dem durch die Grabarbeiten erforderlichen Ausbruch mehrere römische Dachziegel-Fragmente, 1 Stück grünen Taunusschiefers, auch einige dunkelrote Sandsteine, aus dem Todliegenden bei Vilbel

stammend, wovon einer die regelmässige Form der römischen Verkleidungsquaderchen hat. Die zusammenhängende römische Schicht musste zur Bestimmung der Tiefe des darunter befindlichen gewachsenen Bodens und zur Untersuchung der Einlagerung gleichfalls ausgebrochen werden und ergab zwischen den Ziegelscherben eingelagert schwarze und weisse Bruchstücke von krystallinischem Kalkstein, von denen je eine Flachseite geschliffen war, $^3/_4$ einer Sigillata-Schale mit Stempelung und ein römisches Dachziegelstück mit dem Abdruck eines Stempels der XXII. Legion. Diese römische Schicht führte bei der Untersuchung auf ihre Länge und Breite in weiterem Verfolg zur Auffindung des römischen Bauwerks, dessen Fundamente an der Nordwest-Ecke von ihr überlagert waren. Durch einen quer übergesetzten Schacht liess sich ein Sinken nach der östlichen Seite feststellen, wobei Ziegel und Thondecke stärker auftraten. 80 cm unterhalb dieser Schicht, unter römischem Schutt mit reichlicher Beimischung von Ziegeln, Heizkachelstücken und Backstein-Fragmenten wurde der 2 m auf 2,37 m im Gevierte messende Raum angetroffen, dessen Südseite eine beiderseits ebenflächig gemauerte Oeffnung von 80 cm Breite zeigt, und dessen wohlerhaltener Bodenbelag aus Mörtel-Estrich sich ringsum an die Mauern anschliesst, aber in der Maueröffnung durch den in der Aussenfluchtlinie der Südmauer um 50 cm höher aufsteigenden gewachsenen Boden geradlinig begrenzt ist. Die in östlicher Richtung bis zur Kellermauer des Hauses Nr. 18 geführte Fortsetzung der Grabung ergab jenseits der östlichen Mauer einen um 43 cm höher gelegenen Bodenbelag von derselben Art wie der vorgenannte in vorzüglicher Erhaltung, der bis zum Kellerraum reichte. Von dieser Stelle ab ist auf die ganze Länge der Wohnhäuser jede Fortsetzung römischen Bauwerks durch die weit tiefer zur Ausführung gebrachte mittelalterliche Bauthätigkeit zerstört. Auf dem zweiten Estrich, der sich als Boden eines Hypokaustums zu erkennen gab, standen noch 3 Pfeilerchen aus über einander gesetzten, plattenförmigen, 20 cm im Quadrat messenden Backsteinen. Teile der ehemaligen, mittelst grosser, circa 6 cm starker Thonplatten hergestellten Pfeiler-Ueberdeckung lagen in dem gleichen Raum. Auch die obersten Schichten zeigten reiche Beimischung von römischen Decken-Verkleidungsplatten, Dachziegel und Heizkachel-Bruchstücken. Die Mauer-Innenflächen dieser beiden Räume sind noch mit einem Verputzüberzug versehen, der die für römische Technik charakteristische reichliche Beimischung von Ziegelmehl aufweist, ein Anstrich liegt auf diesen Verputzflächen nicht. Die Aussenflächen zeigen keinen Mörtelüberzug, müssen demnach von jeher mit Erde bedeckt gewesen sein. Die

Aufgrabungen der nördlichen Begrenzungsmauer und der hierauf normal stossenden südnördlichen Zwischenmauern ergaben für die noch vorhandenen Strecken eine Höhe, welche heute noch bis zu ca. 1,60 m unter das Strassenniveau hinauf reicht. In den freigelegten Mauerwinkeln der beiden mit Estrich ausgelegten Räume lagen auch viele Stücke rohen Mauerputzes mit dickem Anstrich von weisser Kalkfarbe. Sie müssen ihrer Lage nach dem oberen, aber verschwundenen Gebäudeteil angehört haben.

Nach Feststellung der Nordfront wurden auf dem höher gelegenen der beiden Estriche weitere Hypokaustpfeilerchen bis zu einer Höhe von 7 Schichten erhalten angetroffen und die Grabungen in südlicher Richtung und zwar über der östlichen Mauer des quadratischen Raumes fortgesetzt und der Schutt bis zu einer Tiefe von 2,75 m unter dem Pflaster ausgehoben. Der 1 m breite Schacht zeigte zunächst bei 2,30 m Tiefe an seinem nördlichen Ende die südöstliche Ecke des fast quadratischen Raumes. Sie war regelmässig und rechtwinklig zur Längsrichtung aufgemauert mit abgeschlossenen Stirnseiten nach beiden Richtungen. Hiermit war jedoch der ehemalige Mauerzug nicht zu Ende, denn am Fusse des Eckmauerwerks fand sich mit einer Länge von 1 m der Rest der untersten gestückten Lage einer im übrigen ausgebrochenen Mauer, deren fortlaufender Fundamentgraben die Uebereinstimmung der Richtung mit dem zuerst gefundenen Mauerteil, wie auch die gleiche Stärke erkennen liess. Die Spuren dieses Mauerzuges zeigen in ihrer Fortsetzung nach Süden eine rechtwinklige Abzweigung nach Osten, die gleichfalls nur noch als ein mit Abbruchschutt gefüllter Fundamentgraben sich bemerkbar machte. Von ihr wurde s. Z. der nach Süden langgestreckte Hypokaust-Estrich begrenzt, dessen Erstreckung nach West und Süd heute noch bis zu den Fluchtlinien der ihres Steinmaterials halber zerstörten römischen Mauern erhalten ist; auf ihm wurden zwei weitere römische Pfeilerchen gefunden. Das Ende des nach Süden ziehenden Fundamentgrabens zeigte unter dem massigen Mauerwerk eines in gleicher Richtung ihn überdeckenden mittelalterlichen Kanals — wenn auch nur auf einige 50 cm Höhe — volle Ausmauerung und schliesst sich im Verbande an die in der Richtung nach dem Ziehbrunnen hin verlaufende Mauer an. Die Untersuchung der geschilderten Mauerspuren und ihrer unmittelbaren Umgebung brachte einen Bodenbelag zu Tage, der sich in einer Tiefe von 1,40 m ehemals von der südlichen Begrenzungsmauer bis zur Stelle der bereits früher ausgebrochenen Quermauer erstreckte. Er bedeckte den Boden der von diesen Mauern umschlossenen Räume und war in dieser Längsrichtung einmal von

einer Mittelmauer, deren östliches Ende auf die Grenze des Hauses 14 und 16 stösst, unterbrochen. Die westliche Erstreckung dieses Bodenbelages ist im nördlichen der beiden so gebildeten Räume durch die in der Richtung A—B ziehende Längsmauer gekennzeichnet, im südlichen jedoch nicht festzustellen gewesen.

Die Untersuchungen des Strassenuntergrundes und der Oberfläche des gewachsenen Bodens wurden in nördlicher Richtung bis zum Keller des Hauses Nr 20 fortgesetzt, ergaben jedoch keinerlei römische Reste, doch einen mittelalterlichen Kanal, dessen unterste Mauerung etwas in den gewachsenen Boden eingeschnitten war. Eine zweite unversehrte Austernschale und ein zweites Sigillata-Gefässbruchstück wurden im südlichen Teile gefunden.

Das bis jetzt festgestellte westliche Ende der Nordmauer liegt in der Seitenmauer des vor dem Hause Nr. 22 unter dem Strassenniveau vorgelegten Kellers so eingebaut, dass nur noch die Südfront ungefähr in halber Höhe des Kellers zu Tage tritt; es wird von oben und unten von mittelalterlichem Mauerwerk umfangen. Da die Tiefenlage seiner Sohle augenscheinlich bei Erbauung des Kellers dessen beabsichtigter Tiefe nicht entsprach, war man gezwungen, den römischen Mauerrest zu unterfahren Aber auch die Höhe musste zur Zeit der Kelleranlage schon derart reduziert gewesen sein, dass eine Uebermauerung zur Erlangung des Gewölbewiderlagers notwendig wurde. Diese beiden mittelalterlichen Mauerteile lassen sich an der untersuchten Durchbruchstelle durch ihre geringe Stärke und die Beimischung von rotem Mainthalsandstein im Gefüge von dem römischen Mauerwerk gut unterscheiden.

Die schwachen Mauern dieses unter die Strasse ragenden Kellerraumes, zwischen denen die Ueberwölbung noch wohlerhalten sich vorfand, lassen ausserdem erkennen, dass sie nicht zur Aufnahme eines Wohngebäudes über sich bestimmt gewesen sind. Die Bauart dieser Kelleranlage zeigt, dass sie für sich unter dem Strassenniveau erbaut ist und beweist, dass man nicht berechtigt ist, aus ähnlichen Vorkommnissen ohne Weiteres auf ehemals engere Strassen, bezw weiter vorliegende Hausfluchten zu schliessen.

Dicht an der Aussenflucht der südlichen Begrenzungsmauer zieht ein 2 m breiter Kiespfad entlang, der in seinem Querprofil eine circa 20 cm starke sandige Schüttung, aber keine Festigung durch Steinmaterial zeigt.

Durch die vorgenommenen Grabungen sind $^2/_3$ des Hühnermarkt-Untergrundes untersucht. Menschliche Gebeine sind dabei nicht angetroffen worden, obgleich auf deren Vorkommen ein besonderes

Augenmerk gerichtet wurde. Der Ursprung der auf den römischen Schichten direkt aufsitzenden Mauer reicht zweifellos in sehr frühe Zeiten der nachrömischen Bebauung, aber der Befund derselben ist nicht geeignet, die Annahme eines kirchlichen Gebäudes an dieser Stelle zu stützen.

Sämmtliche gewonnene Resultate drängen zu der Annahme, dass die beschriebenen Teile des blossgelegten Gebäudes nicht gleichzeitig erbaut sein können. Der Unterschied in Ausführung und Technik ist so bedeutend, dass für die Erklärung der oberflächlichen Bauweise im südlichen Teil die Zeit des vorgeschrittenen Verfalls der römischen Herrschaft angenommen werden muss. Die zeitliche Verschiedenheit der einzelnen Gebaudeteile trat schon durch das stumpfe Aneinanderfügen der Mauerteile an der Ecke des fast quadratischen Raumes klar hervor. Aus den technischen Einzelheiten ist ausserdem ersichtlich, dass die ganze Nord- und anschliessende Scheidemauer, die Estrichböden und die Umschliessung der turmartigen Grundfläche der ältesten Bauperiode angehören. Der Umbau und die allmälige Erweiterung hat dann nach Süden hin stattgefunden und zwar vorerst bis zur zweiten Parallelmauer, die in der Richtung der Grenze von Haus 14 und 16 verläuft. Bis dahin zeigt sich der gewachsene Boden gleichmässig tief abgehoben und ist erst nachträglich unter dem nördlichen Teil des jedenfalls jüngsten roh ausgeführten Mörtelestrichs mit Bruchschutt und Trümmern von der frühsten Bauperiode entstammendem Mauerwerk so hoch aufgefüllt, als die schliesslich nochmals nach Süden bis zur äussersten Umfassungsmauer erweiterte Bauanlage es erforderte. Im südlichsten Raume liegt der rohe Mörtelestrich auf gleicher Höhe mit dem im vorgenannten Raume befindlichen, ruht aber entsprechend dem hier in der Erweiterung leicht erkennbaren Baugedanken direkt auf dem nur soweit als eben erforderlich ausgehobenen gewachsenen Boden. Die Auffüllung des nördlichen der beiden Räume, die wie gesagt aus römischem Schutt besteht, enthält Dachziegel von 43 auf 55 cm Breite und Länge mit 4 cm starken Randwulsten, die mit Stempelung der XIV. Legion versehen sind. Aus Ziegeln mit derselben Stempelung, schön gefärbten und geglätteten Verputzstücken und Bruchsteinstücken besteht die in Mörtel gebettete Unterlage des rohen Estrichs im Raume zunächst der südlichen Aussenmauer. Solche schon geglättete, aber schwarz und weiss bemalte Verputzstücke, die mit den vorgenannten tiefrot gemalten die höchste Vollkommenheit dieser römischen Kunstfertigkeit aufweisen, konnten als unterste Lage und Markierung ausserhalb der Umfassungsmauer einem davor noch tiefer als die unterste Mauerschicht ausge-

hobenen Gräbchen entnommen werden, das mit seiner Breite unter dem Kiespfad herzieht. Die gut erhaltenen Verputzstücke bedecken die Sohle des Grabens, dessen sonstige Ausfüllung und Ueberlagerung bis hinauf zu dem wohlerhaltenen 2 m breiten Pfad keinerlei ähnliche oder auffällige Beimischung zeigt.

Die Gleichzeitigkeit der Anlage und Benutzung dieses Pfades mit dem anschliessenden südlichen Flügel konnte durch die sorgfältige Untersuchung der Mauerstümpfe festgestellt werden. Diese ergab auf der Mauer-Aussenseite oberhalb der Anschlusslinie des Kiesweges das Vorhandensein von rauhen Verputzresten, unterhalb das entgegengesetzte Resultat. Es liess sich ausserdem feststellen, dass auf dieser unteren Fläche auch früher kein Verputz aufgetragen war. Die Mauer-Innenseite zeigte die gleiche Erscheinung, denn auch auf ihr war nur oberhalb des Estrichanschlusses Mauerverputz mit rauher Oberfläche wahrzunehmen.

Die direkt auf dem Estrich vor dem Hause Nr. 16 liegende Erdschicht hatte das Aussehen einer aus einem Schadenfeuer hervorgegangenen Schuttlagerung; viele Holzkohlenstücke waren in der untersten, fettig sich anfühlenden, schwarz gefärbten Lage zu erkennen. Die auf dem Lageplan in der Langsrichtung des Weckmarktes eingezeichnete Mauer wurde bei den Kanalisationsarbeiten im Jahre 1889 blossgelegt. Sie ist zweifellos die von Battonn erwähnte alte Kirchhofmauer, welche 1537 in ihrem oberen Teile niedergerissen wurde und mit der Abtretung eines grossen Teiles des Friedhofes an den Rat ihre Bedeutung als Grenzmauer verlor.

Sie hat die auffallende Stärke von 1,2 m und dürfte mit Bezug auf die noch nachzuweisende römische Befestigungsanlage von besonderer Bedeutung sein. Der östlichste Teil des bis zur Abtragung (um 1572) höher gelegenen Teiles der Dominsel, heute der Garküchenplatz, wurde von ihr flankiert. Ihre Sohle liegt bis zu 2,80 m unter dem heutigen Strassenniveau, reicht jedoch nicht bis zum gewachsenen Boden, der unter ihr noch von einer 40 cm starken schwärzlichen Schicht überlagert ist. Südlich von ihr, im Boden unter dem Strassenpflaster, finden sich keine Bestattungsreste vor, wogegen die nördlich sich anschliessenden Erdschichten schwarz gefärbt und allenthalben mit menschlichem Gebein untermischt sind. Die gleiche Erscheinung lässt sich zu beiden Seiten ihrer westlich gerichteten Fortsetzung bis über die halbe Länge der Leinwandhausfassade inmitten des Weckmarktes nachweisen. Nördlich der daselbst befindlichen Mauerspur, direkt unter dem Pflaster, beginnen die knochendurchsetzten Erdschichten. Sie werden nach der Tiefe hin bei circa 1,40 m von einer

dichten, beiläufig 20 cm starken Lage zerkleinerter Bundsandsteine unterbrochen, die der Ueberrest der baulichen Thätigkeit des Werkplatzes bei Erbauung des Querschiffes (bis 1353) oder des Pfarrturmes (nach 1415) sein müssen, in den tieferen Schichten reichen die Gebeinmassen bis zum gewachsenen Boden. Dagegen befinden sich an dieser Stelle ausserhalb — also südlich — direkt an die Mauer angelehnt nur Fundamentmauern und ausgefüllte Kellerraume, auch Steinpflaster mit verschiedener Tiefenlage. Es dürften diese Hausreste die Ueberbleibsel der Mitternachtsseite der alten Judengasse sein.

Noch weiter westlich, da wo der römische Kanal gelegentlich der Entwasserung des Hauses Weckmarkt 7 freigelegt wurde, fehlt jede Spur von Begrabnisresten. Der Kanal lag von wenig veränderten Erdschichten umschlossen und ihm zur Seite, an dem kleinen Winkel, den beide Häuser, Weckmarkt 7 und 9, bilden, eine circa 70 cm tiefer gehende Abfallgrube, gefüllt mit schwarzer, fettig sich anfühlender Erde, der sich s. Z. zahlreiche römische Topfscherben und eine jetzt im Museum befindliche Austernschale entnehmen liessen. Der römische Abflusskanal ist nur bis kurz vor die Westseite des Hauses Hollgasse 6 vorspringend nachgewiesen. Die bei Erbauung des neuen Requisiten-Hauses im Domhof vorgenommenen Fundierungen ergaben an einer Stelle den gewachsenen Boden erst bei einer Tiefe von 4,80 m. Bis zu dieser Tiefe ist der Boden von den obersten Schichten an erfüllt mit gedrängtliegenden Skelettresten. In der untersten Lage wurde ein mächtiger wohl behauener und erhaltener Quader aus Vilbeler Sandstein gefunden. Dieser Fund ist dadurch bemerkenswert, dass die Römer dieses Material mit Vorliebe bei ihren Bauten in unserer Gegend verwendet haben, während es in mittelalterlichen Anlagen unserer Stadt noch nicht nachgewiesen ist.

VII.

Römische Ziegelstempel aus Frankfurt a. M.

(Hierzu Tafel III.)

Von **Georg Wolff.**

In den römischen Trümmern der Altstadt sind im ganzen bisher 17 gestempelte Ziegel, grösstenteils mehr oder weniger fragmentarisch, gefunden worden. Davon wurden 8 im Jahre 1889 bei der Aufdeckung des Kanals in der Höllgasse, 4 im Jahre 1891 von Herrn Thomas bei Privatarbeiten auf dem Weckmarkte, die übrigen 5 in diesem Jahre auf dem Hühnermarkte zu Tage gefördert. Von den 8 zuerst genannten Stempeln sind die 4 am besten erhaltenen bereits im 3. Bande des Archivs durch Dr. Hammeran nach Zeichnungen des Herrn Konservators Cornill in natürlicher Grösse veröffentlicht worden.[1] Wenn wir dieselben hier nochmals zusammen mit den zum ersten Mal publizierten Typen im gleichen Maassstabe (1/3 der Originalgrösse) abbilden lassen, so geschieht dies nur, um die Vergleichbarkeit beider Gruppen unter einander und mit den inzwischen im 4. Bande dieser Zeitschrift veröffentlichten Stempeltypen der Nieder Ziegeleien[2] zu erhöhen. Denn wenn auch nicht alle Frankfurter Stempelformen sich ausdrücklich als in den Nieder Öfen bereits gefunden nachweisen lassen, so ist doch ihre Provenienz von dort aus den an der erwähnten Stelle ausführlich erörterten Gründen[3] nicht zu bezweifeln. Es kann daher die unserer Arbeit beigegebene Tafel zugleich als eine Ergänzung der im 4. Bande veröffentlichten 4 Doppeltafeln mit den in den Ziegeleien selbst gefundenen Nieder Stempeltypen dienen.

1) LEGXIIII (Taf. III, Fig. 1 = Hammeran, Archiv III, Fig. 1).

1 Plattenstück, 55 mm dick, gefunden 1889 in der Höllgasse, zweifellos von einer Deckplatte eines Hypokaustums stammend. Der Stempel ist nach Form und Grösse mehreren Nieder Typen der

[1] Dr. A. Hammeran, Das Römerkastell zu Frankfurt. Archiv, Bd. IV, Taf. Fig. 1—4.

[2] G. Wolff, Die römischen Ziegeleien von Nied bei Höchst a. M. und ihre Stempel. Archiv, Dritte Folge, Bd. IV, Taf. III—VI.

[3] Vgl. Archiv, Bd. IV, bes. S. 330 ff.

14. Legion sehr ähnlich, aber mit keinem der bisher veröffentlichten identisch.

2) GMV (Taf. III, Fig. 2 = Hammeran 2)
LEGXIIII

1 tegula, ganz erhalten, 55 cm l., 44 cm b. mit breitem Falz, gefunden 1889 im Kanal in der Hollgasse. Die Form, Rundstempel mit Schwalbenschwänzen, kommt im Rheingebiete nur bei Nieder Ziegeln der 14. und 22. Legion vor, und zwar bei beiden auch nur in wenigen Typen. Die von Hammeran (l. c. S. 306, n. 1) beobachtete Eigentümlichkeit, dass der Beinamen über der Bezeichnung der Legion steht, findet sich auch bei einem in den Nieder Ziegeleien gefundenen Stempel (Archiv IV, Taf. III, No. 42), der auch in der Gesamtform mit dem ansrigen übereinstimmt, nur dass bei ihm die Ornamente in den Schwalbenschwänzen und an der Peripherie des Kreises fehlen.

— *Heddernheim* 2 Falzziegel im Frankfurter Museum X, 12624 f.

3) LEGXIIIIG (Taf. III, Fig. 3 — Hammeran 3)

1 Falzziegelstück mit Randleiste, gefunden 1889 im Kanal in der Höllgasse.

Der Stempel ist durch seine Grösse und die Art seiner Ornamente mit dem vorigen verwandt, noch mehr aber mit einem Typus, von welchem sich in diesem Jahre ein Fragment bei den Reichsgrabungen im Kastell Okarben fand.

= *Nied*, im Wiesbadener Museum 9916.

= *Heddernheim*, Tegulastückchen, gefunden bei den Ausgrabungen auf dem Friedhofe 1892, jetzt im Frankfurter Museum.

4) a. [L]EGXIIIIGMV (Taf. III, Fig. 4ª = Hammeran 4).

1 Falzziegelstück, gefunden 1889 in der Hollgasse.

b. [LE]GXIIIIG[MV] (Fig. 4ᵇ).

1 Falzziegelstück, gefunden 1895 auf dem Hühnermarkte.

Der Stempel ist dem Typus Nied 39 sowie einem Heddernheimer Stempel des Frankfurter Museums (X, 10490) sehr ähnlich.

5) LEGXIIII (Taf. III, Fig. 5)

1 Falzziegelstück, gefunden 1889 mit den bisher genannten Exemplaren in der Hollgasse, aber noch nicht veröffentlicht. Der Stempel gehört zu einer Gruppe von Typen, die, unter einander sehr ähnlich, nur durch geringe Maassdifferenzen zu unterscheiden sind. Sie haben sich sehr zahlreich in Heddernheim, Hofheim und Okarben gefunden. Unser Exemplar einem dieser Typen mit Sicherheit zuzuweisen ist wegen der Flüchtigkeit des Abdrucks nicht möglich.

6) LEGXIIIIGMV (Taf. III, Fig. 6).

1 Falzziegel, fast ganz erhalten, gefunden 1889 im Kanal in der Höllgasse, durch einen Arbeiter verschleppt und erst später durch Vermittelung des Herrn Ingenieur Wehner für das Museum gewonnen. Vgl. Archiv IV, S. 264, 11.

= *Nied*, 40.

7) LEGXIIIIG (Taf III, Fig 7)

1 Falzziegelstück mit breiter Randleiste, braungelb, oben grau vom Schlamm des Kanals, von Herrn Architekt Thomas 1891 bei Kanalarbeiten am Weckmarkt gefunden, jetzt im Frankfurter Museum.

= *Nied*, 35. Vgl. Archiv IV, S. 263, 6.

= *Heddernheim*, Frankfurter Museum X, 10487 u. 5998.

8a, b, c) LEGXIIII (Fig. 8).
G·M V

2 Falzziegel, gefunden 1891, wie 7. Vgl. Archiv IV, S. 267 u. Taf. VI, 162, im Besitz des Herrn Thomas.

1 Falzziegelstück, gefunden 1889 in der Höllgasse, mit der linken Hälfte des Stempels $\frac{\text{LEGX}}{\text{G·M}}$, im Frankfurter Museum.

9) [LEG]X[IIIIGMV] (Taf. III, Fig. 9).

1 Falzziegelstück, 1891 gefunden, wie 7 u. 8. Der ganze Stempel, wie er sich in den Nieder Ziegeleien fand, ist auch abgebildet Archiv IV, Taf III, 44a. Er bildet ein länglich rechteckiges Schild mit der Legende, welche durch einen über der Mitte sich erhebenden Bogen in 3 Teile geteilt wird. In dem Halbkreise erkennt man undeutliche Reste eines Ornaments. Das Motiv findet sich mehrfach bei Nieder Stempeln der 14. und 22. Legion. Vgl. Archiv IV, S. 265.

= *Nied*, 44. Vgl. unten Taf. III, Fig. 9b.

= *Heddernheim*, Falzziegelstückchen, gefunden 1892, im Frankfurter Museum

= *Wiesbaden*, Wiesbadener Museum 9972 aus dem dortigen Kastell.

10) [L]EGXIIII (Taf. III, Fig. 10).

1 Falzziegelstück, gefunden 1895 auf dem Hühnermarkte. Der ganze Stempel, rechteckiges Schild mit Schwalbenschwänzen, gehört zu der unter No. 5 erwähnten Gruppe. Er fand sich vollkommen erhalten in

= *Heddernheim*, auf einem Tegulastück 1891 in einem frisch ausgehobenen Grabe; jetzt im Frankfurter Museum.

= *Nied*, im Wiesbadener Museum 9953, gefunden 1858

= *Wiesbaden*, Wiesbadener Museum Vgl. Rossel, Ein Militärdiplom Kaiser Trajans, III, 3.

= *Okarben*, Fragment, gefunden bei den Reichsgrabungen 1895 im Badegebäude.

= *Hofheim*, gefunden bei den Reichsgrabungen 1894 im Badegebäude.

11) LEGXII[II] (Taf. III, Fig. 11).

1 Falzziegelfragment, gefunden 1895 auf dem Hühnermarkte Der Stempel ist No. 1 ähnlich und scheint wie dieser keinen Beinamen enthalten zu haben. Bezüglich der Identifizierung vgl. man die Bemerkung zu No. 5.

12) [LEGXXIIPRPF] (Taf III, Fig. 12).

2 Tegulastückchen, die aneinander passten, gefunden 1895 auf dem Hühnermarkte. Die sehr schwach ausgeprägte, bezw abgeschliffene Legende ist nur bei schräg einfallendem Lichte zu erkennen

Die Form — lateinisches S — ist für die 22. Legion charakteristisch. Am ähnlichsten von den in den Nieder Ziegeleien gefundenen Typen ist No. 131; doch stimmen die Masse nicht ganz überein Die Form scheint den spätzeitigen Ziegeln der 22. Legion eigentümlich zu sein

13) [L]EGXIIIG (Taf. III, Fig. 13).

1 Falzziegelstück. Es fand sich bei der Revision des Ziegelbestandes im Frankfurter Museum mit der Signatur »Höllgasse 1889«. An der Richtigkeit der Angabe ist um so weniger zu zweifeln, da die Platte in ihrem Aussehen vollkommen mit den aus dem Boden des Kanals gebrochenen Exemplaren übereinstimmt.

Ausserdem wurde in diesem Jahre noch ein Stempelfragment auf dem Hühnermarkte zu Tage gefördert, welches, da es nur den Schwalbenschwanz und ein kleines Stück des rechteckigen Schildes ohne erkennbare Buchstaben enthält, nicht abgebildet ist. Es gehört nach der Form und Grösse der erhaltenen Teile zweifellos der 14 Legion, und zwar einer der unter No 5 charakterisierten Typen an

Aus der obigen Zusammenstellung ergeben sich folgende für die Chronologie des römischen Frankfurt wichtige Momente.

1) Sämtliche bisher in Frankfurt ausgegrabenen Ziegel lassen sich entweder direkt durch die Uebereinstimmung der Typen mit den in den Ziegelofen gefundenen als Produkte der Nieder Ziegeleien nachweisen oder indirekt dadurch, dass dieselben oder sehr ähnliche Matrizen anderwärts mit Nieder Typen verschwistert gefunden sind Auch stimmen sie alle im Material mit den gleichartigen Erzeugnissen der Nieder Ziegeleien überein

2) Die Uebereinstimmung unserer Typen mit den in den Kastellen Hofheim, Okarben und Wiesbaden gefundenen nötigen hier wie dort zu dem Schlusse, dass die Frankfurter Anlagen dem Chattenkriege Domitians ihren Ursprung verdanken, also im vorletzten Dezennium des ersten Jahrhunders erbaut sind. Dabei ist es vielleicht nicht blosser Zufall, dass einer unserer Typen (10) aus dem Gebäude auf dem Hühnermarkte sich gerade in den Badegebäuden von Hofheim und Okarben gefunden hat. Sicherlich aber ist es von Bedeutung, dass ein Typus (4^a u. ^{b}) sowohl in dem genannten Gebäude als auch im Kanal in der Höllgasse vorkam. Da nun die aus dem Boden des Kanals gebrochenen Falzziegel sämtlich durch langedauernde Einwirkung des Schlammes in ihrer Farbe verändert sind, die auf dem Hühnermarkte zu Tage geförderten dagegen diese Eigentümlichkeit nicht zeigen, sondern in ihrem Aussehen den anderwärts in den Trümmern römischer Gebäude gefundenen Dachziegeln entsprechen, so ist mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die letzteren von dem aufgefundenen Gebäude stammen. Dann aber beweist die Verwendung der mit derselben Matrize gestempelten Ziegel sowohl im Kanal als im Hypokaustbau die vollkommen gleichzeitige Herstellung beider Anlagen; und da ferner für die erste Zeit der Okkupation und für die bei derselben mitwirkenden Legionen eine Verwendung der von ihnen hergestellten und mit ihrem Stempel versehenen Ziegel in nicht militärischen Anlagen vollkommen ausgeschlossen ist, so ergibt sich aus der Kombination aller dieser Momente, dass das zu suchende Kastell im engsten räumlichen und zeitlichen Zusammenhang mit den aufgefundenen Anlagen gestanden hat.

3) Die bei den Kastellen zu Hofheim und Okarben gemachten Beobachtungen scheinen aber wegen der Gleichzeitigkeit der ersteren mit unseren Frankfurter Anlagen den Wahrscheinlichkeitsschluss zu gestatten, dass der Hypokaustbau auf dem Hühnermarkte dem bei jenen Kastellen ebenso wie bei den späteren Limeskastellen aufgefundenen Badebau entsprach. Dann lag er hinter dem Kastell, wie dies in gleicher Weise bei dem ebenfalls mit der rechten Flanke sich an den Main lehnenden Grosskrotzenburger Kastell der Fall war. Doch ist für die weiteren Nachforschungen nach dem befestigten Kern des römischen Frankfurt auch die Möglichkeit nicht aus dem Auge zu lassen, dass der Kanal das Kastell durchschnitt, wie dies bei den aus derselben Zeit stammenden und ganz gleich konstruierten Kanälen des Bonner Lagers der Fall war, sei es, dass er am Fusse des westlichen Walles entlang und durch die Südwestecke in den Kastellgraben geführt war, oder dass er, das Kastell in seiner süd-

nördlichen Achse durchschneidend, unter dem südlichen Thore hindurch zum Main verlief. Im letzteren Falle würde auch der Bau auf dem Hühnermarkte nicht hinter, sondern in dem Kastell gelegen haben, eine Annahme, die gleichfalls nicht ohne weiteres abzulehnen ist, da bei den Ausgrabungen der Reichs-Limes-Kommission in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Hypokaustbauten im Inneren der Kastelle nachgewiesen worden sind. Immerhin spricht der Gesamtbefund mehr für die erstere Annahme, dass bei ihr der für das Kastell übrigbleibende Raum ein relativ geringer ist, würde zu der Voraussetzung stimmen, dass die Militärstation als ein Zwischenglied der befestigten Mainlinie zwischen den grossen Lagern von Kesselstadt bei Hanau und Mainz anzusehen ist.[1]

4) Bei dem Hypokaustbau auf dem Hühnermarkte beobachten wir ebenso wie bei den Bädern von Okarben und Hofheim die Erscheinung, dass neben zahlreichen Ziegeln der 14., dort auch der 21. und 1. (bezw. 8.) Legion, sich einzelne der 22. finden, und hier wie dort stimmt zu diesem Befund die aus den architektonischen Resten sich ergebende Überzeugung, dass die ursprünglichen Anlagen in späterer Zeit eine Erweiterung oder Erneuerung erfuhren. Besonders deutlich liess es sich in Hofheim nachweisen, dass die Ziegel der 22. Legion sich nur in einem späteren Anbau fanden.

5) Die genannte Erscheinung spricht in Übereinstimmung mit vielen anderen Momenten dafür, dass das Terrain der Altstadt Frankfurt nach seiner Besetzung und Befestigung im Chattenkriege dauernd von den Römern bewohnt wurde.

Zu dieser Annahme stimmen auch die übrigen im Jahre 1889 und neuerdings zu Tage geförderten Kleinfunde. Die Amphora- und Krughälse kommen sowohl in der älteren Form mit flachem als in der dem 2. und 3. Jahrhundert eigentümlichen mit umgebogenen Rande vor. Neben einzelnen in der Höllgasse gefundenen schwarzen Scherben, die mit den Funden von Okarben und Hofheim übereinstimmen und dem ersten nachchristlichen Jahrhundert eigentümlich sind, wurden auf dem Hühnermarkte Sigillatascherben zu Tage gefördert, die ihrem Material nach der Waare der Limeskastelle entsprechen und wohl der Zeit des Um- und Anbaus angehören. Eine breite und flache Schale, von der mehrere zusammenpassende Stücke erhalten sind, trägt den Stempel ꝺDELISF (Fidelis kommt nach Schuermans 2229 in Xanten vor), ein Bodenstück von einem kleinen tassenartigen Gefässe einen unleserlichen Stempel, der am meisten Ähnlichkeit mit ATII (Schuer-

[1] Vgl. Archiv, Dritte Folge, Bd. IV, 214 ff.

mans 555) hat. Ein Bodenstück von gelbem, aussen schwarzgefärbten Thon scheint von einem der in Heddernheim fabrizierten tulpenförmigen Becher zu stammen. Besonders wichtig ist ein Bruchstück aus mattgelbgefärbtem Thon mit roten Flecken, eine Waare, die sich in den Limeskastellen sehr selten, dagegen in verschiedenen Varietäten in Okarben gefunden hat. Beachtenswert dürfte auch sein, dass neben den quadratischen Ziegelplättchen, aus welchen die noch aufrecht stehenden Pfeiler des Hypokaustums auf dem Hühnermarkte aufgeführt waren, auf dem Krautmarkte im Jahre 1889 auch ein kreisrundes Pfeilerplättchen neben Heizkacheln gefunden wurde, eine Form, die der ältesten Periode der Okkupation in unserer Gegend angehört und daher nur äusserst selten gefunden wird.

Dass der Hypokaustbau auf dem Hühnermarkte mit einem gewissen Luxus ausgestattet war, zeigen verschiedene Marmorstücke und Reste von Wandmalerei, die hier wie auch in der Hollgasse neben den zur Befestigung des Wand- und Deckenbewurfs mit Riefen versehenen dünnen Ziegelplatten gefunden wurden. Austernschalen, die ständigen Begleiter römischer Bäder und Villen, fehlten auch hier nicht.

Schlussbemerkung.

Der Schluss, den wir aus dem Charakter der an sich unscheinbaren Fundstücke, die bisher dem Boden Frankfurts enthoben sind, in den vorstehenden Zeilen gezogen haben, dass die unter dem Schutze der Militärstation entstandene Niederlassung eine nicht unbedeutende war und bis zum Ende der römischen Herrschaft bestanden hat, stimmt mit allem überein, was wir über die Besiedelung der Umgebung unserer Stadt in römischer Zeit besonders durch die Untersuchungen des letzten Jahrzehnts wissen. Ja, die Ergebnisse dieser Forschungen würden auch ohne die neuen Entdeckungen auf dem Boden Frankfurts uns genötigt haben, die frühere Annahme, dass die Römer denselben wegen der ihn durchschneidenden alten Flussarme nicht besiedelt, sondern mit ihren Strassen im Bogen umgangen hätten, fallen zu lassen.

Dass eine das rechte Mainufer in geringem Abstande begleitende Strasse das Terrain der heutigen Altstadt durchschnitt, war bereits nach der Auffindung des grossen Lagers bei Kesselstadt und der Brücke bei Hanau kaum noch zu bezweifeln,[1] es wurde bestätigt

[1] Vgl. G. Wolff, Das römische Lager zu Kesselstadt bei Hanau. Mitteilungen des Hanauer Bezirksvereins No. 13, S. 55 ff.

durch die Aufdeckung des Strassenkörpers bei Nied und den Nachweis seiner Fortsetzung zwischen Nied und Griesheim.[1] Den mutmasslichen Verlauf der Strasse innerhalb des Stadtgebietes hat Dr. Hammeran durch glückliche Kombination aus der Lage und den Namen der ältesten Strassen und Plätze zu ermitteln gesucht.[2] Die Ergebnisse seiner Forschungen stimmen in erwunschter Weise mit denjenigen der erwähnten Ausgrabungen überein, und in diesem Zusammenhange verdient auch die Thatsache bemerkt zu werden, dass im Jahre 1892 an der Einmündung der neuen Weserstrasse in die Gutleutstrasse, genau in der angenommenen Strassenrichtung, bei einer Kanalemführung eine Bronzemünze Gordians III. gefunden und durch Herrn Ingenieur Wehner ins städtische Museum gekommen ist.

In ähnlicher Weise wie Hammeran hat Prof. Riese[3] den Namen der von der Altstadt nach Norden verlaufenden »Steinstrasse« einerseits mit dem vermuteten römischen Kastell, andererseits mit der neugefundenen fränkischen oder allemannischen Begräbnisstätte an der Markthalle in Verbindung gebracht und einen vom ersteren in der Richtung auf Eckenheim und Bonames verlaufenden Weg vermutet. Beider Forscher Ausführungen sind dann durch Mitteilungen Hornes[4] bestätigt und ergänzt worden. Alle diese Vermutungen setzen einen ununterbrochenen Zusammenhang zwischen dem mittelalterlichen Frankfurt und der römischen Ansiedelung voraus, wie er auf Grund umfassender Beobachtungen im Maingebiete und der Wetterau von uns seit Jahren, anfangs nicht ohne Widerspruch, behauptet worden ist. Wir sind in der Lage, für diesen Zusammenhang noch weitere Thatsachen anzuführen, die zugleich beweisen, dass an der Frankenfurt, lange bevor dieselbe diesen Namen erhielt, sich eine wichtige Übergangsstelle befand. Es ist bekannt, dass die von der Saalburg nach Heddernheim verlaufende Strasse, welche diese Stadt in genauer Verlängerung ihrer bisherigen schnurgeraden Richtung durchschneidet, diese auch jenseits des Südthores bis zu der im Jahre 1858 aufgefundenen Niddabrücke beibehält. Noch nie aber ist unseres Wissens darauf hingewiesen worden, dass die über diese Brücke in südöstlicher Richtung zunächst nach Ginnheim ziehende Strasse kaum ein anderes Ziel als das römische Frankfurt gehabt haben kann. Verbindet man dieses mit jener römischen Brücke durch eine gerade Linie,

[1] Vgl. Archiv, Dritte Folge, Bd. IV, 244 ff und Limesblatt No. 52.

[2] Archiv, Dritte Folge, Bd. III, 307 ff. und ausführlicher im Frankfurter Intelligenzblatt 1895, S. 3904 ff.

[3] Frankfurter Intelligenzblatt 1895, S. 3799.

[4] Frankfurter Intelligenzblatt 1895, S. 3904.

so schneidet diese die Fundstätten der im Jahre 1889 an der Eschersheimer Landstrasse aufgedeckten Gräber,[1] sowie eines römischen Ziegels, der nahe dem Eschenheimer Thore sich gefunden hat und trotz seiner Unscheinbarkeit von dem Konservator unseres Museums als damals erstes römisches Fundstück aus der eigentlichen Stadt aufbewahrt worden ist. Wäre der romische Ursprung mehrerer von Herrn Ingenieur Askenasy in seinem Garten vor dem Eschenheimer Thore gefundener Gläser vollkommen sicher beglaubigt, so hätten wir einen weiteren Anhaltspunkt für die Bestimmung dieser Strasse von Frankfurt nach Heddernheim. Dass das in das Museum gebrachte Bestattungsgrab von der Eschersheimer Strasse aus der letzten Zeit der Romerherrschaft stammt, kann in diesem Zusammenhang als neuer Beweis für die Fortdauer unserer Frankfurter Niederlassung bis ins 3. Jahrhundert gelten.

Ein vor 2 Jahren am südöstlichen Ende von Bockenheim aufgefundenes römisches Grab weist in Verbindung mit den bekannten Fundstätten an der Husarenkaserne und weiterhin im Rödelheimer Felde auf eine Strassenverbindung nach dem Taunus hin. Neuere Untersuchungen lassen es als zweifellos erscheinen, dass dazu die vom Fuchstanz aus westlich um den Altkönig ziehende alte Strasse gehört, welche man bisher, da sie über Cronberg hinaus nicht nachgewiesen war, in Ermangelung eines anderen Zieles gleich dem östlichen Arme der Heidbergstrasse auf Heddernheim verlaufen liess.[2]

Endlich hat die im Auftrage der Reichs-Limes-Kommission unternommene Strassenforschung auch eine Verbindung zwischen Frankfurt und Vilbel nachgewiesen und eine direkte Strasse über Bergen nach der unteren Nidder wahrscheinlich gemacht. So lässt sich bereits ein ganzes System von Strassen erkennen, die strahlenförmig einem Punkte zustreben, dem unter dem Schutze eines Kastells gelegenen Mainübergange, sei es, dass wir diesen in der auch später benutzten Furt suchen, oder, was nach den mainauf- und abwärts gemachten Beobachtungen wahrscheinlicher ist, in einer in unmittelbarer Nähe derselben geschlagenen Brücke. Heute dürfte es nicht mehr zu kühn erscheinen von einem römischen Frankfurt zu sprechen und mit Rücksicht auf die ununterbrochene Kontinuität, die wir zwischen der

[1] Vgl. Frankfurter Zeitung 1889, No. 189 (Dr. Hammeran).

[2] Wir verdankten die erste Hinweisung auf diese Strasse einer Mitteilung des Herrn Ingenieur G. Scharff. Die von ihm noch vermisste südliche Fortsetzung glauben wir in der oben angedeuteten Richtung in den Gemarkungen Schönberg, Cronberg, Oberhöchstadt, Eschborn und Rödelheim gefunden zu haben.

römischen Station auf dem Domhügel und der ältesten Stadt annehmen, die Vorgeschicht der letzteren um mehr als ein halbes Jahrtausend hinaufzurücken. Als starken Pfeiler der Brücke aber, die wir so über die weite Lücke zu bauen versuchen, welche die Völkerwanderung in unsere Kenntnis der Kulturentwickelung unseres Volkes gerissen hat, als verbindendes Glied zwischen dem römischen und dem merovingischen Frankfurt, sind die frühmittelalterlichen Gräber der Reineckstrasse zu begrüssen, die wir nach dem Charakter ihrer Fundstücke doch wohl eher als allemannische denn als fränkische bezeichnen dürfen.

VIII.

Fränkische Funde in Frankfurt a. M.

(Hierzu Tafel IV.)

Von **F. Quilling**

Die Forschungen auf dem Gebiete der ältesten Geschichte Frankfurts haben im vorigen Jahre theils durch systematische Ausgrabungen, theils durch zufällige Funde wesentliche Fortschritte gemacht. Die Resultate der ersteren sind in dem vorhergehenden Abschnitt niedergelegt; sie lassen uns Frankfurts Geschichte zurückverfolgen bis in das erste Jahrhundert der römischen Kaiserzeit hinab und von da an mit ihr aufsteigen bis zur Wende des dritten zum vierten Jahrhundert n. Chr.

Die zufälligen Funde reihen sich zeitlich an diese Epoche an, sie führen uns weiter bis zur merovingisch-fränkischen Periode Frankfurts, in das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und sollen im Folgenden beschrieben und auf die Schlussfolgerungen geprüft werden, welche sie uns für Frankfurts damalige Geschichte zu ziehen gestatten.

Während ein »römisches Frankfurt« bis zum Jahre 1889 von den meisten Forschern geleugnet wurde, ist die merovingisch-fränkische Vergangenheit der Stadt bereits seit dem Anfang der fünfziger Jahre sichergestellt, wenn sie auch erst im Jahre 1882 durch Hammerans vorzügliche »Urgeschichte von Frankfurt a. M. und der Taunusgegend« wissenschaftlich festgelegt und allgemeiner bekannt wurde.

Auf Grund der unter dem früheren Main-Neckar- und Taunusbahnhof wiederholt gemachten fränkischen Grabfunde[1]

[1] S. 21 und 78. Diese Gegenstände sollen im Folgenden, soweit sie noch erreichbar und nicht verschleudert sind, etwas genauer beschrieben werden, es befinden sich im Besitze des Herrn Dr. J. Haberer hierselbst:

1) Ein menschlicher Ober- und Unterkiefer mit prächtigem, tadellos erhaltenem Gebiss.

2) Zwei Bronzefibeln, im Typus den silbernen Exemplaren entsprechend, welche in Lindenschmit, Das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz

schliesst Hammeran mit Recht, dass sich daselbst ein fränkischer Begräbnissplatz[1] befinde.

lichen Darstellungen aus seinen Sammlungen (Mainz 1889) Tafel V, 9 und 15, sowie in Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I. Heft II, Tafel 8, Nr. 7 abgebildet sind, in letzteren Falle stimmen auch die beiderseitigen Ornamente überein.

3) Zwei Bronzehebeln in Schlangenform, im Typus denjenigen gleichend, welche in Lindenschmit, Centralmuseum Tafel VI, 29 und 36, sowie in Lindenschmit, Alterthümer I Heft VIII, Tafel 8, Nr. 5, III Heft IV, Tafel 6, Nr. 3 wiedergegeben sind.

4) «Eine taubeneigrosse elapusche Perle aus Chalcedon» nebst mehreren Glas-, Thon- und einer Bernsteinperle.

Im Mainzer Museum werden aufbewahrt

1) Eine francisca, 0,107 m lang.

2) Drei eiserne Pfeilspitzen von je 0,112 m, 0,116 m, und 0,085 m Länge.

3) Ein 0,052 m im Längsdurchmesser haltender Schmalenring aus Bronze mit Resten von Vergoldung.

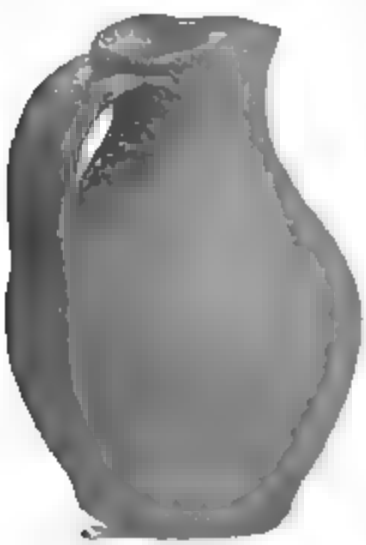
4) Sechs Glasperlen (3 grün, 2 hellgelb, 1 dunkelgelb).

Im Inventar des Mainzer Museums findet sich keine nähere Fundangabe, sondern nur der Vermerk, dass diese Gegenstände in Frankfurt gefunden seien.

(Nach genauen Notizen und Zeichnungen, welche mir Herr Conservator L. Lindenschmit freundlichst zur Verfügung stellte.)

[1] Erst jüngst wieder haben sich durch einen neuen Fund an dieser Stelle weitere Beweispunkte für die Richtigkeit jener Annahme ergeben. Den Nachweis dieses neuen Fundes, welcher bis jetzt vollständig unbekannt ist und darum im Folgenden genau beschrieben und abgebildet werden soll, verdanke ich meinem Freunde, Herrn Ingenieur H. Wehner hierselbst.

Anfangs October 1893 wurde bei Ausführung des Neubaues Kaiserstrasse 41 in einer Tiefe von ca. 2 m durch den Maurerpolier Lupfenbach aus Egelsbach bei Langen der im Nachstehenden wiedergegebene kleine Krug gefunden, welcher in



den Besitz des ausführenden Bauunternehmers, Herrn B. Heltmann gelangte. Der Krug, von weitbauchiger Form, breiter Standfläche, mit Kleeblattmündung und breitem Bandhenkel mit tiefer Mittelfurche, ist hergestellt aus einem groben, rötlich-gelben Thone, der technisch ziemlich plump verarbeitet ist, so dass das Gefäss sehr dicke Wandung und bedeutende Schwere aufweist, die Thonfarbe hat sich in dem scharfen Brande nicht verändert, die Thonart scheint dem Materiale zu entsprechen, welches in unserer Umgegend vielfach vorkommt, dem sogenannten «Russenthone» bei Heddernheim etc., der bereits vorher von den Römern für die Herstellung ihrer Gefässe verwendet worden war. Der Hals des Kruges ist oben und unten mit je zwei umlaufenden, in das auf der Drehscheibe rotirende Gefäss durch

Die neuen Funde nun, welche den Gegenstand vorliegender Abhandlung bilden, liefern den Beweis für die Existenz eines zweiten fränkischen Begräbnissplatzes in Frankfurt, weit von dem ersten entfernt, nämlich unterhalb des Terrains, auf welchem seit dem Jahre 1879 die Markthalle steht.

Als zu Anfang Mai 1895 auf dem Gelände Reineckstrasse 21 (südlich der Markthalle) ein Neubau aufgeführt werden sollte, stiessen die Erdarbeiter in einer Tiefe von ca 2—2,20 m auf menschliche Skelette und deren Beigaben. Dieselben lagen nach Aussage der Arbeiter in einer Kiesschicht unmittelbar über dem Lehmboden. Eines der Skelette war noch vollständig erhalten,[1] aus den sonst gefundenen Knochen liessen sich leicht zwei weitere zusammensetzen, sodass auf das Vorhandensein von mindestens drei, wahrscheinlich vier Gerippen, geschlossen werden darf. Leider war über die weiteren Fundumstände, wie Lage und Orientirung der Skelette, Gruppirung der Fundstücke um dieselben u. s. w. nichts Näheres zu erfahren, um so weniger, als die betreffenden Arbeiter die letzteren nach Zerschlagung und Beseitigung der mitgefundenen Knochen heimlich bei Seite geschafft hatten, um sie möglichst günstig zu veräussern.

Es ist das Verdienst des Besitzers jenes Grundstückes, Herrn Heinrich Hahn, diese für Frankfurts Geschichte so wichtigen Gegenstände vor Verschleppung bewahrt und wissenschaftlicher Verwerthung gerettet zu haben, indem er sie am 18. Mai dem Frankfurter historischen Museum[2] — in liberalster Weise als Geschenk — übergab.

—

Anhalten des Modellirholzes eingeritzten Rillen verziert, die Höhe des Kruges beträgt 0,190 m. Seine Form entspricht den in Koenen, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden (Bonn 1895) Tafel XX, 23 abgebildeten Exemplaren, Form und Technik nach wird er der späteren merovingischen Zeit, frühestens dem Ende des 6. Jahrhunderts angehören.

Ein unverbürgtes Gerücht besagt, es seien zusammen mit diesem Kruge menschliche Knochen gefunden, Näheres darüber war bis jetzt nicht zu erfahren, wird sich aber durch Vernehmung des genannten Poliers noch ermitteln lassen. Auf alle Fälle, ob nun Knochen mitgefunden sind oder nicht, haben wir es auch hier mit einem merovingischen Grabfund zu thun. Der Neubau, dessen Fundamentirung ihn ans Licht förderte, kreuzt rechtwinklig einen früheren Schuppen und das westliche Ende der früheren Perronhalle des alten Main-Neckarbahnhofes, also auch dieser Fund ist in demselben Terrain zu Tage gekommen, wie die oben bereits angeführten, welche sich im Besitze des Herrn Dr. Häberlin und des Mainzer Museums befinden.

[1] Dieser Lagebefund und die intacte Erhaltung der mitgehobenen Thongefässe beweisen zur Genüge, dass die Gräber in situ gefunden sind und nicht etwa, wie man sonst vielleicht hätte annehmen können, ihr Inhalt bereits gelegentlich der ersten Stadterweiterung im 12. Jahrhundert anderswo ausgegraben und an die Stelle geworfen ist, wo er jetzt zu Tage kam.

[2] Sie sind daselbst unter der Signatur X. 16.633 - 48 inventarisirt.

Ich lasse zunächst eine Beschreibung dieser Fundstücke — 17 an der Zahl — unter Verweisung auf Tafel IV folgen, woselbst sie sämmtlich abgebildet sind.

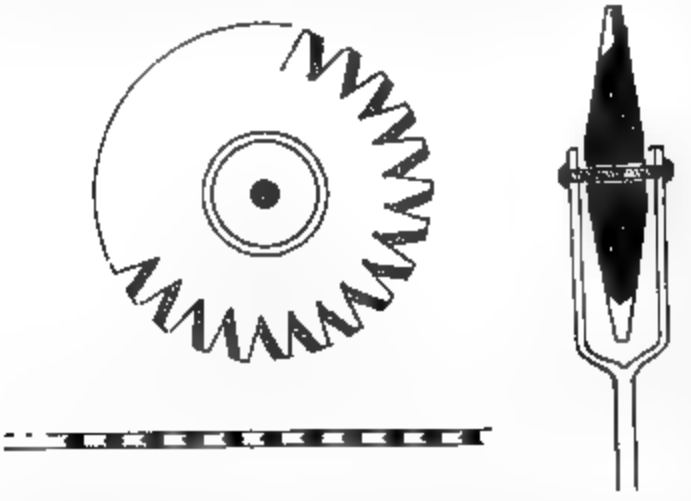
1. Drei Thongefässe.

a) Niedrige henkellose Urne mit weiter Oeffnung und kantiger, in der Mitte der Gefässhöhe am weitesten vorspringender Bauchung.[1] Das verwendete Material ist ein hellgrauer, innen und aussen geschwärzter Thon, welcher in ziemlich unvollkommener Weise (dicke Gefässwandung u. s. w.) verarbeitet ist. Die obere Hälfte des Gefässes ist aussen mit drei über einander umlaufenden Rillenbändern verziert. Höhe 0,175 m. Oberer Durchmesser 0,150 m. Durchmesser der umlaufenden Bauchkante 0,196 m.

b) Entspricht in Form und Farbe fast ganz a. Die obere Hälfte des Gefässbauches ist aussen mit einer umlaufenden, siebenreihigen sog. »Schnurverzierung«[2] versehen. Höhe 0,145 m. Oberer Durchmesser 0,150 m. Durchmesser der umlaufenden Bauchkante 0,191 m.

[1] Die vorspringende Bauchkante befindet sich bei sämmtlichen Gefässen nicht genau in der Mitte, sondern etwa 0,0 m höher, obwohl demnach die drei Urnen in der äusseren Form sich sehr ähnlich sind, wirken sie doch auf das Auge verschieden; a erscheint am ebenmässigsten, die Bauchkante scheint sich genau in der Mitte der Gefässhöhe zu befinden, bei b scheint sie etwas höher und bei c so hoch gerückt, dass man glaubt, sie befinde sich nicht in der Mitte, sondern im oberen Drittel der Gefässhöhe. Diese optische Täuschung wird jeweils durch die Grösse des Winkels hervorgerufen, in welchem die Bauchung vorspringt.

[2] Der Ausdruck »Schnurverzierung« ist in diesem Falle nicht ganz zutreffend, Herrn Architekten Thomas verdanke ich die Beobachtung, dass dieses Ornament vielmehr mittelst eines kleinen kammrädchens hergestellt ist. Dasselbe wurde so das auf der Drehscheibe rotirende Gefäss angehalten und in spiralförmiger Windung von oben nach unten geführt. Die Spirale ist deutlich als solche erkennbar, sie beweist dass das verwendete Instrument nicht etwa in einer kammweise bestanden haben kann, welche das ganze Verzierungsband auf einmal herstellte. Dass ein Rädchen angewendet wurde, ergiebt sich daraus, dass sich in bestimmten Zwischenräumen regelmässig unvollständig eingedrückte Stellen wiederholen. Das Rädchen hatte also offenbar kleine Defekte. Die untere Fläche der einzelnen Zähne hatte nach Ausweis der Eindrücke im Gefäss die Form eines fünfseitigen Polygons (siehe die nachstehende Zeichnung, woselbst die Form desselben unterhalb der von Herrn Thomas hergestellten Reconstruction des verwendeten Rädchens abgebildet ist.



die oberen Reihen dieser Eindrücke sind etwas breiter und zerquetschter als die unteren dadurch entstanden, dass das Rädchen hier schräg von unten nach oben gehalten wurde und so den feuchten Thon etwas nach obenhin verschob. Herr Thomas selbst beschreibt die angeführte Verzierungsweise und die Art ihrer Herstellung wie folgt:

»Die Ornamentirung des doppelkonischen Thongefässes zeigt in ihrem spiralförmig den Gefässhals 7fach umwindenden vertieften Punktreihen eine erstaunliche Regelmässigkeit in der Vertheilung der Eindrücke und den linearen Verlaufes, eine Regelmässigkeit, wie sie eben nur mittelst einer mechanischen Vorrichtung, wie aber aus freier Hand erzielt werden kann.

Wenn auch die Eindrücke bezüglich ihrer Tiefe und Breite Veränderungen zeigen, so treten diese weder plötzlich noch vereinzelt als Unregelmässigkeiten auf, sondern erstrecken sich allmälig hervortretend

c) Aehnliche Urne, doch ist die Thonfarbe weniger schwarz, mehr grau, namentlich im Inneren des Gefässes geradezu hellgrau, der Farbe des Materiales entsprechend. Die Verzierung der Aussenseite besteht aus zwei über einander umlaufenden Rillenbändern. Die Urne ist etwas niedriger (0,135 m) als die beiden ersten bei fast gleichem oberem Durchmesser 0,115 m, Durchmesser der umlaufenden Bauchkante 0,181 m.[1]

2. Zwei eiserne Lanzenspitzen.

d) Lanzenspitze von lanzettähnlicher Form, ohne Mittelrippe, mit langer Tülle, die Spitze fehlt.

Gesammtlänge . .	0,320 m.
Gesammtlänge bei Ergänzung der Spitze .	c. 0,345 m.
Länge der Tülle	0,125 m.
Grösste Breite der Spitze	0,045–0,050 m

e) Eine ebensolche, etwas länger und schmäler, in zwei Theile zerbrochen, Spitze fehlt.

Gesammtlänge	0,350 m.
Gesammtlänge bei Ergänzung der Spitze . .	c. 0,380 m.
Länge der Tülle . .	0,150 m.
Grösste Breite der Spitze	0,040 m.

3. Drei bronze-versilberte Gürtelzungen.

f g) Zwei in Form und Maassen gleiche, in der Verzierung nur unwesentlich von einander verschiedene Exemplare,[2] dieselben bestehen aus zwei 0,080 m

über die ganze Länge der Ornament-Spirale. Besonders gegen das Ende der Ornamentlinie zeigen alternative Eindrücke ein allmähliges Abnehmen der Tiefe und dies in einer so gut durchgeführten Weise, dass daraus die Absichtlichkeit des erzielten Effektes zu ersehen ist.

Die Summe der Erscheinungen lässt erkennen, dass die Herstellung der allmählig verlaufenden Veränderlichkeit durch vermehrten, beziehungsweise verminderten Druck mit einer Matrize auf die noch weiche, auf der Töpferscheibe rotirende Gefässwand bewirkt worden ist.

Die genaue Untersuchung hat ergeben, dass in Abständen von 122 mm, einschliesslich 5% Schwundmass, in steter Wiederkehr je eine der kleinen Vertiefungen weit schwächer eingeprägt ist als die übrigen. Durch eingehenden Vergleich liess sich feststellen, dass nur die zwischen je zweien solcher 122 mm von einander abstehenden flachen Grübchen liegenden 24 Vertiefungen die gleiche Reihenfolge von Eigenthümlichkeiten aufweisen, somit eine periodische Punktreihe repräsentiren, die allein mit dem Rande einer radförmig gestalteten und mit 25 Zacken versehenen Matrize hergestellt sein kann. Eine segmentförmige Matrize mit der gleichen Zahnteilung ist aus vielerlei Gründen ausgeschlossen.

Der Durchmesser mit 58,8 mm und die Gestalt der ehemals zur Verwendung gekommenen Matrize ist in nebenstehender Zeichnung zur Darstellung gebracht. Die Randstärke des gezahnten Rädchens liess sich mit 1,7 mm direct aus den Abdrücken bestimmen, ebenso war zu erkennen, dass die Dicke des Rädchens von der Kante nach dem Centrum rasch an Stärke zunahm. Der Gebrauch des Rädchens kann nur mittelst einer gabelförmigen Handhabe stattgefunden haben.

Bezüglich des zur Herstellung des Rädchens verwendeten Materials ist noch zu erwähnen, dass sich zur Lösung dieser Frage keine unmittelbaren Wahrnehmungen aus den Abdrücken ergaben, jedoch die Zwischenräume der mit fünfeckiger Grundfläche sich darstellenden Zähnchen durch je drei Einschnitte hervorgerufen sind, wobei zweiseitig korrespondirende, keilförmige Substanztheilchen abgetrennt wurden. Nach dieser aus den Abdrücken ersichtlichen Behandlungsweise des Materials kann mit Bezug auf die erforderliche Widerstandsfähigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach nur Bein (Geweih) zur Verwendung gekommen sein.

Die Rillenverzierung der beiden anderen Urnen ist ebenfalls spiralförmig gebildet und somach durch einfaches Anhalten des Modellirholzes an das sich drehende Gefäss, nicht etwa durch ein kammähnliches Instrument hergestellt.

[1] Ueber die Form der drei Gefässe werde ich weiter unten noch Einiges bemerken gelegentlich der Besprechung einer Datirung unseres Fundes.

[2] Es sind die Gürtelzungen des bekannten, häufig vorkommenden Typus, wie sie z. B. in Lindenschmit, Alterthümer I, Heft VII, Tafel 7 No. 4—6, 9, 11 und in Lindenschmit, Centralmuseum Tafel V, No. 10, 13 abgebildet sind, nur die Verzierungsweise ist in unserem Falle eine andere, rohere.

Die Gürtelzunge g zeigt übrigens zwischen den beiden Befestigungsnieten ein nicht vollendetes, nur angebohrtes drittes Nietloch.

angen, 0,020 m breiten zungenförmigen Bronzeblechstreifen, welche mit Ausnahme des oberen (breiten, nicht zungenförmig gerundeten) Endes zusammengeschweisst sind, am oberen Ende klaffen beide Theile, um zwischen sich das mit zwei (erhaltenen) Nieten befestigt gewesene Ende des Ledergürtels aufzunehmen. Beide Exemplare sind versilbert und oben durch am dem Rande in geringem Abstande folgendes Schnurornament verziert. Letzteres ist in der Weise (ziemlich roh) hergestellt, dass zunächst ringsum eine Doppelrille gravirt und der zwischen beiden Furchen entstandene schmale Reifstreifen quergerippt wurde.

h) Eine in der Form ähnliche, nur schmalere (0,01 m) und kürzere (0,075 m) Gürtelzunge. Die Befestigung des Gürtelendes zwischen den beiden oben klaffenden Zungentheilen wird hier nur durch eine Niete bewerkstelligt, die oben eingravirte Verzierung besteht in einer mit Treppenornamenten gefüllten Zunge mit schwalbenschwanzähnlichem oberem Ende.

4. Zwei bronze-versilberte kleine Riemenzungen.

k) Die beiden ganz genau übereinstimmenden Exemplare zeigen in ihrem oberen Theile ein Nietloch,[1] die eigentliche Zunge ist auf ihrer oberen Fläche mit einer ziemlich dem Rand folgenden eingepunzten Punktverzierung versehen.

Länge 0,050 m, Breite Knapp 0,010 m.

5. Vier bronze versilberte Schnallentheile

l) Schnalle und Schnallenplatte in einem Stücke, ohne — die sonst häufige — Verwendung eines Scharniers.[2] Die Schnallenplatte, von rechteckiger Form, ist viermal durchbohrt, in den Löchern sind zwei Nieten erhalten. In dem Loch für den Schnalldorn befindet sich noch ein kleines Fragment desselben. Da oberhalb der erwähnten vier Nietlöcher ein Treppenornament in derselben Weise wie auf der Riemenzunge h eingravirt ist, gehören beide Stücke höchstwahrscheinlich zusammen, zumal die Zunge genau in die Schnalle passt.[3]

m) Schnallenplatte von einer ähnlichen Schnalle, welche den Maassen nach vielleicht zu den Riemenzungen f g gehört haben mag. Die eigentliche Schnalle, welche ebenso wie l mit der Platte in einem Stück gearbeitet war, ist abgebrochen. Letztere ist nicht rechteckig, sondern nach dem Schnallenansatz zu beiderseits eingezogen, in dem dadurch entstandenen schmaleren Theil befinden sich eine, in dem breiteren zwei Nieten. Die Oberfläche ist verziert mit einem dem Rande in geringem Abstand folgenden, in einer Vertiefung laufenden Schnurornament, welches in derselben Weise wie bei f g hergestellt ist.

Länge	0,020 m.
Grösste Breite	0,020 m.
Geringste Breite	0,015 m.
Seitenlänge	0,020 m.

[1] Die Befestigungsart am Riemen ist hier eine andere als bei den Gürtelzungen. Es wird nicht der Riemen zwischen zwei Zungentheilen befestigt, sondern umgekehrt, der Riemen wird an seinem Ende ausgefasert, die Zunge zwischengeschoben und durch eine Niete festgeschlagen, eine ähnliche Methode, wie sie heute noch bei unseren Cravatten zur Verzierung angewandt wird. Diese Riemenzungen bestehen daher nicht wie die vorher erwähnten aus zwei Theilen, sondern nur aus einem Stück.

[2] Eine ganz ähnliche Schnalle und die Art ihrer Verwendung zeigt der Gürtel Lindenschmit Centralmuseum, Tafel XI, No 1.

[3] Uebrigens findet sich dieses Treppenornament öfters, vergl. z. B. die unserem Exemplar auch sonst entsprechenden Gürtelzungen, welche in Lindenschmit, Die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzollern'schen Sammlungen zu Sigmaringen (Mainz 1860) Tafel VI, No 7 und 9 abgebildet sind.

n) Quadratisches Mittelstück einer Gürtelschnalle, in den Ecken mit je einem Nietloch (zwei Nieten erhalten) versehen. Die Oberfläche zeigt eine in geringem Abstand dem Rande folgende, jedoch durch ausgerundete Ecken modificirte Eintiefung, welche durch ein umlaufendes Schnurornament verziert ist, in dieser Vertiefung — mit ihr von gleicher Form — erhebt sich wiederum ein in Relief gebildetes Plättchen mit eingravirtem rechtwinkligem, gleicharmigem Kreuz.

o) Ein ebensolches Schnallenmittelstück von gleicher Grösse, ebenfalls mit vier Nietlöchern (drei Nieten erhalten) in den Ecken. Die Oberfläche zeigt ein dem Rande folgendes Schnurornament und in der Mitte ein eingravirtes rechtwinkliges, gleicharmiges Kreuz mit Endbalken.

Hier und bei n ist das Schnurornament in derselben Weise hergestellt wie bei f. g und m.

6 Ein Fragment einer Bronzenadel (p),[1] am oberen verbreiterten und abgeplatteten Ende durchlöchert und mit einem schaufelförmigen Ansatz versehen.
Länge, 0,070 m.

7 Eine Schmuckkette (q), bestehend aus bunten Glasflussperlen und Bernsteinstückchen.
Länge 0,220 m.

8. Fragmente eines Glasbechers (r),[2] der bekannten, für die merovingische Zeit charakteristischen Gestalt. Hohe, cylindrische Form, halbkugelförmiger Fuss. Das Material ist gelbes Glas.

Die Fundstücke tragen so ausgesprochen das Gepräge jener Gegenstände, welche man in der Merovingerzeit den Toten in das Grab mitzugeben pflegte, dass wir sie, selbst wenn keine Skelette mitgefunden wären, mit Recht als Grabfunde bezeichnen und an dem Fundorte und seiner Umgebung die Existenz eines zweiten fränkischen Begräbnissplatzes — neben dem ersten unter den früheren Bahnhöfen — annehmen dürften, der Fund der Skelette erhebt diese Annahme zur Gewissheit und zwar war eines der 3—4 in der Reineckstrasse gehobenen Gräber offenbar ein Frauengrab, wie allein schon die Perlenkette beweist, während die übrigen wahrscheinlich männliche Leichen bargen, wenigstens lässt die Beigabe der Lanzenspitzen darauf schliessen. Die Toten sind, wie meistens in dieser Zeit, im freien

[1] Man könnte versucht sein, diesen Gegenstand für einen Schutzendorn zu halten, die bedeutende Länge desselben würde dieser Annahme nicht widersprechen, indem es häufig vorkommt, dass der Dorn weit über das Gegenbeschläg der Schnalle hinausragt wie z. B. bei dem Lindenschmit, Centralmuseum Tafel X abgebildeten Exemplar. Der schaufelförmige Ansatz ist ja bei fränkischen Schnallendornen sehr beliebt und würde der erwähnten Annahme ebenfalls nicht entgegenstehen, wenn er nicht stark aufgebogen wäre. Danach würde in der Nadel doch wohl das Fragment einer Fibel zu erkennen sein.

[2] Das grösste dieser Fragmente, welches auf der Tafel abgebildet ist, lässt die Form des Bechers noch deutlich erkennen; es ist der bekannte Typus Lindenschmit, Alterthümer I, Heft XI, Tafel 7, No. 4 und Lindenschmit, Centralmuseum, Tafel XV, 13.

Boden bestattet und gehörten nach Ausweis der ärmlichen Beigaben keineswegs dem wohlhabenden Stande an.

Von den letzteren ermöglichen die Thongefässe eine genauere Datirung; sie verweisen unsere Grabfunde innerhalb der merovingischen Epoche des fünften bis neunten Jahrhunderts n. Chr., in eine enger begrenzte Zeitspanne, nämlich das sechste Jahrhundert.

Durch Konstantin Koenens verdienstvolle »Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden« sind wir jetzt in den Stand gesetzt, auch in der fränkischen Archäologie mit ziemlicher Sicherheit nach Gefässformen und Gefässornamenten zeitlich zu datiren. Unsere Urnen entsprechen ihrem Typus nach keinem der bei Koenen Taf. XIX und XX abgebildeten genau; sie kommen, namentlich was die Technik betrifft, am nächsten dem Typus Taf. XX, 3, welcher (ibid S. 132) dem sechsten Jahrhundert angehört, immerhin lässt sich nicht leugnen, dass besonders die Urnen 1a und 1b ihrer Form nach noch etwas an die früheren Wiesbadener Gefässe Koenen Taf. XIX, 17 und 18a erinnern, so dass für ihre zeitliche Bestimmung und damit die Datirung der hier besprochenen merovingischen Gräberfunde überhaupt etwa die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts in Frage kommen würde.

Es erübrigt zum Schlusse eine eingehendere Betrachtung des Terrains, in welchem die besprochenen Gegenstände gefunden wurden, unter besonderer Berücksichtigung der bereits vorher an anderen Stellen in und um Frankfurt gemachten fränkischen Funde.

Das Grundstück Reineckstrasse 21 entspricht dem von Battonn mit Littera H No. 168 bezeichneten Complex und trug im vierzehnten Jahrhundert den Namen »Ortwins Haus zum Goldstein«; es bildete das östliche Eck der Ortwinsgasse. Das westliche Eck der letzteren bildete das Haus No. 169, die Gasse lief sich an der alten Stadtmauer im Norden stumpf und wurde später verbaut. Ueber die Häuser westlich von ihr weiss Battonn aus früher Zeit nichts zu berichten. Oestlich der Parzelle No. 168 stand der Antoniterhof, welcher den Brüdern bereits 1236 geschenkt wurde und im Laufe der Zeit mehrfache bauliche Veränderungen erfuhr; er umfasste ein bedeutendes Terrain, bei Battonn mit 167 und 166 bezeichnet.

Sämmtliche bis hierher angeführten Gebäude stiessen im Norden an die alte Stadtmauer, welche bei der ersten Stadterweiterung im zwölften Jahrhundert aufgeführt wurde; unmittelbar südlich dieser Stadtmauer, also eben noch innerhalb des Befestigungsringes sind unsere Funde gemacht.

Es ergiebt sich aus der vorstehenden Betrachtung, dass der Zufall, welcher diese Funde zu Tage förderte,[1] ein aussergewöhnlich glücklicher zu nennen ist; denn das ganze Terrain rings um den Fundort ist bereits seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert stark bebaut und häufigen baulichen Veränderungen unterworfen gewesen, welche gewiss alle Spuren früherer Cultur beseitigt haben.

Selbst wenn man also auch in der Umgebung dieses Fundortes ein grösseres merovingisches Gräberfeld anzunehmen geneigt wäre, wird es so gut wie unmöglich sein, eine Ausdehnung desselben nach Süden irgendwie zu erweisen. Im Uebrigen ist es immerhin auffallend, dass uns aus dem Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, einer Zeit, die doch für ihre Vergangenheit und deren Zeugen Interesse hatte, keine Notizen über in jener Gegend gefundene Alterthümer erhalten sind, welche eventuell gelegentlich der damaligen Umbauten hätten zu Tage kommen können.

Das Terrain unmittelbar nördlich des Fundes Reineckstrasse 21, damit also nördlich der alten Stadtmauer ist bereits gelegentlich der ersten Stadterweiterung derartig durchwühlt worden, dass jede Hoffnung, hier noch ergänzende Funde machen zu können, ausgeschlossen sein muss, um so mehr, als sich direct an die Stadtmauer der breite Graben anschloss, welcher im zwölften Jahrhundert die Stadt in einer Tiefe von ca. 2½—4 m umzog. Die einzige Möglichkeit, vielleicht weitere fränkische Spuren zu entdecken, war im Jahre 1879 bei Errichtung der Markthalle gegeben, welche z. Th. zwar auf dem alten Stadtgraben, zum grösseren aber auf dem Gelände nördlich desselben steht und zwar einem Gelände, welches von jeher eine unbebaute Fläche war, wie der Merian'sche und Thomas'sche Stadtplan beweisen; auch die späteren Barackenbauten der alten preussischen Kaserne werden nicht so tief fundamentirt gewesen sein, dass sie die in einer Tiefe von ca. 2½ m ruhenden Frankengräber hätten berühren können.

Hier also hätten sich, so dürfen wir sagen, unbedingt Spuren merovingischer Gräber im Jahre 1879 finden müssen, wenn der durch die Funde in der Reineckstrasse constatirte Begräbnissplatz sich nach Norden oder wenigstens so weit nach Norden ausgedehnt hätte. Diese Schlussfolgerung ist um so zwingender, als die Markthalle ausserordentlich tiefe Keller besitzt, deren Anlegung eine sehr gründliche Ausgrabung des Erdreichs erforderte.

[1] Der Fundort ist die Stelle, welche zwischen den Fundamenten des Hauses Reineckstrasse 21 und denen des Westflügels der Behausung Töngesgasse 18 freigeblieben ist.

Allem trotz alledem fanden sich damals auch nicht die geringsten Spuren merovingischer Reste, es ist nicht richtig, wenn in den »Frankfurter Nachrichten« vom 14. Juli 1895 behauptet wurde, »Die ... Markthalle und ihre tiefen Keller hätten vermuthlich alle alten Gräber mit ihren kostbaren Beigaben unbesehen zerstört«; diese Annahme ist nicht nur durch eine kurz darauf in demselben Blatte erfolgte Erklärung des Stadtbauinspectors Koch als irrthümlich erwiesen, sondern auch durch eine mir zugegangene mündliche Mittheilung des Ingenieurs, welcher die Pläne zur Markthalle entworfen und den Bau ausgeführt hat, Herrn B. Löhr. Ziehen wir die angeführten Thatsachen in Betracht, so erscheint es etwas gewagt, jetzt schon[1] von einem Reihengräberfeld an der Markthalle zu reden, gewiss handelt es sich hier nicht um einen grösseren merovingischen Friedhof, vielleicht sogar nur um einzelne merovingische Gräber, welche an einer ursprünglich römischen, später auch von den Franken benutzten Strasse lagen. Diese Strasse hat Prof. A. Riese in der alten, die Schnur- und die Töngesgasse verbindenden »Steingasse« nebst ihren Fortsetzungen erkannt und diese Vermuthung in sehr ansprechender Weise[2] in den »Frankfurter Nachrichten« vom 9. Juli 1895 begründet. Riese schreibt daselbst Seite 3799 (»Römerstrassen bei Frankfurt«):

»Es sind nicht nur die Gegenstände selbst, sondern weit mehr noch ist es ihr Fundort, welcher Interesse verdient. Derselbe liegt in der directen nördlichen Fortsetzung der Steingasse, eines schmalen, die Schnurgasse und Töngesgasse verbindenden Weges, dessen Namen schon auf einen alten, wohl sogar uralten besteinten Weg hinweist, dessen Linie diese Gasse, als das Terrain bei der ersten Stadterweiterung zur Stadt gezogen wurde, dann einnahm. Wo immer in Deutschland die Namen Steingasse, Steinweg u. dergl. vorkommen, haben sie solche Bedeutung und nur hier in Frankfurt hat man dies bisher misskannt, man glaubte, es seien die Strassen, die zuerst von Seiten der Stadt gepflastert wurden, welche diesen und ähnlichen Namen erhielten. Doch wie kann man ernstlich von dieser

[1] Es ist immerhin möglich, dass innerhalb der alten Höfe ein Plätzchen unberührt geblieben ist, dessen Durchgrabung vielleicht weiteres Material an die Hand geben würde.

[2] Hammeran bemerkt dazu in seinem bereits erwähnten Aufsatze »Das älteste Frankfurt« (Frankfurter Nachrichten vom 14. Juli 1895) mit Recht: »Heutige Strassennamen für alte Topographie zu verwenden, erscheint dem Laien vielleicht gewagt. Es ist fruchtbar und wegeweisend, wenn Anomalien gewichtiger Art oder redende Coincidenzen sich ergeben. Unzweifelhaft ist die von Riese betonte alte Benennung der Steingasse als via lapidea und eine solche Coincidenz von Bedeutung. Für diesen Fall kann noch zur wesentlichen Unterstützung der Umstand dienen, dass die Steingasse schnurgerade auf den jetzt nachgewiesenen alten Friedhof an der Markthalle hinzieht und die Position des letzteren mithin genau dieselbe ist, wie die des fränkischen Friedhofs am früheren Taunusbahnhof neben der Römerstrasse und wie die des gleichen bei Niederursel an der römischen Salburgstrasse.« Vgl. übrigens auch Riese im Westdeutsch. Korrespondenzbl. Jahrg. XIV (1895) Nr. 6. 45.

wenig bedeutenden Nebengasse glauben, sie sei zuerst gepflastert worden? Und doch heisst dieselbe schon 1350 via lapidea (steinerne Gasse), während die erste Pflasterung erst 1399 auf der Allerheiligengasse stattfand, wie Battonn berichtet. Der Sachverhalt wird ein ganz anderer sein, und zwar folgender: wir müssen in der »steinernen Strasse« eine der durch ihre solide Dauerhaftigkeit, die viele derselben das ganze Mittelalter hindurch im Gebrauch behalten liess, berühmten Römerstrassen erkennen. An ihren Landstrassen aber hatten die Römer zumeist auch ihre Gräber — man denke nur an die via Appia, die grossartige Gräberstrasse Roms — und ihrem Beispiele folgten später die Franken. Daher liegen diese fränkischen Gräber an der Fortsetzung der einstigen römischen Strasse, der via lapidea.«

Von grossem Interesse wäre es natürlich gewesen, wenn sich die Beigaben dieser Gräber als in Form und Stil identisch und somit gleichzeitig hätten erweisen lassen mit den merovingischen Fundstücken aus dem Terrain unter den früheren Bahnhöfen. Dieser Nachweis ist indessen nicht zu führen. Die Verzierungsart der einzelnen Objecte ist eine zu verschiedene und schliesslich auch zu primitive, als dass man hier von stilistischer Gleichheit oder Verschiedenheit reden könnte. Wie bereits oben (Seite 320) bemerkt, dürfte der daselbst abgebildete kleine Krug aus dem Boden unter dem Main-Neckar-Bahnhof einer etwas späteren Zeit angehören als die Thongefässe aus der Reineckstrasse.

Nicht reich ist die Ausbeute, welche die fränkischen Gräber an der Markthalle ergeben haben, aber, wenn anders wir sie als Bestandtheile eines auch nur kleinen merovingischen Begräbnissplatzes betrachten dürfen, vielsagend genug für Frankfurts Geschichte.

Zunächst ergiebt sich die Schlussfolgerung, dass das merovingische Frankfurt eine viel bedeutendere Ausdehnung gehabt haben muss, als seither angenommen wurde, da es zwei Begräbnissplätze aus dieser Zeit aufweist.

Die merovingische Ansiedlung muss sich viel weiter nach Osten erstreckt haben, als wir bis jetzt wussten, sie war nicht allein auf die westliche Gegend unserer Stadt beschränkt, woselbst sie durch den Friedhof unter den alten Bahnhöfen längst constatirt war. Rückt sie aber auf Grund der neuesten Funde weiter nach Osten, mitten hinein in die Grenzen der alten Stadt, so nähert sie sich mehr und mehr jenem Punkte, dessen römische Vergangenheit durch die Ausgrabungen in der Höllgasse und auf dem Hühnermarkt bezeugt ist, die römischen Strassen, welche Frankfurts ältestes Stadtgebiet durchzogen, erweisen sich als auch von den nachfolgenden Merovingern benutzt, kurz, wie

die anderen Römerstätten haben auch hier »die deutschen Kolonisten Haus und Hof übernommen«[1] und es entsteht eine fast ununterbrochene Continuität in der Bewohnung Frankfurts von dem ersten bis zum sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Und gleichsam um diese Continuität weiterzuführen zu längst Bekanntem, in die Zeit, da der Bezirk um Leonhardskirche und Saalhof entstand, fand sich über den merovingischen Gräbern in der Reineckstrasse noch ein Vertreter des frühen Mittelalters,[2] ein gelbglasirter Krug mit breitem Bügelhenkel und drei röhrenförmigen Seitenmündungen, seiner Technik nach etwa dem zehnten Jahrhundert angehörig, doch in seinen Formen zurückgehend auf die letzten Ausläufer karolingischer Keramik.[3]

[1] Vgl. Hammeran, Römische Wohnhäuser unter der Altstadt Frankfurt (Frankfurter Nachrichten vom 30. Juni 1895).

[2] Ebenfalls im Besitze des Frankfurter historischen Museums, Inventar No. X, 16,649.

[3] Er entspricht im Typus den Gefässen Koenen a. a. O. Tafel XXI, No. 10 und 12, auch der charakteristische Wellenfuss ist vorhanden.

IX.

Kleinere Mittheilungen.

1. Kaiser Sigmund's Goldene Bulle für Frankfurt.

(Hierzu Tafel VI.)

Eine wol gelungene, dem Prachtwerk »Kaiserurkunden in Abbildungen«[1] entnommene Nachbildung einer Urkunde des Frankfurter Stadtarchivs, die für die Geschichte der bürgerlichen Verhältnisse der Stadt von ausnehmender Bedeutung ist, ziert den Jahrgang 1889 dieser Zeitschrift.[2] Nicht so hervorragend an Inhalt, aber immerhin beachtenswerth und von Interesse als Typus einer kaiserlichen Privilegien-Bestätigung für Frankfurt unter der goldenen Bulle, ist jene Urkunde Kaiser Sigmund's vom 30. November 1433, die in getreuer Anlehnung an das Original des städtischen Archivs[3] im vorliegenden Bande ein dem nämlichen Prachtwerk[4] zu verdankender Lichtdruck wiedergiebt.

Zur Einführung sei folgendes bemerkt. Sigmund, der letzte Luxemburger, war nach langen Kämpfen und Mühen am Pfingstsonntage des Jahres 1433 in Rom zum Kaiser gekrönt worden. Schon damals zeigte sich, in erster Linie auch bei den Städten, von denen verschiedene an Sigmund's Krönungstage vertreten waren, das Bestreben, sich möglichst bald den Fortbestand der rechtlichen Verhältnisse und des Gewohnheitsrechts, der jenen Zeiten bei einer Königswahl und einer Kaiserkrönung gleichsam in Frage gestellt zu sein schien, in Form von Privilegien von dem Reichsoberhaupt bestätigen zu lassen. Mächtiger noch war der Ansturm an die kaiserliche Kanzlei, der somit erwünschte Gelegenheit gegeben war, ihrem stets in Geldverlegenheiten befindlichen Herrn zu

[1] Herausgegeben von H. von Sybel und Th. von Sickel.

[2] Siehe in Band II der Dritten Folge (1889) p. 141—147 H. von Nathusius-Neinstedt, die Aufhebung des Eherzwangs zu Frankfurt a. M.

[3] Siehe dort Privilegien Nr. 329.

[4] Siehe dort Lieferung VI, Tafel 25 und den Abdruck im Text ebendaselbst p. 143.

reichlichen Einkünften zu verhelfen, als der Herrscher, der am 11. Oktober 1433 auf deutschem Boden, in Basel, eingetroffen war,[1] von Ende November an ebendort einen stark besuchten Reichstag abhielt.

Unter den Städteboten, die zum Teil schon bald nach Sigmund's Ankunft in Basel anlangten und dann an jener für die Beziehungen zwischen Papst und Basler Konzil höchst folgenreichen Versammlung und an den Bemühungen des Kaisers, Ordnung im geistlichen und weltlichen Wesen zu schaffen, teilnahmen, befand sich auch der Frankfurter Staatsmann Walther von Schwarzenberg.[2]

Gerade sein Name nun steht mit der Vorgeschichte der Frankfurter Privilegien-Bestätigung von 1433, für deren Zustandekommen er sich schon seit Anfang November abmühte,[3] in engstem Zusammenhange. Aus seinem von Janssen[4] veröffentlichten Briefwechsel mit dem Rathe seiner Vaterstadt geht einmal hervor, dass die Frankfurter, um ihr Ziel zu erreichen, keine Kosten scheuen wollten,[5] dann aber auch, dass die Reichsstadt vor Allem darauf Gewicht legte, wie Nürnberg, eine Urkundenausfertigung unter der goldenen Bulle zu erhalten.[6] Schwarzenberg war der Meinung, dass Mehrausgaben nur das Gold und die für die Anfertigung der Bulle erforderliche Arbeit verursachen würden.[7] Im Übrigen waren ihm für Beeinflussung der Kanzleibeamten, in erster Linie des bekannten Kanzlers Kaspar Schlick, der diese Würde seit Sommer 1433 bekleidete, 100 Gulden zur Verfügung gestellt, die allenfalls bis auf 500 Gulden anwachsen durften.[8] Zu sehr gelegener Stunde, als der Kaiser gerade seine Kleinodien versetzen wollte,[9] hatte der Gesandte am oder kurz vor dem 22. November[10] jenem die alljährlich am 11. November fällige Reichssteuer Frankfurt's im Betrage von 928 Gulden

[1] Vgl. Joh. v. Segovia lib. 6. cap. 5 (Mon. conc. gen. saec. 15. Scriptores 2. 464) und Eberhard Windecke's Leben Kaiser Sigmund's (Ausgabe von W. Altmann) S. 347 ff.

[2] Er erhielt auch den Auftrag, die Interessen seiner Heimat auf dem Reichstage, zu dessen Besendung Frankfurt am 25. Oktober aufgefordert worden war, zu vertreten, vgl. Frankfurts Reichscorrespondenz, ed. Joh. Janssen, Bd. I. Freiburg i. B. 1863, p. 387 f. und p. 392 l. 25 ff. von unten. — Ein Lebensbild Walther's, der als Gesandter Frankfurt's viele Jahre thätig war, wäre sehr zu wünschen, das Gerippe zu einem solchen gibt J. K. v. Fichard's handschriftliche Geschichte der Frankfurter Geschlechter im dortigen Stadtarchiv.

[3] Siehe a. a. O. p. 389 l. 10 ff.

[4] Siehe das in Note 2 citirte Werk.

[5] Siehe a. a. O. Nr. 723 p. 390.

[6] Siehe a. a. O. Nr. 725 p. 391 und p. 392 l. 1 ff., vgl. p. 389 l. 14 ff.

[7] Siehe a. a. O. Nr. 722 p. 390 l. 6 ff.

[8] Siehe a. a. O. Nr. 723 p. 390.

[9] Siehe a. a. O. Nr. 727 p. 393.

[10] Am 22. November berichtet er nach Frankfurt, vgl. a. a. O. Nr. 727 p. 393 f.

und gleichzeitig als Spende seiner Regierung 1000 Gulden überreicht [1] Sicherlich konnte man unter diesen Umständen am 22. November auf einen baldigen Abschluss der Verhandlungen in Sachen der Privilegien hoffen. Allerdings klagte er gerade damals, wenn er auch für seine Person kaum fürchtete, mehr als 106 Gulden an die Kanzlei zahlen zu müssen,[2] dass der Kanzler die Städte *grofslich beswieret, die ir confirmacien sollent han uz der cancely.*[3] Und auch sonst mag es ihm Arger und Unmuth bereitet haben, dass jene Behörde auf seine Wünsche nicht rascher einging,[4] insbesondere auch, dass bei Anfertigung der neuen Urkunde der Text in Kleinigkeiten nicht völlig dem von ihm eingereichten Frankfurter Entwurfe entsprach [5] In sachlicher Beziehung erfüllte indessen das auf Pergament geschriebene Dokument, das am 30. November unter der an rother Schnur hängenden goldenen Bulle ausgefertigt wurde, alle Erwartungen.[6] Es verstand sich von selbst, dass in einem Privileg für die Stadt Frankfurt, das sonst völlig auf eine Aufzählung oder gar wortgetreue Wiedergabe der früheren Privilegien, Freiheitsbriefe und Handvesten verzichtete, doch die Fasten- und Herbst-Messe der Frankfurter, *ir jerliche tzwene merkte und messe, die sie alle jare bey in hant* schon wegen ihrer Bedeutung für das wirthschaftliche und soziale Gedeihen der Bürgerschaft ausdrücklich hervorgehoben werden mussten Deren Bestätigung, Bekräftigung und Erneuerung erfolgte somit an erster Stelle. Über den sonstigen Inhalt der Urkunde, die wegen der Art der Besiegelung dem Sprachgebrauch entsprechend als goldene Bulle zu bezeichnen ist, unterrichtet am besten diese selbst. Ein Abdruck des Privilegs, das rechts auf dem Bug die eigenhändige lateinische Unterschrift des Kanzlers Schlick und auf dem Rücken den Registraturvermerk des kaiserlichen Registrators Marquard Brisacher zeigt, wird schon darum am Schluss dieser Ausführung willkommen sein.

Die Urkunde ist schon früher mehrere Male gedruckt worden, zuerst in den Privilegia deß heyl. Reichs Statt Franckfurt a Mayn.

[1] Siehe den in der vorigen Note genannten Brief Am 9. November hatte ihn Frankfurt hierzu und zu jenen p. 332 nt. 8 genannten Spenden an die Kanzlei bevollmächtigt, siehe Nr 723 p. 390. Für den Kaiser waren von der Stadt übrigens als Geschenk 1200 Gulden bestimmt worden, Schwarzenberg schienen 1000 zu genügen, siehe seinen Brief vom 22 November.

[2] Siehe den nämlichen Brief (p. 393).

[3] Siehe den nämlichen Brief (p. 394).

[4] Vgl. a. a O. p. 396 l. 1 ff.

[5] Siehe a. a. O p 393 l. 12 von unten und p 396 l. 4 ff. Man hatte anstatt des von Frankfurt gewünschten *gewaenheit und herkommen* in die Urkunde gesetzt trotz seines Sträubens *lobelich herkommen und gude gewaenheit* (vgl. oben p. 335 13 f.)

[6] Einen Augenblick, am 20. November, scheint man in Frankfurt erwogen zu haben, ob man nicht auf ein Ablösungsrecht der ewigen *gulde* dringen müsse. Vgl Näheres a. a. O. Nr. 725 p. 392 und Nr 728 p. 394.

Franckf 1614. pag. 286—287; hier folgt pag. 288—289 ein Vidimus des kais. Hofrichters Grafen Johann v. Lupfen von 1434 Jan. 29. Beide Urkunden sind wiederholt in der 2. Aufl. des citirten Werkes, Franckf a. M. 1728. pag. 277—278 u. pag. 278—280. — Ausserdem ist die Urkunde gedruckt in Lünig's Reichsarchiv Part. spec. 9, 618 619 — Man vgl. auch Orth, Ausführliche Abhandlung von den berümten zwoen Reichsmessen etc. 1765, pag. 55, wo auf das Frankfurter Privilegienbuch fol. 278 verwiesen ist, und das Regest in den Inventaren des Frankfurter Stadtarchivs 3, 32.

Die wie immer an der Purpurschnur anhängende goldene Bulle Kaiser Sigmund's ist in der oben angeführten zweiten Ausgabe des Frankfurter Privilegienbuches von 1728 auf einem besonderen Blatte zwischen pag. 278 und 279 abgebildet; zuverlässiger ist die Lichtdruck-Abbildung bei Heffner, die deutschen Kaiser- und Königs-Siegel, Würzburg 1875. Tafeln XIII, Nr. 102 und XIV, Nr 103, wozu die genaue Beschreibung im Texte S. 26 zu vergleichen ist.

Von den sieben Kaiserurkunden des Frankfurter Stadtarchivs, welche mit einer goldenen Bulle versehen sind, ist das bekannte Staatsgrundgesetz Karl's IV von 1356, die eigentliche Goldene Bulle, die älteste, unsere Urkunde aber die letzte.

Wir Sigmund von gotes gnaden Romischer keiser, zů allen ziten merer des reichs und zu Hungern, zu Behem, Dalmacien, Croacien etc. kunig, bekennen und tůn kunt offembar mit disem brieff allen den, die in sehen oder hören lesen:

wiewol unserr keyserliche wirdikeit durch angeborn gute geneyget ist, friede, gnade und gemache zu schaffen allen des heiligen Romischen reichs getruwen undertanen, doch so meynen wir mit sunderlichen gunsten die czu sundern und den unser gnade mildeclichen mitzuteilen, die in mirglichen diensten und steten trůwen sich uns und dem heiligen reiche vor andern getruwelich beweiset han und steticlich mit gantzen trůwen ertzeigen.

wann nu vor unser keiserliche majestat komen sein der ersamenn burgermeistere, scheppfene, rates und burgere gemeinlichen der stat zu Franckenfurd, unserr und des reichs lieben getruwen, erbere frunde und han uns demuticlichen gebeten, das wir denselben burgermeistere, scheppffen, rate und burgern der stat czu Ffranckenfurt alle und igliche ir gnade, freiheite, rechte, gewonheite, briefe, privilegia und hantfesten, die sy vonn Romischen keisern und kunigen, unsern vorfarn an dem reiche, und auch uns erworben und herbracht haben, czu bestetigen gnediclich gerůchten von sunderlichen unsern keiserlichen gnaden: des haben wir angesehen der vorgenan*ten* unsere burgere redliche und vernunfftige bete

und auch merkliche getruwe dienste, die die vorgenan*ten* unser burger und stat czu Franckenfurt uns und dem heiligem Romischen reiche dicke unverdrossenlichen ertzeiget und erboten han und steticlich ertzeigen, und haben denselben burgermeistern, scheppffen, rete, burgern gemeinlich semptlich und ir iglichem besundern, iren nachkomen und der stat czu Franckenfurt mit sunderlichem rate unser fursten, edeln und getruen mit wolbedachtem beraden, müte, rechter wissen und keiserlichen mechtenvolkomenheit bestetiget, befestiget, confirmieret und ernüwet, bestetigen, befestigen, confirmieren und ernuwen yn mit disem brieffe ir jerliche tzwene merkte und messe, die sie alle jare by in hant, alle und igliche ir hantvesten, brieve und schrifte, damitte sie von Romischen keisern und kunigen, unsern vorfarn, und von uns und dem heiligen Romischen reiche begnadiget und gefreiet sin, alle ir loblich herkomen, gute gewonheite, alte und nüwe rechte, besitzunge, eigentscheffte, lehen, pfantgut, gerichte, ire rente und gefelle, und bestetigen ouch die vorgenan*ten* hantvesten und briefe in allen puncten, meynungen und artikeln von worte czu worte, als sie begriffen und geschriben steen, glicher weis als obe sie in disem brieve geschriben und begriffen weren oder durch recht oder gewonheit hie-inne begriffen sein sulten. davon gebieten wir von unserr keiserlicher machte und gewalt allen fursten, geistlichen und werntlichen, graven, fryen heren, rittern, knechten, steten, gemeynden und allen unsern und des heiligen reichs undertanen uud getrüwen, das nyemant die vorgenan*ten* von Franckenfurt an iren gnaden und freyheiten und dieser unser bestetigunge, befestenunge, confirmation und ernüwunge hindern oder irren sullen in dhein weise. und wer dawider tete frevelichen, der sal, als dicke das geschicht, hundert mark lotiges goldes sin verfallen, die halb in unser und des reichs camer und das ander halb teil der egenann*ten* unser stat czu Franckenfurt werden und gentzlich gefallen sol mit urkund diß briefs versigel mit unserr keiserlichen majestat gulden bullen geben czu Basel nach Cristi geburd viertzehenhundert jar und dornach in dem drewunddrissigistem jare an sandt Andres tag des heiligen czwelffbotten unserr reiche des Hungrischen etc im sibenundvirtzigisten, des Romischen im vyrundczweintzigisten, des Behemischen im viertzehenden und des keisertumbs im ersten jaren. 1411 Nov 30

Ad mandatum domini imperatoris
Caspar Sligk, miles, cancellarius.

2. Kosten einer Frankfurter Gesandtschaft nach Rom im Jahre 1477.

Von Stadtarchivar Dr R. Jung.

In der Festschrift, welche demnächst den vollendeten Umbau unserer Stadtbibliothek darstellen und einen Abriss ihrer interessanten Geschichte geben soll, habe ich in der Schilderung des Lebens des Stadtschultheissen Dr. Ludwig zum Paradies, des ersten Schenkers an die Rathsbibliothek, die eine Wurzel der heutigen Stadtbibliothek, auch dessen Reise nach Rom im Jahre 1477 besprochen; sie bezweckte die Erlangung einer Reihe von Privilegien für die kirchlichen Verhältnisse der Stadt Frankfurt und ihrer Einwohner sowie die Bestätigung mehrerer Privilegien, welche der Stadt bereits von deutschen Herrschern und von Päpsten verliehen worden waren. Ich habe an der angegebenen Stelle auch auf das im städtischen Rechenbuche von 1477 Fol. 51 b erhaltene Verzeichniss der Kosten aufmerksam gemacht, welche die Stadt für diese Sendung aufwenden musste. Ich lasse es hier in einem wörtlichen Abdrucke folgen, in welchem ich nur der besseren Uebersicht wegen die römischen Ziffern der Vorlage durch arabische ersetze. Die Gesammtsumme mag den hohen politischen Werth beweisen, welchen die Stadt der Erwerbung dieser kostbaren Urkunden beilegte; die einzelnen Posten aber gewähren interessante Einblicke in das Treiben an der päpstlichen Kanzlei[1] und die mühevolle Arbeit des Frankfurter Gesandten bei der Kurie und den dort massgebenden Persönlichkeiten.

Item 1298 fl. doctor Ludewigen Paradise geben und mit wechsel gein Rome gemacht, als er von des rates wegen da uſsgeben hat, in massen nachgeschriben steet.

Item zum ersten 85 fl., 4 s., 5 h, als er von hynnen gein Rome selb dritte vertzert, zu geleit geben, auch umb ettliche abeschriften zu Ulme irer bullen von der botter und zu Senis von der Juden wegen und in den sachen.[2]

Item 200 fl., 6 h, als er 11 wochen lang zu Rome vertzert hat, mit solichen 10 fl. er Contzen Smalnecke, der stete botten, der ime den wessel von Nuremberg zubrachte, ylingen mit der

[1] Vgl. über diese Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre etc. (Leipzig 1889) Bd. I, 151 ff.

[2] Der Gesandte hatte den Auftrag, auf dem Wege sich die Abschriften ähnlicher Privilegien von Ulm und Siena geben zu lassen, die Beziehung zu Siena scheint durch den Frankfurter Dr Georg Heil gen. Pfeffer vermittelt worden zu sein, der 1460–1462 Professor der Rechte an der dortigen Universität war.

botterbullen[1] herheym schichte, auch 2 fl. 17 s. derselbe Contze daselbs vertzerte, und dan 3 fl. er andern botten geben hat, schriffte von ime herezutragen.

Item 369 fl 12 s. umb die bulle geben von der bottern, milch, kese und eyer zu essen, mit dem als er abreviatoribus, schribern, copysten und andern etc ußgeben hat.

Item 31 fl. umb die bulle geben besagende, das man zuschen dem sontag Oculi und dem sontag Trinitatis zum heiligen sacramente geen moge,[2] mit dem als er schribern, copysten fur supplication, minuten, carten und andern etc geben hat.

Item 44 fl umb eyn bullen, daz man das heilige sacramente off sant Marien Magdalenen tag offenlich tragen mag,[3] mit dem als er schribern und andern, als vorgeschriben steet, ußgeben hat.

Item 75 fl. umb eyn bullen besagen von indulgencie und ablaß in dem spitale zum Heiligen Geiste zu Franckfurt,[4] auch mit dem als er, als vorgeschriben steet, ußgeben hat.

Item 35 fl. 16 s. umb eyn bullen, das der rat bichtherren in dem spitale zu setzen hat,[5] auch mit den uncosten, off masse vorgeschriben steet.

Item 29 fl. 12 s. umb eyn bulle besagende, wie man es mit den wusten flecken halten sulle,[6] auch mit denjhnen, als vorgeschriben steet.

Item 30 fl 16 s. umb eyn bulle besagende, das sine heilikeit ire privilegien von der besetze wegen und anders, sie deshalben herbracht han, bestediget hat,[7] auch mit dem uncosten vorgerurt.

[1] Die »Butterbulle« von 1478 Jan. 7 (Ugb A 78 Nr. 9 des Stadtarchivs) gewährte den Frankfurtern und den Besuchern der Messe zur Zeit derselben gewisse Erleichterungen in den Fastenspeisen gegen eine Abgabe zu milden Zwecken. Eine zweite Ausfertigung dieser Butterbulle (Priv 370, abgedruckt in Privilegia et Pacta etc., II. Ausgabe von 1728, S. 335) erfolgte unter dem 24. Dez 1478.

[2] Diese Bulle von 1478 Jan 2 (Ugb A 78 Nr 8) gestattete den Frankfurtern und den Besuchern der Fastenmesse, zur Zeit der letzteren das Abendmahl zu versäumen.

[3] Priv 366 von 1478 Jan. 2.

[4] Diese Bulle ist nicht mehr vorhanden.

[5] Ugb C. 5 Nr 17 von 1478 Jan. 2, wodurch der Stadt das Recht verliehen wird, an der Kirche des Heiliggeist-Spitals und an der St. Nicolai-Kirche Weltpriester oder Ordensleute zur Versehung der Messen und zur Predigt anzunehmen.

[6] Priv. 367 (abgedruckt in Privilegia et Pacta S. 329) von 1478 Jan. 28, in welchem Papst Sixtus IV der Stadt das ihr von Kaiser Friedrich III 1470 Jan. 5 verliehene Vorrecht bestätigte, die Besitzer von öden und baufälligen Häusern und Hofstätten zum Aufbau derselben binnen Jahresfrist bei Strafe der Einziehung zu Gunsten der Stadt anzuhalten, ein Privileg, welches hauptsächlich geistliche Besitzer im Auge hatte.

[7] Priv. 368 (abgedruckt in Privilegia et Pacta S. 332) von 1478 Jan. 28, worin der Papst der Stadt das dieser vom Erzbischof von Mainz 1361 gegebene Ver-

Item 30 fl. umb eyn bulle besagende von den Westvelschen gerichten,[1] auch mit anderm er ußgeben hat.

Item 70 fl. umb eyn bulle confirmacion geben aller der stede privilegien,[2] auch mit anderm uncosten.

Item 53 fl. umb eyn bulle, wie man es halten sulle, so interdicte here gelacht werden,[3] mit allem uncosten daruff gangen.

Item 62 fl. 8 s. geben domino Jacobo de Risonibus abreviatori, sinen knechten, copysten, sollicitoribus, scriptoribus bullarum und andern, ydem nach anzale, als die gearbeit han in den sachen von der bottern, der wusten flecken, gemeyner confirmacion, der testamente, interdicte und anders.

Item 23 fl. unserm herrn dem cardinale Senensi[4] umb eyn gulden ring und ime den geschanckt umb sine gnaden muwe, getruwen flisse und ernste, er fur und nach in den vorgeschriben sachen getan und sich allezyt gein doctor Ludewig gnedeclich ertzeigt und nicht darumb wullen haben wolt.

Item 11 fl. Silberberger sinem sonderlichen diener geschanckt, der von siner gnaden wegen doctor Ludewigen in allen sachen faste dinstlich und helffelich gewest ist.

Item 1 fl. 8 s. desselben herren secretario, by demselben herren des rates sache zu solliciteren.

Item 2 fl. desselben herren capellano geschanckt, der die bulle von dem interdicte nach bracht hat.[5]

Item 32 fl. als doctor Ludewig ußgeben hat umb gewant, sich dem rade zu eren zu cleyden und die zu tragen vor unserm allerheiligsten vatter dem babest und andern, das ime der rat geschanckt hat.

---

sprechen bestätigt, dieselbe an der Annahme von Testamenten zu ihren Gunsten nicht hindern zu wollen, und auch die Verordnung genehmigt, dass die den Geistlichen zu kirchlichen Zwecken vermachten Häuser binnen Jahresfrist an Laien verkauft werden müssen.

[1] Ugb A 78 Nr. 10 und 10a von 1478 Febr. 7 (zwei Ausfertigungen), worin der Papst der Stadt das Recht bestätigt, dass deren Einwohner vor keinem fremden Gericht, insbesondere nicht vor den Westfälischen Gerichten belangt werden dürfen.

[2] Ugb A 78 Nr. 13 von 1478 Febr. 15.

[3] Ugb A 78 Nr. 15 von 1478 Febr. 24, worin der Papst die Verordnung seines Vorgängers Bonifacius IX. von 1398 Okt. 15 bestätigt, nach welcher die Gottesdienste zu Messzeiten wie gewöhnlich gehalten werden sollen, auch wenn sich mit dem Interdikt belegte Personen in der Stadt aufhalten.

[4] Kardinal Francesco Nanni Tedeschini Piccolomini, Erzbischof von Siena, der spätere Papst Pius III.

[5] Die von 1478 Febr. 24 datierte Bulle wurde erst nach der Abreise des Gesandten fertig gestellt, der Ende März bereits wieder in Frankfurt war.

Item 89 fl. 15 s., als er von Rome herhym verczert und zu gelengelt ußgeben hat, als diß alles hinden in diesem buche in eym register, mit doctor Ludewigs hant geschriben, geschriben steet.[1]

Diß alles machet 1298 fl, als vorgeschriben steet.

An dieses Ausgaben-Verzeichniss schliessen sich im Rechenbuche noch die drei folgenden kleineren Posten in Sachen der Privilegien-Bestätigung und Bekanntmachung an:

Item 7 fl. 22 s. han wir geben und geschanckt etlichen botten, by den doctor Ludewig dem rate von Rome zytlichen geschriben hat.

Item 8 fl. 8 s. han wir geben von befelhe des rates dem dechan zu Oppenheim, der in der botternbullen eyn mitcommissarius ist, her zu kommen und wyder heym, für schancke und zerunge, als der und der schulemeister zu Unser Lieben Frauen daselbene getan han, daz an ine gewest ist inhalt der bullen.[2]

Item 2 fl. Johanni Blarocke[3] von zweyn instrumenten von der botterbullen zu machen und die an sant Bartholomeus kirchen anzuslagen und zu insinueren.

Nach dem Rechenbuche soll die Gesammtsumme der für die Reise Ludwigs zum Paradies aufgewendeten Kosten 1298 Gulden betragen. In Wirklichkeit ergeben aber die oben einzeln aufgeführten Ausgabeposten 1286 Gulden, 108 Schillinge und 12 Heller oder zusammengerechnet — der Gulden zu 24 Schillingen, der Schilling zu 12 jungen Hellern — 1290 Gulden und 13 Schillinge, woraus sich ein Rechenfehler zu Lasten des Rechenschreibers von 1477 — 1478 im Betrage von 7 Gulden und 11 Schillingen ergibt — nach Herrn Professor Dr. Büchers freundlicher Mittheilung nur ein mässiger Irrthum der Stadtrechnung, zumal bei einer so stattlichen Gesammtsumme; in seinem demnächst zu erwartenden Werke über den Frankfurter Stadthaushalt im Mittelalter wird er des Näheren zeigen, dass die Additionen der mittelalterlichen Zahlen in den Stadtrechnungen nur selten mit unseren übereinstimmen.

[1] Dieses Register ist nicht mehr vorhanden.

[2] Beide Prälaten waren vom Papste mit der Bekanntmachung der Butterbulle betraut worden.

[3] Schreiber in der städtischen Kanzlei.

3. Johannes Indagine, Decan des St. Leonhardstiftes zu Frankfurt a. M.

Von Pfarrer Dr **Falk**.

Johann Indagine war Decan des St. Leonhardstiftes, zugleich aber Pfarrer zu (Gross-) Steinheim, Provinz Starkenburg. Das katholische Pfarrarchiv des Pfarrdorfs Steinheim, ehemals und jetzt Bisthums Mainz, besitzt von diesem Pfarrer verschiedene Autographa, welche dasjenige ergänzen, was Steitz in dieser Zeitschrift N. F. IV, 138 und neuerdings Hartfelder und Roth in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. VIII, 565 und IX, 284 beibringen.[1]

Es kommen hier zwei Papierhandschriften (Schmalfolio) in Betracht, welche von Indagine's kräftiger Hand geschrieben sind. Die eine trägt auf ihrem Pergamentumschlag die Bezeichnung: »Registrum ad Awheim pertinens, per Johannem Indagine parochum in Steinheim tamque manuale Anno dni 1530 conscriptum.« Darunter »Jo. In.«

Die erste Seite des Papiers belehrt uns:

> Anno dni 1530 in die Brictij ist diß register vber den Baw Sant peters zu Awheim vnd heinstat gehorig, durch herrn Johansen indagine genannt Rosenbach pharherrn zu Steinheim von newem beschrieben, Auch die vnderphand so von newen gelendt,[2] vnd gemessen, lauth des newen permenthen Registers In beywesen der pocht[3] geber selbst, peter kemmerers schultissen, Junghenn Jacob heckmann zu Awheim vnd henn Isengarts zu heinstadt, Bawmeister,[4] hynfur noch der ordenung wie volgt jerlichen zu beschreyben. Attendant igitur successores mei diligenter Man sall auch nach sant Mertins tag alle jar rechenschafft thun vnd besytzen
>
> 1530. Jo. Inda.

Diese Handschrift betrifft nur ganz locale Verhältnisse der Filialkirchen Auheim und Hainstadt und kann hier unberücksichtigt bleiben.[5]

[1] Friedrich, Astrologie und Reformation 1864, gibt S. 37 eine Stelle aus der Vorrede zu den »Canones super aegritudinibus«, S. 149 Citate aus den Briefen an Zobel u. Brunfels. — Das Frankfurter Stadtarchiv besitzt in einem Sammelbande des ihm einverleibten v. Stalburgschen Familienarchivs »Historica varii generis« aus dem Nachlasse des Stadtadvokaten Dr. Heinrich Kellner (1536—89) eine Schrift Indagine's, welche den Titel führt »Ad augustissimum principem invictissimum regem Carolum de eius in Romanum principatum electione Joannis de Indagine sacerdotis Germani rationes astronomicae«.

[2] ausgeliehen.

[3] = Pacht.

[4] = Kirchenvorstand.

[5] Auf der ersten Seite steht ausserdem in rother Schreibtarbe »Omnia successive scribantur, etiam per successores iuxta ordinem, ne error committetur propter rusticorum argucias.«

Die andere Handschrift, in jüngster Zeit mit schwarzem Wachstuch über der defecten ursprünglichen Pergamentdecke überzogen, zählt nach alter Foliirung 141 Blätter. Die Innenseite des alten Deckels gibt eine Uebersicht des Inhaltes.

Blatt 1. Ego Johannes de Indagine alias Rosenbach, Decanus Ecclesiae s. Leonhardi Francofurdensis, Anno dni 1488 die 8. octobris huius ecclesiae Steinheim factus sum plebanus continuans diligenter Registra mea correcteque dancium nomina conscripsi Et usque in praesentem Annum sc. 1526 tam in siliginibus, Auena, censibus, decimis aliisque accidentalibus ut infra scribitur, manumtenui absque omni contradictione et impedimento[1] sic ut sequitur subleuaui etc. foeliciter incipit. Ideo in summa custodia praesens registrum conseruetur.[2]

Nun folgen die Verzeichnisse der ansehnlichen Intraden der Pfarrei. Bei den Accidentalien heisst es, dass dem Pfarrer zukomme das Drittheil von dem Stock zum heiligen Kreuz und aus allen anderen Stocken (Opferstöcke):

seynt mir etwan worden V Gulden, etwan mehr, aber ytz zur tzeit geth andocht des volks und das opfer abe.

Item alle hüner, dauben und alle lebendige thyre, auch flachs, kese, eyer gevallen (fallen zu) einem pfarher, seynt mir etwan worden xxx xl lvj hüner und dauben, etwan dausent odder zweydausent XV^{c} odder XVI^{c} eyer.

Item uff eyme kyrbtag (Kirchweihtag) zu Nydder Steynheim[3] ij Gulden und etwan meher zu oppfer. Aber ytzu so myndert sich solchs umb der lutherischen secten und ketzerey wyllen

Item von den Sponsalia. .... xij sol alt gelts dem Pfarrhern..... ; eynem Schulmeyster ij sol . und zwo moß weins.

Die überhaupt sofort ersichtliche Sorgfalt des Pfarrers Indagine für die materielle Seite seines Pfarramts erhellt z. B. auch aus Bl 16

Copia locationis bonorum in weyskirchen quondam ammissorum sed per me Johannem Ingadine. Anno 1496 judicialiter recuperati.[4] Vide infra. Bl. 21b: Sequuntur agri die wiedhem güter[5] wulgariter nuncupati., qui in centum et sexaginta annis numquam sic recuperati sunt

[1] So löse ich die Abbreviatur impḿto auf.

[2] Darauf folgt eine zierliche flüchtige Hand des 17 Jahrhunderts »Hic ante dictus DBs Joes de Indagine obiit hic in Steinheim Ao 1537 fer. 6 post dominicam Judica quae fuit dies 27. Martis. Fuit itaque parochus hic 49 annis«

[3] Heute Klein-Steinheim.

[4] corr recuperatorum.

[5] Wittumgüter, Pfarrdotationsgüter.

Die folgenden Blätter enthalten die behördlich genehmigten Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der Altaristen, über den Gottesdienst, auch die Bestallung des Schulmeisters.

Am Schlusse der Urkunde betreffend Corpus Christi-Altar 1504 heisst es: »Nota fundationis altaris praedicti reperies in libro quinto Archiepi Bertholdi folio 276 R^tum«, damit werden die Mainzer Ingrossaturbücher gemeint sein, welche jetzt das Würzburger Archiv bewahrt.

Die Bl 47 stehende »Receptio et Juramentum Joh. Geys de Budingen Rectoris scolarum ac campanatoris in Steinh.« Datirt vom Jahre 1518.[1]

Von allgemeinerem Interesse ist das Bl 48b gegebene »Mandatum Reverendissimi Domini moguntini per commissarium Anno 1527 emanatum. — Sequens mandatum contra rebelles et inobedientes, nolentes suis pastoribus et plebanis dare decimas, offertoria, census, testamenta sponsalia et cetera hujusmodi, emanatum per Con. Rucker commissarium aschaff. Anno 1527. 20. Januar.«

Unmittelbar folgt »Vulgaris translatio iam scripti mandati«, und zwar von Indagine selbst besorgt, »ut populus communis et parochiani mei specialiter intelligerent suprascriptum mandatum, et error in publicatione ne incideret Dominica Invocauit coram plebis multitudine hujusmodi sub tenore publicavi Anno 1527«.

Der Uebersetzung folgt ein »Esordium publicationis praescripti et sequentis mandati,« wobei Indagine zur Information seiner Nachfolger bemerkt, er habe immer bei derartigen Verkündigungen eine Ermahnung an das Volk vorausgeschickt. Eine solche Ermahnung hat Indagine schriftlich aufgesetzt; sie beginnt: »Lieben freundt in Christo! Ir habt zu offternmal von der zukunft des Enterist und on zweifel der nechsten zukunft des jungsten gerichts und nohendem End diser Welt mich predigen und emsiglich erzelen horen, was seltzamer ungehorter Dinge sich ehe und bevor so solchs geschehn als mit Ketzern, missglauben, Vernichtigung der Gebot Gotts, Verachtung der hl Sakrament u. s. w.« Dabei wird der beklagenswerthen Zeitverhältnisse[2] des Bauernkriegs, des »Lutherus heresiarcharum magister« gedacht

Bl. 55b. »Sequitur Mandatum exhortatorium ex praemissis contra perfidum Turcam Wir Albrecht v G G. Ertzbischof u. s. w. Gegeben Aschaffenb am 13. tag des Oct Ao dni mill. quingent. Vicesimo sexto.« Diese Urkunde Albrechts gibt Nachricht über die die ganze Christenheit beunruhigenden Ereignisse in Ungarn.

[1] Diese deutsche Urkunde über »Receptio et Juramentum Joh. Geys de Budingen rectoris scolarium« 1518 ist in den Monumenta paedagogica, Jahrgang IV, S. 277 abgedruckt. Ich hebe hier hervor, dass in dem schwach bevölkerten Steinheim damals schon eine Schule bestand, welches Vorkommniss sich für andere Orte ebenso nachweisen lässt

[2] Er sagt einmal »sexagenarius sum«, darnach wäre Ind. im Jahre 1467 geboren.

Bl. 86 gibt Indagine die Zahl der Ostercommunicanten seiner Pfarrei an, von mehreren Jahren, nämlich

Communicantes anno 1525

palmarum . . .	224	
Cene dni . . .	80	summa 538
pasche . .	235	

Anno 1526

palmarum . . .	213	
cene dni	84	summa 518
pasche	221	

Anno 1527

palmarum . . .	226	
cene dni	81	s. 533 (zu corrigiren in 543).
pasche	236	

In aula dni . . . 14 (d. i. die Leute im Schloss).

Darauf werden die auf Osterzeit fälligen Eier notirt.

Oua melendulorum 1525 (dabei die Notiz: mandata h. e. in coena dni).

Awheim . . .	86 oua	
Heynstat	48	Summa 176
Nydd'Steinh . . .	42	

Oua mendellorum 1526

Awheim	57	
Heynstat	71	Sm 190
N. Steinh.	62	

Oua wulgar. mendeleyer 1527

Auheym . .	91	
heynstat	51	Su 202
Nyddersth. . .	60	

Wiederum Communicantes Anno 1528

palmarum . . .	225		
Cene dni . .	72		Su. 583
pasche	264	in vigilia pasch 22	

Oua melenda 1528

Awheym . . .	79	
heynstadt . . .	72	Su. 214
Nydd' Steinh	63	

Nota. In Steinh. sunt 92 domus et 117 ccantes.

In Awheim . . 28 » » 96 »
In heynstat . . 20 » » 76 »
In Nyddersth . 30 » » 96 »

Su Summar ccantes 528 facit (an Opfer) in quahbet festivitate 2 fl. 10 sol. (Except aulicis qui non sunt computati) 1527.

Comm. Ao 1529		
palm.	216	636
Cene dni . .	62	
pas. vig	75	
pasche .	283	
1530		
Qua Nydd. Sth.	47	Anno 1533 Qua 63
» Awh.	68	» 1533 » 61
» Heinst. .	51	» 1533 » 30
Comm 1533		
Die palm . . .	196	502 com
Cene dni	61	
pasche .	246	
1535		
Die palm. et Cene .	229	536[1]
Die pasche	295	
In arce .	12	

Bl. 86 b findet sich eine Notiz über grosses Sterben in der Pfarre eingeschoben

Nota quod Anno dni 1530 a festo purificationis marie usque ad festum Vdalrici vel kiliani[2] mortui sunt 66 communicantes[3] quorum per annum dominicis diebus memoria[4] habita. Et 69 quorum memoria habita non fuit, in Peste in Steinh. opido neque adhuc finis. S[a] 136 postea 54 homines usque ad festum Galli. S[a] 188 mortui! Mit blasser Tinte: Mortui sunt 90 homines quorum memoria in cancellis habita est

Ego quidem in periculo maximo, sed non fugi

Es kommen nun eine Anzahl unbeschriebene oder von nachfolgenden Pfarrern beschriebene Blätter.

Die Bl. 132 gegebenen Epitaphien folgen hier zum Schlusse. Auf dem folgenden Blatt heisst es:

Ego Joannes Indagine sepe in quatuor offertoriis principalibus per rusticorum insolencias defraudatus fui, quare nomina eorum cum domesticis in scriptis redegi. Steinheym 1528.

[1] Darnach lässt sich für die Pfarrei (Mutterkirche sammt Tochterkirchen) eine Seelenzahl von 800—1000 annehmen.

[2] Also vom 2. Febr bis 8. Juli

[3] Also Erwachsene, nicht Kinder.

[4] An Sonntagen nach oder vor der Predigt wurden die Namen der Verstorbenen den Gläubigen verkündigt und deren Gebet empfohlen, wohl auch für derselben Seelenruhe sofort gebetet. Wegen der grossen Zahl der Verstorbenen geschah eine Vertheilung auf die Sonntage des Jahres.

Nun folgt eine Liste von 89 Namen und bei jedem Namen die Ziffer der domestici, im Ganzen 257.[1]

Bl. 133b Accusatio in sacrilegos Lutheranos ex Legibus Justiniani Imperatoris Steffano Gronenbergio magistratum Franckfordie tenente per Johannem Indagine parochum in Steinheym Anno 1530 Kls Febr. transmissa.

Prima accusatio. Decretum, Decretales et sacros canones publice non solum vetuerunt et transgressi sunt, sed etiam combusserunt. Imperator vero ait Ti. j. L. 4 Sacras regulas non dedignantur sequi Leges. Et Ti. 2 L. 7 ait, sacras regulas Legum vice habere ötz(?), quod et Ti. j. L. 3. confirmat.

2. accus. Episcopi et presbyteri eorum, etiam multo annorum sacerdotes cum meretricibus aut quibuslibet mulieribus scortantur et sacrilegas atque inhonestas incestas nuptias ineunt. Quod prohibet Imper. Ti. 2 L. 3, Et Ti. 3 L. 4 et 5, Et Ti. 5. L. 1.

3. Monachi eorum exeunt de monasteriis, abiciunt habitum, ducunt uxores, exercent illicitas artes. Et tarpem sequentur questum, quod proh Imp. Ti. 5 L. 6, Ti. 8 L. 1, 4 u. 5; T. 11 L. finali.

4. Moniales eorum abiciunt velum cum habitu, nubunt, prostant, ac gravissimo cum scandalo vagantur in mundo, quod interdicit Imper. Ti. 4. L. 5, Tit. 5 L. 4 et 7, Tit. 6. L. 4.

5. Ecclesias manifesto sacrilegio bonis spoliant, sacra vasa diripiunt, sacras vestes prophanant, monasteria in usus laicorum convertunt, census ecclesiasticos occupant sibique vendicant laici. Que omnia seuerissime interdixit Imp. Ti. 12 per totum, Tit. 13 L. 1 et 5; Ti. 14. L. 2 et 3; Ti. 16 L. 5.

6. accusatio. Abiciunt sacramenta, abrogant missas, irrident horas canonicas, tollunt letanias et processiones, contra Imperat edictum Ti. 7. L. 1. 2 et 3; Ti. 17. L. 3; Tit. 18 per totum.

Vorstehende Anklagen mögen zur Beurtheilung des Vorwurfs dienen, dass Indagine dem Lutherthum zugeneigt gewesen.

7. pro mortuis neque orant neque exequias agunt, sed omnem pro mortuis curam derident, morientumque ultimas voluntates quae dei cultum repiciunt, contemnunt. Contra Imper. stat. Ti. 16 L. 1. 2. et 7, Et. Ti. 20 L. 4 et ult.

Condemnatio Lutheranorum ex proprio ipsorum judicio.

Visitatores Lutheranorum in partibus Saxonie Articulo 8: Inter omnia charitatis officia principium est obedire magistratibus. Hic locus diligenter est tractatus ad Rom. 13

[1] Unterhalb den Worten »Summa 257« die späteren Einträge mit blasserer Tinte »Anno 1530 257 — Anno 1531 214«

Hec etiam de Legibus, sententiis et edictis iudicum in singulis urbibus docenda sunt, quod sint edicta diuina, hoc est, quod deus illis obedirı tamquam sue voci velit.

Sic enim ait Salomon: Diuinatio in labiis regis, id est, quod reges sive magistratus pronuntiant, id pro dei voce amplectendum est et obtemperandum tamquam voci de celo. Et ipse Deus approbat gladium et ordinationem gentilium magistratuum. Rom 13. Et 1 Thim. 2.

Secunda condemnatio c. 3. Dicunt visitatores, nonnulli praedicatores scilicet clamant contra communes ordinationes provinciarum de decimis, de suspensionibus etc, unde seditio ante biennium in communi populo suscitata est; ejusmodi predicatores debent tamquam seditiosi puniri.

Nos enim seculares leges et ordinationes non secus atque dei voluntatem ac legem vereri debemus. De quo multum ad Rom. 13. Hec illi.

Tercia condemnatio. Philippus melanchton in praefatione super Danielem Ad regem Ferdinandum sic ait Non suscepi hic cuiusquam defensionem, sed quis Evangelii praetextu seditionem excitat, imperiales leges abrogat, si in alienas possessiones invadere, si diripere sacerdotum facultates conatur, det sceleris penas. Hec Melanchton.

Hec Jo. Indagine ad Steffanum Grunenberger Anno 1530 eo tunc franckf. magistratum tenentem scripsit.

Auf der folgenden Seite 134b erhalten wir in kürzester Fassung Die xij artickel der Bawerschafft in dem vffrur Anno 1525 palmarum.

Der erst. Ein gantz gemeynd sal einen pharher zu erwelen haben vnd in widder zu entsetzen vnd derselbig pharher sall lauther vnd clar on alle zusatz das Evangelium predigen.

Am Schlusse steht, »prescripti articuli fuerunt transmis. ad Steinh. 2ª pasche Ao 1525«.

Bl. 135 Copey wie die hewptleudt der bawerschaff des hellen lichten hawffen an Bischoff wylhelm zu Strassburg stadtheltern[1] etc. geschryben hat en.

Wir hewptleudt Gotz von Berlingen,[2] Jorg Metzler von Ballenbg vnd andere vorordenthen redte u. s. w. Miltenbergk vff Sontags nach Jubilate Anno XV^{c} vnd XXV°.

Bl. 137b: Sendtbryff Thome Müntzers etwan pharhers zu Alsfelt an Graue Ernsten zu Heldrungen — Die gestrackte krafft, feste forcht gottes vnd der bestendig grundt seines rechten wyllens sey

[1] Statthalter von Mainz.

[2] Wohl irrthümlich so statt Berlichingen.

mit Dyr Bruder Ernsten Graven zu Mansfelt vnd Heldrungen Ich Thomas Müntzer .... verwarne Dich u. s. w., schliesst. Geben zu Frankenhusen im hehere freytags nach Jubilate 1525. Dolenda tempora.

Blatt 132a.

Epithauium Joannis Indagine alias Rosenbach plebani huius ecclesie parrochus Anno 1530 per quendam petrum Nogerotum virum doctissimum illi amicissimum diligenter[1] exaratum

Doctus Joannes gaudens Indagine dicj
Rosenbach alias sub lapide hocce latet
Qui potuit puero fatum predicere nato
Nempe mathematicus astrologusque probus
Insignis mantes subtilis et octocedrontes[2]
Inuentor, cuius primus in orbe fuit
Sydereos cursus solem lunam variantem
Vnguiculis melius nouerat hic proprus
Quelibet et manuum fuit illi litera nota
E quibus inspectis esse propheta solet
Illius hoc libri doctj testantur abunde
Quos etas certe rodere nulla potest
Sepius hunc hominem doctissimi adire solebant
Principibus multis gratus et ipse fuit
Numirum ingenio magno preclarus et arte
Qualibet et insignis vir pius atque bonus
Cum tristi tristis, cum letis letus et omni
Conueniens hore quam diu in orbe fuit
Qui postquam Steinheym multis populum docuisset
Annis verba Dei, tristia fata subit
Quicunque hac igitur transis rogo lector arce
Ex animo dicas: huic miserere, deus.

Aliud Epithauium Jo. In.

Siste pedem, queso, nec sic properare viator
Contendas, audi, quid te hec monumenta morentur
Quicquid acutus habet Chaldeus quicquid et omnem
Imbrifer Aegiptum docuit Nilus quid amenus
Pythagoras potuit divina mente videre
Quicquid et Euclides numeris metitur et arte
Corpora discernens siue octocedronta petantur

[1] Die Abbreviatur ist dilnt mit zwei Paralelstrichen über lnt.

[2] Das Epitaph rühmt ihn als Erfinder des Octocedrontes, was ich nicht zu erklären weiss.

Siue Dudocedronta voles manuumque requir....[1]
Linea quid sibi queque notet hic omnia ceco
Sarcophago tumulata iacent. Si forte requiras
Quis sic obscuro concluserit ista sepulchro
Lanifice docto rumpentes pulla sorores
Stamina parocho in Steinheym cui candida vir ..[1]
Et monita viro casteque dedere cam....[1]
Nomen Johanni de Indagine quin Rosenbachum
Dixerunt alii, hec placuit te nosce viator
Quantumuis properes, his lectis, perge valeque.

Aliud Epitha.

Huius Joannes colo Rosenbachius antri
Immo telluris post mea fata locum
Rerum arcanarum quondam indagator acutus
Que natura parens occulit ymmo deus
Inuentor primus mirabilis Octocedrontis
Per quem principibus sepe propheta fui[2]
Percolui parochus deuoto pectore christum
Ergo modo pateant regna superna mihi.

Die des Johannes Indagine Haushalt führende Person wurde vor den Stufen des Kreuzaltars der Pfarrkirche beerdigt, ihr Grab deckte ein noch erhaltener Grabstein, der später als Altarmensa desselben Altars Verwendung fand. Jetzt dient er zu gleichem Zwecke in der Kreuzkapelle bei der Pfarrkirche. Der Kreuzaltar stand an einem Pfeiler, bei dessen Verstärkung in den letzten Jahren man den Stein als ehemaligen Grabstein erkannte, im Grabe selbst traf man noch Haarbüschel der Beigesetzten.

4. Zur Baugeschichte des ehemaligen „Russischen Hofes" in Frankfurt a. M.

Von Dr. **L. Holthof.**

Die Baugeschichte des ehemaligen »Russischen Hofes«, dessen Stelle jetzt zum Neubau des Post- und Telegraphen-Gebäudes hinzugezogen ist, ist mehrfach dargestellt worden, aber nie ganz richtig, so auch nicht in dem sonst so verdienstlichen Werke des hiesigen Architekten- und Ingenieur-Vereins »Frankfurt am Main und seine Bauten«

[1] Am Rande abgegriffen.
[2] Es hiess fui, die noch nasse Dinte des Schlussbuchstabens i ist weggewischt.

(Frankfurt a. M., 1886),[1] und es macht vielleicht gerade der autoritative Charakter des letzteren Werkes es nöthig, eine Berichtigung eintreten zu lassen. Dieselbe dürfte um so leichter zu bewerkstelligen sein, als unlängst dem hiesigen Stadtarchiv von den letzten Besitzern des Hauses, den Herren Th. und F. Drexel, eine Anzahl von Urkunden (in den nachfolgenden Ausführungen mit 1–6 bezeichnet) übergeben worden ist, aus denen alle einzelnen Data mit Sicherheit festzustellen sind.

Der »Russische Hof«, d. h. die vormaligen Liegenschaften Zeil 48 und 50, bildete kein einheitliches Bauwerk, sondern es wurde unter seinem Namen ein Complex von einzelnen Bauten und Parzellen zusammengefasst, die in verschiedener Weise und zu verschiedenen Zeiten mit einander vereinigt worden sind. Den Grundstock bildete das ehemalige v Schweitzer'sche Haus, diesem wurde später das sogenannte Aumann'sche Haus angeschlossen, und hierzu trat dann noch eine ursprünglich zu dem Garten des ehemaligen grossherzoglich hessischen Palais gehörende Parzelle.

Das v Schweitzer'sche Haus, nach der alten Nummerirung mit Lit. D Nr. 19 und 20 bezeichnet, erhob sich an der Stelle zweier ursprünglich gesonderten Baulichkeiten. Die grössere derselben (Lit. D Nr. 19) trug den Namen »Zum Viehhof« und diente seit alter Zeit zum Betriebe einer Gast- und Schankwirthschaft. Sie wird (nach Battonn VI, 122) zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1529 genannt: »Der Viehhof mit Stallen etc. neben Sebastian Schmitten Scheffen einer- und den Jungfrauen von S. Catharinen anderseits.« In einer Urkunde vom Jahre 1545 heisst es: »Haus und Hof der Viehehoff genannt uf dem Viehmarkt neben Wicker Brommen einer- und einem Haus den Jungfrauen St. Catharinae zuständig anderseits.« Die Stadtrechnungen von 1592 und 1594 erwähnen den »Wirt zum Viehhof«, und unter dem Jahre 1613 heisst es: »Philipps Offenbacher Malern zahlt man für eine newe (Markt-) Fahne, mit Ochsen und Schweinen zu malen, welche vff die gewöhnliche Viehmarkttage aus dem Viehhofe ausgesteckt werden solle, dazu er das Tuch geben = 4 fl 12 ß.« Im Jahre 1630 wird ein »Wirth im Viehhofe« unter die Zahl der Frankfurter Bürger aufgenommen. Man sieht, das Haus hatte eine Art officiellen Charakters, und dieser Umstand macht es wahrscheinlich, dass es zu den ältesten gehört hat, die an dieser Stelle der Stadt aufgeführt wurden.

Vergegenwärtigen wir uns nur den früheren Zustand der Zeil. Da wo jetzt die breite, vornehme Strasse mit ihren stattlichen Häusern und ihren eleganten Geschäftslokalen sich hinzieht, d. h. von der ehemaligen Bornheimer bis an die alte Bockenheimer (Katharinen-) Pforte, be-

[1] Vgl. auch die in Lichtdruck vervielfältigten Aufnahmen von P. Hörig, die in einer Mappe ohne Titel erschienen sind.

fand sich einstens die Stätte des Viehmarktes.[1] Derselbe scheint seit sehr alter Zeit hier abgehalten worden zu sein, jedenfalls aber schon vor der mit dem Jahre 1333 beginnenden Erweiterung der Stadt, durch welche die sogenannte »Neustadt« geschaffen wurde, denn nur so erklärt sich die für ihre Zeit ganz ungewöhnliche Breite der Strassenflucht. Die Viehmärkte spielten in der alten Stadt Frankfurt eine ganz hervorragende Rolle, namentlich zur Zeit der Messen, wie ja bekannt ist, dass u. a. der Pferdehandel einen wesentlichen Zug der letzteren ausmachte. Die Gestaltung und Benennung einer ganzen Anzahl von Strassen und Plätzen lässt jetzt noch die Verhältnisse von ehedem mit voller Deutlichkeit durchklingen. Die Stellen, wo die verschiedenen Arten von Vieh feilgehalten wurden, zogen sich wie ein weiter Kranz um die nördliche Umgrenzung der Stadt, wie sie heute noch in den nach »Graben« benannten Strassen zu verfolgen ist. Das Terrain der Zeil war speciell die Verkaufsstelle des Rindviehs, wenigstens in späterer Zeit. Früher mag hier der ganze Markt abgehalten worden sein, denn es lässt sich nicht verkennen, dass mit der Ausdehnung auch eine allmähliche Verschiebung des Marktes Hand in Hand ging. Wohin u. a. der ursprünglich auf dem Platze vor der Liebfrauenkirche, dem sogen. »Rossebühel«, abgehaltene Pferdemarkt sich zog, zeigen jetzt noch die weite Ausbuchtung und der Name des »Rossmarktes« an, von dem ein Theil sich als »Heumarkt« abzweigte, der einzige, der bis in unsere Tage hinein seiner alten Bestimmung treu geblieben ist. Die Verkaufsstände für das Kleinvieh erkennen wir einerseits in der »Schäfergasse« (auch wohl der »Hammelsgasse«) und andererseits in der, wenigstens im Volksmunde noch fortlebenden »Säuallee«. Der Name »Zeil« kam erst nach und nach im 14. und 15. Jahrhundert auf; so heisst es in einer Urkunde von 1382: »Hus und Gesess by der Bornheimer Porthen in der Zyle by Craffte Ulner gein dem Vehemarkte gelegin« — sodann in Gerichtsprotokollen: 1405: »Die Zile in der Nuwenstadt«, 1417. »Hus uf dem Fehemerte an der Zile«, 1433: »Hus und graben . . gelegen in der Nuwenstadt an der czyle« u. s. f. Irrig wäre es jedoch, wie es vielfach noch in neuerer Zeit geschehen, so u. a. in dem citirten Werke, den Namen von der anfangs einseitig erfolgten Bebauung der Nordseite des alten Viehmarktes abzuleiten. Das Wort »Zeile« ist gleichbedeutend mit »Häuserreihe« (daher lateinisch auch linea domorum) und wurde ursprünglich nur für eine ganz bestimmte Häuserreihe auf der Nordseite des alten Viehmarktes gebraucht, nämlich für die zwölf bis vierzehn Wohnstätten, die sich von dem westlichen Eckhause der jetzigen grossen Friedbergergasse (dem »Hause Kraft Ulners«, d. h. Kraft des Töpfers) bis zu dem östlichen Eckhause der Schäfergasse hinzogen. Erst in späterer

[1] Eine Hausurkunde des Stadtarchivs von 1343 spricht vom »vehe markete zwschen Buckinheimer porten und Burnheimer porten uzwendig der stede muren«

Zeit ist der Name Zeil auf die ganze Ausdehnung der Strasse übergegangen.

Die Liegenschaft »Zum Viehhofe« verlor ihre alte Bedeutung, als im Jahre 1784 der Viehmarkt von der Zeil fort verlegt wurde. Im Jahre 1786 erwarb sie der Frankfurter Bürger und Handelsmann Franz Maria Schweitzer als Baustelle für den Neubau, den er damals plante.

Von dieser Baustelle wurde östlich und nördlich noch eine andere als Enclave umschlossen, diejenige, auf der sich die Behausung Litera D Nr. 20 erhob, früher »den Jungfrauen von St Catharinen zuständig«, zuletzt im Besitze des hiesigen Bürgers und Vicepräsidenten des Schöffenrathes zu Batavia, Herrn Friedrich Philipp Behrends. Von letzterem erstand sie F. M. Schweitzer (laut erhaltenem Originalvertrag) am 15 Juni 1787.

Unrichtig ist es demnach, wenn in dem mehrfach genannten Werke als Bauzeit für das Schweitzer'sche Haus die Jahre 1780—86 angegeben werden. Der Bau kann nicht vor dem Jahre 1786 begonnen haben, da in diesem erst Schweitzer die Hauptbaustelle kaufte, ja es ist unwahrscheinlich, dass die Bauarbeiten vor dem Herbste 1787 begannen, da F. Ph Behrends sich ausdrücklich in dem verkauften Hause Wohnung bis zum 1 November 1787 vorbehielt. So spricht auch Schweitzer in einer Vorstellung, die er unter dem 19 November 1787 bei dem Bauamte einreicht, von seinem »auf der Zeil vorhabenden Baue«, zugleich allerdings erwähnend, dass er die Risse zu demselben bereits am 24 September des Vorjahres übergeben habe. Vollendet wurde der Bau im Jahre 1792, denn in einer Eingabe, in der Schweitzer um die Erlaubniss nachsuchte, vor sein Haus auf der Zeil Abweissteine setzen zu dürfen, bezeichnet er dasselbe als bereits »erbaut«; auch gab die Inschrift auf dem Deckengemälde des Treppenhauses das Jahr 1792 als das der Fertigstellung an. Völlig zu Ende scheinen indess die Bauarbeiten erst im Jahre 1794 gediehen zu sein, wenigstens wird dieses Jahr in der Inschrifttafel, die sich früher an einer Innenwand des Hofes befand und jetzt im städtischen Historischen Museum aufbewahrt wird, klar und deutlich als das des Bauabschlusses bezeichnet.

Plan und Ausführung des Gebäudes rührten, wie bekannt, von dem Architekten Nicolas de Pigage her, einem äusserst feinsinnigen Künstler, von dem wir leider wenig mehr wissen, als dass er ausser dem Schweitzer'schen Hause in Frankfurt den linken Flügel des Schlosses in Mannheim, das Theater im Orangeriehause daselbst und das Lustschloss Benrath bei Düsseldorf erbaut hat, sowie dass nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung der Schlossgarten zu Schwetzingen angelegt ist.[1] Pigage stammt aus Lothringen, nicht aus Mailand, wie in dem

[1] Wahrscheinlich rührt von ihm auch das v. Mumm'sche Haus auf der Zeil (Nr 36) her, in demselben soll sich auch sein Medaillon-Portrait befinden.

Werke »Frankfurt am Main und seine Bauten« angegeben wird. Er war geboren 1721, machte seine Studien auf der Akademie zu Paris, praktizirte später bei seinem Vater, der Hofarchitekt bei dem weiland Polenkönige Stanislaus Lescinsky in Lunéville war, bereiste Frankreich, Italien und England und trat 1748 in kurpfälzische Dienste. Im Jahr 1789 erhielt er den Titel eines kurpfälzischen Hofkammer-Raths. Er fungirte als Oberbau- und Gartendirektor und war Mitglied der Akademie San Luca in Rom und der kgl. Akademie der Baukunst in Paris. Das Schweitzer'sche Haus in Frankfurt a. M. dürfte dem Besten beigezählt werden, was die bürgerliche Architektur des vorigen Jahrhunderts im Süden und Westen Deutschlands hervorgebracht hat. Im sogenannten Empirestil gehalten, d. h. antikisirend, doch mit entschiedener Hinneigung zu italienischen Renaissanceformen, zeichnete das Gebäude sich namentlich durch die feine Gliederung seiner einzelnen Theile und die harmonische Abstimmung seiner Verhältnisse aus. Von besonderer Wirkung waren die Durchfahrt mit ihrer Säulenhalle, das originelle Treppenhaus und die eleganten Gesellschaftsräume des ersten Stockwerkes mit ihrem Marmor-Vorzimmer. Die Plafondgemälde in letzterem und dem Treppenhause rührten von Januarius Zick her, die Bildhauerarbeiten von dem aus Herbstadt stammenden Bildhauer Tuchert. Bemerkenswerthe Urtheile über das Schweitzer'sche Haus sind uns von Goethe erhalten in den tagebuchartigen Aufzeichnungen, welche die Ueberschrift tragen: »Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797.« Hier heisst es unter dem 8. August: »Ich habe mich in diesen wenigen Tagen schon viel umgesehen, bin die Stadt umfahren und umgangen, aussen und innen entsteht ein Gebäude nach dem andern, und der bessere und grössere Geschmack lässt sich bemerken, obgleich auch hier mancher Rückschritt geschieht. Gestern war ich in dem Schweitzerischen Hause, das auch inwendig viel Gutes enthält, besonders hat mir die Art der Fenster sehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schlossbaukommission (in Weimar) schicken.« Zehn Tage später (18. August) bemerkt der in seiner Vaterstadt fremd gewordene Reisende, nachdem er auf die Frankfurter Bauweise der früheren Zeit zu sprechen gekommen: »Eine Hauptepoche macht denn nun zuletzt das Schweitzerische Haus auf der Zeil, das in einem ächten, soliden und grossen italienischen Stile gebaut ist und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich noch einige von dieser Art gebaut wurden, so hatten doch die Baumeister nicht Talent genug, mit dem ersten zu wetteifern, sondern sie verfielen, indem sie nur nicht eben dasselbe machen wollten, auf falsche Wege, und wenn es so fort geht, so ist der Geschmack, nachdem ein einziges Haus nach richtigen Grundsätzen aufgestellt worden, schon wieder im Sinken«.

Schweitzer wollte in dem kleinen Palaste, den er auf der Zeil an Stelle des alten Viehhofs erstehen liess, seiner Familie eine Art Fidei-

commiss, d. h. ein Erb- und Repräsentationshaus hinterlassen. Zur Verwirklichung seiner Idee sollte er indess nicht kommen; vorsorglich, wie er war, hatte der kunstsinnige Handelsherr aber auch mit dieser Eventualität gerechnet, denn noch vor begonnenem Baue, am 29. Januar 1788, hatte er sich die dem Hause »Zum Viehhofe« zustehende »Schildwirths-Gerechtigkeit« von der Behörde bestätigen lassen (Urkunde 2).

Nach Schweitzers Tode blieb das Haus 15 Jahre in dem Gesammtbesitze der Erben, dann aber kam es zwischen diesen zu einer Auseinandersetzung und in Folge dessen zum Verkaufe. Am 2 Januar 1827 autorisirte die v. Schweitzer'sche Erbmasse den geschworenen Ausrufer, Herrn Klebinger, den öffentlichen Verkauf vorzunehmen (Urkunde 3 vom 12 März 1827). Bei der Versteigerung fiel das Haus um die Ansteigerungssumme von 79,525 fl. dem hiesigen Bürger und Metzgermeister Johannes Stier zu, der sofort nach dem Ankaufe (am 13 März 1827) sich vom Senate die Ermächtigung ertheilen liess, der von ihm erkauften und mit der Gastgerechtigkeit versehenen Behausung Zeil Lit. D Nr. 19 und 20 den Namen »Zum russischen Hofe« beizulegen (Urkunden 4 und 5). Am 15. März kam es zum Abschlusse eines Hypothekenvertrages (die Summe von 66,000 fl. betreffend) zwischen der v Schweitzer'schen Erbmasse und dem neuen Erwerber der Liegenschaft (Urkunde 6). Herr Stier hatte übrigens das Haus nicht für sich gekauft, sondern für seinen Schwiegersohn Johann Friedrich Adalbert Sarg, in dem uns der erste Gasthalter »Zum russischen Hofe« entgegentritt.

Für den Betrieb eines Gasthauses, wenn auch in noch so vornehmem Stile gehalten, erwiesen die Räume des Schweitzer'schen Hauses sich bald als nicht zureichend, und so sah Herr Sarg sich wenige Jahre nach Uebernahme des Hauses genöthigt, auf Erweiterung desselben zu denken. Die Gelegenheit hierzu bot sich im Jahre 1834 durch den Verkauf des zwischen dem »Russischen Hofe« und dem dermaligen Postgebäude gelegenen Hauses — des sogen. Aumann'schen Hauses — dar. Am 23. September gedachten Jahres wurde dasselbe von Herrn J. F. A. Sarg und dessen Ehefrau Margarethe, geb. Stier, in öffentlicher Versteigerung zu dem Preise von 65,000 fl. erworben. Das Haus, damals noch mit Lit. D Nr 21—24 bezeichnet, gehörte zu dem Nachlasse des Handelsmannes Johann Christoph Aumann und dessen (nachverstorbener) Gattin Christine Margarethe, geb. Dehn (Urkunde 7, Quittung des öffentlichen Ausrufers Mannberger vom 24. September 1834 über erhaltene 1640 fl Ausrufergebühr). Das Areal des Aumann'schen Hauses setzte sich zusammen aus vier einzelnen Parzellen, Lit. D Nr. 21, 22, 23 und 24 (»Schwarzes Lamm«). Zu Battonns Lebzeiten (nach 1759) kaufte der Gastwirth H. Dick »Zum rothen Hause« die vier Baracken zusammen (»Nester« nennt Battonn sie), riss sie nieder und baute an ihrer Stelle ein grosses steinernes Haus in gleicher Flucht mit seinem Gasthofe »Zum

rothen Hause«. In seiner ursprünglichen Gestalt hatte das Haus nur zwei Stockwerke, das dritte sowie den Balkon fügte Sarg hinzu.

Einen weiteren Zuwachs erhielt das Terrain des »Russischen Hofes« durch ein von Sarg im Jahre 1839 erworbenes Stück (8040 Frankfurter Quadratfuss) des zu dem ehemaligen grossherzoglich hessischen Palais gehörenden Gartens (Urkunde 8. Quittung der grossh. Hessischen Haupt-Staatskasse vom 1. Juni 1839 über empfangene 10,000 fl.).

Die letzte bauliche Veränderung im »Russischen Hofe« dürfte die im Jahre 1880 vorgenommene Umgestaltung und neue künstlerische Ausschmückung des zu ebener Erde nach dem Hofe zu gelegenen Speisesaales, des ehemaligen Musiksaales des Schweitzer'schen Hauses, gewesen sein.

Die Führung des Wirthschaftsbetriebes im »Russischen Hofe« lag von 1827—1852 in den Händen des Herrn F. A. Sarg, von 1853—1862 in denen des Herrn P. C. Ried und von 1863—1888 in denen der Herren Th. und F. Drexel. Unter sämmtlichen Eigenthümern hat das Haus sich das gleiche gediegene und vornehme Ansehen zu wahren gewusst; ja man kann sagen, sein eigentlich historischer Charakter — soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann — habe erst mit dem Gastwirthschaftsbetriebe begonnen. Es mag allerdings befremdlich erscheinen, dass sich bei der Versteigerung im Jahre 1827 kein anderer Käufer fand und das auf dem Boden des »Viehhofs« entstandene prachtvolle Haus zu der ursprünglichen Bestimmung seiner Baustelle zurückkehren musste, doch scheinen sich damals verschiedene Projecte noch in letzter Stunde zerschlagen zu haben, wenigstens wird mit voller Bestimmtheit versichert, dass um jene Zeit zwei hervorragende Frankfurter Bankhäuser (Rothschild und Bethmann) die Absicht gehabt hätten, das Haus für sich zu erwerben. Später soll Kurfürst Friedrich Wilhelm II. von Hessen ernstlich sein Augenmerk auf den »Russischen Hof« gerichtet haben und nur durch die Ereignisse des Jahres 1866 von einem Ankaufe zurückgehalten worden sein. Sehr lebhaft hat sich stets Herr von Bismarck für das berühmte Hotel interessirt, wie es ja bekannt ist, dass er, während er preussischer Gesandter am Bundestage war, mehrfach seiner Regierung den Ankauf des Hauses für ein preussisches Gesandtschaftshotel in Vorschlag gebracht hat. In seiner Absicht lag es auch, den Frieden von 1871 im »Russischen Hofe« abzuschliessen. Er hatte hierher Jules Favre Rendez-vous gegeben, und letzterer liess in Folge dessen die erste Etage im Nebenhause (dem ehemaligen »Aumann'schen Hause«) für sich belegen, die er während der Verhandlungen auch bewohnte. Wegen einer baulichen Veränderung (Strassenpflaster-Reparatur) brachten die betreffenden preussischen Beamten den Auftrag des Kanzlers gegen dessen Absicht nicht zur Ausführung

Zu den gekrönten Häuptern, die oft und mit Vorliebe im »Russischen Hofe« verweilten, gehörte u. A. Kaiser Wilhelm I. Als Prinz von Preussen und Obercommandant der badischen Occupations-Armee hatte er während des Jahres 1849 sein Hauptquartier im sogen. Frescosaale im zweiten Stocke des Haupthauses aufgeschlagen. Einmal drohte ihm während dieser Zeit Lebensgefahr. Der hohe Herr hatte sich nach einem Ausfluge bei stürmischem Wetter in einem der Nebenzimmer des ersten Stockwerkes (dem sogen. blauen Seidenzimmer) zur Ruhe begeben, als ein von dem Kammerdiener zu nahe an den Heizapparat gerückter Reisepelz Feuer fing und dasselbe auf die Tapeten des Gemachs übertrug, sodass ein Unfall schwer vermeidlich gewesen wäre, wenn nicht der intensive Brandgeruch noch im richtigen Momente Hilfe herbeigezogen hätte. Während der sechziger Jahre nahm der verewigte Monarch als König von Preussen mehrfach im »Russischen Hofe« Absteigequartier, so als er im Sommer 1864 von Frankfurt aus der in Bad Schwalbach weilenden Kaiserin Eugenie einen Besuch abstattete. Beiläufig sei erwähnt, dass der unglückliche Sohn dieser unglücklichen Frau seine letzte Reiserast auf europäischem Boden vor seinem verhängnissvollen Zug nach Afrika in Frankfurt im »Russischen Hofe« hielt.

Eine gewichtige Rolle spielte das Hotel in dem politischen, bezw. diplomatischen Leben und Treiben unserer Stadt zur Zeit des selig entschlafenen Bundestages. Hier fanden die beiden grossen Essen statt, welche alljährlich der »ältere« und »jüngere« wohlregierende Herr Bürgermeister den Bundestagsgesandten, Mitbärbevollmächtigten, Consuln und sonstigen Notabilitäten gaben. Die preussischen Gesandten (Sydow und Savigny) nahmen hier, so lange sie eine eigene Wohnung noch nicht bezogen hatten, Quartier. Während des Fürstentages im Jahre 1863 beherbergte das Haus eine ganze Reihe von Fürstlichkeiten mit ihrem Hofstaate, darunter den blinden König Georg von Hannover. Aus der Küche des »Russischen Hofes« gingen die Speisen für das grosse Bankett im Römer hervor, und es begründeten die Gebrüder Drexel, die kurz zuvor die Geschäftsleitung übernommen hatten, bei dieser Gelegenheit den Ruhm ihres Kellers durch den noch lange genannten »Fürstenwein« (1858er Rauenthaler). In eigenthümlicher Weise spiegelten im Verkehr des Hauses die politischen Verhältnisse sich wieder, als die Zeit des »Conflictes« ihre Schatten vorauszuwerfen begann. In früherer Zeit hatten die betheiligten Kreise, soweit sie nicht verheirathet waren, sich gemeinschaftlich zur 5 Uhr-Tafel im »Russischen Hofe« eingefunden, als aber immer vernehmlicher der Ruf »Hie Welf!« »Hie Wablingen!« erscholl, zogen die Oesterreicher und das Militär in den »Englischen Hof« zur 1 Uhr-Tafel aus, während die Diplomaten an alter Stelle bei der 5 Uhr-Tafel verharrten. Nach den politischen Umgestaltungen des Jahres 1866 kehrten übrigens die höheren preussischen Officiere wieder zum 5 Uhr-Tisch in den »Russischen Hof« zurück.

Auch in künstlerischer, bezw. musikalischer Hinsicht hat der »Russische Hof« für Frankfurt seine bestimmte Mission gehabt; denn lange Zeit versammelte sich (während der dreissiger und vierziger Jahre) die musikliebende Bürgerschaft Frankfurts mit Vorliebe in dem grossen Parterresaale zu Concerten und musikalischen Aufführungen.

Zum Schlusse dürften vielleicht einige Notizen über den Begründer des Hauses und dessen Familie nicht uninteressant sein. Franz Maria Schweitzer war als junger Mann aus Italien nach Frankfurt gekommen. Als er am 1. November 1751 um Aufnahme in den Frankfurter Bürgerverband nachsuchte, gab er über sich und seine persönlichen Verhältnisse Folgendes an. Er sei am 27. October 1722 in Verona geboren; sein Geschäft bestehe in dem Handel mit italienischen Seidenwaaren; er sei verlobt mit Paula Maria Francisca Allesina (Alessina), geboren am 2. December 1725 in Frankfurt (Mutter: eine Brentano, geb. 12. Juli 1705 dahier). Er gedenke keine eigene Handlung hier zu errichten, sondern bleibe mit der Allesina'schen Handlung in Compagnie und in seines Schwiegervaters Hause, bezw. an dessen Tisch. Dazu machte er sich anheischig, sogar für die aus seiner Ehe zu gewärtigenden Kinder, niemals hierselbst eine sogen. italienische Handlung anzufangen, wie die Brentano, Guaita u. s. w. Sein Vermögen sei dermalen kein grosses, gleichwohl sei er erbötig, für den Fall, dass ihm das Bürgerrecht zu Theil werde, die höchste Schatzung mit jährlich 54 fl. zu zahlen. Sein Schwiegervater werde daneben als Beisasse die 100 fl. Schreibgebühr weiter entrichten, auch für ihn 1000 Reichsthaler ad aerarium zahlen. Auf dieses Gesuch ging damals der Rath nicht ein, und Schweitzer leistete infolge dessen am 10. December 1751 nur den Beisasseneid. — Am 20. Mai 1766 kam Schweitzer nochmals um das Bürgerrecht ein, nachdem er 15 Jahre lang Beisasse gewesen war, und ihm aus seiner Ehe acht Kinder geboren worden. Er berief sich dabei namentlich auf die Fürsprache des beim Frankfurter Rath sehr viel vermögenden Grafen von Pergen. Der Rath lehnte auch diesmal das Gesuch ab, änderte aber sieben Tage später — nachdem wahrscheinlich inzwischen der Graf von Pergen ein Wörtlein hatte fallen lassen — seinen Entschluss und nahm Schweitzer am 27. Mai 1766 unter die Zahl der hiesigen Bürger auf. Schweitzer scheint mit seinem steigenden Reichthume auch das ganze Ansehen überkommen zu haben, das vor ihm sein Schwiegervater Allesina genoss. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts galt er als das anerkannte Haupt der in Frankfurt ansässigen italienischen Familien, der Guaita, Mussi, Bell., Barozzi, Bolongaro, Crevenna, Bonati, Berna, Brentano u. s. w., deren Kreis in dem Schweitzer'schen Palazzo auf der Zeil auch seinen natürlichen Mittelpunkt fand. Schweitzer starb am 16. December 1812 als kurbayerischer Commerzienrath und im Besitze des persönlichen Adels.

Die Schreibweise seines Familiennamens gab er bei seiner Vernehmung vor dem Frankfurter Melde-Amte am 1. November 1751 als Sueitzer an, doch nannte sein Vater Bartolomeo in Verona sich Suaicara. Letztere Namensform ist deshalb interessant, weil sie sich als eine ursprünglich deutsche — Schweikard — und dann erst italianisirte zu erkennen gibt. Sie zeigt uns an, dass wir es mit einer Familie zu thun haben, die von Deutschland aus nach Italien auswanderte und, als sie sich dort vollkommen acclimatisirt und die Verhältnisse von ehedem bis auf die letzte Spur vergessen hatte, die Rückwanderung in die alte Heimath antrat, um sich hier bis auf die Umdeutschung des mit der Zeit vollständig verwelschten Namens — Schweikard — Suaicara — Schweitzer - gänzlich wieder zu germanisiren.

Zu welcher weiten Verzweigung es mit der Zeit die Schweitzer'sche Familie gebracht, geht am besten aus den Unterschriften eines Documentes aus dem Jahre 1827 (der schon erwähnten Urkunde 3) hervor. In demselben werden als Vertreter der v. Schweitzer'schen Erbmasse angeführt:

Herr François Marie Joseph de Guaita für sich und seine Ehegattin (eine geborene von Schweitzer) sowie als Bevollmächtigter seiner Schwägerin, der Frau Fürstin von Wittgenstein (geborenen von Schweitzer); Herr Johann Baptist von Schweitzer, Herr G. von Guaita für sich und seine abwesenden Kinder, Herr Joseph Anton Bernay als Bevollmächtigter:

1) der Frau Wittwe Maria Therese Josepha Johanna von Koestler, geb. von Schweizer,

2) der Frau von Guaita, geb. Mainoni;

3) des Herrn Rittmeisters Johann Paul Eleonor von Schweizer gen. von Allesina;

4) der Frau Maria Nicolas Paula Francisca von Montricher, geb. von Chamot und deren Kinder;

5) des Herrn Johann Maria Ludwig Theodor von Schweizer;

6) des Herrn Anton Maria von Schweizer und dessen Nichte, Frau Therese Alexandra von Tettenborn, geb. von Chamot;

7) des Herrn Franz Maria Chamot und

8) der Frau Josephine Thurneisen, geb. Chamot.

Zur Zeit (1892) noch lebende männliche Nachkommen des Franz Maria von Schweitzer sind:

1. Freiherr Ferdinand Allesina von Schweitzer, grossherzoglich badischer Legationsrath a. D., dermalen in Rom;

2 Freiherr Carlo Allesina von Schweitzer, grossherzoglich hessischer Rittmeister a. D., dermalen in Jugenheim an der Bergstrasse.

3. Herr Friedrich Allesina von Schweitzer, unbekannt wo?

4. Herr G Schweitzer (Nachkomme des jüngsten der Söhne F M v Schweitzer's) in Lengenfeld bei Krems an der Donau Ein Sohn desselben, Carl Allesina von Schweitzer, Gneixendorf, vermählte sich August 1890 mit einer Gräfin von Wrangel, aus welcher Ehe männliche Nachkommenschaft vorhanden ist.

Verein für Geschichte und Alterthumskunde

zu

Frankfurt a. M.

Geschäftliche Mittheilungen.

I. Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1893.

Erstattet in der Generalversammlung am 22. Januar 1894

Der Vorstand darf seinen Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr wiederum mit der erfreulichen Versicherung beginnen, dass Leben und Thätigkeit unseres Vereins sich in gewohnter Weise fortentwickelt haben

Der Vorstand bestand nach den in der vorjährigen Generalversammlung erfolgten Wahlen aus den Herren:

Konservator *Otto Cornill*,
Maler *Otto Donner-von Richter*,
Stadtarchivar Dr. *Rudolf Jung*,
Oberstabsarzt a. D. Dr. *Karl Theodor Kuhe*,
Kaufmann *Wilhelm Mappes*,
Senator Dr *Emil von Oven*,
Kaufmann *Emil Padjera*,
Steuerkasse-Vorsteher *Gustav Reutlinger*,
Professor Dr. *Alexander Riese*,
Professor Dr. *Georg Wolff*.

Den Vorsitz führte Herr Stadtarchivar Dr *Jung*, dessen Stellvertretung Herr Professor Dr. *Wolff;* Schriftführer war Herr *Mappes*, Kassenführer Herr *Reutlinger* Die nach unseren Satzungen zu bildenden Kommissionen setzten sich wie folgt zusammen: Die Redaktions-Kommission aus den Herren Dr. *Jung*, *Donner* und Professor *Riese*, die Lokal-Kommission aus den Herren *Reutlinger*, *Padjera* und Dr. *von Nathusius*, die Exkursions-Kommission aus den Herren Dr. *Kuhe*, *Kober* und Dr. *von Nathusius*, die Bibliotheks-Kommission aus den Herren Dr. *Jung*, Dr. *Heuer* und Dr *Pallmann;* die an den ersten Stellen genannten Herren Vorstandsmitglieder führten satzungsgemäss den Vorsitz in den betreffenden Kommissionen. Die Verwaltung unserer Vereinsbibliothek wie die Redaktion der im Korrespondenzblatte der Westdeutschen Zeitschrift veröffentlichten Sitzungsberichte lag in den Händen des Herrn Dr *Jung*, welcher auch die laufenden Geschäfte des Vereins an dessen langjähriger Geschäftsstelle, dem Stadtarchive auf dem Weckmarkt, besorgte

Aus dem Vorstand haben diesmal die in der Generalversammlung des Jahres 1892 gewählten Herren *Cornill*, *Donner*, *Mappes*, *Reutlinger*

und *Riese* auszuscheiden, da deren zweijährige Amtszeit jetzt beendet ist. Wir erlauben uns, Ihnen satzungsgemäss zehn Herren zur Ernennung zu Mitgliedern des Vorstandes vorzuschlagen, Sie finden darunter auch die Namen der Herren, welche zwar ausscheiden, sich aber zur Annahme einer etwaigen Wiederwahl bereit erklärt haben. Unser Vorschlag ist natürlich für die Generalversammlung durchaus unmassgeblich, nur wollen Sie beachten, dass allein diejenigen Stimmzettel gültig sind, auf welchen fünf Namen nicht durchstrichen sind.

Für die Revision der Kassenführung haben wir wiederum unseren verehrten Herren *Ferdinand Eytsen* und *Wilhelm Weismann* zu danken. Es ist uns nachgerade zur lieben Gewohnheit geworden, den beiden Herren unseren Dank dadurch auszudrücken, dass wir sie auch für das neue Jahr um die Revision unserer Kassenführung bitten. Als Ersatz-Revisoren schlagen wir Ihnen wieder die Herren Rentner *Joseph Dibelka* und Buchhändler *Schuchhard* vor, welche im Falle der Verhinderung eines oder der beiden Revisoren nach alphabetischer Folge an die Stelle der betreffenden Herren zu treten hätten.

Die Hoffnung, die wir im vorjährigen Berichte aussprachen, dass das neue Jahr unseren Mitgliederbestand wieder über die Zahl 400 bringen möge, hat sich leider nicht erfüllt. Zwar haben sich uns im Laufe des Jahres 1893 14 neue Mitglieder angeschlossen, denen aber nicht weniger als 13 Austrittserklärungen und 14 Todesfälle entgegen stehen, so dass wir das neue Jahr mit 391 Mitgliedern beginnen. Wir bitten Sie abermals dringend, in Ihren einzelnen Kreisen für die Bestrebungen des Vereins wirken und uns neue Genossen gewinnen zu wollen.

Unter den Mitgliedern, welche der Tod aus unserer Mitte nahm, gedenken wir zunächst zweier treuer Freunde unseres Vereins, die bis zuletzt bei uns ausgehalten und nicht leicht einen Sitzungsabend versäumt haben: der Herren *Jakob Reuter* und *Johannes Streng*. Wir beklagen ferner den am 14. Februar in Mainz erfolgten Tod des Seniors unserer korrespondierenden Mitglieder, des Professors Dr. *Ludwig Lindenschmit*, des Nestors der Rheinländischen Alterthumskunde, des hochverdienten Gründers und Leiters des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz; er gehörte zu den unserer nächsten Umgebung angehörenden Alterthumsforschern, welchen im Jahre 1860 als ersten die Würde eines korrespondierenden Mitgliedes unseres Vereins ertheilt wurde.[1]

Näher, wenigstens in früheren Jahren, stand uns der am 6. December verschiedene Maler *Karl Theodor Reiffenstein*, in dem wir Frankfurts bedeutendsten Geschichtsschreiber mit Pinsel und Palette betrauern.

[1] Vgl. über Lindenschmit und seine Verdienste um die Alterthumswissenschaft Professor Adamys trefflichen Nekrolog in den Quartalblättern des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen, Jahrgang 1893, S. 274 ff.

Mehr als 50 Jahre eines arbeitsreichen Lebens hat er vorzugsweise der künstlerischen Darstellung des alten Frankfurt und seiner einzelnen Häuser und Höfe gewidmet. Seine feinsinnig empfundenen und künstlerisch vollendeten Aquarelle sind uns allen wohlbekannt; sie bilden eine der schönsten Zierden unseres Historischen Museums und zugleich eine unserer wichtigsten Quellen für die Erkenntniss früherer Zustände unserer Stadt, für den Genuss verschwundener Schönheiten aus früheren Jahrhunderten, welche in den letzten Jahrzehnten beseitigt wurden. Unsere Vereinsschriften verdanken ihm manchen werthvollen Beitrag, das Frankfurt des vorigen Jahrhunderts hat er den weitesten Kreisen durch seine »Bilder aus Goethes Dichtung und Wahrheit« vertraut gemacht, seine in dem handschriftlichen Texte zu den Frankfurter Aquarellen niedergelegten Forschungen über die Frankfurter Baugeschichte harren noch der Veröffentlichung[1]. Den uns durch den Tod entrissenen Mitgliedern, den eben genannten, wie den nicht genannten, lassen Sie uns ein dankbares Andenken widmen.

Im verflossenen Jahre konnten wir an unsere Mitglieder ausser dem Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, Jahrgang 1892, auch den vierten Band der dritten Folge unseres »Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst« ausgeben. Im laufenden Jahre wird ausser dem Jahrgange 1893 des Korrespondenzblattes nebst dem Limesblatt noch eine ausserordentliche Veröffentlichung des Vereins in Ihre Hände gelangen: das erste Heft einer Reihe von Schriften, welche wir in grösseren Zwischenräumen über die Römerstadt bei Heddernheim herauszugeben gedenken. Da unsere Vereinszeitschrift vorzugsweise den Arbeiten aus der Frankfurter Geschichte vorbehalten werden soll, und da deren Format sich für die Beigabe von Plänen und Abbildungen wenig eignet, so werden diese Heddernheimer Schriften in dem Quartformat erscheinen, welches Ihnen von unseren eingegangenen Neujahrsblättern her bekannt ist. Das im Frühjahr bei der Erhebung der Mitgliederbeiträge zur Vertheilung gelangende Heft enthält zunächst einen Bericht des Herrn *F. Quilling* über die Ausgrabungen bei Heddernheim in dem Jahre 1891, ferner eine Untersuchung des Herrn *Thomas* über die dortigen Töpferei-Anlagen und endlich, an den Römischen Helm aus Heddernheim in unserem Historischen Museum anknüpfend, eine durch reiche Illustrationen erläuterte Darstellung der antiken Helmformen aus der Feder des Herrn *Donner v. Richter*. Wenn wir Ihnen weiter für das laufende Jahr noch den vierten Band der von uns mit städtischer Unterstützung herausgegebenen »Inventare des Frankfurter Stadtarchivs« in Aussicht stellen,

[1] Ueber Reiffensteins Leben vgl. das Vorwort zum ersten Hefte der in C. Jügels Verlag erscheinenden Sammlung der Reiffensteinschen Frankofurtensien, es stammt aus der Feder seines Jugendfreundes, des Herrn Stadtrath G. Beck.

welcher die Inhaltsübersichten der politischen Bestände unseres Stadtarchivs vor 1500 abschliessen und zugleich das Register über die bisher erschienenen Bände bringen soll, so glauben wir Ihnen genügenden Ersatz für den dieses Jahr ausfallenden Archivband zu geben, dessen Veröffentlichung aus finanziellen Gründen auf das nächste Jahr verschoben werden muss.

In den 11 wissenschaftlichen Sitzungen unseres Vereins, deren Besuch meistens ein befriedigender war, wurden folgende Vorträge gehalten:

1) Das älteste Judenviertel in Frankfurt. (Dr *H. von Nathusius*)
2) Der Thurm der Liebfrauenkirche. (*E. Padjera.*)
3) Die Säkularisation des Barfüsser-Klosters im Jahre 1529 (Dr. *R. Jung.*)
4) Geschichte der Freimaurerei in Frankfurt. (*B. Reges.*)
5) Das Frankfurter Bürgermilitär im vorigen Jahrhundert (Dr. *R. Jung.*)
6) Zur Baugeschichte des Karmeliter-Klosters im vorigen Jahrhundert. (Dr. *E. von Oven.*)
7) Metall- und Papiergeld-Umlauf in Frankfurt um die Mitte dieses Jahrhunderts. (*W Mappes*)
8) Die vorjährigen Heddernheimer Ausgrabungen. (*F. Quilling*)
9) Die Ergebnisse der Reichs-Limesforschung auf der Strecke Hanau-Frankfurt. (Prof. Dr. *G Wolff.*)
10) Die vorjährige Limesforschung in Hessen. (*F. Kofler.*)
11) Die griechisch-römische Kunst im Frankfurter Historischen Museum. (*F Quilling.*)
12) Die letzten Zeiten der Römerherrschaft in Deutschland (Prof. Dr. *A. Riese.*)
13) Der Zusammenhang des mittelalterlichen Gildewesens mit römisch-heidnischen Einrichtungen. (Dr. *O. Volger*)

Von diesen Vorträgen sind oder werden demnächst gedruckt: Nr. 8 in der oben erwähnten Schrift über Heddernheim, Nr 11 in dem Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 27 November 1893. Für die anderen Vorträge verweisen wir auf die meist von den Vortragenden selbst herrührenden Referate im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, für Nr. 9 und 10 besonders auf die offiziellen Berichte der beiden Redner im Limesblatte.

Es ist dem Vorstande eine angenehme Pflicht, den Herren Rednern auch an dieser Stelle den verbindlichsten Dank des Vereines zugleich mit der Hoffnung auszusprechen, dass sie sich auch ferner bereit finden lassen wollen, unsere Mitglieder durch ihre Vorträge zu erfreuen.

Wir haben Ihnen bereits im vorjährigen Berichte mitgetheilt, dass wir zur Förderung wissenschaftlicher Ausgrabungen in der Umgebung unserer Stadt die Regierungen in Kassel und Wies-

haben um eine entsprechende Vollmacht ersucht haben; wir konnten Ihnen damals auch den günstigen Bescheid der Kasseler Regierung mittheilen. Die Antwort der Wiesbadener Regierung ist für uns eine viel ungünstigere; sie gestattet uns die Ausgrabungen in den zu unserem Forschungsgebiete gehörenden Ortschaften ihres Bezirkes, nimmt aber davon die früher Nassauischen Gebietstheile aus, zu denen die Ortschaften Heddernheim, Eschborn, Sossenheim, Nied, Höchst und Schwanheim zählen, und will in diesen Orten nur dem Vereine für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung Ausgrabungen gestatten. Durch diesen Bescheid werden unseren Arbeiten gerade die für die Erforschung der Römerzeit wichtigsten Orte unserer Umgebung, soweit fiskalisches, kommunales und Stiftungs-Terrain in Betracht kommt, verschlossen, unserem Historischen Museum wird dadurch ein ergiebiger Boden für Fundstücke aus der Römerzeit entzogen. Der Vorstand wird unter Berufung auf das, was unser Verein bereits für die Erforschung der Vergangenheit jener Ortschaften geleistet hat, sei es durch Nachgrabungen, sei es durch wissenschaftliche Veröffentlichungen, den Versuch machen, die Zurücknahme dieser Entscheidung zu erwirken, welche unsere Thätigkeit auf einem Gebiete brach legt, dem wir früher sowie gerade jetzt wieder reiche Opfer an Arbeit und Geldmitteln bringen wollten, und welche die Vermehrung des Museums so empfindlich beschränkt.

Als wir am Himmelfahrtstage unter der trefflichen Führung des Herrn *Thomas* die Althöfer Ringwälle bei Oberursel besichtigten, konnten wir wahrnehmen, wie weit schon die Zerstörung dieser denkwürdigen Reste aus der vorgeschichtlichen Zeit vorgerückt ist, welche von den benachbarten Gemeinden gern als Steinbrüche ausgebeutet werden. Um dieser Zerstörung Einhalt zu gebieten, wandten wir uns an die zuständigen preussischen und hessischen Behörden mit dem Ersuchen, sich für die Erhaltung dieser Ringwälle zu interessieren und den Umwohnern die Abfuhr von Steinen aus denselben zu untersagen. Bis jetzt ist uns von dem Herrn Landrath des Landkreises Frankfurt und von dem Herrn Konservator der hessischen Kunstdenkmäler in Darmstadt ein günstiger Bescheid geworden; die Antworten der anderen Instanzen — General-Konservator in Berlin, Oberpräsident und Regierungspräsident — stehen noch aus.

Aber nicht nur den Ausgrabungen und den erhaltenden Bestrebungen ausserhalb der Stadt ist unsere Aufmerksamkeit zugewendet. Die nächsten Jahre bieten eine nicht wiederkehrende Gelegenheit, im Inneren unserer Stadt durch Aufwühlen des Bodens ihre älteste Begrenzung und Befestigung aus der Karolingerzeit ein für alle Male wissenschaftlich festzustellen. Wie Ihnen bekannt, folgt der östliche Theil des neuen, mitten durch die Altstadt geplanten Strassenzuges ungefähr dem Laufe der Braubach und der Karolingischen Stadtmauer. Unser um die Erforschung der Stadtbefestigung verdientes Mitglied, Herr

Emil Padjera, regte zuerst im Vorstande den Gedanken an, die Gelegenheit dieses Strassendurchbruchs und der dadurch erforderlichen Erdarbeiten zur wissenschaftlichen Erforschung dieser ältesten Grenzlinie der Stadt zu benutzen. Der Vorstand nahm diese Anregung mit Freuden auf und bewarb sich, um einem diesbezüglichen Gesuche bei den städtischen Behörden grösseren Nachdruck zu geben, um die Unterstützung mehrerer gleichstrebender Vereine, des Architekten- und Ingenieur-Vereins, des Vereins für das Historische Museum, des Akademischen Gesammt-Ausschusses des Freien Deutschen Hochstiftes, der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft. Wir richteten ein gemeinschaftliches Gesuch an den Magistrat des Inhaltes, dieser wolle die nöthigen Arbeiten durch das Tiefbau-Amt und aus städtischen Mitteln ausführen lassen, und zwar unter Leitung einer Kommission, in welcher das Tiefbau-Amt durch den mit der Einzelausführung beauftragten Ingenieur und die städtische Kommission für Kunst und Alterthums-Gegenstände, sowie die genannten Vereinsvorstände durch je ein sachkundiges Mitglied vertreten sind. Unser Gesuch fand bei dem Magistrate wie bei den Stadtverordneten eine verständnissvolle Aufnahme; durch übereinstimmende Beschlüsse beider Behörden wurde für diese Untersuchung ein übertragbarer Betrag von je 1000 Mark auf zwei Jahre, zuerst für 1894/95, in den städtischen Haushaltsplan eingestellt. Wir hoffen, dass die städtischen Behörden, sobald die Arbeiten in Angriff genommen werden, auch die von uns vorgeschlagene Kommission berufen werden, welche die wissenschaftliche Leitung der Nachforschungen zu übernehmen hat; denn nur von einer gewissenhaften und wissenschaftlichen Arbeit auf dem Terrain des Strassendurchbruchs sind werthvolle und endgültige Aufschlüsse über unsere älteste Stadtgrenze zu erwarten.

Mit Befriedigung geben wir Ihnen davon Kenntniss, dass uns das Königliche Polizei-Präsidium im letzten Jahre mehrfach von Funden und Ausgrabungen in der Nachbarschaft benachrichtigt hat, eine Aufmerksamkeit, durch welche uns das Polizei-Präsidium zu verbindlichstem Danke verpflichtet hat.

Von unseren sonstigen Beziehungen zu anderen gleichstrebenden Vereinen gedenken wir des 25jährigen Jubiläums des Taunusklubs, dem wir schriftlich ein herzliches Glückauf zuriefen mit der Bitte, seine Aufmerksamkeit und Fürsorge auch der Erhaltung denkwürdiger Alterthümer in unserem schönen Nachbargebirge zuwenden zu wollen. Dem Architekten- und Ingenieur-Verein verdanken wir eine freundliche Einladung, uns an einem am 1 Oktober stattgefundenen Ausfluge nach Arnsburg und Münzenberg zu betheiligen, wovon leider ungünstiger Verhältnisse wegen nur wenige Mitglieder Gebrauch machten.

In Gemeinschaft mit dem Vereine für das Historische Museum besichtigten wir am 19 Februar die im Auktionssaale von Herrn *Rudolf*

Bangel ausgestellten Griechisch-Aegyptischen Portraits des Herrn *Th. Graf*. Herr *Otto Donner-v. Richter*, welcher über die Technik dieser Bilder und ihre Stellung in der griechischen Kunstgeschichte bereits mehrere Arbeiten veröffentlicht und einmal auch in unserem Vereine darüber gesprochen hat, hatte die Freundlichkeit, uns durch seine treffliche Erklärung in Verständniss und Genuss dieser hochinteressanten Ueberreste hellenistischer Kunst einzuführen; der wohlverdiente Dank der zahlreichen Zuhörerschaft werde ihm auch hier wiederholt.

Billig gedenken wir hier auch der Wiedereröffnung des durch das Leinwandhaus erweiterten Historischen Museums, zu welcher die städtische Kommission für Kunst- und Alterthumsgegenstände mit anderen Vereinsvorständen auch den unsrigen am 9. Dezember eingeladen hat. Unser Verein darf sich rühmen, an der Begründung und Einrichtung des Museums hervorragenden Antheil genommen zu haben, gehörten doch unsere, wenn auch bescheidenen Sammlungen zu dem Grundstocke der Museumsbestände und ist doch aus unseren Kreisen der Verein für das Historische Museum hervorgegangen. Bei einer zur Feier der Wiedereröffnung veranstalteten Zusammenkunft der Mitglieder unserer Tochterkolonie, des Musealvereins, nahm der Vorsitzende unseres Vereins Veranlassung, dem Historischen Museum wie dem Musealverein die Glückwünsche des Alterthumsvereins darzubringen. Was wir dem Museum verdanken und auch ferner zu verdanken hoffen, das zeigen die seit Bestehen desselben erschienenen Veröffentlichungen unseres Vereins und besonders wieder die geplante Schrift über Heddernheim. Es ist eine Aufgabe des Alterthumsvereins, immer mehr in seinen Vorträgen wie in seinen Schriften die reichen Schätze unseres Museums zur Erläuterung und Illustration der Frankfurter Geschichte heranzuziehen, den Arbeitern auf dem Gebiete der Stadtgeschichte bieten die von Herrn Konservator *Cornill* im Erdgeschoss des Archivgebäudes und im Leinwandhause so übersichtlich aufgestellten Gegenstände die nothwendige Ergänzung zu den Akten und Urkunden der Stadt, welche der obere Stock des Archivgebäudes birgt. Darum wünschen wir unserem Historischen Museum auch an dieser Stelle von Herzen ferneres Wachsthum und Gedeihen.

Der Sommer brachte uns wiederum drei Ausflüge, für deren gelungene Veranstaltung uns die Herren von der Exkursions-Kommission zu Dank verpflichtet haben. Der erste führte uns auf den Altkönig und über die Althöfer Ringwälle nach Oberursel, wo ein frohes Mahl die zahlreichen Theilnehmer bis zum Abend vereinte. Die Erklärung der Ringwälle auf dem Altkönig und an der Goldgrube hatte Herr Architekt *Thomas* gütigst übernommen, über eine praktische Folge dieser Besichtigung ist bereits oben berichtet worden. Der zweite Ausflug galt dem alten Reichsstädtchen Gelnhausen, hier hatten wir uns der sachkundigen Führung unseres dort ansässigen Mitgliedes, des Herrn Konsul *Becker*, zu erfreuen, dessen Anregung und Thatkraft die Aufdeckung

und Erneuerung der dortigen denkwürdigen Bauten, des Romanischen Hauses, des Kaiserpalastes und der Marienkirche vorzugsweise zu verdanken sind; von einer Einladung des Herrn Konsuls *Becker* zur Besichtigung seiner prächtigen Villa und deren herrlichen Gartens machten wir zum Schlusse des wohlgelungenen Tages gerne Gebrauch. Der dritte Ausflug nahm nur einen Nachmittag in Anspruch; sein Ziel war das Dörfchen Hochstadt mit seiner interessanten Ortsbefestigung und das benachbarte Wilhelmsbad. Leider war die Theilnahme an dieser Fahrt nur eine geringe, was freilich das Vergnügen der Ausflügler nicht beeinträchtigte.

Die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, welche im Jahr 1892 der Choleragefahr wegen ausfallen musste, fand Ende September in Stuttgart statt und war mit dem 50jährigen Jubiläum des einladenden Württembergischen Alterthumsvereines verbunden. Ueber ihren Verlauf und ihre Arbeiten hat Ihnen unser Vertreter, Herr Stadtarchivar Dr. *Jung*, in einer Vereinssitzung eingehenden Bericht erstattet; Fragen, welche unseren Verein näher angingen, kamen auch diesmal nicht zur Erörterung, so dass wir Sie lediglich auf die im Korrespondenzblatte des Gesammtvereins zum Abdruck gelangten Protokolle der Hauptversammlungen wie der Sektionssitzungen verweisen dürfen.

Unsere Bibliothek, die sich in den letzten Jahren nur wenig vermehrt hat, da wir den grössten Theil unserer Austauschschriften vertragsgemäss der Stadtbibliothek überlassen, steht zu Ihrer Benutzung im Archivgebäude in den Dienststunden des Stadtarchivs I bereit.

Zu den Geschichtsvereinen, mit welchen wir in Schriftenaustausch stehen, traten im abgelaufenen Jahre hinzu:

Rostock, Verein für Rostocks Alterthümer,

Frauenfeld, Historischer Verein des Kantons Thurgau.

Die von diesen Vereinen uns zugesendeten Schriften gehen vertragsgemäss in das Eigenthum der Stadtbibliothek über.

Unser Schriftenlager, welches sich ebenso wie unsere Bibliothek im Archivgebäude befindet, ladet Sie ein, etwaige Lücken in Ihren Vereinsveröffentlichungen zu dem ermässigten Mitgliederpreise (50% des Ladenpreises) zu ergänzen, diesbezügliche Wünsche nimmt der Vorsitzende gerne entgegen. Vielfachen Anfragen gegenüber theilen wir hier mit, dass die nachfolgenden Schriften unseres Vereins vergriffen und nur noch im Antiquariat zu erhalten sind.

Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Hefte 1 und 2;
Dasselbe, Neue Folge, Band 1, 2 und 4,
Mittheilungen des Vereins, Bände 1—4;
Neujahrsblatt 1863 (Becker, drei Römische Votivhände aus den Rheinlanden);
Inventare des Frankfurter Stadtarchivs, Band 1.

Der Vorstand mag diesen Bericht nicht schliessen, ohne Sie daran zu erinnern, dass mit der letzten Jahreswende das elfte Jahrhundert vaterstädtischer Geschichte sich vollendet hat. Mit dem Gefühle der Befriedigung darf unser Verein bei diesem Wendepunkte auf die Arbeiten in Wort und Schrift zurückblicken, in denen er sein Schärflein beigetragen hat, Frankfurts ruhmvolle Vergangenheit zu erhellen, ihre Kenntniss und damit die Liebe zur Vaterstadt unter der Bürgerschaft zu verbreiten. Der bisherige Erfolg und seine Anerkennung sei uns ein Sporn, auch im zwölften Jahrhundert der Stadtgeschichte in gleichem Sinne zu wirken. Möge zunächst das Jahr 1894 uns eine reichgesegnete Thätigkeit bringen!

II. Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1893.

Einnahme.

		M	Pf	M.	Pf
1893	**An Cassa-Conto**				
1. Jan	Baarbestand			917	59
	An Mitgliederbeitrag-Conto				
31 Dez	Jahresbeiträge der Mitglieder des Vereins			2643	
	An Subventions-Conto				
„ „	Subvention der städtischen Behörden behufs Drucklegung der Archivinventare			1000	
	An Bibliothek-Conto				
„ „	Erlös für versteigerte Dubletten etc			118	[illegible]
	An Effekten-Conto				
„ „	Zinsen der österreichischen Loose			20	[illegible]
				4699	[illegible]

Frankfurt a. M

Ausgabe.

		M	Pf	M	Pf
1893.	**Pr. Verlags-Conto**				
31 Dez	Aug. Osterrieth, hier, Satz und Druck der Inventare des Frankf Stadtarchivs, Band III	1462	54		
" "	Derselbe, Satz und Druck des Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst, III Folge, Band IV, à Conto	800	—		
" "	Kühl & Co., hier, vier Lichtdrucke zu den Mittheilungen über Römische Funde in Heddernheim I	340	—		
" "	Fr. Linz in Trier, für das Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift	205	38		
" "	K. Th. Völckers Verlag, Ankauf von Vereinsschriften	15	50		
" "	Honorare für Aufsätze im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, III. Folge, Band IV	716	—	3539	42
	Pr. Bibliothek-Conto				
" "	Ankauf von Büchern und Zeitschriften	90	70		
" "	Buchbinder-Arbeiten	47	15	137	85
	Pr. Unkosten-Conto				
"	Lokalmiethe	150	—		
" "	Intelligenz-Comptoir für Inserate 1891/92	109	08		
" "	Reisekosten zur General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Stuttgart	100	—		
"	Einkassieren der Mitgliederbeiträge	60	60		
" "	Druckarbeiten	65	40		
"	Gratifikationen bei den Ausflügen des Vereins	8			
" "	Vergütung für schriftliche Arbeiten	48	86		
" "	Porti, Schreib- und Packmaterial, Vergütung für Dienstleistungen und sonstige kleine Ausgaben	136	45		
" "	Vereinsdiener	50	—	723	38
	Pr. Cassa-Conto				
" "	Baarbestand			298	79
				4699	44

den 31 Dezember 1893.

G. Reutlinger,
d. Z. Kassenführer

Das Vermögen des Vereins bestand am 31. Dezember 1893 in:

Cassa-Conto	Mk.	298.79
Sparkasse-Conto	„	1 202.39
Effekten-Conto	„	551.68
Bibliothek-Conto	„	1 996.23
Verlags-Conto	„	10,500.—
Inventar-Conto	„	1 171.37
	Mk.	**15,720.46**

III. Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1894.

Erstattet in der Generalversammlung am 24. Januar 1895.

Der Vorstand beehrt sich, Ihnen heute über das abgelaufene Jahr Bericht zu erstatten; wir dürfen ihm nachrühmen, dass es für uns reich an Arbeiten und auch reich an Erfolgen gewesen ist.

Dem Vorstande gehörten im Jahre 1894 die folgenden Herren an:

Konservator *Otto Cornill*,
Maler *Otto Donner-von Richter*,
Stadtarchivar Dr. *Rudolf Jung*,
Oberstabsarzt a. D. Dr. *Karl Theodor Kuthe*,
Kaufmann *Wilhelm Mappes*,
Senator Dr. *Emil von Oven*,
Kaufmann *Emil Padjera*,
Steuerkasse-Vorsteher *Gustav Reutlinger*,
Professor Dr. *Alexander Riese*,
Professor Dr. *Georg Wolff*.

Vorsitzender war Herr Stadtarchivar Dr. *Jung*, Stellvertreter desselben Herr Professor *Wolff*, das Amt des Schriftführers bekleidete Herr *Mappes*, das des Kassiers Herr *Reutlinger*. Die in unseren Satzungen vorgesehenen Kommissionen bestanden aus folgenden Mitgliedern: die Redaktions-Kommission aus den Herren *Jung*, *Donner* und *Riese*, die Lokal-Kommission aus den Herren *Reutlinger*, *Padjera* und *v. Nathusius*; die Exkursions-Kommission aus den Herren *Kuthe*, *v. Nathusius* und *Kober*, die Bibliotheks-Kommission aus den Herren *Jung*, *Heuer* und *Pallmann*. Die an den ersten Stellen genannten Vorstandsmitglieder führten satzungsgemäss den Vorsitz in den einzelnen Ausschüssen. Die laufenden Geschäfte des Vereins, die Verwaltung der Bibliothek und die Redaktion der im Korrespondenzblatte der Westdeutschen Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangten Berichte über unsere Sitzungen besorgte wie bisher Herr Dr. *Jung*.

Aus dem Vorstande des Vereins scheiden jetzt nach Ablauf ihrer zweijährigen Amtsperiode die Herren *Jung*, *Kuthe*, *von Oven*, *Padjera* und *Wolff* aus. Der Ihnen vorliegende Stimmzettel zur Vorstandswahl enthält wie üblich die Namen von 10 Mitgliedern, darunter auch die von 4 ausscheidenden Herren, welche sich bereit erklärt haben, eine

etwaige Wiederwahl anzunehmen. Das fünfte diesmal ausscheidende Mitglied des Vorstandes, Herr Oberstabsarzt Dr. *Kuthe*, hat zu unserem und gewiss auch Ihrem lebhaften Bedauern eine Wiederwahl abgelehnt. Wir dürfen uns mit der einfachen Erwähnung dieser Thatsache nicht begnügen, Herr Dr. *Kuthe* hat sich durch sein langjähriges Wirken im Vorstande, mehrere Jahre auch als zweiter Vorsitzender, durch seine Vorträge, durch seine opferwillige Thätigkeit bei zahlreichen Ausgrabungen in der Umgegend und als Leiter unserer Ausflüge auf das Beste um unseren Verein verdient gemacht, wofür ihm hier unser verbindlichster Dank ausgesprochen werden soll. Es ist Ihnen bekannt, dass der Vorschlag des Vorstandes lediglich der Erleichterung des Wahlgeschäftes dient und für Sie ganz unverbindlich ist; nach den Satzungen haben Sie das Recht, jedes männliche Vereins-Mitglied in den Vorstand zu wählen, doch sei daran erinnert, dass alle Stimmzettel, auf welchen mehr als fünf Namen stehen, ungültig sind.

Der Revision unserer Kassenführung haben sich wiederum gemäss Wahl der vorjährigen Generalversammlung die Herren *Ferdinand Eyssen* und *Wilhelm Weismann* unterzogen. Herr Weismann hat zu unserem Bedauern wegen beständiger Abnahme seiner Sehkraft die Wiederwahl als Revisor abgelehnt, wir verfehlen nicht, ihm hier für seine langjährige Mühewaltung bei Revision unserer Kassenführung den herzlichsten Dank auszusprechen. Der Vorschlag, Herrn *Eyssen* um die Uebernahme auch der Revision des laufenden Jahres zu bitten, wird gewiss keinem Widerspruch Ihrerseits begegnen, ebensowenig wie der Vorschlag, ihm Herrn *Joseph Dibelka* beizugesellen und die Herren Kaufmann *Johann Philipp Pauly* und Buchhändler *Karl Schuchhard* zu Ersatzrevisoren zu ernennen, welche im Falle der Verhinderung eines oder der beiden Revisoren nach alphabetischer Folge an die Stelle der betreffenden Herren treten sollen.

Es gereicht uns nach den Klagen der letzten Jahresberichte über das langsame, aber stetige Sinken der Zahl unserer Mitglieder zu ganz besonderer Genugthuung, dass wir das neue Jahr mit einem grösseren Mitgliederbestand betreten als das abgelaufene. 15 Austrittserklärungen und 8 Verlusten durch den Tod stehen diesesmal 37 Beitrittserklärungen entgegen, so dass wir jetzt wieder 401 Mitglieder zählen. Wir hoffen, dass die neuen Genossen, von denen sehr viele zu unserer lebhaften Freude regelmässige Besucher der Vereinsabende geworden sind, in unserem Kreise das gefunden haben, was sie suchten. Belehrung über die Vergangenheit Frankfurts in objektiven, rein wissenschaftlichen Darstellungen; wir wünschen, dass neue wie alte Mitglieder in ihren Kreisen für unsere Arbeiten wirken und uns gleichgesinnte Freunde der vaterstädtischen Geschichte zuführen mögen.

Von den Mitgliedern, welche uns durch den Tod entrissen wurden, gedenken wir zunächst des am 13. Februar 1894 verstorbenen Professors

Oskar Sommer, dessen künstlerisches Wirken als Lehrmeister der Architektur am Staedel'schen Institute und dessen hervorragende Schöpfungen auf dem Gebiete der Baukunst uns in noch frischer Erinnerung stehen oder aus täglichem Anblicke vertraut sind. Ueber die bauliche Entwicklung unserer Stadt hat er eine kleine, treffliche Schrift geschrieben und noch in der letzten Zeit seines Lebens die Herausgabe eines illustrierten Werkes über die hiesigen Baudenkmäler angeregt, welche nach seinem Plane unser Verein in Verbindung mit dem Architekten- und Ingenieur-Verein in die Hand genommen hat und worüber wir nachher näher berichten werden. In *Sommers* Fachgenossen *Otto Lindheimer* beklagen wir ein Mitglied, welchem die Frankfurter Kunst- und besonders Baugeschichte, zumal in dem schönen Werke »Frankfurt a. M. und seine Bauten« werthvolle Beiträge verdankt, und erinnern uns dankbar so mancher Abende, an welchen er uns seine wohlgelungenen Zeichnungen von hiesigen Architekturbildern, von interessanten Städteansichten vorlegte und verständnissvoll erläuterte. In dem Kreise unserer korrespondierenden Mitglieder vermissen wir wieder zwei Männer, deren Wirken in Frankfurt in frühere Zeiten fällt und nur einen Theil ihrer in weiteren Künstler- und Gelehrtenkreisen allgemein bekannten Thätigkeit bildet: den am 13. Februar in Nürnberg verstorbenen Oberbaurath *Franz Joseph Ritter v. Denzinger* und den Konservator Oberst z. D. *August v. Cohausen*, der hochbetagt am 2. Dezember in Wiesbaden starb. *Denzinger* war während seiner zehnjährigen Wirksamkeit in Frankfurt, wo er Dom und Pfarrthurm nach dem Brande vom 15. August 1867 wiederherstellte und ausbaute, wo er das Archivgebäude und die neue Dreikönigskirche schuf, ein eifriges und thätiges Mitglied unseres Vereins; er wurde 1880, als er unsere Stadt verliess, zum korrespondierenden Mitgliede ernannt. Der Meister, der unseren Pfarrthurm so kunstreich und pietätvoll vollendete, wird in Frankfurt niemals vergessen werden, so lange ihn sein Werk überlebt! Oberst *v. Cohausen* gehörte nicht nur seinem Lebensalter nach zu unseren ältesten Mitgliedern, schon 1859 trat er in unseren Verein ein und zeigte sich bald in Wort und Schrift als thätiger Arbeiter auf dem Gebiete unserer Vereinsbestrebungen, die älteren Herren werden sich wohl noch seiner zahlreichen Vorträge erinnern, im vierten Bande der neuen Folge unserer Vereinszeitschrift hat er werthvolle Beiträge zur Geschichte der Befestigungen unserer Stadt im Mittelalter veröffentlicht. In den Jahren 1865 - 1867 gehörte er dem Vorstande an und wurde, als er aus Frankfurt wegzog, Anfang 1868 zum korrespondierenden Mitgliede ernannt. Seitdem hat er nur noch selten persönlichen Antheil an unseren Arbeiten genommen, zumal seit er sein reiches Wissen und seine rührige Arbeitskraft als Konservator in den Dienst der Erhaltung der Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Wiesbaden und des dortigen Landes-Museums stellte, aber er hat unsere Arbeiten mit Interesse begleitet und gefördert, soweit dies die ihn jetzt näher berührenden

Zwecke seiner Anstalt und des Nassauischen Alterthumsvereins gestatteten. Sein reiches Wirken als Konservator und als gelehrter Erforscher der prähistorischen und römischen Vergangenheit unserer Gegend sichert ihm auch ausserhalb des Kreises der Fachgenossen ein wohlverdientes Andenken.[1] Das Gedächtniss der genannten wie der nichtgenannten Mitglieder, welche der Tod aus unseren Reihen nahm, lassen Sie uns durch Erheben von den Sitzen ehren!

Nach so schmerzlichen Verlusten dürfen wir auch einer erhebenden Feier gedenken, die wir einem greisen, aber noch jugendfrisch unter uns wirkenden Mitgliede bereiten konnten. Am 1. Februar des vorigen Jahres beschloss unser verehrtes Vorstandsmitglied, Herr Konservator *Otto Cornill*, sein 70. Lebensjahr. Wir brauchen Ihnen hier nicht die Verdienste aufzuzählen, die sich Herr *Cornill* in einem langen und arbeitsreichen Leben um unsere Stadt, um deren Alterthümer und Geschichtsforschung und nicht zum letzten um unseren Verein erworben hat. Sie werden dem Vorstande zustimmen, wenn dieser sich nicht damit begnügte, den Jubilar durch eine Abordnung in seiner Wohnung zu begrüssen, wenn er dem verehrten Geburtstagskinde bei der Beglückwünschung noch ein besonderes Angebinde überreichte: das erste Exemplar des durch Vorstandsbeschluss ihm gewidmeten ersten Heftes der neuesten Veröffentlichung des Vereins, der »Mittheilungen über Römische Funde in Heddernheim«. Herr *Cornill* hat dieses bescheidene Zeichen unserer Anerkennung und Dankbarkeit mit freundlichen Worten aufgenommen und uns versprochen, auch fernerhin dem Vereine und dessen Bestrebungen seine besten Kräfte zu widmen: wir wünschen ihm, hier die Schlussworte der Vorrede zu jener Schrift wiederholend, an deren Zustandekommen und Erscheinen der Jubilar in hervorragendem Maasse betheiligt war, »dass wir ihm noch recht viele Veröffentlichungen unseres Vereins darbringen dürfen, deren Voraussetzung seine Arbeit, deren Erfolg sein Verdienst ist!«

Von Veröffentlichungen des Vereins erhielten unsere Mitglieder im abgelaufenen Jahre das Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift 1893 nebst dem Limesblatt, sowie das erste Heft der eben erwähnten »Mittheilungen über Römische Funde in Heddernheim«. Die Fortsetzungen derselben werden, wie dies die Vorrede zum ersten Heft verspricht, in zwangloser Folge erscheinen, so oft der nöthige Stoff vorhanden ist und die Finanzen des Vereins nicht anderweitig belastet sind. Für 1895 geben wir aus, den Jahrgang 1894 des Korrespondenzblattes mit dessen Beilage, dem Limesblatte, ferner den vierten Band der von uns mit städtischer Unterstützung veröffentlichten »Inventare

[1] Ueber v. Cohausens Leben und Thätigkeit vgl. die Nekrologe im Korrespondenzblatte des Gesammtvereins 1895 No. 1 und in den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung Bd. XXVII, S. 1 ff.

des Frankfurter Stadtarchivs« und eine für uns im Separatabdruck aus der Westdeutschen Zeitschrift hergestellte Schrift von Professor *G. Wolff* und *F. Cumont* »Das dritte Mithraeum von Heddernheim und seine Skulpturen« Sie werden diese drei Schriften bei der demnächst erfolgenden Erhebung der Mitgliederbeiträge erhalten. Die Ausgabe eines weiteren Archivbandes kann erst für das folgende Jahr in Aussicht gestellt werden, der Druck desselben wird in allernächster Zeit beginnen. Das Unternehmen der Inventare des Stadtarchivs nähert sich seinem vorläufigen Ende. Der vierte Band schliesst die Verzeichnung der Archivalien über die auswärtige Politik der Stadt im Mittelalter ab und enthält das Register über die bisher erschienenen Bände; die Ausdehnung der Veröffentlichung auf die Akten über die mittelalterliche Verfassung und Verwaltung muss einem späteren Zeitpunkte vorbehalten werden. Ein ebenfalls im nächsten Jahre auszugebendes Ergänzungsheft zu den Inventaren wird eine Uebersicht über die gesammten Bestände des historischen Archivs bringen und damit eine Verpflichtung einlösen, an welche vor nunmehr zehn Jahren die städtischen Behörden die finanzielle Unterstützung dieser wissenschaftlich sehr wichtigen Veröffentlichung gebunden haben.

Wir hielten im letzten Jahre 13 **wissenschaftliche Sitzungen** ab. In 7 derselben wurden wie üblich einzelne, unter sich nicht zusammenhängende Vorträge gehalten, die anderen 6 gehörten dem gleich zu erwähnenden Vortrags-Cyclus über die gesammte Geschichte unserer Stadt an. Jene 7 Vorträge behandelten:

1) Elf Jahrhunderte Frankfurter Geschichte. (Dr. *R. Jung.*)
2) Verschwundene Strassen- und Häusernamen in Frankfurt. (Dr *H. v Nathusius.*)
3) Die Geschichte der alten Mainbrücke. (Dr. *E. v Oven.*)
4) Die Geschichte der alten St. Peterskirche. (Pfr *F W Battenberg.*)
5) Die Frankfurter Malerzunft im 17. u. 18. Jahrh. (Dr. *H. Pallmann.*)
6) Das dritte Mithraeum in Heddernheim. (Dr. *K. Th. Kuthe* und Prof. Dr. *G. Wolff.*)
7) Geschichte des Burgenbaues in Deutschland. (*E. Padjera.*)

Von diesen Vorträgen ist der erste im Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 24 Januar 1894 abgedruckt worden; das Heddernheimer Mithraeum hat Herr Prof *Wolff* gemeinsam mit Prof. *Cumont* in der oben erwähnten Arbeit aus der Westdeutschen Zeitschrift eingehend geschildert; die Geschichte der alten Peterskirche wird demnächst von Herrn Pfarrer *Battenberg* in einer besonderen Schrift dargestellt werden.

Der **Cyclus von Vorträgen über die Geschichte der Stadt Frankfurt a. M.**, dessen erste Hälfte noch in das Berichtsjahr fällt, entsprang der Absicht, gerade jetzt, da sich das elfte Jahrhundert der uns urkundlich bekannten Stadtgeschichte vollendet hat, unseren Mitgliedern einen Ueberblick über dieselbe zu geben, welche dem der-

zeitigen Stande der Forschung entspricht, jeder einzelne Vortrag soll als selbständiges Ganzes einen bestimmten, in sich geschlossenen Abschnitt der städtischen Geschichte behandeln und von einem Redner gehalten werden, zu dessen besonderem Forschungsgebiete das betreffende Thema gehört. Die bisher in den Monaten Oktober, November und Dezember gehaltenen Vorträge dieses Cyclus behandelten folgende Gegenstände:

1) Die geographischen Verhältnisse der Umgegend von Frankfurt (Dr *H. v. Nathusius.*)
2) Die Umgebung Frankfurts in prähistorischer und römischer Zeit (Dr *K. Th. Kuthe.*)
3) Das Maingebiet von der Römerherrschaft bis zur Karolingerzeit (Prof. Dr. *G. Wolff.*)
4) Entwicklung der Verfassung und Verwaltung. (Dr. *H. v. Nathusius.*)
5) Politische Geschichte der Stadt im späteren Mittelalter 1254—1519. (Dr. *O. Heuer.*)
6) Innere Verhältnisse der Stadt im späteren Mittelalter. (Dr. *R. Jung.*)

Die zahlreichen Anmeldungen zur Mitgliedschaft, welche auf die öffentliche Ankündigung dieses Vortrags-Cyclus eingelaufen sind und immer noch einlaufen, vor allem aber die höchst erfreuliche Steigerung des Besuches unserer Vereinssitzungen hat gezeigt, dass wir mit unserem Cyclus dem Wunsche weiterer Kreise entgegengekommen sind. Eine von mehreren Seiten angeregte Drucklegung der einzelnen, sämmtlich mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vorträge wird eben so wenig beabsichtigt, wie eine baldige Wiederholung dieses Cyclus: es dürfte völlig genügen, wenn nur etwa alle zehn Jahre in einer solchen Vortragsreihe die Ergebnisse der neuesten Forschungen über die Geschichte unserer Stadt den Mitgliedern geboten werden.

Den Herren Vortragenden an den Cyclus- und anderen Abenden werde auch in diesem Berichte der verbindlichste Dank des Vereines für ihre freundliche Mühewaltung ausgesprochen.

Durch die Verlegung des Tages und die Veränderung des Lokales für unsere Sitzungen seit Oktober ist ihr Besuch ganz gewiss nicht beeinträchtigt worden. Wir hatten bisher an den Montagen öfter unter der konkurrierenden Anziehungskraft grosser Konzerte und mehrfacher Sitzungen von anderen Vereinen zu leiden, wir haben dafür den Donnerstag gewählt, der hier im Winter weniger belastet ist. Unser neuer Raum ist der der Künstlergesellschaft und des Architektenvereins, seine sinnig-humoristische Ausschmückung muthet uns heimisch an; der Geist, mit dem wir ihn füllen, bleibt der alte.

Aus den beiden letzten Jahresberichten wird Ihnen noch erinnerlich sein, dass wir uns an die königlichen Regierungen in Kassel und Wiesbaden gewandt haben, um eine Vollmacht zu wissenschaftlichen Ausgrabungen in der Umgebung Frankfurts auf fiskalischem, kom-

munalem und Stiftungs-Terrain zu erhalten. Sie werden sich weiter erinnern, dass wir die nachgesuchte Vollmacht von Kassel erhielten, von Wiesbaden aber nur soweit, dass gerade die für unsere Zwecke wichtigsten Ortschaften Heddernheim, Eschborn, Sossenheim, Nied, Höchst und Schwanheim den Ausgrabungen des Nassauischen Alterthumsvereins vorbehalten wurden. Der im vorjährigen Berichte in Aussicht gestellte Versuch, diese Verfügung rückgängig zu machen, ist uns nicht gelungen, der Minister für Kultus, Unterricht und Medizinal-Angelegenheiten hat die Verfügung der Wiesbadener Regierung lediglich bestätigt. Es ist dieser Bescheid für uns um so empfindlicher, als wir dadurch an Ausgrabungen in der Heddernheimer Römerstadt, soweit staatlicher, gemeindlicher und stiftlicher Grund und Boden in Betracht kommen, gehindert werden und als die dortigen Ausgrabungen für unsere Heddernheimer Mittheilungen reichen Stoff liefern sollten.

Wir erwähnen ferner, dass wir einem Gesuche des Herrn Professor Dr. *v Thudichum* in Tübingen und einer diesbezüglichen Anregung des Gesammtvereins der deutschen Geschichtsvereine entsprechend zur Herstellung der Sektion Frankfurt a. M. der historisch-statistischen Grundkarten einen Beitrag von M. 270 aus Vereinsmitteln gewährt haben. Diese Grundkarten geben mit den einfachsten kartographischen Mitteln und unter Weglassung aller überflüssigen Details den heutigen Zustand des Landes nur mit Angabe der Gemarkungsgrenzen, die ja heute im Wesentlichen noch dieselben sind, wie im Mittelalter; diese Grundkarten lassen sich nun zu allen möglichen Eintragungen wissenschaftlicher Forschungsergebnisse benutzen, z. B. zur Angabe römischer Strassennetze oder der politischen Vertheilung des Sektionsgebietes in den verschiedenen Zeiten. Von diesen Grundkarten, welche mit der Zeit über das gesammte Reich ausgedehnt werden sollen, liegen für unsere Gegenden die Sektionen Giessen, Grünberg, Friedberg, Büdingen, Frankfurt, Hanau, Darmstadt und Aschaffenburg fertig vor, der Vorstand ist bereit, den einzelnen Mitgliedern den Bezug dieser Karten zu vermitteln.

Im vorigen Jahre ist endlich auch ein Unternehmen ins Leben getreten, welches schon längst von verschiedenen Seiten, Architekten, Kunstfreunden und Lokalhistorikern als dringendes Bedürfniss für eine Stadt wie Frankfurt anerkannt worden ist die Inventarisation, d. h. die geschichtliche und architektonische, durch künstlerische Abbildungen geschmückte Beschreibung der hervorragenden Bauten unserer Stadt bis etwa zum Jahre 1840. Eine grössere Anzahl von Staatsregierungen, Provinzialverbänden, gelehrten Gesellschaften und Vereinen, an deren Spitze der Gesammtverein der deutschen Geschichtsvereine, haben in den beiden letzten Jahrzehnten die Inventarisation und Verzeichnung der Bau- und Kunstdenkmäler in ihren Gebieten in Angriff genommen und in zum Theil trefflichen Veröffentlichungen be-

kannt gegeben; für die Frankfurter Denkmäler fehlt noch eine nach allen Seiten genügende und der geschichtlichen Bedeutung der Stadt und ihrer Baudenkmäler angemessene Veröffentlichung; grundlegende Materialien für eine solche liegen in *Battonns* Oertlicher Beschreibung und in *Reiffensteins* Sammlung vor, treffliche Vorarbeiten sind in den zahlreichen Schriften und Schriftchen über einzelne Bauwerke, in dem Buche von *Lotz* und *Schneider* über die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden und dem trefflichen, aber überwiegend die jüngste Zeit berücksichtigenden Werke des Architektenvereins »Frankfurt a. M. und seine Bauten« vorhanden. Die Herausgabe eines Werkes über unsere Baudenkmäler, welches in einem allgemeinen Theil die Baugeschichte der Stadt, in einem besonderen die Bauten für Kultus, Vertheidigung, öffentliche und private Zwecke, Brunnen und Denkmäler behandeln soll, hat der verstorbene Professor *Sommer* angeregt und noch in den letzten Zeiten seines Lebens hat er mit den Bearbeitern des Werkes, Stadtarchivar Dr *Jung* und Stadtbauinspektor *Wolff*, über den Plan der Veröffentlichung und die Beschaffung der Geldmittel häufig berathen. Unser Vorstand und der des Architektenvereins nahmen dann die Sache in die Hand, betrauten einen Ausschuss mit der Ausführung und wandten sich an die städtischen Behörden und die Administration des Dr *J. Fr. Böhmer*'schen Nachlasses mit der Bitte, das Zustandekommen des Werkes durch eine finanzielle Beihülfe zu sichern. Der Magistrat sowohl wie die Administration bewilligten in dankenswerther Bereitwilligkeit je 5000 Mark zu den recht beträchtlichen Kosten des Werkes. Das erste Heft, welches die ältesten Kirchenbauten behandelt, soll gegen Weihnachten 1895 erscheinen; die drei anderen sollen in einjährigen Zwischenräumen folgen. Wir hoffen, dass das Unternehmen beiden Vereinen Ehre machen wird.

Auf der vorjährigen Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, welche Anfang September in Eisenach stattfand, wurden wir durch unser Ehrenmitglied, Herrn Archivrath Dr *Grotefend*, vertreten. Von Verhandlungen und Beschlüssen, welche unseren Verein näher angingen, ist nicht zu berichten; die Protokolle der Versammlung und der Sektionen sind wie üblich im Korrespondenzblatte des Gesammtvereins zur Veröffentlichung gelangt.

Leider sind wir auch nicht in der Lage, Ihnen über stattgehabte Ausflüge des Vereins im vorigen Sommer Bericht zu erstatten. Mangel an Betheiligung und sonstige widrige Umstände liessen keinen einzigen zu Stande kommen. Zu einer Fahrt nach Kreuznach hatten sich so wenige Theilnehmer am Bahnhofe eingefunden, dass diesem Ausfluge in letzter Minute der Charakter als Vereinsausflug entzogen werden musste; die theilnehmenden Damen und Herren haben incognito in Kreuznach und auf der Ebernburg einen darum nicht minder genussreichen Tag verlebt.

Von unseren Beziehungen zu gleichstrebenden Vereinen haben wir in diesem Berichte nur des 50jährigen Jubilaeums des benachbarten Hanauer Geschichtsvereins zu gedenken. Herr Professor Dr. *Wolff*, welcher selbst mehrere Jahre lang Vorsitzender des Hanauer Vereins gewesen war, hatte die Güte, demselben unsere Glückwünsche mündlich darzubringen.

Unsere Bibliothek hat sich auch im abgelaufenen Jahre nur wenig vermehrt, sie steht, wie Sie wissen, im Stadtarchiv I zu Ihrer Verfügung, wir wünschen nur, dass unsere Mitglieder einen recht häufigen Gebrauch von ihrem Benutzungsrechte machen mögen.

Einer Anregung des Gesammtvereins der deutschen Geschichtsvereine folgend, haben wir zur Vervollständigung der Nachschlage-Bibliothek im Vatikanischen Archive in Rom, welches bekanntlich seit etwa einem Jahrzehnt der historischen Forschung aller Länder und aller Bekenntnisse mit nicht genug zu rühmender Liberalität offen steht, unsere sämmtlichen Vereinsschriften, sowie mehrere Dubletten unserer Vereinsbibliothek an Frankfurter Geschichtswerken beigesteuert. Die Böhmer'sche Nachlass-Administration und mehrere Private haben unserer Sendung eine Anzahl werthvoller Werke zur Geschichte unserer Stadt beigefügt, so dass eine kleine, aber gewählte Bibliotheca Francofurtana nach Rom abgehen konnte, in welcher die wichtigsten Werke der Frankfurter geschichtlichen Litteratur vertreten sind.

Unser Schriftenaustausch hat sich durch den Hinzutritt der folgenden Vereine vermehrt:

Göttingen, Kgl Gesellschaft der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse.

Görlitz, Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.

Die von diesen Gesellschaften uns übersendeten Schriften erhält von uns vertragsmässig die Stadtbibliothek

Im abgelaufenen Jahre hat unser Schriftführer, Herr *Mappes*, die Aufnahme des Besitzes unseres Vereins an Mobilien, Kunstgegenständen und Vereinsschriften vollendet, welche schon lange ein dringendes Bedürfniss war Diese Aufnahme hat ergeben, dass unsere Konten Inventar und Verlag einer bedeutenden Herabsetzung bedürfen; beide wurden durch Vorstandsbeschluss auf Grund sachverständiger Abschätzungen ihrem wahren Werthe entsprechend angemessen reduziert.

Diese Feststellung unseres Besitzes hat sich auch auf die Kunst- und Alterthumsgegenstände erstreckt, welche durch Beschluss der Generalversammlung vom 9. Januar 1877 unter Vorbehalt des Eigenthumsrechts dem städtischen Historischen Museum depositarisch übergeben wurden. Seit der Gründung desselben hat die Zuwendung von Geschenken an unseren Verein aufgehört, das Museum hat in der Annahme und Verwahrung von Kunst- und Alterthumsgegenständen die

Nachfolge des Vereins angetreten, dem solche Gegenstände offenbar nur desshalb früher zuflossen, weil es damals an einem öffentlichen Museum fehlte. Es wird heute und in alle Zukunft Niemandem von uns einfallen, diese Gegenstände von dem Museum, wo sie, trefflich verwaltet und eingeordnet, sich an der einzig richtigen Stelle befinden, wieder zurückzufordern; uns fehlt es an Raum zu ihrer Aufstellung, an Mitteln zu ihrer Verwahrung, an Arbeitskräften zu ihrer sachgemässen Verwaltung, und wenn auch diese Mängel nicht bestünden, so wäre es handgreifliche Thorheit, sie dem Museum zu entziehen und damit ein winziges Konkurrenz-Museum zu gründen. Der materielle Werth der Gegenstände kann für uns nicht in Betracht kommen, sie sind uns geschenkt oder von uns gekauft worden, um sie aufzubewahren und für die Interessenten auszustellen; sie sind ein Kapital, das wir nicht veräussern dürfen und das uns keine Zinsen trägt. Unter diesen Verhältnissen erscheint die Beibehaltung des Eigenthumsrechtes fernerhin nur noch als eine Form ohne Bedeutung. Andrerseits hat das Museum für Herstellung, Unterhaltung und Unterbringung jener Gegenstände seit deren Uebergabe nicht unwesentliche Mittel aufgewendet, die städtischen Behörden haben die Bestrebungen des Vereins durch reiche finanzielle Zuschüsse mehrfach unterstützt und auch in anderer Weise gern gefördert, so dass die Aufgabe des Eigenthumsrechtes an unseren Kunstgegenständen zu Gunsten der Stadt auch als Akt der Erkenntlichkeit für erwiesene Förderung gerechtfertigt werden kann.

In Anbetracht dieser Verhältnisse hat der Vorstand den Beschluss gefasst:

> unsere aus Kunst- und Alterthumsgegenständen sowie aus einzelnen Archivalien bestehende Sammlung, welche 1877 dem Historischen Museum bezw. dem Stadtarchive depositarisch übergeben wurde, den beiden genannten Sammlungen nunmehr zu Eigenthum abzugeben, jedoch mit Ausnahme derjenigen wenigen Gegenstände, welche der Verein seiner Zeit nur depositarisch erhalten hat.

Wie im Jahre 1877 die depositarische Abgabe unserer Sammlung durch die Generalversammlung beschlossen wurde, so wird auch die Abgabe derselben an die Stadt unter Verzicht des Eigenthumsrechtes heute Ihrer Genehmigung unterbreitet.

Der Vorstand schliesst diesen Bericht über das Jahr 1894 mit dem Wunsche, dass wir in Jahresfrist mit der gleichen Befriedigung auf das Jahr 1895 zurückblicken dürfen.

IV. Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1894.

Einnahme.

		M.	Pf.	M.	Pf.
1894.	**An Cassa-Conto**				
1 Jan.	Baarbestand			298	79
	An Mitgliederbeitrag-Conto				
31 Dez	Jahresbeiträge der Mitglieder des Vereins			2540	
	An Subventions-Conto				
„ „	Subvention der städtischen Behörden behufs Drucklegung der Archivinventare			1000	
	An Effekten-Conto				
„ „	Zinsen der österreichischen Loose			20	22
	An Verlags-Conto				
„ „	Verkauf von Vereinsschriften			389	90
				4248	91

Frankfurt a. M.

Ausgabe.

1894.		M.	Pf.	M.	Pf
	Pr. Verlags-Conto				
31 Dez.	Aug. Osterrieth, hier, für Satz und Druck der Inventare des Frankf. Stadtarchivs, Band IV	2053	60		
„ „	Fr. Linz in Trier, für Sonderabzüge aus der Westdeutschen Zeitschrift über das dritte Heddernheimer Mithraeum . .	180	—		
„ „	Derselbe für das Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift . .	201	80		
„ „	Kühl & Co., hier, für Lichtdrucke .	56	50		
„ „	Honorare für Bearbeitung der Archivinventare und sonstiger Aufsätze	472	50	2964	40
	Pr. Bibliothek-Conto				
„ „	Ankauf von Büchern und Zeitschriften .	40	50		
„ „	Buchbinderarbeiten	37	85	78	35
	Pr. Unkosten-Conto				
„ „	Druckzuschuss zu A. Bings Rückblicken auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters	100	—		
„ „	Unterstützung behufs Drucklegung von Thudichums Historisch-statistischen Grundkarten, Sektionen Frankfurt und Darmstadt	270			
„ „	Beitrag zum Gesammtverein, Korrespondenzblatt des Gesammtvereins und Protokolle der Generalversammlung in Stuttgart	33	—		
„ „	Lokalmiethe	100	—		
„ „	Inserate	48	78		
„ „	Druckarbeiten	12	75		
„ „	Einkassieren der Mitgliederbeiträge .	59	55		
„ „	Neues Protokollbuch . .	2	60		
„ „	Vergütung für schriftliche Arbeiten . .	25	—		
„ „	Porti, Schreib- und Packmaterial, Vergütung für Dienstleistungen und sonstige kleine Ausgaben	308	72		
„ „	Vereinsdiener	50		1010	40
	Pr. Cassa-Conto				
„ „	Baarbestand			195	76
				4248	91

31. Dezember 1894.

G. Reutlinger,
d. Z. Kassenführer

c*

Das Vermögen des Vereins bestand am 31. Dezember 1894 in:

Cassa-Conto	Mk.	195.76
Sparkasse-Conto . .	„	1 276.33
Effekten-Conto .	„	551 68
Bibliothek-Conto .	„	2 000 —
Verlags-Conto	„	1 800.—
Inventar-Conto	„	416.—
	Mk.	6 238.77

V Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1895.

Erstattet in der Generalversammlung am 23. Januar 1896

Der Vorstand beehrt sich, Ihnen im Folgenden den üblichen Bericht über unsere Vereinsthätigkeit zu erstatten, und darf wieder seiner Genugthuung Ausdruck geben, dass auch das abgelaufene Jahr für uns ein erfreuliches gewesen ist und dass wir das neue Jahr unter günstigen Auspizien betreten haben.

Den Vorstand bildeten nach den in der Generalversammlung am 24. Januar 1895 vorgenommenen Ergänzungswahlen die Herren:

Konservator *Otto Cornill*,
Pfarrer Dr. *Hermann Dechent*,
Maler *Otto Donner-v. Richter*,
Stadtarchivar Dr. *Rudolf Jung*,
Kaufmann *Wilhelm Mappes*,
Senator Dr. *Emil v. Oven*,
Kaufmann *Emil Padjera*,
Steuerkasse-Vorsteher a. D. *Gustav Reutlinger*,
Professor Dr. *Alexander Riese*,
Professor Dr. *Georg Wolff*.

Den Vorsitz führte Herr Dr. *Jung* und in dessen Stellvertretung Herr Professor Dr. *Wolff*; das Amt des Schriftführers versah Herr *Mappes*, das des Kassenführers Herr *Reutlinger*. Die nach den Satzungen dem Vorstande zur Seite stehenden Ausschüsse waren folgendermassen zusammengesetzt: die Redaktions-Kommission aus den Herren *Jung*, *Donner* und *Riese*, die Lokal-Kommission aus den Herren *Reutlinger*, *Padjera* und *v. Nathusius*, die Exkursions-Kommission aus den Herren *Padjera*, *Kober* und *v. Nathusius*; die Bibliotheks-Kommission aus den Herren *Jung*, *Heuer* und *Pallmann*. Die Geschäfte des Bibliothekars der in den Amtsräumen des Historischen Archivs aufgestellten Vereinsbibliothek versah Herr Dr. *Jung*, welcher auch die Veröffentlichung unserer Sitzungsberichte im Korrespondenzblatte der Westdeutschen Zeitschrift, sowie die laufenden Geschäfte des Vereins besorgte.

Nach zweijähriger Amtsdauer haben jetzt satzungsgemäss die Herren *Cornill*, *Donner*, *Mappes*, *Reutlinger* und *Riese* aus dem Vorstande auszuscheiden. Herr *Reutlinger*, der seit 15 Jahren unsere Kasse geführt

hat, hat gebeten, von einer Wiederwahl abzusehen. Der Vorstand und Sie alle mit ihm bedauern lebhaft diesen Entschluss, unser langjähriger verdienter Rechnungsführer soll aber nicht aus seinem Amte scheiden, ohne dass wir ihm auch an dieser Stelle unseren herzlichen Dank für seine Verdienste um den Verein aussprechen! Die anderen Herren haben sich bereit erklärt, eine etwaige Wiederwahl anzunehmen. Wir haben uns desshalb erlaubt, die Namen dieser Herren sowie die von 6 weiteren Vereinsmitgliedern auf den Ihnen vorliegenden Stimmzettel zu setzen, der lediglich bezweckt, das Wahlverfahren zu vereinfachen, und nur als unmassgeblicher Vorschlag des Vorstandes angesehen werden will. Wir bitten Sie, 5 Mitglieder — ob vorgeschlagen oder nicht vorgeschlagen, ist völlig belanglos — neu zu wählen; alle Stimmzettel, auf welchen mehr als 5 Namen nicht durchstrichen sind, müssen für ungültig angesehen werden.

Von den in der vorjährigen Generalversammlung gewählten Revisoren unserer Kassenführung hat der eine, Herr *Joseph Dibelka*, seines Amtes walten können, der andere, Herr *Ferdinand Eyssen*, ist am 10. Oktober vorigen Jahres durch den Tod abgerufen worden. Lange Jahre hindurch hat Herr *Eyssen* sich mit entgegenkommendster Bereitwilligkeit der Revision unserer Rechnung angenommen und die Arbeiten unseres Vereins mit dem regsten Interesse verfolgt, wenn sich auch der Vielbeschäftigte nur selten an unseren Sitzungsabenden betheiligen konnte, als treuer Sohn seiner Vaterstadt und wohlwollender Förderer ihres Historischen Museums hat er diesem seine werthvolle Frankofurtensien-Sammlung testamentarisch hinterlassen. Sein Andenken wird unter uns in Ehren gehalten werden! Herrn *Dibelka* und Herrn *Schuchhard*, der als Ersatzrevisor für Herrn *Eyssen* eintrat, danken wir verbindlichst für die übernommene Revision und bitten Sie, beide Herren wiederum zu Revisoren für die Rechnung des laufenden Jahres zu ernennen und zu Ersatzrevisoren die Herren *Philipp Pauly* und Gerichtssekretär *Hermann Mentzel* zu bestimmen, die in der eben genannten Reihenfolge im Falle der Verhinderung des einen oder der beiden Revisoren eintreten würden.

Unser Mitgliederbestand zeigt nach dem erfreulichen Aufschwunge des Vorjahres wieder einen kleinen Rückgang; er ist wieder unter die Ziffer 400 gesunken. Wir begannen das Jahr 1895 mit 399 Mitgliedern, 9 Neuaufnahmen stehen 25 Verluste durch Austritt oder Tod gegenüber, so dass sich unser Bestand am 1. Januar 1896 auf 383 Mitglieder belief. Hoffen wir, dass diese Zahl uns treu bleibt, und trösten wir uns mit dem gleichen Schicksal anderer Vereine, deren Mitgliederbestand unter den Anforderungen des vielverzweigten Vereinslebens unserer Stadt ebenfalls langsam zurückgeht. Ein Verzeichniss unserer Mitglieder — das letzte wurde 1884 gedruckt — werden Sie im nächsten Bande unserer Vereinszeitschrift finden.

Von den Mitgliedern, die sich eifrig an unserer Thätigkeit betheiligten, mussten wir zu unserem lebhaften Bedauern Herrn Dr. *Pallmann* nach langjährigem, erfolgreichem Wirken in Frankfurt nach München ziehen sehen, wohin er einem ehrenvollen Rufe an das Königliche Kupferstichkabinet folgte. Verbleibt auch Herr Dr. *Pallmann* fernerhin als Mitglied in unserem Vereine, so vermissen wir ihn doch schmerzlich in unserem engeren Kreise, dem er so oft und so gern die Resultate seiner gediegenen Arbeiten auf dem Gebiete unserer Frankfurter Geschichte mittheilte.

Von den uns durch den Tod entrissenen Mitgliedern gedenken wir ausser Herrn *Eyssen* noch des Forstmeisters Freiherrn *Schott v. Schottenstein* und des Oberhofmeisters Freiherrn *v. Donop* in Weimar, in denen wir treue, mitarbeitende Freunde aus früheren Jahren verloren. Ihr Andenken lassen Sie uns durch Erheben von den Sitzen ehren!

Wir haben im abgelaufenen Jahre ausser dem Jahrgange 1894 des Korrespondenzblattes der Westdeutschen Zeitschrift nebst dem Limesblatt den vierten Band der von uns mit städtischer Unterstützung veröffentlichten »Inventare des Frankfurter Stadtarchivs« sowie den Sonderabdruck der Arbeit der Herren Professoren *Wolff* und *Cumont* über das dritte Heddernheimer Mithraeum, welche in der Westdeutschen Zeitschrift erschien, an unsere Mitglieder vertheilen lassen. Im neuen Jahre gelangt ausser dem Jahrgange 1895 des Korrespondenzblattes wieder ein Band unserer Vereinszeitschrift, des Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst, zur Ausgabe. Da der Band bereits im Laufe des Februar in Ihre Hände kommen wird, so verzichten wir hier auf eine nähere Angabe seines reichen Inhaltes und bemerken nur, dass Sie in demselben eingehende Berichte und Pläne über die römischen Ausgrabungen auf dem Hühnermarkt und über die fränkischen Funde an der Markthalle finden werden.

Von weiteren Veröffentlichungen, an denen unser Verein direkt oder indirekt betheiligt ist, können wir den Zeitpunkt des Erscheinens noch nicht mit Sicherheit angeben. Zu der Inventar-Veröffentlichung wird noch ein Ergänzungsband ausgegeben werden, der in seinem ersten Theile eine Geschichte des Historischen Archivs unserer Stadt, im zweiten eine gedrängte Uebersicht über dessen gesammte Bestände bringen wird; die erstere ist im Manuskript nahezu vollendet, die letztere — eine Verpflichtung, die uns der Magistrat bei Gewährung der Subvention im Jahre 1885 auferlegt hat — liegt bereits in den Aushängebogen fertig gedruckt vor. Mit diesem Bande erreicht die Herausgabe der Archivinventare vorläufig ihren Abschluss; wann sie wieder aufgenommen werden wird, hängt von dem Fortschreiten der Ordnungsarbeiten im Archive ab.

Eine weitere Schrift unseres Vereins soll die Korrespondenz des Königslieutenants Grafen Thorane mit dem Frank-

furter Rathe in den Jahren 1759—1763 bilden. *Thorancs* Wirken in Frankfurt während der französischen Okkupation im siebenjährigen Kriege ist für die Geschichte unserer Stadt nicht etwa desshalb von hervorragender Wichtigkeit, weil er im Hause des Raths *Goethe* wohnte und weil von ihm der junge *Wolfgang Goethe* so reiche geistige Anregungen empfangen hat, die uns Allen aus »Wahrheit und Dichtung« bekannt sind und die seinen Namen unsterblich gemacht haben; des Königslieutenants Persönlichkeit und Thätigkeit soll hier nach einer ganz anderen Seite hin dargestellt, es soll geschildert werden, in wie aufgeklärter Weise er in die verrosteten reichsstädtischen Verhältnisse eingriff, wie er, der Beamte des fremden Eroberers, in schonendster Weise den Rath der Stadt zu einer Reihe von wohlthätigen und gemeinnützigen Einrichtungen veranlasste, wir erinnern nur daran, dass Frankfurt ihm die erste Strassenbeleuchtung und die erste Häuserbezeichnung verdankt. Der Bearbeitung dieser Schrift hat sich zu unserer Freude unser Ehrenmitglied, Herr Archivrath Dr. *Grotefend* in Schwerin i. M., unterzogen, der sich früher schon mehrfach mit der Wirksamkeit *Thorancs* in Frankfurt befasst hat. Das Werk soll Ende des laufenden Jahres fertig vorliegen und im Anfang 1897 an unsere Mitglieder ausgegeben werden. Da aber nicht nur für die Freunde der vaterstädtischen Geschichte, sondern auch für die weiten Kreise der Goethefreunde das Erscheinen dieser Schrift von hohem Interesse sein wird, so haben wir, da ja unsere Mittel durch die sonstigen Veröffentlichungen vielfach in Anspruch genommen sind, uns an den Akademischen Gesammt-Ausschuss des Freien Deutschen Hochstiftes mit der Bitte um einen Zuschuss gewendet und diesen auch sofort in der Höhe von 300 Mark erhalten, wofür wir auch an dieser Stelle unserer Freude und unserem Danke Ausdruck geben.

Zu der Fortsetzung des Werkes des Herrn *Anton Bing*, »Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters, von dessen Selbständigkeit (1792) bis zur Gegenwart«, haben wir auch in diesem Jahre den kleinen Kostenbeitrag gesteuert, den wir seit 1891 alljährlich gezahlt haben. Wir wünschen dieser fleissig gearbeiteten Chronik über unser Theater, die jetzt ihrem Ende entgegengeht, eine recht weite Verbreitung unter unseren Mitgliedern.

Von dem grösseren, von uns in Gemeinschaft mit dem hiesigen Architekten- und Ingenieur-Verein begonnenen Unternehmen der »Baudenkmäler in Frankfurt a. M.« ist vor Weihnachten die erste Lieferung, bearbeitet von den Herren Stadtbauinspektor *Wolff* und Stadtarchivar Dr. *Jung*, im Völckerschen Verlage erschienen; unsere Mitglieder können das Werk in je einem Exemplare direkt beim Verleger zu dem ermässigten Preise von Mk. 4.50 für die Lieferung beziehen. Bei den uns bisher bekannt gewordenen Besprechungen und sachverständigen Aeusserungen hat das reich ausgestattete Werk allseitigen Beifall gefunden; auch der Absatz war ein guter, so dass zu hoffen

steht, dass die Finanzen des Vereins für dieses Werk, welches sich reicher Unterstützungen seitens der Stadt und der Böhmer-Administration erfreut, nicht in Anspruch genommen zu werden brauchen.

Die Zahl unserer wissenschaftlichen Sitzungen belief sich auf 11; in denselben wurden Vorträge über folgende Themata gehalten:

1) Geschichte Frankfurts im Zeitalter der Reformation und Ueberblick über die kirchliche Entwickelung der Stadt. (Pfr. Dr. *H. Dechent*.)
2) Die Kunst in Frankfurt. (*O. Donner-v. Richter.*)
3) Politische Geschichte Frankfurts 1552—1792. (Dr. *H. Traut.*)
4) Frankfurt während der Franzosenzeit 1792—1813. (Dr. *I. Kracauer*.)
5) Frankfurt als Handelsstadt. (Dr. *H. Pallmann*.)
6) Die Kelt-Germanen und ihr Antheil an der europäischen Bildung im Alterthum. (*M. May.*)
7) Bericht über die Generalversammlung der deutschen Geschichtsvereine in Konstanz. (Dr. *H. v. Nathusius.*)
8) Geschichte und Baubeschreibung der St. Nicolai-Kirche. (Dr. *R. Jung* und *C. Wolff.*)
9) Die Frankfurter Malerfamilie Fyoll im 15. Jahrhundert. (*O. Donner-v. Richter.*)
10) Die Vogtei Sulzbach im Taunus. (*W. Mappes.*)
11) Die Kreuzigungsgruppen in Frankfurt, Wimpfen und Mainz; die Funde in der alten St. Peterskirche. (Pfr. *F. Battenberg*.)

Die unter 1—5 aufgeführten Vorträge bildeten den zweiten Theil unseres im Winter 1894—1895 veranstalteten Cyclus von Vorträgen über die gesammte Frankfurter Geschichte, mit denen wir bei unseren Mitgliedern so reichen Beifall fanden; Nr. 6 ist von dem Vortragenden in einem besonderen Schriftchen veröffentlicht worden, dessen Erscheinen unser Verein fern steht, Nr. 8 ist der inzwischen erschienenen ersten Lieferung der »Baudenkmäler in Frankfurt« entnommen; Nr. 9 werden Sie in erweiterter Gestalt in dem demnächst zur Ausgabe gelangenden Bande unserer Vereinszeitschrift finden. Für die übrigen Vorträge verweisen wir auf die kurzen Berichte über unsere Vereinssitzungen im Korrespondenzblatte der Westdeutschen Zeitschrift. Den Herren Vortragenden insgesammt werde auch hier unser verbindlichster Dank für ihre Mühewaltung wiederholt, der den einzelnen Herren schon in den Sitzungen ausgesprochen wurde.

Mit unseren Vereinsausflügen im Sommer haben wir in den letzten Jahren wenig Glück gehabt, auch im verflossenen Sommer kam nur ein einziger zu Stande. Er führte die etwa 30 Theilnehmer von Bickenbach aus über das Alsbacher Schloss nach Seeheim und Jugenheim, der geplante Besuch der Burgruine Tannenberg musste wegen des heftigen Gewitterregens aufgegeben werden.

Zu den bereits erwähnten Ausgrabungen auf dem Hühnermarkt, welche durch die Versetzung des alten Freiheitsbrunnens und durch die Errichtung des Stoltze-Denkmals ermöglicht und veranlasst wurden, hat uns der Bezirksverein Alt-Frankfurt in dankenswerther Weise einen Beitrag von 100 Mark zur Verfügung gestellt. Wir haben denselben sofort der städtischen Kommission für Kunst- und Alterthumsgegenstände überwiesen, unter deren Leitung und auf deren Kosten diese Ausgrabungen vorgenommen wurden.

Eine aktive Betheiligung an solchen Ausgrabungen, die uns bisher der Stand unserer Finanzen verbot, wird uns hoffentlich in den nächsten Jahren gestattet sein. Wie Ihnen wohl bekannt sein wird, erfreuen wir uns seit zehn Jahren seitens der städtischen Behörden einer jährlichen Unterstützung von 1000 Mark zur Veröffentlichung der Archivinventare. Da die letztere aus den oben angegebenen Gründen demnächst eingestellt wird, so haben wir den Magistrat gebeten, uns diesen jährlichen Beitrag für die allgemeinen Zwecke unseres Vereins weiter zu bewilligen; denn dessen knappe Mittel werden durch die immer theurer kommenden Kosten für die Veröffentlichungen so sehr in Anspruch genommen, dass für Ausgrabungen nichts übrig bleibt, von denen allein sich die Erhellung der vorgeschichtlichen Vergangenheit unserer Stadt erwarten lässt und deren Fundstücke unser städtisches Historisches Museum bereichern sollen. Das Vertrauen auf das Wohlwollen des Magistrates, das er uns seit Jahren erwiesen, hat uns auch dieses Mal nicht getäuscht; er hat bei der Stadtverordneten-Versammlung den Antrag gestellt, uns auf drei Jahre, beginnend mit dem 1. April 1896, eine jährliche Unterstützung von 1000 Mark zu bewilligen. Die Vertreter der Bürgerschaft sind in ihren Sitzungen vom 7. und 21. Januar 1896 dem Magistratsantrage beigetreten, beiden städtischen Gremien sei hier unser verbindlichster Dank ausgesprochen.

Dieser Leistung der Stadt an uns gegenüber können wir uns jetzt auch einer Gegenleistung von unserer Seite rühmen. Im Jahresberichte für 1894 hat der Vorstand den Antrag gestellt: »unsere aus Kunst und Alterthumsgegenständen sowie aus einzelnen Archivalien bestehende Sammlung, welche 1877 dem Historischen Museum, bezw. dem Stadtarchive depositarisch übergeben wurde, den beiden genannten Sammlungen nunmehr zu Eigenthum abzugeben, jedoch mit Ausnahme derjenigen wenigen Gegenstände, welche der Verein seiner Zeit nur depositarisch erhalten hat.« Dieser Antrag fand bei der Generalversammlung vom 24. Januar 1895 einstimmige Annahme. Der Magistrat hat durch Protokoll-Auszug vom 12. Februar 1895 diese Schenkung angenommen und uns seinen Dank für diese »patriotische Widmung« ausgesprochen. Wir theilen Ihnen hier diese Aufgabe unserer eigenen Sammlungen nochmals ausdrücklich mit und schliessen die Bitte an unsere Mitglieder an, dem Vereine als solchem etwa zugedachte Geschenke

an Kunst- und Alterthumsgegenständen oder an Archivalien direkt dem Historischen Museum, bezw. dem Historischen Archive überweisen zu wollen.

Von den Sammlungen des Vereins bleibt hinfort nur die Bibliothek desselben selbständig bestehen, welche in den Amtsräumen des Stadtarchivs aufgestellt ist und dort Ihrer Benutzung oder Entleihung zur Verfügung steht. Die Vereinsbibliothek ist im letzten Jahre durch mehrfache Ankäufe und Geschenke von grösseren Werken bereichert worden; von den letzteren erwähnen wir nur die prächtig ausgestattete Arbeit von *Laske* über Schloss Wilhelmsburg bei Schmalkalden, welche der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten unserer Bibliothek überwies.

Unserem gegenseitigen Schriftenaustausche mit anderen Geschichtsvereinen und das geschichtliche Gebiet pflegenden wissenschaftlichen Gesellschaften sind im Jahre 1895 beigetreten:

Hildburghausen, Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde,

Thorn, Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst,

Emden, Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer.

Die Veröffentlichungen dieser Vereine geben wir vertragsmässig an die Stadtbibliothek ab. In dem nächsten Archivbande veröffentlichen wir wieder ein Verzeichniss der mit uns in Schriftenaustausch stehenden 147 Vereine und Gesellschaften, wovon 111 dem deutschen Reiche, 36 dem Ausland angehören.

Ueber die reichen Bestände unseres Lagers von Schriften des Vereins haben wir Ihnen bei der letzten Schriftenvertheilung ein gedrucktes Verzeichniss mit Angabe der sehr ermässigten Preise für unsere Mitglieder zugehen lassen. Viele derselben haben in Folge dessen ihren Besitz an Vereinsschriften aus unserem Lager ergänzt; diejenigen Mitglieder, welche ihre Sammlungen noch vervollständigen wollen, bitten wir, sich mündlich oder schriftlich unter Angabe ihrer Wünsche an den Vorsitzenden zu wenden, dessen Verwaltung unser Schriftenlager untersteht.

Auf der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, welche Mitte September in Konstanz stattfand, wurden wir durch Herrn Dr *v. Nathusius* vertreten, der Ihnen über die dortigen Verhandlungen und insbesondere über das auch von uns finanziell unterstützte Werk der *Thudichum*'schen Grundkarten in der ersten Wintersitzung des Vereins Bericht abgestattet hat. Fragen, welche unseren Verein näher berührten, kamen in Konstanz nicht zur Verhandlung. Das ausführliche Protokoll der Versammlung ist wie üblich im Korrespondenzblatte des Gesammtvereins abgedruckt.

An der dritten Versammlung deutscher Historiker, welche in der Osterwoche hier in Frankfurt tagte, war unser Verein nur insofern betheiligt, als der Vorsitzende als Vertreter des Vereins an der Besprechung der von historischen Vereinen und Gesellschaften entsendeten Abgeordneten Theil nahm, welche sich über die alle Gesellschaften gemeinsam interessierenden Fragen der landes- und stadtgeschichtlichen Quellen-Veröffentlichungen und deren thunlichste Gleichmässigkeit besprechen sollten. Diese auf dem Frankfurter Tage zum ersten Male vereinigte Konferenz von Vertretern landesgeschichtlicher Publikations-Institute soll hinfort alljährlich zur Förderung der gemeinsamen Interessen zusammentreten. Das nächste, die Frankfurter Geschichtsforschung angehende Ergebniss dieser Konferenz wird eine von derselben angeregte übersichtliche Bearbeitung der im Archive ruhenden Stadtbücher der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden des mittelalterlichen Frankfurt sein, über deren Vollendung wir Ihnen hoffentlich im nächsten Jahresberichte Mittheilung machen können.

Möge dieser nächste Bericht nur Erfreuliches enthalten!

VI. Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1895.

Einnahme.

		M.	Pf.	M	Pf.
1895.	**An Cassa-Conto**				
1. Jan.	Baarbestand			195	76
	An Mitgliederbeitrag-Conto				
31. Dez	Jahresbeiträge der Mitglieder des Vereins .			2620	—
	An Subventions-Conto				
„ „	Subvention der städtischen Behörden behufs Drucklegung der Archivinventare .	1000			
„ „	Subvention des Freien Deutschen Hochstifts behufs Herausgabe der Korrespondenz des Grafen Thorane	300	—		
„ „	Beitrag des Bezirks-Vereins Alt-Frankfurt für die Ausgrabungen auf dem Hühnermarkt .	100	—	1400	—
	An Effekten-Conto				
„ „	Zinsen der österreichischen Loose . . .			20	80
	An Verlags-Conto				
„ „	Verkauf von Vereinsschriften . .			61	70
	An Inventar-Conto				
„ „	Verkauf von Inventarstücken .			51	—
				4349	26

Frankfurt a. M.

Ausgabe.

1895.		M.	Pf	M	Pf.
	Pr. Verlags-Conto				
31 Dez.	Honorare	382	—		
„	Satz und Druck der Mittheilungen über römische Funde in Heddernheim, Heft I	707	99		
„	Lichtdruckarbeiten	539		1628	99
	Pr. Bibliothek-Conto				
„	Ankauf von Büchern und Zeitschriften	99	35		
„	Buchbinderarbeiten	24	40	123	75
	Pr. Sparkasse-Conto				
„	Einzahlung bei der Sparkasse der Frankfurter Gewerbekasse			1000	
	Pr. Subventions-Conto				
„	Beitrag für die Ausgrabungen auf dem Hühnermarkt			100	
	Pr. Unkosten-Conto				
„	Druckzuschuss zu A. Bings Rückblicken auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters	100	—		
„	Beitrag zum Gesammt-Verein und für 10 Protokolle der General-Versammlung in Eisenach	13	50		
„	440 Exemplare des Korrespondenzblattes der Westdeutschen Zeitschrift nebst Porto	193	—		
„	Vertretung des Vereins bei der General-Versammlung in Konstanz	100	—		
„	Lokalmiethe	150	—		
„	Inserate	74	74		
„	Druckarbeiten	87	45		
„	Erhebung der Mitgliederbeiträge und Austragen der Vereinsschriften	71	52		
„	Schriftliche Arbeiten	25	—		
„	Porti, Schreib- und Packmaterial, Vergütung für Dienstleistungen und sonstige kleine Ausgaben	111	91		
„	Vereinsdiener	50		977	12
	Pr. Cassa-Conto				
„	Baarbestand			519	42
				4349	28

1. Dezember 1895.

G. Reutlinger,
d. Z. Kassenführer.

VII. Verzeichniss der Mitglieder des Vereins.

Abgeschlossen am 31. Januar 1896.

Der Wohnsitz der Mitglieder ist, wenn nicht besonders bemerkt, die Stadt Frankfurt a. M.

Berichtigungen zu diesem Verzeichniss sowie Anzeigen von Wohnungsveränderungen bittet man an den Vorstand zu richten.

Ehrenmitglied:

Grotefend, Hermann, Dr. phil., Archivrath, Vorsteher des grossh. Geheimen und Haupt-Archivs, Schwerin i. M. (Ernannt 5 Nov 1887)

Korrespondierende Mitglieder:

Falk, Franz, Dr. phil., Pfarrer, Klein-Winternheim. (3. Juli 1873.)
Jacobi, Louis, Baumeister, Conservator des Saalburg-Museums, Homburg v. d. H. (6. Febr 1878.)
Krafft, Karl, Dr theol., Pfarrer, Elberfeld. (20. Jan. 1872.)
Quidde, Ludwig, Dr. phil., Professor, München. (5 Nov 1887)
Schalk, Heinrich, Dr jur., Bibliothekar a. D., Wiesbaden. (14. Febr. 1867.)
von Schenk zu Schweinsberg, Freiherr, Gustav, Dr phil., Direktor des grossh Haus- und Staatsarchivs, Darmstadt. (9. Aug. 1879.)
Schneider, Friedrich, Dr theol., Domkapitular, geistlicher Rath, päpstlicher Hausprälat, Mainz (6. Febr. 1878.)

Mitglieder:

Abel, Albert, Kaufmann.
Abendroth, Moritz, Buchhändler.
Abt, Ferdinand August, Architekt
Abt, Jean, Rentner.
Adelmann, Georg, Buchdruckereibesitzer.
Adickes, Franz, Oberbürgermeister
Allinger-La Roche, Jean Philipp, Kaufmann.
Alt, Johannes, Buchhandlung.
Andreae, Albert, Banquier
Andreae, Hugo, Direktor der Deutschen Gold- und Silberscheide-Anstalt.
Askenasy, Alexander, Ingenieur.
Auffarth, Franz Benjamin, Buchhändler.
Aust, Emil, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer

Bachmann, Friedrich, Versicherungsbeamter a. D
Baer, Moritz Hermann, Dr jur., Rechtsanwalt.
Baer, Simon Leopold, Buchhändler.
Baerwald, Hermann, Dr phil., Direktor der israel. Realschule.
Baier, Christian, Dr phil., Professor, Gymnasial-Oberlehrer
Bangel, Ludwig, Kaufmann.
Bardorff, Karl, Dr. med., Arzt.
Bardorff, Wilhelm, Rektor der Lersnerschule.
de Bary-Jeanrenaud, Heinrich, Banquier
Basse, Wilhelm, Dr phil., Konsistorialrath, Pfarrer
Battenberg, Friedrich, Pfarrer.
Baumbach, Rupert, Buchdruckereibesitzer.
Beck, Gottfried, Stadtrath.
Becker, Hermann, Dr. phil, Rektor der Uhlandschule.
Becker, Karl, Konsul a. D., Rentner
Bek, Franz, Schornsteinfegermeister
Belli, Ludwig, Dr phil., Chemiker.
Belz, Hermann, Dr jur, Amtsgerichtsrath.
Benkard, Emil, Dr. jur, Rechtsanwalt.
Benkard, Frau Emilie.
Berghöffer, Christian, Dr phil., Bibliothekar
Bertholdt, Theodor, Gasthofbesitzer
Best, Adam, Privatier.
Best, Karl, Kaufmann.
von Bethmann, Freiherr, Hugo, Banquier, Paris.
von Bethmann, Freiherr, Moritz, Banquier.
Beyerbach, Karl, Fabrikant.
Binding, Konrad, Rentner.
Binge, Josef, Dr jur, Rechtsanwalt.
Blass, Georg, Kaufmann.
Bleicher, Heinrich, Dr phil., Vorsteher des Statistischen Amtes.
Blumenthal, Josef, Rentner
Bolongaro, Karl, Kaufmann.
Bonn, Philipp, Banquier.
Bonn, Wilhelm, Banquier
Braun, Wunibald, Fabrikant.
Brechert, Karl, Buchhändler.
Briese, Georg, Kaufmann.
Brofft-Fabricius, Heinrich, Rentner.
Brofft, Julius, Architekt
Bücher, Karl, Dr. phil., Universitäts-Professor, Leipzig.
Burgheim, Gustav, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Buse, Heinrich, Postkassierer a. D.
Büttel, Alexander, Architekt.

Cahn, Adolf, Kaufmann.
Cahn, Moritz, Kaufmann.
Clauer, Georg, Kaufmann.
Clemm, Karl, Apotheker
Collischonn, Adolf, Hospitalmeister

Collischonn, Paul, Dr. phil., Oberlehrer.
Cornill, Otto, Conservator des Historischen Museums.
Cristiani, Alfred, Optiker.
Cuno, Karl, kgl. Postbaurath a. D.
Cuntze, Dietrich, Dr. phil., Fabrikbesitzer

Dalton, Hermann, Konsistorialrath a. D., Berlin.
Dann, Leopold, Kaufmann.
Dechent, Hermann, Dr phil., Pfarrer
Demuth, Christian, Bankbeamter
Detloff, Adolf, Buchhändler.
Dibelka, Josef, Rentner
Diefenbach, Johann, Pfarrer
Dietz, Alexander, Dr. jur, Rechtsanwalt.
Dietz, Heinrich, Rentner.
Ditmar, Friedrich, Kaufmann
Doctor, Adolf, Kaufmann.
Donner, Gustaf, Dr. jur., Rentner
Donner-von Richter, Otto, Maler.
Drexel, Theodor, Kaufmann.

Eckhard, Friedrich, Kaufmann.
Eckhardt, Ludwig, kgl. Baurath.
Edenfeld, Felix, Kaufmann.
Ehlers, Rudolf, Dr. phil., Konsistorialrath, Pfarrer
Elkan, Eugen, Dr sc. pol., Privatgelehrter.
Ellissen, August, Rentner.
Emden, Heinrich, Redakteur.
Encke, Fritz, Pfarrer, Niederrad.
Enders, Ernst Ludwig, Dr theol., Pfarrer, Oberrad.
Epstein, Jakob Hermann, Kaufmann
von Erlanger, Freiherr, Ludwig, Generalkonsul, Banquier.
Eyssen, Remy, Kaufmann.

Fay, Karl Friedrich, Fabrikant
du Fay, Frau Constance
Fechner, Wilhelm, Landgerichtsrath.
Foster, Adolf, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Finger, Christian Friedrich, Kaufmann.
Fitz, Eugen, Pfarrer a. D.
Flersheim, Albert, Kaufmann.
Flersheim, Ernst, Kaufmann.
Flersheim, Martin, Kaufmann.
Flörsheim, Leonhard Moritz, beeid. Wechselcensal.
Fösser, Richard, Dr jur, Rechtsanwalt.
Frey, Julius Valentin, Kaufmann.
Freyeisen, Heinrich Philipp, Rentner.
Friedleben, Fritz, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Fromm, Emanuel, Dr. phil., Privatgelehrter.

Froning, Richard, Dr phil., Oberlehrer.
Fuchs, Heinrich Adolf, Kaufmann.
Fuld, Salomon, Dr. jur., Justizrath, Rechtsanwalt.

Gantter, Eugen, Dr. phil., Redakteur.
Geiger, Alfred, Journalist und Stenograph.
Gerson, Jakob, Generalkonsul, Rentner
Geyger, Georg, Dr. jur., Justizrath, gräfl. Solms'scher Kammerdirektor, Assenheim
Glock, Christian Friedrich, Rentner.
Goedecker, Fritz, cand. phil.
Goes, Heinrich, Realgymnasial-Oberlehrer.
Goldschmidt, J. & S., Antiquitäten-Handlung.
Goldschmidt, Markus Moritz, Kaufmann.
Gotthold, Christian, Dr. phil., Professor, Oberlehrer
Gottwein, Fräulein Emilie, Lehrerin.
Gregorovius, Gottlieb, Assistent der Baupolizei.
Grimm, Julius, Dr. jur., Professor, Wiesbaden.
Grosmann, Otto, Dr med., Arzt.
Grunelius, Andreas Adolf, Banquier.
von Gualtz, Maximilian, Geh. Kommerzienrath, Kaufmann.
Günther, Ferdinand, Kunsthändler.
Guttenplan, Julius, Dr. med., Arzt.

von Haber, Alfred, Ingenieur, Rödelheim.
Haeberlin, Justus, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Hahn, Louis Alfred, Bankdirektor
Hamburger, Leopold, Kaufmann.
Hanau, Heinrich, Rentner.
Hanau, Wilhelm, Kaufmann.
von Harnier, Adolf, Dr jur, Justizrath, Rechtsanwalt.
von Harnier, Eduard, Dr. jur., Justizrath, Rechtsanwalt.
Hartmann, Friedrich Karl, Kaufmann.
Hartmann, Martin, Rentner
von Hasenkamp, Xaver, Dr. phil., Redakteur.
Heess, Martin, Metzger
Heimpel, Jakob, Kaufmann.
Heinemann, Heinrich, Dr phil., Institutsvorsteher.
Helfmann, Philipp, Bauunternehmer.
Hemmerich, Heinrich Ernst, Major z. D
Henninger, Anton, Rentner
Hertzog, Georg, Rentner
Herzheimer, Salomon, Dr med., Sanitätsrath, Arzt.
Heudoerffer, Julius, Dr. jur, Zeitungseigenthümer
Heuer, Otto, Dr. phil., Verwaltungsschreiber und Bibliothekar des Freien Deutschen Hochstiftes.
von Heyden, Lucas, Dr phil., Major z. D.
von der Heyden, Gotthard Eduard, Rentner
von Heyder, Georg, Rentner
Heyter, Heinrich, Architekt.
Hirschberg, Max, Dr med., Arzt.

Höchberg, Otto, Kaufmann.
Hofmann, Kaufmann.
Hofmann, Julius, Kaufmann.
Hoigne, Heinrich, Kaufmann.
Holthof, Ludwig, Dr. phil., Redakteur, Stuttgart.
Holz, Richard, Kaufmann.
Holz, Wilhelm, Kaufmann.
von Holzhausen, Freiherr, Georg, kgl. Kammerherr.
Horne, Anton, Lehrer a. D.
Horovitz, Markus, Dr. phil., Rabbiner.
Humser, Gustav, Dr. jur., Justizrath, Rechtsanwalt.

Iffland, Karl, Buchbinder.

Jaeger'sche Sortiments-, Buch- und Landkartenhandlung.
Jeidels, Julius, Rentner.
Joseph, Paul, Lehrer
Jügel, Franz, Rentner.
Jung, Philipp, Dr phil., Konsistorialrath, Pfarrer.
Jung, Rudolf, Dr phil., Stadtarchivar
Jung-Marchand, August, Dr med., Arzt.
Jungmann, Eduard, Kaufmann.

Kahn, Ernst, Dr. med., Arzt.
Kallmorgen, Wilhelm, Dr. med., Arzt.
Keller, Remigius August, Buchhändler.
Kern, Otto, Kaufmann.
Kesselmeyer, August, Rentner.
Kirschbaum, Josef, Dr. phil., Oberlehrer a. D.
Klauser, Heinrich, Verwalter des Versorgungshauses
Klimsch, Karl Ferdinand, Kaufmann.
Kloos, Jakob, Kaufmann.
Knauer, Christian, Buchdruckereibesitzer.
Kober, Friedrich, Kaufmann.
Koch, Adolf, Stadtbauinspektor
Koch, Adolf, Dr. phil., Universitäts-Professor, Heidelberg.
Koch, Heinrich, Dr. theol., Militär-Oberpfarrer.
Koehler, Ernst, Buchhändler.
Körber, Johann Georg, Rentner.
Kolb, Karl, Kaufmann.
Kortegarn, Arthur, Dr. phil., Direktor der Wöhlerschule.
Kothe, Jakob, Schreiner.
Kothe, Johann Friedrich, Schreiner
Kotzenberg, Gustaf, Kaufmann.
Kracauer, Isidor, Dr. phil., Oberlehrer.
Krebs, Albert, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Krebs, Jakob, Dr. phil., Konsistorialrath, Senior des ev.-luth. Prediger-Ministeriums
Kreutzer, Friedrich, Häfner und Ofenfabrikant.
Krug, Georg, Lehrer
Küchler, Eduard, Kaufmann.

Kugler, Adolf, Kaufmann.
Kuthe, Karl Theodor, Dr. med., Oberstabsarzt a. D.
Kyritz, Jakob, Kaufmann.

Labes, Hermann, Direktor der Providentia.
Laemmerhirt, Karl, Direktor des Deutschen Phönix.
Lafrenz, Hans, Sekretär der Stadtbibliothek.
Lang, Karl, Buchbinder.
Laské, Adolf, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Lauer, Johannes, Maler.
Lemmé, Emil, Architekt.
Lentz, Andreas, Professor, Oberlehrer a. D.
von Leonhardi, Freiherr, Moritz, Rentner, Darmstadt.
von Lersner, Freiherr, Alexander, Architekt.
von Lersner, Freiherr, Anton, Amtsanwalt.
Lesser, Wilhelm, Dr. jur., Amtsrichter.
Leuchs-Mack, Stephan Ferdinand, Generalkonsul, Fabrikant.
Levy, Salomon Heymann, Kaufmann.
Liermann, Otto, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer.
Lignitz, Eduard, Konsul a. D., Rentner.
Linel, Albert, Dr. jur., Rentner.
Linnemann, Alexander, Architekt.
Loewenberg, Hermann, Redakteur.
Lucius, Eugen, Dr. phil., Fabrikant.
Ludwig, Friedrich Wilhelm, Architekt.

Maas, Simon, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Mack, Robert, Kaufmann.
Majer, Alexander, Banquier.
Manskopf, Alexander, Kaufmann.
Mappes, Wilhelm, Kaufmann.
Matti, Alexander, Dr. jur., Stadtrath.
Mauë, Hermann, Dr. phil., Realgymnasial-Oberlehrer.
May, Martin, Gerber.
Mayer, Karl, Kaufmann, Offenbach.
Meister, Wilhelm, Dr. jur., Landrath, Homburg v. d. H.
Mentzel, Hermann, Gerichtssekretär.
Merton, Wilham, Kaufmann.
Merz, Karl, Kaufmann.
von Mettenheimer, Karl, Dr. med., Geh. Medizinalrath, Schwerin i. M.
Metzler, Wilhelm, Rentner.
Meyer-Petsch, Eduard, Kaufmann.
Minjon, Hermann Josef, Zeitungseigenthümer.
Miquel, Johannes, Dr. jur., Excellenz, Staats- und Finanzminister, Berlin.
Mommsen, Tycho, Dr. phil., Professor, Gymnasialdirektor a. D.
Mouson, Johann Daniel, Stadtrath, Fabrikant.

von Nathusius-Neinstedt, Heinrich, Dr. phil., II. Bibliothekar der Stadtbibliothek.
Nebel, August, Dr. med., Arzt.
Nestle, Richard, Rentner.

von Neufville, Alfred, Banquier.
von Neufville, Otto, Generalkonsul, Banquier.
Neustadt, Louis, Dr. phil., Privatgelehrter, Breslau.

Oehler, Emil, Buchhändler
Oelsner, Ludwig, Dr. phil., Professor, Realgymnasial-Oberlehrer.
Oppenheimer, Sir Charles, Generalkonsul, Rentner
Oppenheimer, Michael, Kaufmann.
Oppermann, Ferdinand, Rentner, Soden a. T
Osterrieth-Laurin, August, Buchdruckereibesitzer.
von Oven, Emil, Dr. jur., Senator, Stadtrath.

Padjera, Emil, Kaufmann.
Pallmann, Heinrich, Dr. phil., Conservator an der kgl. Kupferstichsammlung, München.
Passavant, Ernst, Dr jur., Stadtrath a. D.
Pauly, Philipp, Kaufmann.
Pelissier, Eduard, Gymnasial-Oberlehrer.
Petry, Heinrich, Bildhauer
Pfaehler, Friedrich Wilhelm, Kaufmann
Pfungst, Julius, Fabrikant.
Ponfick, Otto, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Posen, Wilhelm, Kaufmann.

Quilling, Friedrich, Dr. phil., Privatgelehrter.

Rahn, Georg, Kaufmann.
Rau, Ferdinand, Kaufmann.
Rauscher, Bernhard, Dr. phil., Lehrer
Reifenstein, Friedrich, Kaufmann.
Reiffenstein, Hermann, Generalagent.
Reinhardt, Karl, Dr. phil., Direktor des städtischen Gymnasiums.
Reitz, Alfred, Buchhändler
Reutlinger, Gustav, Vorsteher a. D. der städtischen Steuerkasse.
Reutlinger, Jakob, Rentner
Ricard-Abenheimer, Louis, beeid. Wechselsensal.
Richter, Johannes, Prokurist, Griesheim a. M.
Riess, Alexander, Dr phil., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Ritter, Martin, Rentner.
Rittweger, Franz, Redakteur.
Roediger, Ernst, Dr. med., Arzt.
Roediger, Paul, Dr. jur, Rechtsanwalt und Direktor der Metallgesellschaft.
Rommel, Wilhelm, Buchhändler.
Roth, Johann Heinrich, Lohnkutscherei-besitzer.
von Rothschild, Freiherr, Wilhelm, Generalkonsul, Banquier
Rücker, Franz, Fabrikdirektor.
Rügemer, Gustav, Stadtbauinspektor a. D.
Rumpf, Karl, Bildhauer.
Ruthe, Karl, Direktor der Frankfurter Lebensversicherungs-Gesellschaft.

Saenger, Karl, Pfarrer.
Sandhagen, Wilhelm, Kaufmann.
Sarnow, Emil, Dr. phil., wissenschaftlicher Hülfsarbeiter der Stadtbibliothek.
Sauerländer, David, Dr jur., Justizrath, Rechtsanwalt.
Sauerwein, Friedrich, Architekt.
Schädel, Franz, Architekt.
Schaefer, Ernst, Architekt.
Scharff, Gottfried Alexander, Kaufmann.
Scharff, Konstantin Alexander, Geh. Kommerzienrath, Kaufmann
Schauermann, Gustav, Kaufmann.
Schiel, Fräulein Auguste, Lehrerin.
Schlesicky, Emil, Rentner.
Schmidt-Lauer, Hermann, Maler.
Schmidt-Polex, Frau Anna.
Schmidt-Polex, Friedrich, Dr jur., Rechtsanwalt.
Schmidt-Polex, Karl, Dr jur., Rechtsanwalt.
Schmidt-Scharff, Wolfgang, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Schmitt-von Panhuys, Adolf, Dr phil., Generalkonsul, Fabrikbesitzer.
Schnepper-Arndt, Gottlieb, Dr phil., Privatgelehrter, Heidelberg
Schnell, Heinrich, Rentner
Schott, Simon, Börsensensal und Münzhändler.
Schrader, Rudolf, Stadtrath.
Schrotzenberger, Robert, Rentner.
Schuchhard, Karl, Buchhändler.
Schürmann, Adolf, Kaufmann.
Schwalm, Jakob, Dr phil., Privatgelehrter, Göttingen.
Schwekowsky, Theodor, Kaufmann
Schwemer, Richard, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer
Schwenck, Friedrich, Dr. med., Arzt.
Seckel, Gustav, Kaufmann.
Seckel, Heinrich, Kaufmann
Seeger, Georg, Architekt.
Seesler, Jakob, Kaufmann.
Siebert, Jakob, Dr jur., Justizrath, Rechtsanwalt.
Sioli, Emil, Dr med., Direktor der Irrenanstalt.
Söhngen, Theodor, Kaufmann
von Solms-Rödelheim, Graf, Otto, Altenhagen i. P.
Sonnemann, Leopold, Zeitungseigenthümer.
Speyer, Otto, Dr. jur., Rentner
St. Goar, Isaak, Buchhändler
Stern, Rudolf, Rentner
Stern, Theodor, Banquier
Stiebel, Friedrich, Dr. med., Rentner
Stiebel, Heinrich, Kaufmann.
Stiebel, Heinrich Eduard, Rentner.
Stilgebauer, Gustav, Bankdirektor
Stilgebauer, Otto, Pfarrer.
Strassheim, Konrad, Strassenbau-Unternehmer.
Strauss, Otto, Kaufmann.

Textor, Eduard, Kaufmann.
Thaler, August, Kaufmann.
Thomas, Christian Ludwig, Architekt
Thorn, Philipp, Volontär an der Stadtbibliothek.
Trapp, Emil, Kaufmann.
Traut, Hermann, Dr. phil., wissenschaftlicher Hülfsarbeiter der Stadtbibliothek.

Uhl, Ferdinand, Rentner.

Valentin, Veit, Dr. phil., Professor, Realgymnasial-Oberlehrer.
von Villani, Frau Baronin Therese.
Völcker, Georg, Buchhändler
Vogtherr, Karl, Kaufmann.
Volger, Otto, Dr phil., Privatgelehrter, Sulzbach i. T.

Wagner, Gottfried, Kaufmann.
Waldeck, Sigfrid, Kaufmann.
Weber, Andreas, Stadtgärtner
Weber, Karl, Verwalter der Irrenanstalt.
Wehner, Heinrich, Ingenieur
Weismann, Wilhelm, Privatier
Weizsäcker, Heinrich, Dr. phil., Direktor des Stadelschen Kunst-Instituts.
Welcker, Rudolf, Buchhändler, Okarben.
von Welling, Adolf, Dr jur., Amtsgerichtsrath a. D.
Wendling, Karl, Dr. jur, Amtsgerichtsrath.
Wirsing, Friedrich, Juwelier.
Wolf, Karl, Pfarrer
Wolff, Georg, Dr phil., Professor, Gymnasial-Oberlehrer
Wolff, Karl, Dr. phil., Stadtbauinspektor.
Wülker-Schott, Friedrich, Kaufmann.

Ziegler, Julius, Dr phil., Chemiker.
Ziegler, Frau Emma.
Ziehen, Julius, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer
Zobel, Wilhelm, Eisenbahndirektor a. D.
Zunz, David Adolf, Banquier.

Bürgerverein, Bibliothek.
Polytechnische Gesellschaft, Bibliothek
Städelsches Kunst-Institut.
Grossh. Haus- und Staatsarchiv, Darmstadt
Ständische Landesbibliothek, Kassel.
Stadtbibliothek, Wien.

VIII. Verzeichniss der mit dem Vereine im Austausch-Verhältnisse stehenden Vereine, Gesellschaften etc.

Abgeschlossen am 31. Januar 1896.

Diejenigen Vereine etc., deren Schriften von uns an die Stadtbibliothek abgeführt werden, sind mit * bezeichnet.

Deutsches Reich.

Aachen: Aachener Geschichtsverein.
— *Verein für Kunde der Aachener Vorzeit.
Altenburg: *Geschichts- und alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach: *Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg: *Historischer Verein für Schwaben und Neuburg.
Bamberg: *Historischer Verein.
Bayreuth: *Historischer Verein für Oberfranken.
Berlin: Gesammt-Verein der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.
— *Verein für die Geschichte Berlins.
— *Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.
— Herold, Verein für Heraldik, Sphragistik und Genealogie.
Bielefeld: *Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg.
Birkenfeld *Verein für Alterthumskunde.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande.
Brandenburg a. H.: *Historischer Verein.
Bremen: *Historische Gesellschaft des Künstlervereins.
Breslau: *Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens.
— *Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Cassel: Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
Chemnitz: *Verein für Chemnitzer Geschichte.
Cöln. *Historischer Verein für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Cöln.
— Stadtarchiv. (Mittheilungen aus dem Stadtarchiv von Cöln.)
Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogthum Hessen.
Dessau: *Verein für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde.
Dillingen a. D.: *Historischer Verein für Dillingen und Umgebung.
Donaueschingen: *Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landestheile.
Dortmund: *Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark.
Dresden: *Kgl. Sächsischer Alterthumsverein.
Düsseldorf: *Geschichtsverein.

Eisenberg: *Geschichts- und alterthumsforschender Verein.
Eisleben: *Verein für Geschichte und Alterthümer der Grafschaft Mansfeld
Elberfeld: *Bergischer Geschichtsverein.
Emden. *Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer
Erfurt: *Verein für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt.
Frankfurt a. M.: Freies Deutsches Hochstift.
— Taunusklub.
— Physikalischer Verein.
— Verein für Geographie und Statistik.
Frankfurt a. O.: *Historischer Verein für Heimathkunde.
Freiberg in Sachsen: *Alterthumsverein.
Freiburg i. B. *Breisgau-Verein Schauinsland.
— *Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften.
Friedrichshafen: *Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.
Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: *Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
— *Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Göttingen: *Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse.
Greifswald: *Gesellschaft für Pommersche Geschichts- und Alterthumskunde, Rügisch-Pommersche Abtheilung.
Hall a. K.: *Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Halle a. S.: *Thüringisch-Sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale.
Hamburg: *Verein für Hamburgische Geschichte.
Hanau Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover: *Historischer Verein für Niedersachsen.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Hildburghausen: *Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Hohenleuben *Vogtländischer alterthumsforschender Verein
Homburg v. d. H.: Verein für Geschichte und Alterthumskunde.
Insterburg: *Alterthums-Gesellschaft.
Jena: *Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde.
Kahla: *Verein für Geschichts- und Alterthumskunde.
Kempten: *Alterthumsverein.
Kiel: *Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
— *Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Königsberg i. Pr.: *Kgl. Bibliothek (Altpreussische Monatsblätter).
— *Alterthums-Gesellschaft Prussia.
Kreuznach: *Antiquarisch-Historischer Verein für Nahe und Hunsrücken.
Landshut: *Historischer Verein für Niederbayern.
Leipzig: *Verein für die Geschichte Leipzigs.
— *Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.
Leisnig: *Geschichts- und Alterthumsverein.
Lübeck *Verein für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde.
Lüneburg *Museumsverein für das Fürstenthum Lüneburg.
Magdeburg: *Verein für Geschichte und Alterthumskunde.
Mainz: Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer.
Mannheim: Alterthumsverein.
Marienwerder: *Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.

Meiningen *Hennebergischer alterthumsforschender Verein.
Meissen: *Verein für Geschichte der Stadt Meissen.
Metz: Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Alterthumskunde.
München: *Alterthumsverein.
— *Historischer Verein von Oberbayern.
— *Kgl. Bayerische Akademie der Wissenschaften.
Münster i. W.: *Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens.
Neuburg a. D.: *Historischer Verein.
Nürnberg: *Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
— Germanisches National-Museum.
Osnabrück: *Verein für Geschichte und Landeskunde (Historischer Verein).
Paderborn: *Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens.
Plauen i. V.: *Alterthumsverein.
Posen: *Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Regensburg *Historischer Verein von Oberpfalz und Regensburg.
Rostock: *Verein für Rostocks Alterthümer
Saarbrücken: *Historisch-antiquarischer Verein für die Städte Saarbrücken und St. Johann und deren Umgegend.
Schmalkalden. *Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
Schwerin i. M.: *Verein für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde
Speyer. Historischer Verein der Pfalz.
Stade: *Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln.
Stettin. *Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde
Strassburg i. E.: *Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass.
— Historisch-litterarischer Zweigverein des Vogesenklubs.
Stuttgart *Württembergischer Alterthums-Verein
— Württembergische Kommission für Landesgeschichte (Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte).
Thorn: *Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Trier *Gesellschaft für nützliche Forschungen.
Ulm *Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben.
Werden: *Historischer Verein für das Gebiet des ehemaligen Stiftes Werden.
Wernigerode: *Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde.
Wiesbaden: Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
Worms. Alterthumsverein.
Würzburg: *Historischer Verein von Unterfranken und Aschaffenburg
Zwickau: *Alterthumsverein für Zwickau und Umgegend.

Belgien.

Antwerpen. *Stadtarchiv (Inventare desselben)
Brüssel: *Société d'archéologie de Bruxelles.
— *Société des Bollandistes.

England.

London: *The library committee of the corporation of London.
— *The Huguenot Society of London.

Luxemburg.

Luxemburg *Section historique de l'Institut Luxembourgeois.

Niederlande.

Leiden: *Maatschappij der Nederlandsche letterkunde.
Utrecht: *Historisch Genootschap.

Norwegen.

Christiania *Kgl Norwegische Universität.

Oesterreich-Ungarn.

Brünn: *K. K. Mährische Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft, der Natur- und Landeskunde, Historisch-statistische Sektion.
Graz: *Historischer Verein für Steiermark.
Hermannstadt: *Verein für Siebenbürgische Landeskunde.
Innsbruck: *Ferdinandeum.
Klagenfurt: *Geschichtsverein für Kärnten.
Laibach: *Museal-Verein für Krain.
Linz: *Museum Francisco-Carolinum.
Prag *Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Wien: *Alterthumsverein.
— *Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich.
— *K. K. Heraldische Gesellschaft »Adler«.

Russland.

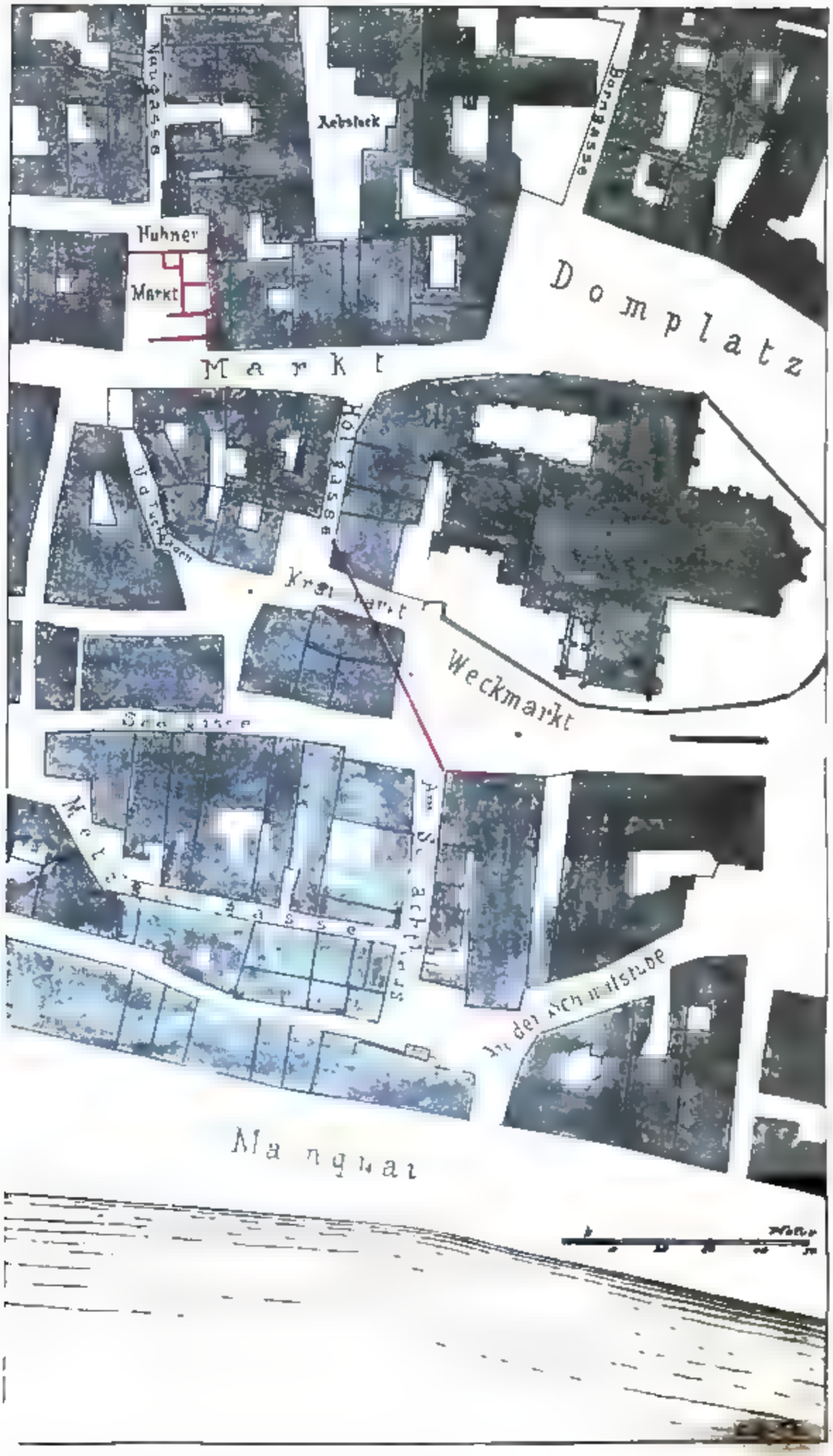
Dorpat: *Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Riga: *Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands.
St. Petersburg *Commission impériale archéologique.

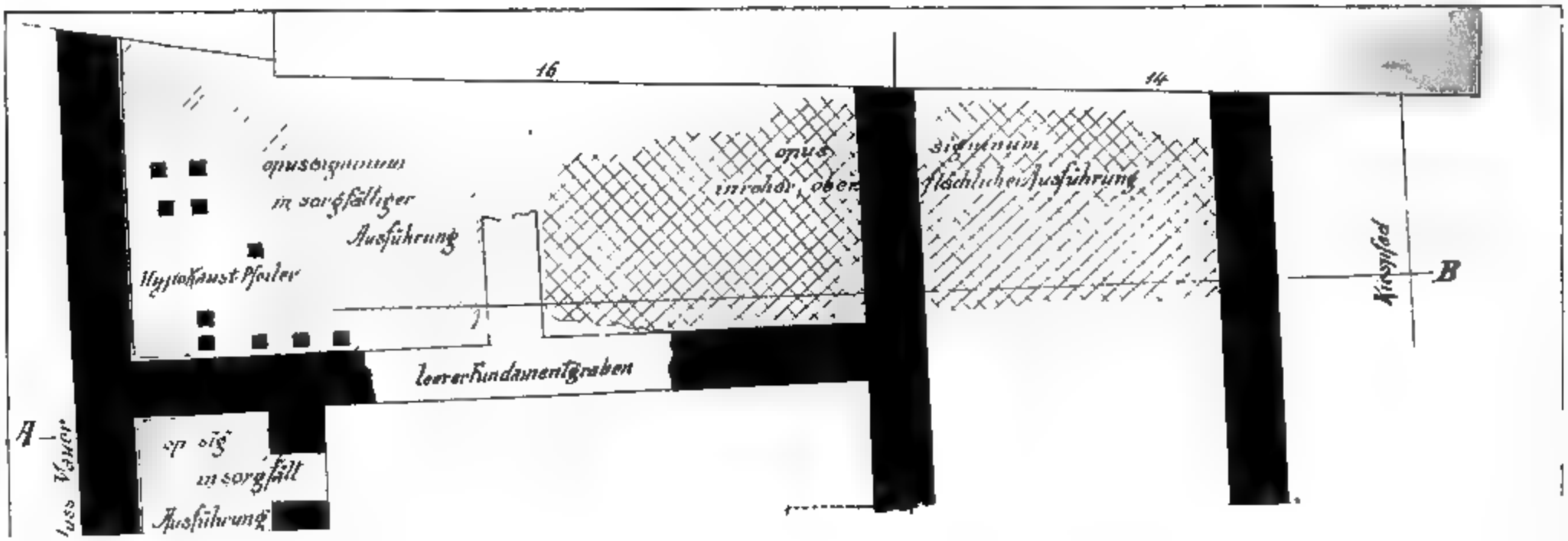
Schweden.

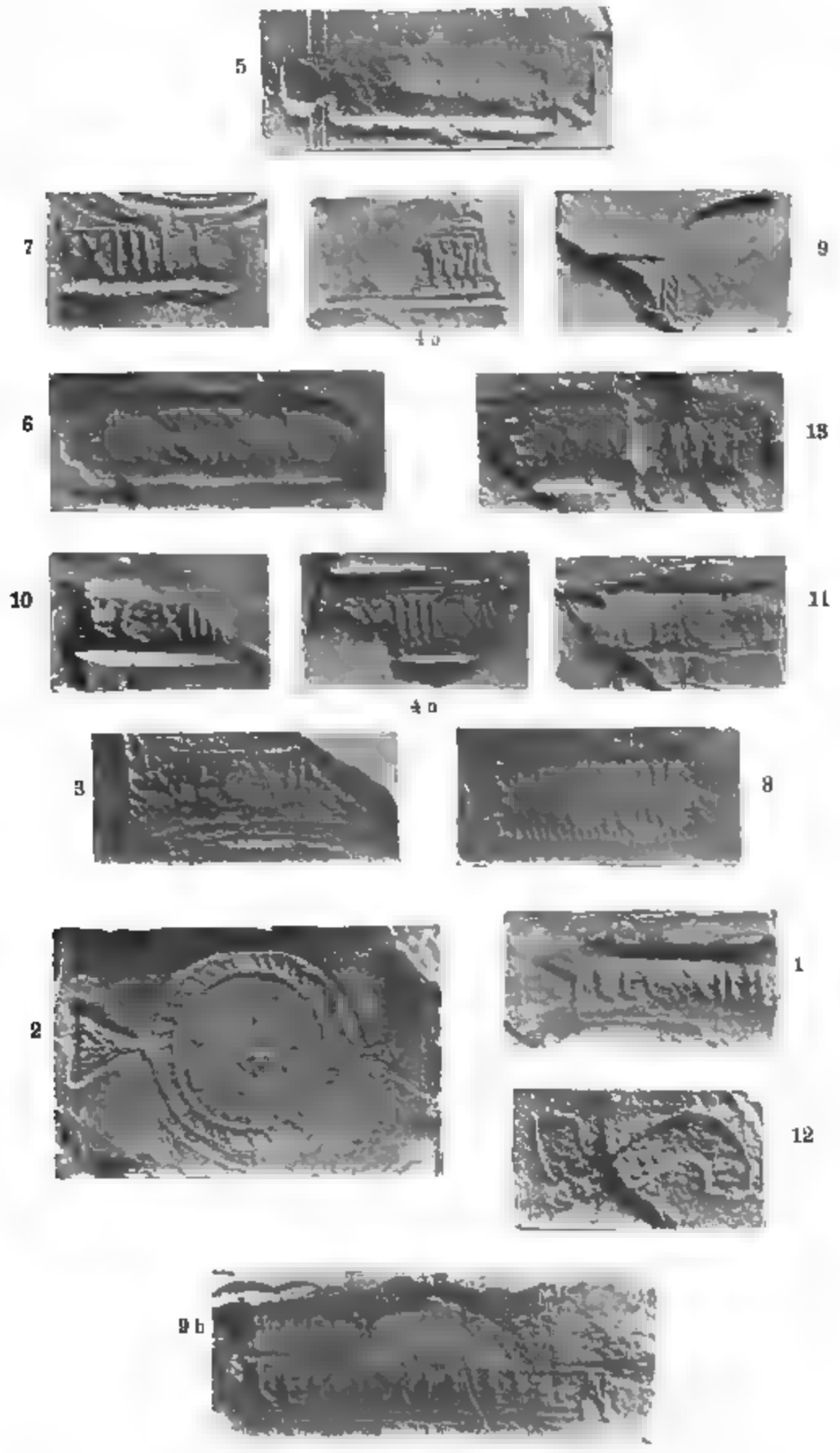
Stockholm: *Nordiska Museet.
— *Kongl. vitterhets historie och antiquitets academien.

Schweiz.

Aarau: *Historische Gesellschaft des Kantons Aargau.
Basel: *Historische und antiquarische Gesellschaft.
Bern: *Historischer Verein des Kantons.
Frauenfeld: *Historischer Verein des Kantons Thurgau.
Freiburg i. Ue.: *Deutscher geschichtforschender Verein des Kantons Freiburg.
Genf: *Société d'histoire et d'archéologie.
Luzern: *Historischer Verein der fünf alten Orte.
St. Gallen: *Historischer Verein.
Schaffhausen: *Historisch-antiquarischer Verein.
Zürich: *Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz.
— *Antiquarische Gesellschaft (Gesellschaft für vaterländische Alterthümer).

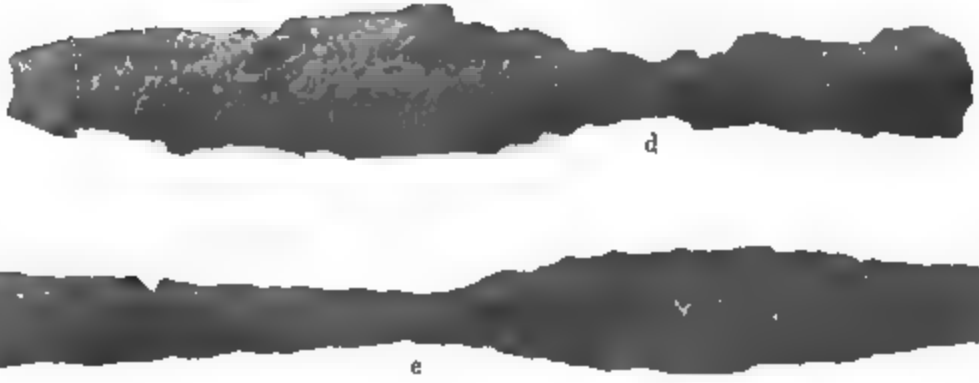

Neugasse
Rebstock
Bornpasse
Huhner
Markt
Domplatz
Markt
Weckmarkt
Mainufer

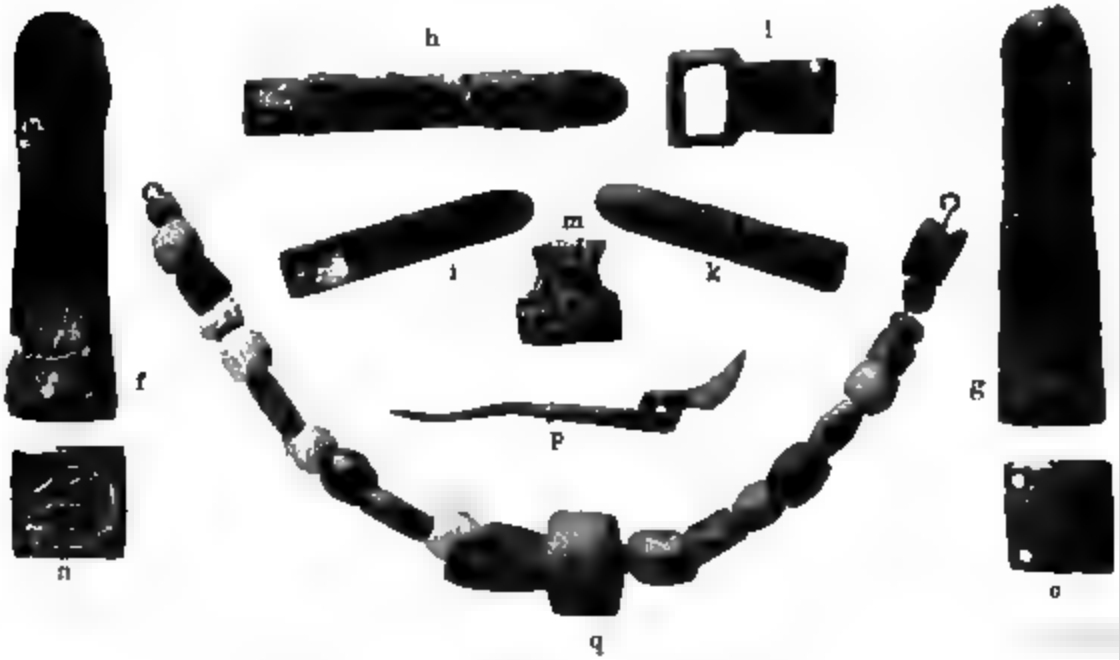

16
14
opus signinum
in sorgfältiger
Ausführung
Hypokaust Pfeiler
opus
in rohr, ober
signinum
flächlicher Ausführung
leerer Fundamentgraben
op sig
in sorgfält
Ausführung
A
B
Kiespfad



1/2 natürlicher Grösse

a
b
r


d
e


h
l
m
i
k
f
p
g
n
o
q

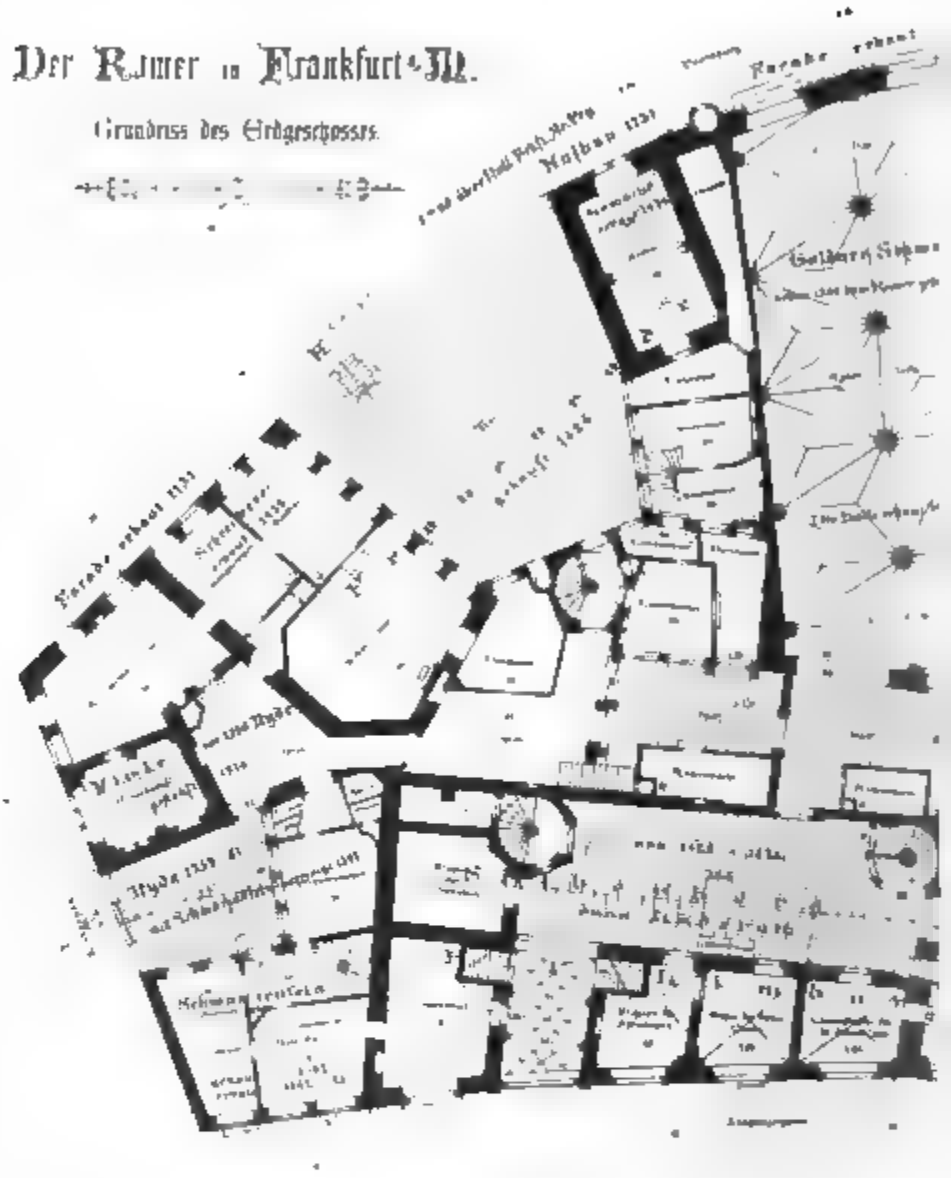


Fig.

Durchschnitt CD
auf obigem Grundriss.

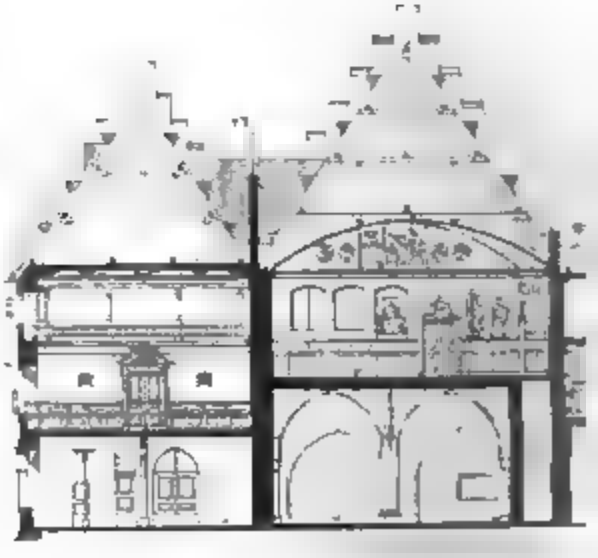
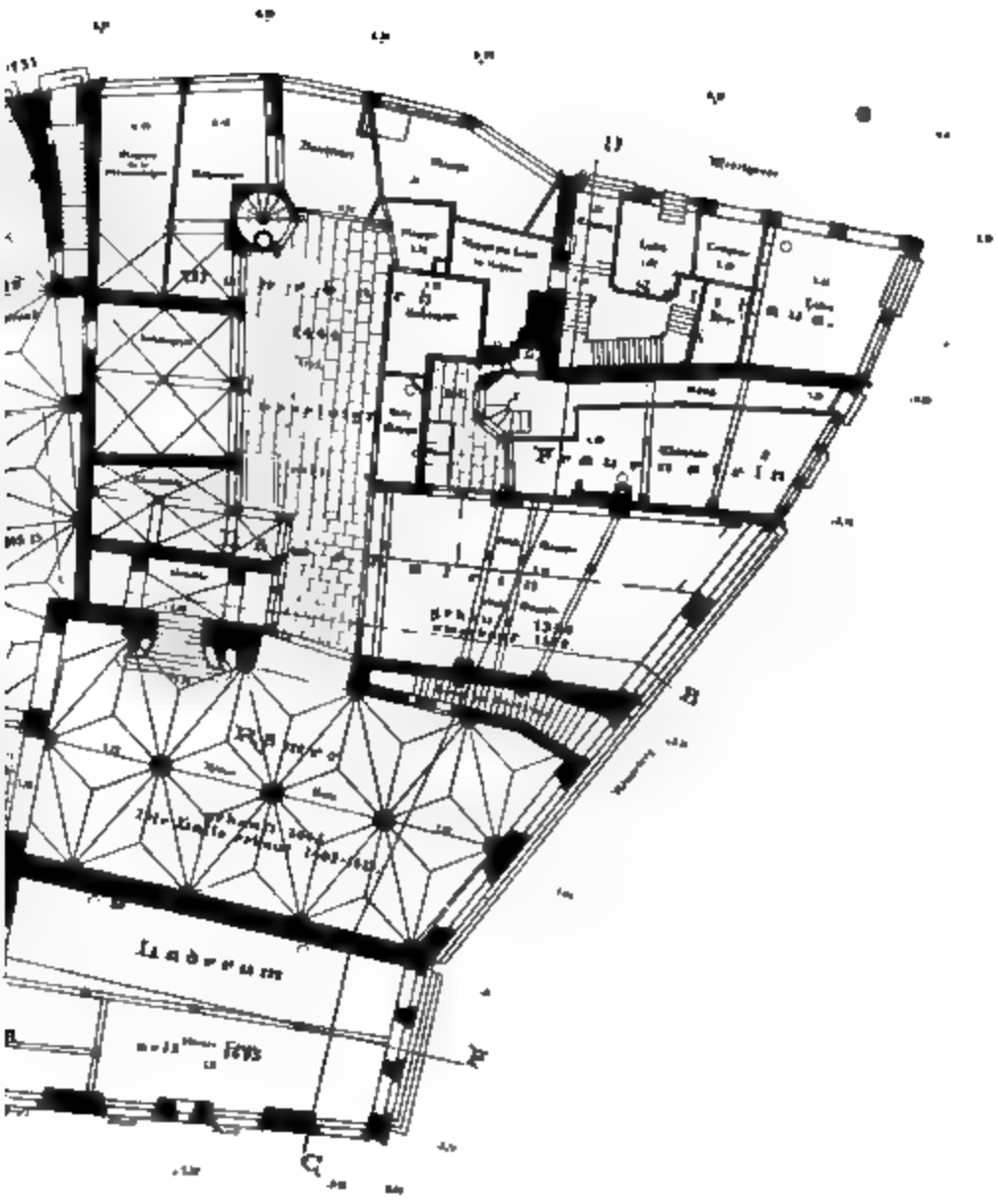
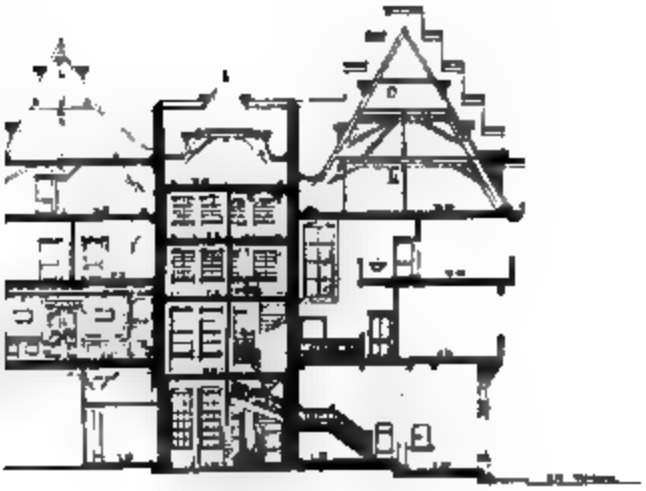


Fig.





el VI.

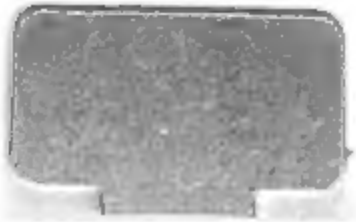
Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.



Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 665 961

Digitized by Google